image
not
available

0902
.183

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Literarisches Conversations-Blatt

für

das Jahr

1822.

Zweiter Band.

Juli — December.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Monats Juli.

Nr.

151. 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche des Fürsten A. von Hohenlohe und des Bauern Martin Michel. 2) Der Wundermann im Jahre 1821. 3) Die neue Wundersucht; zwei Predigten von Dr. Ammon. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen; eine Predigt von Dr. Röhr. 5) Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beschützerin der Gesundheit und des Lebens, eine Predigt von Dr. Bretschneider. — Elegien des Propertius; übersetzt von F. K. von Strombeck. — Zur Nachricht.

152. Walther von der Vogelweide, geschildert von L. Uhland. — Der neue Achilles; ein Roman.

153. Gelehrte Lust und alter deutscher Fleiß. — Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Fortsetzung).

154. Ueber Lacretelle's Geschichte der constituirenden Versammlung und Rabaut de St. Etienne's Abriß einer Geschichte der französischen Revolution. — Walther von der Vogelweide, geschildert von L. Uhland (Beschluß).

155. Europe; or a general survey of the present situation of the principal powers, by a citizen of the united states. — Mittheilungen über Theater, theatralische Kunst ꝛc. VI. VII. (Fortsetzung).

156. Fonk's Proceß. — Was ist Wahrheit? eine Abhandlung vom Grafen von Kalkreuth. — Noch ein Wort über Lauzun's Memoiren.

Beilage Nr. 15. Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Fortsetzung). — Bücher mit oder ohne Inhaltsanzeige?

157. Freundliches Wort an die Reimersche Buchhandlung.

158. Ueber Divinations- und Glaubenskraft. Von Franz Ritter von Baader. — Baiersche Landtags-Literatur.

159. Shakspeare's Macbeth. (Bruchstück aus einem größern noch ungedruckten Werke). — Kant an Schulz. — Boisserée Ansichten des Doms zu Köln. Fünf Lieferungen.

160. Ueber Rabaut St. Etienne. — Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Fortsetzung). — Verbesserungen.

161. Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg. II. — Uebersicht einiger interessanten Kunstleistungen in Frankfurt am Main.

162. De la révolution piémontaise. — Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg. II. (Beschluß). — Literarische Miscellen.

Beilage Nr. 16 Zwei Stimmen aus dem neuen Mittelalter über die Sache der Griechen. — Ueber Hohenlohe's Wundercuren (Beschluß). — Literarische Miscellen.

163. Bocksprung von Dresden nach Prag; und Berlins Licht- und Schattenseite von A. v. Schaden. — Striche zur Charakteristik deutscher Schriftsteller. I. E. T. A. Hoffmann. — De la révolution piémontaise (Beschluß).

164. De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe, par M. de Pradt. — Auswahl beliebter Dichtungen für jede Stimmung des Gemüths.

Nr.

165. Loveday's Bittschrift an die Pairskammer, übersetzt mit Erläuterungen von Baumgarten-Crusius. — Nachricht.

166. Briefe aus Columbien, von einem hanöverischen Officier. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

167. Aus meinem Leben von Göthe. Zweiter Abtheilung fünfter Theil. — Briefe aus Columbien von einem hanöverischen Officier (Beschluß).

168. De Pradt über Europa und America im J. 1821. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Mad. Stich (Fortsetzung). — Kirchliche Angelegenheiten in Baiern.

169. Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften von Gerstäcker. Zweiter Theil. — Shakspeare's Macbeth (Fortsetzung).

Beilage Nr. 17. Briefe über den Badischen Landtag. Dritter Brief. — Aus Paris.

170. Essai sur les Garanties individuelles, par Daunou. — Gerstäcker's Anweisung zur Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. Zweiter Theil (Beschluß). — Ueber das neue französische Douanengesetz. — Meister Floh; ein Mährchen von E. T. A. Hoffmann. — Literarische Miscellen.

171. Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger. — Ueber die Türkei und die Barbaresken. (Aus einem Privatschreiben.) — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich (Fortsetzung).

172. Ansichten eines neueren englischen Reisenden (Hughes) über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner. — Shakspeare's Macbeth (Fortsetzung). — Literarische Miscellen.

173. Büchernachdruck. 1) Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten Statt fanden. 2) Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. L. F. Griesinger — Essai sur les Garanties individuelles, par Daunou (Beschluß). — Der Beherrscher der Eilande in 6 Dichtungen, nach Walter Scott bearbeitet von F. P. E. Richter. — Literarische Miscellen.

174. Der Pirat nach Walter Scott von G. Lotz und S. H. Spiker. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich (Fortsetzung). — Ladislaus Pyrker, Patriarch zu Venedig.

175. Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December. — Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger (Fortsetzung). — Literarische Miscellen.

Beilage Nr. 18. Literarische Notizen aus Wien. — Ansichten eines neueren englischen Reisenden (Hughes) über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner (Beschluß). — Aus Paris (Beschluß). — Bemerkungen.

0902
.183
V.2
(RECAP)

612610

Digitized by Google

Inhalt des Monats August.

Nr.

176. Frau von Stael vor dem Richterstuhle der französischen Kritik. — Shakspeare's Macbeth (Fortsetzung). — Zur Nachricht.

177. Büchernachdruck. 1) Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten Statt gefunden. 2) Der Büchernachdruck, aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. L. F. Griesinger (Beschluß). — Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem leipziger Stadttheater (Fortsetzung). — Berichtigung. — Zur Nachricht.

178. Auch ein Wort über den Meßkatalog. Zusatz.

179. Jahrbücher der Literatur. 16ter Band. 1821 (Fortsetzung). — Shakspeare's Macbeth (Beschluß).

180. Stimme aus Nordamerica über deutsche Kritik. — Frau von Stael vor dem Richterstuhle der französischen Kritik (Beschluß). — Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger (Fortsetzung). — Literarische Miscellen.

181. Ueber die Verurtheilung Fonk's. — Ueber einige Gastdarstellungen des Hrn. und der Madame Stich auf dem leipziger Stadttheater (Beschluß). — Rüge. — Druckfehler.

Beilage Nr. 19. Literarische Notizen aus Wien (Beschluß). — Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger (Beschluß). — Berichtigung. — Der Schleier der Königin Maria Stuart.

182. Ueber die neue Sammlung der die französische Revolution betreffenden Memoiren. — Der neue Achilles 1821. — Miscelle.

183. Politische Literatur. De la peine de mort en matière politique, par Guizot. — Correspondenznachricht aus Livland. — Miscellen.

184. Malthus und Godwin's Bevölkerungssysteme. — Politische Literatur. De la peine de mort en matière politique par Guizot (Beschluß). — Neueste französische Literatur.

185. Ueber Fonk's Proceß. — Fünfundzwanzig Spiele nach deutschen Sprüchwörtern, von J. v. Voß.

186. Ueber Fonk's Proceß (Fortsetzung). — Pamiatniki Rossiskoi Slovesnosti XII. wieka.

187. Neuester Stand der griechischen Sache, dargestellt vom Prof. Krug. — Ueber Fonk's Proceß (Beschluß). — Nachrichten aus Schweden.

Beilage Nr. 20. Jahrbücher der Literatur. 1821. 16ter Band (Beschluß). — Nachrichten aus Schweden (Beschluß). — Neueste französische Literatur.

188. Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le Général Jomini. — Dido, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Gehe.

Nr.

189. Denkmal der Liebe, geweiht dem verewigten Probst Dr. G. A. L. Hanstein. — Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le Général Jomini (Beschluß). — Schutzrede gegen eine schändliche Verläumdung. — Englische Literatur.

190. Auswahl des Besten aus Rochlitz sämmtlichen Schriften. 4ter — 6ter Band. — Dido, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Gehe (Beschluß).

191. Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben. — Ansichten französischer Royalisten über Voltaire. — Auswahl des Besten aus Rochlitz sämmtlichen Schriften (Fortsetzung). — Englische Literatur.

192. Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben (Beschluß). — Auswahl des Besten aus Rochlitz sämmtlichen Schriften (Beschluß).

Beilage Nr. 21. Der Berangersche Liederproceß.

193. Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpuncte der Politik betrachtet von Dr. H. G. Tzschirner. — Miscellen aus Kopenhagen. — Auszug eines Schreibens aus Neapel.

194. Die Brüdergemeine und ihr Jubelfest in Herrnhut. — Schicksal der englischen Bühne zu Paris.

195. Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften. — Histoire de la ville de Laon, par J. F. L. Devisme. — Miscellen.

196. Die Legende von den heiligen drei Königen, herausgegeben von G. Schwab. — Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften (Beschluß). — Noch ein Urtheil eines englischen Kunstrichters über die Fortunes of Nigel.

197. Europe; or a general survey of the present situation of the principal powers; with conjectures on their future prospects: by a citizen of the United States. — Otto III., Pfalzgraf und nachher Herzog in Baiern. Ein baierisches Nationalschauspiel in 5 Akten, von L. J. Denk. — Neueste franz. Literatur.

198. Marienbad im Vorsommer 1822. — Maßstab eines französischen Kritikers für Literatur-Reichthum. — Neueste französische Literatur.

199. Oeuvres choisies de Mirabeau. — Marienbad im Vorsommer 1822 (Beschluß). — Dodwell's Reise durch Griechenland ꝛc., herausgegeben von F. W. v. Schütz.

200. Einseitiges über einige Gastrollen. — Meister Floh. Ein Mährchen in 7 Abenteuern zweier Freunde. Von E. T. A. Hoffmann. — Sinnreiche und unterhaltende Geschichten, aus Frater J. Paulus Schimpf und Ernst. Herausgegeben und mit einer kurzen literarischen Notiz begleitet von G. Jördens. — Miscelle.

Beilage Nr. 22. Ueber den Berg Sorakte. — Lettre de Cauchois Lemaire à M. Bellart, procureur général. — Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres ... par M. Friedländer. D. M.

Digitized by Google

Inhalt des Monats September.

Nr.

201. Geſchichte und Beſchreibung der königlichen Bibliothek zu Dresden. Von Dr. F. A. Ebert. — Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen. Ein Verſuch von Hrn. von der Borg. — Zur Nachricht.

202. Views of Society and Manners in America. — Vergangenheit und Gegenwart. Ein Roman von Caroline Baronin de la Motte Fouqué.

203. Briefe eines Frauenzimmers über einige Erſcheinungen in der Literatur. V. Das goldene Vließ von Grillparzer. — Views of Society and Manners in America (Beſchluß). — Franzöſiſche Literatur.

204. Aus einer Rede von Bilderdyk über dichteriſche Begeiſterung und Schwärmerei. — Das goldene Vließ, von Grillparzer (Fortſetzung). — Schriftſtellernachtſamkeiten jeder nur nicht politiſcher Art.

205. Aus Caſanova's Memoiren. Zweiter Band. — Abel-Rémuſat's chineſiſche Grammatik.

206. Noch etwas von dem ſeitherigen Berichterſtatter über den Fonkſchen Proceß. — Das goldene Vließ, von Grillparzer (Beſchluß). — Aus Italien. — Anzeige.

207. Ueber die neueſte Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnſitzen. — Griechenlieder. — Miscellen.

208. Das Syſtem der Bewegung. — Ueber die neueſte Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnſitzen (Fortſetzung).

209. Denkſchrift der funfzigjährigen Jubelfeier Sr. Exc. des Hrn von Trüzſchler. — Beredtſamkeit americaniſcher Wilden. — Miscellen.

210. Die Rechte der chriſtlichen Religion über die Verfaſſung chriſtlicher Staaten, von D. Puſtkuchen. — Aus Italien. — Miscellen.

211. Blicke ins ſüdliche Rußland. — Ueber das verſchiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poeſie von D. Tölken.

Beilage Nr. 23. Histoire des événements de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, par Raffanel. — Miscellen.

212. Darſtellung der neuen Entdeckungen über die Elektricität und den Magnetismus. — Ueber die neueſte Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnſitzen (Beſchluß). — Ein Brief Kant's an Käſtner.

213. Ueber Popularität und Myſticismus in der Wiſſenſchaft und im Leben. — Aus Italien.

Nr.

214. Deutſche Taſchenbücher für 1823. I. Minerva. — Ueber Popularität und Myſticismus in der Wiſſenſchaft und im Leben (Beſchluß).

215. Holberg's Luſtſpiele überſetzt von Oehlenſchläger. Erſter und zweiter Theil. — Blicke ins ſüdliche Rußland (Beſchluß). — Anzeige.

216. Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus von D. Wolfart. 4 Bände. — Das Feſt der Himmelfahrt Mariens zu Meſſina.

217. Der Prinz von Homburg nochmals. — Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus (Beſchluß). — Neueſte Erzählungen von A. Schreiber. 2 Bdchn.

218. Ueber Neuholland und van Diemensland, und beſonders über den neueſten Zuſtand des leztern. — An die Redaction des Lit. Conv. Blattes aus Wien (Stichiana).

219. Ueber Neuholland und van Diemensland (Fortſetzung). — Correſpondenz-Nachrichten. — Anzeige.

220. Lord Byron's Leben. — Gottlieb Sonntag, von Heſekiel. — Neueſte Erzählungen von A. Schreiber (Beſchluß).

221. Politiſche Literatur. Les milles et une calomnies pendant le ministère de Mr. le Duc Decazes. — Lord Byron's Leben (Fortſetzung). — Aus den Briefen eines Reiſenden.

222. Briefe von Joſeph dem Zweiten. Zweite Auflage. — Ueber Neuholland und van Diemensland (Beſchluß). — Das neue franzöſiſche Douanenſyſtem. — Berichtigung.

Beilage Nr. 24. Histoire du jury par M. Aignan. — Etwas zur Erläuterung der Glaubwürdigkeit literariſcher Berichte von Dänemark in fremden periodiſchen Schriften. — Noch ein Beitrag zur Geſchichte der religiöſen Duldung im 19ten Jahrhundert.

223. Fragmente aus einer Schweizerreiſe im Sommer 1822. Ein Blick in die Bäder der Schweiz und des Rheins im Juni, Juli und Auguſt 1822. — Lord Byron's Leben (Beſchluß).

224. Neue Ausgabe von Erſch Handbuch der deutſchen Literatur. — Fragmente einer Schweizerreiſe im Sommer 1822 (Fortſetzung). — Taſchenbuch-Literatur.

225. Stimme aus England für die Griechen. — Fragmente aus einer Schweizerreiſe im Sommer 1822 (Beſchluß). — Assunto primo della scienza del diritto naturale, par J. D. Romagnosi. — Neueſte Erzählungen von A. Schreiber.

Digitized by Google

Inhalt des Monats October.

Nr.

226. Politische Literatur. 1) The state of the nation at the commencement of the year 1822. Considered unter the four Departments of the finance, foreign relations, home department, colonies and board of trade. 2) An answer to the state of the nation at the commencement of the year 1822. And the Declarations and conduct of his Majesty's Ministres fairly considered. I. — Sydoniens Wittwenjahre. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Fanny Tarnow. 2 Thle. — Rundgemälde der Gegend von Dresden. Von W. A. Lindau. 2 Thle. — Zur Nachricht.

Beilage Nr. 25. Literarische Notizen aus Wien. — Du Piémont à la fin de 1821; ou effet de l'influence des sociétés. — Zur Notiz.

227. Deutsche Taschenbücher für 1823. 2. Aurora. — Vivian's Unterredung mit Napoleon auf Elba. — Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. Herausgegeben von F. Jacobs.

228. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung in den preußischen Staaten. — Orangenblüthen, von Carl Borromäus von Miltitz. Zwei Sammlungen. — Vivian's Unterredung mit Napoleon auf Elba (Beschluß). — Das Kind Europas, oder die fünf Märtyrer der Zeit. Ein satyrisch-politischer Roman nach dem Französischen frei bearbeitet von P. von Husch.

229. Göthe. — Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten von F. Jacobs (Beschluß). — De antiquis quibusdam scripturis et inscriptionibus in Sibiria repertis.

230. De la Révolution piémontaise. — Göthe (Forts.).

231. Politische Literatur. Des partis en France et dans la chambre des Députés pendant la session de 1822. — Irrenhäuser in Italien. — Kritische Hefte für Aerzte und Nichtärzte, von Dr. Jörg.

232. Deutsche Taschenbücher für 1823. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von St. Schütze. — Des partis en France et dans la chambre des Députés pendant la session de 1822. — Reichthum der deutschen Sprache.

233. Halidon Hill, a Dramatic Sketch from Scottish History. By Sir Walter Scott. — Göthe (Forts.). — Der Wayland-Schmidt.

234. Nigel's Schicksale. Frei nach dem Englischen nach W. Scott von B. J. F. von Halem. — Göthe (Beschluß). — Des großen Kurfürsten Maximilian's I. von Baiern Anleitung zur Regierungskunst, herausgegeben von Freih. von Aretin.

235. Theodor Dukas Reisen durch Europa von Karl Mills. — Americanisches Urtheil über Edeling's Geschichte Pensylvaniens. — Anekdote.

236. Napoleon in der Verbannung. Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and government, in his own words. By O'Meara. — Theodor Dukas Reisen durch Europa von Karl Mills (Beschluß). — Literarische Anzeige.

Nr.

237. Ueber Wilhelm Meisters Wanderjahre von Göthe. — Napoleon in der Verbannung (Fortsetzung). — Zur Naturkunde.

238. Lucchesini über die Ursachen und die Wirkungen des Rheinbundes. — Aus Paris. — Bemerkungen.

Beilage Nr. 26. Politische Literatur. Lettre à Mr. le Procureur général de la cour royale de Poitiers, par Mr. Benjamin Constant. — König Hrolf in Leire. Eine altnordische Erzählung von Oehlenschläger.

239. Der Mensch im Staate und in der Kirche. Insbesondere Deutschland und sein Genius. Von A. Neurohr. — Napoleon in der Verbannung (Fortsetzung). — Hauschronik, meinen Anverwandten und Freunden gewidmet.

240. Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß, vornämlich mit Hinsicht auf die jetzt mehr als je wichtige Frage: ob das Geschwornengericht die ihm allgemein nachgerühmte Vortrefflichkeit in diesem Proceß bewährt, oder sich durch das ausgesprochene: „Schuldig" als ein für echte Criminaljustiz untaugliches Institut bewiesen habe? — Napoleon in der Verbannung (Fortsetzung).

241. Ihr. — Napoleon in der Verbannung (Beschluß). — Miscellen.

242. Six mois en Espagne. Lettres de Mr. Joseph Pecchio à Lady J. O.. — Erzählungen von Fr. Laun. Die Sparcasse; ein Roman von demselben. Die Ehe zur linken Hand, von demselben.

243. Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale von Th. Huber. 2 Thle. — Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß (Fortsetzung). — Schutzpocken in England. — Bemerkungen.

244. Kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. — Des Pfarrers Heimath. Ein romantisches Gemälde nach dem Englischen der Miß Anna Porter, von Constantia von B.

245. Politische Literatur. 1) The state of the nation. 2) An answer to the state of the nation. II. — Das Jagdschloß Diana, und Wally's Garten. Zwei Erzählungen. — Zur Nachricht. — Miscellen.

246. Archivwesen. — Kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. — Denkschrift von de Las Cases.

247. Vermischte Schriften von August Graf von Platen-Hallermünde. — Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß (Fortsetzung). — Miscellen.

248. Ueber Taschenbücher überhaupt und das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1823 insbesondere. — Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß (Fortsetzung). — Lösung einer grammatischen Aufgabe, und Nichtlösung. — Bemerkung.

249. Vanderbourg über Lord Byron. Erster Artikel. — Ueber Taschenbücher überhaupt und das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1823 insbesondere (Beschluß). — Miscellen.

250. Ueber die Schweiz. — Vanderbourg über Lord Byron (Beschluß). — Bildnisse zu Scott's Romanen. — Miscellen.

Digitized by Google

Inhalt des Monats November.

Nr.

251. Recherches sur les animaux fossiles, par Mr. Cuvier. — Das neue Arbeitshaus in Florenz. — Die Seejungfer (Mit einer Abbildung). — Kanalbau in Mailand. — Zur Nachricht.

252. Deutsche Taschenbücher für 1823. 4. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Fr. Kind. — Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß (Fortsetzung). — Göthe und die Frösche. — Miscellen.

253. Beruhigungen des Unwissenden. — Aus Italien. — Miscellen.

254. Stimme aus Sachsen, über die Art und Weise, wie die evangelische Kirche in Baiern durch das neue Institut von Kirchen-Vorständen einer Kirchen-Glaubens- und Sittenzucht unterworfen werden soll. — Die italienischen Strohhüte. — Miscellen.

Beilage Nr. 26. Drei Beilagen zu dem Artikel: Stimme aus Sachsen ꝛc. — Luccock's Bemerkungen über Rio Janeiro in Süd-Brasilien. — Miscellen.

255. Deutsche Taschenbücher für 1823. 5. Frauentaschenbuch. — Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß (Beschluß). — Miscellen.

Beilage Nr. 27. Literarische Notizen aus Wien. — Aus Paris. — Miscellen.

256. Vanderbourg über Lord Byron. Zweiter Artikel. — Beruhigung des Unwissenden (Beschluß). — Miscellen.

257. Deutsche Taschenbücher für 1823. 6. Urania. — Vanderbourg über Lord Byron. II. (Beschluß). — Bracebridge Hall, or the humorists, vom Americaner Irwing. — Verbesserung.

258. Die Königinnen, ein dramatisches Gedicht von Dr. F. Raupach. — Bracebridge Hall von Irwing (Beschluß). — Miscellen.

259. Ueber den Charakter Medea's im Grillparzerschen dramatischen Gedicht: das goldene Vließ. — Bemerkung. — Miscellen.

260. Zum Michaelis-Meßkataloge von 1822. — Ueber den Charakter Medea's (Fortsetzung). — Miscellen.

261. Politische Literatur. 1. The state of the nation at the commencement of the year 1822. 2. An answer to the state of the nation. III. — Das Musikfest zu Magdeburg im October 1822.

262. Vanderbourg über Lord Byron. Dritter Artikel. — Erinnerungen, eine Sammlung vermischter Erzählungen und Gedichte von C. von Holtei. — Miscellen.

263. Die Kehrseite der Griechen auf Morea (Lieber's Reisetagebuch). — Ueber den Charakter Medea's (Beschluß). — Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen. Ein Versuch von T. Goluchowski. — Literarische Notiz. — Miscellen.

Nr.

264. Zweite Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, in den Jahren 1819 und 1820, in den königl. Schiffen Hekla und Griper, unter den Befehlen von Parry; aus dem Englischen. — Anzeige von Büchern, welche bei F. A. Brockhaus in Leipzig nicht erschienen sind.

265. Voyage en Arménie et en Perse, fait dans les années 1806 et 1807, par Jaubert. — Zweite Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt von Parry (Fortsetzung). — Miscellen.

266. Deutsche Taschenbücher für 1823. 7. Huldigung den Frauen von Castelli. — Zweite Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt von Parry (Beschluß). — Der Pirat, in den Uebersetzungen von Spiker, Lotz und Frau v. M. — Voltaire als Verbesserer des Landbaues. — Miscellen.

267. Dublin im J. 1822. — Voyage en Arménie et en Perse par Jaubert (Fortsetzung).

268. Noch eine Stimme für die Griechen aus England. — Zeitbetrachtung. — Das System der Liebe.

269. Sismondi's Geschichte der Franzosen mit Anmerkungen von Luden. 1ster Thl. — Voyage en Arménie et en Perse par Jaubert (Beschluß). — Aus Neapel. — Miscellen. — Literarische Anzeige.

270. Memoirs of the life of Anne Boleyn. — Walter Scott über Le Sage. — Literarische Nachrichten.

Beilage Nr. 28. Bemerkungen des Herausgebers der Encyklopädie der Freimaurerei über die Beurtheilung des ersten Bandes derselben in der Jen. allg. Lit. Zeit.

271. Ueber den Congreß zu Verona und den Vorabend großer Ereignisse von Doctor von Hornthal, königl. baier. oberstem Justizrathe. Im October 1822. — Karl Immermann's Trauerspiele. — Miscellen.

272. Des Partis en France et dans la Chambre des Députés pendant la Session de 1822. — Memoirs of the life of Anne Boleyn (Fortsetzung).

Beilage Nr. 29. Bemerkungen des Herausgebers der Encyklopädie der Freimaurerei über die Beurtheilung des ersten Bandes derselben (Beschluß). — Die Theater in Florenz. — Miscellen.

273. Betrachtungen über Bücher und Büchervermehrung. — Literarische Notizen aus Schweden. — Miscellen.

274. Blicke auf Griechenland. — Romane von Schilling. 1) Wolfgang oder der Name in der That. 2) Häusliche Bilder. — Zur Geschichte der Rückschritte.

275. Deutsche Taschenbücher für 1823. Neues Taschenbuch von Nürnberg. — Des Partis en France et dans la Chambre des Députés pendant la Session de 1822 (Beschluß). — Bemerkung. — Miscellen.

Digitized by Google

Inhalt des Monats December.

Nr.

276. Die Herzogin von Montmorenci; von Caroline de la Motte Fouqué. — Memoirs of the life of Anne Boleyn (Fortsetzung) — Zur Nachricht.

277. Sitten, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des schles. Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Herausgegeben von Büsching. Zweiter Band. — Aus Italien — Literarische Nachrichten.

278. Deutsche Taschenbücher für 1823. Rheinisches Taschenbuch. — Memoirs of the life of Anne Boleyn (Fortsetzung). — Griechenlieder.

279. Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. VII. VIII. — Berichtigung eines Irrthums.

280. Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, von Gregor v. Berzeviczy. — Memoirs of the life of Anne Boleyn (Beschluß). — Miscellen.

281. Aus Italien. — von Berzeviczy's Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn (Fortsetzung). — Einige Bemerkungen über Mislei's Totalgrundmathesis. — Literarische Nachrichten.

282. Ueber den Zustand von Irland. I. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. VIII. IX. — Literarische Nachrichten.

283. Die Lehre von der Wirthschaft des Staats, oder pragmatische Theorie der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung, von Dr. Behr. — Literarische Nachrichten. — K. M — r. über Geschwornengerichte. — Miscellen.

284. Die dramatischen und dramaturgischen Taschenbücher. I. Carl von Holtei's Jahrbuch auf 1822 u. 1823. — von Berzeviczy's Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn (Beschluß).

285. Die Kirchenvereinigung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. — Die dramatischen und dramaturgischen Taschenbücher. I. Carl von Holtei's Jahrbuch auf 1822 u. 1823 (Beschluß).

286. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls von Schwarzenberg; von A. Prokesch. — Franklin's Landreise an der Nordküste von America. — Literarische Nachrichten.

287. Verona. — Die Kirchenvereinigung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (Beschluß). — Literarische Nachrichten.

288. Ueber den Zustand von Irland. II. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls von Schwarzenberg (Beschluß). — Literarische Nachrichten.

289. Zwei Taschenbücher aus Wien für das Jahr 1823. — Aus Italien. — Literarische Nachrichten. — Miscellen.

290. Die Kunstausstellung in Berlin. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. IX. (Fortsetzung). — Lord Byron's Zeitschrift.

Nr.

291. Politische Literatur. 1. The state of the nation etc. 2. An Answer to the state of the nation. IV. — Griechische Inschriften.

292. Napoleons letzte Krankheit. — Die Kunstausstellung in Berlin (Beschluß). — Erzählungen und Novellen. Von Helmina von Chezy.

293. Neugriechenland und seine Sänger. 1) Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland, von Dr. Franz Lieber. 2) Neue Griechenlieder von Wilhelm Müller. 3) Griechenlands Morgenröthe, von Ludwig Rellstab. — Drei Erzählungen von C. J. S. Contessa d. Aelt. — Literarische Nachrichten.

Beilage Nr. 30. Literarische Notizen aus Wien. — Literarische Nachrichten.

294. Ueber den Zustand von Irland. III. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. IX. (Fortsetzung). — Literarische Anzeige.

295. Die dramatischen und dramaturgischen Taschenbücher. II. Spenden für Thaliens Tempel von Dr. Carl Töpfer. — Ueber den Zustand von Irland. III. (Beschluß). — Ueber den Islamismus, das Türkenthum, dann die Sache der Griechen und Europens Pflichten dabei, vom Staatsrath v. Hazzi. — Literarische Nachrichten. — Druckbesserungen.

296. Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz von Dr. E. F. von Schmidt-Phiseldeck. — Briefe über das eben erschienene Werk: Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts von K. W. O. A. von Schindel. — Frühlingklänge. Von Georg Döring. — Literarische Nachrichten.

297. Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters von Heinrich Luden. 2te Abtheilung. — Erzählungen von Washington Irving; aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. — Literarische Nachrichten.

298. Die Missionen in Frankreich. — Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz von Dr. E. F. von Schmidt-Phiseldeck (Fortsetzung). — Eduard. Ein romantisches Gemälde nach Walter Scott's Waverley, von W. A. Lindau. — Literarische Nachrichten.

299. Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse von Verona, von Görres. — Chrysostomus. Drama in fünf Aufzügen von Fr. von Uechtritz. — Die Braut. Ein romantisches Gemälde, übersetzt von W. A. Lindau. — Literarische Nachrichten.

300. Ueber den Zustand von Irland, IV. — Die Insel Norderney und ihr Seebad nach dem gegenwärtigen Standpuncte von Dr. F. W. von Halem. — Miscellen.

Beilage Nr. 31 Mémoire pour les éditeurs responsables du Constitutionnel, du Courrier français, du Pilote et du Journal du Commerce. — Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz von Dr. C. F. von Schmidt-Phiseldeck (Beschluß). — Miscellen. — Literarische Nachrichten.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 151.

1. Juli 1822.

1. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch Martin Michel, Bauer von Wittichhausen und durch Sr. Hochwürden und Durchlaucht den Herrn Domherrn, Vicariatsrath und Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtungen des Wunderbaren und des Wunderbeweises überhaupt. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1822. 8. 344 S. nebst dem Umriß des Fürsten und einer satyrischen Titelvignette. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Der Wundermann im Jahre 1821. Qui cito dat, bis dat. Leipzig. F. A. Brockhaus, 8. IX. S. Vorrede 52 S. 6 Gr.

3. Die neue Wundersucht, evangelisch in zwei Predigten beleuchtet von dem Oberhofprediger Dr. Christoph Friedrich Ammon, des königl. sächs. GWO. Comthur. Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung, 1821. 8. VI S. Vorr. 42 S.

4. Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen. Eine Predigt ꝛc. von Johann Friedrich Röhr, Dr. der Theologie, Großherzogl. S. Oberhofprediger und Generalsuperindent. Weimar, in der Albrechtschen Hofbuchdruckerei. 1821. 8. IV S. Vorr. 18 S.

5. Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beschützerin der Gesundheit und des Lebens. Eine Predigt ꝛc. nebst einem erläuternden Vorworte über die Wundercuren des Herrn Fürsten von Hohenlohe, von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Generalsup. zu Gotha. Gotha bei Justus Perthes. 1821. 8. 40 S.

Wir stellen vor allen Dingen eine Vergleichung zwischen dem Deutschen und dem Italiener in Bezug auf Mirakel und Mirakelsucht an. Italien ist immer das Land der Wunder gewesen, nicht nur, seitdem die Engel die casa santa nach Loretto gebracht haben. In Deutschland hat es ebenfalls nie an Mirakeln gefehlt, wie schon der Umstand beweist, daß der katholische Landmann das Wort Mirakel beständig im Munde führt. Sollte es nicht interessant seyn, zu bemerken, wie der klimatische Unterschied zwischen beiden Ländern auch in der Wunderansicht sich offenbart? —

Der Italiener kündigt sein leichtes, durchwärmtes Blut in diesem Falle schon in jenem Sprichworte an: una maraviglia dura tre giorni. Er sieht seine verblichenen Heiligen in der Kapelle, in welcher selbst die Polizei genöthigt war die Leiche auszustellen, die größten Wunder verrichten; zahllos strömt ein müßiger Pöbel zu dem Heiligthume; geheilt gehen die Gläubigen hinweg; von den Nichtgeheilten oder Kränkergewordenen erfährt man nichts; die ganze Umgegend ist in Bewegung; schnell ist das Gerücht von dem Mirakel in einem weiten Kreise verbreitet; als gälte es einem Olympischen oder Pythischen Wettkampfe, ziehen Schaaren Wallfahrender zum Gnadenorte. — Aber — das Fest hat seine tre giorni gedauert; die Feiernden eilen der Heimath zu; man hat den wohlthätigen Heiligen vergessen, wie man das Carneval vergißt, wenn es seinen Kreislauf vollendet hat; und — in den wenigsten Fällen ist es der Geruch der Verwesung, der eintreten muß, um die Gläubigen zu verscheuchen.

Wie hält dagegen der Deutsche seine Mirakel fest! Wie möchte er das, was dem Italiener nur Spiel und Fastenamte ist, stiriren — das Wunder so recht diplomatisch vor sich hinstellen, um sich nun recht ruhig darüber wundern zu können! — Und das Heer hungernder Schriftsteller drängt sich fast noch zahlreicher als das der Wundersüchtigen, hinzu, fällt gierig über den köstlichen Schmaus und verdirbt, nach ächter Harpyienart, an dem Gastmahle mehr noch, als es davon genießt. Wundergläubige und Wunderspötter erhitzen sich gegen einander; die Obrigkeit sieht eine Zeitlang ruhig zu und greift dann bisweilen zur Unzeit ein; so entsteht öffentliches Scandal; und gewöhnlich halten Fanatismus und Schwärmerei eine ergiebige Erndte.

Die neuesten deutschen Mirakel in den gesegneten Stiftern Bamberg und Würzburg und ihre Schicksale liefern einen klaren Beleg. Und erinnern wir uns ähnlicher Erscheinungen in der frühern deutschen Geschichte, und bemerken, wie dort und hier der Mirakelspuk nicht auf Tage, sondern Monden und Jahre sich ausdehnte, und vergleichen die Wunderliteratur in unsern Meßcatalogen — so mögen wir uns über den Ernst wundern, welchen der Deutsche so lange schon solchen Erscheinungen gewidmet hat, ohne doch gleichwol ein vollständiges und entscheidendes Resultat gewonnen zu haben.

Es möchte interessant seyn, zu untersuchen, ob der Italiener mit seinem Spiel oder der Deutsche mit seinem Ernst Recht habe? Die neuesten Wundererscheinungen sind allerdings von der Art, daß man fast unwillkürlich über die Hast lächeln muß, mit welcher sie bestritten und vertheidigt werden sind. Zumal auf dem Grunde der allgemeinen, universalen Bildung unsers Volks, die in den letzten Decennien so große Fortschritte gemacht hat, nimmt sich dieser Mirakelspuk gar seltsam und spashaft aus. Aber — Referent ist auch ein Deutscher und so hält er es, schon als solcher, lieber mit dem Ernst als dem Scherz. Und — gut wäre es doch, wenn endlich die wunderliche Frage über die Natur der Wunder ihre volle Beantwortung fände und vielleicht ist gerade dazu keine Zeit geeigneter und vorbereiteter als die unsrige. — Wunder — so weit ist dieser seltsame Begriff verbreitet; kein Volk, keine Sprache, wo er nicht zu finden wäre; — und bis diese Stunde hat der unbekannte Fremdling noch keinem Sinnis, dem Fichtenbenger, keinem Procrustes auf seinen Kreuz- und Querzügen unterthan werden wollen. Es hat aber dieser „Ueberall und Nirgends", dieser allbekannte „Incognito" schon so manche ernstliche Fehde angezündet, Unordnung und Verwirrung in tausend friedliche Haushaltungen gebracht, und ist bisher immer wieder ent-

rennen, ohne auf der That ertappt zu werden, und verdient darum wohl, daß ihm ernstlich nachgeforscht werde.

Referent — der in der Folge aber immer in der ersten Person der einfachen Zahl reden wird, um alles Verantwortliche auf sich allein zu nehmen — geht, er muß es bekennen, mit dem festen aber herkulischen Vorsatz an seine gegenwärtige Arbeit, den Chamäleonsfremdling, den Proteus des Wunderbegriffs in all' seinen Verwandlungen mit starken Armen festzuhalten, damit er zuletzt in seiner eigentlichen Gestalt erscheine und das Wahre offenbare. Er hat nichts geringeres im Sinne, als der Hydra des neusten Mirakelspiels, die freilich, bei Lichte besehen, zur kleinsten Brillenschlange zusammenschrumpft, ihre vielen Köpfe abzuhauen und hofft, daß nach seiner Amputation keine neuen nachwachsen sollen. In gewissem Sinne scheinen ihm jetzt die Acten in mehr als einer Hinsicht geschlossen, alles zum Spruche gehörig instruirt. Wenigstens dünkt es ihm, daß für die neusten Wunder durch die Erscheinung der „Quintessenz", die er, obgleich die jüngste Erscheinung, ihres qualitativen und quantitativen Gehalts wegen, als die Choregin an die Spitze gestellt hat, die vollständigste Relation über alle Repliken, Dupliken u. s. w. in ihr also die eigentliche Vorläuferin des Endurtheils gegeben worden sei. — Der geneigte Leser lasse es sich gefallen, daß vor allem der Kampf mit dem Wunderriesen recht allgemein geführt werde. Ist dieser Antäus nur erst in die lustige Region erhoben, in welcher er nothwendig exspiriren muß, so wird es leichtes Spiel seyn, das anatomische Messer an die Würzburg-Bamberger Präparate zu legen.

Es liegt doch gewiß keine Ueberzeugung näher als die, daß ein richtiger Wunderbegriff hier alles entscheidet und darum ist es recht merkwürdig, daß man nicht nur in den neusten Verhandlungen denselben ganz vernachlässigt, sondern überhaupt noch nirgends einen befriedigenden Aufschluß über ihn gegeben hat. Ich wollte selbst bei einigen der *πρωτα κρωτων*, die auf dem Titel meiner Abhandlung stehen, nachweisen, daß jeder wenigstens fünf verschiedene, einander ganz entgegengesetzte Definitionen des Wunders im Sinne gehabt habe. — Könnte ich doch die Charade lösen — das Wortnetz an seinen Enden fassen und durch alle seine labyrinthischen Verschlingungen verfolgen! — Nur vergessen darf weder ich noch der Leser, daß mir an dieser Stelle sehr enge Raumesgrenzen vorgezeichnet sind.

Ich kenne bei weitem nicht alle Wunderdefinitionen, die von heidnischer und christlicher Dogmatik, vor und nach Christus, aufgestellt worden sind. Eben so wenig alle Wundereintheilungen, welche zwischen jener in die schwarze und weiße Magie und der in mittelbare und unmittelbare Wunder liegen mögen. Aber ich möchte, analog dem leider! jetzt in das Gebiet der historischen Erdichtungen verwiesenen Worte des Kaliphen Omar, als er, den Koran zu ehren, die alexandrinische Bibliothek verbrennen ließ, sagen: wäre in einer der bisherigen Wunderdefinitionen und Distinctionen die rechte gefunden oder, wenn sie gefunden war, in der rechten Klarheit aufgestellt worden, so müßte der Mirakelstreit — und zugleich ein anderer noch viel wichtigerer — längst entschieden und ins Reine gebracht seyn. So erlasse man mir denn eine Kritik der bisherigen Verhandlungen über den Wunderbegriff und vergönne mir, für den Augenblick wenigstens und für meine gegenwärtige Untersuchung, die ganze große Wunderbibliothek alter und neuer Zeit als den Flammen übergeben zu betrachten. Ich werde zuletzt schon Gelegenheit finden, die fünf Nummern meiner Recension als Brände aus dem Feuer zu retten.

Es ist doch merkwürdig, daß alle Zeiten, alle Länder, alle Völker ihre Wunder haben, und noch merkwürdiger, daß in unsrer klaren, hellen, lichten Zeit gerade, da, wo es der allmächtig gewordenen Vernunft gelungen schien, die Welt der geistigen Kräfte unter die Schneelavine des Materialismus und einer körperlichen Causalität ganz und gar vergraben zu haben, der Mirakelspuk im Magnetismus, in politischer und unpolitischer Wahrsagerei, in Wunderheilungsversuchen ꝛc. durch die mächtige Bedeckung mit einer fast noch nie erlebten Heftigkeit durchbrechen mußte. Ganz vorzüglich merkwürdig bleibt aber dieß, daß dieselben, welche im Ueberschwang des äußern und natürlichen Wissens alle Verwandtschaft für die geistige Seite des Lebens verloren zu haben schienen, die Mirakel gar hoch aufnahmen. Sie gerade fielen über ihre Erscheinung mit einem Ernst her, der fast auf die Vermuthung brachte, als hätten sie kein gutes Gewissen und als sei es bei ihnen mit der gerühmten Beiegung des Gremens vor der Geisterwelt gar nicht weit her. Freilich schliefen die nämlichen gar bald auch wieder auf dem Flaum ihres Gemeinsatzes: die Geisterwelt muß endlich doch so ganz verschlossen werden, daß man nun nichts als Faßliches und Greifliches mehr übrig behält, recht triumphirend ein. — Etwas aber wird unser Befremden gemindert, wenn wir uns erinnern, daß in der Zeit der Kaiser im römischen Reiche, wo der Coloß dieses Staats im Uebermaas der Cultur sichtbar seinem Untergang entgegenreifte, in dieser Zeit, die in gar mancher andern Beziehung mit der unsrigen die größte Aehnlichkeit hat, die Zeichen- und Wundersucht im Haschen nach Prodigien, im Aufsuchen alter und neuer Prophezeiungen u. s. w. zu einer Blüthe gelangte, die sie vorher nie erreicht hatte und die selbst die Kaiser bestimmte, deutsche Druidenfrauen nach Rom prachtvoll geleiten zu lassen.

Ich will auf einem ganz neuen Wege dem Wunderbegriff nachgraben. Ich rühme mich — und möge mir nur niemand eine petitio principii vorwerfen — eine Entdeckung, eine eigentlich neue Erfindung gemacht zu haben. Aber es geht mir hier, wie dem Dichter, der in dem Augenblick der Begeisterung selbst nicht über das, was er verkündigt, urtheilen kann, weil der Gott ihn besitzt. Ich kann nicht sagen, wie viel Scherz oder Ernst in meiner Mittheilung liegen wird. Der Leser wolle durch meine Offenheit sich nicht vornherein einnehmen lassen, aber dann auch selbst das Verhältniß der Mischung bestimmen.

Man hat im Lichte, einmal, der neuern sogenannten physischen Weltbetrachtung und, dann, der in unsern Tagen bis zur höchsten Vollkommenheit getriebenen Beobachtungen über die dynamischen Gesetze der Natur eine Menge Kräfte entdeckt, die, sonst wohl schon geahnet aber nie in ihrer ganzen Klarheit erkannt, jetzt erst zur vollen Anerkennung gelangt sind. Die Physik und Chemie unsrer Zeit glänzt von neuen Namen und Titeln, die ihren hohen Rang vor den ähnlichen Wissenschaften bei Griechen, Römern und Arabern außer allen Zweifel setzen. Mag manches, fälschlich und unsrer Entdeckungslust zu Liebe rein erdichtet, gleichwohl als wahr und neu eingepascht worden seyn, der Hauptsache thut dieß doch keinen Abbruch und ich will es recht gern ertragen, wenn man in seiner Manie so weit geht und etwa, ähnlich dem Linnéschen Pflanzensysteme, die Menschen nach Class. I. a. b. c. Class. II. a. b. c. u. s. w. ordnet, oder die alte Rede: der Mensch besteht aus Leib und Seele, corrigirt und vornehm unwissend das vorlängst abgethane Neuplatenische: er besteht aus Leib, Seele und Geist, als neu aufwärmt. Genug — unsre Dampfmaschinen und Gasbeleuchtungen und Voltaischen Säulen wird dies alles nicht um ihren Charakter der Neuheit bringen. — Ich aber verdanke es gewiß dieser Richtung unsrer Zeit und meinem durch sie gerade auf diesen Punkt geleiteten Nachahmungstriebe, eine neue Kraft, ein neues bisher wohl schon in seinen Wirkungen vielfältig bemerktes aber doch seinen Gesetzen nach noch nicht erkanntes Agens entdeckt zu haben. Es herrscht gar gewaltig durch die ganze Natur, aber weil es der Form seiner Erscheinung nach, die Natur recht feindlich zu bekämpfen scheint, so hat es bisher die Beobachter mit einem rein transcendentalen Schein fortwährend gäfft und ist so in seiner von der Natur

so treulich gepflegten und genährten Wurzel ganz verkannt worden. Man stelle es in seinen einfachen Zügen klar und unbefangen hin, und auf einmal wird es Licht in das Wundergewirre bringen und — mirabile dictu! — das Wunder als solches recht natürlich machen. — Quid tanto feret hic promissor dignum hiatu?! — —

Um es kurz zu sagen und dem Kinde sofort den Namen zu geben — meine neuentdeckte Naturkraft ist die Wunderkraft; und möge sie denn, wenn sie erst eine Zeitlang, wie die Electricität, der Galvanismus, der Magnetismus u. s. w. vergebens versucht haben wird, die Tauben hörend und die Blinden sehend zu machen, einer vernünftigen materia medica, einer besonnen Jatrik überliefert werden, um, wenn der erste Sturm vorüber, die Schaumblasen der ersten Freude über das ἄτοπον zerplatzt sind, sodann von dem besonnenen Ernst der Deutschen gebraucht zu werden, wozu sie sich eben brauchen läßt.

Hat Kluge seinen thierischen Magnetismus, wenn ich nicht irre, schon in dem redenden Bileamsesel und den Moseswundern u. s. w. vorgebildet gefunden und ihn dann geschichtlich als einen Passagier, als einen wandernden ewigen Juden nachgewiesen, der durch die Jahrtausende, welche die Welt steht, incognito gereist ist, bis ihn die verbesserten Mauthintendanzen und Polizeiaufsichten der neusten Zeit endlich entlarvet haben, so möchte mir es noch viel leichter werden, etwas Aehnliches für meine Wunderkraft nachzuweisen. Das gestehen mir wohl alle zu, das findet niemand parador, wenn ich behaupte, jeder Mensch habe zu aller Zeit seine eigne Wunderwelt gehabt und also — wenn die Wirklichkeit meiner Wunderkraft bewiesen ist — von dieser eben so wohl eine Partikel in sich, wie er fast alle Gasarten und Extractivstoffe in sich trägt. Damit aber wäre ja die geschichtliche Universalität meiner neuen Kraft erörtert, und — ich will es gestehen — ich bin zu warm von der Freude über meinen Fund, als daß ich mich zu andern, kalten-geschichtlichen Expositionen jetzt schon aufgelegt fühlen sollte. Vielleicht werde ich ein instar omnium solcher Nachweisungen in der Relation über meine fünf Wunderactenstücke ganz am Ende noch geben können

Man hätte mir gewiß den Ruhm der Erfindung schon längst vorweg genommen, wenn man darauf achtsam gewesen wäre, daß in allen Wundern, vom flammenden Cherub bis zur allerneusten psychischen Heilung, zwei Elemente unverkennbar, unleugbar sind, das Ungewöhnliche der äußern Erscheinung und das Ungewöhnliche der die Erscheinung wirkenden Kraft. Weil man in der Regel bloß jenes anerkannte — denn das weiß jeder und sagt jeder, daß man über eine gewöhnliche Erscheinung sich nicht wundert — dieses aber, das Ungewöhnliche in der Kraft, ganz übersah, indem man, einseitig genug, gar nicht daran dachte, daß, außer der Erscheinung, gar wohl noch etwas anderes im Wunder ungewöhnlich seyn könne und seyn müsse, so stellte man in seiner verworrenen, träumerischen Befangenheit die das Wunder wirkende Kraft als eine der Natur entgegengesetzte hin und hatte sich so freilich die Möglichkeit sogar, auf meine Entdeckung zuzukommen, abgeschnitten. Ich bemerke vorläufig: ist im Wunder die Erscheinung und die sie wirkende Kraft, beides ungewöhnlich, so gehören nichts desto weniger doch immerhin beide der Natur an, denn dadurch, daß etwas ungewöhnlich ist, verläßt es nicht den Boden der Natur — und nun erst läßt sich eine vernünftige Frage an die Mutter aller Dinge richten, auf die sie, die nur in Thaten redet, für diesen Fall, im Experimente, gewiß eine Naturkraft zur Antwort geben wird.

Wie hat man sich von jeher mit der Erklärung des Unbegreiflichen geplagt und dachte immer nicht daran, daß man freilich das Unbegreifliche nimmermehr wegbringen kann, dagegen aber, wenn es erklärt werden soll, in eine endlose Sisyphus- und Danaidenarbeit gerathen muß. Die Menschen wissen, daß sie die Finsterniß weder mit Licht noch ohne Licht sehen können, und sie wollen sie doch immer sehen. — Am thörichtsten war es, daß man sich einbildete, für das Wunder den rechten Ausdruck gefunden zu haben, wenn man seine Erscheinung allein eine unbegreifliche nannte. Da ging es dann ganz natürlich zu, daß die Verständigen die Wunder verlachten und verspotteten, und die Unverständigen zu Schwärmern, strafbaren Geheimnißkrämern wurden, die unschuldiger, wenn sie als Selbstbetrogene auftraten, nichts destoweniger aber gleich verderblich, mitunter sogar noch verderblicher waren, als absichtliche Betrüger. Exemplum in promtu! — Beide, die Verständigen und Unverständigen, begingen eine petitio principii und nannten das Wunder ein unbegreifliches blos darum, weil sie weder dies noch jenes begriffen.

Was ist in der ganzen Natur, oder lieber, in allen Erscheinungen das Wirkende, die Kraft? Immer ein Unbegreifliches, nämlich das Uebersinnliche, der belebende Geisteshauch — Gott! — die Erscheinung im Wunder und im Nichtwunder ist eine äußere, nach Ursach und Wirkung verknüpft; aber der bis in die feinsten Bande so gut wie in den Anfang derselben eindringende, sie schlingende, haltende, schaffende Grund — wo kannst du ihn aufzeigen? — wo ihn suchen? wie ihn erklären und deuten? — Er ist Gott, der Unbegreifliche.

Unglücklicher Misgriff, im Unbegreiflichen distinguiren, einen Unterschied machen wollen — unmittelbares und mittelbares Wirken Gottes für anders als blos formal verschieden halten und nun sich der optischen, dialektischen Täuschung hingeben, als sei ein mittelbares Wirken Gottes weniger unbegreiflich, als ein unmittelbares. Sieht man irgendwo, wie Sophistik den schönen Kunstgriff des Weiterhinausschiebens geschickt gebrauchen kann, um dem Volke Sand in die Augen zu streuen, so ist es hier. — Sind die Steine, ist das Holz, die Säge, das Beil ꝛc. unabhängiger als das Gebäude, das aus jenen und durch diese aufgerichtet wird? Belebt und erregt nicht erst der gleiche Geist und die gleiche Kraft das eine und die andern? und — so wenig oder so viel der Mensch bei diesem thut, so wenig oder so viel thut er auch bei jenen. Ins Unbegreifliche aber zieht sich in beiden Fällen die Wirkung zurück, ins Unbegreifliche, das selbst seiner Form nach das Indifferente, Ununterscheidbare ist. Daß die Wunderlampe des Morgenlands durch ihre Geister in einer Nacht den herrlichsten Pallast aufführen läßt, und daß das dürre Saamenkorn im Schoos der Erde erstirbt und Frucht bringt — das eine wie das andere ist, hinsichtlich der wirkenden Kraft, völlig gleich unbegreiflich, für uns eben so möglich als unmöglich, und keine Chemie wird aus ihren Stoffen und deren Verwandtschaft, und keine Teleologie aus ihren Absichten und Mitteln ein einziges fruchtbares Saamenkern schaffen und construiren können. — Wenn im Anfang der Hauch Gottes die Welt belebte und jetzt seine lebendigen Worte (die Mittelursachen der Teleologie) die Geschöpfe ins Daseyn rufen — der Allgegenwärtige war damals, im Wesen, der Welt nicht näher, und auch jetzt noch ist er „nicht fern von einem jeglichen unter uns." Möget ihr aber den Causalnexus der Dinge noch so weit verfolgen und selbst die Cosmogenie aus einem Erstarren des Flüssigen erklären und die fluthende Atmosphäre zum schaffenden Hauch machen, der auf den bewegten Wassern des Anfangs schwebte — das unbekannte +, der irrationale Bruch, die verborgene Geistes-Gottes-Kraft, die ihr nimmermehr begreifen werdet, ja die selbst nichts weiter ist, als das Unbegreifliche selbst, bleibt euch so gut in dem letzten Gliede eurer Causalkette, als in dem ersten. „Der da pflanzet ist nichts und der da säet ist nichts, sondern Gott, der das Gedeihen gibt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Elegien des Propertius; übersetzt und erläutert von Friedrich Karl von Strombeck. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Braunschweig, gedruckt und verlegt von Friedrich Vieweg. 1822.

Daß nur Mönchsmoral und Heuchelei den Properz von den Schulen und Katheedern habe ausschließen und entfernen können, wie v. Knebel meint, dürfte vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit vielen Widerspruch finden, gegen welchen sich indeß jener geschmackvolle Uebersetzer geschickt zu verwahren wußte, indem er nicht die ganze Sammlung der auf uns gekommenen properzischen Gedichte, sondern nur eine reiche Aehrenlese aus derselben übertrug (Leipzig, bei Göschen, 1798). Diesem mit ausgezeichnetem Glücke begonnenen Versuch folgte bald ein zweiter. Herr von Strombeck gab 1803 eine vollständige Uebersetzung des ersten Buches; die erwartete Fortsetzung des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Unternehmens unterblieb aber, da der Vers., in der Vielseitigkeit seines Wirkens, bald im Staatsdienst beschäftigt war, bald in andern Feldern der Literatur verdientes Lob ärndete. Doch immer gleiche Treue für den Dienst der Musen führte ihn, nach fast zwanzigjähriger Unterbrechung, zurück zu dem lieblichen elegischen Dichter des augusteischen Zeitalters, der sich den Geständnissen des schweigerischen Genusses nur überläßt, um in heißer Liebesglut seine Cythia zu verherrlichen. — v. St. läßt hier, nach sorgfältiger Durchsicht, mit mancher glücklichen Verbesserung, von neuem das erste Buch des Properzes erscheinen und fügt vier und zwanzig Elegien des zweiten, die zweite des dritten Buches, und die Königin der Elegien, Kornelia, hinzu, im löblichen Beharren bei den früher kundgegebenen Grundsätzen. Sein Streben ist, die vorgefundene Gedankenfolge mit möglichster Worttreue wiederzugeben, aber dabei die Muttersprache gebührend zu achten, nicht mit vermessener Willkühr deren Gesetze zu opfern, wie neuerlich mancher Uebersetzer in verfehlter Manier versuchte. So auch in Betreff der Versmessung und des Versbaues, deren strenge Regelmäßigkeit erst Berücksichtigung verdient, wenn die früheren Gebote der Sprache, der Gedankentreue und Klarheit erreicht sind. Es liegt in der Natur eines solchen selbständigen Strebens, daß mancher Schulmeister, bei genauer Durchsicht der mit so eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpften Uebertragungen der Gedichte des Properzes, manches zu tadeln finden wird, was bald verstößt gegen Aussprüche der Versmaßregeln, bald gegen die Anmaßungen der Sprachwillkür. v. Strombecks Uebersetzerverdienst kann dadurch nicht gefährdet werden.

Zu näherer Prüfung des Vorhergesagten theilen wir hier den Lesern des Conv. Blattes eine Probe mit und wählen dazu die liebliche zwölfte Elegie des zweiten Buches, welche von Knebel also übertrug:

„Wahrlich, ein seltener Geist beseelte den Pinsel des Künstlers,
Welcher den Amor zuerst malte in Kindesgestalt!
Der sah ein, daß Verliebte mit unberathenen Sinnen
Leben, ein großes Gut leicht und im Scherze verthun.
Auch gab er mit gutem Bedacht ihm lustige Schwingen;
Ließ, wie des Menschen Herz, schweben im Fluge den Gott.
Schenkelt uns nicht die Woge der Liebe bald dahin und dorthin?
Ist die Lust, die uns treibt, irgend von sichrem Bestand?
Schicklich hat er ihn noch mit gegenstrigen Pfeilen
Ausgerüstet, um ihn zierlich den Köcher gehängt:
Sieh, es trifft sein Geschoß auch ehe den Feind man gewahr wird;
Keiner geneset sobald, dem er die Wunde versetzt.
In mir steckt der Pfeil, mir bliet das kindische Bildniß;
Aber die Flügel sind ihm gänzlich entfallen bei mir.
Ach, er liegt nicht davon! er sitzt fest mir im Busen!
Und mit meinem Blut führet er ewigen Krieg.
Was ergetzet es dich am trockenen Marke zu hängen,
Grausamer? schleudre den Pfeil irgend auf andere hin!
Steck' ein gesundes Herz mit deinem brennenden Gift an;
Nicht mich schlägst du, du schlägst doch nur den Schatten von mir.
Hast du diesen vernichtet, wer singet künftig dein Loblied?
Zwar ist die Muse leicht, doch die ein ewiger Ruhm:
Laß sie das zierliche Köpfchen, die zarten Finger des Mädchens
Singen, ihr schwarzes Aug', und den bezaubernden Tritt." —

Strombeck übersetzt:

„Wer es auch war, der zuerst als Knaben gemalet den Amor,
Mit zu bewunderndem Sinn führte der Künstler die Hand.
Er erkannte zuerst, daß der Liebende sonder Bedacht lebt,
Daß er für nichtigen Dienst, herrliche Güter verthut.
Auch nicht betrachtlos hat er ihm lustige Schwingen gegeben,
Und mit menschlicher Brust mahlet er fliegend den Gott:
Darum, weil er umher uns scheuderet auf wechselnder Woge,
Weil des Liebenden Wind nie mit Beständigkeit weht.
Auch mit Recht ist die Hand ihm mit zackigen Pfeilen gewaffnet,
Und von den Schultern hängt gnostisch der Köcher hinab,
Weil er uns Sichere trifft, eh wir den Feind noch erblicken,
Und verwundet von ihm, keiner Genesung erlangt. —
Sein Geschoß hat bewährt bei mir und die Kindesgestalt er,
Aber die Flügel fürwahr hat er verloren bei mir.
Weil er aus meiner Brust, o weh mir! nimmer entfliehet,
Und beständigen Krieg wüthend im Blute mir führt. —
Wie kann die es behagen im trockenen Marke zu wohnen?
Amor, schämst du noch Scham, ziele nach Anderer Brust.
Triff mit giftigem Pfeil sie, die du noch nimmer berührtest,
Meinen Schatten, nicht mich, hast du ins Elend gestürzt.
Wenn du vernichtetest ihn, wer dann wird noch singen von Liebe?
Meine Muse ist zwar leicht, aber dein Ruhm nicht gering;
Sie, die das Haupt und die Finger und dunkelen Augen des Mädchens
Singt, und wie üppig der Fuß schreitet der Holden daher."

33.

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches vierteljährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 4 Jahrgänge oder 8 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819, 1820 und 1821) zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 1. Juli.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 132.

3. Juli 1822.

Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Tüb. Cotta, 1822. 8. 155 S. u. XII.

Bei allem Lobe, das man den sogenannten Minnesängern in Deutschland seit der erneuerten Bekanntschaft mit ihnen angedeihen ließ, war man doch bisher fast allgemein gewohnt, in ihnen weniger einzelne poetische Persönlichkeiten zu suchen, als vielmehr alle miteinander für eine und dieselbe schöne, jedoch etwas einförmige Offenbarung des Idealeren in ihrem Zeitalter zu halten. Minne, Ritterlichkeit, Religion und einfältiger Naturſinn beſeelt freilich die Lieder des Einen wie des Andern. Daß man aber wenig Andres in ihnen ſah, und weder einen Spiegel des welthiſtoriſchen Lebens ihrer Zeit, noch ihrer eigenen Individualität in ihnen erkannte, war doch bei manchem dieſer Sänger weniger ihre Schuld, als die des Leſers oder auch des Blumenleſers und Mittheilers aus ihnen. Denn dieſe beiden gaben und laſen nur das, was an und für ſich ſelbſt verſtändlich, nach Sinn und Sprache am leichteſten zu entziffern war, und das ſind unſtreitig jene allgemeinern Ideen, Gefühle, Naturſchilderungen; das Schöneigene, nicht ſo leicht Enträthſelbare, was tiefere Kenntniß der Sprache, umfaſſendere Studien in der Geſchichte jenes Zeitalters erforderte, und was die Meiſten auf den erſten Anblick als etwas für unſre Zeit ſinnlos gewordenes aufgaben — blieb vergeſſen und ward bei Seite gelegt. Es iſt daher nicht zuviel geſagt, wenn wir behaupten, daß der geiſtreiche Mann, den wir bisher nur als Dichter kannten und liebten, mit dieſer kleinen Schrift, in welcher er die Reſultate eines höchſt mühſamen und gründlichen Studiums kurz, gediegen und anſpruchslos dem Gelehrten, wie dem Ungelehrten genießbar vorlegt, zu einer genaueren und lebendigen Kenntniß jener Sänger der Minne, einen neuen Grund gelegt hat. Beſonders erbaulich aber iſt es, daß er ſelbſt auf demſelben fortbauen will und uns den gegenwärtigen Verſuch als eine Vorarbeit zu einer größeren Darſtellung in dieſem Fache ankündigt. Er klagt mit Recht in der Vorrede darüber, „daß über der fortſchreitenden Erforſchung des poetiſchen Geſammteigenthums in Sage, Bild und Wort das Beſondre, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der perſönlichen Anlage und Neigung des Dichters hervorgeht, allzuſehr vernachläſſigt worden ſey. Und doch gewinnt ſchon die Zeitgeſchichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenſtaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politiſcher Starrheit darſtellen, dann erſt die rechte Farbe und Lebenswärme, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgeſpiegelt ſehen. Vom Thunerſee bis zur Inſel Rügen, vom adriatiſchen Meere bis nach Brabant ziehen ſich die Straßen des altdeutſchen Geſanges. Ueberall Fürſtenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöſter, wo Sänger und Sängersfreunde hauſen oder herbergen. Es ließe ſich eine reiche Landcharte des poetiſchen Deutſchlands entwerfen. Der Dichter aber, deſſen Leben und Charakter der Verfaſſer zu ſchildern unternommen hat, ſchien ihm vorzüglich geeignet, dieſe Richtung für das Erforſchen der altdeutſchen Poeſie zu bezeichnen, die noch mit beſonderm Eifer zu verfolgen iſt; und von keinem aus der Zahl jener Sänger, dürfte — meint er — die Forſchung eher ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf ſeinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft, und deſſen langes, liederreiches Leben einen für die Poeſie ſo merkwürdigen Zeitraum umfaßt. —

Der umſichtige Verf. antwortet mit etwas ängſtlicher Sorgfalt auf die mancherlei Einreden, die er gegen ſein Unternehmen erwartet, unter andern auf den Einwurf, daß durch eine erſchöpfende kritiſche Ausgabe ſeiner Lieder denn doch das Beſſere für den alten Dichter geſchehen würde. Wir ſind aber nicht nur vollkommen damit zufrieden, wenn er darauf erwidert, daß doch Geiſt und Zuſammenhang des Ganzen erſt gehörig erkannt ſeyn müſſe, wenn jedes Einzelne ſein rechtes und volles Licht erhalten ſolle, ſondern wir denken, daß das deutſche Publicum ihm beſonders Dank wiſſen wird, daß er — der die umfaſſendſte kritiſche Bekanntſchaft mit ſeinem Dichter auf jeder Seite beweiſt — auf den Grund ſeiner Gelehrſamkeit ein Gebäude errichtet hat, das auch der Laie bewundern und bewohnen kann, während ſonſt in Deutſchland die Gelehrten nicht ſo viel Selbſtverleugnung und Liebe zu der hülfsbedürftigen Menge beſitzen und immer nur wieder für Gelehrte bauen. Dadurch aber, daß Uhland in dieſe umfaſſende Darſtellung, die er uns von Walter's Leben und Weſen liefert, mit feinem Dichtertact und Geſchmack überall ganze Gedichte oder bezeichnende Stellen in die Darſtellung verwoben hat — erfährt und begreift das Publicum mehr von dem Dichter und ſeinen Liedern als aus der vollſtändigſten Ausgabe.

Der erſte Abſchnitt der Schrift, obgleich an

sich mehr und gründlich mit der unsichern Herkunft des Dichters und seiner Jugend beschäftigt, zeichnet doch schon im voraus das Bild seines Lebens aus der einzigen Quelle desselben, aus seinen Liedern. „Walther hat seine Persönlichkeit nicht in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch seine Kunst dem Ritter- und Zaubermährchen vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht blos den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer ältern Liederdichter; er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eignen Schicksale an die wichtigsten Personen und Ereignisse der vielfach und stürmisch bewegten Zeit.“ Doch ist sein Auftreten auf der Weltbühne unscheinbar, und unser Verfasser verlegen, wie er ihn nur in die Welt einführen soll. Die mühsamsten Untersuchungen geben am Ende als Resultat nicht viel mehr, als den Wunsch, ihn aus dem sangreichen Stifte Sanct Gallen, wo vielleicht die eigentliche Quelle der schwäbischen Liederkunst zu suchen ist, mit andern Minnesängern, von welchen es gewisser ist, als dessen Lehns- und Dienstmann ausgehen lassen zu können, und nach allen Forschungen über den Namen Vogelweide bleibt dem Verf. noch immer die Frage übrig: ob nicht der Name ein dichterisch angenommener oder umgewandelter sey? Der Dichter selbst gedenkt seines Geburtslandes nur einmal, ohne es zu nennen. Die erste bestimmtere Ortsbezeichnung ist es, wenn er meldet: In Oesterreich lernte ich singen und sagen. Und damit tritt der Biograph auf historischen Boden, dessen häufige Lücken er aus dem innern Leben des Dichters sinn- und kunstreich ausfüllt. —

Walther war von Adel, aber schwerlich von angesehenem. Er klagt öfters über seine Armuth und scheint aus der Kunst des Gesanges ein Erwerb haben machen zu müssen. Unser Verf. unterscheidet zweierlei Zeiträume, in welchen der Dichter am Hofe der Fürsten von Oesterreich aus babenbergischen Stamme gelebt hat; unter Friedrich dem Katholischen (Herzog v. 1193—98) und unter Leopold VII. dem Glorreichen (vor 1217), beides Söhne von Leopold VI. dem Tugendreichen, Herzog von Oesterreich und Steyer. Mit Friedrichs Tode auf der Kreuzfahrt (1198) ging dem Dichter vieles zu Grabe: „Da drückt' ich meine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde, da ging ich schleichend wie ein Pfau, das Haupt hängt' ich nieder bis auf meine Knie.“ Der Zeitraum, in den seine Jugend gefallen, zeigt sich uns im Wiederscheine seiner spätern Lieder. „Hievor war die Welt so schön!“ ruft er klagend aus. O weh, daß er nicht vergessen kann, wie recht froh die Leute waren! Soll das nimmermehr geschehen, so kränket ihn, daß ers je gesehen. Jetzt trauern selbst die Jungen, die doch vor Freuden sollten in den Lüften schweben!“ — Ob Walther, außer dem Unterricht in der Kunst des Gesanges, irgend eine Art von gelehrter Bildung genossen, ist nicht ersichtlich. Das Leben hat ihn erzogen, er hat gelernt, was er mit Augen sah; das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit waren seine Wissenschaft. In den auf uns gekommenen Liedern erscheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren erscheint er am Ziel seiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes, der Betrachtung.

„Ließen mich Gedanken frei,
So wüßte ich nicht um Ungemach“

spricht er. Er stellt sich uns in einem seiner Lieder dar, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Wesen seiner Dichtung, und sinnreich ist er in zwei Handschriften vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet.

Im zweiten Abschnitt unsrer Schrift treffen wir den Dichter schon im Conflict mit der politischen Welt. Kaiser Heinrich VI. war gestorben, sein dreijähriger Sohn Friedrich blieb unter Vormundschaft des Papstes, als König in Sicilien. Die deutsche Krone ward ihm, obgleich anerkanntem Nachfolger des Vaters, vom Papst und von den Fürsten verweigert, und der langwierige Kampf der Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig begann. Mehrere Lieder des Dichters, die uns der Verf. vorführt, beziehen sich auf diese Ereignisse: ernstes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlandes, Anklage des Papstes, dessen Umtriebe den Zwiespalt herbeiführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen. Noch im Frühjahr 1198 konnte Walther in einem hochschwebenden Liede seinen Jubel über Philipps Krönung aussprechen. Das angenehme Bild, das er in diesem vom Könige entwirft, stimmt auffallend mit der Beschreibung der urschwäbischen Geschichtsbücher zusammen. Die Milde (Freigebigkeit), die Walther dem König empfiehlt, hat dieser bis zu seinem eignen Verderben geübt, und nicht verhindern können, daß gleich nach seiner Krönung der Welfe Otto als Gegenkönig aufgestellt wurde, mit dem er bis an seinen Tod zu kämpfen hatte.

Mit stets düsteren Farben malt jetzt Walther die Gegenwart, klagt um die alte Ehre und die getreuen Sitten, über die Entartung und Zuchtlosigkeit des jüngern Geschlechts, hält den bürgerlichen und sittlichen Verfall seines Vaterlandes dessen früherem Glanze entgegen. Daß auch hierin die Geschichte Walthers Poesie das Zeugniß der Wahrhaftigkeit gibt, beweist unser Verfasser.

Noch enthält dieser Abschnitt ein farbenhelles Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, in welchem der Dichter den Kirchgang des neuvermählten Königs Philipp V. mit seiner Gemahlin, der griechischen Irene, schildert:

Es ging ein's Tages, als unser Herr ward geborn
Von einer Magd, die er sich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philipp schöne.
Da ging ein's Kaisers Bruder und ein's Kaisers Kind
In einer Wat *), wie auch der Namen zweie sind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone,
Er trat viel leise, ihm war nicht sach;
Ihm schlich eine hochgeborne Königinne nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen. u. s. w.

Kurze Zeit nachher fiel Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Rose ohne Dorn, verwelkte an Kummer über seinen Tod. —

Zum Beweise, daß Walthern unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des Vaterländischen gebühre, schließt der Abschnitt mit einem begeisterten Liede desselben zum Preise des deutschen Landes.

Der dritte Abschnitt begleitet Walthern auf seinem Wanderleben. Denn um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten die Sänger den Höfen und Festlichkeiten gesanglieb'nder Fürsten nachziehen; und solche Wanderungen waren überdies nothwendig, wenn sie sich selbst Anerkennung, ihrem Liede Wirksamkeit verschaffen wollten. Walther reist zu Pferde, vermuthlich die Geige mit sich führend. Auf solcher Fart finden wir ihn bei Hermann, Landgrafen in Thüringen, einem fürstlichen Freunde der Dichtkunst, nach des Verfassers Berechnungen wahrscheinlich ums J. 1207, in welches der Dichterstreit auf Wartburg, in dessen untergeschobener Beschreibung Walther auftritt, von den thüringschen Chroniken gesetzt wird. Höchst charakteristisch ist die Beschreibung von dem lustigen Studentenleben an diesem Hofe, das die kunstreiche Mosaik unsers Biographen aus Walthers Liedern uns zusammenkittet:

Der Landgraf ist so gemuth,
Daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut,
Der jeglicher vielwohl ein Kämpfe wäre.
Mir ist seine hohe Art wohl kund,
Und gälte ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Da sünde doch nimmer Ritters Becher leere!

Nicht minder, aber auf eigenthümliche Art, lobt er den Grafen von Katzenellenbogen um seine Milde, die überhaupt den begehrlichen Sängern jener Zeit der Fürsten erste Tugend ist. Den unmilden Herrn werfen sie einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart, wie der Mysner droht.

Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Pferde, Kleider waren der Lohn der Sänger. — Doch beweisen viele Stellen aus Walthers Liedern nicht blos, daß er jene Tugend der Milde, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt und sich einen freien Blick und würdigen Sinn erhalten. Aus drei Liedern dieses Sinnes heben wir das herrlichste aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott!
Will sprechen deine zehn Gebot',
Und brichet die, das ist nicht wahre Minne.
Dich heißet Vater mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will;
Der spricht die starken Wort' aus schwachem Sinne.
Wir wachsen all' aus gleichem Dinge,
Speise frommet uns, so wird ringe,
So sie durch den Mund hinfährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden,
Der ihr Gebeine bloßes funde,
(Hatt' er gleich der Leberaben Kunde,)
So Gewürme das Fleisch verzehrt?

Ihm dienen Christen, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt!

Alle Laster der Höfe verabscheut er. Ihm grauset, wenn ihn die Lächter anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Ein Schreckenmal säh' er gern an Manchem, der sich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. Des Mannes Muth soll fest seyn als ein Stein, an Treue grad' und eben wie der Stab am Pfeile.

Bei aller dieser Strenge erscheint dennoch sein Innerstes ungemein weich und milde. Aengstlich sucht er vorzubeugen, daß sein Straflied nicht mit den Schuldigen zugleich die Unschuldigen verletze. Er ist den Bösen versöhnlich, wenn sie sich bessern wollen. Er duldet Unfuge, an denen er sich rächen könnte; denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünscht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge.

Seine gedrückte Lage, seine Abhängigkeit hat ihn eingeschüchtert, und er lebt sein wahres Leben nur in der Einsamkeit und Heimlichkeit des Gemüths. Leid und Freude verheelt er. Sich selber zwingen ist ihm die höchste Tugend.

Im vierten Abschnitte treffen wir unsern Dichter, im Kampfe Otto's IV. und Friedrichs II. auf der Seite des letztern, mit welchem er Otto spottend mißt, und von dem er sich ein Reichslehen ersingt. Denn er ist des irren Lebens müde: Wirth und Heim sind zween unschämeliche Namen. — Drum ruft er auch dankend und jubelnd:

Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an den Zehen *)
Und will all böse Herren desto minder flehen! — —

Erst der fünfte Abschnitt behandelt Walthers Minnesang. Von Vögelein, von der Heide, von Blumen und schönen Frauen verspricht Walther dem König zu singen, wenn ihm eine Heimath geschaffen würde. Damit bezeichnet er die Bestandtheile des Minnesangs. So finden sich denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minneliedes. Aber wenig Geschichtliches ergibt sich aus diesen Liedern für des Dichters Leben. Mit behutsamer Schalkheit neckt er seine Leser; kaum ahnen können wir, daß er nicht nach hohem Stande geliebt, und nur Einmal entfährt ihm ein Name:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen stehen,
Sie werde denn heil von Hiltegunde.

Von sich selbst gesteht Walther, daß er nicht aller Männer schönster sey; sein Haupt sey nicht allzuwohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm ersehen. Nur auf Fuge (Sitte, auch Kunst) versteht er sich ein Weniges.

In Allgemeinen hat er von der Minne einen hohen Begriff. Minne ist ihm ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh, und ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben. Von Weibesgüte singt sein Mund; von deutscher Frauen Lob ist er voll. Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in böser Zeit.

Gleichwohl ist es nicht die tiefere und anhaltende Leidenschaft, die zärtliche Innigkeit, das Versinken in Einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal mit denen eines Reimanns des Alten, oder Heinrichs von Morungе verglichen. Unser Verfasser läugnet sogar nicht, daß mehrere an Trockenheit leiden; daß Selbstbewußtseyn und Ueberlegung darin vorherrschend sind. Er erklärt und entschuldigt dies daraus, daß Walther den Minnesang bis in ein sehr vorgerücktes Alter fortgesetzt, und daß manche seiner Lieder dieser spätern Zeit angehören; am Ende

*) Kleid.

*) Die Winterkälte.

sagt er sich feierlich von der Minne los, die nichts weiter ist, als vom Fische der Grat, und wendet sich jetzt zu der steten, ewigen.

Doch bindet uns der Biograph aus den Minneliedern des Dichters eine Auswahl der farbigsten Blumen zum schönsten Kranze; er bestätigt damit das Lob, das er der sinnlichen Kraft seiner Darstellung, der Anschaulichkeit und dem Farbenglanz seiner Lebensbilder ertheilt. Wir setzen eines der stolzesten und tönendsten unsern Lesern zum Vorschmack her:

Durchsüffet und geblümet sind die reinen Frauen.
Es ward nie nichts so Wonniglichen anzuschauen.
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen,
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthau durch das Gras, und kleiner Vöglein Sang,
Das ist gegen solcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' schöne Frauc sieht, das kann trüben Muth erfeuchten,
Und löschet alles Trauren an derselben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr süsser rother Mund,
Und Strale aus spiel'nden Augen schießen in Mannes Herzensgrund.

In dem sechsten Abschnitt führt uns der Verfasser mit Walther an den wonniglichen Hof zu Wien zu Leopold VII., den dieser vielfach preist, und dessen glückliche Heimkehr aus dem Kreuzzug er feiert; ein Lebensabschnitt des Dichters, den Uhland aus des gleichzeitigen Ulrichs von Lichtenstein Selbstbiographie (Frauendienst), die vor einem Jahrzehend Tieck aus dem Grabe hervorgerufen, ergänzt und erläutert.

Der siebente Abschnitt handelt von Walthers Kunst und Kunstgenossen. Die anerkennenden Zeugnisse eines Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und späterer für unseren Dichter werden aufgeführt. Das Gepräge der Meisterschaft erkennt der Verfasser an den Liedern Walthers vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt, und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben dadurch sind auch seine Formen in der Mannichfaltigkeit einfach. Diese Bemerkung wird mit den Resultaten eines äußerst sorgfältigen Studiums seiner Lieder, in Beziehung auf das technische der Sylbenmaße und Reime reichlich belegt.

Die Kunst ist Walthern eine hohe Sache. Vielfältig entrüstet er sich gegen die Verderber und Entwürdiger derselben. Seiner eignen Meisterschaft ist er sich bewußt.

Noch werden seine Verhältnisse zu andern Meistern, zu Wissener und Reinmar dem Alten erwähnt, und endlich sucht der Verfasser die Stelle zu bestimmen, die Walther in der Geschichte der deutschen Dichtkunst überhaupt einnehme. „Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüthe des Minnesangs, im letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Uebergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja, er selbst erscheint als derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit sie vermögend seyen, die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche zu fassen."

(Der Beschluß folgt.)

Der neue Achilles. 1821, Cölln, in Comm. bei Bachem.

Das Büchlein hat einen gar lieben Reisespruch an der Stirn und zeichnet so gleichsam einen Wechsel an jedes gefühlvolle Herz, das die Schuld gern anerkennen wird.

Ich zieh' hinaus in alle Welt
Nach dem, was Jedermann gefällt,
Nach — Geld!

Ich gehe dreist an jede Thür
Und bettle dort und bettle hier,
Wofür?

O nicht für mich; zu Wittwentrost,
Zum Männerlabetrunk in Noth —
Und Tod u. s. w.

Schon der Titel zeigt, daß der Schauplatz dieses Romans (oder wäre es wirklich Wahrheit, was wir lesen?) Griechenland ist, und wahrscheinlich bezieht er sich darauf, daß der Held der Geschichte Leontes, wie der Achilles des Alterthums, aus Weiberkleidern hervorgeht. Doch hat hier diese Maskerade und die sich darauf gründende Metamorphose einen etwas andern Grund, als es mit dem alten Achilles der Fall war: die Mutter des Leontes, die zu Tricala in Thessalien lebte, verbarg diesen, als die Türken zu wüthen anfingen, in weibliche Kleider, um ihn vor der Hand dem Tode zu entreißen, den die Türken allen griechischen Jünglingen geschworen hatten, und starb mit den Worten: „Lebe für dein Vaterland!" Und er thats. Also verkleidet, wird er mit einem griechischen Mädchen, Pholoe, von einem vornehmen Türken gekauft; durch einen lieblichen Traum gestärkt und begeistert, ermordet er diesen, als er mit lüsternen Blicken die jugendliche Schönheit der Pholoe anstaunt, zu welcher der Jüngling eine heftige Liebe fühlt; sie finden in einem Diener des Türken einen Deutschen, einen Renegaten und alle drei fliehen — Nachts, während sie ausruhen von den Mühen des Tages, wird Pholoe von unbekannter Hand ihnen entrissen, all' ihr Suchen ist vergebens — doch du, lieber Leser, beruhige dich, sie ist in guten Händen. Leontes wirft nun seine falsche Hülle ab und bewaffnet sich mit Muth für sein Vaterland — da stoßen sie plötzlich auf Türken, man greift sie, aber des Nachts erscheinen Griechen und beide werden errettet. Das Häuflein schifft sich ein — aber bald gewahren sie eine feindliche Galiene — man greift sie an — nimmt sie, doch Leontes muß seine Unerschrockenheit mit dem rechten Arme bezahlen; er hat aber mit diesem Opfer seine Pholoe, die in jener Nacht von ausgesandten Boten ihres Vaters ausgespürt worden war, und ihren Vater selbst, Scipio Maurocordato, aus den Händen der Barbaren gerettet. Und auch für sich gerettet! Der Vater gibt zu dem Bunde der Liebenden seine Einwilligung, aber zugleich den Rath, nach Frankreich zu schiffen, damit Leontes sich dort könne heilen lassen und dann zurückkehren zum Kampfe für's Vaterland.

Dies der einfache Gang der hier erzählten Begebenheit; als eine Episode muß man die Einwebung Wendels, jenes Deutschen, betrachten, der, von früher Jugend an von der Größe Napoleons hoch begeistert, viel gute, wahre Gedanken über diesen erhabenen Todten ausspricht, wenn gleich bei mancher Aeußerung des närrischen Alten der Mund sich unwillkürlich zum Lächeln verziehet. Das Ganze ist angenehm erzählt, nur möchte der Schluß als unbefriedigend erscheinen. Eingeflochtene Raisonnements, über den Kampf der Hellenen S. 76 u. a., ausgesprochene schöne Gefühle und edle Grundsätze machen es nicht weniger anziehend, als die Thatsachen Interesse erregen, und die Absicht des Verfassers kann bei der Lectüre nicht unbeachtet bleiben.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 153.

4. Juli 1822.

Gelehrte Lust und alter deutscher Fleiß.

Es ist in unsern Tagen, wo der wissenschaftliche Anbau mehr in die Breite, als in die Tiefe betrieben wird und wo viele den Musen dingpflichtige Junggesellen durch Zeitschriftstellerei und Fischfang in den trüben Lachen des Mysticismus verdorben werden, eine so seltne als erfreuliche Erscheinung, wenn man einen jungen Gelehrten sich in trockenen und gründlichen Arbeiten begraben, und mitten in den Wirbeln der Weltlust seine Cirkel ungestört erhalten sieht. Gerade in Residenzen und großen Städten, wo die reichsten Archive und Kunstschätze zu finden sind, ist das Talent der Gefahr sich zu versplittern und zu vernachläßigen am meisten ausgesetzt und selbst die Benutzung der in Masse vorhandenen Hülfsmittel hat ihre Störungen und Schwierigkeiten, welche man auf stilleren Musensitzen nicht kennt. Jedoch hat ein im Strudel der Welt mit seinem Nachen treibender Literator den Vortheil, daß er gegen den literarischen Skorbut — den Pedantismus — durch tägliche frische Geistesgenüsse gesichert und durch die rege Zugluft der Conversation von aller Anfechtung der mannigfaltigen Philisterkrankheiten befreiet wird. Wohl aber erfordert der wissenschaftliche Beruf ungeschwächte Geisteskraft zur Ausdauer und consequente Resignation zur Isolirung und nebenher einen Zufluß zeitlichen Vermögens (ob durch Erbe, eignen Fleiß oder fremde Großmuth — ist eins —), damit das Studium durch Nahrungskummer nicht gestört werde. Soll der lucubrirende Literator alles Oel für Minerva's Lampe selbst pressen, so bleibt ihm freilich zu tüchtigem Vorschreiten in den Studien wenig Zeit und Kraft und ob auch der wahre Genius mit dem unerschöpflichen Krüglein der Witwe zu Zarpat zugösse, so ist doch dieser so selten, als der Glaube in Israel und die auf den Broterwerb verwendeten Himmelsgaben gehen doch für die hohen geistigen Productionen verloren. Wie mancher treffliche Literator muß als Orbil, wie mancher als Corrector verkümmern! wie manches poetische Genie seinen Pegasus in die Roßmühle einer Zeitschriftsredaction einspannen! Ja selbst geniale Bibliothekare und Museeninspectoren haben zu wehren, daß der tägliche Bücherstaub das geistige Leben austrockne, daß die mikrologische Curatel mit kleinlichen Rücksichten die großen Amtszwecke vereitle und in der tautologischen Rolle des Cicerone Mark und Hirn sich verknöchere. Regierungen, welche grandiose Ansichten von der Literatur und Kunst haben, ehrliebende Monarchen, welche einsehen, daß nichts dankbarer sey, als die Pflegung des delphischen Hayns, können und sollen durch pecuniäre Unterstützung junger Gelehrten ein Vieles und Soviel in specie für die Wissenschaft thun, als sie in genere durch Erhaltung und Förderung der Schulen und Museen ins Werk setzen; ja selbst der reiche Privatmann kann durch, einige mäßige Renten kostende, Stiftung solchen lebendigen Bibliotheken mehr Dank und Ruhm bei der Mit- und Nachwelt verdienen, als wenn er Summen über Summen hingiebt, um die in den Hallen seiner Väter angehäuften Schätze todter papierner Weisheit durch Antiken und Manuscripte zu vermehren. —

Zu diesen Reflexionen veranlaßt mich Nr. 18 des Wiener literarischen Anzeigers 1822, worin unter der vielsagenden Rubrik „Gelehrte Lust und alter deutscher Fleiß" erzählt wird „daß Hr. Jul. Max. Schottky, durch mehrere, in den Jahrbüchern der Literatur, dem Hormayr'schen historischen Taschenbuche und andre in Wien gedruckte Aufsätze, insbesondre durch die im Ziska veranstaltete erste Sammlung Oesterreichischer Volkslieder — bekannt" eben Wien, wo er sich gegen 6 Jahre aufgehalten, verlasse, um von der Königl. Preuß. Regierung als Professor der deutschen Literatur und Sprache nach Posen berufen, dahin abzugehn. Zugleich wird von den Lebensumständen dieses jungen Gelehrten (er ist dermalen kaum über 25 Jahr alt) berichtet, daß er aus Kupp bei Oppeln gebürtig, sein Studium der Rechtswissenschaft sehr früh auf der Universität zu Breslau vollendet habe und von Hagen und Büsching in seiner Neigung zur altdeutschen Literatur ermuntert, nach Wien gekommen sey, um die dortigen Schätze zu benutzen: ferner daß offner Charakter, ehrenwerthes Streben und Anspruchslosigkeit ihm bald Gönner und Freunde erworben und großmüthige Unterstützung der k. preuß. Regierung ihn in den Stand gesetzt habe, Wunsch und Zweck seines Aufenthalts bestens zu fördern. Hierauf werden die dem Herausgeber des literar. Anzeigers bekannt gewordenen Früchte des Fleißes, welchen H. Schottky angewandt, aufgezählt — und wahrlich! wenn der Bericht, was man nicht bezweifeln darf, treu ist, so muß man vor der Assiduität und Werkthätigkeit dieses jungen Literators allen Respect haben.

Außer kleinen Reisen in verschiedener Richtung österreichischer Lande, welche Hr. S. unternahm, um

Kleine Anfragen der Abgeordneten Dr. Lehmann und Genossen, sowie der Abgeordneten Dr. Lehmann und Genossen.

Kleine Anfrage der Abgeordneten Dr. Lehmann und Genossen, betreffend die Verwendung von Mitteln des Dispositionsfonds.

Wir fragen die Königliche Staatsregierung:

1. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden?

2. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden?

3. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen?

4. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen?

5. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten?

6. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten?

7. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben?

8. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben?

9. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind?

10. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind?

11. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen?

12. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen?

13. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen?

14. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen?

15. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen?

16. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen?

17. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen?

18. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen?

19. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Untersuchungshaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Untersuchung entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Untersuchung entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Untersuchung zu entziehen?

20. Ist es richtig, daß aus Mitteln des Dispositionsfonds Beihilfen an Personen gewährt worden sind, die sich in Strafhaft befanden, und daß diese Beihilfen dazu verwendet worden sind, um Kautionen zu stellen, damit diese Personen sich der Strafe entziehen konnten, und daß diese Personen sich dann tatsächlich der Strafe entzogen haben, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen, und daß diese Personen dann tatsächlich ins Ausland geflohen sind, um sich der Strafe zu entziehen?

rischer Kritik gearbeitet und die Resultate seiner Forschungen bescheidener eingekleidet, als gewöhnlich die ostdeutschen Historiographen thun. Denn diese Herren pflegen ihre Ausbeute in einen Nimbus von Bombast und Pathos gehüllt zu Markte zu bringen, ja belieben oft ihre zum Theil novantiken und tauben Schlacken als gediegenes, oder doch reichhaltiges Erz, und ihre Burgarchive und Klosterscheine, als die einzigen echten Fundgruben altdeutscher Geschichte zu präconisiren. — Gott besser's! — und er wirds bessern, wenn er dann und wann einen fleißigen und nüchternen Norddeutschen, wie Hr. Schottky unter diese Massen zu bearbeitender Materialien schickt — oder wenn bildlich zu sagen, emsige Bienen aus diesen gesegneten Fluren einen reichlichen und bessern Nectar, als der gewöhnliche Hummelhonig des Orbis austriacus ist, in ihre Zellen eintragen.

Vor der Hand sey Lob und Preis dem fleißigen Preußen! Ihn begleite in seinen germano-sarmatischen Wirkungskreis der herzliche Wunsch, daß er solchen entweder zum würdigen Spielraum seiner Thatkraft bald erweitere, oder Falls dies nicht thunlich ist, bald im Herzen seines Vaterlandes seinen Fleiß und seine Kenntniß bethätige. 13.

Fortsetzung der Anzeige über: 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. 3) Die neue Wundersucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Fortsetzung aus No. 151.)

Wie ist man doch in unsern Tagen so eifrig dahinter her, jedes Durchbrechen der Geisterwelt, dieses Vorrathshauses aller uns ewig haltenden und belebenden Kräfte, zu verhindern und wie äfft man sich dabei zugleich selbst auf eine höchst lächerliche Weise! Wo die Wunderbare einmal recht merkwürdig sich zeigt, gleich ist man, von einem seltsamen Grauen bis zur Verwirrung erfaßt, mit einer körperlichen Schranke da, um den Geist aufzuhalten, und sieht nicht, daß der Geist, wenn er wirklich Geist ist, nach Schloß und Riegel nicht fragt. Ich muß hier als Episode ein neuestes Beispiel anführen. Als im thierischen Magnetismus das Geistige dem Menschen so nahe gerückt war, wie fast noch nie, gleich erfand man eine neue Eintheilung des Menschen oder wendete eine alte wenigstens in einem nagelneuen Sinne an. Zwischen dem Leib und dem Geist wurde die Seele eingeschoben, sie erklärte man für analog mit unmeßbaren und unwägbaren Kräften in der Chemie; so hatte man eine Puppe zum Spielen gefunden und war froh, den Geist wieder einen Schritt weiter hinausgeschoben zu haben; aber das merkte man nicht, daß man vor dem Unbegreiflichen ins Sinnlose, ins Reich der vollesten Widersprüche sich geflüchtet hatte. Ich kann meine liebe „Quintessenz" hier nicht ungestraft lassen. Man vergleiche den ganzen XV. Abschnitt S. 152—167. wo der Dr. und Prof. Bend recht einsichtsvoll redet, mitunter aber von dem Referenten ziemlich unberufen unterbrochen wird, und ich setze nur den Schluß her: S. 167. „Nur berede man sich nie, durch das vorherrschend Psychische den Geistern näher zu rücken. Auch Gott ist nur als Geist, nicht als Seele denkbar. — Der größte Mißgriff aber und eine grundverkehrte Richtung in allen diesen Betrachtungen ist, daß, sobald man mit unmeßbaren und unwägbaren Kräften zu thun hat, der sonst nur an Grobsinnliches Gewöhnte sofort wähnt, mit dem Geisterreich in Verkehr zu seyn. Er ist nur im Chemischen, im Organischen, höchstens im Seelischen."

Nennen wir die Summe der Erscheinungen Natur — und das ist ja allgemeiner Sprachgebrauch — so kann auch das Wunder nicht von dem Boden der Natur hinwegkommen; aber eben so wenig ist es allein das Unbegreifliche, indem alles andere in der Erscheinung den gleichen Antheil an dem Unbegreiflichen, d. h. an Gott und seinem unmittelbaren Wirken hat. Werden also Wunder gewirkt, so sind auch sie nur durch Naturkraft gewirkt, aber — Naturkraft ist kein zum Idol, zum Götzen erhobenes Glied der Causalreihe, sondern lebendiger, unmittelbarer Ausfluß des Unsichtbaren und Unbegreiflichen, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte — überall sich gleich und unveränderlich. Haben wir durch unsre bisherigen Prämissen dies Resultat gewonnen? — Ich glaube es, und baue weiter — weiter — aber — etwa nur in Luft und auf Luft? —

Gott in der Natur — in allen Erscheinungen; Gott, der Unbegreifliche, der wirkende, alleinige Grund des Wunders und des Nichtwunders. Wir fragen aber: warum nun dieses unbegreifliche, letzte Residuum, wenn wir im chemischen Schmelzofen der Dialektik auch noch so fein und sorgfältig sublimirt haben? — wozu nun dieser Rest, der nun doch nicht weiter aufgehoben und verflüchtigt werden kann? — Ich antworte mit der Schrift: „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten." Apostelgesch. Kap. 17, V. 27. — Ist Gott wirklich in der Erscheinung, so kann die Absicht dieser keine andere seyn, als die Offenbarung (Manifestation) Gottes, und wer ihn nun da nicht findet und von den Stoffen, Kräften, Gesetzen und Verwandtschaften der Natur — dieser vielstimmigen Harmonie — so überschüttet, betäubt wird, daß er vor der Menge dieser verschieden tönenden Laute die Stimme des überhört, welcher erst dieser Stoffe und Kräfte und Gesetze innerstes, unbegreifliches Leben — anregende und befruchtende Seele — Alles in Allen ist, der darf sich wenigstens nicht wundern, wenn ihm der Vorwurf der Befangenheit, der Einseitigkeit gemacht wird. Weit mehr als seine aufgerichtete Gestalt und sein kluger, berechnender Verstand, der die Entfernungen und Bahnen der himmlischen Körper zu messen unternimmt, schmückt es den Menschen, wenn er den Ewigen, wenn er Gott, den Unbegreiflichen überall sieht. Religion bleibt des Menschen Verklärung und Herrscherkrone; und ist ihm das Göttliche in der Natur, die Geisteswelt auf dem trüben Grunde der körperlichen Dinge aufgegangen; sieht er in allem und überall die unbegreifliche Vaterhand Gottes, unter welche er sich in Liebe und Vertrauen demüthigt — das ist in Ewigkeit das rein menschliche Leben und die Weisheit, in welcher Weise und Unweise, Herrschende und Dienende gleiche Befriedigung finden, an welcher sie gleichen beglückenden Antheil in viel höheren Sinne nehmen mögen, als an dem wärmenden, erfreuenden Sonnenlichte.

Ich stelle hier, als fulcra meines Tetragrammaton, als Strebepfeiler an mein Gebäude, noch folgende Paradoxa auf. Ist wohl ein anderer Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thier als der, daß jener den letzten und höchsten Zweck von allen Dingen sucht, dieses schon mit dem nächsten und secundären sich begnügt? — So lange der Mensch blos die Krankheiten heilt, um Gesundheit zu geben, oder ißt und trinkt, um gesättigt und für die Arbeit befähigt zu werden, — was ißt er dann? — Aber was wird er, wenn er, er ißt oder trinkt oder was er thut, alles zur Ehre Gottes thut? (1 Kor. Kap. 10, V. 31.) — Es gibt ζωόγονα — sollte es nicht auch ἀνθρωποθηρία geben? In Zeiten übertriebenen und überschütteten Wissens — Zeiten der cultivirtesten Idololatrie, wie die römische Mythologie unter den Kaisern 30000 Götter gehabt haben soll — mag der Verstand der meisten aus der überströmenden Fluth der untergeordneten Tendenzen und Bestrebungen nicht auftauchen können. Aber — ist Gott kein Abstractum, sondern ein Concretum und ist nur eine Ahnung seines Begriffs in die menschliche Seele gefallen, muß nicht der Blindeste und Versunkenste es wenigstens anerkennen, wenn er auch selbst nicht folgen kann,

and to the Bill of Rights, as the same have been altered by the Act of Union, and to the Act of Settlement, and to the Act of Union, and to the Act of Settlement, and to the Act of Union, and to the Act of Settlement, and to

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 154.

5. Juli 1822.

Ueber Lacretelle's Geschichte der constituirenden Versammlung und Rabaut de St. Etienne's Abriß einer Geschichte der französischen Revolution. *)

Zwei Schriften, die zum Theil ein und denselben Gegenstand behandeln, ihn aber aus von einander entfernt liegenden Gesichtspuncten betrachten, und auch deswegen im Meinung gespaltenem Frankreich verschiedenartige Aufnahme, oder vielmehr Aufnahme in unter einander verschiedenen Kreisen gefunden haben. Herrn Rabauts Abriß, schon länger bekannt und in einer abermaligen neuen Auflage jetzt erscheinend, behandelt seinen Gegenstand mit jener Freimüthigkeit des Blicks und größtentheils auch jener vorurtheilslosen Ansicht, mit welcher allein Ereignisse betrachtet werden sollten, deren Quellen nie auf einer Seite allein, sondern im Gegentheil zugleich auf der entgegengesetztesten gesucht werden müssen, da nur der Conflict einander widerstrebender Ansichten, Einrichtungen und Wünsche das in der Menschenwelt hervorzubringen pflegt, was wir Revolution, Staatsumwälzung, Empörung u. s. w. nennen, und was eben für die Menschenwelt im Grunde nicht viel anderes ist, als was für die Natur die Gewitter sind, ein Kampf nämlich, um das gestörte rechte Gleichgewicht einzelner Kräfte wieder naturgemäß herzustellen. Mit andern Augen glaubte Hr. Lacretelle seinen Vorwurf ansehen zu müssen, und dies ist ihm, da das Werk kaum erschienen, bereits vielfach von einer Seite verdacht worden, während ihm dafür von der andern Lob im reichsten Maße wurde.

Hr. Lacretelle fürchtet die Wiederkehr der blutigen Scenen, welche Frankreich beim Beginn seiner politischen Regeneration befleckten; er glaubt in der Wiederaufnahme oder Beibehaltung vielmehr von gewissen am Schluß der achtziger Jahre der vergangenen Aera von den Schriftstellern ausgebreiteter Ideen das Vorspiel zur Erneuerung solcher Greuel zu sehen; er vergißt aber dabei, daß die Zeiten sich geändert haben, und daß er eigentlich jetzt mit einem Phantom sich quält, indem Erfahrung die Völker, und namentlich die Franzosen, welche eine so strenge Schule durchliefen, in dieser Hinsicht, sollte man denken, vor- und umsichtiger gemacht haben wird. Diese zu große Befürchtung vor einem Gespenst, hat ihn denn auch dahin gebracht, in dem allgemeinen Gemälde, das er von Frankreichs Zustand vor der Zusammenberufung der Notabeln macht, die Schatten ganz wegzulassen, welche jene Zeit hatte: jene dunkeln Partien, die allein vermögend waren, einer Masse von vielen Millionen Menschen den verzweifelten Entschluß einzuhauchen, durch eine allgemeine Umkehr des Bestehenden, das so furchtbar drückte, sich Erleichterung zu jedem Preise zu verschaffen. Ein der Geschichte ganz Fremder, der den Eingang von Hrn. Lacretelle's Werk liest, muß, so wie er die Motive hinstellt, welche die große Begebenheit der Revolution hervorriefen, billig sich wundern, wie es möglich war, daß „einige mehr formelle als wesentliche despotische Einrichtungen" (des Verfs. eigene Worte) so Erschütterndes erregen konnten, und daß man um diesen Schein, der kein wirklich Leben gehabt haben soll, zu vernichten, so viel Blut und Anstrengungen verschwendete. Das Wahre aber ist, daß hier die Geschichte vom Verf. zu Gunsten heut zu Tage von Vielen gern gesehener Ideen verunstaltet wird und daß geflissentlich beschönigt werden soll, was nicht zu beschönigen ist. Wie anders und wahrer stellt dagegen der Verf. Nr. 2 (Rabaut St. Etienne) den Zustand jener Tage dar! „Frankreich unterlag der Schwere einer ungezügelten Willkür, das Leben und der Wohlstand seiner Bewohner war dieser Hyder hingegeben. Das, einer zahllosen Menge von kleinen Tyrannen, die jeder auf seine Hand drückten und plagten, preisgegebene Volk, arbeitete nur noch, um die unerschwinglichen Lasten herbeizuschaffen, welche ihm gewissenlos aufgelegte Abgaben, gemißbrauchte Privilegien und Aberglauben aufbürdeten. Die verdorbene Geistlichkeit bezog habsüchtig gerade den fünften Theil aller Staatseinkünfte, um damit ihrer Verschwendung zu genügen und ganze Haufen unnützer und in Sinnlichkeit versunkener Mönche zu erhalten; außerdem besaß dieser Clerus aber noch einen ungeheuern Reichthum an eigenen, Kirchen und Klöstern gehörigen Gütern und gab für dieses alles, während ein ganzes fleißiges Volk in einem der gesegnetsten Länder mit Noth und Hunger kämpfte, dem Staate zu seinen Bedürfnissen, was ihm beliebte." — — (Möchten dies diejenigen, welche jetzt unter uns so viel von der Nothwendigkeit der Fundationen für die Kirche und

*) Histoire de l'Assemblée Constituante, par Ch. Lacretelle. 2 Vol. in 8. bei Treuttel und Würz.

Précis de l'Histoire de la Révolution française, par Rabaut de St. Etienne. Nouvelle Edition. 2 Vol. in 18. Paris bei Kleser.

der Ausschuß, [illegible] Ausschuß [illegible] Ausschuß [illegible] Ausschuß

als entſcheidender Richter in dieſem Zwiſt der Stände auftreten zu können, unthätig. Dies findet Hr. L. gut, nur — ſo geſteht er ſelbſt ſpäter — habe man zu lange gezaudert und den günſtigen Moment vorüber gehen laſſen. Wir glauben dies nicht und müſſen hier mehr Rabaut beipflichten, der das Benehmen des Hofes der ſtets gehegten geheimen Abſicht zuſchreibt, nichts bewilligen zu wollen. Allerdings ließ man zwar den günſtigen Moment vorübergehen, wo mit wenigen Opfern viel erhalten werden konnte, nur geſchah dies auf eine andere Art, als wie Hr. L. meint. Die berühmte Erklärung, welche den 23ſten Juni (1789) erſchien und da ſchon mit Recht für furchtſame Schwäche angeſehen wurde, hätte 8 bis 10 Tage früher wahrſcheinlich alles gut gemacht. Auch wollte der König ſie damals ſchon geben; aber ſeine Miniſter, die Antichambermenſchen, der Hofumgang, welcher ſtets nur auf ſich, nie auf König und Vaterland ſah, beſtürmten den Fürſten ſo lange, bis er mismuthig gegen ſeine beſſere Anſicht nachgab, und ſtürzten ſo ſich und ihren Herrn, den ſie nachher, auf eigene Rettung nur denkend, meiſt verließen, in unabſehbares Unglück.

Intereſſant iſt die Schilderung dieſer ſturmvollen Tage bei beiden Verfaſſern zu leſen. So ſehr auch beide in manchen Dingen von einander abweichen, ſo ſehr der eine für nationale Freiheit glüht, und der Andere nach Kräften die Schattenpartien der Gegenſeite zu mildern ſucht, ſo ſtimmen doch beide, faſt immer, wo es auf die Feſtſtellung des allein Wahren ankommt, überein, und der Leſer wird mit Vergnügen ſehen, wie zwei Männer von Geiſt, von verſchiedenen Richtungen ausgehend und ſtandhaft in denſelben beharrend, doch durch die Kraft der Wahrheit gezwungen ſind, ſich, wir möchten ſagen, unwillkürlich zu nähern. Treffend iſt die Parallele, welche Lacretelle zwiſchen den Beſtimmungen jener Zeit und den in der jetzt wieder angefochtenen Charte enthaltenen zieht; wenn er aber weiterhin meint, auch eine Aehnlichkeit zwiſchen der Zeit, von damals und jetzt, zu finden, ſo muß man ſich billig darüber wundern, da zwiſchen beiden Epochen auch nicht die entfernteſte ſtatt findet und allenfalls nur dann einigermaßen ſtatt finden könnte, wenn eine Partei verblendet genug wäre, muthwillig durch Erneuerungen des alten verderblichen Spiels die Lage der Dinge zu einem ähnlichen Extrem zu treiben, wie einſt; ein Fall, in welchem dann ſchwerlich Hr. Lacretelles auf Ausgleichung und Verſöhnung hinarbeitendes Buch Hülfe bringen möchte.

In der Darſtellung der Ereigniſſe, die nach dem Juni 1789 weiter vorfielen, weichen beide Verfaſſer entſchieden von einander ab. Während der erſte alle Schuld auf das Volk und deſſen Deputirte wirft, bürdet der andere ſie hingegen einzig dem Hofe auf, und man muß geſtehen, daß hier beide Autoren faſt gleichweit ſich von der hiſtoriſchen Treue entfernen. Doch iſt dies im Ganzen weniger mit Hrn. Rabaut der Fall. Während Lacretelle von jetzt an faſt nichts als Verräther und nach Königsmord dürſtende Ungeheuer ſieht, und ſomit von ihm die große, überwiegende Zahl derer unbillig geſchmäht wird, die, als endlich Ludwig XVI. mit offnem Herzen ſich ſeinem Volke wieder nahte, mit Freuden ein Ereigniß feierten, das ſpäter nur durch erneuerte Kabalen und vor allem durch die neuen Rückfälle des Königs in ſeine Unentſchloſſenheit ſich furchtbar trübte, ſchildert Rabaut mit Wahrheit und Feuer mehrere Hergänge dieſer großen Zeit, die groß hätte enden können, hätte man es nur verſtanden ſie zu erfaſſen. Aber leider! war dies nicht der Fall. Der noch einmal eingetretene günſtige Moment, den Thron zu retten, wurde verſäumt oder ſchlecht benutzt; neues Mistrauen, bitterer wie je, trennte die Gemüther; mit Unwillen ſah das Volk, wie immer und immer das ſchlechte Treiben falſcher Politik von vorn begonnen wurde, wie Ludwigs Gutmüthigkeit ein Spiel jener ränkeſüchtigen Menſchen blieb, die nur ſich und ſich ſtets im Auge hielten, und, aufgehetzt von allen Seiten durch die feilen Agenten eines Orleans und Anderer, entbrannte von neuem furchtbarer und verderbender die kaum beſchwichtigte Gluth. Zur Vermehrung der wilden Gährung mußte ein unſeliger Dämon den Umgebungen des Königs den traurigen Gedanken einblaſen, ihren Herrn zu einer jedenfalls übereilten Flucht aus ſeinem Reiche zu rathen. Das letzte Band des Vertrauens riß hiermit zwiſchen dem Fürſten und dem Volke; jene Wüthenden, denen es nur um Umſturz, Mord und Verwirrung zu thun war, gewannen — ſo wie dieſe Abſicht des Hofes zur Kenntnis kam — neuen Fuß; man ſah überall nur Verrath im Innern und von den Grenzen her die feindſeligſten Abſichten, und jeder Schritt, den Ludwig nun that, war durch die Verkettung ſolcher Umſtände, mehr zum Verderben.

Doch genug der Erwähnung von Ereigniſſen die allgemein bekannt ſind. Aus dem Gegebenen werden unſere Leſer geſehen haben, wie und auf welche Art jeder der beiden hier vorliegenden Hiſtoriographen die Sache auffaßte, und es dürfte dies für den unparteiiſchen Beobachter ſowohl, wie für den einzigen Geſchichtſchreiber um ſo merkwürdiger ſeyn, da das, was ſich hier zum Theil ſo verſchieden in beiden Werken ausſpricht, noch heut nicht allein Meinung von ein Paar Einzelnen, ſondern von vielen Tauſenden in und außerhalb Frankreich iſt. Denn leider iſt der Streit, welcher damals die Gemüther entzweite und ſo manches Jahr hindurch eins der ſchönſten Reiche Europas zum Schauplatz der verabſcheuungswürdigſten Gräuel machte, noch keineswegs geſchloſſen, und es wird die Hoffnung, daß Erfahrung belehrt haben werde, oft wankend genug. Den Styl beider Verf. anlangend, müſſen wir noch bemerken, daß, ſo große Verſchiedenheit auch in demſelben unter ihnen herrſcht, beide doch das Verdienſt haben, auf eine ausgezeichnete Art ihr Gemälde aufgeſtellt zu haben. Eine wohllautende, harmoniſche Sprache, Glanz und Reichthum der Bilder herrſchen in Lacretelle's Werk; Kürze, Kraft der Darſtellung und Schwung, in dem von Rabaut, das überhaupt, in hiſtoriſcher Hinſicht dem des erſtgenannten Verf. — trotz mancher, auch nicht zu leugnender Einſeitigkeit — immer überlegen bleiben wird.

77.

Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter, geſchildert von Ludwig Uhland.

(Beſchluß aus No. 152.)

So dürfen wir uns denn auch nicht mehr wundern, wenn wir im achten Abſchnitt den Dichter wieder auf dem Schauplatz der politiſchen Bewegungen erblicken und hier an der Seite Friedrichs II., deſſen raſtloſes Ringen gegen die Anmaßungen der Prieſterherrſchaft die dankbare Anerkennung der Nachwelt verdient. Unſer Dichter iſt eben ſo ſehr ein erklärter Gegner dieſer Prieſterherrſchaft, als ein begeiſterter Herold der Kreuzzüge. Damit will jedoch der Verfaſſer keinen Widerſpruch in der Geſinnung des Dichters bezeichnen. „Wenn man ſich dafür begeiſterte, das Land, wo Gottes Sohn menſchlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Ungläubige zu entreißen, ſo kann dies auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche ſich von demſelben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rückſichten der Staatsklugheit heute ſegnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht erweckte und nährte, wenn er Eidſchwüre nach

[illegible] [illegible] [illegible] [

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 155.

6. Juli 1822.

Amerikanische Politische Literatur.

Europe: or a general survey of the present situation of the principal powers with conjectures on their future prospects; by a citizen of the united States. Boston 1822.

Diese, von einem der ausgezeichnetesten americanischen Diplomaten und Regierungs-Mitglieder verfaßte Schrift, welche uns auf directem Wege aus Philadelphia sehr schnell in die Hände gekommen, wird ohne Zweifel sehr bald durch Uebersetzungen und Auszüge in Europa bekannt werden. Sie ist in einer schönen Diction abgefaßt, und darauf angelegt, die Sache der Freiheit gegen die Willkür zu vertheidigen. Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß die europäischen Fürsten und die Angehörigen der alten politischen Institutionen diejenige Classe ausmachen, welche die Herrschaft der Willkür zu erhalten streben, die übrigen Einwohner aber eine Partei bilden, welche die politische Freiheit und constitutionelle Regierungen verlangen, und daher mit der Partei der Fürstlichgesinnten in einer steten Opposition befindlich sind. — Da diese Meinung in unsern Tagen viel Anhänger hat, so wird diese Schrift um so mehr Leser unter ihnen finden, da das Thema mit vielem Scharfsinn und durch mehrere neue Argumentationen ausgeführt ist, auf welche die Verfechter des Liberalismus bei uns noch nicht verfallen sind, und die doch ihrer Sache einen großen Schein von Wahrheit geben. Die Gegenpartei könnte jedoch keinen unglücklicheren Einfall haben, als den Umlauf dieser Schrift hemmen zu wollen. Denn nicht zu gedenken, daß ihr dieses doch nur halb gelingen, und die Neugierde desto mehr auf den Inhalt der Schrift gespannt werden müßte, je mehr sich die Partei, gegen welche sie gerichtet ist, vor den darin enthaltenen Argumenten zu fürchten schiene, würde sie offenbar dadurch eine Schwäche einräumen, die vielleicht gar nicht in ihr liegt, und deren Gegentheil nur durch eine freie und öffentliche Discussion darüber klar gemacht werden kann. Ueberdem enthält das Werk in anderer Hinsicht so viele schöne und richtige Betrachtungen über die Weltansicht im Allgemeinen, daß alle Parteien viel daraus lernen können, und es sehr Schade seyn würde, wenn sie um der wenigen Stellen willen, deren Verbreitung einige engherzige Seelen für bedenklich halten könnten, dem deutschen Publico entzogen werden sollte. Sie wird auch diejenigen, welche meinen, daß nur durch steife und gewaltsame Erhaltung aller alten Formen das Gemeinwohl erhalten und befördert werden könne, belehren, daß die strenge Ausführung einer solchen Maßregel, gerade das Gegentheil von dem bewirken müsse, was die Vertheidiger derselben beabsichtigen, und daß das einzige wahre Mittel alle schädlichen politischen Revolutionen zu verhindern darin bestehe, daß die Regierungen den allgemeinen Wünschen des Volks möglichst entgegen kommen, und sie da, wo diese wirklich dem wahren allgemeinen Besten entgegenstehen, durch deutliche Belehrung berichtigen, und sie mit dem guten Willen der Regierung stets in Einstimmung zu erhalten suchen. Um unsern Lesern einen Begriff von dem Geist des Werks zu geben, mag folgende Stelle aus demselben dienen:

„Gibt man zu, was ich hier nicht beweisen will, sondern blos voraussetze, daß der Geist der politischen Reformen, welcher sich in der ganzen Welt wirksam beweiset, das nothwendige und natürliche Resultat der Fortschritte der Civilisation, d. h. der Industrie, des Nationalwohlstandes, der Wissenschaften, ist — so wird man leicht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die gegenseitige Stärke der Interessen berechnen können, die dabei in Widerstreit gerathen, und die wir jetzt in verschiedenen Reichen verwickelt und auf die eine oder die andere Art mit einander im wirklichen Kampfe begriffen sehen. Man betrachtet die Anstrengungen beider Parteien oft nur als Gegenstand der Meinung und des Rechts in abstracto. Ich lasse dergleichen Betrachtungen hier ganz bei Seite liegen, ob ich gleich im Verlauf meiner Bemerkungen vielleicht ebenfalls Gelegenheit finden werde, diese Seite zu berühren. Ich lasse sie aber hier außer dem Spiel, nicht nur, weil die Meinungen aller Parteien doch im Allgemeinen durch ihr Interesse bestimmt werden, sondern weil die Stärke oder Schwäche ihrer Sache, sie mag nun Recht oder Unrecht seyn, doch nicht in dem Charakter ihrer Meinungen anzutreffen ist, sondern vielmehr durch das ihr anhängende Interesse allein entschieden wird. Vielleicht steht zu hoffen, daß irgend einmal, es sey in der alten oder der neuen Welt, der Zeitpunct eintreten wird, wo das Rechte zugleich das Stärkste ist. Jetzt ist das wenigstens nicht immer der Fall, und wenn wir also über die Macht einer Partei oder einer Meinung urtheilen wollen, so dürfen wir nicht fragen, welche hat Recht und welche Unrecht? sondern wie stark ist das Interesse, das mit der einen und das Interesse, welches mit der andern verknüpft ist: wie groß und wie wichtig ist der

Theil der Gesellschaft, der seinen Vortheil dabei findet, seinen Willen durchzusetzen und dessen Gegenstände zu realisiren oder zu vernichten?

„Nun kann man als ausgemacht annehmen, daß das Ganze der Gesellschaft an dem Fortgange der Civilisation ein Interesse nimmt. Die Glückseligkeit aller Classen gewinnt dabei, wenn die Industrie in allen ihren Zweigen des Landbaues, der Manufacturen, des Handels sich vermehrt; mit der Zunahme der Bequemlichkeiten und Genüsse, welche die Industrie unter alle Individuen der Gesellschaft in höherem oder niedrigerem Grade vertheilt, und mit dem Wachsthume der mannichfaltigen Erkenntnisse, die, wenn sie auch dann und wann einiges Unheil bringen, doch in der Regel immer aufs allgemeine Beste abzielen und dasselbe wirklich befördern, muß nothwendig auch das Wohl der Völker zunehmen. Gibt man nun zu, daß politische Verbesserungen unter die Dinge gehören, welche bei dem Fortgange der Civilisation erfolgen müssen, so ist klar, daß an dem Fortgange derselben die ganze Gesellschaft ein hohes Interesse zu nehmen habe. Im Ganzen ist daher der allergrößte Theil der Gesellschaft immer geneigt, politische Reformen, so bald man darin eine Tendenz erblickt, das Gemeinwohl zu vermehren, zu befördern.

„Aber wer setzt sich denn ihnen entgegen? Was für ein Interesse bestimmt die Gegenpartei in diesen schweren und unglückschwangeren Kämpfen? — Die Antwort ist leicht. Es ist das Interesse, welches an solchen vorhandenen gesellschaftlichen Einrichtungen hängt, welche dem allgemeinen Besten nachtheilig sind, und welche in den politischen Reformen ihren Untergang finden würden. Diejenigen, welche persönliche Vortheile von solchen Einrichtungen ziehen, setzen sich natürlicher Weise gegen alles, wäre es auch noch so zuträglich fürs allgemeine Wohl, was jene ihnen vortheilhafte Einrichtungen zerstören könnte. Sie thun dieses aus demselben Bewegungsgrunde, aus welchem sich die Goldschmidte von Ephesus der Ausbreitung des Christenthums widersetzten. Unbekümmert um den Inhalt der christlichen Lehre, und ohne über ihren Einfluß auf's Wohl der Menschheit nachzudenken, richteten sie ihr Auge blos auf den Umstand, daß die Verbreitung derselben ihrem Gewerbe Abbruch thun würde, wovon sie ihren Wohlstand hatten. Betrachten wir also ganz Europa als einen politischen Körper, der über die große und von allen Seiten so heftig ventilirte Frage: ob politische Reformen vorgenommen werden sollen? in Parteien gespalten ist, so finden wir auf der einen Seite die ganze Volksmasse, welche keinen Vortheil von den alten politischen Institutionen, denen bei eintretenden Reformen ein Untergang droht, zieht, und auf der andern Seite diejenigen Individuen, welche persönlichen Nutzen von diesen Instituten haben, nebst allen denen, welche unter dem Einflusse dieser Personen stehen.

„Die gegenwärtige Lage von Europa ist so, daß die Kräfte auf jeder Seite, welche für und gegen diese Interessen streiten, fast gleich sind, und sie scheiden sich fast nach einer geographischen Linie. In dem ganzen westlichen Theile von Europa sind Civilisation und politische Verbesserung im Zuge, und haben in vielen Ländern schon solche Fortschritte gemacht, daß sie der Sache, wenn gleich nicht immer der Form nach, alle dem allgemeinen Besten schädlichen Institute fast gänzlich abgeschafft haben. Hier ist also kein wesentliches Interesse wirksam, um dergleichen Institutionen zu erhalten, oder sich der Einmischung liberaler Principien und einer verbesserten Regierungsform zu widersetzen. Dagegen befindet sich das östliche Europa, seinem größten Theile nach, noch in einem höchst uncivilisirten Zustande. Ganz Rußland, der mächtigste Staat in diesem Welttheile, ist in diesem Falle. Alle daselbst bestehenden Institutionen sind noch die Früchte barbarischer Zeiten, angepaßt den barbarischen Sitten, und von dem, was man bei civilisirten Nationen findet, gänzlich verschieden. Noch ist ein großer Theil der Nation dabei höchlich interessirt, daß diese Institutionen bleiben, und dieser würde wahrscheinlich alle seine Kräfte aufbieten, sich jedem Unternehmen dagegen zu widersetzen. Hiervon abgesehen ist auch die Nation noch nicht weit genug in der Cultur vorgerückt, um auf solche Unternehmungen zu denken oder eine Verbesserung ihres Zustandes ernstlich zu wünschen. Ob aber gleich die Herrscher für jetzo noch gegen solche Gefahren von innen sicher sind, so ist es doch sehr natürlich, daß sie nicht ohne Eifersucht auf die Fortschritte solcher, ihnen gefährlichen Principien in ihren Nachbarstaaten, blicken. Wenn sie bemerken, wie ein, ihren Aemtern höchst nachtheilig wirkender Geist, gleich einem elektrischen Schlage, von Nation zu Nation übergeht, so müssen sie mit Recht fürchten, daß, wenn sie ihn nicht bei Zeiten aufhalten, er auch bald in ihre Heimath dringen, und die Grundlagen ihrer Macht und ihres Reichthums erschüttern werde. Es fließt also, wenn man nach allgemeinen Principien urtheilt, aus der Lage dieser Staaten das natürliche und nothwendige, obgleich höchst unselige Resultat, daß sie allen ihren Einfluß und selbst ihre ganze Kriegemacht anwenden müssen, um in fremden Ländern, selbst die heilsamsten und nützlichsten Neuerungen zu verhindern. Und bei diesen Unternehmungen werden sie leicht von der ganzen Macht ihrer Völker unterstützt, da sie, in dem gegenwärtigen Zustande ihrer Cultur, blos blinde Werkzeuge in der Hand ihrer Führer sind. Auch finden sie bei diesem Vorhaben willige Hülfe bei derjenigen Partei der westlichen Völker, die noch an den faulichten Resten der Misbräuche hängt, obgleich deren Substanz schon größtentheils zerstört ist, desgleichen bei demjenigen Theile, der durch die politischen Reformen großen Schaden gelitten hat, und einen Funken von Hoffnung an die vollkommne Wiederherstellung des alten Zustandes der Dinge unterhält. An der geographischen Linie, welche diese entgegengesetzten Interessen theilt, zieht sich der Kampfplatz hin, wo die physischen Kräfte beider Theile an einander gerathen. In ganz Italien und in dem westlichen Theile von Deutschland,

Digitized by Google

hat die Civilisation eine solche Höhe erreicht, als in irgend einem Theile von Europa. Allein die östlichen Herrscher, welche sich in ihrer Nachbarschaft befinden, benuzen die Umstände, welche jezt die Macht der westlichen Nationen schwächen, um das Uebergewicht der abgeschafften und mit der höheren Civilisation unverträglichen Formen und Einrichtungen durch ihren Einfluß zu erhalten, und wo es nöthig ist, sie selbst mit dem Bajonet zu vertheidigen, wie wir jezt in Neapel und Sardinien den Fall vor uns gehabt haben.

„Ich habe gesagt, daß jene beiden großen Parteien in Europa in diesem Augenblicke sich an Macht ungefähr beinahe gleich sind. In der That ist die Bevölkerung dieser Ländertheile, wenn man sie nach Zahlen mißt, so ziemlich einander gleich, und wenn die westlichen Nationen um vieles reicher sind, so haben die östlichen dagegen mehr kriegerischen Geist, und stehen dem Willen ihrer Herrscher weit unbedingter zu Diensten bereit. Im Ganzen ist zu besorgen, daß die größere Macht, unter den jetzigen Umständen, auf der Seite der Gegner der Staatsverbesserungen ist. Die westlichen und civilisirtesten Nationen sind erschöpft und durch ihre langen Kämpfe in den neuesten Zeiten verarmt, in Parteien zerrissen und untereinander selbst uneins, oder sie handeln doch nur wie kalte herzlose Alliirte gegeneinander, die von dem allgemeinen Bande des Interesses, welches sie vereinigen sollte, nur schwach angezogen werden. Die östlichen Nationen dagegen sind eher mit vermehrter als verminderter Kraft aus dem Kampfe gekommen. Ihre Armeen sind die bestdisciplinirtesten und zahlreichsten in Europa, ihre Unterthanen sind im Allgemeinen ruhig und ihre politische Vereinigung ist vollständig und kommt vom Herzen. Wären nur ihre financiellen Umstände in einer bessern Ordnung, so würde sie nichts abhalten können, das ganze feste Land von Hamburg bis nach Cadix wegzunehmen, so wie sie es schon von Tyrol bis nach Calabrien inne haben. Mangel an Credit ist ihre schwache Seite und das liegt in der Natur der Sache, da Reichthum und Credit einen viel höheren Grad von Civilisation voraussezen, als jene Völker besizen und sich durchaus nicht mit den Einrichtungen vertragen, auf welche die Macht der Beherrscher derselben gegründet ist.

„Aus den Bemerkungen, welche wir bisher über den Charakter und die respectiven Kräfte der Parteien gemacht haben, welche jezt im Kampfe mit einander begriffen sind, lassen sich viele allgemeine Schlüsse, in Beziehung auf den Fortgang und Ausgang dieses Streits ziehen. Ich muß mich begnügen, nur einige der wichtigsten Reflexionen mitzutheilen.

„Da die Sache der politischen Reformen mit der Sache der Civilisation und der allgemeinen Glückseligkeit identisch ist, so muß jede Maßregel, welche diese Wirkungen zum Ziel hat, was man auch sonst für Absichten dabei haben mag, auf die Hervorbringung liberaler Institutionen hinwirken. Wenn z. B. der Kaiser von Oesterreich zu derselben Zeit, wo er die constitutionelle Partei in Neapel und Sardinien stürzt, den Weinbau in Ungarn oder den Handel in Triest aufmuntert, so befördert er durch die lezztere Maßregel indirect die Fortschritte solcher Principien und Institutionen in seinen eigenen Staaten, welche er in einem andern ersticken will. Die russische Regierung verbietet aufs sorgfältigste die Einfuhr französischer Pamphlets und Zeitungen, läßt dagegen ohne Bedenken die classischen Schriftsteller, so wie die Industrie- und Kunstproducte von Frankreich, ins Land. Und doch kann eine Tragödie von Racine und Voltaire oder eine Scene aus Corneille mehr liberale Ideen erzeugen und ihnen eine größere Kraft verleihen, als die Minerve oder der Constitutionel hervorzubringen im Stande sind.

„Ferner: und diese Bemerkung bestätigt eben das, was die erste aussagt, nur von einer andern Seite. Es gibt keine wirksamen Mittel gegen das Aufkommen liberaler Ideen, außer solche, welche zugleich die Wurzel des allgemeinen Wohls eines Landes in allen ihren Theilen zerstörend angreifen. Wollt ihr die politischen Reformen aufhalten, so müßt ihr den Ackerbau, die Manufacturen, den Handel verbieten und entmuthen. Das ist der einzige Weg, sicher zu euerm Zwecke zu gelangen. Nun sind aber dergleichen Maßregeln nicht blos viel zu gehässig, um sie zu ergreifen, sondern sie sind auch geradezu dem unmittelbaren Interesse der Oberhäupter selbst entgegen, da sie einen hohen Werth auf den Wachsthum des Nationalreichthums und des Glücks ihrer Unterthanen sezen und sich davon den größten Vortheil versprechen. Ist aber dies, so wird die Civilisation nothwendig ihren natürlichen Weg fortgehen und wird solche Veränderungen in der Form der bürgerlichen Einrichtungen hervorbringen, als sie ihrer Natur nach hervorbringen muß.

„Auch ist noch zu erwägen, daß selbst die gewaltsamen Maßregeln, welche hin und wieder ergriffen worden sind, um die Fortschritte der constitutionellen Principien aufzuhalten, wie die lezte Invasion von Italien, ja die ganze Reihe der Kriege, welche gegen die Principien der französischen Revolution oder ihre Misbräuche geführt worden sind, — zwar diese Principien auf der einen Seite in ihrer Wirksamkeit gestört und eine temporäre Unterdrückung ihrer Folgen bewirkt haben mögen, allein auf der andern Seite haben gerade jene Kriege, die Kraft und Stärke dieser Principien unermeßlich erhöhet. Ich ziele hier nämlich zunächst auf die Wirkung, welche diese Kriege in den Finanzen aller großen Mächte hervorgebracht haben, auf die unendliche Masse der öffentlichen Schuld, welche gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Zeit ist.

„Diese ungeheure Schöpfung eines künstlichen Capitals ist nämlich im Grunde nichts anders, als eine Uebertragung oder eine Cession des Eigenthums von den Landeigenthümern auf die industriösen und handelnden Classen. Diese Anleihen sind durch die Gründung von Renten bewirkt, deren Bezahlung zulezt auf das Land und dessen Eigenthümer fällt, während daß in den Händen der Capitalisten die Sicherheiten dafür, eben so gut als baares Geld sind. So hat der Kaiser von Oesterreich, um die Kosten seines lezten Angriffs auf die Freiheits-Principien in Italien zu bestreiten, zu hohen Zinsen eine große Summe von unserm Landsmanne David Parish und dessen Genossen aufgenommen. Welches ist nun die Wirkung dieser Operation? — Sie wirft ein Gewicht von einem Eigenthume, gleich jener Anleihe, in die Schale des allgemeinen Geld-Interesses der Welt, welches, wie ich als ausgemacht annehme, das Interesse der Civilisation und der politischen Reform ist; und belastet die Landeigenthümer von Oesterreich mit der Ausgabe, welche nöthig ist, um jenes Capital beim Werthe zu erhalten. Schäzt man daher den Schaden, welcher der Sache der Freiheit durch jene Invasion zugefügt ist, nach dem Gelde, welches es gekostet hat, um ihr diesen Schaden zu verursachen, so ist der Schaden, welcher dadurch der Sache der willkürlichen Herrscher zugefügt ist, gerade doppelt so groß, weil ihren Anhängern eine eben so große Summe entzogen, als ihren Gegnern gegeben ist.

„Das einzige Mittel, diese Vortheile der Geldleute zu vermindern, besteht darin, daß sich die Souveraine die Freiheit nehmen, sich von Zeit zu Zeit für bankerot zu erklären, wodurch sie einen Theil des neuen Capitals vernichten. Wenn man den ganzen Betrag des Eigenthums, der heutzutage in Europa in der Form von Staatsschulden existirt, mit dem Betrage des Eigenthums aller andern Arten vergleicht und nach seinem Geldwerthe abschäzt; so möchte sich wahrscheinlich ergeben, daß das erstere nicht viel weniger beträgt als das lezztere. Man kann die Staatsschulden als eine Vermögensmasse ansehen, welche auf Kosten der herkömmlichen Staatseinrichtungen zum Vortheil der Sache der politischen Reformen geschaffen ist. In der That liefert sie eins der

Ausschließlich Gesetz und Recht sind Richtschnur seiner Amtsführung.

Der Richter ist unabhängig. Er darf nicht gezwungen werden, gegen seine Überzeugung zu urteilen. Er darf nicht abgesetzt werden, wenn er nicht durch Urteil eines Gerichts aus Gründen und in der Form, die das Gesetz bestimmt, dazu verurteilt ist. Er darf nicht gegen seinen Willen versetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Er darf nicht gegen seinen Willen versetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Er darf nicht gegen seinen Willen versetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Er darf nicht gegen seinen Willen versetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Er darf nicht gegen seinen Willen versetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird.

Art. 97

Die Richter sind unabhängig, nur dem Gesetze unterworfen.

Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird.

Art. 98

Die Richter sind unabhängig, nur dem Gesetze unterworfen.

Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird.

Art. 99

Die Richter sind unabhängig, nur dem Gesetze unterworfen.

Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird.

Art. 100

Die Richter sind unabhängig, nur dem Gesetze unterworfen.

Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird. Sie dürfen gegen ihren Willen nicht abgesetzt werden, es sei denn, daß eine Gerichtsorganisation getroffen wird.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 156.

8. Juli 1822.

Fonk's Proceß.

Was wir in No. 134 dieser Blätter vorhergesagt haben, ist in Erfüllung gegangen. Fonk ist für schuldig erklärt worden, Gönen ermordet zu haben, und dafür zum Tode verurtheilt. Aus welchen Gründen können wir unsern Lesern noch nicht sagen, da wir noch nicht im vollständigen Besitze der Bülletins der Assisensitzung sind, (der Referent schreibt diesen Aufsatz am 25sten Juny, 80 Meilen von Trier entfernt) und uns auf keine Weise ein vorreiliges Urtheil erlauben mögen. Zur Zeit können wir nur noch auf eine frühere Schrift in dieser Angelegenheit aufmerksam machen, welche schon darum interessant ist, weil der Verf. in ihr schon 1821 geradezu erklärt, daß in der Meinung des größten Theiles des Publicums von Köln und Umgegend Fonk für schuldig gehalten werde. Die Schrift führt den Titel:

Ueber Peter Anton Fonk und das Gerücht von Gönens Ermordung. Ein Wort an meine Mitbürger von 3 Kreuser.

Der Verf. erklärt, auf keine Weise mit Fonk in irgend einer Beziehung zu stehen, die ihm ein persönliches Interesse an demselben einflößen könnte. „Es sey überhaupt nicht die Sache des Einzelnen, die ihn interessire, sondern die Sache der Menschheit, des Staats, des öffentlichen Verfahrens und der allgemeinen Sicherheit. Denn glauben muß an die Unschuld Jeglicher, der nicht selber ein Böswicht ist, so lange die Schuld nicht dargethan wurde. An Andrer Tugend glaubt nur der nicht, der selber keine hat. Fragen darf der Staat nach dem Leben seiner Bürger, nach der Gerechtigkeit, wie sie ausgeübt wird."

Höchst bezeichnend ist das Motto der Schrift aus Schiller:

„Gerüchte, Lügen!
Doch freilich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wäre er noch so unerwiesen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird."

Denn die herrschende Meinung gegen Fonk sieht der Verf. als die Ursache des künftigen Verdammungsurtheiles desselben an. „Aus Euch, den Befangenen und ohne Einsicht Forttobenden, spricht er zu seinen Mitbürgern, werden ja die Geschwornen gewählt, deren Wort Tod wie Leben gibt. Und Ihr wollet nicht bedenken, was es heißt, das Leben eines Menschen auf sich tragend, leichtsinnig zu verdammen, blos weil ihr meinet, daß er schuldig sey? Ihr wollet das Gewisse nehmen, da ihr in Ungewißheit seyd? Wehe dem Unglücklichen, wenn aus Euch der heilige Kreis der Geschwornen gewählt würde! Ehe Ihr zu Gerichte säßet, wäre er schon gerichtet; verdammt, ehe Ihr ihn hörtet. Würde nicht alle Welt uns mit dem vollsten Rechte Thoren, ja Rasende nennen, die den Tod erkennen über ein Unbekanntes, ein fürchterliches Urtheil aussprechen, wo ihr Sinn im Unklaren ist, Verläumdung für Gründe, Nichtwissen für Beweis, Meinung für Wahrheit gelten lassen?"

Die Gefährlichkeit der Hingebung in die Meinung des großen Haufens, deren Ungegründheit und Falschheit aufzudecken, und an deren Stelle Ueberlegung und reifliche Untersuchung dessen, was wirklich ausgemittelt ist, einzuführen, das ist die Absicht des Verfs. „Feste und vollkommene Ueberzeugung besteht nicht in einem dunklen Gefühle, nicht in einem tappenden Meinen, nicht in dem Gerüchte der Menge, noch in einer scheinbaren Ueberredung, sondern in dem klaren Durchschauen des Ganzen, wo das Einzelne begründet, das Ganze im Zusammenhange dargelegt werden kann. Wo aber der Mensch nicht von jedem Einzelnen sich Rechenschaft abzulegen vermag, da waltet der Irrthum, die Unklarheit oder die Leidenschaft; die ja nichts andres ist, als das dunkle bewußtlose Gefühl, die tobende, störrische, vernunftlose Empfindung, die dem Menschen mit dem Thiere gemein ist."

So sehr richtig dies ist, so ganz vergeblich scheint es uns doch, daß der Verf. darauf verwiesen hat. Denn er verlangt etwas von den Geschwornen, was das Gesetz von ihnen nicht verlangt, nicht verlangen kann, und vielmehr das Gegentheil, wenn auch nicht ausdrücklich, doch seinem Geiste nach, herbeiführt. Es ist unleugbar, daß ein vernünftiges und zuverlässiges Urtheil nur durch deutliche Erkenntniß aller einzelnen, dafür oder dawieder zur Sprache gebrachten Gründe, so wie ihrer Verbindung, gewonnen werden kann, und daß ein Urtheil, welches ohne diese deutliche Vorstellung und Abwägung alles Einzelnen gefällt wird, blos eine Meinung ist. Es ist eben so ausgemacht, daß eine auf bloßer Meinung beruhende Ueberzeugung keine logische noch rechtliche Gewißheit haben, und eben so leicht unwahr, als wahr seyn könne. Allein dies sind doch nur Betrachtungen für den Gesetzgeber; fruchtlos, wenn das Institut der Jury einmal besteht. Denn in demselben werden die Geschwornen nicht verpflichtet, ein solches deutliches und zuverlässiges Urtheil zu fassen; sondern sie sind vielmehr angewiesen, die Empfindung zu verlautbaren, welche der Totaleindruck der ganzen Procedur am Ende in ihnen zurückgelassen hat. Der Ausspruch der Jury ist kein durch Gründe bis ins Einzelne gerechtfertigtes Erkenntniß, sondern das Ergebniß der Mehrheit der von den Geschwornen ausgesprochenen Meinungen. Ein solches Erkenntniß würde nach der subjectiven Beschaffenheit der meisten Geschwornen eine unerreichbare Anforderung seyn; und wenn auch dies nicht im Wege stünde, so würde dieselbe durch die vorübergehende, und zur vollständigen und deutlichen Erkenntniß unstetige, Procedur unmöglich gemacht werden. Das Gesetz erlaubt den Geschwornen nicht, ihre Ungewißheit zu bekennen. So schwankend ihre Meinung seyn mag, so unsicher ihr Urtheil ihnen selbst erscheint; sie müssen einen bestimmten Ausspruch thun, und das Erkennen mit dem Seyn verwechseln.

Aber auch noch aus einem andren Grunde, und durch seine eigene Schuld, muß der Verf. unvermeidlich seine Absicht verfehlt, und ihr bei weitem mehr geschadet, als ihr genutzt haben. Mag er immer darthun, daß das Gerücht, welches gegen Fonk umgeht, zuerst und gleich am Tage nach Gönens Verschwinden von Schröder ausgebracht wurde, der wie ein gewissenloser Mensch sich gezeigt und das Interesse hatte, den Fonk in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, um ihn sichrer betrügen zu können; mag er immer erweisen, daß dieses Gerücht von Crefeld aus unterhalten und genährt worden ist; mag er noch so klar auseinandersetzen, daß dasselbe

zu Grunde gelegt, so ergiebt sich für die Dichte des Wassers bei 0° C. der Werth 0,99988 und für die Dichte des Eises bei 0° C. der Werth 0,91674. Die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren beträgt demnach 9,05 Procent.

Die Dichte des Wassers bei 4° C. ist 0,99997, also nur um 0,00009 kleiner als die Einheit. Diese Abweichung ist so gering, dass man in den meisten Fällen die Dichte des Wassers bei 4° C. gleich der Einheit setzen kann.

Die Dichte des Wassers bei 100° C. ist 0,95865. Das Wasser dehnt sich also beim Uebergang in Dampf um 4,34 Procent aus.

Die Dichte des Quecksilbers bei 0° C. ist 13,5956, bei 100° C. 13,3513. Das Quecksilber dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,83 Procent aus.

Die Dichte des Alkohols bei 0° C. ist 0,80625, bei 100° C. 0,73552. Der Alkohol dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 9,62 Procent aus.

Die Dichte des Aethers bei 0° C. ist 0,73650, bei 100° C. 0,62635. Der Aether dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 17,59 Procent aus.

Die Dichte des Schwefelkohlenstoffs bei 0° C. ist 1,29360, bei 100° C. 1,14615. Der Schwefelkohlenstoff dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 12,86 Procent aus.

Die Dichte des Chloroforms bei 0° C. ist 1,52643, bei 100° C. 1,37313. Das Chloroform dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 11,17 Procent aus.

Die Dichte des Terpentinöls bei 0° C. ist 0,88600, bei 100° C. 0,79750. Das Terpentinöl dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 11,08 Procent aus.

Die Dichte des Olivenöls bei 0° C. ist 0,91700, bei 100° C. 0,84100. Das Olivenöl dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 9,04 Procent aus.

Die Dichte des Steinsalzes bei 0° C. ist 2,26, bei 100° C. 2,20. Das Steinsalz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 2,73 Procent aus.

Die Dichte des Kalkspaths bei 0° C. ist 2,72, bei 100° C. 2,71. Der Kalkspath dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Flussspaths bei 0° C. ist 3,18, bei 100° C. 3,15. Der Flussspath dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,95 Procent aus.

Die Dichte des Quarzes bei 0° C. ist 2,653, bei 100° C. 2,648. Der Quarz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,19 Procent aus.

Die Dichte des Glases bei 0° C. ist 2,45, bei 100° C. 2,43. Das Glas dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,82 Procent aus.

Die Dichte des Eisens bei 0° C. ist 7,8, bei 100° C. 7,77. Das Eisen dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,39 Procent aus.

Die Dichte des Kupfers bei 0° C. ist 8,95, bei 100° C. 8,91. Das Kupfer dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,45 Procent aus.

Die Dichte des Messings bei 0° C. ist 8,4, bei 100° C. 8,37. Das Messing dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,36 Procent aus.

Die Dichte des Zinks bei 0° C. ist 7,2, bei 100° C. 7,14. Das Zink dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,84 Procent aus.

Die Dichte des Bleis bei 0° C. ist 11,4, bei 100° C. 11,35. Das Blei dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,44 Procent aus.

Die Dichte des Platins bei 0° C. ist 21,5, bei 100° C. 21,46. Das Platin dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,19 Procent aus.

Die Dichte des Silbers bei 0° C. ist 10,5, bei 100° C. 10,47. Das Silber dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,29 Procent aus.

Die Dichte des Goldes bei 0° C. ist 19,3, bei 100° C. 19,25. Das Gold dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,26 Procent aus.

Die Dichte des Wismuths bei 0° C. ist 9,8, bei 100° C. 9,74. Das Wismuth dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,61 Procent aus.

Die Dichte des Antimons bei 0° C. ist 6,7, bei 100° C. 6,66. Das Antimon dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,60 Procent aus.

Die Dichte des Zinns bei 0° C. ist 7,3, bei 100° C. 7,27. Das Zinn dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,41 Procent aus.

Die Dichte des Eisenkieses bei 0° C. ist 5,0, bei 100° C. 4,98. Der Eisenkies dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,40 Procent aus.

Die Dichte des Bleiglanzes bei 0° C. ist 7,5, bei 100° C. 7,47. Der Bleiglanz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,40 Procent aus.

Die Dichte des Zinkblendes bei 0° C. ist 4,0, bei 100° C. 3,98. Der Zinkblende dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,50 Procent aus.

Die Dichte des Kupferkieses bei 0° C. ist 4,2, bei 100° C. 4,18. Der Kupferkies dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,48 Procent aus.

Die Dichte des Schwefels bei 0° C. ist 2,0, bei 100° C. 1,96. Der Schwefel dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 2,04 Procent aus.

Die Dichte des Phosphors bei 0° C. ist 1,83, bei 100° C. 1,77. Der Phosphor dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 3,28 Procent aus.

Die Dichte des Kohlenstoffs bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Der Kohlenstoff dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Diamants bei 0° C. ist 3,5, bei 100° C. 3,49. Der Diamant dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,29 Procent aus.

Die Dichte des Graphits bei 0° C. ist 2,3, bei 100° C. 2,29. Der Graphit dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,44 Procent aus.

Die Dichte des Anthracits bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Der Anthracit dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte der Steinkohle bei 0° C. ist 1,3, bei 100° C. 1,29. Die Steinkohle dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,77 Procent aus.

Die Dichte des Braunkohlenholzes bei 0° C. ist 1,0, bei 100° C. 0,99. Das Braunkohlenholz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,01 Procent aus.

Die Dichte des Holzes bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Holz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Korkes bei 0° C. ist 0,24, bei 100° C. 0,23. Der Kork dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 4,35 Procent aus.

Die Dichte des Elfenbeins bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Das Elfenbein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Horns bei 0° C. ist 1,3, bei 100° C. 1,29. Das Horn dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,77 Procent aus.

Die Dichte des Wachses bei 0° C. ist 0,96, bei 100° C. 0,95. Das Wachs dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,05 Procent aus.

Die Dichte des Talgs bei 0° C. ist 0,94, bei 100° C. 0,93. Der Talg dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,08 Procent aus.

Die Dichte des Kautschuks bei 0° C. ist 0,93, bei 100° C. 0,92. Der Kautschuk dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,09 Procent aus.

Die Dichte des Gummi arabicums bei 0° C. ist 1,4, bei 100° C. 1,39. Das Gummi arabicum dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,72 Procent aus.

Die Dichte des Stärkemehls bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Das Stärkemehl dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Zuckers bei 0° C. ist 1,6, bei 100° C. 1,59. Der Zucker dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,63 Procent aus.

Die Dichte des Milchzuckers bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Der Milchzucker dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Traubenzuckers bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Der Traubenzucker dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Harnstoffs bei 0° C. ist 1,4, bei 100° C. 1,39. Der Harnstoff dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,72 Procent aus.

Die Dichte des Harnsteins bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Harnstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Gypses bei 0° C. ist 2,3, bei 100° C. 2,29. Der Gyps dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,44 Procent aus.

Die Dichte des Alabasters bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Alabaster dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Marmors bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Marmor dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Kalksteins bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Kalkstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Sandsteins bei 0° C. ist 2,3, bei 100° C. 2,29. Der Sandstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,44 Procent aus.

Die Dichte des Thonschiefers bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Thonschiefer dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Basalts bei 0° C. ist 2,9, bei 100° C. 2,89. Der Basalt dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,34 Procent aus.

Die Dichte des Granits bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Granit dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Porphyrs bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Porphyr dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Trachyts bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Trachyt dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Lavas bei 0° C. ist 2,9, bei 100° C. 2,89. Die Lava dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,34 Procent aus.

Die Dichte des Bimssteins bei 0° C. ist 0,9, bei 100° C. 0,89. Der Bimsstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,12 Procent aus.

Die Dichte des Ziegelsteins bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Ziegelstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Mörtels bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Mörtel dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Cements bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Cement dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Betons bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Beton dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Asphalts bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Asphalt dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Pechs bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Das Pech dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Teers bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Teer dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Petroleums bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Petroleum dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Naphthas bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Naphtha dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Asphaltöls bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Asphaltöl dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Paraffins bei 0° C. ist 0,9, bei 100° C. 0,89. Das Paraffin dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,12 Procent aus.

Die Dichte des Ozokerits bei 0° C. ist 0,9, bei 100° C. 0,89. Der Ozokerit dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,12 Procent aus.

Die Dichte des Bernsteins bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Bernstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Kopals bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Kopal dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Schellacks bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Schellack dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Harzes bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Das Harz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Terpentins bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Terpentin dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Balsams bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Balsam dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Kautschuks bei 0° C. ist 0,93, bei 100° C. 0,92. Der Kautschuk dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,09 Procent aus.

Die Dichte des Gummi arabicums bei 0° C. ist 1,4, bei 100° C. 1,39. Das Gummi arabicum dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,72 Procent aus.

Die Dichte des Stärkemehls bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Das Stärkemehl dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Zuckers bei 0° C. ist 1,6, bei 100° C. 1,59. Der Zucker dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,63 Procent aus.

Die Dichte des Milchzuckers bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Der Milchzucker dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Traubenzuckers bei 0° C. ist 1,5, bei 100° C. 1,49. Der Traubenzucker dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,67 Procent aus.

Die Dichte des Harnstoffs bei 0° C. ist 1,4, bei 100° C. 1,39. Der Harnstoff dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,72 Procent aus.

Die Dichte des Harnsteins bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Harnstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Gypses bei 0° C. ist 2,3, bei 100° C. 2,29. Der Gyps dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,44 Procent aus.

Die Dichte des Alabasters bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Alabaster dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Marmors bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Marmor dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Kalksteins bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Kalkstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Sandsteins bei 0° C. ist 2,3, bei 100° C. 2,29. Der Sandstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,44 Procent aus.

Die Dichte des Thonschiefers bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Thonschiefer dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Basalts bei 0° C. ist 2,9, bei 100° C. 2,89. Der Basalt dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,34 Procent aus.

Die Dichte des Granits bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Granit dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Porphyrs bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Porphyr dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Trachyts bei 0° C. ist 2,7, bei 100° C. 2,69. Der Trachyt dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,37 Procent aus.

Die Dichte des Lavas bei 0° C. ist 2,9, bei 100° C. 2,89. Die Lava dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,34 Procent aus.

Die Dichte des Bimssteins bei 0° C. ist 0,9, bei 100° C. 0,89. Der Bimsstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,12 Procent aus.

Die Dichte des Ziegelsteins bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Ziegelstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Mörtels bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Mörtel dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Cements bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Cement dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Betons bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Beton dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Asphalts bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Asphalt dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Pechs bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Das Pech dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Teers bei 0° C. ist 1,9, bei 100° C. 1,89. Der Teer dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,53 Procent aus.

Die Dichte des Petroleums bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Petroleum dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Naphthas bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Naphtha dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Asphaltöls bei 0° C. ist 0,8, bei 100° C. 0,79. Das Asphaltöl dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,27 Procent aus.

Die Dichte des Paraffins bei 0° C. ist 0,9, bei 100° C. 0,89. Das Paraffin dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,12 Procent aus.

Die Dichte des Ozokerits bei 0° C. ist 0,9, bei 100° C. 0,89. Der Ozokerit dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 1,12 Procent aus.

Die Dichte des Bernsteins bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Bernstein dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Kopals bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Kopal dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Schellacks bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Schellack dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Harzes bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Das Harz dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Terpentins bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Terpentin dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

Die Dichte des Balsams bei 0° C. ist 1,1, bei 100° C. 1,09. Der Balsam dehnt sich also beim Uebergang von 0° C. auf 100° C. um 0,92 Procent aus.

so kann ihnen Ref. keinen andern und bessern Rath geben, als noch einmal zu versuchen, ob es nicht möglich sey, die Bedeutung der Wahrheit zu finden. Und dazu bietet sich nun eben in der genannten Schrift ein sehr kundiger und trefflicher Wegweiser dar, den Ref. deshalb auf alle Weise empfiehlt. Von der persönlichen Tüchtigkeit desselben hier viel zu sagen, scheint eine überflüssige Sache, da der Herr Graf dieselbe durch seine früheren philosophischen Schriften, (die Staatsform; die Idee; der Dialog; der praktische Zweck; Widerlegung des Schreibens und Urtheilens, wovon die Schrift des Hrn. v. Stourdza eine einzelne vorübergehende Erscheinung ist; — die nur leider zu wenig zu einer allgemeinen verdienten Kunde gekommen zu seyn scheinen) in denen sich überall deutsche Tiefe und seltner Scharfsinn kund gibt, hinlänglich bewährt und bewiesen hat. Auch in dieser Schrift offenbart sich das Vermögen des wahren und durchdringenden Denkers auf eine unverkennbare Weise. Um nun das daraus hervorgegangne Gedachte zu fassen, bedarf es freilich wiederum selbst des Denkens, und wer da meinte ganz ohne sein Zuthun zur Einsicht der Wahrheit geführt zu werden, ist wohl im Irrthum und verlangt ein Unmögliches. Den guten Willen und den Entschluß, den Verfasser ununterbrochen und unzerstreut mit eignem strengen Nachdenken zu begleiten, muß daher jemand schon mitbringen. Wo aber dieser Wille wirklich da ist und vollzogen wird, da läßt sich auch dem Leser ein Erreichen des gesuchten Ziels sicher versprechen und er wird sich nicht unbelohnt sehen. „Ich habe, — sagt der Hr. Verf. selbst S. 4, — den ernsten und festen Vorsatz, so klar und deutlich zu seyn, daß bei den mehrsten Stellen selbst der gemeine Menschenverstand keine Schwierigkeit finde, mich zu fassen, jeder gebildete Leser aber, der nur mit ausdauernder Aufmerksamkeit einen Schriftsteller zu folgen vermag, und nicht ganz ohne Einbildung und ohne Fähigkeit ist, die Ueberzeugung gewinne, so müsse es im Grunde wohl seyn, und anders könne es sich nicht verhalten.“ Der Hr. Verf. spricht im Ganzen seine Uebereinstimmung mit Fichte aus. Doch würde man sich irren, wenn man sich hier, wie man gewöhnlich so zu sprechen pflegt, nur einen Anhänger und Bekenner der Fichteschen Philosophie denken wollte. Vielmehr lebt das ausgesprochne Wissen in dem Hrn. Verf. als das durch und durch Eigne, und es ist die volle Frucht seines innersten Denken, und die Selbständigkeit im strengstem Sinne leidet dabei keinen Abbruch. *) Aber es ist die aus der Selbsterfahrung des Hrn. Verf. entsprungne Behauptung, daß die Philosophie als die Eine in keinem andern, als in Fichte gelebt, daß das Erkennen in niemand, weder vor noch nach ihm zur absoluten Einheit erhoben worden sey, als nur in ihm, und daß die Wissenschaftslehre zwar bis jetzt meist nicht verstanden worden, aber daß sie nie mißverstanden werden könne. Nur praktisch kann man an sie gelangen. Dies ist auch selbst die übereinstimmende Ansicht des Verfs., der bei dieser Gelegenheit nur sein großes Bedauern ausspricht, daß Fichte fast ganz vergessen zu seyn scheint, und daß über eine Menge von Dingen immerfort noch gestritten und geschrieben wird, die schon längst durch diesen Weisen, oft nur durch ein einziges Wort desselben, abgemacht und entschieden sind. Der Selige würde sich wundern und würde trauern, wenn er sähe und hörte, welch eine Lehre jetzt von seinem Lehrstuhl verkündet wird. Uebrigens findet der Hr. Graf mit Recht in der Wissenschaftslehre nur selber die Lehre des Christenthums, und das Christenthum erscheint in der Wissenschaftslehre zuerst als ein durch das Wissen vollendet Erkanntes und aufgegangen in das lebendige Bewußtseyn. S. 151. „Der sicherste Weg, die Wissenschaftslehre einzusehen, ist von dem Christenthum aus. Es versteht sich wohl, daß man wisse was wahres Christenthum sey. Christus war der Erste, — daher auch die neue Zeit mit ihm beginnt — welcher im Besitz der lebendigen Idee von der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott in seinem Bilde, praktisch Kunde gab. In ihm ist durchaus nichts Subjectives, und wer in dem Charakter Jesu etwas Subjectives zu bemerken oder zu ahnden glaubt, für den ist das Bibellesen ganz fruchtlos. Diese lebendige Idee wissenschaftlich durchzuführen, ist die W. L.“ und S. 150. „Fichte war der Erste dieser Zeit, der nicht allein alle Subjectivität von der Wissenschaft ausschloß, sondern die Wissenschaft eigens darauf gründete, daß man ein Wissen sich zu denken vermöge, ohne alle Beziehung auf ein Subject.“

Das Interesse der vorliegenden Schrift, um auf sie zurückzukehren, wird noch dadurch erhöht, daß sie, zwar nicht in dem Gange ihrer Deduction, sondern nur in ihrer äußern Beziehung, polemisch auftritt, und gegen Reinhold und dessen jüngst erschienene Schrift, gleichen Titels mit dieser gerichtet ist. Ein zweiter Anhang der Schrift unsers Verfs. S. 131 ff. beschäftigt sich speciell mit Hrn. Reinhold, und diese Polemik zeichnet sich besonders durch ihre lebendige und launige Haltung aus. Kräftig und treffend, auch wohl in starker und entschiedner Rede werden — auch in andern Stellen — bisweilen die Verkehrheiten des Unwissens und der Unphilosophie dargestellt, und mancher mit seinem geist- und bewußtlosen Treiben kann sich darin als in einem Spiegel erblicken. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Reinhold darauf antwortete, indem dadurch die Sache selbst die größere Aufmerksamkeit der Philosophen erregen und die bessere Einsicht allgemeiner machen würde. Der Hr. Graf fordert ihn selbst dazu auf, und erklärt, die Sache bestimmt nicht fallen lassen zu wollen, sondern sich alles Ernstes zu bemühen, die Frage noch mehr in das Licht zu setzen. — Nun sollte Ref. noch einiges näher über die Schrift selbst und über die ganze Behandlungsweise des Themas beibringen. Eine wirkliche Beurtheilung findet hier keine passende Stelle, läßt sich auch in der Kürze nicht geben und ist bei Abhandlungen solcher Art — wo auf die ersten Grundbegriffe zurückgegangen wird, wo die Untersuchung vor den Augen der Leser geschieht und nach einem vermöge eines organischen und lebendigen Wissensgesetz selbst nothwendigem Gange der Entwickelung fortgeführt wird, ohne irgend ein Mittelglied zu überspringen, und ohne einen Ausdruck unerläutert zu lassen, — nicht einmal gut möglich. Ref. kann daher nichts thun, als nur mit wenigen Worten den Inhalt und die befolgte Ordnung der Abhandlung kurz anzugeben, und übrigens das denkende Publicum selbst zur eignen und genaueren Ansicht derselben aufzufordern.

Das Ganze ist in etliche Capitel getheilt, wovon das erste überschrieben ist: Das erste Element des Wissens. (Das Reale.) Der Herr Verf. geht hier von dem unbestimmten Triebe zu wirken aus, geht die Reihe der durch das Anschauen hervorgehenden Wandelungen, Stufe für Stufe durch, und findet zuletzt in der wirklichen Aufhebung der Freiheit durch sich selbst, Daseyn, Bewußtseyn, Gewißheit und in dem Anschauen der Gewißheit, Wissenschaft. Zweites Capitel. Die Besinnung auf das Reale. (Realisation.) In diesem Capitel wird der Begriff des Realen in seinem Schaffen und Bilden weiter entwickelt, und ein Besinnungspunct nach dem andern durchgegangen, um nun die Wirklichkeit selbst darzustellen. Hier ist von dem Wissen überhaupt die Rede, was nur durch Freiheit möglich ist. Das Bewußtseyn wird zunächst nachgewiesen in seiner Niedrigkeit an dem Gegenstande, dem Körper; das Denken als die Erhebung von demselben dargestellt, und die verschiednen Standpuncte der Bildung des Ichs, bis zur Sichanschauung (Wissen des Wissens) entwickelt. Dann wird das

*) Es gibt überhaupt keine Philosophie ohne Selbständigkeit, und die Philosophie, die Wissenschaft ist nur da, wo sie als das ungetrennte Eigenthum in einem Individuum lebendig geworden ist.

Sittengesetz als eine nothwendige neue Beschränkung der Freiheit aufgestellt, und das Entstehen desselben beleuchtet. Zu dem Bewußtseyn des Sittengesetzes als Princip muß aber der Wille hinzukommen, der es zugleich äußerlich in allen Handlungen ausspricht, und so entspringt das Bewußtseyn einer sittlichen Welt. Die Realisirung des Willens wird zur bessern Einsicht noch genauer auseinandergesetzt, der sittliche Endzweck als Seyn beschrieben, aber noch nicht das Absolute im Seyn, und so weiter fortgeschritten bis zur absoluten Anschauung Gottes. — Nachdem in diesen zwei Capiteln die verschiednen Standpuncte des Wissens und Lebens bis zum höchsten hinauf mehr factisch dargestellt sind, so geht der Hr. Verf. in den zwei letzten Capiteln noch genauer in das Innere und in das Wesen des Erkennens selbst ein, und entwickelt im dritten Capitel: die Wissenschaft, oder Realität des Bildes oder Schema; und im vierten Capitel: das unbedingte Soll in seinem Verhältnisse zum Willen. — In dieser ganzen Entwickelung und genau genommen schon in den ersten zwei Capiteln, ließ nun auch schon die zweifellose Beantwortung der Frage: was ist Wahrheit, und sie ist aufgewiesen, als Leben, als freies, selbständiges Leben im Bilde Gottes, als Wissen, Wissenschaft. Die Wissenschaftslehre beantwortet aber die Frage: wie habe ich es anzufangen, daß mir Wahrheit werde; denn die Wahrheit wird und ist nicht. — In dem ersten Anhange wird noch einiges Besondere nachgeholt über ein allgemeines Denkgesetz, über den Charakter des Gesetzes überhaupt, über das absolute und relativ Practische: über Erziehung, als Princip der neuen Welt, und die Elemente der Erziehung: Freiheit, Lehre, Gesetz. Mit dem zweiten Anhange, der Herrn Reinhold betrifft, schließt die Abhandlung. Ref. hat sie mit gesteigerter Hochachtung vor dem Hrn. Verf. und mit Dank für manche ihm noch klarer gewordne Einsicht gelesen, und wünscht nichts mehr, als daß recht Viele sie lesen, doch nicht bloß lesen, sondern, wie der Hr. Verf. selbst sagt, daß sie recht Vielen nützen möge. Dieses Nützen ist mit dem wahren Verständniß derselben unmittelbar verknüpft. Denn alles wahre Verstehen läßt auch das Leben nicht leer, und nimmt dasselbe, den Gedanken so wie die That, in unwiderruflichen Anspruch, und bindet es erst zu sich selbst.

3.

Noch ein Wort über Lauzun's Memoiren.

In einem neuen Hefte der Revue ist eine unpartheiliche Beurtheilung dieses Buches zu lesen, welche wesentlich mit dem übereinstimmt, was Ref. darüber schon in diesen Blättern geäußert. Jener Kritiker ist der Meinung, die vielfältigen Reclamationen der Familie und einer in der Einbildung getroffenen Partei allein, hätten dem Buche das augenblickliche Interesse verleihen können, und jene auf nichts begründete Wichtigkeit; dieses Schicksal habe es mit den Memoiren von Besenval getheilt, ohne daß sie mit denen Lauzun's im geringsten verglichen werden könnten, denn sie enthalten gerade das für den Historiker, was diesen abgeht. Indessen ohne über die Authenticität zu entscheiden, könne mancher interessante Zug nicht verkannt werden, und die Schilderung von Lauzun's galantem Leben, gäbe einen nützlichen Beleg gegen alle, welche seine Zeit — die des alten Regime mitlebten, — und sie weit über die jetzige setzen.

Auch der französische Kritiker erkennt die edlere, einer bessern Anwendung fähig gewesene Natur Lauzun's, welche nur in dem faden Sultansleben unterging, wo so viel Frauen um die Ehre seines Umgangs buhlten. Er macht dabei die scharfsinnige Bemerkung, daß es tröstlich zu sehen, wie das Leben eines blos Vergnügen erjagenden Menschen immer ermüdender und trostärmer sey, als das eines Mannes, der sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte dem Wohl des Vaterlandes widmet. Niemand, fährt der Kritiker fort, macht mehr Glück in jeder Art als Lauzun. Schön, reich, geistvoll, hat er sich um keines vergebens bemüht; man darf aus seinen Memoiren schließen, daß ihn oft süße Blicke erhabener Personen erreichten; und doch war niemand unglücklicher als er. Sein Gemüth war beständig ein Raub von Qualen der Trennung und Eifersucht, physische Leiden kamen dazu; dann an eine Frau gebunden, welche er, welche ihn nicht liebte; endlich unfähig sein großes Vermögen zu verwalten, sah er sich unvermerkt von ungeheurer Schuldenlast gedrückt. So unglücklich im Schoß der Freuden, ist er ein sprechender Beweis der Nichtigkeit sinnlicher Genüsse, und ihrer Unfähigkeit glücklich zu machen. Bedenkt man dabei sein tragisches Ende, so muß man bekennen, daß dieser verdienstvolle General (der Kritiker spricht von seinem Benehmen im Revolutionskriege als General Biron mit großer Achtung) und vollendete Hof- und Weltmann, die eitlen Gunstbezeugungen des Glücks sehr theuer bezahlte.

Folgende Details über sein Ende sind bemerkenswerth:

„Seine Verurtheilung errang von ihm nur ein verächtliches Lächeln; fester als sein edler Nebenbuhler Custine, der seine Thränen nicht zurückhalten konnte, als ihm sein Todesurtheil vorgelesen wurde, verließ Biron ruhig den Gerichtssaal, schritt kräftigen Fußes aus dem Justiz Palast, und indem er mehreren Gefangenen begegnete, welche sich versammelt hatten, um ihn vorübergehen zu sehen, sagte er zu ihnen mit demselben feinen Weltton, welcher ihn am Hofe auszeichnete. „C'est fini, Messieurs, je pars pour le grand voyage" (Aus ists, meine Herren, ich trete meine große Reise an). Zurück in sein Zimmer, ließ er sich eine Flasche Bordeaux und ein Geflügel bringen, leerte jene, und aß mit großem Appetit. Darauf forderte er ein Buch vom Gefangenwärter, las 4 Stunden, legte sich auf ein schlechtes Bett und schlief so ruhig als Condé die Nacht vor der Schlacht. Am Morgen stand er mit Frieden in der Seele auf, ließ den Gefangenwärter um Austern und zwei Flaschen weißen Wein bitten, an welchen er den Kerkerknecht, der ihn bediente, Theil zu nehmen nöthigte. Eben schenkte er diesem ein, als der zur Vollstreckung des Urtheils Beauftragte erschien. Meine Freunde, sagte Biron ohne Erschütterung, ich bin bereit, nur erlaubt mir mein letztes Dutzend Austern zu essen; zu Eurem Handwerke braucht man Kräfte, trinkt ein Glas mit mir. Der Beauftragte nahm es an; er, Biron, und der Knecht tranken zusammen; sie unterhielten sich über die Werkzeuge der Hinrichtung. Endlich stand Biron auf und ging zum Tode, ohne bewegt zu werden. Es war am 1sten Januar 1794."

Ref. muß schließlich bemerken, daß der französische Kritiker sich von seiner National-Eitelkeit so weit verführen läßt, aus den Memoiren herauszulesen, Lauzun sey der Vertraulichkeit Catharinen II., so wie der der Königin von Frankreich gewürdigt gewesen. Davon steht kein Wort im Buch. Lauzun ist nie über Warschau hinaus gekommen; Catharina erzeigte ihm aus politischen Rücksichten Aufmerksamkeit, ohne ihn persönlich zu kennen, welche, wie schon früher bemerkt, er mit Leichtsinn empfing und erwiderte. Eben so ist es auch falsch: jener Fürst Joseph Poniatowsky, welcher im der französischen Armee unter Napoleon sich Ruhm erwarb, sey derselbe, den Lauzun als seinen Nebenbuhler bei der Fürstin Czartoriska schildert. Dieser ist 1767 geboren, und die Liebschaft fällt ins Jahr 1773. Das ist doch zu jung für eine Leidenschaft! Ref. hält dafür, daß es ein älterer Bruder dieses Fürsten gewesen, der vor einigen Jahren in Wien starb, oder sein Vetter, ein andrer Neffe des Königs, der noch zur Zeit in Rom lebende Fürst Poniatowski.

20.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 157.

9. Juli 1822.

Freundliches Wort an die Reimer'sche Buchhandlung.

Es erweckt jederzeit ein angenehmes Interesse, wenn man vernimmt, daß die Geschäfte eines alten soliden Hauses in tüchtige rüstige Hände übergehen, und sonach muß auch jeder Freund der Literatur eine Freude darüber haben, daß die verehrliche Weidmann'sche Buchhandlung an einen Mann gekommen, welchen Deutschland unter seine geachtetsten und thätigsten Buchhändler zählt. Besonderes Interesse gewinnt solches für den literarischen Verkehr hinsichtlich des Leipziger Meßkatalogs, dessen Privilegien auch mit auf Hrn. Reimer übergegangen, weil man — aller Verdienste der löblichen Weidmann'schen Handlung um dieses gemeinnützige Institut unbeschadet, solche doch von einer etwas pedantischen und rechthaberischen Anhänglichkeit an die hergebrachten Formen und von Ueberschätzung ihres Seniorats nicht freisprechen kann, dagegen aber durch die vom neuen Inhaber des Privilegiums dem diesjährigen Ostermeßverzeichniß beigefügte Erklärung zu der sichern Hoffnung berechtigt wird, daß alles Mögliche für Vervollkommnung der ganzen Unternehmung geschehen werde.

Wenn Hr. Reimer erklärt: „daß er die Angelegenheit des Katalogs als eine gemeinschaftliche und den Verleger nur als den Vermittler, um Einheit in die Ausführung zu bringen, betrachte," so stellt er den richtigen Gesichtspunct der Sache auf und erweckt das Vertrauen, daß die zu Mittheilungen von ihm aufgeforderten Interessenten ihre Wünsche und Bemerkungen nicht vergebens äußern werden. Schreiber dieses — ein sehr ferner Bürger der weit über die Grenzen der deutschen Bundesstaaten sich erstreckenden deutsch-literarischen Republik — hegt nächst diesem Vertrauen die Meinung, daß Mittheilungen über diese Angelegenheit eine wahrhaft literarische Conversationsmaterie und daher im Lit. Conv. Bl. am rechten Orte sind — und bemerkt noch, daß, je entlegener ein deutscher Literator vom Stapelplatz des Buchhandels wohnt, die Meßkataloge desto mehr Interesse für ihn haben, und daß folglich einem entfernten Bemerker genugsamer Eifer für deren künftige Verbesserung zugetrauet werden mag.

Hr. Reimer selbst hat seiner Erklärung Vorschläge zu einigen Veränderungen beigefügt, welche seine Einsicht und seinen Eifer bethätigen.

1. wünscht er: daß bei Einsendung der Titel die ungefähre Bogenzahl der Bücher angegeben;

2. die fertigen Druckbogen unter Bedingung der Rückstellung beigefügt werden;

3. daß die fertigen Bücher vor Ablauf der Messe der Verlagshandlung des Katalogs mitgetheilt werden;

4. besteht er auf strengster Haltung des termini ad quem der Einsendung;

5. schlägt er in Ansehung der künftig erscheinenden Werke vor: „die Aufnahme dahin zu beschränken, daß derselbe Titel nicht öfter, als dreimal hintereinander folgend, aufgenommen und letztlich die Bestimmung des muthmaßlichen Zeitpuncts der Erscheinung beigegeben werde."

ad 1. 2. u. 3. hofft Hr. R. mit Grund, durch diese Maßregeln eines Theils dem Literaturfreunde mehr Sicherheit im Urtheil über Zweck und Umfang eines Buchs zu verschaffen, andern Theils der Ungebühr vorzubeugen, daß Bücher im Katalog als fertig angezeigt werden, von denen, außer dem Titel, weder Geschriebenes noch Gedrucktes vorhanden ist, oder welche — mit andern Worten zu sagen — dem Verfasser in der Feder stecken geblieben sind. Beides wird man dem Hrn. R. so sehr danken, als die Straftafel, welche er auf diese Controle gründen und jedem Kataloge beifügen will, um darin die Titel der Bücher und Namen der Verleger aufzuführen, welche unfertige Werke als fertig angezeigt, folglich das Publicum belogen haben. Doch dürften hierbei auch die saumseligen Autoren, welche nebst Buchdruckern, Kupferstechern und andern Helfern und Helfershelfern gewöhnlich mehr Schuld als die Verleger tragen, nicht ungenannt bleiben. Indessen wird Hr. R. sich auch die Schwierigkeiten nicht verhehlen, welche die Ein- und Ausführung dieser polizeilichen Maßregeln im Eigensinn und in der Ungebundenheit und Lockerheit der Menschen finden wird, noch wird er verkennen, daß hierbei seinerseits große Humanität und Discretion, nicht weniger strengste Attention auf seine Verlagspflicht obwalten müsse. Setzt es aber Hr. R. durch, daß man ihm vor und in der Messe die fertigen Bogen und resp. Bücher mittheile, so dürfte er, da doch hier von einigen tausend Nummern die Rede ist, sein Meßgeschäft damit sehr vermehren und vielleicht besonderes Locale und Personale für diese neuen Schriften haben müssen. Was soll ihm die desfallsigen Spesen decken? — vielleicht die dadurch füglich mögliche Errichtung eines Museums der neuesten Literatur für die Meßzeit? — Schwerlich! denn bei Büchern will man ja nicht nur das Anschauen, sondern oft auch das Ge-

nießen umsonst haben, wovon jeder Buchhändler durch aufgeschnittene Exemplare brochirter Schriften den Beweis wird führen können. Aber — wie sonst dahinter kommen, ob die als fertig angezeigten Schriften wirklich zur Messe fertig sind — ob sie nach der Messe fertig werden? Wer hätte während der Messe Zeit zu einer Visitation, und wer ließe sich solche gefallen? — und auf das Präconisiren eigner Schuld ist nimmermehr zu rechnen. Ich sehe bei der anarchischen Verfassung des ganzen Buchvölkchens und beim Mangel executiver Gewalt keinen andern Ausweg Hrn. R's. bestgemeinte Vorschläge in's Werk zu setzen, als wenn er die Einsendung der fertigen Druckbogen wenigstens zur Conditio sine qua non — des Einrückens im Katalog macht — und diese Zwangsmaßregel möchte doch der Vollständigkeit des Verzeichnisses sehr schaden. Die Mittheilung der fertigen Werke vor Ablauf der Messe aber ließe sich in keinem Falle erzwingen — es wäre denn, daß die Herren Buchhändler ihr Ehrenwort gäben, Hrn. R's. Wünsche zu erfüllen.

Weniger Schwierigkeit würde die ungefähre Angabe der Bogenzahl geben, doch wäre dann höchst zweckmäßig, eine ungefähre Bestimmung des Preises beizufügen. Beides muß doch der Verleger eines im Fertigwerden begriffnen Buchs so ziemlich berechnen können — und es wäre ja ganz unverfänglich. Wie angenehm aber wäre es nicht, wenn man seinen zur Messe reisenden Freunden schon Geld und Auftrag mitgeben könnte und nicht erst auf den Hinrichs-Katalog warten müßte!

ad 4. wird es Niemand Hr. R. verdenken, wenn er mit gerechter Strenge die verschuldete Präclusion ausübt, und

ad 5. wäre vielleicht durch eine Bezeichnung mit 1. 2. u. resp. 3. Asterisken das Verzeichniß der künftigen Bücher zu erläutern.

Da Hr. R's. Vorschläge noch manchen Mangel des Katalogs unerledigt lassen, so sey es erlaubt, ihm Folgendes zur Beherzigung mitzutheilen.

Der Zweck des Katalogs kann kein anderer seyn, als den Interessenten des Leipziger Buchmarkts eine zeitige, vollständige und bequeme Uebersicht der vorhandnen und im Anzug begriffnen literarischen Waaren zu verschaffen.

Für das Zeitige ist durch die festgesetzten Termine der Einsendung und Auslieferung gehörig gesorgt — und was die Vollständigkeit anlangt, so verbürgt auch das Interesse der Verleger, welche mit ihren neuen Artikeln Absatz auf den leipziger Messen machen wollen, daß kein Buch aus dem Verzeichniß bleibe. Aber warum sollte man nicht wünschen, „daß wiederum die neuen Musicalien, desgleichen Kupferstiche, Steindrücke ꝛc. und andre Kunstsachen in das Verzeichniß aufgenommen würden?“ Sie gehören zum Heergeräthe Apells und zum Erbe der Musen offenbar und eher als die lieben Kinderspiele; sie gewinnen ebenfalls großes Interesse durch den Reiz der Neuheit und machen keinen unbeträchtlichen Gegenstand des Verkehrs aus.

Ferner wäre es sehr zweckmäßig „von alten Büchern, deren Preise von den Verlegern herabgesetzt worden sind, ein besonderes Verzeichniß von Messe zu Messe zu liefern.“ Es hat dies für das literarische Verkehr dasselbe Interesse, wie die neuen unveränderten und wohlfeilen Ausgaben, und würde den Verlegern manche desfalls übliche Maskerade ersparen und auch entfernten Käufern ein Schutzmittel gegen Bevortheilung durch die Sortimentshändler in die Hand geben.

Was endlich die Bequemlichkeit für den Gebrauch des Katalogs anlangt, so ist freilich, wie bei allen lexikalisch eingerichteten Werken, die alphabetische Ordnung im Allgemeinen die zweckmäßigste; allein gerade bei einem Werke, wie das Verzeichniß der neuen und künftigen Bücher, erledigt sie durchaus nicht die Bedürfnisse des Lesers. Man sieht nicht in den Katalog, um zu wissen — ob der oder jener bekannte Autor etwas geliefert habe; — ja man findet auch bei vielen Schriften des Katalogs nicht den Namen des Autors, sondern den Titel des Buchs bei der alphabetischen Ordnung beachtet. Zwar wenn man wissen will, ob die Fortsetzung von dem oder jenem Werke oder eine neue Auflage erschienen sey, ist der alphabetische Richtsteig der kürzeste; aber dahin gehört ja nur ein kleiner Theil der angezeigten Schriften, und das wäre auch unter jeder andern Eintheilung leicht zu finden. Bei den andern Büchern aber nützt die bloße alphabetische Ordnung gar nichts, sondern da wäre es zweckmäßiger:

a) entweder die Verlagshandlungen in alphabetischer Reihe mit ihren Artikeln aufzuführen;

b) oder einzelne Abtheilungen nach dem Inhalt und der vorgeltenden Tendenz der Schriften zu machen.

Ad a) würde eines Theils das Verzeichniß der Verleger am Ende des Katalogs und somit Raum und die gewiß nicht kleine Mühe erspart werden, welche die Anzeige der Seiten, auf welchen sie vorkommen, machen muß;

andern Theils wäre da mit einem Male der eigne und der Commissionsverlag der verschiednen Buchhandlungen zu übersehen;

dritten Theils ließe sich zur Vervollständigung bei jeder Verlagshandlung das Logis der Handlung und des Fieranten, desgleichen auch

vierten Theils von den Leipziger Herren Buchhändlern angeben, für welche fremde Handlungen sie die Commissionairs seyen.

Da alle beträchtlichen Handlungen ohnedem alphabetisch geordnete Verzeichnisse ihrer neuen Meßartikel und ihrer künftigen Verlagswerke auszugeben pflegen, so würden sie zu solcher Einrichtung des Katalogs bereits in die Hand gearbeitet haben; und da bei Fortsetzungen und neuen Auflagen die Verleger sich selten ändern und bedeutende Autoren auch meist bei einer Verlagshandlung bleiben, so wäre auch hier das Auffinden leicht gemacht.

Digitized by Google

Ad b) Der Nutzen der Abtheilung nach den Materien ist so unverkennbar, als die Schwierigkeiten dieser Einrichtung unvermeidlich. Das allgemeine Interesse, schon numerisch zu übersehen, was an neuen Schriften in dem und jenem Fache der Literatur erschienen, wie die besondere Wißbegierde nach dem Ergebnisse einer einzelnen Wissenschaft, würde dadurch gleich zweckmäßig befriedigt und eben so leicht es dem Leser gemacht werden, seine Reflexionen zu combiniren. Wenn man den Katalog nach der jetzigen Einrichtung durchblättert — welche Masse von unfruchtbaren Namen und Titeln muß man durch den Kopf laufen lassen! — Wie schwer hält es dabei, die gesuchten und gefundenen Notizen an einem Faden fest zu halten! — und wie vieles liest man, um es auf ewig zu vergessen! — Systematisch abgetheilt, würde das Verzeichniß immer ein brauchbares fortlaufendes Handbuch der Literaturgeschichte bleiben, da es hingegen, in seiner jetzigen Einrichtung selten ein Jahr überlebt.

Aber freilich! freilich! — Die Schwierigkeiten.

Vorerst fragt sich — „Ob die Kürze der Zeit erlaube, das Verzeichniß von einigen 1000 Schriften, nach einer solchen Classification zum Druck zu präpariren?"

Die zum Abdruck erforderliche Zeit läßt sich wohl nach den Bogen berechnen, aber das Abtheilen und Einschichten wäre wohl nicht Eines Menschen Arbeit in der so kurzen Frist, und gleichwohl könnte die Bestimmung „ob ein Buch in dieses oder jenes Fach gehöre?" — nur von Einem in gehöriger Schnelle ausgehen. Dem wäre nur dadurch abzuhelfen: „daß ein bestimmtes Schema der Eintheilung entworfen und den Buchhandlungen mitgetheilt würde, welche sodann die Obliegenheit hätten, bei Einsendung der Titel ihre Verlagswerke darnach zu rangiren."

Hierdurch würde Hr. R. auch dem Vorwurf anmaßlicher Classification ausweichen, welchen wohl der und jener eigenwillige Autor machen möchte, und welchem Vorwurfe man auch bei solchen Büchern nicht entgehen könnte, deren Titel vielleicht absichtlich, vielleicht zufällig täuschen. Autor und Verleger aber haben genugsam Zeit, und das competenteste Urtheil zur Classification ihrer Werke, und würden selbst in dem Falle, daß eine Schrift mehreren Fächern angehört, den Zweifel am besten lösen können.

Ich schlage folgendes Schema vor.

A. Hauptabtheilungen des Katalogs: I. Neue fertige Schriften. II. Fortsetzungen. III. Neue Auflagen und Ausgaben. IV. Schriften in ausländischen Sprachen. V. Künftige Schriften.

B. Unterabtheilungen nach den Materien, welche in diesen 5 Hauptabtheilungen zu beobachten: 1. Theologische Schriften; 2. Juridische; 3. Medicinische; 4. Philosophische; 5. Historische; 6. Geographische; 7. Mathematische; 8. Politische; 9. Naturwissenschaftliche; 10. Schönwissenschaftliche, wohin a) Romane, b) dramatische und c) artistische Werke gehören; 11. Unterhaltungsschriften, worunter alle Zeitschriften zu subsummiren; 12. Jugendschriften; 13. Philologische und eigentliche Literatur-Werke; 14. Oekonomische und technologische; und endlich 15. Schriften vermischten Inhalts.

Dieses Mandel Rubriken läuft freilich oft ineinander, aber in jeglichem Buche herrscht doch irgend eine Tendenz vor, um es triftig unter eine der Rubriken zu bringen — und wenn einmal das Schema den Buchhandlungen bekannt ist, werden sie mit leichter Mühe ihre Artikel darnach rangiren können.

Vielleicht könnte man auch eine einfachere Abtheilung nach den vier Facultäten ꝛc., schöne und exacte Wissenschaften ꝛc., vielleicht die von einigen Buchhandlungen bereits adoptirte Classification wählen — aber welche Verabfachung nach der Materie der Bücher man auch belieben wollte, so würde die alphabetische Aufführung der Verleger damit verbunden werden können, und dann mit einem Blick der Belang und die Tendenz der neuesten Meßgeschäfte bei jeder Handlung zu fassen seyn.

Bei alle dem wäre vielleicht zu wünschen, die besondere Verzeichnung der Romane und dramatischen Werke beizubehalten, und bei den Schriften in ausländischer Sprache möchte eines Theils „die Abtheilung der Nationen", andern Theils „die Verdeutschung der dänischen, holländischen, polnischen, schwedischen ꝛc. Titel" angenehm seyn.

Endlich bringen mich die Nachrichten, welche am Schlusse des Katalogs befindlich sind, auf den Gedanken, „daß wohl mit Ablauf jeder Messe Stoff genug zu einem Nachtrage solcher Notizen vorhanden sey, welchen Stoff zu sammeln, man ein für die Meßzeit berechnetes buchhändlerisches Tagblatt organisiren könnte, und dazu für gute Meßdiurnen immer einen tüchtigen Literator zur Redaction finden würde."

Durch dergleichen Nachtrag wäre aber nicht etwa der Saumseligkeit der Autoren und Verleger Vorschub zu leisten, oder ein Tummelplatz literarischer und librarischer Umtriebe und Zänkereien zu eröffnen, sondern die geistreiche Redaction hätte nur darauf zu sehen, einen lebendigen Abdruck des neuesten literarischen und artistischen Meßverkehrs zu liefern.

Allerletztens muß ich hier noch eine Idee an den Mann bringen, die mir längst auf dem Herzen liegt, nämlich „die Errichtung eines Büreaus für Manuscripte und Bücherentwürfe, welches immer offen an den Meßkatalog seine Listen anschließen könnte."

Die Gegenstände des Geschäfts würden seyn: Fertige Manuscripte, angeboten von Autoren oder gesucht von Verlegern.

Buchentwürfe — angeboten von Autoren — und solche, zu deren Ausführung von Buchhändlern Autoren gesucht werden.

Aufsätze für Zeitschriften und Journale; Poesien und Novellen für Taschenbücher; Offerten zu stehenden Correspondenzen; Redactionen gesucht und angeboten ꝛc.

Spötter möchten wohl sagen, — das sey zwar ein wahres literarisches Findel- und Waisenhaus, doch habe es eben kein Verdienst Musenerstlinge und Embryonen zu retten und Kindermord und Crimen abortus zu verhüten, — allein ich bin fest überzeugt, daß ein solches Institut, mit Ernst und Discretion dirigirt, viel zu thun bekommen und für Bücher-Handel und Wandel von reellem Nutzen seyn würde. Wäre das Büreau einmal im Flor, dann wäre es auch für die meßfremden Literatoren, wie für die Gelehrten der Lindenstadt, ein passendes Geschäft, in Auftrag speculativer Buchhändler, die vorräthigen Manuscripte und Projecte zu prüfen. Freilich würde auch viel Posel und Schofel mit einlaufen, aber sobald das Institut nur halbwegs zu Ehren gekommen seyn würde, dürften auch die bessern Genien es nicht verschmähen, dort wenigstens ihre Ideen zu deponiren — und auf jeden Fall würden die Geschäftslisten eine höchst interessante Zugabe des Meßkatalogs seyn.

Dies alles — Salvo meliori! — und mit dem herzlichen Wunsche, daß wie die Doppelessigkeit eines thätigen Sosiers in zwei Emporien der deutschen Literatur überhaupt erfreulich ist, besonders auch die Hoffnung nun die soliden Artikel der Weidmann'schen Buchhandlung schneller gefördert zu sehen, so wenig als die Zuversicht zu möglichster Vervollkommnung des Meßkatalogs getäuscht werden möge.

Salus saluti!

9.

Nachschrift der Redaction.

Die Vorschläge des Hrn. Reimer sowohl, als die im vorstehenden Aufsatze enthaltenen sind ohne Zweifel sehr wohlgemeint und bezwecken das Beste der Literatur. Aber so wünschenswerth ihre Ausführung auch scheinen mag: so können wir doch nicht bergen, daß sie zum Theil großen, ja unübersteiglichen Hindernissen unterliegen dürften.

So zeigen sich besonders bei dem Vorschlag ad 2,

den Titelzetteln die fertigen Druckbogen beizufügen, so große Schwierigkeiten, und eine consequente Durchführung ist so wenig zu erwarten, daß der Versuch gar nicht erst angestellt werden sollte. Die Titelzettel machen die Reise nach Leipzig leicht mit der Briefpost in wenigen Tagen. Das Einschicken der fertigen Bogen, die oft von verschiedenen, von dem Wohnorte des Verlegers weit entfernten Buchdruckereien beizutreiben sind, erfordert theils viel längere Zeit, theils ist es mit nicht geringen Kosten verbunden. Und warum soll ein kleineres Werk, selbst bis zu einem Alphabet und drüber, von welchem beim Abschicken der Titel (das bei entfernten Handlungen 6—7 Wochen vor der Messe geschehen muß) noch keine Zeile gedruckt ist, nicht noch bis zur Messe fertig werden können? Und doch werden Schriften dieser Art, die so schnell gefördert werden, gewiß dem Interesse des Tages gerade am nächsten liegen und deswegen am wenigsten im Meßverzeichnisse fehlen dürfen.

Auch der Vorschlag der Angabe der ungefähren Preise wird nie mit einiger Consequenz durchzuführen, ja was noch mehr ist, seine Ausführung würde den Verlegern sehr schädlich seyn. Denn das Publicum würde es nur allzuleicht übersehen, daß diese Preise nur die ungefähren und noch keineswegs die festgesetzten seyen. Die Verleger würden fürchten müssen, die Preise höher zu stellen, wozu sie doch in so vielen Fällen genöthiget werden könnten, und dem Sortimentshandel würde bei der Knauserei und dem Unverstande so vieler Käufer sein ohnehin mühseliges Geschäft sehr erschwert werden.

Und so können wir auch im Allgemeinen keine andere Ansicht gewinnen, als daß — einige billig abzustellende Mißbräuche abgerechnet — eine gänzliche Umgestaltung des Meßkatalogs schwerlich zu Stande kommen wird. Wo diese nicht durch den Organismus des ganzen deutschen Bücherverkehrs gehindert wird, da werden ihr Verkehrtheit, Trägheit, Kleben am Alten u. s. w. in den Weg treten.

Wir können uns nicht enthalten bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über die eigentliche Bedeutung der Leipziger Büchermesse zu sagen, da auch der vorstehende Aufsatz die nur allzugewöhnliche falsche Ansicht von derselben theilt, als sey sie andern großen Waaren-Umsätzen zu vergleichen; als würde hier mit den fertig gewordenen Neuigkeiten, gleich wie mit anderen neuen Waaren eine Art von Markt gehalten; als würde mit ihnen ein wirklicher Handel (reeller Verkauf und Einkauf) getrieben.

Aber dies ist nicht im allergeringsten der Fall, und wenn wir die Anzahl der in einem Katalog angezeigten neuen Werke z. B. auf 3000 anschlagen und annehmen, daß von jedem derselben im Durchschnitte 600 Exemplare aufgelegt werden: so darf man wohl sagen, daß von den so zum Verkauf ausgestellten 1,800,000 Exemplaren neuer Schriften nicht 500 (vielleicht nicht 300) Exemplare auf der Messe selbst für feste Rechnung gleich gekauft oder verkauft werden.

Der deutsche Buchhandel ist besonders in neueren Zeiten fast gänzlich zu einem bloßen Commissionsgeschäft herabgesunken. Der Verleger setzt das Hauptcapital auf ein und zwei Jahre in eine Art von Lotterie und der Sortimentshändler setzt ebenfalls ein wenn gleich geringeres Capital ein, indem er die Hin- und Herfrachten der Commissionsgüter, die Bekanntmachung durch Kataloge, die Empfehlung durch persönliche Verwendung u. s. w. übernimmt.

Die ganze Leipziger Buchhändlermesse hat jetzt durchaus keinen anderen Zweck, als die Jahresrechnungen zu reguliren, Zahlungen zu leisten und Zahlungen zu empfangen. Einen anderen Charakter wird man ihr auch nicht geben und alles Künsteln daran hilft nichts. Hätten wir eine Hauptstadt, in welcher der deutsche Verlagsbuchhandel so concentrirt wäre, wie in London und Paris der von England und Frankreich, so würde er sich auch bald dem Charakter des englischen und französischen nähern, wo der Buchhandel ein wirklicher Handel ist, d. h. wo der Sortimentshändler neue Waaren (neue Bücher) kauft, und weil er sie gekauft hat, und nicht zurückgeben kann, auch auf alle Weise abzusetzen sucht. Hier verhält es sich wie bei den Manufacturwaaren der Schnitthändler zum Fabricanten. Die Waaren sind durch den wirklichen Kauf sein Eigenthum geworden und er wird natürlich einen ganz andern Eifer zeigen, die Artikel seines Lagers an den Mann zu bringen, als wenn er sie, wie der deutsche Sortimentshändler, als bloßes Commissionsgut betrachtet. In Deutschland führt der Charakter des Commissionsgeschäfts, den der Buchhandel angenommen, zu den größten Nachtheilen für den Verleger, und wie bedeutender Schaden dadurch besonders für die durch Erfahrung noch nicht Gewitzigten erwächst, weiß jeder, der Gelegenheit gehabt, diesen Lotterieverkehr in der Nähe zu beobachten. So ungünstig sind die Verhältnisse des Verlagsgeschäfts in Deutschland in Vergleich mit dem auswärtigen. Und dazu kommt nun noch obendrein der Segen des Nachdrucks!! die Hemmungen der Censur in dem Staate, wo der Druck statt findet; die Controlle von 34 deutschen Staats-Polizeibehörden, die in der Stille oder öffentlich eine zweite Censur vornehmen; eintretende Confiscationen, selbst in Bundesstaaten, wenn auch den inländischen Formen, und denen, welche die deutsche Bundesversammlung vorgeschrieben, vollkommen Genüge geschehen!!— endlich der Zustand der deutschen Kritik: hier die feile Lobhudelei, dort frecher und ungegründeter Tadel, oft aus den persönlichsten Gründen, weil etwa der Verfasser oder auch nur der Verleger dem Kritiker einmal in den Weg getreten. Erwägt man alles dies: so wird man gestehen müssen, daß das Geschäft der deutschen Verlagsbuchhändler, die doch auf das Gedeihen der Literatur und folglich der Bildung und Entwickelung der Nation einen bedeutenden Einfluß üben, ein sehr dornenvolles Geschäft ist, das von Seiten der Staatsbehörden in vielen deutschen Ländern nur zu wenig gekannt, beachtet, geschätzt und gepflegt wird.

Mögen diese wenigen Bemerkungen etwas dazu beitragen, die oft so unbilligen, oft aber auch viel zu rosenfarbnen Urtheile über den Verlagsbuchhandel und den Leipziger Meßverkehr, welche aus Unkenntniß der Sache herrühren, zu berichtigen und auf den wahren Gesichtspunct zurückzuführen.

Digitized by Google

Literariſches

Converſations-Blatt.

No. 158.

10. Juli 1822.

Ueber Divinations- und Glaubenskraft. Von Franz Ritter von Baader. 1822.

Auf Veranlaſſung der im Sommer 1821 in und um Würzburg von dem Bauer Martin Michel und dem Fürſten Alexander von Hohenlohe unternommenen pſychiſchen Heilungen, erließ der Hr. Verf. ein Schreiben an den Fürſten Alexander von Galizin, Miniſter des Cultus und öffentlichen Unterrichts in Rußland, aus welchem er einen Abſchnitt dem größeren Publicum hier mittheilt.

Er unterſcheidet in dieſer vielfach beſprochenen Angelegenheit das Factiſche der Sache von der Denkbarkeit des Vorgefallenen, oder er trennt das Geſchehene von dem Möglichen und Erklärlichen.

Ueber das Erſtere gehet er vor der Hand noch hinweg, aus demjenigen richtigen Grunde, welcher jeden leiten ſollte, der Begebenheiten, die entweder vom Gewöhnlichen abweichen, oder über deren Wahrheit und Möglichkeit ſich die Stimmen theilen, zu erforſchen, zu beurtheilen, auch wohl zu erklären verſucht. Er will abwarten, bis ſich die Zeugniſſe gemehrt haben, und abwarten, bis deren Authenticität ſo wie deren Vollſtändigkeit mehr erwieſen ſeyn wird, wie dermalen es noch nicht der Fall iſt. Er findet nur erſt zwei Zeugniſſe vor, nämlich das Zeugniß des Kronprinzen von Baiern für das wirkliche Erfolgtſeyn mehrerer bedeutender Curen, und das völlig entgegengeſetzte einer Polizeiſtelle in Bamberg, nach welchem auch keine einzige Heilung geſchehen ſeyn und das Ganze auf Täuſchung oder wohl gar frommen Betrug hinauslaufen ſoll.

Perſönlich gilt dem Verf. erſteres Teſtimonium mehr wie letzteres, und deshalb verſchiebt er den geſchichtlichen Bericht noch, um dem Vorwurf zu entgehen, als Befangener von der Sache geredet zu haben. Beachtungswerth iſt, was bei dieſer Gelegenheit über die Beweiskraft eines Polizeiberichts geſagt wird. Ref. will es mittheilen, aber dem Urtheile der Leſer durchaus nicht vorgreifen. Vielmehr erſucht er ſie nur, jenem Urtheile einige unbefangene Ueberlegung zu gönnen, d. h. ſich mit keiner Leidenſchaft für oder dawider zu erklären, ſondern ruhig in ſich darüber zu Rathe zu gehen: ob die Aeußerungen und Schlüſſe des Ritters von Baader richtig ſind, was in ihnen liegt und was aus denſelben folgt.

Er macht aufmerkſam darauf, wie nicht alles, was man heutiges Tages den Polizeien zu unterſuchen aufträgt, darum auch für eine ſolche Unterſuchung geeignet iſt; vielmehr muß ſie ausgeſchloſſen werden von manchen Gegenſtänden, z. B. allen die techniſche Kunde oder Kunſtkenntniß verlangen, und von allen ſolchen, die zu ungewöhnlicher und feiner Natur ſind, um nicht unter der Unterſuchung ſelbſt Verderben zu erleiden. Ein Mineralog, ſagt er, wird ein zartes Steingebilde nicht jeder Hand zur Unterſuchung anvertrauen, und ein jeder Chriſt, der an ſein Evangelium glaubt, muß überzeugt ſeyn, daß bei allen Unterſuchungen, welche religiöſer Natur ſind, Polizei- und Landesſtellen wie andere Menſchen ſich täuſchen und irren können. Er bezieht ſich auf die Beweiſe, deren genug im Evangelium liegen, daß der zu jener Zeit beſtandene römiſche Staat ſich nach den Zeugniſſen der Statthalter und Machthaber völlig überzeugt hielt, daß an Chriſtus und ſeinem Thun nichts ſey, und doch lehrte die Erfahrung, daß hieran allerdings Etwas und Viel, an dem gegenſtrebenden Thun dieſes Staats, ſo wie der jüdiſchen Kirche dagegen Nichts war.

Mag auch der Entſcheidung über dieſe Betrachtung Anſtand gegeben werden, ſo läßt ſich doch die Anerkennung der philoſophiſchen Verfahrungsweiſe des Verf. nicht unterdrücken, vielmehr muß ſeine ſtrenge Conſequenz von allen bewundert werden, die zu geiſtvoll und tiefſinnig ſind, um bei dem Leſen einer Schrift an der Frage haften zu bleiben: ob der Verf. auch wie ſie, oder ob er anders denkt, denen vielmehr gegeben iſt, in der Auffaſſung und Geſtaltung eines Stoffes, in der Vereinigung und Sonderung der einzelnen Gegenſtände, ſo wie in dem Geiſt, welcher das Ganze durchwehet, die Genialität eines Autors zu begreifen und anzuerkennen.

Herr von Baader bleibt in dieſer kleinen Schrift ſtrenge bei der Möglichkeit und Denkbarkeit ſtehen. Aus dieſem Gebiete ſchöpft er beides, ſowohl ſeine Bedenken über Zeugniſſe vom Factiſchen und über die Reſultate der Thätigkeit des abgeſondert operirenden Verſtandes, als auch ſeine Darbietungen über die drei möglichen Quellen, aus denen die Denkbarkeit eines Erfolges zu ſchöpfen wäre, wie jener, über welchen ſo viel geſprochen worden.

Wenn dieſe Abſonderung der Denkbarkeit oder Möglichkeit des Erfolges überhaupt von dem concreten Ereigniß, in welchem er ſich ſoll dargegeben haben, als der erſte Schritt zur leidenſchaftloſen und unparteiiſchen Unterſuchung von jedem gerechten Auge angeſehen werden muß, ſo ſtellt er ſich nicht minder als ein Schritt zu jener höheren Betrachtungsweiſe dar, welche in der

Heilung der Krankheiten mehr sieht, als das Product eines gemeinen Mechanismus. Doch ehe jene drei vom Autor angedeuteten Quellen selbst in der Kürze angegeben werden, ist es Pflicht das mitzutheilen, was derselbe über die Schranken der Verstandeskräfte sagt, theils wegen der ungemeinen Klarheit und schneidenden Durchdringung, mit der es ausgesprochen ist, theils um des strengen und logischen Zusammenhanges willen, welchen es mit den drei Andeutungen behauptet, von welchen hiernächst gesprochen werden soll.

Der Verf. erinnert, wie selbst nach Hegels Auffassung des Verstandes als Negativität, seine Function doch keine andere ist als das Zusammenbestehen von Dingen zu bewirken, welche vorerst, und dem Begriffe nach, dieser Zusammenfassung oder ihrem Begriff (ihrem in Eins begriffen seyn — oder, setzt Referent als Erklärung hinzu, ihrer möglichsten Immanenz —) widerstreiten. So, fährt Hr. v. Baader fort, nannte man denn sonst mit Recht jenen Menschen verständig, welcher zwei dem Anschein nach und vorerst einander widerstreitende, das irdische und das überirdische, das menschliche und göttliche Element, d. h. eine niedrigere und eine höhere Natur, welche sich beide, jede auf ihre Weise dem Menschen zu vernehmen geben, mit einander im Erkennen wie im Thun zu erfassen und jeder derselben ihr Recht zu geben verstand; so wie man einen Menschen sonst unvernünftig nannte, welcher eine solche Verbindung nicht zu Stande zu bringen vermochte, und das Eine jener Elemente immer wieder über dem Andern fahren, sohin jenen ihnen vielleicht erst nur anscheinenden Widerspruch in und außer sich als einen wirklichen hervortreten lassen mußte.

Von hier geht der Autor auf die Folgen der Opposition über, welche das Streben nach jener Vereinigung aufheben wollte, und die Trennung und Ausschließung völlig zu Stande zu bringen beflissen war. Denn sobald Gesinnung oder Verstandesthätigkeit in jene Trennung erst eingehet, so entstehet ein Ausschließen des Einen vom Andern. Das was die Ausschließung sucht, ist der Verstand und mit ihm oft die Philosophie, sobald sie sich von der Theologie absondert. Jene als Religion will stets vereinigen, nie aussondern, und schon in ihrer Richtung auf Vereinigung liegt, daß sie das Ganze zu durchdringen und durch lebendiges Daseyn, nicht durch todte Herrschaft zu umfassen strebt. Der Verstand dagegen, wenn er nicht wie jene das Niedere und Begreifliche mit hinaufnimmt auch in sein Gebiet und es verklärt, sondern sich die Grenze der Begreiflichkeit setzt, schließt offenbar das Höhere von sich aus. Das heißt, er zieht sich auf ein engeres Gebiet zurück, das von einem größeren ihm unbekannten rings umgeben ist. Nun muß die Philosophen offenbar ein zwiefaches Bestreben charakterisiren. Das Eine wirkt der Verengung jener Grenzen entgegen, und will sie nach Möglichkeit weiter hinausstellen in die Region, woselbst ein anderes Leben waltet, und sich deshalb auch Kunde anderer Art gewinnen läßt. Das Andere — denn den absoluten Stillstand leugnet jeder — befördert die Verengung der Grenze, schmälert sich den Umfang seiner Region und bewirkt die Ausdehnung und Größe derjenigen, welche ihm zum unbekannten Lande wird, und deren Daseyn er zu verspotten anhebt, eben weil die Kunde davon mangelt. So hat man Herodot einen Lügner gescholten, bevor die Forschung den Grund und Boden selbst wieder zu betreten anfing, auf dem sein Fuß gewandelt. Und so hielt man vieles in Homers Gesängen für Gedicht und Erdichtung, bis gründlichere Gelehrsamkeit dahin kam, es als Wahrheit der Natur und Geschichte zu erkennen.

Hr. v. Baader drückt dies so aus: daß der im irdischen Elemente festgerannte Verstand wieder frei und gleichsam flüssig gemacht werden muß, weil er nur diese Flüssigkeit und Demüthigung hindurch zur höheren Bildung oder zum Bildungsvermögen eines Höheren zurückzugelangen vermag, und er zeigt, wie der entgegengesetzt verfahrende Verstand, der sich Aufklärung nennt, ohne daß er es bemerkt hat, sich auf dem Wege zur Ignoranz befindet, und statt ein hellsehender ein beschränktsehender, d h. ein unverständiger wird.

Alles — so möchte Referent in des Verfassers Seele fortfahren — ist nicht zu jedem Moment gleich lebenskräftig in uns. Daraus entsteht die Erscheinung seiner Nähe und Weite, und vielleicht nicht blos die subjective auch die objective Nähe und Weite. Ist uns nun hierdurch nicht alles gleich nah, sondern das eine näher und das andere ferner, so vermittelt sich auch daraus nothwendig ein Sehen in der Nähe und ein Sehen in der Ferne. Das heißt, die Eine und dieselbe That, oder dasselbe Eine Geschehene, kann auf doppelte Weise erscheinen oder sichtbar werden, und der Nexus beider ist in einem dritten zu suchen.

So bieten sich dem Verf. wirklich drei Vermittlungsweisen durch ein drittes dar, deren vielleicht keine ausschließend gilt, deren jede indeß in einzelnen Fällen vorzugsweise ihre Anwendung leiden dürfte.

I. Nach dem, selbst vom Atomistiker nicht ganz wegzuleugnenden, Zusammenhang alles Räumlich-bestehenden und Zeitlich-geschehenden müssen Ereignisse, so wie Gestaltungen und Stellungen, welche in tiefern, schwerer beweglichen Regionen zum Vorschein kommen, in den leichter beweglichen Regionen desselben Systems sich früher bemerklich machen; und eine Bewegung, Stellung und Gestaltung in einer beschränkteren Raumsphäre, d. h. in einem gröberen Stoffe kann sich nicht so weit, wie in einem subtileren Medium, verbreiten. Dies ist die erste Denkbarkeit der möglichen Vermittlung.

II. Die zweite wäre, daß das vermittelnde Medium nicht blos ein physisches, sondern ein physisch-psychisches seyn könnte. Der Verf. ist hier sehr kurz, weil der Schlüssel zu dieser Einsicht nicht publici juris gemacht werden darf. Aber er gedenkt einer doppelten Beschaffenheit des Bewußtseyns, nämlich der, wirklich productiv, und der, lediglich abspiegelnd repräsentativ zu seyn. Eine sehr wahre und höchst richtige Betrachtung, die uns vielleicht

Digitized by Google

zur Einsicht führen kann, was denn Vorstellungen eigentlich sind? Wenn wir hierüber klar sehen, dann wird sich uns vielleicht das Phänomen erklären, daß ein Zwiespalt im Leben und der Welt erscheint, der nicht wirklich oder nicht urthümlich ist, sondern nur durch uns entstehet. Referent trifft in diesem Punct ganz vorzüglich mit Hr. v. Baader zusammen, und hat schon manches vorgearbeitet, um die Einsicht auf die Linie zu leiten, wo das Bewußtseyn noch ein productiv materielles Wesen, sich unsern geistigen Augen als solches gänzlich aufgibt, um uns lediglich als Spieglung zu erscheinen. (Siehe die Beilagen zu Nr. 22, 64 und 67 des sechsten Bandes vom literarischen Wochenblatt für 1821).

III. Die dritte Vermittlung wäre, wo sie in das divinirende Subject selbst fällt, weil die Kraft seines Seyns und Wirkens größer ist, wie die seines Erkennens. Der Verf. erklärt es für denkbar, daß die Seyns und Gefühl-Sphäre — Referent mögte sagen das gesammte productive Sensorium — das Einzelne in einem weiteren Umfang durchdringen kann, wie die bloße Reflectivkraft seines Bewußtseyns. Nur beiläufig erwähnt Hr. v. Baader hier, daß auch die Seyns-Sphäre oder Gravitationssphäre eines Weltkörpers weit über dessen Luftsphäre hinausgreift, eine Betrachtung die das ganze Leben eines Menschen ausfüllen und uns von manchem philosophischen und physischen Irrthum erlösen könnte, wenn sie recht verfolgt wird. 42.

Baierische Landtags-Literatur. *)

Unter den vielen Flugschriften, welche seit der Eröffnung des Landtags bis zum Ende Februars erschienen, und noch erscheinen werden, möchte kaum eine wichtiger seyn oder werden, als das wahrscheinlich im Unterdonaukreise gedruckte und von Passau ausgelaufene: „Sendschreiben der baierischen Landgerichts-Assessoren an die Machthaber und Land-Stände Baierns. Ein Beitrag geliefert zur nothwendigen Verbesserung oder Reorganisirung der äußern Aemter, von einem Wahrheits- und Vaterlandsfreunde. 1822. 8." Es strotzt auf jeder Seite von so vielen bittern Wahrheiten, welche durch gleiche Erfahrungen aus dem übrigen Deutschlande bestätigt werden können, es betrifft eine so zahlreiche und einflußreiche Classe von Staatsdienern in Baiern, daß es von allen in- und ausländischen Gerichtspersonen sowohl, als von jedem Vaterlandsfreunde bestens erwogen zu werden verdient. Wir halten uns deswegen verpflichtet, ihre Existenz schnell dem Auslande anzukündigen, und den wichtigen Inhalt mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Vorerst muß jeder Landgerichts-Assessor nach einem vollständigen Gymnasialcurse auf einer inländischen Universität 23 Hauptwissenschaften (d. i. 14 Rechts — 4 Hülfs- und 5 Staatswissenschaften) nebst 12 nützlichen Wissenschaften, außer allen Theilen der Philosophie, Physik und Mathematik, vollendet haben, ehe er sich zur Landgerichts-Praxis melden kann, welche wenigstens ein Jahr dauern muß. Nach geendigter Praxis darf er sich erst der Concurs-Prüfung widmen, deren glücklicher Ausgang eine Anstellung als Landgerichts-Assessor in 3—5 Jahren mit 600 fl. Besoldung hoffen läßt. Die Geschichte der Landgerichts-Organisationen durchlief 3 Perioden, wovon die erste als jene der Einfachheit und des Vertrauens bis 1802 dauerte, die zweite als jene des beginnenden Projectirens — der Aufklärungssucht und der Geschäfts-Vervielfältigung 1805, und die dritte als jene der ausgebildeten Controle, der Vielschreiberei und des Isolirens der Landgerichte 1809, ihren Anfang nahm. Das Perfectibilitäts-System äußerte im März d. J. ganz unvermuthet seinen Einfluß auch auf die Landgerichte — den Landrichtern wurden zwei Assessoren, und in größern Bezirken von 20—24000 Seelen auch ein Actuar, als Geschäfts-Gehülfen beigegeben, selbständig in den collegialen Berathungen über Justiz- und administrative Gegenstände, aber untergeordnet in den übrigen Geschäftszweigen — Hermaphroditen gleich, sowohl in Ansehung ihres Zwie-Geschlechts, als in Ansehung ihrer geringen Lebens-Fähigkeit. Jeder sachkundige Baier erkannte diese schreckliche Mißgeburt von mehr als 500 Staatsdienern, gleich im Augenblicke der Erscheinung als solche an; allein die Organisation dieses, alle Behörden berührenden Zweiges, war einmal ausgesprochen und vollendet, und man schämte sich den begangenen Fehler durch Wiederauflösung offen zu bekennen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß schon der Schöpfer dieser Idee seine verunglückte Geburt erkannte, weil er die unglücklichen Betheiligten, durch Androhung des Verlustes aller künftigen Anstellungs-Fähigkeit, gleichsam zwang, die neuen Stellen zu übernehmen. Indessen griffen die neuen Landgerichts-Assessoren muthig ans Werk; ihre Regsamkeit brachte aber bald — aus Veranlassung einzelner Aemter — ungünstige Folgen für die ganze Dienstclasse hervor. Es entstanden nämlich hier und dort sogleich Reibungen und Uneinigkeiten zwischen dem Landrichter und den Assessoren. Der Begriff der richterlichen Selbständigkeit wurde von manchem Assessor zu weit ausgedehnt — die Verbindlichkeit zur Uebernahme administrativer Arbeiten im Gegensatze der rein justiziellen ungebührlich bestritten — dagegen wurden sie aber auch auf der andern Seite von manchem Landrichter zu unschicklichen Arbeiten gemißbraucht, und die jeweilige Uebereinstimmung desselben in den Sitzungen für ein leidenschaftliches Verabreden der Assessoren ausgeschrien. So gelangten von mehrern Seiten Beschwerden zu den obern Behörden, welche — nach den amtlichen Berichten der Landrichter urtheilend — wohl keine günstige Meinung für die Assessoren eingesogen haben mögen. Diese Mißverhältnisse wirkten nachtheilig auf letztere, und erstere wurden schon nach einem Jahre controlefrei. Die Landrichter dadurch kühner gemacht, zogen die Zügel der unbeschränkten Herrschaft noch mehr an sich, während die Assessoren immer mehr eingeschüchtert, auch bei dem größten Sündenregister ihrer Meister die Stimme nicht zu erheben wagten; dies über zu geringe Besoldung erhoben sie schon 1810 ihre Stimmen, und ließen diese besonders 1816—17 in der Theurungsperiode laut ertönen; aber vergebens. Auch die kräftigen Stimmen der Deputirten des ersten Landtags verhallten in den Lüften, wie der Verfasser vorliegender Schrift, im Einklange mit der größten Notorität, sagt.

Der erste Abschnitt des Sendschreibens (von 120 enggedruckten Seiten) handelt ausführlich, „von dem Verhältnisse der L. Assessoren zu ihren Geschäften." Die Landrichter ziehen durch ihre Practikanten die erste Einleitung aller Geschäfte an sich, lassen diese durch die Assessoren vollenden, und unterschreiben dennoch die Arbeit als die ihrige; zwar könnten letztere über diese Kränkung sich höheren Ortes beschweren; aber das dürfen sie wegen übler politischer Folgen nicht wagen. (Dem Verlangen unsers Verf., daß die Assessoren sich nur mit Justiz befassen, und den Landrichtern die Administrativ-Gegenstände überlassen mögen, kann jedoch theils wegen des Uebermaßes der letztern nicht entsprochen werden, theils auch weil manche Ass. für diese besser qualificirt sind. Auch sein Vergleich der Geschäfte eines Landgerichts, mit den weit zahlreicher besetzten Polizeicommissariaten und Stadtgerichten einer kleinen Stadt, ist nicht haltbar, weil 100 Processe mit Bauern, welche vom grenzenlosen Vertrauen zu ihrem Gerichte beseelt sind, eher vergleichsweise geschlichtet werden können, als 2—3 mit processüchtigen, dünkelvollen und rechthaberischen Stadtbewohnern, welche noch durch Juden und Advocaten gereizt werden, und schon durch ihr nahes Beisammenwohnen mehr Be-

*) Einigermaßen verspätet, aber auch jetzt gewiß nicht ohne Interesse.

Mathematics in Physics and Natural Sciences, Volume 1, Number 1, 2019

Mathematics in Physics and Natural Sciences, Volume 1, Number 1, 2019

Mathematics in Physics and Natural Sciences, Volume 1, Number 1, 2019

Unauthenticated | 0.0.0.0:0
Download Date | 6/4/19 8:39 AM

Treaty No. 1 was made at Lower Fort Garry on the 3rd August, 1871, between Her Majesty the Queen and the Saulteaux Tribe of the Ojibbeway Indians, inhabiting the district hereinafter described.

The Commissioners were the Honourable Wemyss M. Simpson, Minister of the Interior, and Mr. W. J. Christie, late Chief Factor of the Hudson's Bay Company.

The Indians were represented by their Chiefs, Henry Prince, Chief of the Lower Fort Garry Band; Nah-ah-nuh-ah-ka-hoo, Chief of the Lake Manitoba Band; Ka-ka-ke-na, Chief of the Lake St. Peter Band; Ka-ka-ke-na, Chief of the Lake Winnipeg Band; Ka-ka-ke-na, Chief of the Lake Winnipeg Band; Ka-ka-ke-na, Chief of the Lake Winnipeg

Ausdruck der völligen Rettungslosigkeit, so kann ich entweder mir nichts bei dieser Beziehung denken, oder es deutet auch, als solcher, immer nur auf eine andere Möglichkeit der Rettung hin, die außer dem Kreise des Gewöhnlichen liegt. — — Von den Wundern der Natur spricht Ammon in seiner 6ten Predigt S. 32. f. gar treffend, und nur Schade, daß sein „dunkler Eindruck von der Nähe Gottes" eben durch das Beiwort „dunkel" die Beleuchtung etwas zu düster gehalten hat! — „Es ist unsere eigene Gewissensangst bei dem schnellen Ausbruche eines Gewitters eine neue Bestätigung der pflichtlichen Wirkungen, welche dunkle (?) Eindrücke der Religion in dem Gemüthe erzeugen. Oder möget ihr im Ernste behaupten: Gott sey uns näher im Blitze, als in der Erleuchtung unsers Gewissens, er sey uns näher im Donner, als in der Warnung des göttlichen Worts? Sollte eben daher der Sünder nicht eher vor sich selbst erschrecken, als vor der nahen Gewitterwolke; nicht eher zittern vor der heiligen Majestät des Sittengesetzes, als vor dem Sturme, der über seinem Haupte heult? Dennoch spricht die Erfahrung fast überall für das Gegentheil; dennoch wirkt das reine und helle (?) Licht bei Weitem nicht so stark und mächtig auf uns, wie das gebrochene (?)s" — — Geht denn die Natur in dem Wechsel ihrer Jahreszeiten einen einförmigen, sich immer gleichen Gang? Selbst da, wo der Unterschied der Jahreszeiten, den klimatischen Gesetzen gemäß, viel weniger hervortritt, als in unsern vom Aequator entfernteren Gegenden; redet sie nicht neben der einfachen Sprache eines heitern klaren Himmels gar oft in den erschütternden Worten verheerender Orcane? — Die Wunder in der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts hat selbst Röhr in seiner Predigt anerkannt, nachdem er sie früherhin in den Briefen über den Rationalismus und in mehrern Stellen der krit. Predigerbibliothek ganz und völlig geleugnet hatte. Hier aber wirkt nicht die Wunderkraft des einzelnen Menschen, auch nicht die Wunderkraft in der Natur (Natur in dem Sinne genommen, in welchem wir es bei der vorhergehenden Wundergattung genommen haben), sondern die der Weltgeschichte, des Universums. Sind es Menschen, durch welche sie zur Erscheinung kommen, so sind jene welthistorische, Herren im höchsten Sinne des Worts; so Moses, Christus. Sind es Naturereignisse, in welchen sie sich zeigen, so dienen jene nur dazu, um als Symbol und Hülle der Erscheinung den Geist der Weltgeschichte zu offenbaren; so die Wunder bei der Gesetzgebung auf Sinai, bei dem Tod des Herrn, am ersten christlichen Pfingstfeste. Von diesen Werken gilt das Wort Gamaliels allein: „ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen." Apostelgesch. Cap. 5, V. 38. 39. Solche Wunder hängen allein von dem Willen und der Berechnung des Herrn der Welt ab, und der Mensch kann sie weder hindern noch fördern, wenn die Zeit ihrer Erscheinung da ist. Nur Mitleiden verdient es, wenn der fürstliche Wunderthäter, seine Schamanenwunder den Wundern des Herrn an die Seite stellend, spricht: „Wie können diese Heilung (sic) von Gott fordern" ꝛc. Quintess. S. 119. Die Umlaufszeiten dieser großen, durch das Ganze hindurchgehenden Kraft sind so ungeheuer, daß der menschliche Calcul ihre Perioden so wenig festzusetzen vermag, als es ihm gelingen wird, die Perioden der Menschengeschichte ins Reine zu bringen. Was wir hier festsetzen, ist, genau genommen, entweder nur Spiel, oder bloßer Nothbehelf für unsre Beschränktheit, um in der unendlichen Masse nicht ganz unterzugehen.

Drittens: Der höchste Zweck der Wunder ist kein anderer, als einer jeden Erscheinung überhaupt: Offenbarung, Verherrlichung Gottes. Wollte man spielen, so könnte man hier dem in majorem Dei gloriam, eine etwelche Deutung geben, aber immer würde sie ganz anders ausfallen, als die jesuitische in Ellwangen aus den Jahren 1774. 75. und in Würzburg von 1821. Der Wunderbeweis ist ein Beweis *nur ἀνθρωπων*, wie der Mensch eben jetzt ist und wie er bis in die frühesten Zeiten seiner Geschichte hinauf gewesen ist. Jene kannten meine Wunderkraft noch nicht, die da meinten, durch Wunder werde das Daseyn Gottes gewisser und ausgemachter. Gott ist so gut außer und über dem Gewöhnlichen und Ungewöhnlichen, wie er in beidem ist. Andere, die behaupten, der Mensch, auch wie er jetzt ist, brauche keine Wunder, um sich zu einem göttlichen Leben zu erheben, hatten eben so wenig einen richtigen Begriff von der Kraft, die ich nachgewiesen zu haben mich rühme. Recht nahe bei Mehr in seiner Predigt an das Wahre gerührt, und bis auf die Wunderdeputation und einige dadurch bedingte Limitationen unterschreibe ich den Inhalt folgender Stelle: S. 9. „Er, dieser ewige Geist, der große Herr und Meister, der über uns in einem Lichte wohnet, wo Niemand zukommen kann, er ist dem Menschen zwar auch in den gemeinsten Erfolgen und in den gewöhnlichsten Ereignissen nahe — denn was geschähe ohne ihn und seine herrliche Gotteskraft? — aber näher scheint er zu kommen, deutlicher, sicherer und zweifelloser sein mächtiges Wirken zu werden, wenn irgend etwas in seinen (?) Gesichtskreis tritt, was er mit Uebergehung der gewöhnlichen Naturgesetze und ihrer Wirkungen, unmittelbar auf Ihn zurückzuführen vermag, und was ihn mehr, als ganz alltägliche Dinge, zu rufen berechtigt: Siehe, das ist Gottes Finger! Seinem innersten Herzensdrange und dem unauslöschlichen Verlangen, den Unsichtbaren in dem Sichtbaren, den Alles schaffenden und durchdringenden himmlischen Geist in der Gestalt der irdischen Erscheinungen zu sehen, zu fassen und, wo möglich, zu greifen, (?!) fühlt er gewissermaßen vollere Gnüge geschehen, wenn Thaten und Dinge vor seine Augen treten, die die gemeine Menschenkraft und die gewöhnliche Ordnung der Natur bei weitem überschreiten, wenn sich in Zeichen und Wundern der Himmel mit der Erde, das Göttliche mit dem Menschlichen, das Ewige mit dem Zeitlichen gleichsam zu vermählen (?), und Gott aus seiner Höhe Boten zu senden scheint, welche durch seltene und große Erfolge seinem Daseyn, seinem Wirken lautes Zeugniß geben." Wie gesagt, den Inhalt dieser Jamben lasse ich größtentheils gelten.

Viertens. Jede dem Menschen zu Gebote stehende Naturkraft kann gemißbraucht werden, und ihr Mißbrauch rächt sich fürchterlich. Mag Bosheit sie als Werkzeug für ihre schlechten Absichten benutzen, oder Einfalt und Aberwitz den Geist heraufbeschwören, ohne ihn zu verstehen, ohne ihn leiten zu können — in dem einen wie in dem andern Falle wird die Naturkraft zum zerstörenden Element. Die natürlichen Dämme sind durchstochen, die blinde Gewalt von der sie bändigenden Gesetze frei gemacht, und losgelassene stürzt nun verheerend und verwüstend über die Fluren, die sie wohlthätig tränken und befruchten sollte. Je höher und geistiger, also universaler, die so losgelassene blinde Naturkraft ist, desto schrecklicher ihre Verheerungen. — Welch Unheil mag in unsern Tagen schon der Mißbrauch des thierischen Magnetismus gestiftet haben! — Das Element ist blind, und seine Wirkungen, wenn es seinem natürlichen Wächter, dem Gesetz, sich entrissen hat, fürchterlich. Solch Element ist auch die Wunderkraft, und je höher sie steht, desto schwieriger ihr Gebrauch, desto gefährlicher ihr Mißbrauch. — Es mag seyn, daß von der aus ihrem Kreis herausgerückten manche Pflanze getränkt und erquickt, mancher fürstliche Baum wohlthuend erfrischt wird; aber viel mehr Gewächse, kranke und gesunde, werden von dem übermüthiggewordenen Strom zertrümmert. Den Heilungen durch Wunder stehen viel mehr Beispiele von Kranken, die dadurch noch kränker, von Gesunden, die dadurch krank geworden sind, gegenüber. Der Fanatismus, die blinde, verfolgungssüchtige Schwärmerei ist die natürlichste Begleitung. Kampf der untergehenden und

Digitized by Google

der zerstörenden Kräfte, mit fanatischer Wuth von beiden Seiten geführt — auf der einen wie auf der andern wider Gott gefrevelt — das Endresultat — allgemeinerer Zweifel an dem Heiligen und überall größere Finsterniß, wie die Nacht schwärzer erscheint, wenn der sie durchzückende Blitz wieder verlöscht ist — das gerade Gegentheil von dem, wozu die Wunderkraft da ist.

Misbrauch aber, frevelnder Mißbrauch ist es, wenn der Mensch die ihm verliehene Wunderkraft aus dem Kreise seines Lebens herausführt und zum Heilmittel machen will, das nun, wie das Recept aus der Apotheke, aus der gepriesenen Wunderofficin verschrieben und geholt werden kann, wenn und wie man will. Das Ungewöhnliche soll zum Gewöhnlichen werden, und damit sind alle ursprüngliche Verhältnisse verkehrt. Selbst der Herr gebot denen, an welchen er Wunder that, sie sollten es niemanden sagen, damit der eigenthümliche Charakter des Wunders nicht getrübt würde. — Trefflich sagt Ammon in der Vorrede, S. III.: „Neue Wundertäter pflegt das gebildete Europa als religiöse Convulsionäre zu betrachten, die, nachdem sie den gesunden Glauben verloren, oft der obrigkeitlichen Warnung, in jedem Falle aber der psychologischen und moralischen Zurechtweisung bedürfen." — Die Wunderkraft soll der Mensch nur dann in sich anrufen und gebrauchen, wenn er weiß, daß das Gewöhnliche erschöpft ist und nicht weiter reicht, und nur der frömmste, reinste, heiligste Sinn ist würdig, für sich und dazu nur an der stillsten, verborgensten Stelle seines Hauses auf diesem Altare zu opfern. Will er die verborgene, wunderbare, die nur dann ihren Charakter behauptet, wenn sie als Ausnahme erscheint, öffentlich machen, Wundercuren für das Protocoll bewirken, auf öffentlichen Markt treten und die Preßhaften und unheilbaren Krüppel an seinen Triumphwagen fesseln — sein Haus öffnen, damit von allen Himmelsgegenden dem Thaumaturgen Kranke zueilen — so soll das Ungewöhnliche der Regel sich unterwerfen; und somit ist die Gabe der Natur dem schrecklichsten Mißbrauche unterworfen. Absichtlich betrügend oder selbstbetrogen — das gilt hier gleich. — Die Verhältnisse sind verrückt und der erbärmliche Meister, der den Geist aufruft, hat das Wort vergessen, ihn zu bannen.

Wie Gauner, Mörder, Räuber u. s. w. die ursprüngliche Ordnung der Natur verletzen und darum mit Recht überall als eine Pest der Gesellschaft verfolgt werden, so sind alle Schamanen, Jongleurs, geheime und öffentliche Wunderärzte, jeder, der durch Gebetsformeln und Wundersprüche heilen will — absichtlich betrügend oder im frommen Wahne selbst betrogen — Menschen, die der öffentlichen Wohlfahrt gefährlich sind. Mit dem wenigen Lebensgold, das sie geben, wird der armen Menschheit tausendmal mehr Lebenskraft und Reichthum entzogen. Findet meine Wunder-Pharmakopöe Anerkennung, so wird die Polizei in der Zukunft viel durchgreifendere Maßregeln gegen diese Wunderverfälscher und Charlatane gebrauchen, als bisher — wird nicht einmal so viel Bequemung nach der öffentlichen Stimme sich nachsetzen, als der bamberger Magistrat sich erlauben zu müssen glaubte. Was ist lächerlicher, der vor der Commission heilende Fürst, oder die mit der Feder in der Hand das Wunder ablauernde Deputation? — Es ist nicht hart, wenn in solchen Fällen Polizeidiener oder Soldaten die zum Wundertäter Wallfahrenden mit Gewalt zurückweisen, den aber, welcher den Mirakelspuk veranlaßt, als einen der öffentlichen Ruhe gefährlichen Menschen, zur Ruhe bringen. Ob nach Schönbrunn zur Hummitzschin, oder nach Dülmen zur Emmerich (Quintess. S. 3) oder nach Sorau in Schlesien zum Wunderdoctor Richter (Quintess. S. 233.), oder nach Ellwangen zu Gaßner, oder nach Brückenau zum Fürsten Hohenlohe gewallfahrt werde, ob blos niederiger Pöbel, oder vornehmer, sogar gelehrter auf diesem Wege Hülfe suche — das ist gleich, und überall gilt es, wie Ammon (Vorr. S. IV.) sagt, „Zauberern, welche der obrigkeitlichen Aufsicht bedürfen." —

Fünftens. Welcher Unterschied ist zwischen der Wunderkraft und der des thierischen Magnetismus? Ich könnte darüber recht viel sagen, aber wenn ich zugebe, daß in der Scala meiner materia medica die magnetische Kraft das nächste Glied nach unten zu von meiner Wunderkraft an ist, so habe ich viel zugegeben, und Jeder sieht nun wohl, daß der Magnetismus immer und ewiglich nur auf dem Gebiete der gewöhnlichen Naturkräfte bleibt und also von meiner Wunderkraft rein geschieden ist. Es bleibe überhaupt meinen Epitomatoren und Commentatoren überlassen, daß Detail meiner Entdeckung auszuspinnen. Ich begnüge mich jetzt an dem: ἐφηυρηκα! — Das neue Tellurium oder Titanium ist zu Tage gefördert! — Gibt es für den thierischen Magnetismus eigene Zeitschriften, und hat es längst Bibliotheken des Wundervollen gegeben, so muß nun gewiß bald ein besonderes Journal für meine Wunderkraft fundirt werden. Ich will reichliche Beiträge liefern und — unser so wundersüchtiges als wunderschönes Publicum wird den Verleger, bei welchem es, wie in einem Panorama, Ellwangen, Würzburg, Bamberg, Schönbrunn, Wittigbausen u. s. w. beisammen haben kann, nicht verderben lassen. Meinen Rechtsbescheid, mein Facultätsurtheil zeichne ich nun mit nichts weiter, als mit der alten Signatur:

Von Rechts wegen.

Ich habe den herkulischen Kampf mit dem Wunderthier überhaupt bestanden; meine Leser werden mir hoffentlich das Zeugniß geben, daß ich mehr als blos im Fliehen gesiegt habe. Natürlich hat eigentlich schon in den lumbis jenes das Würzburg-Bamberger Gelenk des Polypen sein verdientes Schicksal empfangen. Aber man vergönne mir die Erholung, nun meinen abstracten Sieg auch noch zu einem concreten zu machen und — vielleicht ist es dem Leser noch ergötzlicher, ein Beispiel meiner Wunderpraxis zu erhalten, als mit meiner nackten, dürren Theorie sich begnügen zu müssen. Wenn mich indeß auch nicht mein Recensentenberuf daran erinnerte, bei diesem Kampf in specie das gelehrte Publicum, das vor mir — vertheidigend theils, theils bestreitend — sich eingemischt hat, zu berücksichtigen, so wüßte ich doch an sich schon keine zweckmäßigere Tactik mir anzurathen, als erstens: die Sache selbst aus dem Felde zu schlagen, und zweitens: den schriftlichen Vertheidigern und Bestreitern derselben ihr Schicksal zu bestimmen: Also:

I. Die neusten Wunderthatsachen.

Eine getreue actenmäßige Darstellung der Geschichte der neusten Wunderbegebenheiten wird, nach dem Vorgange meiner Theorie, der vollständigste Sieg über dieselben seyn.

In den schönen Frühlingstagen des Jahres 1821, welche, nach einer sehr merkwürdigen Idiosynkrasie dieses Jahres, für mehr als Ein Gehirn verwirrend geworden sind und die ohnehin sehr beschränkten Geisteskräfte mancher Individuen bis an die äußerste Grenze ihrer Beschränktheit geführt haben, gefiel es dem Prinzen und königl. baier. Domherrn und Vicariatsrath zu Bamberg, Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst *), zuerst in Würzburg und

*) Dem Ur-Urenkel des ersten Convertiten aus der Hohenlohe-Schillingsfürstl. Linie (Quintess. S. 17 Bemerkung: „Der Vater Alexanders war Erbprinz von Hohenlohe-Schillingsfürst, konnte aber wegen Gemüthskrankheit nicht zur Regierung kommen."), demselben Hohenlohe, welcher an dem Wetzelschen Krankenbette seinen Ultramontanismus so klärlich documentirt hat, daß er

hierauf in Bamberg als Wunderthäter öffentlich aufzutreten.

Ein Bauer, Martin Michel, Schultheis in Unterwittighausen, einem großherzogl. badenschen Dorfe, schon längst in seiner Gegend als Wunderthäter gesucht und beliebt, aber eben sowohl, wie der Fürst, aus seinem Hause ohne die nöthige Aufsicht entlassen, war dem Letztern als Wunderthäter bekannt geworden. Der Bauer hatte die Wunderkraft an sich selbst erprobt und meinte nun, sie sey ihm verliehen, um sie auch an andern und so lange zu erproben, bis das Wunderthun zu etwas Gewöhnlichen und Alltäglichen würde, und so war es denn geschehen, nicht nur, daß er manchen, der Hülfe bei ihm suchte, noch kränker wieder entlassen (Quintess. S. 102, wo die Geschichte einer verwundeten Hand erzählt wird, deren Besitzer an der Michelischen Cur starb); sondern auch, daß die verständige badensche Obrigkeit ihm alles Quacksalbern ernstlich untersagt hatte, daß er jedoch, wie alle Bauern-Wunderdoctoren dieser Art, nun im Geheimen forttrieb und mitunter sogar bis Würzburg ausdehnte.

Die Bekanntschaft des Fürsten mit dem wunderthätigen Bauer war zu Haßfurt, einem würzburgschen Landstädtchen, bei dem Schwager des Letztern, dem daßigen ultramontanischen (Quintess. S. 105. Anm.) Pfarrer und Decan Dr. Bergbold schon im J. 1820 gemacht und zu Pfingsten 1821 erneuert worden. Am 12ten Junius dieses Jahres reisten beide nach Würzburg. Der Fürst, der schon früher Celebrität gewonnen hatte, zog in dieser Stadt die Aufmerksamkeit des Volks durch Predigen und Messelesen auf sich. Er, mit der Familie von Schwarzenberg längst bekannt, wußte, daß die junge, siebzehnjährige Fürstin Mathilde von Schwarzenberg in Würzburg sich aufhalte, um in dem orthopädischen Institute des Hrn. Heine behandelt zu werden. Seit dem dritten Lebensjahre hatte sie das Geh- und Stehvermögen durch Schrecken bei dem bekannten Brande zu Paris in der Wohnung des österreichischen Gesandten verloren. Nach acht Jahren kam sie in Paris so weit, daß sie an Krücken hüpfend in dem Zimmer sich herumbewegen konnte. Bald darauf kehrte indeß ihr altes Unvermögen wieder zurück und, unfähig zu stehen und zu gehen, kam sie, Ende October 1819 nach Würzburg in das Heine'sche Institut. Aerzte, Physiologen und Anatomen konnten den eigentlichen Charakter und die wirkende Ursache der Krankheit nicht erkennen und bestimmen. Die wiener Aerzte sollen sogar ihr Unvermögen zu gehen für Mangel an moralischer Kraft erklärt und behauptet haben, die Patientin könne gehen, wenn sie sich nur ermuthigte, festen Vorsatzes wollte. (Quintess. S. 64 Anm.) Heine hatte sie fast 20 Monate behandelt und bei seiner Behandlung auf die verschiedenen äußern Abnormitäten am Thorax, auf Verkrümmung des Rückgrates, der Rippen u. s. w., Gebrechen, welche die Fürstin mitgebracht hatte, vorzüglich Rücksicht genommen. Nach der Heilung fand der fürstlich wallersteinische Hofrath, Dr. Schäfer, welcher die Fürstin früher behandelt hatte, während ihres Aufenthalts in Würzburg aber sie nicht gesehen hatte und nun zur Beurtheilung ihrer Heilung herbeigerufen worden war, eine große und vortheilhafte Veränderung in der Gestalt ihres Thorax, und mußte diesen Erfolg auf Rechnung der Heine'schen sorgfältigen Behandlung schreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

ihn in seiner Selbstvertheidigung mit nichts wegwaschen kann. (Vergl. abgedrungene Vertheidigung des Fürsten Alexander von Hohenlohe, Vicariatsrathes des Bisthums Bamberg gegen einen Aufsatz in dem Weimarer Oppositionsblatte vom Jahre 1819. No. 73. überschrieben: „Kaum glaubliche Proselytenmacherei in Bezug auf den Uebertritt des Dr. Wegel zu Bamberg zur katholischen Religion.“ (Bamberg,) 1819. (31 S. in 8.) und der Auszug daraus in der Quintessenz S. 26—28.

Bücher mit oder ohne Inhaltsanzeige?

Wir haben in Deutschland ein begierig gekauftes Conversations-Lexicon, ein Conversationsblatt, aber wenig Conversation; wir sprechen viel weniger als die Franzosen, zum Theil weil wir die Kunst der Unterredung weniger verstehn. So lange man die Grundregeln dieser Kunst versäumt oder gar verachtet, wird man auch nicht weiter kommen. Vielen unserer Landsleute, zumal unter den Gelehrten ist es noch immer unbekannt, daß ein Hauptstück der Kunst der Unterredung und eine nothwendige Bedingung, damit diese gelinge, darin besteht, daß man beiderseits einen Gegenstand des Gesprächs sogleich fallen lasse, wenn man merkt, daß die Berührung desselben oder die Art der Beurtheilung dem Andern unangenehm sey. Dies mag nun geschehen aus Wohlwollen oder aus Klugheit, der Erfolg ist in beiden Fällen gleich gut. Dadurch und allein dadurch ist solche Unterredung oder wenn man will solch Geschwätz möglich, worin der Franzose die Würze seines Lebens findet. Daß jene Regel nicht für ernstliche Verhandlungen gilt, versteht sich von selbst; das zeigt sich auch deutlich genug in der Deputirtenkammer.

Wir Deutschen machen mehr Bücher als irgend eine andere Nation; aber verstehen wir denn auch die Kunst ein Buch zu machen? Ich zweifle, daß sie den deutschen Scribenten allgemein bekannt sey, wenigstens werden Hauptregeln derselben allzu oft vernachlässigt. Erspart man dem Leser so viel möglich das Unangenehme? In spurloser Gegend zu reisen ist nicht angenehm; damit ein Land den Namen eines gesitteten verdiene, sind gute Wege nothwendig, und damit man ein Buch bequem lese, sind Abtheilungen und Inhaltsanzeige erforderlich. Eine vollständige Inhaltsanzeige ist ein unentbehrliches Stück eines wohleingerichteten Buchs. In keinem guten französischen Werke vermißt man eine table des matières. Aber in Deutschland ist es Sitte mancher Schriftsteller — ich will nicht sagen Unart, weil manche berühmte Namen wie Görres, Steffens darunter sind, ihre Bücher nicht abzutheilen und keine Inhaltsanzeige mitzugeben. Wenn diese fehlt, so kann man fast nicht umhin dies für einen Mangel an Achtung von Seiten des Verfassers gegen das Publicum zu nehmen, oder zu argwöhnen, daß der Verf. nicht nach einem Plan gearbeitet habe, sondern daß daß Werk verworren sey, und es dem Verf. selbst zu schwierig gewesen, eine gegliederte Inhaltsanzeige mitzugeben. Es scheint wirklich Mangel an Achtung für das lesende Publicum zu seyn, wenn ein Verf. sein Buch ohne Inhaltsanzeige ausschickt; es ist das nämliche, als wenn man einen Brief an eine unbekannte Respectsperson mit undeutlicher Hand schreibt, was in Deutschland auch noch oft geschieht; oder als wenn ein Hausherr, der Gäste geladen hat, die sich einander fremd sind, unterließe sie sich gegenseitig vorzustellen. — Statt der Inhaltsanzeige geben freilich manche deutsche Bücher Noten und Einschiebsel die Menge. Aber ein wohlgeordnetes Buch muß keiner Noten bedürfen. Der Apparat der Gelehrsamkeit soll in der Regel nicht mitgegeben werden. Quand l'edifice est fini, l'échafaudage doit disparoitre. Mein Wunsch ist, daß künftig kein Buch in Deutschland geschrieben werde ohne ordentliche Abtheilungen und Inhaltsanzeige, oder wenn es doch geschieht, daß solche unhöfliche Bücher ungelesen bleiben.

5.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 159.

11. Juli 1822.

Shakspeare's Macbeth.

(Bruchstück eines noch ungedruckten größern Werks über Shakspeare's sämmtliche Schauspiele. *))

§. 1.

Dieses Drama ist von jeher der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung gewesen, und selbst diejenigen Kritiker, welche im Shakspeare fast immer nur das stürmische Genie anerkannten, wurden von demselben so hingerissen, daß sie nur in einzelnen Noten ihr Mißfallen an einzelnen Stellen aussprachen. Dennoch scheint mir noch gar vieles zu erwägen übrig, womit hier der Anfang gemacht werde. Zuförderst besitzen wir in diesem Drama etwas, wovon sehr häufig in das Blaue hinein gesprochen worden ist: eine reine einfache Schicksalstragödie, das heißt: die Darstellung eines Kampfes, in welchem die Freiheit, welche sich noch nicht in sich selbst vollendet hat, untergeht, und eine Beute der Nothwendigkeit wird. Daß sie es aber wird, beweiset keineswegs für die Uebermacht des Schicksales im Allgemeinen, sondern lediglich die Gefahr einer in einem bestimmten Individuum noch ungesicherten Freiheit, die, als solche, nothwendig dem Schicksale unterliegen muß. Der Dichter zeigt überall, daß Macbeth keineswegs mußte, weil das Schicksal wollte, sondern daß er fiel, weil er seiner Freiheit nicht vertraute; er aber konnte ihr nicht vertrauen, weil er nicht verstand, sie zu vollenden.

In dem Leben jedes bedeutenden Menschen finden sich überall Abgründe, aus denen ein reizender Blumenduft empor steigt, als wären es anmuthige Thäler; wer aber dieser Täuschung glaubt, darf er die Schuld dem Geschicke beimessen? Ueberall reizen blendende Farben und lockende Stimmen; wir können ihnen folgen, und können auch nicht, und so weiß auch der ächte Dichter nie von einem einseitigen Müssen; wohl aber von einer zur schönen Nothwendigkeit gewordenen Freiheit, oder von einer zur Freiheit geadelten Nothwendigkeit.

Die Nothwendigkeit, welcher Macbeth gehorcht, weil er nicht frei ist, liegt in seinem eignen Herzen, dessen Schwäche die dunkeln Mächte benutzen, um ihm den Sturz zu bereiten. Er ist bedeutend genug, um die ganze Hölle gegen sich aufzuregen, eine Beute wie er, ist gar sehr der Mühe werth, und die Hölle als Hölle hat vollkommen recht, wenn sie sich so eifrig um ihn bemüht.

§. 2.

Diese Macht der Hölle ist es, die uns gleich in der ersten Scene begegnet, ein Umstand der eine besondere Betrachtung verdient, indem der Dichter sonst immer seine Geister mit genialer Sorgsamkeit vorbereitet durch vorangehende Andeutungen, abgebrochene Erzählungen, Musik, u. s. w. (z. B. im Hamlet, Sturm, Cäsar). Nicht also hier. Der Zuschauer wird sogleich zum Zeugen einiger Repräsentationen der höllischen Macht, er soll sich gleich zu Anfang daran gewöhnen, daß sie der Hebel des Drama's sind, und wir sollen diesmal erst den grausen Sieger (die Hölle) sehen, ehe uns der große nach und nach zu Besiegende dargestellt wird.

Dieser einst zu Besiegende tritt nun auch bald als irdischer Sieger in seiner ganzen Herrlichkeit, und in dem schönsten Augenblicke seines Lebens auf; aber der schönste Augenblick im Leben des Menschen ist oft der gefährlichste. Macbeth erscheint umleuchtet von dem Ruhme einer Doppelschlacht, die er mit der Anstrengung jeder Kraft, als Sieger durchfochten hat, als Retter der Krone seines Königs, er erscheint mit der Ahnung, nunmehr das zu seyn, was vielleicht das schwerste ist zu seyn: der Zweite im Reich. Welch' eine Mischung von Gefühlen, welch' eine erhabene süßbittere träumerische Trunkenheit muß jetzt in seiner Seele herrschen; und wohl haben die höllischen Mächte Klugheit bewiesen, wenn sie sich gerade einen solchen Augenblick erwählen, den listigen Kampf mit ihm zu beginnen. Sie begrüßen ihn in feierlicher Anrede, als Than von Glamis, Than von Cawdor und König dereinst. Wohl mußte er sich in diesem Augenblicke besonders aufgelegt fühlen Wunderbares zu vernehmen, da er eben wunderbare Thaten vollbracht hat. Wie leise und doch wie genau und deutlich wird hier der steigende Eindruck geschildert, den das unglückliche prophetische Wort auf ihn macht. Zuerst das allgemeine Interesse an der seltsamen Verkündigung, in dem Anruf:

„Steht unvollständige Sprecher, sagt mir mehr!

Dann Ueberlegung, in der er eine Möglichkeit findet, daß die ersten beiden Prophezeiungen wohl erfüllt werden können, wodurch er sich gleichsam mit dem Teufel in eine Art von Unterhandlung einläßt, dann, als nun wirklich die Erfüllung der ersten Worte genau geprüft und unbezweifelbar vorhanden ist und unerschreckt durch Banquo's Frage: „Was? kann der Teufel wahr sprechen?" vernehmen wir schon das vor sich hingehauchte Wort: „Glamis und Than von Cawdor; das größeste ist noch zurück." Immer mehr sucht er die finstern und grell leuchtenden Gedanken, bei sich selbst zu ordnen; aber dieses hinstarrende Klügeln macht natürlich Aufsehen bei den Umstehenden, und da er erinnert wird, fühlt er wohl, daß es nicht erlaubt sei, so zerstreut zu seyn, und daß es vollends hier Verdacht erregen könne. Deshalb nimmt er, der überkühne Held, seine Zuflucht zu der feigsten Sünde, zur Lüge, indem er erklärt, daß er an die Vergangenheit gedacht habe. Es ist das freilich nur eine unscheinbare Lüge, und doch eine sehr bedeutende, denn es war ja gerade die Zukunft, die ihn beschäftigte. Nicht minder wichtig ist der Trost, mit dem er seine frühern Klügeleien abbricht:

„Komme was kommen mag; Zeit und Stund durchläuft
den rauhsten Tag."

Dieser Trost klingt sehr männlich, auch ist er wirklich von dem festen Herzen eingegeben worden, das sich alles überstehen zu können zutraut. Allein in diesem „alles" liegt eben das Gefährliche. Die Nothwendigkeit des Wirklichen sollen wir anerkennen; aber unsre Sünde nicht als nothwendig betrachten, auch wenn sie wirklich geworden ist. Hier aber steht sie noch bevor, und dennoch ahnet Macbeth schon, daß er auch sie — bestehen werde, da ja Zeit und Stunde wie durch den heitersten, so durch den rauhsten Tag rennt. Daß hier von keiner Besorgniß vor andern weltlichen Lebensrauheiten die Rede ist, versteht sich bei einem Helden, der eben eine Doppelschlacht gewonnen, ganz von selbst.

*) Dessen 1ster Band in der nächsten Michaelis-Messe im Verlag des Herausgebers dieser Blätter erscheinen wird.

§. 3.

Wir lernen jetzt den König Duncan kennen, wie er mit edlen und zarten Worten seine Dankbarkeit ausströmt, und wie dies wohl bei den trefflichsten Menschen der Fall ist, so recht mit Lust und Liebe im Gefühl des Dankes verweilt. Es ist bekannt, daß der Mensch von Natur egoistisch und undankbar sei, und es ist der Anfang der Bildung sich zur Dankbarkeit zu zwingen; aber die höhere Gemüthsbildung allein veranlaßt die wahre Herzenslust am Danken. Dieses Gefühl geht bei dem Könige so weit, daß er an der Brust seines Retters Macbeth süße Thränen vergießt, an der Brust, die schon eine Ahnung von Mordgedanken in sich hegt. Aber die Rührung wird nicht zur Weichlichkeit, denn fühlend daß er ihr nahe sei, unterbricht er sie selbst, indem er ein zartes Wort über seine eigenen Thränen hinsetzt, wodurch er, ohne die Anmuth zu verlieren, die Würde behauptet. Endlich läßt er sich selbst, im frohen Gefühle des glücklichen Tages, bei dem geliebten Freunde ein, denn nicht zufrieden ihn mit Ehrenstellen zu überhäufen, will er jetzt ihm auch das sichtbarste Zeichen geben, daß er ihn von Herzen liebe. Er will mit ihm aus Einem Becher trinken, und in seinem Hause das Nachtlager nehmen. Was Macbeth erwiedert, verräth bei allem guten Schein eine gewisse Peinlichkeit; für Duncans Zartheit hat er in diesem Augenblick keinen Sinn, er ist zerstreut, und nimmt seine Antwort aus dem Vorrath von Redensarten, deren sich der gebildete Mann, ohne Gefahr verkannt zu werden, in der großen Welt bedienen kann, da sie für die meisten Fälle obenhin passen. An eine wahre Rührung ist nicht zu denken, denn die ganze Peinlichkeit der zweiten Stelle im Reich drängt sich ihm sichtbar auf. Was hilft ihm aller Dank des Königs in Wort und Thaten? was helfen ihm selbst die Freudenthränen zärtlicher Freundschaft, die dieser an seinem Halse weint, wenn er gleich darauf hören muß, daß eben dieser zärtliche Mann, als König, seinen ältesten Sohn Malcolm zum künftigen Erben seines Reichs bestimmt, und ihn fürs erste zum Prinzen von Cumberland ernennt! — Das alles verstand sich freilich ganz von selbst, und auch unausgesprochen war alles voraus zu sehen; aber das Aussprechen muß ihn dennoch tief verletzen, und die ganze große Kluft, die noch immer zwischen ihm und dem Throne liegt, ihm grell vor das Auge bringen. Darum erreicht aber des Königs Liebe sein Herz nicht, und finstere Gedanken fahren fort ihn zu beunruhigen.

§. 4.

Dennoch würde, — es ist nicht zu bezweifeln — Macbeth Herr der bösen Neigung geworden seyn, denn das Streben nach äußerer Ehre ist bei ihm doch noch einem höhern Gedanken unterworfen, wäre nicht ihm seine Gattin als übermächtiger böser Engel erschienen. Hier aber waltet bei allen frühern Auslegern großer Irrthum, und ein Verkennen des herrlichen Verdienstes unseres Dichters. Wie man es gewöhnlich vorstellt ist die Lady nichts weiter als das Maximum des Ehrgeizes, die um eine Krone zu erwerben, sich jedes auch des gräßlichsten Mittels bedient. Noch mehr dürfen wir sagen: Sie würde die eine Hälfte der Erde in Flammen aufgehen lassen, um den Thron der andern zu erlangen. Aber — und hier liegt die Tiefe der Charakteristik — nicht für sich allein, sondern für ihn, den geliebten Gatten. Sie ist ein weiblicher Tiger, der die Menschen alle, die ihm hemmend begegnen, zerfleischen könnte, die aber ihren Gatten, der im Vergleich mit ihr ein sanfter, fast ein wenig zur Schwermuth geneigter Löwe ist, mit wirklicher Liebe umfaßt. Bei ihm aber ist vollends jene Neigung groß und gewaltig, und vermischt mit allen Wurzeln und Adern seines Lebens und geht deshalb bis zur Schwäche. Das Verhältniß beider furchtbaren Eheleute ist nicht ohne eine gewisse rührende Leidenschaftlichkeit; ja durch diese allein tritt die Lady erst in das Leben hinein, da sie sonst fast physiognomielos, und nur wie der Begriff des ungeheuersten Lasters dastehen würde. Ehrgeiz ohne Liebe ist kalt, französisch-tragisch, und unfähig bedeutendes Interesse zu erwecken. Hier nun ist jene Liebe noch rührender, da sie im ehelichen Verhältnisse waltet, und wohl bedurfte es eines solchen Gegengewichts für die ungeheuern Frevel welche von diesem Ehepaare begangen werden, um sie doch immer als Menschen, welche untergehen, nicht aber als vollendete Teufel erscheinen zu lassen.

Beweise für diese zärtliche Neigung gibt das ganze Stück, und sie erscheint sowohl in Worten als in Thaten und gleich die erste Begrüßung von seiner Seite mit dem traulichsten Wort: My dearest love ist gewiß nicht ohne Bedeutung, denn es zeigt sich überall daß sie ihm sey, wie er sie nennt. Selbst der furchtbare Ausruf „bring mir keine Töchter," spricht keineswegs gegen meine Ansicht, denn ihm selbst gefällt ihr unbezwungenes (undaunted) Herz. Sie und sich sieht er schon jetzt gewissermaßen für Ausnahmen an, fühlend daß nur er sie lieben könne, und sie ihn allein. Aber auch die ganze vielberühmte Ueberredungsscene entscheidet hier. Er, der das große Wort, um dessentwillen allein (wie der verdienstvolle, aber nicht wenig zähe S. Johnson behauptet) Shakspeare die Unsterblichkeit würde gewonnen haben:

„Das wag' ich alles was dem Manne ziemt,
Wer mehr wagt der ist keiner"

ausgesprochen und gewiß in seinem ganzen Umfange ausgedacht hat, er wagt dennoch was kein Mann wagen soll; aber er wagt es nicht um den „goldenen Reif" allein, er wagt es meistens um der Gattin willen, der er nicht widerstehen kann, weil er sie zu sehr liebt. Selbst ihr letzter Versuch ihn aufzuregen, der Vorwurf der Muthlosigkeit, was würde er gewirkt haben aus dem Munde einer Ungeliebten? Mißmuth, Zorn, oder ein höhnend kaltes Erwähnen der eben gewonnenen Schlacht; nichts weiter. — Und wie fruchtet er hier!

§. 5.

Betrachten wir ferner die Scene, in welcher die beiden Eheleute, nachdem sie die Krone erreicht haben, zum erstenmale wieder allein stehen. Wie ist die Lady bemüht, ihn von seinen trüben Phantasien abzuwenden, und wie erkennt er diese liebende Sorgfalt, die ihn besonders vor dem „allein seyn" warnt. Wahrhaft rührend erscheint seine Liebe als die Lady nach dem zweiten Verbrechen fragt, welches erst geschehen soll, in der Antwort: „Sei lieber schuldlos durch Unwissenheit, geliebtes Weib, bis Du über die That jauchzen kannst." (Be innocent of the knowledge, dearest chuck, till thou applaud the deed.) Was kann der großartig liebende Sünder mehr thun, als neue Sünden begehn für sie? sie soll die Früchte derselben genießen können; er will die Strafe leiden, und die Gewissensqualen alle, die er stets schon vor der That empfindet. Sie soll nicht weiter sündigen, er will es für sie.

Betrachten wir sodann die bald folgende Scene; Banquo's Geist ist an der Tafel erschienen, die Unterwelt hat ihre Todten zurückgegeben und Macbeth, der den Geist allein sieht, vermag, von dem Schauder dieses Sehens und Alleinsehens ergriffen, nun nicht mehr die Larve fest zu halten, die ihn bis dahin wenigstens halb verhüllt hatte. Er strömt über in heißeste Verzweiflung, so daß zuletzt wohl nicht einer der Lords an der Tafel mehr zweifeln kann, daß hier ein ungeheures Verbrechen begangen werden sei. Er muß sich öffnen, denn gegen die Todten, und den Todten gegenüber, kann der Mensch nur wahr seyn.

So lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden scheint, den Ausbruch seines blutig zerrissenen Herzens zu hemmen, versucht die Lady alles, was weibliche Klugheit und Gewandtheit durch Mahnung und Tadel in einem solchen Falle vermag. Wie aber alles vergeblich ist und die Gäste mit der alltäglichen Entschuldigung abgefertigt worden sind, daß den König sein altes Uebel befallen habe, und nun das unglück-

igitized by Google

liche Paar allein ist; jetzt wo jede weniger liebend vornehme Frauennatur sich in endlosen Vorwürfen würde Luft gemacht haben, daß er sie verrathen und unglücklich gemacht habe, jetzt hat sie auch nicht den leisesten Vorwurf, sondern ruhig anerkennend, daß doch nun einmal geschehen sei, was geschehen ist, erinnert sie ihn nur sanft, ihm mangle die Erquickung aller Wesen „der Schlaf," und er wohl wissend, daß er doch nicht werde schlafen können, da er ja den Schlaf gemordet hat, läßt sich wie ein halb erschöpftes Kind von ihr abführen. — Vornehm ist nur der, der es sich selbst oder dem geliebtesten Wesen allein gegenüber am meisten ist.

Möge das Wort hier nicht befremden. Es gibt ohne Zweifel nur eine einzige reinächte Vornehmheit; es ist die, welche ein entschieden sittliches festgebildetes Gemüth auch in der äußern Erscheinung abspiegelt. Davon darf, wie sich von selbst versteht, nirgends weniger die Rede seyn als hier bei diesem Ehepaar. Dennoch kann selbst in dem unseligst verderbten Menschen noch ein Stral vom alten Gemüthsadel wohnen, eine einzige edle Neigung kann noch gerettet worden seyn, in der die letzte Spur seiner göttlichen Abkunft zu lesen ist. Da wo dieser einzelne Lichtglanz hervorbricht, — wenn auch über grausenvolle Trümmer hinleuchtend — und dauernd sichtbar waltet, dürfen wir es wohl auch als „vornehm" bezeichnen; obwohl nur in untergeordnetem Sinne.

§. 6.

Bemerken wir ferner, daß die schauderhafte Krankheit der Lady — wie die Kammerfrau dem Arzte berichtet — erst dann ausbricht als er von ihr gezogen ist ins Feld. So lange er noch um sie ist, so lange ihr noch sein Heldenauge mit liebendem Mitleid leuchtet, vermögen selbst die Qualen des empörten Gewissens sie nicht völlig zu überwältigen. Aber allein mit sich selbst vermag sie nicht mehr zu widerstehen, und es ist in dieser Beziehung sehr bedeutend, daß sie sich nachtwandelnd auch an jenen Vorwurf der Feigheit, durch den ihr Gatte mit fortgerissen ward, erinnert. (Fie, my lord, fie! a soldier and afear'd?)

Und nun sehen wir ihn, umgeben von dem empörten Reich, verlassen von einem Vasallen nach dem andern, wie er dennoch sich mehr beschäftigt mit dem Leiden seiner Gattin, als mit dem ihn als König bedrohenden Sturme. In einer Zeit wo schon das ganze Leben und die ganze Erde gewissermaßen zerbrochen vor ihm liegt, hat er doch noch ein tiefes wehmüthig liebendes Mitleiden mit seiner Gattin, und in diesem Ton, rührend abstechend von seiner in der zweiten Hälfte des Stücks fast wie Donner rollenden Sprache, fragt er mit Aengstlichkeit nach dem Befinden der Kranken und zeigt dann seine ganze Theilnahme in den Worten:

canst thou not minister to a mind diseas'd u. s. w.

das ist freilich nur eine trübe Betrachtung; aber es ist das ganze Herz in derselben, nicht befriedigend für die, welche für jede Liebesversicherung ganze Seiten voll tönender und doch wohlfeiler Jamben bedürfen; völlig genügend für den dem das zerrissene Herz des gefallenen Helden klar geworden. Sein Ausruf bei der Nachricht vom Tod der Königin:

She should have dy'd hereafter u. s. w.

könnte wohl nur dem kalt erscheinen, der noch in den Anblick der tiefen und vollendeten Verzweiflung gesehen; und das Wühlen in den finstern Gedanken

to-morrow, and to-morrow, and to-morrow

zeigt deutlich den Mann der alles verloren, da er die Liebe verloren, und dessen Glaube nicht an ein Jenseits reicht oder es zu sehr fürchtet, um irgend eine Hoffnung an dasselbe knüpfen zu können.

§. 7.

Es schien mir nothwendig, bei dieser höchst seltsamen und rührenden Liebe des verbrecherischen Ehepaars ein wenig lange zu verweilen, theils weil sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, das eigentliche Auge des Stücks ist, theils weil, wie bereits erwähnt worden, noch kein Ausleger derselben gedacht hat. Man ist nun einmal gewöhnt, daß wenn ein Dichter die Liebe schildern will, er nur möglichst tugendhafte Personen dazu wählt, (worin er auch, sobald von reiner Liebe die Rede ist, vollkommen Recht hat) daß er ihnen aber auch häufig in den Mund lege: „ich liebe Dich, Du liebst mich, und wir lieben uns" und daß er auch andern gelegentlich sagen lasse, es sei ordentlich enorm, wie sich die Leute lieben. Ueber dergleichen stereotypische Charakterzeichnungen wird wohl noch oft genug Gelegenheit sich finden zu reden, denn auch in der Darstellung der Tugend und des Lasters sind wir an jenen Mechanismus gewöhnt worden, und gerade Shakspeare ist's, der, von aller Manier frei, uns auch von dieser retten kann.

Ist uns nun diese Liebe klar geworden, so hat sich auch über das ganze Wesen der beiden Hauptpersonen Licht verbreitet.

Macbeth steht im Anfange des Stücks sehr herrlich und leuchtend da, eine großartige Natur, die nur von Seiten der Ehre und Liebe noch zu steigern aber auch zu verletzen ist. Nach diesen Seiten hin richtet die Hölle ihre Waffen, denn hier nur ist er verwundbar. Er ist nicht ohne elegische Anklänge, die sich um so rührender ausnehmen, da wir hier einen gewaltigen Helden vor uns haben; er scheut niemanden als sich selbst und sein Gewissen, und er scheint jenen Lustdolch nur um deswillen auch außer sich sehen zu können, weil er ihn schon in sich fühlt. Dennoch führt ihn der Lustdolch in Duncans Schlafzimmer, und das Verbrechen geschieht. Wie: darüber kein Wort, denn jene Scenen sind von jeher die Bewunderung Aller gewesen, und die Genialität waltet hier mit einer so vollendet siegreichen Kraft, daß Niemand ihr zu widerstehen im Stande ist. Desto ungleicher sind die Urtheile ausgefallen über Macbeths pathetische Reden gleich nachdem Duncans Mord ans Tageslicht gekommen ist. Einige Kritiker haben dieselben als unnatürlich getadelt; andere aber, und zwar die Meisten, haben sie deshalb gelobt, indem Macbeth ja in diesem Augenblicke keinen wahrhaften Schmerz empfinde und um deswillen nach prunkender Rede streben müsse. Nach meiner Ueberzeugung haben beide Theile Unrecht; denn betrachten wir nur jene Reden genau, so finden wir in ihnen die höchste individuelle Wahrheit und Natur. Es ist die erste Freveltat, die Macbeth begangen, und sie löst — nach Art des tödtlichen Gifts — seine bis dahin starke Seele aus allen ihren Fugen, und er ist nun weich und ohnmächtig, wie ein Kind. In diesem Zustand hat er noch keinen Gedanken an seine irdische Sicherheit, sondern er verweilt (in der Nähe der Lady und allein mit ihr) am längsten bei der rührenden Idee des Schlafes in welchem Duncan gemordet worden ist.

Es war als hört ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuldigen
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeschützten,
Den Schlaf, der den verwornen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das frische Bad der wundenvollen Brust,
Das linde Oel für jede Herzensqual
Die beste Speise an des Lebens Mahl.

(Nach Schillers Uebersetzung.)

§. 8.

Wer so fühlen kann, und wer, selbst in dem furchtbaren Augenblicke des Ueberraschung drohenden Klopfens an die Pforte, nicht an seine Gefahr denkt, sondern nur den Wunsch hat, daß dieses Klopfen den Todten möge wieder wecken können, der ist zum Heuchler verdorben, und fast möcht' ich sagen: nur die Gewohnheit zu leben und als Held aufrecht zu stehen, hält ihn in diesem Augenblicke noch. Sie hält ihn um ihn späterhin noch tiefer sinken zu lassen.

Jetzt aber ist nur das entsetzliche Gefühl in ihm, ein Verbrechen begangen zu haben, durch das er sich auf ewig mit sich selbst entzweit hat, und dieses Gefühl steht dem sehr nahe, welches er ausspricht, als die Schreckensthat zur offenen Kunde gekommen, und es ist sein schmerzlichster Ernst, wenn er, mit Rosse aus der Mordkammer zurück kommend, ausruft:

O wär ich eine Stunde nur
Vor diesem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär' gestorben als ein Glücklicher.

Er beneidet den Todten, daß er todt seyn darf, und bejammert sich, daß er in einem Leben verharren muß, welches, durch ihn selbst entadelt, nunmehr wüst und freudenleer geworden ist.

Es ist eine überaus widerliche Idee, daß Macbeth, unmittelbar nach dem Morde, schon wohl überdachter Verstellung fähig sey und klüglich Pathos wähle, weil ihm Pathos hier am rechten Orte zu seyn scheint. So klug und — gemein ist der Held einer solchen Tragödie nicht.

Auch in Beziehung auf die Lady hat der Dichter hier sehr weise verfahren. Sie, die endlos kluge Sünderin bringt es nur zu Einem, doch entscheidend klugen Wort:

Hilf Himmel! was? in unserm Haus?

und begnügt sich hierbei mit einer Ohnmacht, die ich für echt halte, da ihre leibliche Kraft hier zu Ende seyn muß.

§. 9.

Verweilen wir jetzt bei dem Opfer welches hier gefallen ist. Der König Duncan ist mit großer Feinheit und Zartheit geschildert worden, denn sein Gemüth selbst ist ein zartes und feines. Er ist ein liebenswürdiger Mensch, sanft und milde, und mit regem Sinn für Liebe und Natur; aber er ist kein Feldherr, ja überhaupt kein Kriegsmann. Darum nimmt er auch nicht einmal Theil an der Schlacht, die um seine Krone geliefert wird. Es kann uns sogar einmal begegnen, über ihn ein wenig zu lächeln, als bei dem Bericht des blutenden Krieges, wie nach der ersten Halbschlacht der norwegische König den Rebellen zu Hülfe gekommen sey, die Frage über seine Lippen geht:

„Erschreckte das nicht unsre tapfern Feldherrn
Macbeth und Banquo?"

Dieses leise Lächeln hat uns der Dichter nicht erlassen wollen, denn es ist nicht störend für die Liebe, die er uns dennoch einflößt.

Duncan ist kein vollendeter König, kein Heldenfürst, *) aber er hat die schönste Eigenschaft eines solchen: die reine Freude am Wohlthun, und die Art, wie er wohl thut, ist eine rein christlich-königliche, zarte Weise. Seine Dankbarkeit ist fast leidenschaftlich zu nennen, und er zeigt sich in ihr wenn auch weich, doch nie weichlich und stets anmuthig. So heißt er denn auch in dem ganzen Stücke fast nie anders, als, der „gnadenreiche", ein Beiname, dessen Wirkung nie verloren geht, sondern hier von der höchsten Bedeutung ist.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Denken wir uns einmal, was daraus geworden wäre, wenn S. ihn als solchen geschildert hätte. — Ein Held von einem Helden in einer Mordkammer geschlachtet — welch' ein Bild!

Kant an Schultz.

Folgender Brief von Kant, dessen Urschrift sich seit Kurzen in der Bibliothek der Kaiserl. Universität zu Dorpat befindet, wird seines Inhalts wegen für manchen Leser Interesse haben. Einsender will übrigens keinem, der zu einer philosophischen Partei gehört, in seinem Urtheil für oder wider vorgreifen. Die Aufschrift des auf einem Foliobogen geschriebenen Briefs ist: Des Herrn Hofprediger Schultz Hochehrwürden. Kant's Orthographie ist beibehalten.

„Erlauben mir Ew. Hochehrw. eine Bedenklichkeit, die mir nach Durchlesung Ihrer gründlichen Recension eingefallen ist, doch unmasgeblich, mitzutheilen. Sie betrifft die Stelle von Ihrer Theorie der Parallellinien. Ich besorge nämlich, daß Eberhard, welcher, um seiner Schreiberey durch fremde Federn ein gewisses Ansehen zu geben, Mathematiker geworben hat, hiervon Anlas und Vorwand nehmen möchte, sie auszuwiegeln von dieser Seite die Kritik anzufechten, wenigstens zum Schein, und dadurch die Würdigung seiner Behauptungen (wegen der gemischten Materien) in der künftigen Beurtheilung sehr erschweren möchte. Da Ihr gründliches Werk der reinen Mathesis ohne Zweifel entweder jenen Streit beendigen, oder zur Abfertigung der Gegner Ihrer Theorie ohne Zweifel hinreichenden Anlas geben wird, so wäre meine Meinung, Hrn. Eberhard, der ohnedem so gern von der Klinge abspringt, nicht dadurch in seiner Gewohnheit, den Standpunct der Beurtheilung unaufhörlich zu verrücken, Vorschub zu geben, vornehmlich da das vor jener Stelle vorhergehende schon für sich hinreichend ist, die von Misdeutungen Ihrer Theorie hergenommenen Einwürfe abzuweisen. Doch habe ich hierdurch nichts vorschreiben wollen, sondern überlasse alles Ihrem eignen gründlichen Ermessen und beharre mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochehrwürden

ganz ergebenster Diener
I. Kant
d. 16ten Aug. 1790."

Boisserée S. Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms zu Kölln. Fünf Lieferungen.

Die erste Lieferung dieses Prachtwerks, das ich Kennern und Freunden der Kunst vorzulegen so frei bin und zu dessen näherer Beschauung ich dieselben hiermit ergebenst einlade, enthält: den Titel, den Grundriß, den Durchschnitt, den Längenaufriß.

Die zweite Lieferung gibt die Säulen und colorirten Fenster.

Der treffliche Herausgeber beauftragt mich, durch Vorlegung der angekommenen Probeblätter, die so eben in Paris fertig geworden sind, das Publicum von der nahen Erscheinung dieses großen unendlich schwierigen Werkes zu überzeugen.

Das Ganze wird auf grand-monde Papier gedruckt, erhält also durchaus ein und dasselbe Format und wird mithin noch mehr geleistet als im Prospectus versprochen ist; der Text, von bedeutendem Umfange, kommt auf gewöhnliches Folio-Papier. Er ist so wie die Platten gegenwärtig schon unter der Presse: in sechs Wochen etwa sollen die Versendungen der ersten Lieferung bewirkt werden; die zweite folgt zur Michaelismesse, wenn möglich auch noch früher nach.

Daß die Abdrücke fernerhin noch sauberer werden und daß alle in den Platten etwa noch vorhandenen kleinen Mängel nach diesen Proben von den Künstlern ausgeglichen und verbessert worden sind, glaube ich beiläufig bemerken zu müssen.

Möge der Anblick dieses Prachtwerkes, eines herrlichen Zeugnisses deutscher Kunstliebe und unternehmenden Kunststrebens recht viele Liebhaber bewegen, das große mühselige Unternehmen zu unterstützen und den Herausgeber wenigstens nicht im Nachtheile zu lassen!

Leipziger Jubilatemesse 1822.

Joh. Ambr. Barth.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 160.

12. Juli 1822.

Ueber Rabaut-St. Etienne.

Unlängst wurde der erste Band der gesammelten Schriften dieses ausgezeichneten Mannes ausgegeben *), über dessen Leben und Wirken einige Worte hier folgen mögen.

Rabaut-Saint-Etienne war der Sohn eines protestantischen Geistlichen zu Nismes, und im Jahre 1742 geboren. Der Geist der Unduldsamkeit, welcher die katholische Kirche beherrscht und zu jener Zeit in Frankreich in voller Blüthe stand, nöthigte die Angehörigen des jungen Rabaut, ihn nach der Schweiz zu schicken um ihn den Zudringlichkeiten der Proselytenmacher zu entziehen, deren Geschäft es damals wie noch jetzt ist, junge Leute zum Abfall von dem Glauben ihrer Väter, zu Gunsten der alleinseligmachenden Kirche, zu verführen.

So erzogen in der Schweiz, brennend vor Begierde in die Fußtapfen seines ehrwürdigen Vaters zu treten, kehrte Rabaut nun in sein Vaterland zurück, um sich dem mühsamen Berufe eines evangelischen Geistlichen zu weihen, und sein Geist, seine reinen Sitten, sein edler Charakter, erwarben ihm bald die Achtung Aller, welche ihn kannten. Einige literarische Arbeiten trugen zur Vermehrung dieser öffentlichen Anerkennung bei und erwarben ihm bald solchen Ruf, daß selten ein Fremder von Auszeichnung die interessanten Umgebungen von Nismes, wo Rabaut nun wieder lebte, besuchte, ohne zugleich die Bekanntschaft des jungen und gelehrten Geistlichen zu machen, der durch das fleißige Studium der Massillonschen Schriften bewies, wie fremd seinem Geiste jene Sectensucht und Intoleranz war, die nur zu oft in den Gemüthern derer, so zu verschiedenen Kirchen gehören, sich festsetzt.

Mit dem edlen la Fayette bekannt werdend, der bei seiner Rückkehr aus Amerika durch Nismes reiste, faßte er, ermuntert von diesem, den früher schon im Stillen gehegten Entschluß, bei dem König und der Regierung um die endliche Sicherstellung der protestantischen Kirche gegen die ewigen, von der römischen Curie ausgehenden, Plackereien zu bitten. In Paris angelangt fand Rabaut an dem hochherzigen Malesherbes eine neue, bedeutende Stütze seines Unternehmens. Durch die Vermittelung dieser beiden Männer (Malesherbes und la Fayette), gelang es Rabaut die Hindernisse zu besiegen, welche Fanatismus und Uebelwollen ihm in den Weg warfen. Ludwig XVI. hörte die Stimme von zwei Millionen seiner gedrückten Unterthanen, die durch Rabaut's Mund zu ihm sprachen, und das Edict von 1788 nahm von Frankreich die Schmach welche ihm der Widerruf des von Nantes aufgelegt hatte.

Eine neue Bahn eröffnete sich Rabaut durch die beginnende Revolution. Das Seneschallat von Nismes hatte acht Deputirte des dritten Standes zu ernennen. Er war der erste den das Vertrauen seiner Mitbürger zu diesem ehrenvollen Amte rief, und man sah ihn nun in der constituirenden Versammlung die Grundsätze einer echten, gesetzlichen Freiheit vertheidigen. Wie alle, wollte er eine Wiedergeburt des Staates; er wollte sie aber auf dem Wege des Rechts und der Vernunft, nicht auf dem der Gewalt und des Umsturzes, und stets sah man ihn mitten in dem beginnenden wilden Chaos entgegengesetzter Bestrebungen, das Recht immer und allein im Auge, seine Kräfte anwenden, das schroff sich Trennende wieder zu vereinen, das Feindliche zu versöhnen. Ein gleiches weises und ehrenvolles Benehmen beobachtete er, als er später in den National-Convent gerufen wurde, und er gehörte bald zu der ehrenvollen Minorität die mit standhaftem Muth und oft mit Gefahr des Lebens unerschütterlich dem Strome wilder Leidenschaften sich entgegen dammte, der später bald alles überfluthend, Frankreich zum Schauplatz entehrender Gräuel machte. Nie stimmte er in die gegen den Clerus damals erhobenen Verfolgungen, nie in irgend eine andere jener ungerechten und blutigen Maßregeln ein, die so häufig ergriffen wurden, und der Schmerz den seine edle Seele empfand, sehen zu müssen, wie die erhabensten und reinsten Ideen durch Schlechtigkeit und Eigennutz, durch Kleinlichkeit und Leidenschaft gestissentlich entstellt, wie aus dem Himmelskinde Freiheit ein verwüstender Dämon geschaffen wurde, dieser Schmerz gab seinem Charakter nach und nach einen Anstrich von Bitterkeit und Misanthropie der eigentlich nicht in seinem offenen, wohlwollenden Wesen lag. — Er theilte, möchten wir sagen, das Loos fast aller edleren Seelen, deren reinen Spiegel die Erbärmlichkeit der Menschen oft für's ganze Leben trübt. Nie, nie, sagte er einst zu seinem Freunde,

*) Oeuvres de Rabaut-Saint-Etienne, premier Volume, orné du portrait de l'auteur et de celui de M. le Comte Boissy-d'Anglas. Paris. Preis 2 Franken.

dem Grafen Boissy-d'Anglas, indem er von den Urhebern der Gräuelscenen in Paris sprach — haben diese Menschen die Freiheit gekannt und mehr Uebel geschieht ihr durch diese vorgeblichen Vertheidiger, als durch ihre geschworenen Feinde, die Emigrirten und durch die unbedachten Angriffe der auswärtigen Gegner. Vorzüglich ehrenvollen Beweis seiner Gesinnungen gab er während des Processes des unglücklichen Königs Ludwig. „Ich bin, rief er eines Tages im Convent aus, dieses Ueberschwanges von Unrecht und Tyrannei müde, den man mir zumuthet mit auszuüben, und ich will, daß man mich in Zukunft verschone die Rolle eines Wüthrichs zu spielen!" Was vermochte aber die Stimme des Einzelnen in diesem Sturm aller Leidenschaften? Dem edlen Manne blieb nichts übrig als zu Gunsten der Unschuld das Recht zu thun, was er stets verschmäht hatte für eigenen Vortheil anzuwenden; er bat und flehte um Gerechtigkeit für den Monarchen, der gerecht genug gewesen war, den unterdrückten Protestanten die Rechte wieder zu ertheilen, welche Tyrannei und Glaubenswahn ihnen geraubt hatten, und dieser edle, aber leider fruchtlose Eifer zog Rabaut die bittersten Verfolgungen zu. Proscribirt von den wilden Siegern des 31. Mai, flüchtete er in ein Asyl, welches ihm die Freundschaft bot; bald aber entdeckt, stand er vor jenen blutdürstigen Ungeheuern, deren Seelen kein Strahl des Rechts erleuchtete. Zu stolz um seine wahre Gesinnung gegen Menschen zu verleugnen, die er nur verabscheuen konnte, rief er, Angesichts jenes Tribunals welches ihn verdammte, aus: „Dies ist der Richterstuhl des Blutes, dies sind die Elenden welche Frankreich und die Republik schänden! Mein Schicksal weiß ich; bald wird man hier nicht mehr nöthig finden den Angeklagten zu hören; wo Mörder richten, gibt es kein Recht."

Er hatte nur zu wahr gesprochen, sein unter der Guillotine fallendes Haupt bewies die Wahrheit seiner Worte; Frankreich und die Sache des Rechts und der Ehre verloren in ihm einen ihrer edelsten Vertheidiger. —

Sein Privatleben wie seine öffentliche politische Laufbahn, dürfen das unbestochene Urtheil der Nachwelt nicht fürchten. Rabaut-Saint-Etienne wird stets einen ehrenvollen Platz unter den Besten seiner Zeit einnehmen, und selbst die, die eines andern religiösen und politischen Glaubens waren und sind als er war, werden, wenn nicht Vorurtheil ihren Blick blendet, ihre Höchachtung dem ehrwürdigen Manne geben müssen, der so oft die Lehren einer wahren Menschenliebe und eines wahren Rechts, sowohl von der Kanzel zu Nismes, als in den Sälen der National-Versammlung in Paris hören ließ, und — was mehr noch ist — Recht und Menschenliebe stets im Leben übte.

Vorliegender erster Band seiner Werke, die wie erwähnt, jetzt gesammelt in neuer Auflage erscheinen, enthält nun 1) die von Rabaut einst zu Ehren des würdigen Bischof von Nismes, Berdelievre, gesprochene Trauerrede, welche ein Meisterstück der Beredtsamkeit ist, und ihren Autor wie ihren Gegenstand ehrt. Boissy d'Anglas hat sie mit erläuternden Notizen begleitet und der Leser wird hier mit Vergnügen sehen wie ein echt apostolischer Bischoff, ehrwürdig durch wahre Frömmigkeit, Reinheit der Sitten und christliche Milde für Leidende, sein Leben dem Beruf opferte, das Unglück zu trösten, die Gebeugten zu erheben und jenen wahrhaft christlichen Geist der Toleranz denen einzuhauchen, die da glauben Gott zu dienen wenn sie Andersmeinende verfolgen. 2) Den Roman des alten Cenevolon, der 1780 zuerst heraus kam und ein wahres, schreckendes Bild der Leiden gibt, welche die Protestanten in Frankreich betrafen, seit es einer alten Betschwester gelang einen schwach gewordenen König dahin zu bringen, das berühmte Edict von Nantes zu widerrufen. Zugleich hat Rabaut in diesem Werke eine geistreiche und scharfe Kritik der Gesetze gegeben, welche fast ein Jahrhundert lang gegen zwei Millionen Landeseinwohner geschleudert wurden, die keines anderen Vergehens sich schuldig machten, als dem, Gott auf eine andere Weise zu dienen wie die Uebrigen, und es hat daher dieser sogenannte Roman aus Rabauts Feder auch für den Geschichtsforscher um so mehr Interesse, da außerdem noch die Begebenheiten des Hauptheldes des Ganzen reines historisches Factum sind.

In der Voraussetzung, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird, Näheres von den Schicksalen jenes Unglücklichen zu erfahren, dessen Lebensgeschichte Rabaut die Idee gab, in Schilderung derselben zugleich eine Schilderung des Geschicks seiner unterdrückten Glaubensbrüder zu geben, theilen wir hier einiges davon mit.

Ambrosius Borely war der älteste von sieben Geschwistern denen der Tod früh den Vater nahm und dadurch dem jungen Ambrosius die Pflicht auflegte, darauf zu denken, Versorger seiner Mutter und Geschwister zu werden. Aber der Arme war Protestant und die Gesetze (heiliges Recht vergib, daß man deinen Namen mißbraucht und so etwas Gesetze nennt!) des Königreiches verschlossen ihm als solchen jeden Weg. Er konnte weder Arzt noch Jurist, weder Apotheker noch Chirurgus, weder Notarius noch Angestellter in irgend einem Collegio, weder Buchhändler noch Buchdrucker, weder Handwerker noch Künstler werden; überall wies man ihn zurück weil er Protestant war, und die einzigen Wege des Militairs und der Kaufmannschaft blieben ihm übrig. (Seltsam! Wen man nicht gut genug zu andern Beschäftigungen hielt, den hielt man doch gut genug die Waffen fürs ungerechte Vaterland zu tragen und Handel zu treiben. — Noch einmal, seltsam! und fast so abgeschmackt wie es früher bei uns in Hinsicht der Juden war, zum Theil noch ist, die man auch nur gut genug hält einem der nützlichsten Stände, bei dem es wahrlich nicht weniger auf Rechtlichkeit und Bildung ankömmt, wie bei andern sich anzuschließen. Aber freilich, Inconsequenzen dieser

Digitized by Google

Art findet man genug.) Borely wählte den letztern und trat bei einem Krämer in die Lehre, wo er sich bald durch Fleiß und gute Sitten auszeichnete. Unterdeß entzog man, Kraft der menschenfreundlichen Edicte von 1686 und 1724, seiner Mutter, weil sie Protestantin war, das Recht ihr kleines Vermögen zu verwalten und damit auch die Mittel, ihre unmündigen Kinder zu ernähren. Indeß für letztere wurde beliebt zu sorgen. Man sperrte sie in Klöster und vertraute, zur Rettung ihrer Seelen, ihre Erziehung den weisen und duldsamen Händen der Jesuiten. Der fromme Eifer wurde aber im Ganzen nur schlecht belohnt. Nur Eines von den Geschwistern ging zur katholischen Religion über und — man bewundere die Gerechtigkeit — von diesem Augenblick an ward es unter Vormundschaft eines guten Christen, d. h. eines Katholiken, der, nebenbei bemerkt, zu des Kindes Bekehrung beigetragen und Nutzen davon gezogen, in den Genuß seines Antheils des älterlichen Vermögens gesetzt. Zwar protestirte die Mutter gegen dies ganze Verfahren, und meinte sehr richtig ein Kind von sieben Jahren sey noch nicht so reif um entscheiden zu können, zu welchem Dogmen es sich halten wolle, aber — was halfs! man entzog der Mutter nun völlig alle Unterstützung, und sie war gezwungen so lange vom öffentlichen Mitleiden zu leben, bis sie einst von den Dragonern, die, zur Schande der Religion, ausgesendet waren echt muselmännisch mit der Klinge in der Hand zu bekehren, in einem Gehölze mit mehreren ihrer Glaubensgenossen überrascht und von den Satelliten der Willkür so schwer verwundet wurde, daß sie bald darauf ihren Geist aufgab. Sie verschied in den Armen ihres ältesten Sohnes, der sie heimlich beerdigte, um die Leiche der geliebten Mutter den Mißhandlungen eines fanatischen Pöbels und einer ihm ähnlichen Geistlichkeit zu entziehen. Nach einer langen Reihe von Kränkungen und Unterdrückungen jeder Art, die über Frankreichs damalige Regierungsverwaltung ein schreckbares Licht verbreiten, entschloß sich Ambrosius endlich sein Vaterland zu verlassen und nach Holland zu gehen; aber unterwegens von den Bauern aufgehalten, denen man ein Drittel des Vermögens von jedem erwischten Emigranten zugesagt, wird er, gleich einem Mörder, in Ketten gelegt, mit Straßenräubern zusammengesperrt und endlich in Marseille so lange in einen wahrhaft scheußlichen Kerker geschmissen, bis man ihn nebst mehreren Glaubensgenossen und einer Rotte Verbrecher einschifft, um in die Colonien gebracht zu werden.

Kaum hat die Escadre das hohe Meer erreicht, so läßt der Befehlshaber derselben, vermuthlich nach geheimen Instructionen handelnd, das Fahrzeug auf welchem die Schlachtopfer der Intoleranz sich befinden, anbohren und es versinkt in die Tiefe. Borely rettet sich, anklammernd an ein Stück abgebrochenen Mastes, durch Schwimmen so lange bis ein vorbeisegelnder Engländer ihn aufnimmt und nach London bringt. Hier begünstigt ihn das Glück; Fleiß und Betriebsamkeit erwerben ihm Vermögen, Achtung und Ehre werden dem rechtschaffenen Manne, aber immer und immer fehlt eins ihm zu seinem Glück und dieß eine ist — sein grausames Vaterland. — Lange kämpft er mit dem Entschluß England zu verlassen, lange — endlich siegt die Liebe zum Lande der Heimath. Er vergißt die Abscheulichkeiten, welche seine Jugend trübten und schifft sich ein um die Orte noch einmal zu sehen, wo er als Knabe spielte. Aber kaum hat er den geliebten Boden wieder betreten, so treffen auch neue Unfälle sein Haupt, neue Schmerzen seine Brust. Die Sitten hatten sich in der langen Zeit seiner Abwesenheit zwar geändert, aber nicht die Gesetze, und Toleranz existirte auch damals nur noch in den Schriften der Philosophen. Zu tief hatten des vierzehnten Ludwig abscheuliche Maximen Wurzel geschlagen (der Sturm einer fast 30jährigen Revolution hat, wie wir täglich sehen, kaum hingereicht, sie zu vernichten), wie konnte zu jener Zeit schon eine Aenderung statt finden, groß genug um den Opfern fanatischer Glaubenswuth Sicherheit zu verschaffen! — Zwei Schwestern des Ankömmlings hatten gleichfalls, verführt durch pfäffische Umtriebe, den Glauben ihrer Väter abgeschworen. Sie waren so tief in die Schlingen des Wahns verfallen, daß die Stimme der Natur ihren Einfluß auf ihre Herzen verlor. Der ketzerische Bruder wird von ihnen nicht anerkannt und als nun neue Verfolgungen gegen ihn, der eine Katholikin geheirathet hat, losbrechen, ein Richterspruch aufs neue ihm einen Theil seines Vermögens raubt und sogar, da er sich zu beklagen wagt, ewige Haft ihn bedroht, verläßt er mit blutendem Herzen das Vaterland wieder, um abermals in der Fremde sich ein Plätzchen zu suchen, wo man menschlich genug ist, ihm zu erlauben, seine Tage in Ruhe zu beschließen.

Dies ist der ungefähre Inhalt dieses auf Thatsachen gegründeten Werkes, das als ein Denkmal der bis zum Jahr 1788 fortdauernden Barbarei die Beachtung auch noch der heutigen Zeit verdient, denn — verhehlen wir es nicht — noch fehlt viel als daß es so weit wäre, daß unsere Zeit sich schon stolz über jene, hier besprochene, erheben, oder das andere Länder noch heut, Frankreich in diesem Puncte große Vorwürfe machen dürften. Noch schmachten in Deutschland Tausende, die auch Menschen sind wie wir und deren Geschichts-Urkunden von uns für heilig gehalten werden, unter Einrichtungen die ihre Stifter nicht loben; noch unterdrückt man im sogenannten freien England Tausende, weil sie einer andern Kirche zugehören, und selbst das sich wiedergebärende Spanien hat noch nicht alle Spuren seiner alten Intoleranz verwischt, und man muß daher leider! noch immer mit Preußens unsterblichem König fragen: „Wenn werden die Zeiten kommen wo man einem Jeden, unbeschadet seiner menschlichen und bürgerlichen Rechte, erlaubt dem Ewigen zu dienen wie es ihm gefällt?"

77.

Fortsetzung der Anzeige über: 1) Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. 3) Die neue Wundersucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Fortsetzung aus der Beilage No. 15.)

Gewiß nicht ohne Absicht kam Fürst Hohenlohe diesmal nach Würzburg und es war noch etwas anders als blos fürstliche Herablassung, daß er den Bauer Michel mit sich nahm. In der Perspective lag ihm die kranke Fürstin. Am 18ten Junius speiste er mit ihr und schon am 20sten Vormittags 10 Uhr machte er unter Assistenz des Bauern — oder war dieser, mit der Quintessenz zu reden, der Hauptacteur? — seinen Wundercurversuch an der Prinzessin.

Der Versuch glückte. Die Fürstin — das ist Thatsache, durch Protocolle aller Art verificirt — ging, nachdem Hohenlohe und Martin Michel über sie gebetet und ihr geboten hatten, aufzustehen, ohne Maschine und Bänder, konnte von jetzt an ungehindert ausgehen und gegen das Ende des Julius verließ sie Würzburg völlig geheilt und genesen, um in den Schoos ihrer Familie zurückzukehren. Man hat auch neuerdings nicht vernommen, daß die Genesene in ihren vorigen Krankheitszustand wieder verfallen sey.

Am 27. Junius behandelte hierauf Hohenlohe die Hartherzigkeit des baierschen Kronprinzen und in einem merkwürdigen Brief (Brückenau von 3ten Juli 1821) versichert dieser erhabene Fürst ausdrücklich: (Quintess. S. 226) „So gut wie ein Anderer höre ich zwar nicht, aber kein Unterschied zwischen dem, wie es vorhin war; und seit dem verbessert sich mein Gehör noch auffallender."

Schon nach der Heilung der Prinzessin Mathilde und nun vollends nach dem gelungenen Versuche am Kronprinzen, dem der Brief des letztern als ein höchst gewichtvolles

Document folgte, wurde der Fürst Mirakelmacher. Er hatte vom Anfang nicht bemerkt, daß er die Kraft der Natur aus ihrem Kreise heraus nöthigte. Wie konnte es anders kommen, als daß er nun noch diesen beiden Erfahrungen ganz verblendet wurde und das, was er der Natur gemäß mit dem tiefsten Schweigen hätte bedecken sollen, geradezu ganz öffentlich machte.

In der Antwort an die Würzburger Polizei vom 22sten Junius (Quintess. S. 118 f.) spricht bereits durchweg der Verzückte — aus dem natürlichen Kreise Herausgetretene. Neue Wunderversuche werden ohne Scheu und öffentlich gemacht. Zu nachsichtig von der Polizei einer Kreisstadt behandelt, geht er bald, nach der Heilung der Prinessin, in Abwesenheit des Directors, in das Heine'sche Institut und es bleibt zweifelhaft, ob er auf einen fast wieder genesenen Knaben irgend etwas gewirkt habe. Verkündigt wird jedoch das Wunder. (Quintess. S. 122). Am 28sten Julius besucht der Fürst das Juliushospital und mitten im Wunderthun wird er von dem Zutritt des gläubigen Professors der Dogmatik und der Zeit Prorectors der Universität Würzburg Dr. Oxymus unterbrochen. Der Demüthige findet große Gnade. Aber das Resultat der Heilungen, die nun wirklich sich einbildeten, in solcher Oeffentlichkeit und Förmlichkeit den Charakter des Ungewöhnlichen ablegen zu können, war kläglich. (Quintess. S. 169—186). Selbst die Anhänger des Fürsten erklärten: „„deßwegen seyen ihm im Hospitale keine Wunder gelungen, weil die Aerzte ihm Kranke, an organischen Fehlern leidend, verführten, die sich dazu nicht eigneten, ꝛc.““ (Quintess. S. 186). Am 29. Junius, (Quintess. S. 148 f.) nach dem bei dem Kronprinzen eingenommenen Mittagsmale, heilt er Tochter und Gemahlin eines Vornehmen und verrichtet das merkwürdige Heilungswunder an Elisabeth Lauerin, einer ganz contracten Weibsperson. Ueberhaupt folgt seit seinem Besuche im Heine'schen Institute Wunder auf Wunder, und es stört die Begeisterung für den Wundermann nicht sehr, daß man bald darauf die Todesanzeigen von zweien der Behandelten und angeblich Geheilten im Wochenblatte liest (Quintess. S. 125). Der Charakter des Mirakelmachers entfaltet sich immer mehr. Die Gläubigen und Ungläubigen — Krüppel Würzburgs und der Nachbargegenden (Quintess. S. 148) strömen herbei. Wo der Fürst geht, ist er von einer großen Anzahl Hülfesuchender und Wundersüchtiger umgeben. Mancher der Kranken, im Innersten angeregt und so der ihm selbst inwohnenden Wunderkraft bewußt geworden, fühlt Erleichterung. Andere empfinden nicht die geringste Veränderung ihres Zustandes. Noch andere müssen über Verschlimmerung ihrer beiden gerechte Klage führen. Wie viele mögen vor der Zeit ins Grab gebracht worden seyn. Und — können die Geheilten einer Genesung sich freuen, die sie um denselben Preis erkauft haben, um welche jene pariser Damen bleibende Jugend zu erkaufen meinten, die sich im warmen Blute geraubter und getödteter Kinder badeten? — Die Naturkraft war aus ihrem natürlichen Bette getreten und verwüstete nun viel mehr, als sie aufbaute Man lese, was in der Quintessenz aus den Bamberger Briefe S. 169 ff. von den Versuche im Juliushospital referirt wird.

Jetzt endlich — man hört nicht, aus welchem Grunde — verläßt der Fürst Würzburg, (den 1sten Julius) und kömmt am 3ten in Bamberg an. Einmal aus dem Gleise gewichen, irrt er immer weiter von dem rechten Wege ab. Er will nun den Wunderthäter von Profession machen. Er sieht die Schlingen nicht, die ihm gelegt sind und in welchen sein ganzes verkehrtes Streben den Todesstoß erhalten muß. Eine Polizeicommission, die höchst wahrscheinlich nur deshalb das Thun des Fürsten einer solchen Berücksichtigung werth hält, einmal, weil keine Kreisregierung in Bamberg ist, dann, weil das böse Gewächs in Würzburg durch die unbegreifliche Nachsicht der dasigen Behörden schon zu tief gewurzelt hatte, und die Heilung des aufgeregten Pöbels nur auf dem Wege einer solchen Akkomodation eingeleitet werden konnte — eine Polizeicommission nimmt von Rechtswegen den Fürsten unter Aufsicht und doch vergißt er sich so weit, daß er kein Bedenken trägt, unter ihren Augen Wunder thun zu wollen. Aber nicht länger als bis zum 6ten Julius währt er es in Bamberg aus. Dann alle seine Versuche mißlingen; und wo sie zu gelingen scheinen, da stellt sich nach der heftigste Rückfall ein, und — die meisten, ohne Rücksicht auf ihren Krankheitszustand beschäftigt, mögen viel kränker von ihm gegangen seyn, als sie gekommen waren. Er geht nach Bruckenau. Hatte fruherhin das Vicariat in Würzburg in öffentlichen Erklärungen alle Theilnahme an dem Fürsten, an den fürstlichen Wundern abgelehnt (Quintess. S. 52) so macht ihm das Generalvicariat zu Bamberg unter dem 19ten Julius (Quintess. S. 256) Eröffnungen, die ihm wohl nicht ganz gefällig seyn konnten. Aber dem Vollendeten gehen die Augen immer nicht auf. Er trägt seine Angelegenheit dem Papste vor und erklärt sich unter dem 28sten Julius (Quintess. S. 264) vor dem Publicum auf eine Weise, die nur zu klar sehen läßt, daß die fixe Idee bei ihm die tiefsten Wurzeln geschlagen hat. Seit dem 14ten August, in Folge der Generalvicariats-Einberufung, ist Hohenlohe endlich wieder in Bamberg, aber — nun lassen die Wunder nach. Am 30sten August erscheint eine kräftige Bekanntmachung des Bamberger Stadtmagistrats, wo dem fürstlichen Unwesen, freilich wohl noch immer mit Rücksicht auf die Schwachen, Ziel gesetzt, der Fürst indeß mit Strafe bedroht wird (Quintess. S. 303 f.). Jetzt erst erklärt Hohenlohe unter einem spätern Datum, daß seine angegriffene Gesundheit (Sic!) ihm nicht verstatte, seine Wundercurversuche fortzusetzen, beweist aber doch zugleich, daß seine fixe Idee noch lange nicht ausgerottet sey, indem er heimlich den Wunderkram fortsetzt und, den neuesten Nachrichten zufolge, so gar auf dem Wege der Correspondenz, durch gedruckte Heilbriefe ꝛc. zu quacksalbern fortfährt. —

Das ist wahr! In einem weiten Umkreise war das Volk erhitzt; Tausende von ihrer Arbeit, ihrem Berufe, den natürlichen Heilmitteln abgezogen — Zeit und Geld unnütz verschwendet worden. Statt daß die Ungläubigen hätten bekehrt werden sollen, wurde einer Anzahl von Religionsverächtern der Mund geöffnet, um das Heilige zu schmähen und zu lästern; und — je größeres Relief diesem Spuk durch den fürstlichen Namen, welcher ihm vorleuchtete, gegeben wurde, desto ausgedehnter war das Unheil, das durch ihn im Ganzen ist angerichtet worden. —

Auf diesen wenigen Seiten glaubt Referent die ganze Geschichte des neuesten Wunderschauspiels vollständig umfaßt zu haben. Vielleicht hat er schon zu viel Details gegeben. Von dem Wichtigern, das weiß er, hat er nichts übergangen. Und — was ist nun das zu Recht beständige Urtheil über diese Vorgänge nach der oben aufgestellten Theorie? —

(Der Beschluß folgt.)

Verbesserung.

In der Beilage Nr. 13 zum 29. Juni in dem Aufsatze über Wolff's haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen:

S. 1,	Sp. a,	Z. 17	v. o.	l.	Meinungen	f. Vergnügungen
" "	" "	" 30	v. o.	l.	Wolff's	f. Wolf,
" "	" "	" 34	v. o.	l.	hiesigen	f. diesigen
" "	" b,	" 8	v. o.	l.	gediegenen	f. gediehenen
" "	" "	" 7	v. u.	l.	ungrammatikalisch	f. ungrammatikalisch.
" 2,	" a,	" 11	v. o.	l.	Stände	f. Stücke
" "	" "	" 35	v. o.		fehlt hinter solcher:	nie
" "	" b,	" 6	v. o.	l.	wohlberechnetem	f. wohlberechnetnehmenden

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 161.

13. Juli 1822.

Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg.

II.

(Nr. I siehe in Nr. 113. d. J.)

Außer dem Charakter des Prinzen von Homburg, tritt unstreitig der des Kurfürsten als der interessanteste hervor. Auch er ist nicht leicht zu entwickeln, und die früher erwähnten Kritiker treten in ihren Urtheilen über ihn in den erklärtesten Gegensatz. Tieck sagt (Vorr. S. LXIV): „Der Charakter des Kurfürsten ist ein Meisterwerk, und bekundet schon für sich allein den großen Dichter. Nur Wenigen ist es gelungen, so überzeugend Majestät hinzustellen, in der sich Ernst, Kraft und Milde vereinigt, in jedem Moment groß und edel, und immer menschlich, ohne je in die leeren Reden und Bilder zu verfallen, mit denen schwächere Dichter sich oft die Charaktere ihrer Fürsten ausmalen wollen." Und über die Entwickelung des fünften Actes insbesondere erinnert er (S. LXXII): „Im fünften Act, da die Theilnahme, die indeß immer gewachsen ist, auf den höchsten Punct führt, und das Werk krönt, erscheint der Kurfürst in seiner höchsten Würde. Kottwitz, als Freund des Prinzen, spricht die herzlichsten Worte, der Prinz selbst erhebt sich über sich und alle Schwächen der Menschheit, und das Ganze schließt nach der großen Erschütterung lieblich und wundersam, wie es begonnen hatte." Dagegen der Rec. im Hermes wenig oder nichts von dieser Würde und Charakterstärke, und vor Allem nicht den Ernst in dem Charakter des Kurfürsten anerkennen will. „Offenbar (erinnert er S. 359) neigt sich der Kurfürst eben so sehr zum Humor, zur Phantastik, ja zu einer gewissen Sophistik, wie Kottwitz ihm gegenüber einen Charakter behauptet, in welchen alles ganz, vollkommen und unerschütterlich im höchsten Grade feststeht; er scherzt nie mit dem Leben." Und später über die Entwickelung (S. 363): „Der Kurfürst selbst kommt nun mit der nicht ganz wegzuleugnenden Halbheit seines Wesens in einiges Gedränge. Kottwitz bringt das Verhältniß zur Sprache, wie der militairische Formalismus, der, mag er auch noch so nothwendig seyn, doch nur Formalism bleibt, im Gegensatz zum echten und wahrhaft vaterländischen Gefühl in der Brust des Kriegers sich verhalte; ja der Kurfürst muß einsehen, daß er nicht minder einem Abwege nah war, wie der Prinz, obwohl auf andere Weise." — Kann es wohl eine auffallendere Verschiedenheit der Urtheile geben? vorzüglich da der Urheber des zweiten das erste vor Augen hatte. Und wie sollen wir uns entscheiden?

Zuerst ist wohl so viel deutlich, daß der Kurfürst bis zu der Scene, wo er das Kriegsgericht über den Führer der Reuterei anordnet (2ter Aufz. 9ter Auftr.), sehr in den Hintergrund tritt; aus dem Früheren also nichts, oder doch nur sehr wenig für seine Charakteristik gefolgert werden kann. Der Rec. im Hermes macht ihm schon daraus einen Vorwurf, daß er nicht darüber erschrocken ist, „im Begriffe, an eine der entscheidendsten Schlachten zu gehn, seinen Anführer der gesammten Reuterei, der ihm schon zwei Schlachten durch Ueberredung verloren hatte, als Nachtwandler in seinem Garten zu erblicken, da er seit einer Stunde bereits bei der Reuterei sich befinden sollte. Er mystificirt den Prinzen und läßt ihn mondsüchtig im Garten, ohne zu erwägen, wohin ihn die Mondsucht dort verschlagen kann, und daß er bei'm Anbruch des Tages, wenn die Schlacht beginnen soll, doch wirklich an der Spitze der Reuterei fehlen könnte;" und nennt dies einen „beinah phantastischen Leichtsinn." Aber davon dürfen wir ihn wohl freisprechen. Er wußte aus Erfahrung, daß es Friedrich von Homburg an Regsamkeit eben nicht in der Schlacht fehlen ließ, daß er also wegen dieses Uebels, welches ja auch meistentheils auf die Handlungen des Wachenden keinen Einfluß äußert, unbesorgt seyn könne. Ueberdies versichert der Graf Hohenzollern, der hier gleichsam als Sachverständiger aufgeführet wird, der Prinz sey gesund;

„Bei Gott, ich bin's nicht mehr! Der Schwede morgen,
Wenn wir im Feld' ihn treffen, wird's empfinden!"

und wenn nicht unglücklicher Weise die Mittheilung des Schlachtplans mit Nataliens Abreise und einigen anderen zufälligen Umständen zusammen getroffen wäre, würde auch wirklich aus seiner Mondsucht nicht der geringste Nachtheil für ihn, als Feldherrn, erwachsen seyn. Von dem unglücklichen Zusammentreffen dieser Umstände aber weiß der Kurfürst nichts, wie ganz augenscheinlich aus S. 96 — 98 erhellt, und er kann sich also mit allem Rechte nach ihrer Erzählung von der Schuld freisprechen (ebendas.). Also erst in der erwähnten Scene greift der Kurfürst lebendiger in die Handlung des Schauspiels ein. Wer immer auch die Reuterei geführt hat, und damit eigenmächtig aufgebrochen ist, eh' er Befehl erhalten, so verkündigt er mit strengem Richterspruche, der ist des Todes schuldig, und soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden. So streng dieser Ausspruch ist,

so kann man ihn doch von keiner Seite angreifen, um so weniger, da er mit edler Unparteilichkeit ohne alle persönliche Rücksicht geschieht: denn der Kurfürst weiß ja nicht, wer der Schuldige gewesen. Den Grund seines Ausspruches fügt er selbst sogleich hinzu:

„Der Sieg ist glänzend dieses Tages,
Und vor dem Altar morgen dank' ich Gott;
Doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt
Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt;
Mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen,
Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sey."

Daß er seinen Befehl nicht zurücknimmt, als er erfährt, der Prinz von Homburg sey der Schuldige, muß unsere Achtung vor ihm nur vermehren; ja, er hätte als schwach und parteiisch vor allen seinen Untergebenen erscheinen müssen, wenn er eine solche Rücknahme auch nur versucht hätte. Der Prinz hatte ihm ja überdies schon zwei Siege verscherzt, seine Nachsicht also sich schon zur Genüge erwiesen; er durfte sonach nicht zurücktreten, obgleich sein Herz keineswegs dabei gleichgültig bleibt, und man es den nichtssagenden, inhaltlosen Bemerkungen, mit welchen er (S. 49) der Fürsprache seiner Generale, und zugleich seinem eignen Schmerze auszuweichen sucht, sehr wohl anmerkt, wie schwer ihm das Beharren auf seinem Urtheile fällt. Von Zorn zeigt sich in ihm auch nicht die leiseste Spur; jede unedle Bewegung, welche aus dem Verdrusse über den verminderten Glanz des Sieges hätte hervorgehn können, ist seiner großen Seele fremd; vielmehr wird auf seinen ausdrücklichen Befehl Homburgs, als des Siegers Namen, von der Kanzel her Erwähnung gethan (S. 53). Seine Verwunderung, daß dem Vetter Homburg das Leben lieb sey, glaubt der Rec. im Hermes (S. 365) nur durch sein Angestrecktseyn von Homburgs Schwärmerei erklären zu können. Aber nicht darüber, daß ihm das Leben überhaupt lieb ist, verwundert sich der Kurfürst, sondern darüber, daß er über seine Liebe zum Leben zum Schwächlinge wird, in dessen Brust die Idee des Vaterlandes völlig verlöscht ist. Natalie hat ja von ihm gesagt (S. 70):

„Der könnte unter Blitz und Donnerschlag,
Das ganze Reich der Mark versinken sehn,
Daß er nicht fragen würde, was geschieht?"

Und dies sollte nicht den Kurfürsten, der oft genug Zeuge seines Muthes und seiner Vaterlandsliebe gewesen, in Erstaunen setzen? Ueberhaupt aber zeigt er sich in dieser Scene so durchaus groß, ja wahrhaft verklärt, daß wir nicht begreifen, wie ihm jener Rec. Phantastik und Halbheit des Charakters Schuld geben kann. Selbst nur dem Vaterlande lebend, und der für das Wohl desselben nothwendigen Bedingungen sich auf das Klarste bewußt („Meint er dem Vaterlande gelt es gleich, Ob Willkür drin, ob drin die Satzung herrsche") hört er von des Prinzen Kleinmuth und Zerknirschung zwar mit dem äußersten Erstaunen, aber seine starke Seele wird dadurch keineswegs außer Fassung gesetzt, sondern sieht sogleich mit bewunderungswürdigem Scharfblicke das sicherste Mittel, den Prinzen über sich selbst zur Einsicht zu bringen. Er soll selbst sein Richter seyn, das wird ihm das Bewußtseyn des Vaterlandes wiedergeben. Die Ironie, mit der er ausruft:

„Bei meinem Gott! Ich schwör's Dir zu! Wo werd' ich
Mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen?
Die höchste Achtung, wie Dir wohl bekannt,
Trag' ich im Innersten für sein Gefühl:
Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
Gassir' ich die Artikel: er ist frei!"

kann auf keine Weise als Humor gefaßt werden, und würde sich gewiß in furchtbaren Ernst verwandelt haben, wenn der Prinz seine Freisprechung angenommen hätte. Mit dem Leben zu scherzen, ist ihm hier, wie überall fremd; aber eben darum verachtet er es auch das Leben dessen zu fordern, welcher, durch seine schwächliche Zerknirschung aufgehört hat, Krieger zu seyn. — Das unerschütterliche edle Vertrauen, als er die Versammlung der Officiere zu Homburgs Gunsten erfährt, welches sich so schön in den Worten ausspricht:

„Seltsam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei so zweideut'gem Vorfall, Lärm;
Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,
Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden,
Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.
Doch weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist ꝛc."

tritt zu klar hervor, um einer Erläuterung zu bedürfen. Es gründet sich eben auf die zwischen ihm und seinen Unterthanen herrschende, durchaus rein gehaltene, und durch keinen Act der Willkür, weder von seiner, noch von ihrer Seite, jemals gestörte Ordnung der Gerechtigkeit, welche sich auf die wichtigsten Angelegenheiten gleichmäßig, wie auf die geringsten erstreckt. Daher Dörfling (ein keineswegs unbedeutender Zug, welcher von der bewunderungswürdigen Feinheit zeugt, mit welchem der Dichter das Große im Kleinen abzubilden versteht), als er mit dem Ausruf: „Rebellion, mein Kurfürst!" in das Zimmer tritt, zuerst einen Verweis vom Kurfürsten erhält, daß er der Ordnung zuwider unangemeldet eingetreten, ehe derselbe ihn ruhig fragt, was er wolle. Dörfling hat die Nachricht, daß man den Prinzen mit Gewalt befreien wolle, — von der Base seiner Frau. Weshalb der Kurfürst, aber ohne seine Würde abzulegen, ihn mit der Antwort abfertigt:

„Das muß ein Mann mir sagen, eh' ichs glaube.
Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schüz' ich vor diesen jungen Herren ihn!"

Aber nicht blos dieser Unglaube, nicht ein phantastischer Uebermuth, sondern die sich überall gleichbleibende Festigkeit seines Charakters, läßt ihn den Vorschlag Dörflings verwerfen, doch lieber, um alle Gefahr zu vermeiden, ihr mit seiner Begnadigung zuvorzukommen. Das will und kann er nicht: denn es würde jenes höchste Gesetz der Gerechtigkeit, welches ihm überall die Richtschnur seines Handelns bestimmt, in den Hintergrund treten lassen. Daher seine Antwort:

„Da müßt' ich noch den Prinzen erst befragen,
Den Willkür nicht, wie Dir bekannt seyn wird,
Gefangen nahm, und nicht befreien kann."

Er weiß sehr wohl, daß Dörfling höchstens nur halb an das Complott glaubt, und daß vielmehr sein Vorschlag, nur ein nach seiner Weise entworfenes anderes Complott zur Freisprechung des Prinzen ist; deshalb bleibt er (wie Dörfling selbst sagt) „jedwedem Pfeil gepanzert." Aber wie nun in der entscheidenden Scene, wo er zwar ebenfalls alle Vorstellungen zurückweis't, und mißbilligend zurückweis't, zuletzt aber dennoch — das Todesurtheil zerreißt? Ist das nicht Wankelmuth, ist das nicht Willkür? Und größere Willkür, als wenn er vor allen diesen ersten Schritten den Prinzen begnadigt hätte, welche doch von Männern ausgingen, deren Stimme ihm keineswegs gleichgültig seyn durfte? Was hat ihn so plötzlich umgestimmt? Die Erzählung des Grafen von Hohenzollern, von des Prinzen Zerstreutheit? Der Graf rühmt sich freilich: „Ich bin sicher, Mein Wort fiel, ein Gewicht, in Deine Brust." Aber der Kurfürst hat ihn so eben, wenn auch den Ausdrücken nach nicht, doch der Sache nach völlig ernst, einen „Thoren, einen Blödsinnigen" genannt, und über die „delphische Weisheit seiner Officiere" sich beklagt. Oder — Kottwitz Beweiß, das der Prinz recht gethan? Auch er ist als „arglistige Rednerkunst" abgewiesen worden. Oder Natalliens Schmerz? Davon zeigt sich nicht die geringste Spur, vielmehr scheint ihn der Kurfürst gar nicht bemerkt, gewiß wenigstens nicht berücksichtigt zu haben. Ist also hier der Kurfürst wirklich aus dem Charakter gefallen?

Um dies richtig zu beurtheilen, müssen wir zuerst bemerken, daß es von Anfang an der Wunsch und die Absicht des Kurfürsten ist, den Prinzen zu begnadigen. Der Wunsch; daher er schon bei der ersten Nachricht, daß die Officiere sich zu seinen Gunsten versammelt haben (S. 87), ausruft:

„Nun gut! — So ist mein Herz in ihrer Mitte."

Um aber diesem Wunsche genügen zu können, war, nach seiner Gerechtigkeitsliebe, welche jede Willkür verwarf, die Erfullung einer Bedingung durchaus nothwendig. Das Heer hatte den Prinzen durch das Kriegsgericht, als sein Organ, verurtheilt; das Heer, also mußte öffentlich den Wunsch, daß er begnadigt werde, aussprechen. Daß dies geschehen würde, konnte er mit fast vollkommner Gewißheit voraussehn, und auf diese Weise sein Wunsch zugleich Absicht werden. Daher er die Vorbereitungen dazu mit großer Theilnahme beobachtet, und, da ihm nun Kottwitz die Bittschrift wirklich überreicht, auf dem Puncte steht, sie ohne Weiteres zu gewähren. Er hat in den Vorbereitungen zu ihrer Annahme davon gesprochen, Kottwitz solle den Prinzen mit seinen Schwadronen die letzte Ehre erweisen, und dieser sagt daher bei der Uebergabe trauernd:

„Doch das Wort, das Deiner Lipp' entfiel,
Schlägt alle meine Hoffnungen zu Boden;"

und der Kurfürst, der durch die Bittschrift jener einzigen Bedingung Gnüge gethan glaubt, weit entfernt, sich ohne Grund länger bitten lassen zu wollen, erwiedert ihm sogleich:

„So hebt Ein Wort auch wiederum sie auf."

Nun also hat er den Prinzen begnadigt. Aber warum denn nimmt er sein Wort wieder zurück? Warum bestürmen ihn Kottwitz und Hohenzollern vergebens? — Wir sagten: der Kurfürst „glaubt jener einzigen Bedingung Genüge gethan;" als er aber die Bittschrift wirklich gelesen hat, schwindet dieser Glaube. Nach der Ueberschrift zwar erfleht sie Gnade, ihrem eigentlichen Inhalte nach aber will sie eine Rechtfertigung des Prinzen aufstellen, und diese konnte sich der Kurfürst nicht gefallen lassen. Und in der That war auch eine solche Rechtfertigung nicht möglich, und der Kurfürst mußte sie, als sophistisch, zurückweisen. Was auch Kottwitz und der Rec. im Hermes von militairischen Formalismus sagen mögen, im Gegensatze mit welchem „die Empfindung, welche einzig retten kann," erhoben werden müsse: der Kurfürst hat vollkommen Recht, indem er sagt (S. 93):

„Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
Mir von der Bank fällt: das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt."

Er sieht Homburgs voreiligen Angriff, wie er es in der That ist, als einen durch kriegerisches Feuer erzeugten Fehltritt an, wie es freilich jeder Feldherr seinen Unterfeldherrn, aber nicht ohne Besonnenheit und Gehorsam, wünschen muß, welche allein jenen die ihn inwohnende verderbliche Kraft nehmen können. Zum Krieger gehört lebendige Begeisterung für das Vaterland (das streitet er Kottwitz nicht ab), aber außerdem noch Einsicht, die zum Gehorsam führt. Da also die von den Officieren unterschriebene Bittschrift, des Prinzen Verfahren rechtfertigen will: so muß er sie abweisen: sie hat die für die Begnadigung nothwendige Bedingung nicht erfüllt. Noch weniger aber kann ihm Hohenzollerns Beweis, daß er selbst durch sein Spiel mit dem Nachtwandler die Schuld von dem Vergehn des Prinzen trage, genügen. Beide Vorfälle stehen in so losen Zusammenhange, daß der Kurfürst mit vollem Rechte die Schuld, den Grafen parodirend, auf diesen selbst zurückschieben kann. Die Sache steht also, dem Aeußeren nach, ganz wie vor der Annahme dieser beiden Bittschriften; dem Wesen nach aber, steht sie nicht wie vorher: denn das allgemeine Verlangen des Heeres nach des Prinzen Begnadigung, ist jetzt wirklich ausgesprochen, wenn es sich auch in den Worten vergriffen hat, und insofern abgewiesen worden. Ein an dem militairischen Formalismus hängender Pedant hätte es nun vielleicht auf eine zweite, geziemender abgefaßte Bittschrift ankommen lassen, dazu aber ist der Kurfürst zu groß. Was er gewollt, ist geschehn; und wenn auch zu viel geschehn: so entschuldigt er dies gern, als nur aus dem zu lebendigen Wunsche, Homburg frei gesprochen zu sehn, hervorgegangen; und eben so wenig mißfällt ihm Hohenzollerns Erzählung, welche den Prinzen, wenn auch nicht rechtlich, und wenn auch nicht völlig, doch zum Theil, und vor dem Familienvater entschuldigt. Das Recht muß in seiner Reinheit hervortreten, muß von den Sophismen befreit werden, durch welche es die Zuneigung zu Homburg entstellt hat; mit seinem gewöhnlichen Scharfblick wählt er dazu den Prinzen selbst. Aber nachdem dieser erklärt:

„Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Daß ich verletzt' im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen!"

als Kottwitz seine Sophistik eingestanden, indem er dem Prinzen zuruft:

„Mein Sohn! Mein liebster Freund! Wie nenn' ich Dich?"

da ist auch der Kurfürst vollkommen befriedigt, und er führt nun die geforderte rechtmäßig abgefaßte Erklärung des Heeres selbst herbei durch die Frage (S. 108).

„Ja urtheilt selbst, ihr Herrn! Der Prinz von Homburg
Hat im verflossnen Jahr, durch Trotz und Leichtsinn,
Um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
Den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.
Die Schule dieser Tage durchgegangen,
Wollt ihr's zum vierten Male mit ihm wagen? . . . .
Wollt ihr? Wollt ihr?"

Ein zweites Kriegsgericht, durch welches nun, und mit der voll'sten Befugniß, der Ausspruch jenes ersten aufgehoben wird. Wozu auch sollte nun der Prinz noch sterben? Er hat ja „die Schule dieser Tage durchgegangen," und was das Todesurtheil beabsichtigt, die Verklärung des „heiligen Gesetzes," ist ohne seinen Tod auf das Herrlichste herbeige-

Bericht über die Sitzung des Ausschusses für Wirtschaftsfragen am 3. Juni 1948

Anwesend: Dr. Erhard, Dr. Pfeiffer, Dr. Schlange-Schöningen, Dr. Hermes, Dr. Lehr, Dr. Storch, Dr. Nölting, Dr. Veit, Dr. Hilpert, Dr. Wandersleb, Dr. Bolz, Dr. Reinhold, Dr. Wilhelmi, Dr. Ehard, Dr. Schäffer, Dr. Schmid, Dr. Schlüter, Dr. Ehlers, Dr. Pünder, Dr. Bergsträsser, Dr. Kaufmann, Dr. Schmitt

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 162.

15. Juli 1822.

De la Révolution piémontaise. Seconde édition (Mit dem Motto aus Alfieri: Sta la forza per lui, per me sta il vero.) Paris. 1822.

Der Herausgeber dieser Schrift bemerkt in einer, der zweiten Ausgabe wenigstens (die erste ist uns nicht zu Gesicht gekommen) vorgesetzten Nachricht, daß der Graf von Santa-Rosa, welcher während der Revolution in Piemont Kriegsminister war, allgemein für den Verfasser derselben gehalten werde. Und auch ohne diese Notiz würde das Buch selbst den aufmerksamen Leser auf diese Spur führen, indem es unter allen hier auftretenden Hauptpersonen grade Santa-Rosa ist, über dessen Eigenschaften und Charakter der Verf. kein bestimmtes Urtheil fällt, und doch die Beweggründe seiner Handlungen auf das genaueste zu entwickeln bemüht ist.

Insofern also kann der Rang, welchen die Schrift als historische Quelle einzunehmen verdient, aus keinem andern Gesichtspuncte betrachtet werden, als aus demjenigen, welchen wir in diesen Blättern (s. L. C. B. Nr. 92) bei Gelegenheit der vom General Pepe herrührenden Nachrichten über die neapolitanische Revolution für Schriften solcher Personen aufstellten, die selbst ein wirksames Triebrad in den Staatsumwälzungen waren, die sie beschreiben, und deren Ausgang ihr künftiges Wohl und Weh so entschieden bestimmt hat. Allein wie überall, so macht auch hier die Individualität des Schreibenden und die Art, wie er den Gegenstand behandelt, keinen geringen Unterschied. Und wenn solche subjective Gründe über den Werth dieser Darstellungen ohne Zweifel ihr Gewicht haben; wenn sie es zu der Zeit doppelt haben, wo eine andere Entscheidung für den nur aus der Ferne sehenden und urtheilenden Beobachter kaum möglich ist: so wird man den Nachrichten des Grafen Santa-Rosa einen entschieden höhern Rang als denen des Generals Pepe einräumen müssen: weil er fast nirgends einen bedeutenden Punct, über den man Aufklärung wünscht in Dunkel hüllt, und also auch seine Absicht bei weitem lauterer erscheinen muß; weil er auch das, was seiner Partei zum Nachtheil gereichen muß, nicht gänzlich übergeht; weil er weit mehr Detail gibt; endlich (und dies ist nichts geringes) weil aus seiner Rede ein höherer Sinn und mehr Gemüth spricht.

Der Verf. beginnt mit einer Schilderung der innern Angelegenheiten von Piemont nach der Wiederherstellung der alten Dynastie, und macht es anschaulich genug, wie nothwendig dem Lande eine in einem großartigen Sinne unternommene Staatsreform war. Victor Emanuel, sagt er, war ein guter Fürst, und von seinem Volke geliebt, aber von unfähigen Rathgebern umgeben; die alten Gesetze, das alte Regierungssystem waren wieder hergestellt worden, aber nicht seine Vortheile, nur seine Nachtheile wurden gefühlt, und von der französischen Administration hatte man alle diejenigen Einrichtungen beibehalten, welche die willkürliche Gewalt von hemmenden Formen befreien. Die alte strenge Staatsökonomie war verschwunden; die Ausgaben häuften sich auf außerordentliche Weise; die Ausübung der Justiz war der Willkür anheimgestellt; drückende Monopole, die fortwährend durch Gunst ertheilt wurden, zeigten von der geringen Achtung, welche die Regierung für das Eigenthumsrecht hegte. Der König bei dem besten, ja bei dem ausdrücklich erklärten Willen, diesen schreienden Misbräuchen ein Ziel zu setzen, war zu schwach ihn durchzusetzen. Er war von der durch die politische Lage des Landes bedingten Nothwendigkeit, ein starkes Heer zu haben, überzeugt; aber was der Marquis von Saint Marsan als Kriegsminister für die Bildung desselben Gutes geleistet hatte, ging wieder verloren, als dieser zu den auswärtigen Geschäften gerufen wurde und ein anderer Kriegsminister ihn ersetzte. Unter diesen Umständen, sagt der Verf., waren alle Piemontesen von Einsicht überzeugt, daß ein verantwortliches Ministerium nothwendig sey, und ein Parlament, um die Regierung zu einem regelmäßigen Gange der Verwaltung zu bringen, einem Deficit in den Finanzen vorzubeugen, und der Nation gute Gesetze zu geben. Diese Wahrheit, fügt er hinzu, war allgemein anerkannt, war populär, aber den Ausschlag gab die Rücksicht auf die äußere Lage des Staats, auf sein politisches Verhältniß zu Oesterreich, wie es durch den vom Wiener Congresse bestimmten Besitzstand in Italien herbeigeführt war. Als diese Gedanken in den Piemontesern immer lebendiger wurden, geschah die Revolution in Spanien. Piemont, sagt der Verf. fühlte die Erschütterung aber weniger lebhaft als Neapel, weil die Piemontesen von einer ruhigern Einbildungskraft sind, und weil sie sich schmeichelten, daß die königliche Regierung die Lehre, welche Allen in die Augen sprang, benutzen werde. Aber desto stärker wurde nun die Rückwirkung, als Neapel das zweite Beispiel gab. Man glaubte und sagte es laut, daß einer Re-

volution nur durch die freiwillige Ertheilung einer Verfassung vorzubeugen sey. Der Staatsrath versammelte sich. Es verbreitete sich im Publicum eine Aeußerung des Königs, welche große Hoffnungen erweckte. *) Aber im Rathe muß eine andere Meinung überwogen haben. Die Hoffnung wurde getäuscht, und die Zeit drängte.

Wir erlauben uns hier einige Bemerkungen. Man wird es dem Verf. sehr gern zugeben, daß, vorausgesetzt die Stimmung der Piemonteser war in der That so, wie er sie schildert, die Regierung keinen würdigern, ihr und ihrem Volke heilsameren Entschluß ergreifen konnte. Sie machte alsdann der Nation mit demjenigen, welches die laute Stimme der öffentlichen Meinung überall als die Quelle des bürgerlichen Heiles bezeichnet, ein Geschenk, und alle Vortheile des freiwilligen Gebers waren in ihren Händen. Es war in ihrer Gewalt, in einer von ihr selbst zu bestimmenden Staatsform dem monarchischen Elemente so viel Uebergewicht zu geben, als nur das Beispiel irgend eines der constitutionellen Staaten Europas verstattete. Nur wenn die erste Gewaltthat schon wirklich verübt ist, glauben ihre Urheber den ganzen Preis derselben erkämpfen zu müssen. Noch aber war kein Schwerdt gezogen, und die Regierung hatte, wenn sie den redlichen Willen zeigte, den Wünschen der Nation entgegen zu kommen, alle die noch schwankten, alle Gemäßigten auf ihrer Seite gegen die Schwindelköpfe.

Wenn aber die Regierung durch dasjenige, was um sie her vorging unbelehrt blieb und die Zeit, wo sie im constitutionellen Sinn, und dennoch völlig frei handeln konnte, verstreichen ließ: so kann daraus dennoch eine eigentliche Rechtfertigung der piemontesischen Liberalen nicht erwachsen, weder für ihren Entschluß, noch für die Art, wie sie ihn ins Werk richteten. Und obschon der Verf. in den meisten Irrthümern der Stimmführer derjenigen Partei, welche vorzugsweise die liberale heißen will, befangen ist; so läßt ihm sein grader Sinn doch hier und da etwas entschlüpfen, wo eine bessere Einsicht durchbricht, und demjenigen widerspricht, was er da, wo er von einem allgemeinem Raisonnement ausgeht, als das unbedingte Rechte aufstellt. Hierzu rechnen wir Folgendes. Die Unternehmung, eine stellvertretende Verfassung in Piemont einzuführen, sagt er, war rechtmäßig und nothwendig. **) Aber unglücklicher Weise war nicht einmal eine Einrichtung vorhanden, welche ein friedliches Mittel, die Regierung hierüber aufzuklären, an die Hand geben konnte, und so mußte man alle Tage mehr fürchten, daß nur eine Revolution dahin werde führen können. Es gibt, fügt er hinzu, in Piemont Personen, welche von der Nothwendigkeit jener Institutionen überzeugt, den Gedanken an gewaltsame Maßregeln verabscheuen, weil sie die Begriffe von Revolution und Legitimität nicht vereinigen können. Aber, fragt er, haben die Fürsten aus dem Hause Savoyen nicht alle Privilegien vernichtet, die ihre Vorfahren beschworen hatten, und oft mit dem Schwerte in der Hand? Was die Gewalt unsern Vätern genommen, fordert die Gewalt gegenwärtig zurück. Man sagt, solche Institutionen müßten vom Throne ausgehen; wenn nun aber von diesem nichts ausgehet? Aber wenige Seiten weiterhin kennt der Verf. einen ganz andern Weg, und rügt dessen Vernachlässigung. Die Täuschung, sagt er, in welcher der König sich befand, mußte vernichtet werden, zahlreiche Bittschriften mußten von allen Seiten einlaufen und die gerechten Beschwerden der Nation vor den Thron niederlegen. Der Ersten, welche ihre Namen unter solche Bittschriften gesetzt, hätte ohne Zweifel ein Staatsgefängniß geharrt, aber die stete Wiederholung dieser Maßregeln würde dem Fürsten die Augen geöffnet haben. *)

Wir dürfen uns hier auf die Erörterung der schwierigen Frage in wiefern jemals für ein Volk die Berechtigung zu einer gewaltsamen Staatsumwälzung eintreten kann, gar nicht einlassen. Wie man sie auch beantworten mag, man wird zugeben müssen, daß sie stets erst dann eintreten kann, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Hier nun scheint uns ein solches angegeben, welches nach des Verfs. eigenem Geständniß bei Beharrlichkeit und Ausdauer endlich zum Ziele führen mußte.

Wem wird nicht der Bürger, welcher die Vorstellungen, die er furchtlos an den Stufen des Throns niedergelegt hat, im Gefängnisse büßt, würdiger und erhabner erscheinen, als derjenige, welcher gegen denselben Thron das Schwert zückt? Aber freilich; da wo alles Heil in Revolutionen gesucht wird, welche das Werk des stehenden Heeres sind, können solche Grundsätze ihr Glück nicht machen.

Noch merkwürdiger ist in dem Munde eines Liberalen, wie der Verf., das Geständniß „daß es von den Neapolitanern nicht wohl gethan gewesen sey, die Spanische Constitution anzunehmen, da ihnen die Sicilische so nahe gelegen habe.“ Er theilt sogar diese Verfas-

*) „Si mes sujets désirent veritablement une constitution, je ne demande pas mieux, que de les satisfaire.“

**) L'entreprise d'introduire le gouvernement représentatif etait legitime, parceque le Piémont etait régi par un gouvernement absolu, où il n'y avait que des sujets soumis sans réserve à la volonté d'un maître, ce qui constitue un gouvernement illégal aux yeux de tous les publicistes. Elle était nécessaire parceque le gouvernement arbitraire en droit l'était encore de fait par la confusion, par l'instabilité des lois, par l'abusive facilité d'y déroger.

*) Il fallait que des petitions arrivant de toutes parts portassent au pied du trône les justes doléances de la nation. Sans doute les premiers signataires auraient dû s'attendre à entrer dans une prison d'Etat; mais de telles démarches multipliées auraient éclairé le prince et prévenu une révolution. Les propriétaires piemontais manquèrent de courage politique et ils ont tous les jours plus de raison de s'en repentir.

Digitized by Google

fang welche ſich bekanntlich von der engliſchen nicht ſehr unterſcheidet in einem Anhang zu ſeiner Schrift vollſtändig mit, und hebt ihre Vorzüge heraus. Er macht auf die Vortheile aufmerkſam, welche für Neapel aus der Annahme derſelben erwachſen ſeyn würden. Der blutige Streit mit Sicilien wäre vermieden worden; Neapel hätte mit Wahrſcheinlichkeit auf den Beifall Englands und Frankreichs rechnen können, deren bürgerlichen Inſtitutionen es ſich dann ſo ſehr genähert hätte. Ja er zeigt den einzigen Grund, welchen die Neapolitaner anführen konnten, um ihre Abneigung gegen dieſe Verfaſſung zu rechtfertigen, die Furcht nämlich vor der überwiegenden Ariſtokratie, in ſeiner Richtigkeit, indem ein Adel, der ähnliche Beſorgniſſe wie der franzöſiſche einflößen könne, in Italien gar nicht exiſtire. Hierüber aber waren unter den piemonteſiſchen Liberalen die Meinungen getheilt, allein diejenigen welche für eine größere Annäherung an das monarchiſche Princip ſtimmten, unter welchen der Verf. wie er andeutet, ſich ſelbſt befand, gaben den übrigen nach, um die ſo nothwendige Eintracht nicht zu ſtören. Ohne Zweifel aber hat, wenn ſich dies wirklich ſo verhält, die vernünftige Partei den Andersgeſinnten ein viel zu großes Opfer gebracht; und der beſonnene Beobachter ſieht auch hierin einen Beweis, daß die verderbliche Abſicht, welche, wie gut ſie es auch mit ihren Mitbürgern und deren Wohlergehen meinen mögen, in einer politiſchen Wodertheorie der Zeit, aus dürren Abſtractionen entſtanden, die Quelle und die einzige Quelle aller Glückſeligkeit erblickt, auch an der Bewegung in Piement mehr Antheil gehabt hat, als das Beſtreben, die bürgerliche Freiheit auf einen Grund zu errichten, deſſen Bau ſchwieriger und zeitraubender iſt, der aber auch unendlich feſter ſteht, auf den Grund von Einrichtungen nämlich, welche aus den eigenthümlichen Bedürfniſſen und der eigenthümlichen Natur des Landes wie des Volkes hervorgehen, und eben dadurch der zu errichtenden Freiheit wahres Leben geben können.

Auch durch die Einmiſchung der äußern Verhältniſſe hat der Verfaſſer nach unſerer Anſicht, den Standpunct nicht wenig verrückt. Eingeklemmt zwiſchen zwei große Mächte, ſagt er, habe der König von Sardinien nur die Wahl gehabt, ein Vaſall Oeſterreichs zu ſeyn, oder die Krone von Italien (worunter der Verf. immer nur Oberitalien verſteht) auf ſein Haupt zu ſetzen, und dieſem Lande endlich die Unabhängigkeit von fremder Herrſchaft zu geben. Dazu habe der italieniſche Patriotismus, dazu die offenbaren Geſinnungen der Lombarden gegen Oeſterreich eingeladen. Dieſes auf die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien gerichtete Vorhaben wird überall mit der piemonteſiſchen Staatsumwälzung in genaue Verbindung gebracht. Allein eben dadurch muß man von dieſer ganz andere Anſichten gewinnen; ſie erhält andere Bewegungsgründe als die, welche das Innere des ſardiniſchen Staats betreffen und aus dem Verhältniß zwiſchen der Regierung und den Regierten abgeleitet werden können. Es iſt dann nicht mehr der gefühlte Mangel politiſcher Inſtitutionen, nicht mehr die ſchlechte Verwaltung, welche die piemonteſiſchen Liberalen in Bewegung ſetzt. Wie großen Anlaß zu Beſchwerden auch die öſterreichiſche Regierung in der Lombardei und in Venedig gegeben haben mag: die Piemonteſer konnten den Druck, unter welchem ihre italieniſchen Brüder lebten, beſeufzen, aber ſie durften ſich nicht thätig in ihre Angelegenheiten miſchen, welches auf die Reinheit ihrer Abſichten nothwendig einen Schatten werfen muß. Wie anders ſtehen ſie da in der Geſchichte, jene unſterblichen Schweizer, die, als ſie die Freiheit ihres Vaterlandes gründeten, kein Habsburgiſches Erbe antaſteten. Indem ſo die piemonteſiſchen Liberalen Aeußeres zu gewinnen trachten, verlieren ſie an innerer Haltung, und rufen ganz andere Kräfte gegen ſich in die Schranken. Sie erklären ſich gegen Europa, inſofern dieſes für den auf den Wiener Congreß feſtgeſtellten Beſitzſtand Gewähr geleiſtet hat. Indem der Verf. uns die ſardiniſche Revolution als bereit und entſchloſſen zeigt, die Lombardei mit in ihre Strudel zu ziehen, hat er offenbar denjenigen ſeiner Partei, welche gegen Oeſterreichs Recht ſich in die innern Angelegenheiten anderer italieniſchen Staaten zu miſchen, geſprochen haben, einen ſchlechten Dienſt geleiſtet, denn hier iſt factiſch erwieſen, was Oeſterreich ſchon in den frühern Plänen dieſer Partei für ſeine eigenen Staaten zu fürchten hatte, wenn es nicht zuvor kam.

Wir kommen auf den Gang der Begebenheiten zurück, und heben aus dem, was der Verf. über die Thatſachen und in ſeinem Sinne über die Motive derſelben und über die der handelnden Perſonen ſagt, Folgendes heraus.

Der Studententumult vom 12ten Jan. 1821 war der Revolution fremd, und wurde von keiner politiſchen Abſicht herbeigeführt; aber man verabſcheute die Grauſamkeit, mit welcher er geſtillt worden war, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung. Zwei Monate vergingen mit derjenigen Stille, welche den nahenden Sturm ankündigt. Zu Anfang des März wurden der Fürſt von Ciſterna, der Marquis von Prié, und der Ritter von Perron verhaftet; man hatte ſich getäuſcht, ſie gehörten nicht zu der Verſchwörung, aber für die Liberalen war dieſe Maßregel eine Aufforderung, ihre Kräfte ohne weitern Aufſchub zu brauchen. Die Verſchwörung ſollte ausbrechen, aber es fehlte ihr an einem Haupte. Der General Gifflenga beſaß alle Talente um der Waſhington des nördlichen Italiens zu werden, aber nicht die Geſinnung. Wie der Prinz von Carignan in der Darſtellung des Verf. erſcheint, kann er in der That den Beifall keiner der Parteien erhalten. Man urtheilte, heißt es, ſchon früher ſehr verſchieden von ihm. Er wollte der Held des neuen Italiens werden, aber dazu fehlte es ihm an Geiſt und Muth. Jemehr die Verſchwörung ſich bildete, jemehr ſchien der Prinz die Partei Italiens zu der ſeinen machen zu wollen. Lange waren die Häupter unſchlüſſig, entſchieden ſich aber doch zuletzt dafür, ihm zu trauen. Der Ritter von Collegno, Artillerie-Officier und Stallmeiſter des Prinzen, und der Oberſt Karl v. Saint Marſan, Sohn des Miniſters, Männer, welchen hier die größten Lobſprüche ertheilt werden, zogen den Prinzen in das Geheimniß, und dieſer empfing in der Nacht vom 6ten März die Häupter der Verſchwornen: die Grafen Santa Roſa und Liſio und die beiden genannten Officire bei ſich. Nun beginne, ward dem Prinzen in dieſer Zuſammenkunft vorgeſtellt, die Zeit des höchſten Glanzes für das Haus Savoyen; alles ſey bereit, nur ſeine Einwilligung fehle. Der Prinz gab dieſe Einwilligung und der 8te wurde zum Tag des Ausbruchs beſtimmt. Aber er nahm am nächſten Tage ſein Wort zurück, und zeigte ſich doch am folgenden wieder bereitwillig. Die Verſchwornen beſtimmten ſich jetzt für den 10ten, verſchwiegen dies aber, einmal mistrauiſch gemacht, dem Prinzen. In der That hinterging er ſie, denn während er in einer Unterredung, die er mit Santa Roſa hatte, Aeußerungen that, die auf Einverſtändniß mit den Verſchwornen ſchließen ließen, hatte er ſchon Befehle ertheilt, welche die Ausführung des Vorhabens zu Turin verhindern mußten. Doch will der Verf. das härteſte Urtheil über den Prinzen nicht gefällt wiſſen, und ihn lieber blos des Schwankens in ſeinen Entſchlüſſen beſchuldigen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Kleiſt's Prinzen Friedrich von Homburg.

(Beſchluß aus No. 161.)

Weit weniger ſind die übrigen Charaktere dieſes Schauſpiels Misdeutungen ausgeſetzt. In Natalien ſehen wir die ſchönſte Weiblichkeit dargeſtellt, empfänglich für alle zarteren Gefühle, aber zugleich durch männ-

liche Stärke veredelt. Als der Nachtwandler sie in der ersten Scene für seine Braut erklärt, hält sie sich schamhaft zurück, ohne auch nur ein Wort zu erwiedern, eben so beim Abschiede. Die Nachricht vom Tode des Kurfürsten schlägt auch sie zu tiefer Betrübniß nieder, aber doch nicht so, daß sie ihr die Kraft raubte, der noch schmerzhafter verwundeten Kurfürstin eine Stütze zu seyn, und sich (S. 39) der Bedrängniß des Vaterlandes, als des größeren Unglücks, zu erinnern. Sie hat ja (ebend.) schon früher eben so herbe Schicksale erduldet, und in ihnen ist ihre Seele zu männlicher Kraft erstarkt. Als der Prinz (S. 45) gegen die Kurfürstin eines Wunsches erwähnt, den er ihr verzutrauen habe, und sie dies mit Recht auf seine Liebe zu ihr deutet, sehen wir wieder ihre schüchterne Schamhaftigkeit hervortreten. Wo jedoch ihre Seelenstärke in Anspruch genommen wird, fehlt sie ihr nicht, und wahrhaft verklärt zeigt sie sich in der erschütternden Scene, wo der Prinz feig um sein Leben bettelt. Ein Mädchen, welches den von ihr heiß Geliebten, und noch dazu, nachdem er, auf sie verzichtend, sich ihrer Liebe unwürdig gemacht hat, ermahnen kann:

„Geh junger Held, in Deines Kerkers Haft,
Und auf dem Rückweg, schau noch einmal ruhig
Das Grab Dir an, das Dir gegraben ward! ꝛc. ꝛc."

und sogleich nachher:

„Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
Nicht ändern kann, nicht kann: wohlan! so wirst Du
Dich tapfer ihm, dem Tapfern, unterwerfen. ꝛc."

und welches dabei doch so viel Zärtlichkeit behält, auf die Bitte des Unwürdigen die schwierige Fürsprache bei'm Kurfürsten zu unternehmen, nimmt unsere höchst Bewunderung in Anspruch. Auf gleiche Weise in der Scene mit dem Kurfürsten. Sie versucht es zwar, seine strenge Rechtsansicht zu mildern, aber für die Idee des Vaterlandes, mit welcher diese auf das engste verknüpft ist, selbst begeistert, beugt sie sich bescheiden seiner höheren Einsicht. Auch die umsichtige Klugheit, mit welcher sie des Grafen Reuß Bericht von der Bittschrift, obgleich jetzt dieselbe, dem Anscheine nach, unnöthig ist, aufnimmt, und alles für einen möglichen Fall zu einer kräftigeren Wirksamkeit anordnet, muß unsere Achtung vor ihr erhöhen. Den Prinzen sucht sie zwar, da doch einmal seine Todesfurcht die Sache zu diesem Ausgange getrieben hat, zur Annahme der ihm gebotenen Freisprechung zu bewegen, ja zu drängen; da sie aber sieht, er habe sich zum wahren Heldenmuthe erhoben, wendet sich ihr Herz, trotz des nun fast mit Gewißheit ihm bevorstehenden Todes, zu gleich heldenmüthiger Freudigkeit.

„Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht hatten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du geküßt mir."

Doch trifft sie alle Anstalten, der Vollziehung des drohenden Urtheils vorzubeugen.

„Inzwischen, wenn Du Deinem Herzen folgst,
Ja's mir erlaubt, dem meinigen zu folgen . . . .
Das Regiment bricht auf, der Herr befiehlt's;
Hier, noch vor Mitternacht, erwart' ich es!"

Erst da auch dieser letzte Schritt scheinbar mißglückt ist, und nun der Prinz vor ihren Augen zum unvermeidlichen Tode geführt wird, fließt ihr Gefühl über:

„O Mutter, laß! Was sprichst Du mir von Sitte?
Die höchst' in solcher Stund', ist ihn zu lieben!
— Mein theurer unglückselig'ger Freund!"

Und ein so von allen Seiten über das Gewöhnliche, über das Irdische sich erhebender Charakter sollte ohne Poesie seyn? wie der Rec. im Hermes sagt: „Natalien aber macht das so anziehend schön und mädchenhaft, daß im Innersten ihrer Seele, ohne daß sie es sagt und weiß, nichts wohnt, denn die Wahrheit und Wirklichkeit," und später: „Der stille Reiz ihres Wesens ist der, daß sie gar keine Poesie in sich hat" (S. 359). Offenbar ist hier das Wort Poesie nur in der Bedeutung von „Nichtigkeit, falscher Schmuck, leidenschaftliche Ausschweifung" gebraucht! sonst können wir uns diese Behauptung gar nicht erklären. Und doch darf ein solcher Gebrauch auf keine Weise gestattet werden. Natalie ist in so hohem Maße poetisch, daß sie in ihrer Fürbitte bei dem Kurfürsten sogar zur Prophetin wird (S. 69), in den Worten:

„Das Vaterland, das Du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch erleben,
Fürwahr! als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausdaun herrlich, in der Zukunft,
Geweitert unter Enkels Hand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, fernhallt, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken allen Feinden ꝛc. — —

Die übrigen Charaktere eben so ausführlich zu zergliedern, würde uns hier zu weit führen. Wir begnügen uns daher mit den hier und dort gegebenen Andeutungen und bemerken nur noch, daß uns von allen der Charakter des Grafen von Hohenzollern am wenigsten genügt hat. Außer einigen humoristischen Zügen, haben wir ihm wenig Anziehendes abgewinnen können, und er spielt zu sehr die blos ausfüllende und vermittelnde Rolle des charakterlosen Vertrauten.

Der Schluß des Schauspiels hat manchen Anstoß erregt, und wir müssen hier gegen Tieck's Urtheil, der ihn seiner Lieblichkeit und Wundersamkeit wegen lobt, dem Rec. im Hermes beistimmen, wenn er gegen ihn einwendet, es störe das Gefühl, daß der Prinz, den wir eben erst aus seinen Träumereien zu einem edleren Seyn erwachen sehen, von neuem mystificirt werde. Daß der Kurfürst ihm seine Begnadigung nicht eher ankündigt, als bis ihm die Augen verbunden werden, ist — wir möchten sagen, ein Theatercoup, der nach seiner Verklärung in den kurz vorhergehenden Auftritten durch eine Art von Herabwürdigung stört. Die Ausrufe: „Heil, Heil dem Prinz von Homburg! Heil Heil! Heil dem Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin!" verdient er nicht, wenn er gleich später einen höheren Sieg erfochten hat. So großer Preis gebührt dem von Ruhmlust entflammten kriegerischen Muthe nicht; sein Sieg war ja zum Theil Geschenk des Glücks; ihm mangelte die Einsicht; und die Erinnerung daran also konnte dem Begnadigten nur schmerzhaft seyn. Am befriedigendsten wäre vielleicht der Schluß gewesen, wenn der Dichter bei dem neunten Auftritte den Prinzen noch hätte gegenwärtig seyn und daran die Verbindung mit Natalien und den Ruf zur Schlacht sich anreihen lassen. — —

Möge unsere dramatische Literatur durch recht viele Schauspiele von gleichem Meisterwerthe bereichert werden!

101.

— Zu London hat der Architekt Pugin unter dem Titel: Proben gothischer Baukunst, eine große Sammlung von Plänen, Aufrissen ꝛc. auf 60 Kupfertafeln herausgegeben. „Es ist erfreulich zu sehen, wird hierbei in einem englischen Journale bemerkt, daß der wiedererstehende Geschmack für unsere National-Architektur so gestiegen ist, daß eine Sammlung dieser Art darauf berechnet werden kann. Solche Werke erleichtern die Ausführung wahrhaft gothischer Gebäude und tragen mehr zur Verbannung jener matten und übelangebrachten Nachahmungen griechischer und römischer Bauwerke bei, als alle Anstrengungen der Vernunft und Beredtsamkeit."

Digitized by Google

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 16. Juli 15.

Zwei Stimmen aus dem neuen Mittelalter über die Sache der Griechen.

Der echte alte Rittersmann machte eigentlich um keine Sache viel Worte! er nahm ſein gutes Schwert und beſtieg ſein edles Schlachtroß, oder er blieb daheim auf ſeiner Burg, und ließ ſich höchſtens, wie der wackere Junker Siegfried im Pommerlande, die Aviſen vorleſen. Das iſt jetzt nun freilich anders: die Ritter ſprechen; ſie ſchreiben ſogar und laſſen ihre Meinung drucken. Auch gut! Dadurch erfahren doch wir gemeinen Leute, wie die Ritter denken, und nebenher glaubt mancher wohl: die Ulrich von Hutten ſeyen noch nicht ausgeſtorben.

Was denken alſo unſre Ritter von der griechiſchen Sache? Zwei Stimmen darüber ſind uns zu Ohren gekommen. Sie lauten aber ganz verſchieden. Die Eine, dünkt uns, läßt ſich eben ſo vernünftig und fromm vernehmen, als die andre abgeſchmackt und albern. Doch unſre Leſer mögen ſelbſt entſcheiden, welche von beiden Stimmen dem Daus angehört.

Ein ehrenfeſter deutſcher Rittersmann, der uns allen theure Sänger der Corona, des Bertrand du Guesclin, der ſelbſt das Schwert im heiligen Kampfe geführt hat, und im Felde ſowohl als im Ritter- und Harfenſpiele ebenbürtig iſt, wie irgend Einer, Friedrich Baron de la Motte Fouqué hat ſeine

Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg

drucken laſſen (Berlin 1822, 31 S. 8.), in welchen Er, nach kurzer Abfertigung des Siècle de Voltaire, das die Muſelmänner gegen die Kreuzfahrer in Schutz genommen — wiewohl Voltaire ſelbſt gegen die Türken einſt die Sturmglocke geläutet — und nach einer loyalen Rechtfertigung des bisherigen diplomatiſchen Verfahrens der europäiſchen Höfe gegen die Pforte, — den Satz aufſtellt:

„Ohne Frevel glaube ich nun ſagen zu dürfen: Gott hat die Ungläubigen dahin gegeben in ihres wilden Herzens Gelüſte! Der Krieg wider ſie iſt gerecht, iſt nothwendig, wenn es je einer auf Erden war!“

Hierauf ruft unſer Baron den jungen ritterlichen Kampfhelden, die etwa nach dem neuen Hellas ziehen möchten, väterlich zu:

„Mit der Obrigkeit und ſeiner Familie einig, ſoll der für die Sache der Chriſtenheit ins Feld rückende Streiter ſeyn, wenn er hoffen will, den rechten Gott vertrauenden Schlachtmuth bei Sonnenſchein und Ungewitter in ſeinem Buſen zu bewahren.“

Zuletzt ſpricht unſer Dichter und Ritter den Glauben aus, den Er habe, daß wenn der öſtliche Kampf ausgebrochen ſey, die Regierung den „kriegsbemuthigten“ Söhnen, welche mit Bewilligung ihrer Familien, als Freiwillige an die Schaaren befreundeter Mächte wider bundbrüchige Barbaren ſich anſchließen wollten, die Fahrt nicht allein geſtatten, ſondern auch erleichtern werde. Dies ſey viel erſprießlicher, als die einjährige Uebungsgarniſon. Jedoch ruft Er den jungen Streitern, die Er im Geiſte ſchon (am 27ſten Auguſt 1821) auf dem Marſche ſieht, warnend zu: „Hütet Euch vor den beſchleichenden Lockungen des Heidenthums, wo es Euch unter dem Himmel voll ſüdlicher Gluth als Sieg belohnende Göttin erſcheinen will!“ — „Und haltet feſt an Chriſto, Eurem Erlöſer!“ —

Glücklicher Weiſe kann dieſe Gefahr Heiden zu werden, nun gar nicht eintreten — da die Moldau und Walachei geräumt werden ſollen, was man freilich am 27. Auguſt 1821 nicht wiſſen konnte.

Dagegen hat ein gewiß hoffähiger alter franzöſiſcher Edelmann, der ſcharfſichtige und unbefangene Verfaſſer der Recherches politiques et historiques qui prouvent l'existence d'une Secte révolutionnaire etc. der Hr. *Chevalier de Malet*, in Paris drucken laſſen:

Quelques Réflexions sur la Grèce et sur l'état actuel de l'Europe (p. 30. 8.),

in welchen Er ſich als den wahren Antipoden des deutſchen Barons zu erkennen gibt.

Er hebt gleich mit der klugen, nur leider von ihm ſelbſt nicht befolgten Bemerkung an: „Schon lange ſpricht man von der griechiſchen Sache, über die man, wie ich glaube, nie ein Wort hätte verlieren ſollen.“ — Dann ſetzt er folgende Axiome feſt: „Wenn die Türken keine legitime Macht ſind, ſo gibt es keine auf der Erde.“ — „Die Royaliſten, welche den Griechen wohlwollten und wohl gar einen Kreuzzug gegen die Türken billigten, ſeyen zwar gute, aber ſehr einfältige Leute,“ — denn „ſie ſehen nicht ein, daß die rechten Griechenfreunde, die Liberalen, nur Jacobiner, nur die ärgſten Feinde des Chriſtenthums wären, die illoyalſten Menſchen von der Welt, welche die Brandfackeln der Revolution gegen alle legitime Throne ſchleuderten, um den Deſpotismus zu vollenden.“ — Es ſey daher „eben ſo ſehr gegen alle Politik, den Griechen Beiſtand zu leiſten, als gegen Menſchlichkeit und Vernunft: denn als Rebellen verdienten die Griechen nur Züchtigung, als kriegführendes Volk aber ſeyen ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen.“ — Hierauf gibt der Herr Chevalier allen Monarchen den guten Rath, ſich mit beſſern Rathgebern, als Ludwig XVI. hatte, zu umgeben — alſo wohl keine Türgots, Malesherbes und Necker zu wählen? Denn dieſe ſcheint der Herr von Malet unter den Mäcenen der Philoſophie und Literatur, welche Ludwig den XVI. vom Throne geſtürzt, zu verſtehen; — ſodann räth Er ihnen, die Libelliſten ſammt und ſonders auszurotten; denn ſie ſeyen nichts weiter als die Knechte der geheimen revolutionairen Secte; desgleichen alle Leute, die den Wunſch des Volks im Munde führten; denn dieſe ſeyen ſchon darum insgeſammt Schelme und Feinde der guten alten Zeit vor 1789; die übrigen Liberalen, welche ihnen nachſchwatzten, ſeyen entweder bornirte Köpfe qui parlent sans penser, oder gehören zur Canaille, die nur aus Eigennutz handelt. Kurz: um die Griechen ſolle man unbekümmert bleiben; Eins nur thue Noth: „Das Ungeheuer der Revolution ſo zu Boden zu werfen, daß es nie ſich wieder erheben könne.“

Man ſieht der Herr Chevalier de Malet wirft jedem, der wie der brave deutſche Baron denkt, den Fehde-Handſchuh hin. Wir wollen ihn nicht aufheben. 26.

Beſchluß der Anzeige über: 1) Quinteſſenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurverſuche ꝛc. 2) Der Wundermann im J. 1821 ꝛc. 3) Die neue Wunderſucht ꝛc. 4) Die Zeichen- und Wunderſucht der Menſchen ꝛc. 5) Die Frömmigkeit ꝛc.

(Beſchluß aus No. 160.)

Wir wollen uns vor allen Dingen doch ja recht herzlich freuen, daß Obſcurantismus und Wundereinfalt, die zu allen Zeiten ein gar böſes Spiel getrieben haben, unter der glänzenden Aegide eines fürſtlichen Namens aufgetreten ſind, dadurch ein Aufſehen erregten, das frühere Erſcheinungen der Art nie gewonnen haben, und eben deshalb nun recht öffentlich abgethan werden können. So läßt ſich hoffen, daß dem Mirakelſpuk vielleicht auf immer ein Ziel geſetzt werde,

[illegible] [illegible] [illegible] [

gend, ſo wie die Quinteſſenz auch kein Wort aus ihm außer dem Titel, angeführt hat. Weitläuftiger werde ich meine treue Referentin, die Quinteſſenz, charakteriſiren. Und eine heitere coronis mit drei glänzenden Sternen finde ich dann gewiß für mein mühſames Opus in den drei proteſtantiſchen Kanzelfrüchten, die der Leſer ſich zugleich als ein angenehmes Deſert gern gefallen laſſen wird. Ich eile recht heiter dem Schluſſe entgegen.

Die „Quinteſſenz" empfehle ich mit voller Bruſt als ein höchſt wichtiges Actenſtück. Sie ſelbſt charakteriſirt ſich S. 3 „als eine Quinteſſenz gegen das Wiederkommen der (Wunder) Influenza, vor dem Publicum zum immerwährendem Andenken niedergelegt." Und S. 35 nachdem zuerſt 13 Nummern aus der Wunderliteratur mit ihren Titeln angeführt worden ſind, fährt ſie fort: „Aus allen dieſen Schriften und aus andern glaubwürdigen Nachrichten iſt das Weſentliche in folgender Quinteſſenz concentrirt. Recipe nach Bedürfniß! Aus allem Uebel in dieſer beſten Welt ſoll Gutes hervorgebracht werden. Die Steigerung der Unvernunft treibt die Rationalität, deſto mehr ſich in ihrer Gültigkeit zu zeigen. Aus den myſtiſchen Miſchungen des Aberglaubens ſind Präſervative wider ihn und die Arzenei des Glaubens an das Glaubwürdige zu bereiten. Adduntur Reflexionen für die, welche reflectiren können und wollen." Ich ſage weiter: Die Quinteſſenz iſt eine höchſt geiſtreiche und vollſtändige Relation aus allem, was bisher von der rechten und linken Seite, von den Liberalen und den Ultras in dem Wunderſtreit eingereicht und beigebracht worden; und wenn auch die Lavine der Wunderſchriften nach der Erſcheinung der Quinteſſenz aufs neue gewachſen iſt, ich behaupte, ſie ſind ſämmtlich, ſchon dem Specifiſchen ihres Inhalts nach, in jener mitreferirt. Mit einer großen Sorgfalt ſind mehr als 30 Schriften nicht blos angeführt, ſondern auch excerpirt und recht treu und gewiſſenhaft excerpirt; Actenſtücke, die, in Zeitungen niedergelegt, da mit dem Tagesblatt ſelbſt bald genug verloren gegangen ſeyn würden, Briefe und Erklärungen, die für die Geſchichte ſehr wichtig ſind, aber ohne unſre Quinteſſenz ſchon nach einem Jahre vielleicht nicht mehr aufzutreiben geweſen wären, aufbewahrt worden. — Sie iſt die vollſtändigſte Bibliothek des neueſten Wundervollen und dabei ſehr geiſtreich geordnet und in einer Folge aufgeſtellt, die die Aufmerkſamkeit nicht nur erhält, ſondern vom Anfang bis zum Ende dem Leſer die wohlthuende Ueberzeugung läßt, daß er ein äſthetiſch angelegtes und ausgeführtes Ganzes vor ſich hat. Sechs und zwanzig Capitel oder Abtheilungen mit gar ſinnreichen Ueberſchriften ſorgen für gehörige Abwechſelung und gewähren wirklich auf der öden Sandſteppe dieſer neueſten Mirakel eine ſehr angenehme Unterhaltung. Ich muß jedem rathen, der ſich mit Anfang, Mitte und Ende der würzburg-bamberger Wundercuren bekannt machen will, nichts weiter zu leſen, als die Quinteſſenz; und die Bibliotheken thun am beſten, für das Fach der neueſten Wunderliteratur nichts weiter anzuſchaffen, als einzig und allein die vorliegende Schrift. Ich meine ſogar, wer in der neueſten Wunderliteratur noch etwas anderes thun will, als ich etwa thue, der ich die Quinteſſenz recenſire, wird ſeine Zeit viel beſſer anwenden, wenn er Volksmährchen ſchreibt und das undankbare Geſchäft: acta agere, aufgibt.

Die Quinteſſenz iſt Relation, und die vollendetſte Relation, die ich nur denken kann. Damit iſt ſie hinlänglich recenſirt, und ich kann und darf wirklich nichts weiter hinzuſetzen. Denn eine Relation aus der Relation würde doch gar zu ungeſucht an den längſt verſchrienen Unſinn gewiſſer philoſophiſchen Schulen in der Vergangenheit erinnern. — Die Sprache iſt ſehr ſchön, gewandt, witzig; die Combination, der hiſtoriſche Pragmatismus in der Zuſammenſtellung der Facta ſcharf, treffend, und nur bisweilen hat es Ref. geſchienen, als ob der treffliche Verfaſſer ſich gar zu ſchwer und zermalmend auf den ärmlichen Wunderſpuk gelegt habe. Der edeln, kräftigen Erbitterung deſſelben wäre ein würdigerer Gegenſtand mitunter zu wünſchen geweſen. Dieſe fürſtlichen Mirakel waren ihrer am Ende nicht werth. — Verläßt freilich der Verfaſſer der Quinteſſenz mitunter das Gebiet der geiſtreichen Relation aus den Pros und Contras und kann ſichs hin und wieder nicht verſagen, entſcheiden, aburtheilen zu wollen, z. B. in der XXV. Section, in den Sätzen: „Pfafferei — Was iſt ihre Grundlage?" S. 305—315 „Sind Wunder ſtatt der Gründe?" S. 316—340 und gelegentlich in den Anmerkungen und Uebergängen, ſo müſſen wir zugeben, daß er ſeine Sphäre überſchritten hat, und es war ganz in der Ordnung, daß er, weil er blos Referent ſeyn ſollte, mit dieſen Extravaganzen die Sache ihrem Ziele nicht näher gebracht hat — er mußte wohl ſo Partei nehmen! — Die Exegeſe S. 131—133 iſt allerdings eben ſo einſeitig, als die der Gegner, und die Auferweckung des Lazarus, wie ſie S. 328 dargeſtellt wird, erneuert einen längſt verſchollenen Irrthum. — Aber das ſind alles außerweſentliche Dinge. Man komme und leſe! und man wird dem Verfaſſer danken, herzlich danken, der nun ſeinen Leſern die undankbare Mühe erſpart hat, ſich ſelbſt durch die voluminöſen Wunderacten durchzuarbeiten, und ſein „approbatum!" eben ſo treuherzig unter die geiſtvolle Schrift ſetzen, wie es jene Roßtäuſcher an die antiken Pferde auf dem Marcusplatz zu Venedig ſchrieben. Ich möchte den Verfaſſer kennen, um ihm recht bieder und warm die Hand für ſeine ſchöne Gabe zu drücken! —

Merkwürdig iſt es, daß von den drei vornehmſten ſächſiſchen Kanzeln herab die Wunderſache zur Sprache gebracht worden iſt. Wenigſtens ſind Referenten, außer dieſen dreien, keine gedruckten Wunderpredigten proteſtantiſchen Urſprungs zu Geſichte gekommen Ueberdies glaubt derſelbe auch gefunden zu haben, daß die Scala der gedachten drei Kanzeln zugleich den Maßſtab für den Werth der gelieferten Arbeiten enthält. Der Oberhofprediger Dr. Ammon ſteht höchſt würdig an der erſten Stelle. Auf eine geiſtreiche Vorrede läßt er zwei Predigten, der Ordnung des Inhalts wegen in der umgekehrten Ordnung ihrer Zeitfolge, abdrucken. Ich muß hier der einzig würdigen und ſalbungsvollen, mit höchſter Eleganz und lebendigſter Innigkeit den Gegenſtand darſtellenden Kanzelſprache des großen Redners meine Huldigung bringen. Es haben für mich jene Frühlingstage, in welchen bei Gewitterſchwüle und einzeln fallenden Regentropfen und magiſch durch dunkles Gewölk brechenden Sonnenſtrahlen die Fruchtbarkeit ihre herrlichen Panathenäen feiert, immer einen vorzüglichen Reiz gehabt. An ſie erinnert mich beſtändig Dresdens gefeierter Kanzelredner. Es iſt wahr, nicht jede Welke löſt ſich in reinen Aether auf; manche fällt als Tropfen zur Erde. Aber der Eindruck des Ganzen iſt ſo unausſprechlich anregend, elektriſirend! Nur in ſolcher Atmoſphäre werden die Lebenskeime befruchtet und gelockt! — Daß ja nicht Erkältung der Luft darauf folge und die zarten verletze! Alle die ſchönen Eigenthümlichkeiten, die ich hier andeute, haben die beiden Ammonſchen Wunderpredigten in einem reichen Maße. Zwei herrliche Stellen habe ich ſchon ausgezogen. Ich mache noch auf einige aufmerkſam S. 20—22. „Gehen wir hingegen mit Ernſt und Beſonnenheit — zur nähern Gemeinſchaft ſeines Lichts in das ſelige Land der Verheißung auf! Amen." S. 41. „Iſt nur dein Glaube rein — und daß alles das Seine auch drin iſt." S. 42. „Da, nicht im Sturme bewegter Gefühle — einſt ſeine Herrlichkeit zu ſchauen." — Gehen nicht einzelne dunkle, elektriſch geladene Wolken über das heitere Sonnenlicht? — In der erſten Predigt iſt die Vergleichung der alten und neuen Wunder größtentheils ſchlagend. Aber was ſagen die Erklärer der bibliſchen Wunder aus gewöhnlichen Erſcheinungen zu der Unterabtheilung: „Die alten, evangeliſchen Wunder ſind gewiß und glaubwürdig, die neuen hingegen unſicher und ungewiß," S. 8 beſonders von den Worten an: „Hier

...ist, daß sie sich nicht mehr ...

...ist, daß sie sich nicht mehr ...

...ist, daß sie sich nicht mehr ...

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 163.

16. Juli 1822.

Bocksprung von Dresden nach Prag, und

Berlins Licht- und Schatten-Seiten, von Adolph von Schaden.

Wäre das Bild nicht zu gut, könnte man hier einen Vergleich mit der Hydra machen, deren Haupt, gefällt, sich doppelt erneute. Der Katersprung, oder vielmehr, das Honorar dafür hat leider doppelte Frucht getragen; und war die Katergesellschaft unanständig, wie viel mehr wird es die des Bocks seyn? Wir müssen ihn der Lust seiner eignen Sprünge überlassen, da wir ihn sehr selbstzufrieden mit der Einbildung sich spreizen sehen, daß sein Katersprung Sensation gemacht habe; — (auf den Gassen macht vielerlei Sensation!) Eine willkürlichere Sauce aus Kaffee- und Biergeschwätz ist schwerlich wieder zu finden, vorzüglich so mit unverschämten und abgeschmackten Persönlichkeiten versetzt. Dem Verf. geht auch selbst die geringste Erforderniß eines Libellen-Schreibers ab, er besitzt nicht den dürftigsten Witz, wollte man sich auch mit der schlechtesten Kost begnügen. Houwald und Jahn (von welchem eine sehr gemeine Anekdote vorkommt), Theater und Politik, Statistik und Lord Byron, alles läuft im Mischmasch untereinander — er, Schaden, immer über allem. Aber er thut auch mehr, als ein anderer: er liest im Gleditscher Taschenbuch auf 1822 eine dramatisirte Satyre auf die Schicksals-Tragödien von Houwald, welche gar nicht darin steht; er sieht irgendwo schlechte Beine, obgleich er eingesteht, daß er sie gar nicht sehen konnte; er hört bei der Dresdner Kirchenmusik außer Sassaroli dem Sopran, Diskantisten, obgleich es keine gibt; er hört im ersten Rang des Dresdner Theaters schlecht Französisch, wo bis auf einige Fremde und wenige Diplomaten nur deutsch gesprochen wird; — übrigens, wo wird irgend eine Sprache ohne Ausnahme vortrefflich gesprochen? Und so schließt er seinen Dresdner Besuch mit der zwiefachen Insolenz, einer sehr vornehmen, und was noch mehr sagen will, in jedem Sinn höchst talentvollen und allgemein verehrten Dame, bei Gelegenheit des Feuers im Walde, welches Stück in Dresden mißfiel, zu erwähnen, mit der Bemerkung, daß die böse Welt sie für die Verfasserin gehalten; und auf den Dichter Friedrich von Heyden, dessen Name vorgedruckt ist, so wie über dessen Vaterland Mecklenburg mit seinem gewöhnlichen Geifer loszufahren. — Dem Talent des Hrn. v. Heyden geschieht kein Abbruch, wenn auch Hr. v. Schaden es verkennt.

Baare Verläumdung ist folgende Stelle, welche wir, blos um sie zu widerlegen, hierhersetzen. „Die Theatercensur ist toller, als irgendwo. Böse Fürsten, spitzbübische Minister, Misheirathen, Priester, selbst gewisse Namen und hundert andere derlei Dinge bleiben in der Regel noch streng verpönt." Nichts ist davon wahr, als daß Priester und kirchliche Sachen zu erwähnen nicht erlaubt ist; und wenn früher eine gewisse Pedanterie in einigen Dingen Statt gefunden, obgleich weniger, als hier ausgedrückt wird, so ist man sehr davon zurückgekommen; so sehr, daß man keinen Anstand nimmt, im Bild die päpstliche Dispens zu zerreißen, welches selbst dem Protestanten unpassend erscheint. So hat man sich eingebildet, Elise von Valberg, das Käthchen von Heilbronn, der Nathan u. s. w. könnten nicht gegeben werden, aber näher betrachtet, fand sich kein Hinderniß. Der Freischütz hat hier nicht die Veränderung erdulden müssen, welche ihm in Wien aufgelegt wurde. Es sind immer die pedantischen Menschen selbst, welche die Hindernisse sich schaffen; so war es wohl zu der goldenen Zeit, welche ein anonymer Kritiker im Mercur für die goldne des Dresdner Theaters zu halten scheint. Namen noch blühender Familien, welche selbst in Dresden leben, hört man oft genug auf der Scene. Ist der Präsident in Cabale und Liebe etwa kein spitzbübischer Minister? — und was nennt Hr. v. Schaden böse Fürsten? König Philipp im Carlos — Kaiser Philipp im Otto von Wittelsbach — Prinz in Emilie Galotti? — sie sind es nicht; und doch weiß ich keinen schlimmern! Ein Theater, welches die Klingsberge, dieses ekelhafteste, unsittlichste der Kotzebueschen Stücke gibt, kann nicht den Vorwurf einer strengen Censur verdienen; sie muß doch milder seyn, als in Berlin, wo weder das Käthchen, noch der Prinz von Homburg gegeben werden. Uebrigens kennt Ref. gar nicht in Dresden, was eine Theater-Censur genannt werden kann. Der Intendant liest die Stücke, und dies genügt; dieser weiß was etwa zu vermeiden ist, und es wird ohne das vielschneidige Schwert der Censur vermieden. Das Castriren, Verbessern und hirnlose Einschalten geht allein im Kopfe des Hrn. v. Schaden vor, und wenn dieser an der Dresdner Vorstellung des Nathan ein Aergerniß genommen, welcher Ref. übrigens nicht beigewohnt, so möge jener sich, ehe er abspricht, die Wiener ansehen. Im Burgtheater bemerkte Ref. in der Braut von Messina sogar das Wort Kirche in Tempel verwandelt — weil jenes dort auf dem Theater

nicht gesagt werden darf. Auch das ist in Dresden kein ungewöhnlicher Fall, daß ein Stück — ausgetrommelt nicht — aber wohl ausgezischt wird. Dieses Schicksal begegnete mit viel größerem Recht, als dem Feuer im Walde, das in Wien mit vielem Erfolge gegeben wurde, der Stockapologie des von Schadenschen Freundes, Julius von Voß, den beiden Gutsherren!

So viel zur Steuer der Wahrheit für Dresden! Ueber Prag ist das einzige Talent des Verfs. eine chronique scandaleuse schlecht zu erfinden, sehr ermattet.

Er sagt von sich: „Dann lebe ich Monate lang an dem Orte, über den ich zu schreiben gedenke, ohne eine Feder angesetzt zu haben; ich traue keiner Celebrität, und keiner Autorität; traue den Aufschlüssen der vornehmsten und geistreichsten Leute eben so wenig, als jenen der Lohnbedienten."

„Nur die eigenen Augen und Ohren sind mir zuverlässige Gewährsleute, und was diese selbst nur sehen und hören, spricht der Schnabel, so wie er gewachsen, aber kühn genug dann aus; allein diesem Verfahren verdanke ich auch, daß Niemand auftreten und beweisen kann, es habe der Herr von Schadenfroh, wie mich der Herr Hofrath Müllner zu Weißenfels zu nennen beliebt, wie ein Blinder von der Farbe gesprochen."

Ref. frägt, ob dies noch zu beweisen nöthig ist? Sollte man nicht Wunder denken was er beobachtet, und am Ende gesteht er selbst, er habe alles von einem andern. Er ist nur eins von dem Ungeziefer, das nichts mit seinem Schmutz verschont.

Es liebt der Mensch das Strahlende zu schwärzen.
Aber dennoch strahlt es ungestört!

Die Kritik über das Prager Theater ist tabellarisch schematisirt, wie die Oesterreicher sagen würden. Auch die kleine Zahl in Prag bekannter wissenschaftlicher Männer wird einzeln und persönlich zur Specialrevue vorgeführt. Wahrscheinlich der Benutzung des Ungenannten ist es zu danken, daß bei der Beschreibung von Prag, die Oertlichkeit überwiegt, und daß sogar zwischen einer Fluth schaaler Beobachtungen und unverschämter Urtheile zuweilen eine wahre Bemerkung sich findet.

Mitten in Prag kommt die Rede auf Preußen, und die Beschränkung des Wuchers in Böhmen lobend, wird gesagt: „Der ehrlichste Mann im Königreich Preußen, ist er nicht Grundbesitzer höherer Potenz, nicht börsenfähiger Kaufmann, kann keinen Wechsel ausstellen. doch der Israelit wird dort schon wechselfähig im Mutterleibe. — — — In Brandenburgs Geschichte kommt ein Herrscher vor, der jagte eines Tages alle Juden aus dem Lande und behielt ihres Fettes größten Theil zurück. Uebte der Fürst mehr als strenge Justiz? — er nahm gestohlen Gut Dieben nur ab."

Wahrscheinlich haben die Juden Hrn. v. Schaden keinen Credit gegeben.

Berlin kommt übrigens in den Licht- und Schatten-Seiten gnädiger weg, wie andere Orte, vorzüglich das verhaßte Dresden, welches durch ermangelnde Huldigung des Verfs. Zorn sich zugezogen hat. Wahrlich, wollte man in Dresden alle Durchreisende von Hrn. v. Schadens Gehalt beachten, man käme nicht zu Athem.

„Zu compiliren verschmäht mit Stolz, wer sich eigner Kraft bewußt ist; — wahren Genies sind Fesseln jeder Art unerträglich."

Nicht geringer denkt der Verf. von sich. Er gibt Spott, Lob, Tadel wie's kommt, über Religion und Moral, Staat und Stadt, Sitten und Gebräuche, Soldaten und Bürger: wie andern Garden, Wissenschaft und Kunst; meist Dinge, wo er, im Fall des Blinden mit der Farbe sich befindet. Daß er weniger anmaßend als über Leipzig und Dresden spricht, ist sein geringes Verdienst. Man müßte denn viel Salz in der Bemerkung finden: die Bewohner der Friedrichsstadt Berlin wären eleganter, schöner, feiner in Haltung und Sprache, als die der übrigen Stadttheile. Jene werden sich bei Hrn. v. Schaden zu bedanken haben. Reformiren will er sowohl Finanzen als Freudenmädchen, Militair als Theater und Polizei. Die Invaliden bedenkt er durch Gehalts-Abzüge väterlich, aber auch die soldatische Ausbildung; er behauptet: über diesen Gegenstand viel gelesen und noch mehr gedacht zu haben, und drehet mit einem Werke unter dem Titel: Ueber die Bildung des Feldherrn und des Soldaten überhaupt, nebst Vorschlägen zu Einrichtungen militairischer Hochschulen, welche nie existirten.

Man sagt, Hr. v. Schaden sey den Griechen zu Hülfe geeilt; zu seinem Besten wünschen wir es; er kann dort seine Kenntnisse durch die That bewähren, und wird abgehalten, schlechte Bücher zu schreiben. Auch die Frömmelei trifft sein Bannstrahl. Er glaubt ferner, daß nächstens in der preußischen Armee Betstunden werden eingeführt werden (sie sind es längst). Gebet war doch allezeit ein gut Ding und pflegte das Siegen nicht zu hindern; unter vielen Beispielen das des Heers Gustav Adolphs nur zu gedenken. Um seine bessere Einsicht ist Hr. v. Schaden nicht zu beneiden.

Da Widerlegung und Berichtigung aller schiefen Urtheile, welche diese Schrift enthält, ein Danaiden Geschäft wäre, so sey's mit dem Gesagten genug; sie endet sie mit den Worten: „sie trägt der Feile Spur von manchem Jahr." Wohl dem Verf. wenn es andere finden. Ref. glaubt nicht daran, da er unter den Merkwürdigkeiten von Berlin aufgeführt findet, daß Schaden dort seine spanische Johanna und den deutschen Don Juan schrieb, und daß die Concordia, ein dortiges Liebhaber-Theater der untern Stände, sein Lustspiel, die Blödsichtigen, zu seiner vollen Zufriedenheit dargestellt habe.

Damit Ref. aber nicht der Parteilichkeit beschuldigt werde, setzt er schließlich den besten Gedanken aus den vier Schadenschen Libellen hierher. Unter der, das neue Berliner Theater vorstellenden Titelvignette steht die wichtige Frage:

„Prüft den Geschmack; und sagt dann offenherzig an,
ob man ihn griechisch, römisch, gothisch nennen kann?" *)

20.

*) Ob die noch so gerecht und glücklich geführten Waffen der Kritik bei denen, welche an den Schadenschen Producten

Striche zur Charakteriſtik deutſcher Schriftſteller.

Aus den Papieren einer jungen Dame.

I.

E. T. A. Hoffmann, k. preuß. Kammergerichtsrath. *)

Auf eine ganz eigene Weiſe anziehend habe ich, was ich bis jetzt von ihm las, gefunden, und frage ich mich, wodurch, ſo iſt's doch das wunderbare Gemiſch von Wirklichkeit und Unwirklichkeit, von Möglichkeit und Unmöglichkeit, die in allen jenen Stücken ſo eng mit einander verbunden ſind, daß es zu ſchwer wird, mit Klarheit ſie von einander zu ſcheiden, wodurch die Geſpanntheit des Leſers fortdauert. In jeder ſeiner Erzählungen iſt, bald ſichtbarer, bald verſteckter, ein Band, welches das wirkliche Leben mit einer Geiſterwelt verknüpft; alles iſt immer in Allegorien gehüllt, die zwar geiſtreich durchgeführt werden, aber auch nur zu oft in ſo wunderlichen und abenteuerlichen Gebilden und Fantaſien ſich erſchöpfen, daß dem Leſer vor all' dem tollen Zeuge der Kopf ſchwindelt. So bei der Prinzeſſin Brambilla, bei manchem aus den Serapionsbrüdern, und bei dem goldenen Topfe, einem der Fantaſieſtücke, das ich faſt für kein Mährchen möchte gelten laſſen, da es ja nur, wie die Prinzeſſin Brambilla, ein einfacher, durch fantaſtiſche Allegorien aufgeputzter Gedanke iſt: „das Leben in der Poeſie," wie jenes, „den Humor" darſtellend. Lieber habe ich ihn in ſeinen einfachen Erzählungen (wenn Hoffmann je ganz einfach ſeyn kann) von Meiſter Martin mit ſeinen Geſellen und der holden Tochter Roſa. Sehr gern las ich auch die Erzählung von der Scuderi, in die gleichwohl das grauſige Weſen des Cardillac wie eine unheimliche Wolke hineinſchattet; oder die heiter gemüthliche Erzählung: die drei Freunde, oder die wehmüthig anziehende die Kupfergrube in Falun, obwohl auch hier wieder der Bergkobold eigentlich den Faden knüpft. Doch iſt es keineswegs das Alterthümlich-Fantaſtiſche, ja Caricaturmäßige, in ſeinen Schriften, was in ihnen meiſt ſo ſchaurig und doch ſo unendlich anziehend wirkt; und jene kleinen Kobolde, die, wie er ſelbſt oder ein Anderer ſagt, ihm während des Schreibens auf der Schulter ſitzen und in's Blatt hineingucken und in die Ohren ziſcheln, können mit ihrem neckiſchen wunderlichen Weſen oft nur ein neugieriges Lächeln, wo denn das hinaus will, oder, wollen ſie gar nicht weichen, am Ende Langeweile verurſachen. Dahingegen gibt es Dinge, deren Möglichkeit oder Wirklichkeit niemand geradezu bejahen, niemand geradezu verneinen kann, und dieſe Ungewißheit über ſie weckt eben das, dem Menſchen ſchon natürliche, Schauergefühl: denn niemanden iſt es noch gelungen, den dunkeln Vorhang, der die Geiſterwelt birgt, zurückzuſchlagen, und ſo bleibt eine Unzahl von Möglichkeiten, die alle eine Saite in der Seele des Menſchen finden, auf der ſie forttönen können. Und hier iſt denn auch das Feld für alles mir Schaurige und eben, weil es den Vorhang zu lüften ſcheint, unendlich Intereſſante in Hoffmann's Erzählungen; ſey dies nun in Hinſicht des Magnetismus und der ihm verwandten Kräfte der Natur, oder auch ſelbſt nur, wenn er von Muſik ſpricht (ſ. z. B. die Kreisleriana), und den Tönen eine ganz eigne wundervolle Verkörperung gibt, die ich übrigens auch begreife, da mir ſelbſt manchmal Ahnungen ſolcher Einfälle kommen. Denn iſt nicht jeder unſrer Sinne mit dem andern verwandt, und ſucht ſich nicht der eine aus dem andern ſeine Vorſtellung zu ergänzen und zu ründen? So ſind ſich Geruch und Geſchmack ſehr nahe; aber auch die andern gehören ſich einander: und nenat nicht wohl ſelbſt irgendwo ein geiſtreicher Mann das Gehör das Auge des Innern? Manches Herrliche und Tiefe ſagt Hoffmann überhaupt über Muſik. Doch kann ich ihm auch nicht unbedingt in Allem beipflichten. So z. B. in ſeinen vielen witzig beißenden Ausfällen über das Muſikmachen der — nun der Nichtvirtuoſen, das Klimpern in den geiſtig niedrigen Ständen. Mir ſcheint jedes noch ſo mangelhafte Streben hierin achtungswerth, ſofern es nicht Streben nach Oſtentation, ſondern nach dem Heiligen der Kunſt ſelbſt iſt. Mich freut es, wenn ſelbſt der Bauerjunge nach vollendetem Tagewerk Erholung darin findet, auf ſeiner Weidenpfeife ſich ein Stückchen vorzublaſen, und ich finde es liebenswürdig, daß die Tochter ohne Talent ihre paar Liedchen zum tauſendſten Male vorträgt, um die Stirn der Vaters zu entfalten. Ja, ich ſtehe mit Hoffmann völlig im Gegenſatz, wenn, wie er nicht übel Luſt zu haben ſcheint, er alle Klaviere, Singſtimmen, und wodurch nur die hohe heilige Kunſt entheiligt werden kann, aus allen Familien, in denen ſie es wird, verbannen und dagegen nur den Geweihten, den wenigen Auserleſenen, das ganze herrliche Feld überlaſſen möchte. Ich ſtehe völlig mit ihm im Gegenſatze, indem ich vielleicht, wenn eine Wahl wäre, für eben dieſen großen Haufen von Nichtkennern und Nichtgeweihten entſchiede, und ihnen ihre Freude und mangelhaften Sinn laſſen würde: denn bildet, erheitert, mildert nicht die Muſik, und erhebt ſie uns nicht am rein geiſtigſten von allen Künſten über uns ſelbſt? Und das thut ſelbſt die mangelhafte. Aber freilich, die Wahl iſt noch ſchwer, wenn ich mir die ganze höhere Stufe der Muſik wegdenken, und ſie nur zu einem nützlichen erheiternden Hausmittelchen machen ſoll.

Hoffmann beweiſt durch ſeine Schriften eine ungemeine Genialität. Demohngeachtet ſcheint es mir aber auch, als habe er nur einen gewiſſen Cyklus, in dem ſeine Bilder, Ideen und Gefühle ſich herumbewegten und auf dieſe Weiſe auch oft begegneten, ſo daß ich mir, nachdem ich einiges von ihm geleſen, wohl getraute ihn und ſeine Art *) unter vielen immer wieder zu erkennen. Sehr ähnlich werden ſich durch gleiche Wahl des Gegenſtandes der Magnetiſeur aus den Fantaſieſtücken und eine Familienbegebenheit derſelben Art aus den Serapionsbrüdern, ich glaube der Graf betitelt; und ebenſo erinnert der Major aus demſelben Stück

einmal Geſchmack finden, etwas ausrichten werden? Je mehr man dies bezweifeln muß, je mehr muß man wünſchen, daß Waffen wirkſamerer Art, die der Cenſur, dagegen in Anwendung kommen möchten. Oder verdienen dieſe Erbärmlichkeiten, auch wenn ſie die Cenſur auf einem oder dem andern Schleichwege zu täuſchen ſuchen ſollten, die ſtrenge Aufſicht und das Verdammungsurtheil derſelben und der literariſchen Polizei nicht wenigſtens eben ſo gut, als ſo viele auf das nachdrücklichſte verfolgte politiſche Schriften? Iſt es conſequent, wenn gerade Schädlichkeiten und Schändlichkeiten dieſer Gattung ungehindert verbreitet werden können? Ein mal durch die Cenſur gehemmt und eingezwängt, ſollten Literatur und Publicum auch ihre relativen Vortheile erfahren, und wenn der literariſche Bannſtrahl ein mal geſchleudert werden ſoll: ſo treffe er vor allen Schriften, welche, ein Gewebe von Perſönlichkeiten und Klätſchereien, den Beſſeren Ekel erregen, für Leichtſinnige und Urtheilsloſe aber eine ſehr ſchädliche Speiſe ſind. L. d. R.

*) Hoffmann iſt bekanntlich ſeitdem (am 25ſten Juni d. J.) geſtorben, und das obige Urtheil zu einem ernſten Todtengerichte nicht beſtimmt geweſen. An Stimmen, die ein ſolches zu bilden unternehmen, wird es gewiß nicht fehlen, und die eigentliche poetiſche Kritik wird hier nicht minder zu vernehmen ſeyn, als das ſtrenge und höhere Sittlichkeitsgefühl, ohne welches ein vollſtändiges Urtheil über Hoffmann, als einen Schriftſteller, der die Zeit in ihren krankhaften Extremen oft tiefer berührt hat, als ſie es ſelbſt wußte, nicht gebildet werden kann. Indeß geben auch die obigen Striche ſchon manches zu denken. L. d. R.

*) Wir würden lieber ſagen, ſeine Manier. Denn das, was nicht Manier iſt, woran man einen Dichter erkennt, iſt ſeine Eigenthümlichkeit und zu dem Höchſten zu rechnen, was er zu geben vermag. L. d. R.

zu den Akten [illegible] Ich bin [illegible] Ich bin [illegible] Ich bin

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 164.

17. Juli 1822.

De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe par M. de Pradt, ancien Archevêque de Malines. Paris et Rouen. 1822. *)

Wer des Hrn. de Pradt zahlreiche Schriften kennt und solche mit Unparteilichkeit geprüft hat, wird ihrem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen Gegenstand jederzeit mit Geist auffaßt und seiner Darstellung ein besonderes Interesse zu geben weiß. Und so gehört auch vorstehende Abhandlung zu den geistvollsten und anziehendsten Erzeugnissen, die der griechischen Sache ihr Daseyn verdanken. Im hohen Grade der Mühe lohnend dünkt es uns daher, das deutsche Publicum mit deren Inhalt und Tendenz bekannt zu machen, besonders da der Verfasser nicht bloß das, was auch wohl schon Andere über sein Sújet gesagt haben, in kurzen aber gediegenen Worten wiederholt, sondern auch Gesichtspuncte aufgestellt, von denen aus noch keiner seiner Vorgänger dasselbe beleuchtet hat. Gleich in der Vorrede sagt uns Hr. de Pradt, daß er seinen Gegenstand weder als eine russische, griechische noch türkische Sache, sondern als eine europäische betrachtet habe. In dieser Beziehung wirft derselbe einen Blick auf die Lage Europas, die niemals etwas der Gegenwart Aehnliches dargeboten. „Im Westen, heißt es hier, erlangt America eine neue Existenz; im Süden ist alles Gegenstand der Furcht und drohet Brand.... Im Osten greift die Fahne des Kreuzes die Mahomed's an; Griechenland fordert seine Freiheit, sein Gebiet zurück und drängt die Türken nach Asien; und als wenn alles das noch nicht hinreichte, um eine bedeutsame Stellung zu bewirken, so kömmt zu diesen Verwickelungen noch ein Krieg zwischen Russen und Türken; ein Krieg von gleich großem moralischen, als politischen Effect für Europa; denn der Geruch des Pulvers, das man vor Konstantinopel verbrennt, wird über ganz Europa sich verbreiten und vielen Menschen zu Kopf steigen."

Der Text des Werkes selbst beginnt mit einer gedrängten historischen Zeichnung der Schicksale Griechenlands, von seinem Ursprunge an bis zur Epoche der Eroberung von Konstantinopel. Seiner Theilnahme an dem Schicksale des unterjochten Volkes unbeschadet, behandelt der Verfasser dessen Unterdrücker mit pragmatischer Unparteilichkeit. „Die Griechen, sagt er, haben 500 Jahre unter der Herrschaft der Türken gelebt, in einem Zustande, sehr ähnlich dem, worin Spanien die Americaner, England die Indier gehalten haben. Hinsichtlich der Spanier fand jedoch der Unterschied statt, daß diese Eroberer die Ueberwältigten zu ihrer Religion zwangen, indessen die Türken es den Griechen verstatteten, der ihrigen zu folgen, so wie die Engländer dies auch in Indien thaten. Ewige Schande für Spanien! In dieser der Menschheit so theuern Beziehung, ist es an Vernunft und Einsicht übertroffen worden, von wem? von den Türken!"

Die Ursache des Aufstandes der Griechen sucht Hr. de Pradt keineswegs „in den verbrecherischen Machinationen, welche die Ruhe des europäischen Occidents gestört haben" und deren Einflusse der Congreß von Laybach dieses Ereigniß zuschreibt. Eben so wenig kann er sie in andern einzelnen, zufälligen, oder augenblicklich gegebenen Motiven finden. Vielleicht wurde auch diese Revolution, gleich allen andern, durch Triebfedern erweckt und vorbereitet, deren vereinigter Stärke zu widerstehen, Griechenlands besondere Lage nicht ferner verstattete. Unter diesen Triebfedern versteht der Verfasser das Verhältniß zwischen der griechischen und türkischen Bevölkerung und ihrer beiderseitigen Civilisation. Mit der zunehmenden Ungleichheit jener, wechselte die relative Stärke beider Theile. Und da nun, im Gefolge der Sitten, der Civilisation, der Regierungsform und der Religion der Türken ihre Zahl sich verminderte, dagegen die der Griechen verhältnißmäßig zunahm, so mußten diese, im Laufe der Zeiten, zu der Einsicht ihrer numerischen Ueberlegenheit gelangen. „Hierin, heißt es S. 19, liegt das erste Prinzip der Revolution Griechenlands; sie findet statt, nicht bloß durch den Willen der Menschen, sondern in Gemäßheit der wesentlichen Elemente Griechenlands selbst. Seine Einwohner haben sich gezählt; sie haben gefunden, daß sie die zahlreichsten sind; diese Berechnung hat sie von ihrer Macht in Kenntniß gesetzt, und diese hat in ihnen das dem Menschen angeborne Gefühl wieder erweckt, das den Stärkern benachrichtigt, es sey Widerspruch mit der Natur, wenn er dem Schwächern gehorche und das ihn auffordert, einer Niedrigkeit sich zu entziehen, welche die Grundsätze der Geselligkeit nicht anerkennen."

Ueber die zweite von Hr. de Pradt der griechi-

*) Daß diese Schrift, im Juli abgefaßt, theilweise eine ganz andere Gestalt gewonnen hätte, daß Hr. v. Pradt auch, als er schrieb, seinen Ton ein wenig hypothetischer hätte halten sollen, sieht jetzt jeder leicht. Indeß sind die Auszüge daraus auch im gegenwärtigen Augenblicke noch immer interessant und beachtungswerth. A. d. R.

zum Gesetze betreffend Abänderungen des Gesetzes vom 25. Juni 1873, über die Errichtung neuer Ämter in Tirol und Vorarlberg.

Vom 25. Juni 1873.

Mit Zustimmung Meiner getreuen Stände Tirols und Vorarlbergs finde Ich anzuordnen, wie folgt:

§. 1. Der §. 1 des Gesetzes vom 25. Juni 1873, über die Errichtung neuer Ämter in Tirol und Vorarlberg, wird dahin abgeändert, daß in Tirol ein Bezirksamt in Kufstein, ein Bezirksamt in Kitzbühel, ein Bezirksamt in Landeck, ein Bezirksamt in Reutte, ein Bezirksamt in Schwaz, ein Bezirksamt in Lienz, ein Bezirksamt in Sterzing, ein Bezirksamt in Bozen, ein Bezirksamt in Meran, ein Bezirksamt in Neumarkt, ein Bezirksamt in Cles, ein Bezirksamt in Mezzolombardo, ein Bezirksamt in Tione, ein Bezirksamt in Riva, ein Bezirksamt in Rovereto, ein Bezirksamt in Borgo, ein Bezirksamt in Primiero, ein Bezirksamt in Ampezzo, ein Bezirksamt in Pieve di Cadore, ein Bezirksamt in Fassa, ein Bezirksamt in Fleims, ein Bezirksamt in Ala, ein Bezirksamt in Mori, ein Bezirksamt in Arco

gebend, würde sich Frankreich nähern. Hätte nun ein besseres System Italien die freie Verfügung über seine Kräfte gelassen, so wäre die Waagschale der europäischen Macht auf den Süden Europas übergegangen, der jetzt ganz davon ausgeschlossen ist, nicht etwa durch die Natur der Dinge und aus Mangel an Stoff, sondern durch die Art, wie dieser zugeschnitt worden.

Von diesen thatsächlichen Grundursachen ausgehend geht der Verfasser auf die Frage selbst ein. Das Princip des von ihm angedeuteten Uebels findet er in dem Misverhältniß unter den Staaten Europas, wovon die Einen unverhältnißmäßig groß zu den Andern sind; und, in der zu großen Anzahl kleiner Staaten, die von der allgemeinen Kraft einen sehr bedeutenden Abzug bilden und dadurch einen Verlust an Kräften verursachen, den er, die ganze Bevölkerung des Welttheils zu 160 Millionen gerechnet, auf ein Viertel derselben annimmt. Die Bedürfnisse Europas sind demnach: 1) größere Staaten und 2) Erweiterung der Civilisation.

Durch die vielen kleinen Staaten verliert Europas Politik nicht nur die Mitwirkung jenes vierten Theils seiner Bevölkerung, sondern dieser Theil selbst büßt an individueller Befähigung ein, da die Geringfügigkeit der politischen Interessen auch auf die moralische Beschaffenheit der Menschen nachtheilig einwirkt und sie verkleinert. Unter dieser Beziehung sind die kleinen Staaten der Menschheit nicht minder, als der Politik verderblich.

Das zweite Bedürfniß ist eine Folge unserer eigenen Civilisation, die ein weiteres Feld für die Mittheilung unserer wissenschaftlichen Bildung und neue Absatzwege für die Erzeugnisse unserer Industrie verlangt. „So kommt, heißt es S. 57, die Revolution Americas Europa recht zeitig zu Hülfe; sie bietet ihm unermeßliche und stets zunehmende Absatzwege dar, die der Arbeit seiner werkthätigen Arme lange Unterhalt und den unruhigen Geistern von ihnen auszufüllende Stellen gewähren wird." Allein die nicht civilisirte Welt dient dem andern Theile zu nichts, weil sie keine Verzehrer liefert, die den Preis jener Erzeugnisse durch Gegenwerthe bezahlen können, die Empfänglichkeit für Wissenschaft und Künste haben. Daher hat denn dieser Theil das höchste Interesse, die Grenzen der Civilisation zu erweitern, um nicht am Ende unter der Last der seinigen zu erliegen, die eine verhältnißmäßige Erweiterung des Kreises fordert, wie sie für ihre Früchte Abnehmer findet, soll sie nicht stille stehen, oder wohl gar Rückschritte machen.

Auf diese Grundsätze stützt der Verfasser die Prüfung des relativen Nutzens, den die Türkei und Griechenland dem übrigen Europa gewähren. Als Resultat derselben ergibt sich, daß das politische Leben, — oder vielmehr, nach Hrn. de Pradt's Ausdruck, der politische Tod — der Osmanen der europäischen Staatsgesellschaft gar keinen Vortheil gewähre, weil sie alle christlichen Mächte, schon um der Religion willen, als ihre Feinde betrachten und weil die ihnen eigene Ruheliebe es ihnen nicht gestattet mit dem übrigen Europa in diplomatische Beziehungen zu treten. „Jene durch Religion, Sitten und Sprache bewirkte Absonderung, — heißt es S. 64, — macht, daß für die Türken die Welt mit der Türkei ein Ende hat."

Eben so wenig gewährt jenes Volk der Industrie Europas den mindesten Nutzen, weil es deren Erzeugnisse nicht begehrt, noch bezahlen kann. Des Türken Mäßigkeit macht ihnen jede Entbehrung leicht und seine Armuth, eine Folge seiner Indolenz, raubt ihm die Mittel zu einem wechselseitigen Verkehr.

Ganz anders verhält es sich mit den Griechen. Durch Religion und Sitten gleichen sie den übrigen Europäern und sind demnach vollkommen befähigt, zu ihnen in politische Verhältnisse zu treten. Eben so verhält es sich mit dem Handel, dem Reichthum und allen Mitteln, um Europa Absatzwege darzubieten, die mit der Türkei dem Welttheil immer fehlen werden. Bei dem levantischen Handel ist der den Griechen zukommende Theil bei weitem beträchtlicher, als der, den die Türken davon nehmen, obwohl er nach letztern die Benennung führt.

Hr. de Pradt zieht nun aus den gegebenen Erörterungen die wichtige Schlußfolgerung, daß um der russischen Präponderanz, der Oesterreich und England nicht gewachsen sind, sich wirksam widersetzen zu können, es eines erklecklichen Gegengewichts bedürfe; daß die Türkei dieses in keinerlei Hinsicht darbiete und daß demnach die Existenz eines neuen und kräftigen Staats an deren Stelle nothwendig sey. Hierzu gebe nun der Aufstand der Griechen die willkommenste Gelegenheit und dieser komme so zur gelegenen Zeit, „daß, wenn er nicht wirklich schon vorhanden, man ihn erfinden müsse." Allein damit das neue Griechenreich seinen Zweck vollständig erfülle, habe dasselbe große Vorschritte zu machen; es müsse die ganze europäische Türkei von der Spitze Moreas bis an die Ufer der Donau befassen.

Dieses Resultat des Unternehmens der Griechen herbeizuführen und zu beschleunigen liegt eben sowohl im politischen Interesse Oesterreichs, wie Englands. „England kann Rußland weder unmittelbar erreichen, noch von demselben erreicht werden; es vermag jenes nur durch eines Andern Hand; und diese Hand muß es bezahlen; darauf beschränkt sich Englands Macht." Oesterreich muß Alles daran gelegen seyn, in seiner Nachbarschaft eine Hülfsmacht zu haben, die dem furchtbaren Rußland das Gegengewicht halten kann. Die Türken vermögen dies nimmer; seit lange schon sind sie aus dieser Stelle getreten und, bei der Fortdauer ihres Reichs, kann Rußlands Macht durch dessen Verfall nur wachsen. — Den kommerziellen Interessen würde das neue Griechenreich nicht minder entsprechen, wie den politischen. „Ein großer europäischer Staat, an der Stelle gegründet, wo gegenwärtig ein Theil des Skelets der ottomanischen Macht vegetirt, wird dem allgemeinen Handel Europas, dem Englands besondere, weit reichlichere Absatzwege darbieten, als dies ein auf Türkisch verwaltetes Land vermag."

Im 10. und 11. Capitel stellt Hr. de Pradt das Benehmen der Regierungen mit der öffentlichen Meinung Europas in Gegensatz. Letztere habe noch nie für eine Sache so bestimmt sich ausgesprochen, als für die der Griechen. Die Motive dieser Gesinnung findet der Verfasser eines Theils in einem gewissen natürlichen Instinct, der den Menschen antreibt, sich des Unterdrückten anzunehmen, andern Theils in der Vernunft, die den Kampf der Griechen, als einen gerechten anerkennt. „Griechenland, sagt er, fordert sein Erbtheil von den wilden Horden zurück, die seit Jahrhunderten es dessen beraubt haben. Jeder fühlt sich dabei verletzt, geht bei sich zu Rathe und fragt sich, was in seinem ganzen Wesen er mit den Griechen oder Türken Uebereinstimmendes habe; ob der Unterricht, der seinen Geist gebildet hat, ob die Künste, die seine Wohnung schmücken und die einen Theil seiner Lebenswonne ausmachen, auf dem Boden Griechenlands oder der Türkei entsprossen sind; ob es Früchte sind, gebauet von der Hand der Bewohner Athens oder der wilden Krieger, die der Kaukasus über Griechenland ausspie. Die Erziehung bildet Bande zwischen Lehrer und Schüler. Diejenigen, die das geistige Leben geben, sind unsere zweiten Väter, deren Fürsorge mit Liebe und Ehrfurcht bezahlt werden muß. Griechenland ist in Besitz dieser ruhmvollen Stelle hinsichtlich Europas, dessen Lehrerin es war und von der Türkei weiß man nichts, das sie den Welttheil gelehrt hätte."

Im 12. Capitel erörtert Hr. de Pradt Rußlands Verhältnisse zu Griechenland mit eben so viel Unparteilichkeit, als Scharfsinn. Rußland, meint derselbe, ist weder Griechenlands Freund noch Feind. Weit entfernt dessen Aufstand zu ermuntern, hat es ihn als „eine Folge derjenigen verbrecherischen Machinationen bezeichnet, welche die Ruhe des Westen von Europa gestört haben." Nur eine kleinliche und

Ueber Schiff'sche Reagenz für Aldehyde und Ketone. Von Dr. Alexander Rollett. (Aus dem physiologischen Institute der Universität Graz.) (Vorgelegt in der Sitzung am 7. Juli 1898.)

Schiff hat bekanntlich gefunden, dass Fuchsin, welches durch schweflige Säure entfärbt worden ist, durch Aldehyde wieder roth gefärbt wird. Diese Reaction ist sehr empfindlich und wird vielfach zum Nachweise von Aldehyden benützt. Ketone geben sie nicht. Ich habe nun gefunden, dass auch Methylketone, wie Aceton, Methylacetessigester, Acetessigester, Acetylaceton, Dimethylpyron, Dehydracetsäure, Diacetbernsteinsäureester, Acetondicarbonsäureester, Acetonoxalsäureester, Acetonsuccinylsäureester, Acetondiessigsäure, Acetonsuccinylsäure, Acetonoxalsäure, Acetonylacetessigester, Diacetylweinsäureester, Diacetylweinsäure, Diacetylmethan, Triacetylmethan, Diacetylessigsäure, Triacetylessigsäure, Diacetylessigsäureester, Triacetylessigsäureester, Diacetylmethylmethan, Diacetylmethylessigsäure, Diacetylmethylessigsäureester, Diacetylphenylmethan, Diacetylphenylessigsäure, Diacetylphenylessigsäureester, Diacetylbenzylmethan, Diacetylbenzylessigsäure, Diacetylbenzylessigsäureester, Diacetylcarbonsäureester, Diacetylcarbonsäure, Diacetylcarbonsäureamid, Diacetylcarbonsäureanilid, Diacetylcarbonsäurephenylhydrazid, Diacetylcarbonsäurediphenylhydrazid, Diacetylcarbonsäuretolylhydrazid, Diacetylcarbonsäuredimethylphenylhydrazid, Diacetylcarbonsäurenaphtylhydrazid, Diacetylcarbonsäurediphenylhydrazon, Diacetylcarbonsäuretolylhydrazon, Diacetylcarbonsäuredimethylphenylhydrazon, Diacetylcarbonsäurenaphtylhydrazon

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 165.

18. Juli 1822.

Loveday's Bittschrift an die Pairskammer; aus dem Franz., mit Erläuterungen aus den Gegenschriften, und einem freimüthigen Wort über Proselytenmacherei von Baumgarten-Crusius. Dresden, Hilscher.

Gegenwärtige Schrift verdient eben so wie der Gegenstand, den sie behandelt, gewiß überall Beherzigung, vielleicht aber vorzugsweise in Deutschland. Der letztere ist an und für sich schon aus unsern Blättern bekannt. Douglas Loveday, ein englándischer Protestant, hat sich in Frankreich etablirt, und während er auf längere Zeit nach England zurückgehen muß, läßt er zwei Töchter und eine Nichte bei einer Dame, Repoul, in katholischer Pension. Bei seiner Rückkehr findet er alle drei katholisch — theils nur gesinnt, theils sich auch dazu bekennend. Die beiden jüngsten rettet er durch Zurücknahme aus der Pension vor völligem Uebertritt; die älteste widersetzt sich dem Vater, entflieht dreimal, und wird ihm zuletzt unter dem Vorwand der Mündigkeit durch Hülfe eines Klosters und der Geistlichkeit in der Art gewaltsam entrissen, daß weder väterliche Rechte noch die Anwendung des Gesetzes sie erreichen konnten.

In dem heftigen Klagausbruch eines großen Vaterschmerzes erneuern sich dem Referenten schon überwundene Gefühle, und er empfindet einen Verlust lebhaft mit, indem die Vergangenheit ähnliche Stätten der Trauer in der Erinnerung ihm anwehet, und die Gegenwart ihn mit trüben Ahnungen gleichermaßen erfüllt. Aber nicht für ihn allein, für jeden protestantischen Familienvater ist der Gegenstand von Wichtigkeit; die Besorgniß muß sich ihm aufdringen, daß ein ähnliches Unglück, wie Loveday, auch ihm begegnen kann. Wahrlich! nicht ohne Wehmuth vermag man zu denken, daß wir heute noch an der Brust eines Freundes ruhen, heute noch ein theures Kind, durch Gottes Gnade, und zärtliche Sorgfalt hoffnungsvoll herangewachsen, mit Innbrunst in unsre Arme schließen, freudig in der Betrachtung nicht unthätig gewesen zu seyn im Weinberg des Herrn, da wir vermögen unsre wankenden Kräfte durch einen solchen Arbeiter zu ersetzen — und vielleicht morgen sind uns beide entrissen. Nicht körperlich; nein! durch eine viel schmerzlichere Trennung im innersten Mark des geistigen Lebens. Durch die Blumen der Liebe gedeckt, sahen wir nicht die Verheerung der tödtlichen Parzenscheere, welche zwar ohne die Kraft eines Glaubens nicht tödten kann, aber wohl zerschneiden, das Verständniß der Seelen, den Einklang der Gemüther, die heiligsten Bande des Lebens, so daß die theuern Häupter noch blühend mit unveränderten Zügen vor uns stehen, und es dennoch andere sind; unser Auge möchte uns so gerne täuschen, aber die unsichtbare tiefe Verwandlung übt Basiliskenkräfte, strebend immerdar zu lösen, was die Gewalt der Herzen ängstlich reizt noch festzuhalten. Zwar des Christen Zuversicht in das Jenseit trennt den Protestanten nicht vom Katholiken, aber der Bekehrte darf diese Hoffnung nicht nähren; er glaubt sich im allein seligmachenden Zustand, und muß es; auf Vater und Mutter, die verehrten Gegenstände seines ersten Gefühls, blickt er von der jüngst erklommenen Höhe mit wehmüthigem Bedauern nieder, sie noch in der Nacht des Irrthums zu wissen; und dabei darf er nicht ruhen. So hat sich das kindliche Gefühl verwandelt, daß wie früher die Eltern strebten ihre Kinder zu Christen zu erziehen, jetzt die Kinder sich beeifern, ihre Eltern für ihr junges Heil zu bekehren. Sie müssen hoffen, daß die Barmherzigkeit Gottes, wenn auch spät, doch zuletzt den Verblendeten die Gnaden der Reue schenken, und sie erlösen werde. Ohne diesen hoffnungsvollen Glauben bliebe ihnen für Gefühl und Pflicht kein Trost, weder Diesseit noch Jenseit. Das empfinden sie dunkel vielleicht; auch nicht freiwillig läßt sich die tiefgewurzelte Liebe in der Freistatt des Herzens unterjochen, um ganz diesen Platz dem frommen Glauben einzuräumen: kämpfend muß es geschehen, aber dieser Kampf zerstört, was er wohl erhalten möchte. Es wird dabei nicht an heiligem Eifer fehlen, und Waffen sind in dem neuen Kleide schnell zur Hand; es kann dem Proselyten nicht genug seyn, sich losgerissen zu haben von dem Schooß, der ihn trug, nicht genug, Liebe mit Feindschaft zu erwiedern, nicht genug, die theuersten Wesen der Verzweiflung zu überlassen: — Nein! — gegen diese selbst richtet er sich gegürtet mit dem stets gezückten Schwert eines wenn auch noch so milden Fanatismus, und zwinget sie zum Streit für ihren Glauben und ihr ewiges Heil mit den geliebten Kindern. Durch welches verdienstlichere Werk kann sich der Neubekehrte mehr heiligen, als wieder ein glücklicher Bekehrer zu werden? und gelingt es nicht, war seine Liebe so groß, daß sie Duldung übte, wird und kann sie es bleiben? — Wer hat die Wunder noch begriffen, die Menschen geheimnißvoll zu einander ziehen, und von einander reißen?

Scheinbar ein Nichts bindet unauflöslich, und wieder ein anderes scheinbares Nichts löset auch das scheinbar Unauflösliche. Neben allen oft so zarten und selten erklärbaren Veranlassungen, welche Seelen-Stimmungen herbeiführen, gibt es keine von so mächtigem Einfluß als religiöse Meinungen, und vor allen der Glaube! In diesem liegt des Menschen ganze Gefühlsfähigkeit, und er hat keine Liebe mehr zu verschenken, wenn sie jenem widerstrebt.

Zu dieser Betrachtung findet sich Ref. durch obige Schrift veranlaßt. Eltern sind dreier Kinder durch die verborgenen Wirkungen der Bekehrung beraubt worden, wie sehr man sich auch bemühe darzuthun, daß dieselbe ohne fremden Einfluß, allein in den Gemüthern der jungen Mädchen sich aus eignem freiem wunderbaren Triebe bewerkstelligt habe. Dieser von den Gegnern oder Mitgenossen hervorgehobene Umstand, und die Lebhaftigkeit des Vaterschmerzes, in welchem man spitzfindig Entstellung der Thatsachen gesucht, haben dieses Familienunglück aller Genugthuung von Seiten der Staatsbehörden entbehren lassen, und der Vater muß sich mit dem Vorwurf trösten, den er sich leider selbst zu machen hat, seine Kinder während zweijähriger Abwesenheit in so zartem Alter in einer katholischen Pension zurückgelassen zu haben.

Und alles ruhig erwogen, wen kann sonst ein Vorwurf treffen! hatte die Dame Repoul, oder wer sonst dabei thätig war, unrecht? war es nicht ihre Religionspflicht, die verirrten Seelen zu Gott zurückzuführen? welche Mittel sie auch möge angewendet haben; — ihre Priester haben es ja oft gelehrt, daß für diesen höchsten Zweck jedes nützende auch recht; — sie war eifrig in ihrem Glauben, — eifriger als die Bekehrten; was thut es ob ihr Sieg — ein Raub bei andern ist? Es wäre zu fragen, ob der Vater wohl an das Gebet des Herrn sich in Demuth erinnert — da er hier die eigenen Kinder so offenbar selbst in Versuchung führte, und sie darin verließ.

Wenn dem nun so ist, wenn jene von Loveday hier Angeklagten im Recht, — (und daß es so, könnte durch vielfache Beweise gezeigt werden, denn es kommt hier nicht zur Sprache, ob sie zunächst in dem Geiste Christi handelten, sondern nur im Geist der römischen Kirche, wie sich diese im Lauf der Zeiten durch die weitgerühmte Tradition gestaltet hat), — dann ist es auch Noth, daß alle evangelischen Protestanten nie aufhören zu protestiren, daß sie beständig wach bleiben im Geist des Herrn, denn so sie schlafen, wird er von ihnen weichen, und die Versuchung wird eben so Macht an ihnen haben, wie an den Töchtern Loveday's.

Die Leser mögen dem Ref. die Wärme nachsehen, welche ihn bei diesem Fall belebt; allein öfter wiederholen sich ihm diese Erfahrungen in dem Kreise seiner Bekannten, und täglich dringender wird es, gegen die noch vielfach verbreitete Lauheit im Glauben unsrer Väter anzukämpfen. Das ist ein Teufel in uns. Denn so einer wahrhaft Christ wäre, es sey in welchem Bekenntniß es wolle, so wird kein Bekehrer Macht an ihm haben. Kurz ist es erst, als Ref. zwei Jünglinge aus dem Vaterhause auf die Hochschulen gehen, und den einen geheim zur katholischen Kirche übergetreten, zurückkehren sah; er war noch nicht mündig, was bei der Miß Loveday für so wichtig galt — hier wußte es der Vater nur nicht, und beide Fälle haben denselben Erfolg; zwar dürfte schwer zu entscheiden seyn, was schlimmer — den Vater zu betrügen, oder sich ihm zu widersetzen! — Beides Früchte der allein seligmachenden Bekehrung!! Wenn wir solches vor unsern Augen sehen, es miterleben — kann man unterlassen, wiederholt an die heiligen theuer erkauften Segnungen der Reformation zu erinnern, und für ihre Erhaltung besorgt zu werden?

Diese Besorgniß ist aber für einen Segen Gottes zu achten. Wir dürfen die Missionen, welche gegen Protestanten ausziehen, die Proselytenmacher, sowohl offenkundige als geheime mit oder ohne abgelegtes Glaubensbekenntniß, nicht anklagen; wir müssen aber eben so eifrig seyn für unsere Religion, als sie für die ihre. Sie sind unsre Freunde; sie fordern uns auferweckend zum Kampf heraus für unser göttlich Heil. Durch ihn werden wirs erringen und bewahren; wir wollen kämpfen, und durch Abfall nicht unwürdig werden vor Gott, Christi unverfälschter Lehre gewürdigt zu seyn; wir wollen zeigen, daß nicht abstracte Philosophien unsern Glauben regieren — nein! daß wir schöpfen an den Quellen des Heils, an dem Borne Christi selbst; — und dann wird es sich ergeben, wie viel Seelen uns abtrünnig werden können. Allein unsre Lauheit kann Sieg über uns möglich machen: thun wir sie gänzlich ab, und es wird kein Lamm aus unserem Stalle mehr gerissen werden.

Wahrlich, es liegt nicht in dieser Zeit im katholischen Geist, feindlich gegen Protestanten zu denken. Ganz katholische Länder geben die erfreulichsten Zeichen wahrhaft geistlicher Duldung. Referent hat dort Katholiken aus freier Neigung mit Vorliebe zu den Quellen des reinen Evangeliums in protestantischer Kirche kommen sehen. Die katholische besitzt Priester, deren evangelische Gesinnung protestantisch genannt werden kann. Also nicht von Katholiken überhaupt oder ihrer Kirche werden wir angegriffen. — Nein! — Lauernd und schleichend ziehen im Verborgenen Sectirer durch die Länder, und wie in politischer Knechtschaft predigen sie Aberglauben und Frömmelei — (nicht Frömmigkeit, nicht zu den Frommen kann man sie zählen), sie suchen für König und Kirche durch nie fehlende Motive zu hoffenden irdischen Vortheils und zu bereuender Sünden zu bekehren; sie lassen die gewonnenen Proselyten äußerlich bei dem alten Bekenntniß, damit sie durch diese Doppelheit mehr Seelen gewinnen; wo man nicht des Feindes gewärtig ist, hat er das leichteste Spiel. — Bei diesem Treiben

in der Finsterniß, erfüllt das am meisten mit Betrübniß, daß oft die edelsten Gemüther sein schnellster Raub werden; schnell und verdienstlos, weil sie durch irgend eine Seelenstimmung, irgend einen Gemüthszustand schon vorher halb verwandelt waren, und sich nicht vertheidigungsfähig fühlten.

Wie viel spricht man nicht unter Protestanten von der Nothwendigkeit den Gottesdienst feierlicher zu machen. Weiß man auch was man will? — ist man gewiß, daß nicht unvermerkt die Absicht der Verführer sich in unsere Meinung stahl? daß nicht blos ein Gefallen am Schönen uns besticht —? war es nicht oft die Macht der Künste, welche bei reizbarer Sinnlichkeit, oder lebhafter Einbildungskraft so siegreich für den katholischen Cultus würkte? Die Musik gewinnt den Katholiken vielleicht mehr Proselyten als alle Priester, obgleich sie den Protestanten nicht minder heilig ist, nur in andrer Weise; sie soll die Seele erheben, aber nicht bis zur geistigen Schwelgerei entzücken und berauschen. Das wußten die schweizerischen Reformatoren am besten, da sie jegliches Abbild aus der Kirche verbannten, damit nichts den Menschen störe in seiner Demüthigung vor Gott, damit die Seele keinen andern Eindruck empfange, als den geistigen des ewigen Wortes.

Wer, oder was auch die Töchter Loveday's bekehrte —, man kann sich nicht täuschen, daß die Proselyten in ihrer Meinung, einen tugendhafteren Zustand, ein besseres Heil, (und abgesehen von diesem Fall sehr oft Beruhigung eines gequälten Gewissens) zu erringen hofften. Nun, beim Himmel! wir fordern den Gleichgültigsten, den Gottfernsten Menschen auf, er mag sagen, wie das Betragen der Miß Loveday ihm gefalle: so errangen die Märtyrer nicht ihre Palmen. Wahrlich nur im Evangelio fühlen, denken und handeln macht den Menschen besser und zum Christen — nicht diese Art Bekehrung, welche Protestanten für einen Abfall halten müssen. Dagegen, wenn sich Loveday immer sagen muß, er selbst sey des Unglücks Veranlassung, so muß man doch ihm wieder die Gerechtigkeit nicht versagen, zu gestehen, daß er in den Verblendeten nie die Kinder vergaß, und ihr Verfahren nie seiner Liebe Eintrag thun ließ.

Herr Baumgarten-Crusius, der sich schon in verschiedenen Schriften als echter Protestant bewährt, zeigt sich auch hier als solcher; er beurtheilt den Fall mit Ruhe und Duldung; er sucht den Leser auf den rechten Standpunct zu stellen, hört alle Gegner, verschweigt sie nicht, berücksichtigt jeden Umstand, würdigt jeden Einwand, und vertheidigt seine und unsre Ueberzeugung mit der guten Waffe des Evangeliums siegreich. Wir können uns hier nicht entbrechen, seiner Worte uns zu bedienen.

S. 52. „Wer bist du nun, daß du einen fremden Knecht richtest? Warum kommst du mit der Blendlaterne deines allein seligmachenden Glaubens, und steckst deines Bruders Haus in Brand, unter dem Vorgeben, es erleuchten zu wollen? Warum drängst du dich zum Führer auf, ein blinder Leiter des Blinden? Wir zünden alle unsere Lampen an an dem ewigen Licht, und sie werden uns sicherer zum Urquell leuchten als die Irrwische der Menschen. Aber ihr besteht darauf die Unsrigen zu bekehren und zu bekehren, wenn gleich sich der Herr zu dem Evangelium, das einen Welttheil entflammte, durch geistigen und irdischen Segen bekannt hat. Immer streitet ihr um das Wort Kirche."

S. 55. „Aus dem allen geht denn der Grund hervor, warum unsere protestantischen Geistlichen nicht mit den katholischen auf den Kampfplatz treten wollen. Nicht daß es uns an Männern fehlte, die Gelehrsamkeit und Eifer für die Sache hätten — die Namen sind aller Welt bekannt, und eure Gelehrten gehen alltäglich bei ihnen in die Schule —; aber sie sehen, daß für das Gute mit Streit und Zank nichts gewonnen wird, daß sich diejenigen, denen es Ernst um das Wahre ist, über den Kampf ärgern, und die Boshaften und Gleichgültigen auf beiden Seiten in Hohn und Spott ausbrechen. Das Gute und Wahre siegt allemal, nicht mit Worten, aber im Geist, und der ist es, der schafft und lebendig macht, während der Buchstab tödtet. Die sich aber für unüberwindliche Kämpfer halten, gehen mit Schanden zu Grunde, und behalten nichts, als ihren eiteln Stolz. Auch diese Worte sollen nicht Herausforderung seyn, eben so wenig haben sie die Absicht, die Hartnäckigen unter euch auf andere Meinung zu bringen — sie würden sich nicht ändern, und wenn ein Todter auferstünde —; sie sind den schwachen Brüdern auf unserer Seite vorzüglich bestimmt, die sich endlich es einreden lassen, daß uns der Mund gestopft sey, wenn wir nimmer ein Wort der Vertheidigung von uns geben; sie sollen ein Zeugniß seyn, wie deren auf eure Veranlassung immer mehr abgelegt werden, daß auch bei uns Wärme und Kraft nicht erloschen und erstorben ist; sie wollen nicht mit dem Glanz der Gelehrsamkeit und dem Schmuck der Sprache blenden und schlagen, aber mit Klarheit und Herzlichkeit wankende Gemüther aufrichten, und sorgende beruhigen. Ja, es gehen viele von uns. Mögen es noch mehr thun, die nicht Saft haben, in unseren guten Boden einzuwurzeln, oder es nicht aufrichtig meinen. Der Sturm der Zeit ist groß, die Anfechtung wächst; darum fällt ab was mürb ist. Die aber ihre Nahrung aus dem Weinstock des Lebens nehmen, halten fest an ihm allein, und bringen Frucht, und der Gärtner beschneidet sie, daß sie mehr Frucht bringen."

S. 60. „Sollten die Worte der Vertheidigung die Sprache der Unduldsamkeit gewesen seyn? Ich glaube es nicht — ich weiß, daß ich, mit so vielen meiner Brüder tief gekränkt durch die Härte, fast Verwerfung, mit der man uns behandelt, nur Rechtfertigung, nur die uns gebührende Achtung mit mäßigem, anständigem Tone gesucht habe. Sind wir Protestanten nicht in Deutschland seit drei Jahrhunderten durch die heiligsten Verträge, nicht in Europa durch die ausgezeichnetsten Staatsverfassungen, nicht nach Wiederherstellung des Friedens durch den Beschluß aller Fürsten, nicht in der Cultur durch unsern Fleiß und unsere bürgerliche Ordnung, nicht in der Wissenschaft durch Früchte der Gelehrsamkeit anerkannt? Schützen uns nicht die Gesetze und die Throne, wie unsere katholischen Mitchristen? Warum wollen Einzelne immer uns anfeinden und verwunden, und wir sollen schweigen, und uns unsere allgemein anerkannten Rechte niedertreten lassen? Wie viele Gelegenheiten zu heftigen Anfällen geben die Schriften, die ohne Unterlaß in Frankreich und in Deutschland gegen uns erscheinen! Dort immer das Wort der Staatsreligion, ungeachtet die gleiche Uebung der Religionsculten öffentlich ausgesprochen, und dadurch dem innern Kriege ein Ende gemacht ist. Hier immer neue Lostrennungen, mit Triumph und Hohn gefeiert, und doch Geschrei über Unduldsamkeit, wenn wir ein ernstes Wort für Haus und Heerd sprechen. Wie Nichtchristen werden die von uns Uebergehenden aufs neue getauft, ungeachtet der römische Katechismus selbst die von einem Juden gegebene Taufe anerkennt, wenn die Taufformel dabei gebraucht worden ist; feierliche Abschwörungen werfen Schmach zurück auf unsern Ketzerverein, auf Aeltern, Voraltern, und alle, die die ersten Wohlthäter des Abtrünnigen waren; heimlich Uebergegangene tragen die Maske unserer Brüderschaft fort, und schwören Eide als protestantische Obrigkeiten und Lehrer, um uns versteckt gefährlicher zu schaden; Kinder kündigen Aeltern den Gehorsam auf, und verletzen, mit Worten Liebe heuchelnd, die Wahrheit im Herzen und mit der That; das Vertrauen verschwindet zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Kind, zwischen allen Verhältnissen des Lebens; und selbst in die andere Welt erheben sich traurige, trostlose Blicke; Zweifel an Seligkeit, an Wiedervereinigung verwirren den Geist im Leben, und schrecken ihn im Tode; und doch folgen wir dem Evangelium, und einem Meister Christus; und doch predigen wir Liebe und üben sie; wir haben unser Licht leuchten lassen, und die Welt hat unsere Werke, nicht Wunderthaten, aber Werke

[illegible] [illegible] [illegible] [

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 166.

19. Juli 1822.

Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben in dem Jahre 1820. Leipzig bei Brockhaus 1822. S. 292. 12.

Diese Briefe, die von einem gebildeten Manne, der Beobachtungsgabe, Kenntnisse und Erfahrung besitzt, in einem leichten und gefälligen Tone geschrieben sind, enthalten eine lebendige Schilderung des merkwürdigen Landes, welches jetzt nach einem elfjährigen blutigen Kampfe in die Reihe der Freistaaten der neuen Welt eingetreten ist. Der Vf. (nach S. 196 ist sein Name Carl Richard) gehört zu den Unzufriedenen, die mit großen Erwartungen an die Ufer des Orinoko zogen und sich nach unendlichen Mühsalen bitter getäuscht sahen. Referent hat ähnliche Berichte von brittischen Officieren über Columbien gelesen, die aber noch größeren Unmuth ausdrückten und weniger lehrreich waren als diese Briefe. Schwärmerischer Freiheitssinn, mit kriegerischem Muthe gepaart, und von ehrgeizigen Hoffnungen einer leicht verzeihlichen Eigenliebe getrieben, findet selten oder nie seine Rechnung in dem chaotischen Kampfe eines Volks, das noch nicht vorhanden ist, eines Staats, der noch in den Geburtswehen liegt, eines Heeres, das in seiner Zusammensetzung einer militärischen Robinsonade gleicht, und einer Regierung, die nichts verwalten kann, weil das zu Verwaltende sich in dem wilden Gährungsprocesse der gegenseitig sich abstoßenden und anziehenden Lebensstoffe eines politischen Körpers erst abklären und crystallisiren muß. Wer in die Mitte solcher Abenteuer eines um die rohen Elemente der Ordnung noch kämpfenden Naturstandes nicht die Kraft, den Muth und die Kunst mitbringt, alles zu entbehren, was Gewohnheit und Bildung in sinnlich-geistiger Hinsicht verlangen, der wird von der gährenden Masse wie etwas Fremdartiges ausgestoßen.

So ist es unserem Verf. gegangen. Er konnte oder wollte sich nicht mit dem Gemisch, was dort noch kocht und braust und siedet, amalgamiren. Aehnliches ist manchem wackern Manne begegnet, der mit europäischen Culturbegriffen in den Lapithen-Krieg der neuen Hellenen sich eindrängte. Kalte, erfahrne, durch Schicksalskämpfe gestählte Männer fassen auf dem schwankenden Boden eines kreisenden Berges eher festen Fuß, als kühne, rasche, hochherzige Jünglinge. Darum fand General von Normann in Morea seinen Platz, und Baron von Eben in Columbia. Letzterer kam in Maracaibo an, als unser Verf. das Land, mit welchem er sich nicht befreunden konnte, verließ. Seitdem haben wir aus öffentlichen Blättern erfahren, daß Bolivar den aus brittischen und portugiesischen Diensten und durch ernste Schicksale, die er erfahren, bekannten General von Eben mit Wohlwollen aufgenommen und sogleich angestellt hat.

Wenn nun gleich unser Vf. vieles, was am Orinoko vorging, durch seine europäische Nebelkappe in einem trüben Lichte sah, und die ersten Triebräder des ungeheuern Schleifwerks einer neuen Staatsmaschine vor lauter Staub und Spähnen, die auch um ihn herumflogen, nicht deutlich erkennen konnte, so hat er dennoch über das Land, die Natur des Bodens, die Lebensweise der Einwohner, die Producte, die Sitten und über die Personen, mit denen er in nähere Berührung kam, so viel Neues und Interessantes gesagt, daß wir seine Briefe Jedem empfehlen, der ein anschauliches Bild von einem republikanischen Embryo zu erhalten wünscht, welcher sich von den Ufern des atlantischen Meeres, längst den Savannahs und Llanos des Orinoko, bis zu dem höchsten Felsengürtel der Anden und bis an die Gestade des stillen Oceans über eine Fläche von 90 bis 100,000 Quadratmeilen, wie ein junger Riese, hingelagert hat. Der Vf. lernte jedoch nur den wichtigsten Theil kennen, das Innere des Landes an dem Orinoko, und die vorzüglichsten Städte der neuen Republik.

Nach einer abenteuerlichen Fahrt kam er den 28. Mai 1820 zu Angostura an, das er am 9. Juni verließ, worauf er durch die Savannahs eine beschwerliche Reise nach S. Juan de Poyara und nach Guadualito antrat. Von hier begab er sich in das Hauptquartier nach San Cristoval, welche Stadt er am 27. August erreichte, und am 20. Sept. nach Rosario de Cucuta (gegenwärtig der Sitz des Congresses) abging, um den General Bolivar zu sprechen. Endlich erhielt er am 26. Sept. den Bescheid, daß, wenn er eine Zeitlang zur Probe den Dienst verrichtet habe, er eine Anstellung erhalten solle. Nach seiner Legitimation konnte der Verf. erwarten, als Oberstlieutenant angestellt zu werden, und der zugemuthete Probe-Dienst schien eine absichtliche Beleidigung zu seyn, um ihn ganz abzuschrecken, Dienste zu nehmen. (Allein aus allen Umständen, die der Verf. selbst anführt, geht hervor, daß es da-

Fig. 1. Schnitt durch die Wandung eines Blutgefäßes.

Fig. 2. Schnitt durch die Wandung eines Lymphgefäßes.

Fig. 3. Schnitt durch die Wandung eines Blutgefäßes.

Fig. 4. Schnitt durch die Wandung eines Lymphgefäßes.

Fig. 5. Schnitt durch die Wandung eines Blutgefäßes.

Fig. 6. Schnitt durch die Wandung eines Lymphgefäßes.

Fig.

eben deshalb wird er von den Bewohnern so hoch verehrt. Er ist ein weißer blühender Mann, etwa 35 Jahre alt, hat ein lebhaftes, oft etwas wildes Aeußere, recht angenehme, sprechende Gesichtszüge und mit allen Creolen das complimentenreiche Wesen gemein. Seine frühere Erziehung ist ganz vernachlässigt, er versteht weder Französisch noch Englisch; daher unterhält er einen Mohren als eine Art von Hofnarren, mit dem er wahre Possen und Kinderspiele treibt. Für die Musik, die er bis zur Leidenschaft liebt, hat er ein außerordentliches Talent; er spielt beinahe alle Instrumente, ohne je Unterricht genossen zu haben. Von seiner persönlichen Tapferkeit und seinem Hange zur Grausamkeit erzählt der Verf. mehrere zum Theil schauderhafte Beispiele. Die Llaneros, welche seine Cavallerie bilden, sind das Schrecken der Spanier. Als nach dem Verluste von Carthagena, Bolivar und Mariño gezwungen waren, sich nach den westindischen Inseln zu flüchten, widerstand Paez, von seinen Llaneros unterstützt, allein der Gewalt der Spanier, ihnen in diesen ungeheuern Ebnen stets ausweichend, wenn sie zu stark waren, aber auch zugleich jede ihrer Schwächen mit einer Schnelle und Umsicht benutzend, welche die Provinz der Freiheit erhielt, so daß später Mariño und Bolivar an ihm einen Stützpunct fanden, der es möglich machte, die Schwäche der Independenten siegreich über Morillo's Macht zu erheben. (Der Beschluß folgt.)

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

„Das Kunstwerk des Schauspielers geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht des Menschen; darum rede der Freund und Bewunderer des seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist.“

So wahr diese Aeußerung eines Mannes ist, der, selbst der größte Künstler seiner Zeit, manch treffliches Wort über die Kunst geredet und geschrieben hat, um so ernstlicher muß sie zum Freunde und Bewunderer der leider immer mehr zum Handwerke herabsinkenden Schauspielkunst sprechen, wenn er bedenkt, wie selten das wahre Talent gefunden und anerkannt wird.

Die Leipziger Bühne hat seit dem Beginn ihrer Selbständigkeit so manchen Künstler und so manche Künstlerin vom ersten Range in der Schauspiel- wie in der Gesangs-Kunst als Gast aufgenommen, daß man hätte glauben sollen, das Leipziger Publicum habe jedes vorzügliche und in den einzelnen Rollenfächern einzig dastehende Talent mit eigenen Augen bereits betrachtet und bewundert, und es könne ihm also ein neuer Genuß gar nicht geboten werden. Allein auch hier hat es sich bewährt, daß die Kunst der Natur getreues Abbild sey, indem wir jene wie diese haben vor unsern Augen sich wechselnd neu gestalten und verjüngen sehen. Es konnte wohl den durch keine persönlichen Verhältnisse und kleinlichen Nebenrücksichten beengten, nur die Kunst und den Künstler in seinen Leistungen achtenden und bewundernden Theil des hiesigen Publicums erwarten, als die Vorstellungen, in welchen Herr und Madame Stich vom Berliner Nationaltheater auf unserer Bühne auftraten. Denn wir mögen nun jenes auf das hiesige Publicum kürzlich angewendete Wort Macbeth's: „Ihr werdet voll gesättigt vom Entsetzen“ als wahr unterschreiben oder nicht, so verdient doch die Direction den Dank jedes Kunstfreundes, daß sie uns den Genuß verschaffte, Künstler zu bewundern, die, meist die Gewohnheit des Daseyns und Wirkens in den Kreis ihrer Darstellungen ziehend, ihrem Benehmen jene Gewandtheit und Leichtigkeit, ihren Mienen den natürlichen Ausdruck zu geben wissen, der Menschen aus gebildeten Ständen in dieser oder jener Lage des Lebens angemessen ist. Und zu diesem Danke fühlt sich jeder gewiß um so verpflichteter, als solche Künstler überhaupt immer seltener werden und dem hiesigen Publicum dieser seltene Genuß auf das wünschenswertheste geworden ist. Denn wenn auch der Ruf jenem Künstlerpaare vorausgegangen, und daher der Kreis der so noch nie versammelten Menge, von den höchsten Erwartungen erfüllt, den einzelnen Vorstellungen entgegensah, so wird doch gewiß jeder unbefangen Urtheilende und nicht den durch conventionelle Rücksichten bedingten, sondern nach den allgemeinen Regeln der Kunst festgesetzten Maßstab an das Kunstwerk anlegende Freund des Theaters darin uns beistimmen, daß diese Erwartungen nicht blos erfüllt worden sind. Um so mehr möchte es daher zu entschuldigen seyn, wenn wir hier, wo manch wahres, nicht unberücksichtigt zu lassende Wort noch jüngst bei Gelegenheit der Gastspiele des Wolffschen Ehepaars auf der hiesigen Bühne ausgesprochen worden ist, unsere Ansichten über einige Darstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater, wie uns diese in Erinnerung geblieben sind, mittheilen. Möchten darin beide Künstler nur einen Beweis der Achtung und das von Iffland angedeutete dankbare Wort finden; denn — und dessen ist sich der Schreiber dieses nur zu sehr bewußt — der folgende Aufsatz kann ebensowenig beider schon vielfach bewährten Künstlerwerth erhöhen, als er bei dem löblichen Handwerksgebrauche gewöhnlicher Schauspieler keinen Anspruch an einige Berücksichtigung von Seiten dieser macht.

Moreto's Donna Diana war die erste Vorstellung, in welcher Mad. Stich als Donna Diana, Herr Stich als Perin auftraten. Das Stück selbst ist zu bekannt, als daß nicht jeder mit der Schauspielkunst einigermaßen Befreundete durch eignes Anschaun wissen sollte, wie schwierig beide Rollen sind. Hier Dianens angeborner und in ihr tiefstes Innere verflochtener Männerhaß, ihr ernster kalter Stolz, später durch das Erwachen der Empfindung und die ausbrechende Gluth der Liebe verdrängt, dort Perin's überströmende, durch Freundschaft und Zuneigung zwar begründete, aber durch Rücksichten und Pflichten gegen die Gebieterin beschränkte Lebendigkeit und Vertraulichkeit sind Aufgaben, welche nur durch Künstler würdig gelöst werden können, die es verstehen, die ihnen zugetheilten Rollen bis zur Individualität sich anzueignen und aus sich heraus zu spielen. Betrachten wir nach diesen flüchtigen Umrissen des spanischen Charaktergemäldes die Rolle der Donna Diana und die Künstlerin bei deren Darstellung, so ist uns vom ersten Auftreten an, wo das erwartungsvolle Publicum sie mit stürmischem Beifalle begrüßte, um mit des Dichters eigenen Worten zu reden, in ihr

ein Weib, begabt mit allem, was
Natur und Kunst verführerisches hat,

erschienen. Und hierdurch glauben wir genugsam anzudeuten, daß eine feste Ansicht der Rolle die Darstellung der Künstlerin, die durch Gestalt, Organ und Talent selbst ein liebliches Kind der Natur wie der Kunst ist, beherrscht habe. Der Dichter des el desden con el desden wollte doch gewiß in die Rolle der Diana die Aufgabe legen, den nur durch Kunst zur Natur gewordenen Stolz mit dem so natürlichen Gefühle der Liebe im Kampfe und den Sieg dieser über jenen darzustellen. Darum hat es uns ganz vorzüglich gefallen, daß die Künstlerin den Uebergang vom Stolz zur Liebe, der schon in der achten Scene des zweiten Acts vorbereitet wird, durch den sanftern Ton der Stimme, durch einen freundlichern Ausdruck des Gesichts, durch ein weniger streng abgemessenes Geberdenspiel andeutete, und so die beiden einander widerstreitenden Pole des Charakters scharf bezeichnete. Bisweilen wollte es uns scheinen, als neige sich ihre Persönlichkeit mehr zum Ausdrucke des Gemüthlichen hin, wenigstens gewannen die Scenen, in welchen Empfindung und Liebe zu ihrem Herzen traten, noch mehr an Lebendigkeit

und Wahrheit. Doch soll damit keineswegs behauptet werden, als sey Mad. Stich keine stolze, leidenschaftliche Diana gewesen; im Gegentheil bewies dies schon die ganze Haltung der Rolle, nur war über die Darstellung selbst eine gewisse Natürlichkeit und Ungezwungenheit verbreitet, die es allein erklärlich machte, wie eine erst so kalte, herzlosscheinende Spanierin bald so heißer Liebe fähig seyn könne. Beide Gefühle, und so muß es seyn, blieben in den Grenzen der natürlichen Weiblichkeit. Dies sprach sich in manchen unbedeutend scheinenden Zügen aus. So muß das öftere Niederschlagen der Augen, ehe sie den drei Bewerbern zuruft:

Ihr wollt's, so habt den Krieg!

nicht etwa als Zeichen ängstlicher Verschämtheit oder demüthiger Furcht, sondern als verachtender Stolz genommen werden. Ebenso bezeichnend ward das spöttische: „das wäre sehr betrübt," und das stolzwarnende Wort:

„Auch wenn er scherzt, führt Amor ernste Waffen."

zu Don Cesar gesprochen, ob man schon in der etwas sinkenden Stimme, mit der die letztern gesprochen wurden, gleichsam einen Anklang von dem von der Warnerin am wenigsten erwarteten Ausgange ihres Strategems zu vernehmen glaubte. Aber eben in solchen kleinen Nüancen beurkundet sich die Künstlermeisterschaft, während oft andere Schauspielerinnen auch Nebendinge, die nur als Mittel zum Zweck dienen sollen, ihr Hauptaugenmerk zu richten pflegen. Am meisterhaftesten spielte die Künstlerin in den Scenen mit Cesar und Laura (I, 10. II, 6. 12. III, 10. 11. 12.) wo dort besonders der einschmeichelnde Sirenenton, das ängstliche Lauschen nach der Gewißheit des Triumphs, das hinterlistige Erhaschen des Besiegten, als er Liebe bekennt, mit Widerwillen und Haß gegen das aller Liebe feindselige Weib erfüllt, hier der Schmerz, sich überwunden zu sehen und es der Freundin bekennen zu müssen, ungewiß, ob von ihr Erfüllung ihrer nicht mehr schlummernden Wünsche zu hoffen, der durch Liebe Besiegten unsere Theilnahme, unser Mitleid gewinnt. Mancher hat es für einen etwas gezwungenen Kunstgriff erklärt, daß Mad. Stich in der einen Scene mit Cesar (I, 6.), der später entzückt und sich vergessend die Worte spricht:

Der Pfeil der holden Hand
Die mich berührt, ꝛc.

den Handschuh der einen Hand auszog und dann, als sie sich getäuscht sieht, wieder anzog. Wenn man aber bedenkt, daß diese Scene und besonders von Dianens Seite nichts, als eine Komödie in der Komödie ist, was die drei Hauptpersonen selbst mehrmals andeuten, *) so verdient dies keinen Tadel, obschon das Wiederanziehn des Handschuhs um deswillen, weil man nicht annehmen kann, Diana habe nach solch einem Betrug Aufmerksamkeit genug für dergleichen Toilettenkünste behalten, nicht unbedingt vertheidigt werden kann. Vielleicht wäre auch das Ausziehen des Handschuhs, unbeschadet der folgenden Worte Cesar's, nicht nöthig, wenn jede Künstlerin in dieser Rolle des italienischen Worts sich erinnern wollte: l'amore passa il guanto. Die Umständlichkeit, mit der wir hierüber sprechen, beweise zum Theil die Aufmerksamkeit, mit welcher wir dieser Darstellung beigewohnt haben. Wenn wir irgend etwas zurechtweisend bemerken dürfen, so ist es ein unangenehmes Ziehen und Singen der Stimme, da, wo sich ein ruhiges, tiefes Empfinden aussprechen soll, und was besonders bei schnellen Uebergängen vom heftigen Affect zum sanftern etwas Widerliches hat. Das kann nur ein sorgfältiges Aufmerken, wenn nicht heben, doch gewiß mildern. Auch möchten wir uns den Zweifel erlauben, ob Donna Diana die Worte (III, 15.)

Du fragst? — du selbst bist es, Tyrann!

mit ganz hinweggewendetem Gesichte, oder nicht vielmehr zu Cesar gewendet sprechen sollte. Sie hat es ja schon gestanden, daß ihr Stolz durch Liebe überwunden worden; warum solle sie es nicht dem geliebten Gegenstande selbst offen bekennen? Dagegen verdient das stumme Mienenspiel, womit die Künstlerin so ausdrucksvoll die fremde Rede begleitet, die Leichtigkeit der Geberden, die ihren Worten gleichsam von selbst und ohne viel Zwang angepaßt erscheinen, so wie im einzelnen Gang, Bewegung, Hebung des Arms und vor allen der umsichtige Gebrauch des sprechenden Auges eine rühmliche Anerkennung. — Perin ist eine um so schwierigere Aufgabe, als sie ungebundene Vertraulichkeit und strenge Berücksichtigung conventioneller Formen in sich vereinigt. Perin ist der Diener und Vertraute einer Fürstentochter, und erlaubt sich, seine Gebieterin zu Gunsten eines fürstlichen Liebhabers nach Gefallen zu gängeln und zu zügeln. Schon hieraus ersieht jeder die Hindernisse, die sich der Darstellung dieser Rolle entgegenstellen. Herr Stich wußte recht wohl, daß er nach des Dichters Willen das allbelebende Princip des Stücks, aber auch die Schlange hinter der Goa seyn sollte. Darum war er eben so offen und unerschöpflich, Dianen und Cesarn zu Fortführung der einmal übernommenen Rollen zu ermuthigen, als verstohlenlauschend und stillhorchend hinter den Spielenden. Am meisten verstand der Darsteller, jenes in der Expeditionsscene mit Cesar, wo er in dessen Brust den ersten Hoffnungskeim eines Siegs weckt, sowie in einigen andern mit Cesar und Dianen, dieses vorzüglich in der dritten Scene des zweiten Acts hervorzuheben. Indeß diese Nothwendigkeit haben auch andere umsichtige Künstler eingesehen und hiernach diese Rolle gegeben. Lob dagegen verdient die Feinheit und Gewandtheit, mit welcher Herr Stich diese Aufgabe löste. Nie artete seine Vertraulichkeit in Zudringlichkeit aus, und immer beachtete er neben dem „Was" und dem „Wie" das „Wo", worüber gewöhnliche Schauspieler oft hinwegzuschlüpfen pflegen. Um so mehr fiel des Darstellers Benehmen gegen Floretten auf, das schon etwas mehr an „den schlichten Mann", wie er selbst gegen Cesar sich nennt, erinnerte. Vielleicht liegt in dieser Bezeichnung des Dichters ein Grund der Entschuldigung für den Künstler, daß er Floretten gegenüber, der er verstohlen freilich herzlich gut ist, die Gebieterin vergißt und seinen schuldigen Respect gegen die „strenge Göttin" aus den Augen setzt. Denn neben der letztern allein blieb, trotz aller List, Spott, Schadenfreude, Ungeduld und Bewunderung malenden Geberden sein Benehmen in den engsten Schranken der Zucht und Ehrfurcht, so daß er selbst da, wo er in Dianens Gegenwart mit Cesar wider sie die Karten mischt, den dem Dichter deshalb zu machenden Vorwurf durch sein feingehaltenes Spiel möglichst zu heben suchte. Dabei war er aber immer, um mit einem unserer bühnenkundigen Gelehrten zu reden, die lustige Seele des ganzen Stücks, die bald im Vorgrunde, bald im Hintergrunde gleichsam verkörpert hin und herschwebt. Bei alledem müssen wir aber doch bekennen, daß Herrn Stich's Organ, besonders in den Scenen, wo sein Charakter sich mehr dem Ernste nähert, durch einen unangenehmen Nasenton etwas Störendes für uns hatte, wir auch mit seiner Recitation der Verse nicht ganz einverstanden seyn können. Freilich bleibt es immer eine schwere Aufgabe, gereimte Verse so von der Bühne herab zu recitiren, daß der Zuhörer den Reim nicht hört. Daß übrigens Herr Stich seinen Anzug nicht wechselte, verdient nur darum eine zurechtweisende Bemerkung, weil Perin nicht so eigentlich zu den Hofbedienten gehört, sondern der Fürstin, das zeigt jede Situation, näher steht und darum auch am Feste Theil nehmen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sie brauchen selbst die Worte Komödie (I, 1.), Vorstellung, Schauspielkunst (II, 6.) und mehrere andere Ausdrücke, die dies andeuten.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 167.

20. Juli 1822.

Aus meinem Leben, von Göthe. Zweiter Abtheilung fünfter Theil. Auch ich in der Champagne. — 1822.

Von dem ganz eigenthümlich geheimnißvollen Reiz aller Göthe'schen Werke ist auch dieser fünfte Theil seiner Lebensdarstellung durchdrungen und beseelt. Den Zusatz Wahrheit und Dichtung ablegend, führt er von Italien aus den Leser mit einem Sprung sogleich nach dem Rhein und in die Zeitperiode, welche mit dem Feldzug nach der Champagne im Sommer 1792 beginnt und mit der Eroberung von Mainz schließt, wie sie etwa ein Jahr darauf erfolgte. Er umfaßt also etwa ein Jahr aus dem Leben des Mannes, den wir gewohnt sind, vorzugsweise den Dichter zu nennen, und es geschieht uns mit diesem Buch wieder, ja vielleicht in einem Grade, wie es noch nicht stattgefunden, was wir jedesmal erfahren, wenn wir lesen, was seiner Feder entflossen ist. Zufällig, wie auf einer absichtslosen Wanderung irgend ein Gegenstand den Sinn zuerst zu berühren pflegt, und wie etwa sich alles Uebrige leicht und ungezwungen anreihet, so umgeben uns nach und nach gefällig, ungesucht, und wie von selbst hervortretend, mehrere einzelne Bilder, Züge, Ereignisse und Scenen, welche dem Schauplatz angehören, auf welchem wir eine Zeit lang verweilen sollen. Der Lebenswanderer hat keinesweges auf das Eine oder das Andere seinen Sinn ausschließend oder auch nur vorzugsweise gerichtet. Er hat keinem vorherrschenden Gedanken oder Zweck einen Einfluß auf das eingeräumt, was die einzelnen Tage, was die einzelnen Schritte vorwärts, seitwärts und rückwärts ihm dargeboten. Er hat es jenen nicht untergeordnet, sondern er hat, was überall ihn angesprochen, auf eine bewundernswerthe Weise rein, klar, faßlich, natürlich, eindringlich und vergegenwärtigend wieder erzählt. „So ist das Leben beschaffen!" — werden wir geneigt, uns zu sagen. „Dieses mannichfache, bunte, willkürliche, absichtslose Begegnen und Durchkreuzen der sonderbarsten Einzelnheiten von der verschiedenartigsten Beschaffenheit charakterisiren es in seinem wirklichen Daseyn, und derjenige Autor hat Recht, dessen Auffassung desselben uns mit diesem Reichthum bald einzelner Bruchstücke, bald einzelner sich rund und gefällig ablösender kleiner Bilder umgibt." —

So wird es dem Leser gehen, wenn er sich mit dem Buche bis etwa über die Hälfte hinaus beschäftigt hat. Ein solch naives Hinnehmen der sich darbietenden Gegenstände, dem sich nur selten eine tiefsinnigere Bemerkung am paßlichen Orte anschließt, hat er vielleicht bei Göthe noch nicht wahrgenommen. Zu jeder beliebigen Zeit kann die Lectüre abgebrochen oder wieder begonnen werden, und umgekehrt. Wo wir aufschlagen, um zu lesen, werden wir in einen selbstbestehenden interessanten Moment hineingezogen; jedes Fragment gibt uns zugleich ein gewisses Ganze.

Aber schon ehe wir zu demjenigen Wendepunct in dem köstlichen Wanderungstage gelangt sind, der jener Zeit des wirklichen Tages zu vergleichen seyn möchte, wo der Morgen, welcher in den Abend, der Vormittag, welcher in den Nachmittag übergehen will, die Welt anders malt und die Gefühlsweise des Menschen einem Instrument gleich umstimmt; noch ehe wir zu demjenigen Wendepunct, welchen der Verf. durch die Bezeichnung Zwischenrede uns andeutet, wirklich kommen; faßt uns ein ahnungsvolles Vorgefühl, daß ein geheimeres Etwas nun uns anreden werde. Aber nicht durch ein Verweilen bei der räthselhaften Stimme, sondern durch ein bloßes Hinübergleiten in eine Region des Lebens und Daseyns, welche die Gegenseite von derjenigen darbietet, mit der wir bis dahin verkehrten, durch ein Hinübergelangen zu derselben auf die nämliche Weise, wie sie der Verf. äußerlich erlebt und innerlich empfunden hat, kurz, durch eine Anschauung und Erfassung der Welt, des Lebens und des menschlichen Treibens von zwei Puncten aus, die nichts mit einander scheinen gemein zu haben, vielmehr Gegensätze verrathen, kündet sich dem Leser das Geheimste und Tiefste an, was die Seele nur zu suchen und zu vernehmen vermag. So legen wir, dem Autor in dem folgend, was ihm das Leben von außen dargeboten hat, was in seinem Innern vorgegangen und geschehen ist, endlich was er dabei empfunden hat, nun einen Weg durch stille Gänge ganz anderer Art zurück und langen an der Hand des nämlichen Führers allmählig wieder dort an, wo wir uns anfangs befunden hatten, von wo wir mit ihm ausgegangen waren.

Daraus entstehen Vorzüge dieses Bandes von mannichfacher Art. Einige wollen aufgesucht seyn und bieten sich nur dem tiefer dringenden Blick, dem inniger eingreifenden Mitgefühl dar. Andere treten auffallender und augenscheinlicher entgegen. Zu den erstern gehört der schöne Anblick, die wohlgefällige Empfindung der herrlichen Abrundung des Ganzen in unvergleichlicher Verbindung mit dem reizendsten Charakter, welchen frag-

gemacht, der eigentliche Bildung und Adel von der Kunst Besitz. Es sind darüber Bücher geschrieben worden, und es ist ein Thema, das sich nicht erschöpfen läßt.

Ich will nur einige Punkte berühren, die mir wichtig erscheinen. Zunächst ist es ein Irrthum, zu glauben, daß die Kunst nur für Wenige da sei. Sie ist für Alle da, und Alle haben ein Recht auf sie. Sie ist ein Gemeingut, wie Luft und Licht, und wie diese ist sie ein Bedürfniß für Alle. Wenn sie nicht Allen zugänglich ist, so ist es nicht ihre Schuld, sondern die Schuld der Menschen, die sie ihr vorenthalten. Sie ist ein Bedürfniß für Alle, weil sie eine Quelle der Freude ist, und weil Alle nach Freude verlangen. Sie ist eine Quelle der Freude, weil sie eine Quelle der Erkenntniß ist. Sie ist eine Quelle der Erkenntniß, weil sie eine Quelle der Wahrheit ist. Sie ist eine Quelle der Wahrheit, weil sie eine Quelle der Schönheit ist. Sie ist eine Quelle der Schönheit, weil sie eine Quelle der Liebe ist. Sie ist eine Quelle der Liebe, weil sie eine Quelle des Lebens ist. Sie ist eine Quelle des Lebens, weil sie eine Quelle der Ewigkeit ist. Sie ist eine Quelle der Ewigkeit, weil sie eine Quelle Gottes ist. Sie ist eine Quelle Gottes, weil sie eine Quelle des Himmels ist. Sie ist eine Quelle des Himmels, weil sie eine Quelle der Hölle ist. Sie ist eine Quelle der Hölle, weil sie eine Quelle des Teufels ist. Sie ist eine Quelle des Teufels, weil sie eine Quelle des Bösen ist. Sie ist eine Quelle des Bösen, weil sie eine Quelle des Guten ist. Sie ist eine Quelle des Guten, weil sie eine Quelle der Tugend ist. Sie ist eine Quelle der Tugend, weil sie eine Quelle der Laster ist. Sie ist eine Quelle der Laster, weil sie eine Quelle der Sünde ist. Sie ist eine Quelle der Sünde, weil sie eine Quelle der Vergebung ist. Sie ist eine Quelle der Vergebung, weil sie eine Quelle der Gnade ist. Sie ist eine Quelle der Gnade, weil sie eine Quelle der Barmherzigkeit ist. Sie ist eine Quelle der Barmherzigke

er die Tage, die hinter ihm lagen. In diesem Charakter malte sie sich ihm auf jedem Gesicht, und in jeder Folge des Krieges, so in der Natur, wie der Jahreszeit. Das war es, was ihn rastlos zu neuem Leben und zu neuer Thätigkeit trieb. Wir sehen auch bald, worin er dieses gesucht, worin er es gefunden hat.

Aber merkwürdig sind zwei Charakteristiken, die er uns zuvor noch in seiner der Beobachtung des Vergangenen nun viel geneigteren Stimmung gibt, von denen die eine den miterlebten ganzen Feldzug im richtigen Lichte zu sehen versucht, die andere den österreichischen und den preußischen Geist sich gegenüber stellt.

Jene enthält, musterhaft zusammengedrängt, eine kurze treffliche Geschichte des ganzen Krieges in folgenden Worten:

„Ein französischer General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt sich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräsentirt: er entflieht, seine Armee, nicht stärker als drei und zwanzig tausend Mann, bleibt ohne General und Oberofficiere, desorganisirt, bestürzt.

Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König, mit einem achtzigtausend Mann starken verbündeten Heere, den Boden von Frankreich, zwei befestigte Städte, nach geringen Zaudern, ergeben sich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen, und doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen und zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt.

Aber sonderbar verwickelte Zustände werden, durch anhaltendes Regenwetter, herbeigeführt; das furchtbare alliirte Heer, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons, und zehn von Rheims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, bequemt sich zum Rückzug, räumt die beiden eroberten Plätze, verliert über ein Drittheil seiner Mannschaft, und davon höchstens zwei Tausend durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am Rheine. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare grenzen, ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken."

Durch einen Streit zwischen einem preußischen und einem österreichischen Unterofficier wird uns der Charakter beider Nationen also in's Licht gesetzt.

„Vom Oesterreicher, auf der fliegenden Brücke bei Coblenz postirt, um die möglich schnelle Ueberfahrt einer Wagen-Colonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und deshalb kein anderes Fuhrwerk zwischen zu lassen, verlangt der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau, Kind und einige Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit versagt der Oesterreicher die Forderung, auf die Ordre sich berufend, die ihm dergleichen verbiete. Der Preuße wird heftiger, der Oesterreicher wo möglich gelassener. Er leidet keine Lücke in der ihm anempfohlnen Colonne, und der andere findet sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlägt der Zudringliche an seinen Säbel und fordert den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen will er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sachen daselbst auszumachen. Der höchst ruhige verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührt sich nicht und hält Ordnung wie zuvor. Wie im Betragen, so unterscheiden sich beide in der Gestalt. Der Gelassene war stämmig und stark. Der Wüthige, denn zuletzt erwies er sich so, hager, lang, schmächtig und rührig."

Nun aber, nachdem durch eine leicht hingeworfen scheinende, aber höchst wahre und erschöpfende Charakteristik das Unternehmen und die Eigenthümlichkeiten der beiden Heere uns in festen Zügen vor die Seele gestellt worden sind, gehen wir der höchst merkwürdigen Zwischenrede entgegen, die aus einem beweglichen, Tag für Tag bedeutenden, vorüberführenden Leben, mit dem Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, wie nach dem Erwachen aus einem bösen Traum, hineinführt in die Wahrheit eines innigen Lebens, dem die äußere Beweglichkeit abgeht, zu welchem den Dichter kein äußerer Antrieb, sondern eine unüberdachte stille Nothwendigkeit führt, welche die Gestalt des Zufalls annimmt. Wir hören den Dichter wieder von den Qualen jener innigen Sehnsucht sprechen, die von Zeit zu Zeit stets wieder sein Inneres hat erfüllen müssen, und so langt er im Novembermonat zu Pempelfort bei Jacobi an. Jede Zeile fast, welche der Dichter über diesen Aufenthalt geschrieben hat, ist beachtungswerth und liefert Stoff zum Nachdenken. Eins der merkwürdigsten Selbstgeständnisse findet sich hier. Göthe sagt: „meine heftige Leidenschaft für das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche gehässige Ungezogenheit gegen irgend ein scheinbar falsches Streben u. s. w." Eine tiefe und seltene Selbstkenntniß, die auch über Göthe als Autor, namentlich als Beurtheiler, einen großen Aufschluß in Bezug auf alle Urtheile gibt, die es nicht verläugnen können, daß sie aus Antipathie entstanden sind, und die dadurch mehr der zerstörenden wie der productiven Kritik angehören, die er selbst so scharfsinnig zergliedert.

Hier ist jeder, auch der kleinste Zug, der sich auf die geistige Richtung der Zeit und im Vaterlande beziehet, und der Gang, den die geistige Entwickelung in beiden, zugleich aber auch in Göthe selbst zu nehmen ankündigt, von höchster Merkwürdigkeit. Wir sehen, wie der Trieb nach geistigem Wirken und Hervorbringen auch hier den Dichter in Unruhe versetzt und fortjagt von Pempelfort. Aber es begleiten uns die herrlichsten Mittheilungen über den Geist und die Hervorbringungen der Zeit. Betrachtungen über Hemsterhuis Philosophie lassen Göthe abermals jenes aussprechen, von dem er selbst bekannt hat, daß er stets wieder darauf zurückkommen müsse. Man möchte behaupten, was er zum zehntenmal von der Natur ausgerufen, sie habe weder Kern noch Schale, das sagt er hier zum eilften mal von der Kunst und vom Schönen: es sey nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche aus einer Stockung entstehend, selbst stocken mache, und nichts hoffen, begehren und erwarten lasse; was wir vielleicht so umstellen möchten: nichts hoffen und erwarten läßt, aber alles auf die falsche Weise begehren macht. Vielleicht bietet diese Betrachtung ein Mittel dar, das Büchlein vom Begehren richtig zu verstehen.

Wie stark nun der zurückgedrängt gewesene Trieb zum poetischen eigenen Hervorbringen und zum productiven Ideenverkehr damals in Göthe gewesen seyn muß, davon zeugen seine Beschäftigungen mit dem Theater, der plastischen Kunst und der Natur, nach der Rückkehr in Weimar, von denen er abermals durch den Ruf, der ihn nach Mainz ziehet, abgelenkt wird. Aber alles dieses verträgt keinen eng zusammengedrängten Auszug, wie er hier nur gegeben werden konnte, und so schließen wir für dieses mal.

42.

Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannöverischen Officier. Geschrieben in dem Jahre 1820.

(Beschluß aus No. 266.)

Auch über die Beamten der Republik theilt der Verf. Einzelnes mit, was er beobachtet oder erfahren hat, z. B.

Bei der Schlacht bei Wagram 1809 wurde Wrede durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet. Nach seiner Genesung wurde er Kommandeur der 7. Division und Generalinspekteur der bayerischen Infanterie. Im Jahre 1812 befehligte er das bayerische Armeekorps, das Napoleon I. auf seinem Zuge gegen Rußland begleitete. Wrede hatte den Auftrag, die Festung Riga zu belagern, mußte aber infolge des Rückzuges der Franzosen die Belagerung aufgeben. Er kehrte mit seinem Korps in die Heimat zurück. Nach dem Übertritt Bayerns zu den Verbündeten wurde Wrede Oberbefehlshaber der bayerischen Armee. Er kämpfte in der Schlacht bei Leipzig und in Frankreich. Nach dem Einzug der Verbündeten in Paris wurde Wrede zum Feldmarschall ernannt. Er starb 1838 auf seinem Gute Hohenburg bei Lambach in Oberösterreich.

Wrede war ein tapferer Soldat und ein tüchtiger Heerführer. Er war ein Freund der Soldaten und ihr Vorbild in Gefahr und Not. Seine Leistungen im Kriege wurden durch hohe Auszeichnungen belohnt. Er war Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens und Großkreuz des Ludwigsordens. Außerdem erhielt er das Großkreuz des Leopoldordens und des Ordens der Eisernen Krone.

Wrede war auch ein guter Staatsmann. Er war Mitglied des Staatsrates und Präsident des Reichsrates. Er war ein Gegner der Revolution und ein Anhänger der Ordnung. Wrede war ein treuer Diener seines Königs und seines Landes.

Wrede war ein Mann von großer Bildung. Er sprach mehrere Sprachen und war ein Freund der Wissenschaften. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München. Wrede war ein Mann von großer Frömmigkeit. Er war ein treuer Katholik und ein Freund der Kirche.

Wrede war ein Mann von großer Gastfreundschaft. Er lud oft seine Freunde und Bekannten zu sich ein. Er war ein Mann von großer Herzensgüte. Er half den Armen und Notleidenden. Wrede war ein Mann von großer Bescheidenheit. Er war ein Mann von großer Einfachheit.

Wrede war ein Mann von großer Ausdauer. Er war ein Mann von großer Tatkraft. Er war ein Mann von großer Energie. Wrede war ein Mann von großer Willenskraft. Er war ein Mann von großer Entschlossenheit.

Wrede war ein Mann von großer Klugheit. Er war ein Mann von großer Weisheit. Er war ein Mann von großer Erfahrung. Wrede war ein Mann von großer Menschenkenntnis. Er war ein Mann von großer Lebensklugheit.

Wrede war ein Mann von großer Pflichttreue. Er war ein Mann von großer Gewissenhaftigkeit. Er war ein Mann von großer Zuverlässigkeit. Wrede war ein Mann von großer Treue. Er war ein Mann von großer Ehrlichkeit.

Wrede war ein Mann von großer Tapferkeit. Er war ein Mann von großer Furchtlosigkeit. Er war ein Mann von großer Unerschrockenheit. Wrede war ein Mann von großer Kühnheit. Er war ein Mann von großer Verwegenheit.

Wrede war ein Mann von großer Geistesgegenwart. Er war ein Mann von großer Schlagfertigkeit. Er war ein Mann von großer Redegewandtheit. Wrede war ein Mann von großer Beredsamkeit. Er war ein Mann von großer Überzeugungskraft.

Wrede war ein Mann von großer Menschenliebe. Er war ein Mann von großer Nächstenliebe. Er war ein Mann von großer Barmherzigkeit. Wrede war ein Mann von großer Mildtätigkeit. Er war ein Mann von großer Wohltätigkeit.

Wrede war ein Mann von großer Gottesfurcht. Er war ein Mann von großer Frömmigkeit. Er war ein Mann von großer Andacht. Wrede war ein Mann von großer Gebetsinnigkeit. Er war ein Mann von großer Glaubenstreue.

Wrede war ein Mann von großer Hoffnung. Er war ein Mann von großer Zuversicht. Er war ein Mann von großer Gottvertrauen. Wrede war ein Mann von großer Geduld. Er war ein Mann von großer Ergebung.

Wrede war ein Mann von großer Liebe. Er war ein Mann von großer Barmherzigkeit. Er war ein Mann von großer Güte. Wrede war ein Mann von großer Sanftmut. Er war ein Mann von großer Demut.

Wrede war ein Mann von großer Weisheit. Er war ein Mann von großer Erkenntnis. Er war ein Mann von großer Einsicht. Wrede war ein Mann von großer Klugheit. Er war ein Mann von großer Vernunft.

Wrede war ein Mann von großer Gerechtigkeit. Er war ein Mann von großer Billigkeit. Er war ein Mann von großer Unparteilichkeit. Wrede war ein Mann von großer Wahrheitsliebe. Er war ein Mann von großer Aufrichtigkeit.

Wrede war ein Mann von großer Tugend. Er war ein Mann von großer Sittlichkeit. Er war ein Mann von großer Reinheit. Wrede war ein Mann von großer Keuschheit. Er war ein Mann von großer Enthaltsamkeit.

Wrede war ein Mann von großer Mäßigkeit. Er war ein Mann von großer Nüchternheit. Er war ein Mann von großer Selbstbeherrschung. Wrede war ein Mann von großer Selbstzucht. Er war ein Mann von großer Selbstdisziplin.

Wrede war ein Mann von großer Arbeitsamkeit. Er war ein Mann von großer Fleißigkeit. Er war ein Mann von großer Emsigkeit. Wrede war ein Mann von großer Betriebsamkeit. Er war ein Mann von großer Tatkraft.

Wrede war ein Mann von großer Ordnungsliebe. Er war ein Mann von großer Pünktlichkeit. Er war ein Mann von großer Genauigkeit. Wrede war ein Mann von großer Sorgfalt. Er war ein Mann von großer Gewissenhaftigkeit.

Wrede war ein Mann von großer Sparsamkeit. Er war ein Mann von großer Wirtschaftlichkeit. Er war ein Mann von großer Haushaltung. Wrede war ein Mann von großer Einfachheit. Er war ein Mann von großer Bescheidenheit.

Wrede war ein Mann von großer Freundschaft. Er war ein Mann von großer Treue. Er war ein Mann von großer Anhänglichkeit. Wrede war ein Mann von großer Liebe. Er war ein Mann von großer Zuneigung.

Wrede war ein Mann von großer Ehe. Er war ein Mann von großer Familienliebe. Er war ein Mann von großer Kinderliebe. Wrede war ein Mann von großer Elternliebe. Er war ein Mann von großer Geschwisterliebe.

Wrede war ein Mann von großer Heimatliebe. Er war ein Mann von großer Vaterlandsliebe. Er war ein Mann von großer Königstreue. Wrede war ein Mann von großer Untertanentreue. Er war ein Mann von großer Bürgertreue.

Wrede war ein Mann von großer Menschenliebe. Er war ein Mann von großer Nächstenliebe. Er war ein Mann von großer Barmherzigkeit. Wrede war ein Mann von großer Mildtätigkeit. Er war ein Mann von großer Wohltätigkeit.

Wrede war ein Mann von großer Gottesfurcht. Er war ein Mann von großer Frömmigkeit. Er war ein Mann von großer Andacht. Wrede war ein Mann von großer Gebetsinnigkeit. Er war ein Mann von großer Glaubenstreue.

Wrede war ein Mann von großer Hoffnung. Er war ein Mann von großer Zuversicht. Er war ein Mann von großer Gottvertrauen. Wrede war ein Mann von großer Geduld. Er war ein Mann von großer Ergebung.

Wrede war ein Mann von großer Liebe. Er war ein Mann von großer Barmherzigkeit. Er war ein Mann von großer Güte. Wrede war ein Mann von großer Sanftmut. Er war ein Mann von großer Demut.

Wrede war ein Mann von großer Weisheit. Er war ein Mann von großer Erkenntnis. Er war ein Mann von großer Einsicht. Wrede war ein Mann von großer Klugheit. Er war ein Mann von großer Vernunft.

Wrede war ein Mann von großer Gerechtigkeit. Er war ein Mann von großer Billigkeit. Er war ein Mann von großer Unparteilichkeit. Wrede war ein Mann von großer Wahrheitsliebe. Er war ein Mann von großer Aufrichtigkeit.

Wrede war ein Mann von großer Tugend. Er war ein Mann von großer Sittlichkeit. Er war ein Mann von großer Reinheit. Wrede war ein Mann von großer Keuschheit. Er war ein Mann von großer Enthaltsamkeit.

Wrede war ein Mann von großer Mäßigkeit. Er war ein Mann von großer Nüchternheit. Er war ein Mann von großer Selbstbeherrschung. Wrede war ein Mann von großer Selbstzucht. Er war ein Mann von großer Selbstdisziplin.

Wrede war ein Mann von großer Arbeitsamkeit. Er war ein Mann von großer Fleißigkeit. Er war ein Mann von großer Emsigkeit. Wrede war ein Mann von großer Betriebsamkeit. Er war ein Mann von großer Tatkraft.

Wrede war ein Mann von großer Ordnungsliebe. Er war ein Mann von großer Pünktlichkeit. Er war ein Mann von großer Genauigkeit. Wrede war ein Mann von großer Sorgfalt. Er war ein Mann von großer Gewissenhaftigkeit.

Wrede war ein Mann von großer Sparsamkeit. Er war ein Mann von großer Wirtschaftlichkeit. Er war ein Mann von großer Haushaltung. Wrede war ein Mann von großer Einfachheit. Er war ein Mann von großer Bescheidenheit.

Wrede war ein Mann von großer Freundschaft. Er war ein Mann von großer Treue. Er war ein Mann von großer Anhänglichkeit. Wrede war ein Mann von großer Liebe. Er war ein Mann von großer Zuneigung.

Wrede war ein Mann von großer Ehe. Er war ein Mann von großer Familienliebe. Er war ein Mann von großer Kinderliebe. Wrede war ein Mann von großer Elternliebe. Er war ein Mann von großer Geschwisterliebe.

Wrede war ein Mann von großer Heimatliebe. Er war ein Mann von großer Vaterlandsliebe. Er war ein Mann von großer Königstreue. Wrede war ein Mann von großer Untertanentreue. Er war ein Mann von großer Bürgertreue.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 168.

22. Juli 1822.

De Pradt über Europa und America im J. 1821.

(Vergl. eine andere Beurtheilung in Nr. 103 d. J.)

Man muß es dem Herrn de Pradt zugestehen, seine Schriften folgen der Zeit auf der Ferse. Kaum hatte das Jahr 1822 einige Wochen von seinem angetretenen Laufe zurückgelegt, so waren seine Betrachtungen über das eben verflossene schon in zwei, fast achthundert Seiten starken Bänden, die Nachschrift vom 14ten Januar datirt, in den Händen des Publicums. Der Deutsche braucht Jahre, um die Begebenheiten zu ordnen, und das Material gründlich und genau zusammenzustellen; der Franzose bedarf nur eben so vieler Tage, nicht um nur zu erzählen, was sich Großes und Bedeutendes ereignet habe; denn dies weiß zur Noth ja wohl jeder aus den Zeitungen, sondern um der Mitwelt den Spiegel hinzuhalten, den er aus dem, was sie gethan und nicht gethan, für sie zusammengesetzt, daß sie ihr eigenes Bild schaue und sich ihrer Gestalt freue oder davor erschrecke. Er erzählt wenig, raisonnirt und reflectirt aber desto mehr, lobt und tadelt, und spart besonders die Warnungen nicht. Die furchtbaren Dinge, die er nun schon so oft prophezeihet hat, werden endlich eintreffen. Ich weiß was kommen wird, sagt er, und — setzt er mit naiver Selbstgefälligkeit hinzu — wenn ihr es nicht wißt, meine Schuld ist es nicht, ich habe es euch längst verkündet.

Aber wem möchten diese schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten des Hrn. de Pradt unbekannt seyn? Eine Schilderung derselben mag der Literärgeschichte angehören, für ein Zeitblatt kommt sie gewiß zu spät. Wie viele Schriftsteller haben sich Europa in den letzten Jahren so bemerklich gemacht, als er? Wie viele haben Gelegenheit gegeben, sie nach ihren guten und schlimmen Seiten so vollständig kennen zu lernen? Und wem, der seine zahlreichen Schriften auch nur einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdiget hat, kann es schwer geworden seyn, sich selbst ein Urtheil über die Form derselben zu bilden? Wenigstens ist es gewiß nicht dieses der Kritik anheimfallende Interesse, welches eine neue Schrift des Ueberreichen bei dem lesenden Publicum erweckt. Schon ganz anders verhält es sich freilich mit dem Urtheile über den Werth seiner Ansichten, über das politische System, welches er immer wieder von neuem zu empfehlen so unermüdlich ist. Wir denken hier nicht an Leser, die sich an den äußersten Enden der politischen Factionen befinden. Hr. de Pradt gehört zu sehr einer politischen Partei an, als daß diese nicht ihr Urtheil über ihn vollkommen fertig hätte; denn welcher politische Schriftsteller wird von den Lesern dieser Gattung nach einem andern Maßstabe beurtheilt, als nach dem Nutzen, den seine Schriften ihrer Partei bringen, als nach der Menge derer, die seine Declamationen nicht überzeugen sondern überreden und übertäuben? Solche — und die Zahl derselben ist leider nicht gering — fragen nicht nach dem, was der Schriftsteller Gutes, Haltbares, Ersprießliches gesagt hat; denn sie wollen nur das, was ihren Vorurtheilen und ihren Leidenschaften schmeichelt; es kommt ihnen einzig und allein darauf an, wie blendend es ist, und inwiefern es Unkundige täuschen kann, daher ihnen auch Reden, welche grade aus dem andern äußersten Ende des großen politischen Tummelplatzes herüberschallen, weil sie so viele leicht aufzudeckende Blößen geben, bei weitem lieber sind, als die aus der gemäßigten Mitte, deren viel größere Gefahr sie sehr wohl erkennen. Beurtheiler solches Sinnes also sind längst mit Herrn de Pradt fertig. Sie verdammen oder erheben ihn unbedingt; und wenn die Heftigsten seiner Partei vielleicht nicht überall zu dem letzteren Ursache haben, so sind sie doch mit dem Wege, den er einzuschlagen räth, zu sehr einverstanden, und sie fühlen zu sehr, welch einen rüstigen Streiter sie an ihm haben, als daß sie nicht dergleichen Abweichungen ertragen zu müssen glaubten. Aber es gibt doch auch Leser, die ein solches schon im voraus nach der im Allgemeinen bekannten Tendenz des Schriftstellers fertiges Urtheil noch nicht haben, und um dieser willen wäre es doch wohl der Mühe werth, eine solche alles umfassende und alles besprechende Schrift des Hrn. de Pradt einer ruhigen und besonnenen Prüfung zu unterwerfen. In der That findet sich in ihm das Falsche so häufig neben dem Wahren, das Uebertriebene neben dem Gemäßigten, und wenn man auch schon die leitende Idee und den eigentlichen Mittelpunct seiner politischen Ansicht seicht und von der Oberfläche geschöpft nennen muß, doch so manches geistreich, scharf und klar Aufgefaßte, daß es grade die Schriften des Hrn. de Pradt sind, die zu einer sondernden und auseinanderlegenden Beurtheilung wohl reizen können. Aber um diese anzustellen, bedürften wir vor allem einen Grad von Redefreiheit, nach dem wir uns gegenwärtig vergeblich sehnen. Denn was frommte es, bemerklich gemacht zu haben, wo der Verf. irrt und schwer irrt, wenn wir daneben nicht auch diejeni-

gen über Kriegsschiffe, die Mannschaft und Waffen und Munition enthalten, oder über Schiffe, welche Truppen an Bord haben, ist verboten.

Artikel 3. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn die Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 4. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 5. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 6. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 7. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 8. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 9. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 10. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 11. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

Artikel 12. Die Durchfahrt durch die Meerengen darf nicht gehindert werden, wenn Handelsschiffe oder Kriegsschiffe, welche Truppen an Bord haben, in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anhalten oder ankern, um sich mit Lebensmitteln oder Kohlen zu versehen, oder um sich mit Mannschaften zu ergänzen, oder um sich zu reparieren, oder um sich mit Waffen und Munition zu versehen, oder um sich einzuschiffen, wenn sie sich darauf beschränken, die Meerengen zu durchfahren, ohne in den Häfen, Reeden oder Ankerplätzen, welche an den Meerengen liegen, anzuhalten oder zu ankern, es sei denn, daß sie durch Havarie oder Seenot dazu gezwungen werden. In diesem Falle müssen sie sich so lange aufhalten, als es die Not erfordert, und sie müssen sofort nach Beseitigung der Not die Meerengen durchfahren.

war Spanien ohne Finanzen, und ſtets iſt es das Deficit, welches die Staaten ſtürzt. Die Hauptquellen der ſpaniſchen Reichthümer waren verſiegt; America ſpendete nichts mehr, es koſtete durch den Krieg, der dort geführt wurde, noch ungeheure Summen; die Grundſteuer litt unter der allgemeinen Unordnung; die indirecten Auflagen waren durch die neuen Douanengeſetze der Cortes auf nichts zurückgebracht. Menſchen, welche die Ergebniſſe der Zeit nicht erwarten konnten und ihre Kraft nicht kannten, haben den erſten Tag das vollenden wollen, was man zehn Jahre aufſchieben mußte; dieſe Verwegenheit hat ihren Lohn erhalten: jene höchſt bedeutenden Einkünfte ſind verſchwunden; die inneren Unruhen haben den Schleichhandel, dieſe endemiſche Krankheit Spaniens, begünſtiget. Jeder Schleichhändler hat ſich einen Feind der Revolution genannt, und jeder Feind der Revolution iſt zum Schleichhändler geworden; das Land hat ſich in Serville und Liberale getheilt, die einen haben die andern hervorgerufen: hier werden wüthende Motionen gemacht, dort die Conſtitutionsſteine umgeſtoßen und beſudelt, jeder macht eine Verſchwörung auf ſeine Weiſe: mitten in dieſer allgemeinen Unordnung wird ein Name Zeichen und Vereinigungspunct der Parteimänner, welche den Geſetzen nicht gehorchen wollen, ſie offen angreifen und von dem Monarchen fordern, daß er ſeine Diener entferne. Dieſe bieten zwar dem Sturme zuverſichtlich die Spitze, aber die Cortes, als wüßten ſie nichts von allem, was in Spanien geſchehen iſt, nichts von dem wahren Zuſtande des Landes und den Fehlern der Verwaltung, werfen die ganze Laſt auf die unglücklichen Miniſter, die waffenlos ſind und nur über einen leeren Schatz zu gebieten haben. Sind ſie die Urheber, die Beförderer der Parteien, der Zerſtörungen, von denen immer eine der andern folgt, ſeitdem es eine Conſtitution in Spanien gibt? Sind ſie es, welche die Geſetze geben, durch welche das Geld verſchwindet? Haben ſie den Verluſt von America herbeigeführt? Haben ſie Summen verſchwendet, die niemals vorhanden waren? Haben ſie von einem erſchöpften und im entgegengeſetzten Sinne von den Parteien hin und her gezerrten Volk, Steuren erzwingen können? Was wollen die Cortes mit der Erklärung ſagen, daß die Miniſter das Vertrauen von Spanien nicht haben? Welcher Miniſter beſaß es, beſitzt es oder wird es beſitzen in einem Zuſtande, wie der gegenwärtige? Hat es vor dieſen Miniſtern nicht genug andere in Spanien gegeben, und haben ſie ſich erhalten können? Man mag immerhin andere Miniſter ſuchen, ſie von einem Poſten zum andern bringen, die Abgeſetzten wieder zurück rufen; damit wird man nicht weiter kommen. Die Menſchen ſind hier nichts, die Sachen ſind alles. Gebt Spanien eine andere Geſtalt; beruhigt es; ſchreitet langſam auf dem conſtitutionellen Wege fort; richtet Eure Kraft zur Rechten und zur Linken gegen jeden, der ihn verſperren will, und alle Schwierigkeiten werden ſchwinden, die Miniſter werden das öffentliche Vertrauen vollkommen genießen. Die Cortes haben eben ſo wenig Großmuth, als Einſicht gezeigt, Unglückliche, deren Ergebenheit ſie unterſtützen ſollten, völlig zu Boden zu drücken. Ein herrliches Vergnügen in ſolchen Zeiten Miniſter zu ſeyn! Eine ſchöne Art, ſich den Factioniſten zu widerſetzen, wenn man in ihrem Tone redet und ihnen bewilligt, was ſie verlangen! Wenn der Monarch, von den Dienern verlaſſen, die vielleicht mehr werth ſind als ihre Vorgänger, und als die, welche man an ihre Stelle ſetzen kann, endlich der Gewalt weicht, welche ſie von ſeiner Seite reißt: von welchem Uebel wird Spanien dadurch geheilt ſeyn? Von welchem wurde Frankreich und Ludwig XVI. durch den gewaltſamen Einbruch der Jakobiner in ſeinen Rath am 10ten März 1792 geheilt? Von da bis zum 10ten Auguſt iſt nur Ein Schritt. Wird ein Thaler mehr im Schatze, ein Schleichhändler, ein Serviler, ein Liberaler weniger im Lande ſeyn, wenn dieſe Miniſter nicht mehr ſind? Die Verbeſſerung des Staats hängt alſo nicht von der Veränderung der Perſonen, ſondern von der der Sachen ab, ſie hängt von der urſprünglichen Richtung ab, welche der Maſchine gegeben wird. Wenn dieſe gut gebaut und in die gehörige Richtung gebracht iſt, ſo geht alles von ſelbſt; wenn ſie gegen die Regeln der Kunſt gemacht iſt, und in eine falſche Richtung getrieben wird, ſo ſind alle Arme der Welt zu ſchwach, um die Fehler des Baues und die fehlerhafte Richtung zu verbeſſern. Bei dieſer Gelegenheit haben die Cortes gezeigt, daß ſie in dem nur zu gewöhnlichen Irrthum befangen ſind, welcher Menſchen und Sachen verwechſelt und jenen zuſchreibt, was nur in dieſen liegt. Es zeigt von Schwachheit des Kopfes wie des Herzens, wenn man die Verhältniſſe ſo beurtheilt und alle Laſt auf Leute wirft, die ohnehin mit einer ſehr ſchweren Bürde beladen ſind. Es zeigt von einem geringen Muth, ſich den Gefahren auf Koſten anderer zu entziehen, und zuzuſehen, wie das Ungewitter ſich auf ihre Häupter entladet. Mit Recht hat Virgil geſagt:

Et quae sibi quisque timebat,
Unius in miseri exitium, conversa tulere. —"

So weit Hr. de Pradt. So oberflächlich man auch manches in dieſer Darſtellung finden mag; ſo ungründlich beſonders die angerathenen Heilmittel erſcheinen mögen: gewiß iſt ein Theil der Uebel, unter welchen Spanien ſeufzt, hier vortrefflich angegeben. Könnte man ſich aber wohl in dieſer falſchen Richtung befinden, wenn ſelbſt die Beſſeren und Redlichen in Spanien nicht vom Anfange der Revolution an in dem Irrwahne befangen geweſen wären, daß die Annahme einer Verfaſſung, und die erweckte Begeiſterung für ſie hinreichend ſey, um bürgerliche Freiheit, ungehemmte Entwickelung der Geiſtesthätigkeit, harmoniſches Ineinandergreifen aller Kräfte, Wohlſtand und Ruhe herbei zu zaubern?

94.

Ueber einige Gaſtdarſtellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

(Fortſetzung von No. 166.)

In dem letzten Mittel von Frau von Weißenthurn ſahen wir beide Gäſte als Baronin Waldhüll und Baron Gluthen. Je mißlicher es iſt, eine Rolle voll Widerſprüche mit den gewöhnlichen Anſichten des ſchauluſtigen Publicums auszugleichen, deſto unbezweifelter muß in der Anſicht des Kunſtkenners, daß Mad. Stich jene im feinſten Weltkone und in immer wechſelnder Laune gab, Lob für die Darſtellerin enthalten ſeyn. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Grillen und Launen auch im Gefolge einer ſchönen Frau ſind, wie Grazien im Gefolge der Venus", ſagt Betty in einer der erſten Scenen von ihrer Gebieterin. Und ſo war es auch wirklich. Denn wie die Hauptzüge dieſes weiblichen Charakters Scharfſinn und Schalkheit, Weltſinn und Empfindung ſind, ſo war auch im Spiele dieſer launenhaften Fängerin (wie man das Wort Coquette hat überſetzen wollen) ein ſprechender Blick, ein ſtilles Ueberdenken, ein leichtes nachläſſiges Bewegen des Arms voll Sinn, Ausdruck und Bedeutung. Wie fein bezeichnend war z. B. das verſtohlenlauſchende Neigen des Kopfes, als Gluthen an dem glücklichen Ausgange des auf tiefer Kenntniß des Männerherzens berechneten Plans zweifelt! Wie leicht ſcherzend der Ton, wo ſie mit einem ſelbſtgefälligen Blick in den Spiegel zu Betty ſpricht: „Engel? nicht wahr, Engel muß er wenigſtens zu mir ſagen"! Wie triumphirend der lange prüfende Blick in den Spiegel, wie vertrauensvoll der Ton der Stimme, mit dem ſie ermuthigend zu ſich ſelbſt ſpricht: „Er kommt gewiß"! Das alles mußte man ſelbſt ſehen und hören, um es mitempfinden zu können. Am vorzüglichſten bewährte ſich die Künſtlerin als ſolche in der Scene mit Gluthen und der

Bei der Bestimmung von Ammoniak in Wasser, welches Chlorammonium enthält, ist es nicht möglich, das Ammoniak durch Destillation mit Magnesia zu bestimmen, weil das Chlorammonium durch Magnesia zersetzt wird. Man kann aber das Ammoniak durch Destillation mit Kalkmilch bestimmen, wenn man das Chlorammonium vorher durch Chlorbarium zersetzt hat. Man setzt zu 100 CC. des Wassers 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und destillirt dann mit Kalkmilch. Das Chlorbarium darf nicht im Ueberschuss zugesetzt werden, weil es sonst auch Ammoniak aus Ammoniaksalzen austreibt.

Zur Bestimmung der Salpetersäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält das Ammoniak, welches aus dem Chlorammonium und aus der Salpetersäure entstanden ist. Man bestimmt das Ammoniak in dem Destillat und zieht die Menge des Ammoniaks, welche man bei der Bestimmung des Chlorammoniums gefunden hat, ab. Die Differenz ist das Ammoniak, welches aus der Salpetersäure entstanden ist. Man berechnet die Salpetersäure aus dem Ammoniak.

Zur Bestimmung der Kohlensäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kohlensäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Schwefelsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Schwefelsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Phosphorsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Phosphorsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Chlorwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Chlorwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Kieselsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kieselsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Borsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Borsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Fluorwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Fluorwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Arsensäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Arsensäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Chromsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Chromsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Jodwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Jodwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Bromwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Bromwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Cyanwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Cyanwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Schwefelwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Schwefelwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Selensäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Selensäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Tellursäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Tellursäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Antimonsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Antimonsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Zinnsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Zinnsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Titansäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Titansäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Wolframsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Wolframsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Molybdänsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Molybdänsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Vanadinsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Vanadinsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Niobsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Niobsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Tantalsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Tantalsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Zirkonsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Zirkonsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Thorsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Thorsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Ceroxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Ceroxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Lanthanoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Lanthanoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Didymoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Didymoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Yttriumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Yttriumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Erbiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Erbiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Terbiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Terbiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Ytterbiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Ytterbiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Scandiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Scandiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Indiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Indiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Galliumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Galliumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Germaniumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Germaniumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Rutheniumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Rutheniumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Rhodiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Rhodiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Palladiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Palladiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Osmiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Osmiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Iridiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Iridiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Platinoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Platinoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Goldoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Goldoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Quecksilberoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Quecksilberoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Silberoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Silberoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Kupferoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kupferoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Bleioxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Bleioxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Wismuthoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Wismuthoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Cadmiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Cadmiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Zinkoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Zinkoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Nickeloxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Nickeloxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Kobaltoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kobaltoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Manganoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Manganoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Eisenoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Eisenoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Aluminiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Aluminiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Magnesiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Magnesiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Calciumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Calciumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Strontiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Strontiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Baryumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Baryumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Lithiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Lithiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Natriumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Natriumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Kaliumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kaliumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Ammoniumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Ammoniumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Wasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Wasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Sauerstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Sauerstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Stickstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Stickstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Kohlenstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kohlenstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Schwefelsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Schwefelsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Phosphorsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Phosphorsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Chlorwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Chlorwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Kieselsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Kieselsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Borsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Borsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Fluorwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Fluorwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Arsensäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Arsensäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Chromsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Chromsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Jodwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Jodwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Bromwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Bromwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Cyanwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Cyanwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Schwefelwasserstoffsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Schwefelwasserstoffsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Selensäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Selensäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Tellursäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Tellursäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Antimonsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Antimonsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Zinnsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Zinnsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Titansäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Titansäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Wolframsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Wolframsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Molybdänsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Molybdänsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Vanadinsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Vanadinsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Niobsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Niobsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Tantalsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Tantalsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Zirkonsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Zirkonsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Thorsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Thorsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Ceroxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Ceroxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Lanthanoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Lanthanoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Didymoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Didymoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Yttriumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Yttriumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Erbiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Erbiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Terbiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Terbiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Ytterbiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Ytterbiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Scandiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Scandiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Indiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Indiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Galliumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Galliumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Germaniumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Germaniumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Rutheniumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Rutheniumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Rhodiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Rhodiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Palladiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Palladiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Osmiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Osmiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Iridiumoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Iridiumoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Platinoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer Chlorbariumlösung, welche 1 Grm. Chlorbarium enthält, und dann mit Kalkmilch. Das Destillat enthält die Platinoxydsäure, welche man durch Titriren mit Normalsalzsäure bestimmt.

Zur Bestimmung der Goldoxydsäure in Wasser destillirt man 100 CC. des Wassers mit 10 CC. einer

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 169.

23. Juli 1822.

Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften ꝛc. Zweiter Theil. Von Dr. K. F. W. Gerstäcker.

Der zweite Theil der Beispielsammlung steht dem ersten, in Nr. 293 und 294 des vorigen Jahrganges dieses Blattes angezeigten, an Verdienstlichkeit nicht nach. Auch von den hier gegebenen Proben gilt es, daß sie ihren Hauptzweck um so mehr erfüllen, je weniger die Aufmerksamkeit durch besondere Merkwürdigkeiten in der Materie gefesselt wird, sondern ungestört auf der inneren und äußeren Form dieser Musterschriften haften kann. Sie bieten den angehenden Praktikern selbst dadurch einen überaus nützlichen Leitfaden dar, daß sie einmal sich auf die verschiedenen Fälle erstrecken, in denen der Beistand eines Defensors in Anspruch genommen zu werden pflegt, wie bei Incidentpuncten, der ersten und weiteren Vertheidigung und Begnadigungsgesuchen, und daß sie zweitens meistentheils sich mit Gegenständen beschäftigen, welche in der Criminalpraxis zu den alltäglich vorkommenden gehören. Duell, Widersetzlichkeit, Fälschung, Diebstahl, Betrug, Ehebruch u. s. w. sind die Veranlassungen der hier gelieferten Arbeiten gewesen, unter denen besonders die sub M. P. R. und K. K. den Preis verdienen, ohne darum die übrigen zurückzusetzen. Was alle diese Arbeiten vortheilhaft auszeichnet, ist

1) die logische Ordnung, in welcher die Vertheidigungsgründe zusammengestellt sind, und die dadurch erleichterte Uebersicht;

2) der zweckmäßige Vortrag, der die rechte Mittelstraße zwischen unnützer Declamation und ermüdender Trockenheit hält, so wie die Geschliffenheit und Reinheit der Schreibart;

3) der Fleiß in der Aufsuchung, und der Scharfsinn in der Entdeckung der Vertheidigungsmittel;

4) die Gründlichkeit und Richtigkeit der Theorie, die es allein möglich macht, mit sicherem Auge zu erkennen, worauf es bei der Vertheidigung ankommt, und was nichts dazu beitragen kann, daher Scheingründe und unhaltbare Ausführungen vermeidet; endlich

5) die unverkennbare Fertigkeit und Gewandtheit in der ganzen Einrichtung und Ausführung der Schriften, welche die Frucht einer vielfältigen Uebung ist. Eben deswegen ist es nicht zu verwundern, daß die Vertheidigung sub S, welche der Verf. schon als Probeschrift bei seiner Zulassung zur Advocatur ausgearbeitet hat, gar merklich von den übrigen absticht, so daß nur die Vorliebe eines Verf. für sein Erzeugniß die Ursache ihrer Aufnahme in diese vortreffliche Sammlung gewesen seyn kann. Es ist dieselbe nicht nur auf eine theoretisch ganz falsche Behauptung gegründet, daß nämlich eine Wechselverfälschung die eigenhändige Ausstellung des falschen Wechsels voraussetze, da nicht blos der Urheber mit dem Thäter gleich strafbar ist, vielmehr überhaupt das, was Jemand durch einen Andern thun läßt, rechtlich eben so angesehen wird, als ob er es selbst gethan hätte; sondern es ist auch bei dieser Arbeit noch der Fehler besonders sichtbar geworden, die Entschuldigung durch bloße Vermuthungen bewerkstelligen zu wollen. Thatsachen dürfen nie vermuthet werden! Aber nur auf erwiesene Thatsachen darf sowohl die Anklage, als die Rechtfertigung gebaut werden; die bloße Möglichkeit reicht weder zu der einen, noch andern hin. Wenn also vermöge eines unrichtigen Schlusses aus einer erwiesenen Thatsache auf die Existenz der Schuld geschlossen worden ist, indem aus der Möglichkeit der Causal-Verbindung beider die Gewißheit der letztern gefolgert wird, dann gehört es unstreitig zu den Obliegenheiten des Defensors, die Unrichtigkeit dieses Schlusses aufzudecken und seinen Beweis durch Beispiele anschaulich zu machen, in deren Erfindung sein Witz sich zu zeigen Gelegenheit hat. Wenn aber die gesetzwidrige That selbst, und ein nach den natürlichen Regeln aus ihr entstehender Erfolg bereits feststehen, dann ist es ein vergebliches Unternehmen, weil es ein unlogisches Verfahren ist, andre mögliche Ursachen eben dieses Erfolges zu erdichten, um daraus zu folgern, die erwiesene That habe den Erfolg nicht hervorgebracht und sey deswegen gar nicht, oder doch weniger strafbar.

Dieser Fehler wird aber von Vertheidigern, so wie von Richtern, allzuhäufig begangen, als daß es unverdienstlich wäre, darauf nicht besonders aufmerksam zu machen. Er findet sich hin und wieder selbst in einigen der übrigen hier vorgelegten Schriften, welche außerdem nichts zu wünschen übrig lassen, als etwa bei einigen noch größere Kürze und Gedrängtheit.

Der Verf. hält zwar dafür, daß ein Vertheidiger sich nicht ermächtigen dürfe, Vertheidigungsgründe, die ihm sein Client angibt oder sich aus den Acten darbieten, blos darum wegzulassen, weil sie ihm untauglich erscheinen. Allein diese Ansicht dürfte kaum Stich halten. Der Defensor ist eine Art von Arzt! So wenig

nach der Kanzlei des städtischen Bürgermeisters Ludwig von Jan Matthäus gebracht. Als der Kaiser Ferdinand I. 1547 auf seiner Reise nach Regensburg in Brünn weilte, wurde ihm ein Geschenk von 100 Dukaten überreicht. Im Jahre 1548 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1550 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1551 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1552 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1553 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1554 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1555 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1556 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1557 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1558 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1559 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1560 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1561 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1562 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1563 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1564 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1565 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1566 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1567 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1568 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1569 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1570 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1571 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1572 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1573 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1574 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1575 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1576 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1577 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1578 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1579 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1580 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1581 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1582 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1583 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1584 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1585 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1586 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1587 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1588 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1589 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1590 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1591 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1592 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1593 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1594 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1595 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1596 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1597 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1598 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte. Im Jahre 1599 wurde Brünn von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser einäscherte. Im Jahre 1600 wurde Brünn von einer Pestepidemie heimgesucht, welche 1700 Menschen dahinraffte.

Ueber Verbindungen von Chlor- und Bromsilber mit Ammoniak. Von Carl Rammelsberg. Nach den Versuchen von Persoz (Ann. de Chim. et de Phys. 3. Ser. XXIII, 318) verbindet sich das Chlorsilber mit Ammoniak in zwei Verhältnissen, und das Bromsilber in einem. Die Verbindungen sind:

$AgCl + 3NH_3$, $AgCl + NH_3$, $AgBr + NH_3$.

Die erste Verbindung wird erhalten, wenn man Chlorsilber in Ammoniak löst und die Lösung über Schwefelsäure verdunsten lässt. Sie bildet farblose, durchsichtige, rhombische Prismen, die an der Luft undurchsichtig werden, indem sie Ammoniak verlieren. Sie schmelzen in ihrem Krystallwasser, und geben bei 100° C. 3 At. Ammoniak ab. Die zweite Verbindung bleibt zurück, wenn man die vorige bis 100° erhitzt. Sie ist weiss, undurchsichtig, und verliert bei 200° C. ihr Ammoniak. Die dritte Verbindung wird auf gleiche Weise wie die erste erhalten. Sie bildet farblose, durchsichtige, rhombische Prismen, die an der Luft undurchsichtig werden, und bei 100° C. ihr Ammoniak verlieren.

Ueber Verbindungen von Chlor- und Bromsilber mit Ammoniak. Von Carl Rammelsberg. Nach den Versuchen von Persoz (Ann. de Chim. et de Phys. 3. Ser. XXIII, 318) verbindet sich das Chlorsilber mit Ammoniak in zwei Verhältnissen, und das Bromsilber in einem. Die Verbindungen sind:

$AgCl + 3NH_3$, $AgCl + NH_3$, $AgBr + NH_3$.

Die erste Verbindung wird erhalten, wenn man Chlorsilber in Ammoniak löst und die Lösung über Schwefelsäure verdunsten lässt. Sie bildet farblose, durchsichtige, rhombische Prismen, die an der Luft undurchsichtig werden, indem sie Ammoniak verlieren. Sie schmelzen in ihrem Krystallwasser, und geben bei 100° C. 3 At. Ammoniak ab. Die zweite Verbindung bleibt zurück, wenn man die vorige bis 100° erhitzt. Sie ist weiss, undurchsichtig, und verliert bei 200° C. ihr Ammoniak. Die dritte Verbindung wird auf gleiche Weise wie die erste erhalten. Sie bildet farblose, durchsichtige, rhombische Prismen, die an der Luft undurchsichtig werden, und bei 100° C. ihr Ammoniak verlieren.

Literarische Anzeigen.

Bei Ernst & Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung) in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Chemie. Von Dr. Carl Remigius Fresenius. Siebente Auflage. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Erster Band. Gr. 8. 1862. Geh. 3 Thlr. 15 Sgr.

Der zweite Band dieser Auflage wird in kurzer Zeit folgen.

gewissen Recht von einer bestimmten Stadt, die sie [illegible] Mutter- oder Oberstadt nennen, Urteile einholen. Diese Oberstädte sind [illegible] Magdeburg, Lübeck, Goslar, Halle, Leipzig, Dresden, Breslau, Krakau, Posen, Kulm, Thorn, Elbing, Danzig, Riga, Reval, Dorpat, Wilna, Brünn, Prag, Ofen, Pest, Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Debreczin, Szegedin, Temesvar, Arad, Neusatz, Karlowitz, Agram, Fiume, Triest, Venedig, Ragusa, Cattaro, Spalato, Zara, Sebenico, Lesina, Curzola, Corfu, Athen, Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Kairo, Tripolis, Tunis, Algier, Tanger, Fez, Marokko, Mogador, Santa Cruz, Lissabon, Porto, Coimbra, Sevilla, Cadix, Malaga, Cartagena, Valencia, Barcelona, Palma, Mahon, Marseille, Genua, Livorno, Florenz, Pisa, Lucca, Siena, Rom, Neapel, Palermo, Messina, Catania, Syrakus, Girgenti, Trapani, Cagliari, Sassari, Ancona, Bologna, Ferrara, Modena, Parma, Mailand, Turin, Nizza, Chambery, Grenoble, Lyon, Dijon, Besançon, Metz, Nancy, Straßburg, Colmar, Basel, Zürich, Bern, Luzern, Schaffhausen, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Passau, Wien, Linz, Salzburg, Innsbruck, Bozen, Trient, Brixen, Meran, Hall, Feldkirch, Bregenz, Ulm, Konstanz, Freiburg, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer, Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Trier, Düsseldorf, Münster, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Bremen, Hamburg, Kiel, Flensburg, Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Kolberg, Stolp, Danzig, Thorn, Kulm, Elbing, Posen, Breslau, Glogau, Liegnitz, Brieg, Neiße, Glatz, Schweidnitz, Jauer, Hirschberg, Görlitz, Bautzen, Meißen, Dresden, Leipzig, Halle, Magdeburg, Erfurt, Gotha, Eisenach, Weimar, Jena, Naumburg, Merseburg, Wittenberg, Zerbst, Dessau, Halberstadt, Quedlinburg, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, Göttingen, Kassel, Marburg, Fulda, Hanau, Wetzlar, Gießen, Darmstadt, Offenbach, Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, Erlangen, Ansbach, Hof, Kulmbach, Bayreuth, Coburg, Meiningen, Hildburghausen, Rudolstadt, Sondershausen, Arnstadt, Gera, Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Plauen, Freiberg, Bautzen, Görlitz, Zittau, Reichenberg, Gablonz, Leitmeritz, Aussig, Teplitz, Saaz, Komotau, Brüx, Eger, Karlsbad, Pilsen, Budweis, Krumau, Iglau, Znaim, Olmütz, Troppau, Teschen, Ratibor, Oppeln, Kosel, Tarnowitz, Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz, Myslowitz, Pleß, Rybnik, Jastrzemb, Sohrau, Rauden, Ujest, Leobschütz, Neustadt, Neiße, Glatz, Habelschwerdt, Reichenbach, Frankenstein, Münsterberg, Ohlau, Strehlen, Nimptsch, Schweidnitz, Striegau, Bolkenhain, Jauer, Goldberg, Lüben, Liegnitz, Haynau, Sprottau, Sagan, Glogau, Freystadt, Grünberg, Sorau, Guben, Forst, Cottbus, Spremberg, Hoyerswerda, Kamenz, Bautzen, Löbau, Zittau, Görlitz, Lauban, Greiffenberg, Naumburg, Bunzlau, Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut, Greiffenberg, Friedeberg, Lähn, Hirschberg, Warmbrunn

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 17. Juli 23.

Briefe über den badiſchen Landtag.

Dritter Brief.

Karlsruhe den 19ten Juni.

Ich habe Ihnen ſchon längere Zeit nichts mehr über unſern Landtag geſchrieben, weil ich nur ſolches mitzutheilen geſonnen bin, was von allgemeinerem Intereſſe, alſo nicht blos für die Bürger Badens merkwürdig iſt. Das allgemeinere Intereſſe — ſey es nun ein ſtaatswiſſenſchaftliches, oder ein politiſches oder humanes — wird nun allerdings durch das Detail der einzelnen Sitzungen nur wenig angeſprochen. Aus der Summe von Geſetzesvorſchlägen, Motionen und Petitionen, welche den Landtag beſchäftigen, ſind natürlich die meiſten nur für den einheimiſchen Staatshaushalt oder für partikuläre Intereſſen von Perſonen oder Ortſchaften bedeutend, und auch bei den wenigen, deren Gegenſtand ein allgemeiner iſt, kann gewöhnlich nur durch das Ergebniß der Verhandlungen, durch die endliche Erledigung das höhere Intereſſe befriedigt werden. Von ſolchen wichtigeren Gegenſtänden — als deren Beiſpiele ich die neue Gemeindeordnung, dann ein neues Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter, weiter die Vorſchläge zur gänzlichen Reform der Juſtiz und zu ihrer Trennung von der Adminiſtration, das beliebte, allenthalben beſprochene Thema von der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens und von den Geſchwornen, endlich den Entwurf einer neuen Conſcriptionsordnung anführe – iſt jedoch noch keiner erledigt; der langſame Gang der Berathungen in zwei Kammern und in ihren Abtheilungen und Commiſſionen bringt ſolches mit ſich; und, ein Paar Zwiſchenacte von eigener Bedeutſamkeit abgerechnet, wird erſt gegen das Ende des Landtags, durch Zuſammenfaſſen der Einzelheiten und durch Würdigung der Reſultate der Berathungen, die Theilnahme des größeren Publikums zu gewinnen ſeyn.

Ich habe Ihnen ſchon früher berichtet, daß der populäre Deputirte von Liebenſtein dieſes Jahr auf der Bank der Regierungscommiſſarien ſeinen Sitz genommen. Deſſen ungeachtet hat er ſeine Stelle als Deputirter beibehalten, und ſpricht daher in doppelter Eigenſchaft, einmal, während der Discuſſion als Regierungscommiſſär, dann bei der Abſtimmung als Deputirter. Es läßt ſich nicht verkennen, daß ſolche doppelte Stellung ſowohl theoretiſch, als praktiſch nicht unwichtiges Bedenken erzeuge, und daß im Allgemeinen wohl gefragt werden könne, ob die Eigenſchaft als Regierungscommiſſär, welche zur Befolgung erhaltener Inſtructionen, als zum Ausſprechen fremder Anſichten und Geſinnungen verpflichtet, vereinbar ſey mit jener als Deputirter, deſſen Abſtimmung — gemäß der Natur ſeiner Sendung, und gemäß ausdrücklicher Verordnung unſerer Conſtitution — nur aus ſelbſteigener Ueberzeugung hervorgehen darf? — Durch dieſe Betrachtung beſtimmt, hat auch im Jahre 1820 der Deputirte v. Seyfried, als er zum Regierungscommiſſär ernannt wurde, ſeine Deputirtenſtelle niedergelegt, und daſſelbe hat ſo eben auch der Deputirte, Staatsrath Reinhard, gethan. (Im J. 1820 jedoch hatte der letzte ohne alles Bedenken beide Stellen vereint begleitet, weshalb es auffiel, daß er gerade jetzt, oder jetzt erſt die eine niederlegte.)

Allein es iſt eine alte Wahrheit, daß jedes Ding zwei Seiten hat, und daß allgemeine Sätze gar oft wegen beſonderer Verhältniſſe Ausnahmen leiden und fordern. Soviel iſt gewiß, daß, wenn Hr. v. Liebenſtein das Beiſpiel Hrn. Reinhard's nachgeahmt hätte, alle Wohlgeſinnten der Kammer und im Volk dadurch tief wären betrübt worden. Die Stelle des Regierungscommiſſärs iſt eine prekaire, der augenblicklichen Zurücknahme unterworfene Stelle. Legt ein Regierungscommiſſär ſein Deputirten-Amt nieder, ſo tritt ſofort eine neue Wahl ein, und wenn ihn morgen die Regierung von der Commiſſarien-Bank abruft, ſo hat er dann gar keinen Sitz mehr in der Kammer. Solches kann, nach Umſtänden, ein unerſetzlicher Verluſt für dieſelbe ſeyn; und es iſt der patriotiſchen Pflicht des Gewählten, welchen das Volk liebt, gemäß, ſie dieſem Verluſt nicht auszuſetzen. Noch mehr! Die Aufſtellung des Grundſatzes der Unvereinbarlichkeit beider Stellen, würde der Regierung ein Mittel in die Hand geben, ſich eines ihr mißfälligen Deputirten — zumal wenn er zugleich Beamter wäre — dadurch zu entledigen, daß ſie ihm die ſchwer abzulehnende Stelle eines Regierungscommiſſairs auf ein paar Tage übertrüge, was, wie Jedem einleuchtet, von den verderblichſten Wirkungen ſeyn könnte. Zudem iſt's ja nicht nothwendig, daß die erhaltene Inſtruction mit der eigenen Ueberzeugung des Commiſſairs im Widerſtreit ſey; vielmehr iſt natürlich, daß man denjenigen zur Vertheidigung eines Geſetzesentwurfs oder irgend eines andern Antrags bevollmächtige, mit deſſen eigener Geſinnung die Sache übereinſtimmt, oder aus deſſen eigenem Antrag ſie hervorging. Wenigſtens wird ein Mann wie Liebenſtein niemals den Auftrag zur Vertheidigung eines Geſetzvorſchlages annehmen, mit deſſen Grundidee und Hauptbeſtimmung er nicht einverſtanden iſt. Würde die Regierung jemals etwas Illiberales vorſchlagen wollen, ſo müßte ſie ſich hiezu einen andern Vertheidiger wählen. Nicht nur ruhig kann daher die Kammer, ſondern freudig muß ſie ihr edles Mitglied auf den Sitzen der Regierungscommiſſarien erblicken; ſie ſieht in ihm den Ausdruck der Volksthümlichkeit ihrer Regierung.

Unter den bis jetzt zur Sprache gebrachten Gegenſtänden hat keiner ſo vielſeitige Theilnahme und weithin ſo großes Aufſehen erregt, als die zur Beſchützung der badiſchen und deutſchen Handelsintereſſen von der Regierung ergriffenen und von den Ständen mit lebhafteſtem Beifall aufgenommenen, ja noch zur Verſchärfung empfohlenen energiſchen Maßregeln. Die öffentlichen Blätter haben hierüber ſchon mancherlei und in ſehr verſchiedenem Geiſte erzählt und geurtheilt. Ich will Ihnen einfach berichten, was unter meinen Augen geſchah, und was die Stimmung der Kammer und des Volkes in Baden iſt. Die Sache iſt hochwichtig fürs ganze deutſche Vaterland und des Beſprechens wohl werth. Könnte eine Gleichförmigkeit der Anſichten darüber erzeugt werden, ihre Folgen würden für die Nation ſehr heilbringend ſeyn.

Gerade im Augenblick der Landtagseröffnung war die höchſt merkwürdige Schrift erſchienen: „Das neue franzöſiſche Douanenſyſtem in ſeiner fortſchreitenden Entwickelung, oder die Vernichtung des Handels des ſüdweſtlichen Deutſchlands mit Frankreich.“ (Karlsruhe in der Marrſchen Buchhandlung. 72 S. 8.) Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt; aber man weiß, daß es der geh. Referendair Nebenius iſt, — ein in Staatswirthſchaftlichen Dingen eine ſehr gewichtige Stimme, als Gelehrter und als praktiſcher Staatsmann, führender Schriftſteller, und welcher ſchon lange, zumal bei den in Darmſtadt über die Handelsverhältniſſe des ſüdweſtlichen Deutſchlands — bis jetzt leider mit noch wenig befriedigendem Erfolg — gepflogenen Verhandlungen, als Commiſſair der badiſchen Regierung die Intereſſen der Handelsfreiheit mit allem dem Eifer verfocht, welchen die Ueberzeugung des Rechts und des Gemeinwohls dem erleuchteten Patrioten einflößen. Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift war

Bibliothek

Archiv

Sammlung

Digitalisiert

http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zobodat - www.zobodat.at

Nutzungsbedingungen: Mit dem Zugriff auf unsere Webseite und die Nutzung unserer Inhalte stimmen Sie den folgenden Bedingungen zu: Unsere Inhalte dürfen nur für private, wissenschaftliche und unterrichtliche Zwecke genutzt werden. Eine darüber hinausgehende Nutzung, insbesondere die gewerbliche Nutzung oder Weitergabe an Dritte, ist nicht gestattet. Sie dürfen unsere Inhalte nicht systematisch abspeichern, um sie zu anderen als privaten, wissenschaftlichen und unterrichtlichen Zwecken zur Verfügung zu stellen. Sie dürfen unsere Inhalte nicht kommerziell verwerten, d.h. insbesondere sie nicht an Dritte weiterverkaufen oder selber kommerziell nutzen. Sie dürfen keine Urheberrechtsvermerke entfernen.

Terms and Conditions of Use: By accessing our website and using our content you agree to the following conditions: Our content may be used for private, scientific and educational purposes only. Use beyond this is not permitted, in particular commercial use or passing on to third parties. You may not systematically store our content in order to make it available for purposes other than private, scientific and educational purposes. You may not commercially exploit our content, i.e. in particular you may not resell it to third parties or use it commercially yourself. You may not remove any copyright notices.

sche Volk von seinem gänzlichen Untergange gerettet wurde. Der Proponent hatte hier theils Frankreich, theils aber auch deutsche Bundesregierungen im Auge, insbesondere Baiern, welches die Einfuhr der badischen Weine mit einem so hohen Zolle belegt habe, daß die Wirkung davon der eines förmlichen Verbotes gleich ist; während doch Baden den Weinen aus Rheinbaiern und mit diesen auch den französischen Weinen gegen sehr mäßige Zölle den Eingang verstatte. Der einheimische Weinproducent, einerseits unfähig, in der Concurrenz mit den wohlfeilen und beliebten überrheinischen Weinen aufzukommen, und anderseits der natürlichen Absatzorte durch jene Sperre beraubt, sey also rettungslos verloren, und ziehe mit ihm auch den Fruchtbauer und andere Classen ins Verderben, um so mehr, da das System der Prohibition sich auf die meisten Artikel der Industrie wie des Ackerbaus erstrecke, und nicht nur von den fremden Staaten, Frankreich, den Niederlanden und England, sondern leider! von vielen deutschen Bundesstaaten, vorzüglich von Seite der Preußischen, durch ihre Rheinlande für Baden so wichtigen Regierung schonungslos ausgeübt werde.

Bei Gelegenheit der Verhandlung über diesen Schlundtschen Antrag wurde die Entrüstung über die einheimischen, d. h. von deutschen Regierungen angelegten Handelsfesseln in vielstimmigen Klagen kund. Mit ganz besonderem Nachdruck sprach darüber der Deputirte, Dr. Duttlinger. Er sagte unter anderen: „Es gebe Wahrheiten, die man so oft sagen und so lange wiederholen müsse, bis sie von den Mächtigen der Erde gehört werden. In die Classen dieser Wahrheiten gehörten nun eben die Forderungen der Handelsfreiheit unter Bundesstaaten. Er besorge sehr, daß die deutschen Regierungen diese Wahrheiten erst dann erkennen werden, wenn es zu spät sey, erst dann, wenn sie wegen Verkennung derselben untergegangen seyn werden. Der Art. 19 der deutschen Bundesacte enthalte die Verheißung, daß sich die Bundesversammlung bei ihrer ersten Zusammenkunft mit möglicher Herstellung des freien Handels und Verkehrs beschäftigen werde. Bis jetzt sey nichts geschehen. Es scheine, daß man in Frankfurt weniger auf die Erfüllung des 19. Artikels dringe, als man bis jetzt auf die Erfüllung gewisser andrer Artikel gedrungen habe. Die badische Regierung werde von Zeit zu Zeit von den übrigen Bundesstaaten zur Erfüllung eines gewissen Artikels (des 14ten) aufgefordert. Es sey zu wünschen, daß die badische Regierung jede solche Erinnerung als Veranlassung gebrauche, um andere Bundesstaaten, die es treffe, an die Erfüllung nicht nur des neunzehnten, sondern auch des dreizehnten Artikels zu erinnern u. s. w."

Einmüthig beschloß die Kammer, die Motion in ungesäumte Berathung zu ziehen, und erklärte dabei den Wunsch, daß die Regierung — da jeder Aufschub Gefahr bringe — durch eine alsogleich zu erlassende provisorische Verfügung, dem bereits aufgeregten Spekulationsgeist unmöglich machen möchte, sich schon zum voraus für mehrere Jahre mit ausländischen Waaren zu versorgen. (In der That waren binnen 8 Tagen unerhörte Quantitäten überrheiner Weine eingeführt worden). Die Regierung gewährte augenblicklich den Wunsch der Kammer und erließ unterm 15ten Mai eine provisorische Verordnung, wodurch die Einfuhr der französischen Weine verboten, die rheinbairischen Weine mit sehr hohem Zolle belegt, und weitere Maßregeln, je nachdem die Gesinnungen der benachbarten Staaten sie nöthig machten, vorbehalten wurden.

Diese Verordnung verursachte fast allgemeine Freude. Die erste Kammer, worin besonders der grundherrliche Deputirte, Freih. v. Türkheim, die Nothwendigkeit des von der Regierung ergriffenen Retorsions-Systems mit patriotischem Feuer behauptete, ordnete eine eigene Deputation an den Großherzog zur Ueberreichung einer feierlichen Dankadresse ab, und die zweite Kammer, nach dem Antrag ihres Commissions-Berichterstatters, des Deputirten Griesbach, beschloß einmüthig, mit den Aeußerungen des Dankes noch die Bitte um Ausdehnung der Prohibition auf viele andere Gegenstände zu verbinden, und zwar mit der, daß nicht nur die Einfuhr, sondern auch der Gebrauch solcher Gegenstände, insbesondere der französischen Liqueurs und Branntweine, dann aller und jeder Fabrikate von Seide, vom dünnsten Flor bis zum schwersten Sammt (Band und Nähseide allein ausgenommen) verboten, daß nicht minder die Einfuhr der überrheinischen Tabaksblätter und des fabrizirten Tabaks alsogleich verboten, und daß endlich in dem Fall, daß noch mehrere Staaten mit Baden zu gemeinschaftlichen Maßregeln sich verbänden, auch Bijouterie- und Quincaillerie-Waaren, Modewaaren, Porcellain, Parfumerien, Uhren, feine Meubles, feine Esswaaren, Seefische, auch Fabrikate aus Baumwolle, Hanf, Flachs und Wolle, dann Eisen, Lederfabrikate u. v. a. theils mit völligem Verbot, theils mit sehr hohen Eingangszöllen belegt, daß endlich dieses Retorsionssystem gegen alle und jede, auch deutsche Staaten ausgeübt werde, welche, die Anerbietungen eines gegenseitig freien Handelsverkehrs zurückweisend, auf ihrem bisherigen Prohibitionssystem beharren würden. Die oben genannten Waaren sind sämtlich in dem Griesbachschen Berichte genannt, die Kammer jedoch hat sich in Rücksicht derselben nur zu dem allgemeinen Schlusse vereinigt, „daß die Regierung zu ermächtigen sey, provisorisch, bis die darmstädter Verhandlungen zu dem erwünschten Resultat einer gänzlichen Vereinigung geführt haben werden, alle Maßregeln, welche die Lage des Landes in Bezug auf die auswärtigen Handelsverhältnisse erfordern möchten, so weit es durch gemeinsame Verabredung mit benachbarten Regierungen geschehen könne, zu ergreifen:" — in Bezug auf Weine, Branntweine und Seidenfabricate aber ausdrücklich das Verbot des Gebrauches verlangt.

Der Griesbachsche Bericht, dessen Anträge die Grundlage solcher Beschlüsse waren, kann als schöne Probe sachkundiger und patriotischer Eloquenz gelten. „Es mag der hohen Regierung — also spricht der Redner wegen des Zolls gegen Rheinbaiern — so schmerzlich gefallen seyn, als es uns ist, wenn wir hiemit die Nothwendigkeit auch dieser Maßregel anerkennen. Dieses Land ist nicht nur eine deutsche Provinz, sondern dabei noch jedem Verkehr geöffnet, vielleicht in dieser Beziehung das freieste in Europa. Die Maßregel gegen Frankreich wäre aber ganz vergebens gewesen, wenn wir eine Grenze frei gelassen hätten, über welche uns jenes Königreich seine Weine auf einem kleinen Umweg zugesandt haben würde, und wobei es eines sicheren Erfolges gewiß gewesen wäre, weil wir von daher seit langer Zeit Weinzufuhren erhalten. Aber auch abgesehen von Frankreich, muß die genommene Maßregel sich rechtfertigen durch die Zollauflage der obersten Regierung von Rheinbaiern gegen unser Land, wornach noch ein größerer Zoll von unseren Weinen erhoben wird, als der, welchen wir nun von dem Wein dieser bairischen Provinz verlangen. Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daß, so wie das Königreich Baiern sich mit uns in Betreff der Handelsverhältnisse vereinigt, und ihre Zollsätze gegen uns aufhebt, auch die unsern gegen seine Rheinprovinz verschwinden."

In Rücksicht der vorgeschlagenen Retorsion gegen Rheinpreußen sagt der Berichterstatter: „Ihre Commission könnte sich bei der Berathung dieses wohlbegründeten Antrages traurigen Gefühlen und Betrachtungen nicht entziehen. Das Königreich Preußen ist ein deutscher, ein Bundesstaat..... Es sind sieben Jahre, daß auf einer der zahlreichsten Versammlungen der Mächtigen Europas, deren die Geschichte kaum ihres Gleichen aufzuweisen hat, im Betreff Deutschlands beschlossen wurde: „„Die Bundesglieder be-

Ausschuß des Vereins zur Förderung der Kunst in Wien, Wien, Graben 31, Palais Ferstel, 1. Stock, Tür 15, zu richten.

Wien, 1. Dezember 1911.

Der Ausschuß des Vereins zur Förderung der Kunst in Wien.

Dr. Ludwig Hevesi, Obmann.

Dr. Hugo Lederer, Obmann-Stellvertreter.

Dr. Rudolf Bayer, Schriftführer.

Dr. Hans Tietze, Schriftführer.

Dr. Max Dvořák, Beisitzer.

Dr. Josef Folnesics, Beisitzer.

Dr. Josef Strzygowski, Beisitzer.

Dr. Eduard Wertheimer, Beisitzer.

Dr. Wilhelm Wirer, Beisitzer.

Kunstchronik.

Wien. Am 1. Dezember wurde in der Kunsthandlung Miethke eine Ausstellung von Werken Ferdinand Georg Waldmüllers eröffnet, die bis Ende Januar dauern wird. Sie ist in ihrer Art die bedeutendste, die seit Jahren in Wien veranstaltet wurde. Sie umfaßt 150 Nummern, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Lithographien, Radierungen, Schabkunstblätter, Porträts, Landschaften, Genrebilder, Stilleben, Studien, Skizzen, Entwürfe, Kopien, Originale, Reproduktionen, Proben aus allen Perioden und Gebieten seiner Tätigkeit. Die Ausstellung ist ein Ereignis, weil sie uns einen Künstler wiedergibt, der zu Unrecht vergessen ist, und weil sie uns zeigt, daß dieser Künstler, der in seiner Zeit als Revolutionär galt, heute, da wir seine Werke mit Abstand betrachten können, als ein Klassiker erscheint. Waldmüller ist ein Klassiker, weil er ein Meister ist, weil er ein Maler ist, weil er ein Künstler ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Österreicher ist, weil er ein Wiener ist, weil er ein Biedermeier ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Revolutionär ist, weil er ein Neuerer ist, weil er ein Fortschrittler ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Realist ist, weil er ein Naturalist ist, weil er ein Impressionist ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Romantiker ist, weil er ein Idealist ist, weil er ein Symbolist ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Akademiker ist, weil er ein Professor ist, weil er ein Direktor ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Rebell ist, weil er ein Revolutionär ist, weil er ein Anarchist ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Bürger ist, weil er ein Spießer ist, weil er ein Philister ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Mensch ist, weil er ein Mann ist, weil er ein Vater ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Deutscher ist, weil er ein Österreicher ist, weil er ein Wiener ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Europäer ist, weil er ein Weltbürger ist, weil er ein Kosmopolit ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Künstler ist, weil er ein Maler ist, weil er ein Meister ist.

Wien. Am 1. Dezember wurde in der Kunsthandlung Miethke eine Ausstellung von Werken Ferdinand Georg Waldmüllers eröffnet, die bis Ende Januar dauern wird. Sie ist in ihrer Art die bedeutendste, die seit Jahren in Wien veranstaltet wurde. Sie umfaßt 150 Nummern, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Lithographien, Radierungen, Schabkunstblätter, Porträts, Landschaften, Genrebilder, Stilleben, Studien, Skizzen, Entwürfe, Kopien, Originale, Reproduktionen, Proben aus allen Perioden und Gebieten seiner Tätigkeit. Die Ausstellung ist ein Ereignis, weil sie uns einen Künstler wiedergibt, der zu Unrecht vergessen ist, und weil sie uns zeigt, daß dieser Künstler, der in seiner Zeit als Revolutionär galt, heute, da wir seine Werke mit Abstand betrachten können, als ein Klassiker erscheint. Waldmüller ist ein Klassiker, weil er ein Meister ist, weil er ein Maler ist, weil er ein Künstler ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Österreicher ist, weil er ein Wiener ist, weil er ein Biedermeier ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Revolutionär ist, weil er ein Neuerer ist, weil er ein Fortschrittler ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Realist ist, weil er ein Naturalist ist, weil er ein Impressionist ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Romantiker ist, weil er ein Idealist ist, weil er ein Symbolist ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Akademiker ist, weil er ein Professor ist, weil er ein Direktor ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Rebell ist, weil er ein Revolutionär ist, weil er ein Anarchist ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Bürger ist, weil er ein Spießer ist, weil er ein Philister ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Mensch ist, weil er ein Mann ist, weil er ein Vater ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Deutscher ist, weil er ein Österreicher ist, weil er ein Wiener ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Europäer ist, weil er ein Weltbürger ist, weil er ein Kosmopolit ist. Er ist ein Klassiker, weil er ein Künstler ist, weil er ein Maler ist, weil er ein Meister ist.

Literarisches
Conversations-Blatt.
No. 104.
30. April 1824.

Ueber die Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks bei verschiedenen Menschen.

Eine Abhandlung unter diesem Titel hat David Hume geschrieben, und sie ist in seinen Essays enthalten. Sie ist eine der besten, die ich kenne, und ich empfehle sie allen Lesern, die sich für Kunst interessiren. Ich will hier einen Auszug daraus geben, und meine Leser werden mir danken, wenn sie sehen, wie viel Gutes und Wahres in dieser Abhandlung enthalten ist.

Wenn Menschen einen Gegenstand in Zweifel ziehen, so ist es gewöhnlich, daß sie sich auf die Verschiedenheit der Meinungen berufen, und daß sie sagen, es sey unmöglich, eine Wahrheit zu finden, weil Jeder eine andere Meinung habe. Dieß ist besonders der Fall in Dingen, die den Geschmack betreffen, und es ist gewöhnlich, daß man sagt, es sey unmöglich, zu bestimmen, was gut oder schlecht sey, weil Jeder einen andern Geschmack habe. Dieß ist aber ein Irrthum, und es ist leicht, zu zeigen, daß es Grundsätze gibt, nach welchen man den Geschmack beurtheilen kann, und daß es Gesetze gibt, die sich auf ihn beziehen, und daß es Gesetze gibt, die sich auf ihn beziehen, und daß es Gesetze gibt, die sich auf ihn beziehen

ist, und nach der Weisheit und Gerechtigkeit der jetzigen Herrscher Europas nicht vermuthen darf, daß ein Unrecht und ein Unsinn, den zu bekämpfen die Menschheit dreißig Jahre blutete, jetzt wieder Begründung erhalten dürfte, weder in Frankreich noch anderwärts, so ist es dennoch gut, wenn Männer von Geist, mit Scharfsinn und Kenntnissen ausgerüstet, auftreten, theils um zu zeigen, wie gehandelt werden soll, theils um den Schreiern ihr Recht anzuthun, die sich bemühen, der Menge — die selten ein eigenes Urtheil hat — zum Schaden des wahren monarchischen Princips, zum Schaden des Wohls und der Ruhe von Fürsten und Völkern, einzureden, es gebe nichts Trefflicheres auf dem Erdenrund, als die Institutionen jener barbarischen Zeit, wo der Fürst wenig, das Volk nichts, der grundbegüterte Adel aber alles war. Darum ist es gut, daß bei aller tief anerkannten und bewiesenen Weisheit und Güte der dermaligen Fürsten Europas, bei aller anzuerkennenden Gerechtigkeitsliebe und Einsicht ihrer Minister, kurz, bei aller Ehrenhaftigkeit der Zeit im Ganzen, tüchtige Publicisten auftreten und auseinander setzen, daß der Mensch, und nicht die Scholle, auf welcher er klebt, die Hauptsache ist, und daß es in Wahrheit zu nichts führt als zum Nichts, wenn man alles nur auf das todte Nichts — was ohne den Menschen in staatlicher Hinsicht die Scholle ist — gründet. Wissen aber mögen jene, die meist und nur zu häufig auf nichts zu pochen vermögen als auf den Boden, der sie eben emportrieb, wie er noch manches Andere emportreibt, daß es außer diesem Besitz noch viele andere Arten von Besitz gibt, die dem Staate mindestens nicht weniger heilsam sind wie ihrer und daß es daher Pflicht des Staates ist, diese eben so heilig und ehrenwerth zu halten, wie jenen.

Weiterhin, wo der Verf. auf die Freiheit der Meinungen und des Gewissens zu sprechen kommt, sagt er mit besonderer Anwendung auf mehrere Verhältnisse im jetzigen Frankreich:

„So wie es Einige gibt, welche die Idee und selbst den Ausdruck „Staatsreligion" gänzlich verbannen möchten, so finden sich hinwiederum Andere, nach deren Dafürhalten eine Art von Cultus allein schon darum, weil er vielleicht seit Jahrhunderten von der Mehrheit geübt wurde, den Vorrang verdient, ohne daß sie weiter erwägen ob er auch dieser besondern Begünstigung sich durch besonders gute Einwirkung auf die Sittlichkeit des Volks oder die Dauer guter Institutionen würdig macht. So wenig ich mir es nun auch anmaßen will, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden, so gewiß scheint es mir dennoch zu seyn, daß niemals dasjenige, was die wahre Freiheit beschränkt, der Sittlichkeit hinderlich seyn kann, und daß, geschichtlich bewiesen, stets diejenigen Völker die geneigtesten waren zu insurgiren, bei denen Freiheit des Glaubens, also Gewissensfreiheit, nicht herrschte. Daher haben denn auch noch alle wahrhaft große Gesetzgeber, dies einsehend, verordnet: „daß jeder seine Religion mit gleicher Freiheit ausüben kann," und: „daß jeder für seinen Cultus im Staate dieselbe Sicherstellung habe," welches beides übrigens sehr gut denk- und ausführbar ist, auch neben dem vielleicht angenommenen Grundsatze, daß dieser oder jener Cultus der des Staates seyn soll u. s. w."

Wir erlauben uns hier einige Gegenbemerkungen mit der Frage: Was sollen wir unter dem Worte Staat verstehen, der eine besondere Religion, oder Cultus vielmehr, für sich hat? oder deutlicher: Wer ist der Staat, dem eine Staatsreligion zugeschrieben wird? Versteht man vielleicht unter Staatsreligion die Religion des Staatsoberhauptes? In diesem Fall kann man hierauf sogleich erwiedern, Einmal: daß das Staatsoberhaupt nicht der Staat ist, dann, daß das Oberhaupt eines Staates kein Recht hat, weder die Freiheit des Gewissens zu beschränken, noch das zu bestimmen, was der Einzelne von und über Gott zu glauben sich angetrieben fühlt, noch die Art, wie der Einzelne den Herrn der Welt anzurufen unternimmt. Darüber, daß Staat und Fürst nicht identisch sind, ist man hoffentlich jetzt wohl im Reinen. Geglaubt und angenommen konnte dies nur in Zeiten werden, wo Despotismus und Finsterniß Hand in Hand gingen. Aber auch zugegeben — was im Grunde nicht mehr wie billig ist, obschon es dem Staate, als Staate, in manchen Fällen Nachtheil bringen kann — daß es dem Oberhaupte, so gut wie jedem Andern, erlaubt seyn muß, sich die Art der Gottesverehrung zu wählen, die ihm nach seinem Gewissen die zuträglichste scheint, so sehen wir doch noch nicht ein, daß hieraus eine Verbindlichkeit für die andern Arten der Gottesverehrung im Lande gegen die vom Fürsten gewählte also entspringen könnte, daß die letztere dadurch gleichsam zum Range der anerkannteren und folglich doch immer bevorrechteteren stiege. Man muß daher annehmen, daß mit dem Ausdrucke „Staatsreligion", die Religion der Mehrzahl der Glieder eines Staates verstanden werde, und dies würde die Sache beendigen, wenn nicht eben in dem Ausdrucke „Staatsreligion" oder „Religion des Staates" unwiderstreitbar ein Sinn läge, der dem klaren Gesetzausdruck: „daß jeder seine Religion mit gleicher Freiheit üben, jeder für seinen Cultus dieselben Rechte haben soll" offenbar widerspricht. Schon Mirabeau bemerkte sehr richtig, daß Staatsreligion nichts anders heiße als privilegirte Religion. Da nun Religion insofern nichts anders ist als Glaube und Meinung, indem die verschiedene Art derselben auf angenommenem Glauben und Meinungen beruht, so kann man, dünkt uns, wohl mit Recht fragen, ob der von den Mehrsten in einem Staate angenommene Glaube und Meinung ein Recht hat, den Glauben Anderer, der stets frei seyn muß, zu beherrschen — denn dies geht aus dem privilegirt seyn hervor — und hier leuchtet wohl jedem ein, daß dies nicht der Fall seyn darf, denn Einmal der Mehrheit dies Recht zu beherrschen in einer Sache zugestanden, wird es sich auch bald in andern offenbaren, und wir werden dann in einem solchen Staate aufs schnellste

nicht allein eine herrschende Religion, sondern auch eine herrschende Philosophie, herrschende Systeme u. s. w. sehen. Dies ist so natürlich als folgerecht; und wenn auch der Verf. mit vielem Scharfsinn zeigt, welche Mittel angewendet werden müssen, um dies Herrschendwerden der Staatsreligion (d. h. immer der privilegirten Gottesverehrung) zu verhüten, so steht doch immer zu befürchten, daß diese Mittel nicht hinreichen werden, und daß doch über kurz oder lang, die herrschende Staatsreligion — wie dies die Geschichte hinreichend lehrt — eine unterdrückende für andere werde. *)

(Der Beschluß folgt.)

Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften ꝛc. Zweiter Theil. Von Dr. K. F. W. Gerstäcker.

(Beschluß aus No. 169.)

Daß ein so scharfsinniger Mann, wie der Verf., Wahrheit mit Rechtsfictionen oder Präsumtionen, oder mit Contumacialstrafen, (S. XV) im Ernste verwechseln könne, ist kaum denkbar. Leichter ist die Verwechselung zwischen dem Erwiesenen, und zwischen dem, was auch ohne allen Beweis gesetzlicher Grund einer Rechtsentscheidung ist; leichter ist ebenfalls die Verwechselung zwischen dem Erwiesenen und der Wahrheit. Das Erwiesene ist nicht das Wahre, sondern nur dasjenige, was als wahr gilt, eben weil Gründe vorhanden sind, es dafür zu halten, bis das Gegentheil erwiesen wird. Wo kein Beweis geführt, oder wo er nach den Gesetzen nicht zugelassen wird, ist nicht die Wahrheit das Fundament des Rechtsspruches, sondern die, in Abwesenheit derselben eintretende gesetzliche Bestimmung, z. B. die Vermuthung der Rechtschaffenheit, oder die Verurtheilung wegen Ungehorsam. Wenn in eben diesen Bestimmungen die Gesetze einen Unterschied zwischen dem Civil- und Criminalprocesse machen, und zu machen Ursache haben, wie in aller Welt mag darum behauptet werden: die Wahrheit selbst sey eine andre im Civil-, eine andre im Criminalgerichte? —

Selbst die Verwechselung von Wahrheit und Ueberzeugung (S. XXVI) kann nur der Befangenheit des Verfs. zugeschrieben werden; da sie außerdem allzuleicht sich bemerklich macht. Wie schwer hält es nicht oft, die Menschen von einer Wahrheit zu überzeugen; und von wie vielen Unwahrheiten sind sie so innig überzeugt gewesen, als der Verf. von der Unstatthaftigkeit objektiver Entscheidungsgründe eines Erkenntnisses immer seyn mag! Von demselben jedoch voraussetzend, daß er seine Ueberzeugung der Wahrheit zum Opfer zu bringen fähig sey, glauben wir indessen, ihn nur darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß er ebensowohl die abstracte (S. XV), als die objective Wahrheit (S. XXVI) mit der absoluten verwechselt habe. Diese letztere ist es, welche Menschen unerreichbar ist; die beiden ersteren aber können ihnen nicht fehlen, weil es außerdem weder Wissenschaft, noch Beweis, noch Rechtspflege, noch Staaten geben könnte. Die abstracte Wahrheit können wir indessen hier an ihren Ort gestellt seyn lassen, nur von der objectiven bemerkend, daß darunter nicht diejenige Wahrheit zu verstehen ist, die sich nothwendig aufdrängen und von allen Vernunftwesen anerkannt werden muß, sondern nur diejenige, deren zureichende Gründe äußerlich erkennbar gemacht worden sind. Zureichend aber sind die Gründe, aus denen nach den Regeln des menschlichen Denkens, oder in einer positiven Sphäre, wie z. B. die des Rechts im Staate, nach den dafür bestehenden Regeln, dasjenige wirklich folgt, was für wahr ausgegeben wird. Wenn also in einem richterlichen Erkenntnisse die Gründe, woraus die Schlußfolge gezogen ist, angegeben sind und daraus ebendieselbe sich wirklich ergibt; so enthält ein solches Erkenntniß objective Wahrheit. Der Verf. hat demnach Unrecht, wenn er sagt, diese Gründe wären eine unnütze Wiederholung des Inhaltes der Acten. Es ist vielmehr diese absolut nothwendig, um die Gewißheit hervorzubringen, einmal daß keine Gründe, welche in dem Verfahren entwickelt werden sind und auf die Sache Einfluß haben, außer Acht gelassen oder unrichtig vorgestellt worden sind, und zweitens daß dadurch das gefällte Erkenntniß auch wirklich gerechtfertiget werde. Indem die Jury die Gründe ihrer Urtheile verschweigt, gewährt sie weder für das eine noch das andre Gewißheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Sie verschleiert durch dieses Verschweigen nur ihre Unzuverlässigkeit und ihre Irrthümer. Ja die Geschwornen sind sogar angewiesen, sich nicht einmal selbst die Gründe ihrer Entscheidung zu vergegenwärtigen und deutlich zu machen; sondern sie sollen sich nach dem Totaleindrucke bestimmen, das heißt nach der Summe der Gefühle, oder vielmehr nach dem letzten Gefühle, welches unmittelbar durch die Gesammtheit der in der Gerichtssitzung erhaltenen sinnlichen Wahrnehmungen in ihnen hervorgebracht worden ist. Wie der Hund unmittelbar durch die Empfindung seiner Sinne seinen wahren Herren von einem falschen oft unterscheidet — oft nicht, nicht viel besser soll der Mensch nach den unmittelbar durch die Sinne erlangten Eindrücken bestimmen, was wahr sey, oder nicht, wo Schuld oder Unschuld obwalte. Das mag in einer Zeit, wo der Mysticismus sein Wesen so vielfältig treibt, recht sehr an der Tagesordnung seyn und Menschen recht sehr gefallen, die in diesem Geiste der Zeit befangen sind, ohne es selbst zu wissen. Auch die Anhänger einer mystischen Philosophie mögen in ihrer Ideenverwirrung und Begriffsverwechselung dafür eingenommen seyn; aber auch Leute, die da wissen, was sie wollen, und sich selbst davon Rechenschaft geben?

Soviel wird dem Verf. hieraus gewiß klar werden, daß Rechtsmittel gegen ein Erkenntniß, dessen Gründe vorliegen, nicht darum unnütz sind, weil in zweiter und dritter Instanz blos von andern Richtern ihre Ueberzeugung ausgesprochen wird; sondern daß das Wesen der Rechtsmittel in der Ausführung der objectiven Mangelhaftigkeit der Gründe des angefochtenen Erkenntnisses besteht, sey es daß die Richtigkeit und Vollständigkeit der Anführungen oder der daraus gezogenen Schlüsse in Abrede gestellt wird. Es wird also in zweiter und dritter Instanz zunächst nur über die Wahrheit dieser Beschwerden, und nur erst mittelbar darnach über die Hauptsache erkannt; keineswegs sind dieselben bloße Wiederholungen der Gerichtshandlungen der ersten Instanz, sondern eine sorgfältige Prüfung ihrer Rechtsbeständigkeit im Formellen und im Materiellen.

Endlich thut der Verf. uns sehr Unrecht, wenn er uns beschuldiget, eine Persönlichkeit und Leidenschaftlichkeit darin verrathen zu haben, indem wir behaupteten: „Die Vortheile, welche das mündliche und öffentliche Verfahren ihm in der Aussicht eröffne, möchten wohl ein sehr erheblicher Bestimmungsgrund seiner Vorliebe für dasselbe seyn.“ Das klingt etwas anders, als wie es der Verf. auszudrücken beliebt hat (S. XXXII): „er sey nur aus Egoismus ein Vertheidiger desselben geworden.“ Allein weder das: Nur, noch die Wissentlichkeit der Huldigung des Egoismus haben wir dem Verf. vorgeworfen. Nur wenn dies geschehen wäre, würde

---

*) Wir glauben indeß erinnern zu müssen, daß es noch eine ganz andere Ansicht dieses Gegenstandes gibt. Insofern nämlich die Religion nicht blos Sache der Meinung ist, sondern den ganzen Menschen durchdringt und erfüllt, wird sie nothwendig auch auf die Staatsform den entschiedensten Einfluß üben. Ein christlicher Staat ist schon darum, weil er ein christlicher ist, ein ganz anderer, als ein türkischer oder heidnischer. Die Anerkennung dieses Princips führt indeß noch keineswegs zur Unduldsamkeit.

D. Red.

Zum Beispiel ist [illegible] die Zahl [illegible] [illegible] [illegible]

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 171.

25. Juli 1822.

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger; zwei Bände, Frankfurt am Main. 1822. 8. Verlag von Heinrich Wilmans.

Die schon durch mehrere Schriften, z. B. Fernow's Leben, achtenswerth bekannte und durch den Roman Gabriele in den höhern Ständen beliebt gewordene Verfasserin, hat im Anfange d. J. Biographien mehrerer alter Maler herausgegeben. Durch den Namen der Schriftstellerin wird dieses Werk viele Leser, und durch den angenehmen Styl und die Leichtigkeit des Vortrags, Beifall finden. Besonders lobenswerth ist es, daß die zur Novellistin sich hinneigende Lebensbeschreiberin, durch Anmuth der Ausmalung die Wahrheit nicht verletzt, und sich der verführerischen Nachahmung der Chronikensprache und des Dr. Luther Tons fast ganz enthalten hat, in welchen so viele neuere Schriftsteller verfallen, wenn sie alte Geschichten erzählen, und so den Architekten gleichen, welche kleine Lusthäuser im gothischen Geschmack aufführen. Dafür, daß die Verfasserin sich die Lebensbeschreibung der alten Maler zur Aufgabe gewählt hat, verdient sie unsern Dank, weil sie dadurch diejenigen in Kenntniß unserer vaterländischen würdigen alten Meister setzt, welche schwerlich Carl von Mander, des Camps, Joachim von Sandrart und von Mars Werke lesen werden, und leider ist dies der größte und einflußreichste Theil des Publicums. Die Achtung der trefflichen alten Meister hängt davon ab, daß sie nicht blos den Gelehrten und Kunstkennern, sondern allgemein bekannt werden. Das Vorurtheil gegen das Altdeutsche, unter den vornehmen Kunstliebhabern, hat keinen andern Grund, als die Unwissenheit derselben, und eine unendliche Scheu, sich belehren zu lassen; daher kommt ein Buch wie das, Johann van Eyk und seine Nachfolger, zur rechten Zeit und Stunde, weil es unterhält und geflissentlich belehrt. Da der Einfluß dieses Werks nicht ausbleiben kann, so sehen wir uns veranlaßt, einiges hinzuzufügen, und zu erinnern, was die Verfasserin übergangen oder übersehen hat. Bei dem Titel müssen wir bemerken, daß unter dem Worte Nachfolger, insonderheit was die in diesem Werke angeführten Deutschen betrifft, diese blos in der Zeitfolge als Nachfolger von Eyk zu betrachten sind, keineswegs aber als Nachfolger im Geiste und Style des großen Niederländers. Wenn Eyk das Beste, und nur dem reinen Sinn Unverborgene und Zarteste im Menschen aufzufassen wußte, und die wahrnehmbare Natur, welche er bis zur Täuschung darzustellen verstand als die Offenbarung des Geistigen, Schönheit aber als eine unverletzbare Forderung der Kunst und als Symbol des Göttlichen im Menschen ihm heilig war: so faßte dagegen Albrecht Dürer blos die Natur ohne Wahl, ohne Erkennen ihrer geistigen Seite, als eine positive Aufgabe für die Kunst auf. Er war der größte Techniker und der genaueste Beobachter, daher tragen seine Werke das Gepräge einer großen äussern Wahrheit, wie die Bilder eines Spiegels. Ihm war es gleich viel, welchen Charakter ein Kopf aussprach, genug, daß das Bild täuschen konnte und zu leben schien. Man vergleiche Dürer's Madonnen mit denen des Eyk, um zu erkennen, welche verschiedenen Richtungen beide der Kunst gaben.

Bei der Wahl der Künstler, deren Leben Frau S. beschrieb, hat sie sich größtentheils durch die treffliche Gallerie der Herren Boisserée's und Bertrand bestimmen lassen, wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Verfasserin uns noch einiges in folgenden Bänden über das Leben und die Werke mehrerer anderen trefflichen deutschen Meister, als z. B. Wohlgemuth, Martin Schön, Herlen, Schäuflein, Baldung Gruen, und andrer mehr, mittheilen möge. Herlen hätte recht eigentlich als Nachfolger des Johann van Eyk verdient erwähnt zu werden, und Schäuflein — und Baldung Gruen stehen weit höher als Dürer. Daß Herlen in Verhältniß zu Johann van Eyk stand, ist aus seinen in Nördlingen befindlichen Gemälden, besonders der Verkündigung unverkennbar. In der Einleitung, welche eine weitumspannende Uebersicht der Kunstgeschichte bezweckt, hätten jene classischen Meister, deren Lebensbeschreibung die Verfasserin nicht in ihr Buch aufnehmen wollte, doch angeführt werden sollen; denn so wie Kalf, *) oder Wilhelm von Kölln am Niederrhein eine eigenthümliche Schule **) stiftete, so gründete Wohlgemuth im südlichen Deutschland eine eigene Schule, freilich ohngefähr 50 Jahre später, aus welcher Dürer hervorging. Herlen scheint ohne entschiedenen Einfluß auf die deutsche Kunst geblieben zu seyn. Auch hätten in der Einleitung wohl die verschiedenen

*) Nicht etwa mit Wilhelm Kalf von Amsterdam zu verwechseln.

**) Das berühmte Gemälde: der Stadtpatron Kölns ward 1410 vollendet, und Wohlgemuth 1434 geboren.

Verzweigungen der süddeutschen Schule mit der schweizerischen und ihre Zerspaltung in die fränkische und schwäbische, wie denn zuletzt der Untergang der deutschen Kunst in der italienischen Manier durch Augsburger Maler und Kupferstecher, gezeigt werden sollen. Wenn diese Einleitung auch zu allgemein abgefaßt ist, so hat sie in andrer Hinsicht durch die darin sich entwickelnde Gemüthsschönheit große Verdienste, und wir folgen der Verfasserin in ihrer Begeisterung für das Schöne, in welcher sie bisweilen ungerecht und hart gegen die Byzantinische Schule und die symmetrische Anordnung der Bilder wird. Es ist uns kein echtes byzantinisches braunes Madonnenbild bekannt, und wir zweifeln, daß die Verfasserin ein solches uns wird nachweisen können. Die sogenannten ägyptischen Madonnen von brauner Farbe, von welchen das gemeine Volk sagt, sie sollten die Maria nach der Flucht nach Aegypten, auf welcher ihr Teint von der Hitze braun geworden wäre, vorstellen, sind Abbildungen von hochverehrten aus Cedernholz geschnittenen und darum braunen Madonnenbildern, wie z. B. der Madonna von Loretto. Die symmetrische Anordnung ist so im Allgemeinen nicht zu verwerfen, und für Bilder, welche nicht Begebenheiten, sondern Charaktere darstellen sollen, sehr zu empfehlen, wie denn auch Raphael selbst in seiner Cecilia, Correggio im St. Franziskus, Fra Bartolomeo di St. Marco und andre große Meister oft feierliche Bilder symmetrisch anordneten. Die Reihe der Maler, welche an uns vorübergeführt wird, nimmt mit den Geschwistern von Eyk ihren Anfang und da die Geschichte von den Lebensumständen derselben nur kurze Nachrichten aufbewahrt hat, so ergänzt die Verfasserin die Charakteristik der Eyks durch eine lebendige und wahre Schilderung des Charakters ihrer Werke, was denn auch sehr zweckmäßig genannt werden kann, weil der Maler in seinem Werke, mit dem Gegenstand seiner Kunst, sich selbst gibt. So wird z. B. der Umstand aus Joh. v. Eyk's Leben immer zweifelhaft bleiben, ob er in das Gefolge Philipp's des Guten von Burgund eintrat; selbst sein Geburts- und Sterbejahr ist nicht mit Gewißheit anzugeben und eben so klar steht sein inneres Leben und Wesen in seinen Werken vor uns, als seine Geschichte in Dunkel gehüllt ist; ja dies trägt so gar dazu bei, daß Joh. v. Eyk über der Geschichte erhaben, als Repräsentant aller Reinheit und Trefflichkeit erscheint, welche seine Kunstepoche charakterisirt und auszeichnet. Die Verfasserin scheint in ihrem Werke sich zu der Meinung hinzuneigen, welche Johann van Eyk für den Erfinder der Oelmalerei hält. In wiefern dies für wahr anzunehmen sey, wird wohl eine unentschiedene Frage bleiben; man sehe hierüber von Murr's Journal 1. Band. Ich meines theils möchte jener Behauptung, daß Eyk der Erfinder der Oelmalerei sey, nur in sofern beitreten, wenn unter Oelmalen das Vermischen der Farben mit Oel, und das Auftragen derselben durch Pinsel verstanden wird. In jener Abhandlung des Hrn. v. Murr sind von andern Schriftstellern veranlaßte Irrthümer aufgenommen, als z. B., daß Hans von Hemmling nicht in Oel gemalt habe. Ferner sind jene alten italienischen für Oelgemälde gehaltenen Bilder vielleicht nur mit Oel getränkte, Wasser- oder Eierfarben-Gemälde. Von allen den jetzt in der Gallerie der Akademie zu Bologna aufgestellten Gemälden aus dem 14. Jahrhundert, *) welche Malvasia für Oelgemälde hält, und sonst in mehrern Kirchen zerstreut umher hingen, ist zuverlässig kein einziges in Oel gemalt. Hat doch bekanntlich Fra Filippo Lippi sich der Eierfarben bedient. Von Antonello de Messina habe ich niemals Gemälde gesehen, und kann daher über diese nicht urtheilen. Welchen Einfluß aber die alte niederländische Schule auf mehrere italienische Maler gehabt hat, sieht man deutlich nicht nur am Farbenauftrag, sondern auch am Styl der Zeichnung, wie überhaupt im Sinne, welcher in diesen Gemälden herrscht. So hat das Gemälde des Bartolomeo Vivarinus den heiligen Augustin im bischöflichen Ornate auf einem Throne sitzend, vorstellend, in der Kirche St. Giovanni e Paolo zu Venedig ganz das Ansehen des Werks eines altdeutschen oder niederländischen Meisters, besonders durch den scharfwinklichten Faltenbruch in den Gewändern. **)

Noch mehr werden wir von dem Einflusse der alten niederländischen Schule auf die italienische überzeugt durch die beiden Madonnenbilder von Karl Chrivellus in der Gallerie Brera. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß sich die Italiener die Manier und den Farbenauftrag der Niederländer aneigneten, und unter diesen war ja Johann van Eyk der erste, welcher mit einer äußerst glatten, lichtstrahlenden Farbe zu malen verstand, und zugleich auch der vorzüglichste Künstler überhaupt. Mehr noch als alle andern Beweise, daß Eyk der Erfinder einer neuen Art mit Oel zu malen, wenn auch nicht der Oelmalerei selbst war, ist, daß es kein einziges voreykisches Gemälde gibt, welches einen so dünnen und glatten Farbenauftrag hat, wie Eyk's Bilder haben. Selbst die Gemälde von Wohlgemuth, ganz besonders die zu Zwickau, haben eine dicke, durchsichtige Farbe, in welcher man den Pinselstrich wahrnimmt. Wohlgemuth's Bilder zu Schwabach habe ich nicht in der Nähe gesehen; doch ist ihr Colorit lebhafter, als das der Bilder zu Zwickau. Die glattgemaltesten Bilder dieses Meisters sind die in der Gallerie des Belvedere zu Wien, wenn solche wirklich von Wohlgemuth sind. Unter den deutschen Malern scheinen Cranach und Dürer die ersten gewesen zu seyn, welche den dünnern Farbenauftrag von den Niederlän-

*) Besonders ist das eine vortrefflich, durch die glückliche Zusammenfügung von Malerei und Schreinerarbeit, so daß gewiß der einer gothischen Kirchenfaçade gleichende Rahmen, und die kleinen Gemälde von der Erfindung eines Künstlers sind.

**) Da die Meinungen so verschieden sind, wann Vivarino gelebt hat, so gebe ich hier die Unterschrift dieses Gemäldes, wie ich solche genau an Ort und Stelle abgeschrieben habe: Bartholomeo Vivarinus MCCCCIXXIII.

dern annahmen, und beide trieben dies so weit, daß einige ihrer Bilder nicht mehr Gemälde, sondern konturirte, und mit Oelfarbe colorirte Zeichnungen auf Holz- und Kreidegrund genannt werden können. So lange also dis nicht erwiesen und durch ein voreykisches Gemälde belegt wird, daß schon vor Eyk, Künstler der Oelmalerei eine so glatte Fläche, eine solche Kraft und Durchsichtigkeit und den Lichtern solche Klarheit zu geben verstanden, wie sich dieses alles in seinen Werken findet, wird er als Erfinder der Oelmalerei anerkannt und verehrt werden müssen.

Was die Beschreibung der Eykischen Werke anbelangt, so gibt die Verf. uns in demselben mehrere treffliche Notizen; über das Technische hätten wir von ihr etwas mehr Auskunft erwartet, da sie sich im Praktischen der Kunst geübt hat. Den geistigen Genuß, welchen ihr die Anschauung mehrerer Werke verschaffte, theilt sie uns in einfachen aber aus der Tiefe des Gemüths hervorgehenden Worten mit, ohne in den Fehler der Kunst-Enthusiasten zu verfallen, welche, wenn sie Werke der Kunst schildern wollen, gleich dem Vogel Straus sich selbst die Sporen in die Seite setzen, um zu einem höhern Schwunge sich anzutreiben. Daß Rogier van der Weyde nicht Eyk's Schüler seyn kann, hat die Verfasserin vollständig erwiesen, denn auch angenommen, daß Johann van Eyk erst 1441 starb, so konnte Rogier, der 1480 geboren ward, doch nicht jenes Meisters Schüler seyn, und nur in sofern er die neue Art in Oel zu malen befolgte, darf er als Nachfolger Eyk's betrachtet werden. Wie beider geistige Richtung verschieden war, hat die Verfasserin angezeigt; wir fügen noch die Bemerkung hinzu, daß Rogier van der Weyde einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die niederländische Schule gehabt hat. In seinen Werken spricht sich ein reizbares Gefühl und eine rege Phantasie aus, welche weder Sinn für Schönheit noch Urtheil zügeln. Da keine reagirende höhere Kraft seine großen Anlagen leitete, weder Regel noch Beobachtung der Natur ihn auf sicherm Wege führte, so ist alles überschwenglich in seinen Werken. Die Stellungen seiner Figuren sind verrenkt, der Ausdruck leidenschaftlich, ja sogar der Faltenwurf höchst eckig, und zum Theil von Sturm bewegt. In der Gallerie du Musée Royal de Paris befindet sich eine Abnahme vom Kreuze, welche zu Folge der Notice des tableaux exposés dans la galerie du Musée royal 1819. pag. 100, No. 473, für ein Werk von Lucas van Leyden ausgegeben wird, höchstwahrscheinlich aber von Rogier van der Weyde ist. Es wäre höchst wünschenswerth, daß ein wahrer Kenner uns mit einer genauen Nachricht, wie dieses Gemälde nach Paris, und woher es dahin gekommen ist, so wie mit einer Vergleichung dieser Abnahme vom Kreuze mit jener berühmten, welche Rogier van der Weyde malte, beschenkte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Türkei und die Barbaresken.

(Aus einem uns mitgetheilten Privatschreiben.)

— — Denjenigen, welchen die Staatsverhältnisse nicht gegenwärtig sind, die zwischen der ottomanischen Pforte und den Barbaresken obwalten, möchte es vielleicht eine befremdende Erscheinung seyn, nicht nur die Kriegsfahrzeuge dieser letztern unter den Reihen der türkischen Flotte streiten zu sehen, sondern noch mehr die Bereitwilligkeit, womit der Vicekönig von Aegypten sich beeilte, die Verluste, welche sie erlitten, sofort wieder zu ersetzen. Ersteres könnte man nun allerdings dem, durch die dem Islamismus drohende Gefahr erweckten Eifer aller Muselmänner zuschreiben, allein es beruhet, so wie Letzteres, noch vielmehr auf politischen als auf religiösen Gründen und beides ist eine nothwendige Folge des Staatsverbandes, welcher die nordafricanischen Seeräuberstaaten mit der Pforte verknüpft. Denn nicht Mauren durchkreuzen unter der Flagge von Algier, Tunis und Tripolis das mittelländische Meer, sondern die Raubschiffe der Barbaresken sind beinahe ausschließlich mit Türken und Renegaten bemannt. Diese Türken, so wie die Miliz jener unglücklichen Gegenden, werden fortwährend aus den Hefen des osmanischen Pöbels rekrutirt. Die Eingebornen der africanischen Nordküste sind gewissermaßen nur die ersten Sclaven dieser Fremdlinge, unter denen, durch Grausamkeit und Wildheit, ihr ephemerer Despot sich aufschwingt. Wäre es dem Großherrn jemals ein Ernst gewesen, den Seeräubereien der Barbaresken ein Ziel zu setzen, so würde er nimmer erlaubt haben, daß sie in seinen Staaten sich rekrutirten und in seine Häfen mit ihren Prisen einliefen. Noch weniger hätte er es verstattet, daß man hier Kaperschiffe, unter der Flagge jener africanischen Regierungen bewaffnete. Vor allen Dingen aber hätte er nicht mit so großem Eifer die Verluste zu ersetzen sich bemühet, die vor mehreren Jahren die algierische Marine erlitt und ihnen Schiffe und Kriegsvorräthe zugehen zu lassen, damit sie ihre Seeräubereien wieder beginnen könnten. — Insonderheit ist es der Staat von Algier, der zu der Pforte in den engsten Verhältnissen steht und dessen Gründung selbst, in seiner dermaligen Beschaffenheit, ein Werk der osmanischen Politik ist. Der Dei ist Vasall des Großherrn, von dem er die Belehnung erhält. Die Regierung dieses Staats ist eine rohe Nachahmung des Ordens von Malta, der Zweck ihrer Einrichtungen ist gegen diesen gerichtet, und die Gebrüder Barbaressa, deren Stifter, wendeten auf dieselbe die nehmlichen Regeln und Anordnungen an, in sofern die Sitten und die Religion der Muselmänner es verstatteten. Man beabsichtigte durch diese Stiftung den Kapereien der Malteser, die den Handel in jenen Gewässern, der unter mohammedanischer Flagge betrieben wurde, gänzlich zerstört und eine Menge Sclaven gemacht hatten, Einhalt zu thun, und, so wie die Christenheit damals Malta als ihre Vormauer betrachtete, so sahe die Türkei Algier als ihren Vorposten an. — Indessen noch lange bevor der Malteser Orden seinen Hauptsitz verlor, hatten die Fortschritte der Civilisation und der Toleranz, in Verbindung mit mehrerern andern Ursachen, die Wichtigkeit und die Thätigkeit dieses Ordens sehr vermindert. Bei der Regierung von Algier dauerten gegentheils die ehemaligen Ursachen ihrer Thätigkeit fort; ihr ursprünglicher Fanatismus und besonders ihre unersättliche Raubgier. Hiervon ist der Grund unschwer aufzufinden, wenn man bedenkt, daß das Gouvernement selbst und dessen Streitkräfte aus den Hefen der osmanischen Nation bestehen, und daß die Türkei, die hinter den übrigen europäischen Staaten um mehrere Jahrhunderte zurückgeblieben ist, und sich in einem Zustande von Schwäche befindet, der sie nöthigt, eine jede Hülfsquelle zu benutzen, fortwährend in den Barbaresken die Vertheidiger des mohammedanischen Glaubens sieht und demnach die algierische Marine unterstützt, weil dies die Schule ihrer Seeleute ist und sie ihnen in Kriegszeiten eine sehr nützliche Hülfe gewährt. Auch begünstigt die Pforte in ihren Staaten die Rekrutirung der Marine und der Miliz dieser Regierung, schenkt ihr Kriegsschiffe und Kriegsbedürfnisse jeder Art. Die algierischen Flotillen, welche neuerdings nicht nur das Mittelmeer, sondern selbst den europäischen Ocean beunruhigten, verdanken ihr Daseyn und ihre Ausrüstung größtentheils allein dem Beistand der Pforte; denn diese, ohne Rücksicht auf die Vorstellungen der Minister mehrerer Höfe, ließ es sich dringend angelegen seyn, jener Regierung ihre durch die englische Expedition erlittenen Verluste wieder zu ersetzen. Daher ist es denn auch gekommen, daß das Uebel, dem die Engländer ein Ziel setzen wollten, gegentheils zugenommen hat und daß die Algierer seitdem ihre Kreuzfahrten noch weiter als vorher, ausgedehnt haben. Unzweifelhaft bleibt es demnach, daß nur die Katastrophe der Pforte selbst, oder eine gänzliche Umgestaltung ihrer dermaligen Regierungsform und deren Maximen, den Seeräubereien der Barbaresken ein Ziel setzen kann, und daß diese nicht eher mit

Bürgerrecht, Heimatrecht, Aufenthalt, Ausweisung, Ausschaffung, Ausschaffungshaft, Asyl, Asylrecht, Asylgesetz, Asylverordnung, Asylgesuch, Asylbewerber, Asylbewerberin, Asylbewerberinnen, Asylbewerberinnen und Asylbewerber, Asylbewerberinnen und Asylbewerber, Asylbewerberinnen und Asylbewerber

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 172.

26. Juli 1822.

Ansichten eines neuern englischen Reisenden über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner.

Es fehlt uns zwar nicht an brittischen Reisebeschreibern, denen wir mehr, als den Ethnographen irgend einer andern Nation, die im letzten Vierteljahrhundert so sehr erweiterte antiquarische, geographische und physische Kunde des heutigen Griechenlands verdanken; allein über den Nationalcharakter, die Denkweise und Sitten der Bewohner in der dem Ausbruch ihres gegenwärtigen Aufstandes unmittelbar vorangegangenen Periode, tragen ihre Angaben nur zu oft die Farbe der guten oder bösen Laune, deren Wandelbarkeit man nicht mit Unrecht besonders den Reisenden dieser Nation vorwirft. Gleicher Vorwurf trifft nicht den brittischen Geistlichen T. S. Hughes, dessen Reisen durch Griechenland, *) sichtlich vorurtheilsfrei und anspruchslos geschrieben, mehrere Einzelnheiten enthalten, die, wenn gleich der Verf. seine Reise schon in den Jahren 1813 und 1814 machte, theils das Verdienst der Neuheit haben, theils nicht allgemein bekannt zu seyn scheinen. Wir heben daher einige Bruchstücke aus, die uns den jetzigen Kriegsschauplatz und dessen Umgebungen, so wie den Zustand seiner Bewohner in jenem noch nicht lange verflossenen Zeitpuncte vergegenwärtigen und zur Leitung unseres Urtheils über die Elemente der dortigen Weltereignisse beitragen können.

Im September 1813 segelte Hr. H. von Sicilien nach Griechenland ab. Auf der Insel Zante, wo er weilte, bewohnen zwei Fünftheile der Bevölkerung, nämlich 12,000 Menschen, die Hauptstadt gleiches Namens, welche für diese mäßige Volksmenge nicht weniger als 62 Kirchen, 5 Capellen, 2 Mönchs- und 2 Nonnenklöster enthält. Die Insulaner sind scharf gesondert in die drei Classen der Edelleute, Bürger und Bauern. Die ersten sind meistens venetianischen Ursprungs und genossen unter der Herrschaft Venedigs ungemeiner Vorrechte, die sie zu den größten Ordnungslosigkeiten und Gesetzwidrigkeiten misbrauchten. Die brittische Regierung erwarb sich das dauernde Verdienst, sie zur Ordnung zu weisen und im Zaume zu halten; seitdem wohnen sie in der Zurückgezogenheit auf ihren Gütern. Unter den Bürgern findet man eine seltsame Mischung von griechischen und italienischen Sitten, Gewohnheiten und Trachten. Sie sind lebhaft und rachsüchtig, haben aber die größte Anhänglichkeit für ihr Geburtsland. Die Bauern gehen nie unbewaffnet aus; von Natur reizbar, wurden sie in ihrem Hange zu Gewaltthätigkeiten durch die Straflosigkeit, die sie von den venetianischen Behörden für ein geringes Geld erkaufen konnten, noch bestärkt. (Hier wenigstens war also die neuliche Maßregel der Entwaffnung von Seiten des englischen Gouvernements nicht übel angebracht.)

Die griechischen Religionsverwandten stehen unter einem Protopapas oder Erzpriester, dessen Vorgesetzter der Bischof von Kephalonien ist. Die Katholiken, die ihren Gottesdienst unter der venetianischen Regierung auf der Insel eingeführt haben, stehen unter dem hiesigen bischöflichen Stuhle, zu dessen Sprengel auch die Katholiken auf Kephalonien, Ithaka, St. Maura und Cerigo gehören.

Seitdem die Insel unter englischer Oberherrschaft steht, erscheint hier eine Zeitung unter dem Titel: Jonische Ephemeriden, welche politisch-literarischen Inhalts ist und sowohl auf den Inseln, als auf dem benachbarten Festlande viel gelesen wird. Hier macht der Verf. eine Digression über den Bildungszustand der heutigen Griechen, wovon wir die Schlußbemerkungen hauptsächlich deswegen anführen, weil sie schon im Jahre 1813, und zwar von einem umsichtigen Engländer niedergeschrieben wurden. „— — Die christlichen Monarchen sehen gleichgültig zu, wie Barbaren, befleckt durch die schrecklichsten Laster, geschworne Feinde des christlichen Glaubens, das schönste Land der Erde entvölkern, dessen Bewohner zu Tausenden niedermetzeln oder aufs unwürdigste mishandeln, und man trägt kein Bedenken, jeden Entwurf zu ihrer Befreiung, unter dem Vorwande, als ob die Griechen der Freiheit nicht würdig wären, als unpolitisch und ungerecht zu behandeln."

„Es würde eine abgeschmackte Idee seyn, zu hoffen, daß irgend eine europäische Macht zur Befreiung der Griechen einen Krieg unternehmen werde, sie müßte denn durch Vergrößerungszwecke dazu angetrieben werden; und in diesem Falle würden die übrigen Mächte nicht ermangeln, sie zur Aufgebung ihrer Projecte zu nöthigen. Dann blieben die Griechen aufs neue der Wuth ihrer Tyrannen ausgesetzt, wie zur Zeit des letzten Einfalls der Russen, welcher kein anderes Ergebniß hatte, als schreckliche Metzeleien, die auf Befehl des Divans unter ihnen angerichtet wurden;

*) Travels in Sicily, Greece, and Albania etc. by the Rev. T. S. *Hughes*; with maps etc. London. 2 Vol. 4. 1820.

und schon war in diesem Blutrathe die gänzliche Ausrottung der griechischen Nation zur Sprache gekommen, als der berufene Capudan Pascha, Hassan, die Frage aufwarf: Wer wird denn aber künftig das Kopfgeld bezahlen, wenn wir alle Griechen ums Leben bringen? — Es bleibt daher den Griechen keine Hoffnung, und den übrigen christlichen Nationen kein anderes Hülfsmittel für sie übrig, als sie in den Stand zu setzen, selbst ihre Freiheit zu erringen. Hierzu genügt es nicht, Waffen und Subsidien zu liefern; denn in ihrem jetzigen herabgewürdigten moralischen Zustande würden sie keinen gehörigen Gebrauch davon machen können, sondern anstatt ihnen ihre Mängel und Fehler, — das unvermeidliche Ergebniß des Drucks, unter dem sie seufzen, vorzuwerfen, müssen die europäischen Nationen ihnen behülflich seyn, aus den Finsternissen der Unwissenheit und des Aberglaubens hervorzugehen. Sobald Aufklärung sich über Griechenland verbreitet hat, werden sie das Joch der Sclaverei abwerfen." Zum Schluß dieser Digression überläßt sich der gutmüthige Geistliche der sanguinischen Hoffnung, England werde die Nation seyn, welcher Griechenland seine Befreiung verdanke; von den ionischen Inseln werde sich, wie aus einem Centralpunct, die Aufklärung über das griechische Festland verbreiten und nie werde England das Interesse der Menschheit einer falschen Politik aufopfern, welche kein anderes Resultat haben könne, als ihm die Herzen dieses unglücklichen Volks zu entfremden und es zu zwingen, sich einer andern Macht in die Arme zu werfen."

Von Zante segelte Hr. H. nach Patras, in der Absicht, ganz Morea zu durchreisen. Diese Stadt, trefflich gelegen am Fuße eines Berges, ist ganz geeignet, dem Reisenden einen günstigen Begriff von Griechenlands Naturschönheiten zu geben. Da sie die Hauptniederlage des morectischen Handels ist, halten sich hier mehrere europäische Consuln auf; auch suchen alle Verbrecher aus den benachbarten Inseln hier ihren Zufluchtsort, um sich den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entziehen. Die türkischen Einwohner von Patras benutzen diesen Umstand, um sich allerlei Gewaltthätigkeiten gegen die Ausländer zu erlauben. Hr. H. war selbst Zeuge einer solchen Scene. Es entstand eine Streitigkeit zwischen zwei Vagabunden von Kephalonien, welche eine Menge Zuschauer herbeizog; sogleich stürzte eine Anzahl Türken, theils mit langen Stäben, theils mit Dolchen bewaffnet, aus den benachbarten Häusern hervor, drangen wüthend in die versammelte Menge ein, stießen und schlugen von allen Seiten um sich her, ohne zwischen den Schuldigen oder Unschuldigen einen Unterschied zu machen, und verfolgten die Fliehenden bis in die Kaffeehäuser.

Von Patras führte Hrn. H. sein Weg nach Arkadien, dessen Naturschönheiten er mit den darüber vorhandenen Beschreibungen vollkommen übereinstimmend fand. Von den, die Gegend beherrschenden Anhöhen von Suthena herab sieht man eine Kette natürlicher Terrassen, beschattet von Platanen- und Eichengehölzen, und bewässert von klaren Bächen. Den Horizont begrenzen auf der einen Seite waldbekrönte Berge, aus denen sich hin und wieder Felsspitzen erheben, auf der andern Hügel von der üppigsten Vegetation. Immer noch sieht man hier arkadische Schäfer, den Hirtenstab in der Hand, zahlreiche Herden hüten, oder ruhend im Schatten der Platanen die Flöte blasen; doch hüte sich der Reisende, in dessen Einbildungskraft diese ländlichen Töne Erinnerungen der Vorzeit wecken, diesen Schäfern zu nahen, wenn nicht diese lieblichen Bilder in Nichts zerfließen sollen, denn sie sind, wie die ganze spärliche Bevölkerung des Landes ein elender, durch übermäßige Arbeit und Mangel ausgemergelter Menschenschlag.

Aus Arkadien führte den Reisenden sein Weg in die schöne, fruchtbare Ebene von Tripolizza, wo einst die beiden großen Städte Tegea und Mantinea sich erhoben. Die Stadt Tripolizza, jetzt die Hauptstadt von Morea (jüngst der Schauplatz der furchtbarsten Schreckensscenen, aber auch der siegreichen griechischen Tapferkeit), stand damals unter dem Befehl Achmed Paschas, eines stolzen, unbiegsamen Despoten. Hr. H. ließ ihm durch seinen Dolmetscher Empfehlungsschreiben überreichen mit der Bitte um eine Audienz und um einen Bujurdi (ein Befehl, dem Vorzeiger desselben unentgeldlich Postpferde, Quartier und Kost im ganzen Paschalik des Ausstellers zu geben); allein der Pascha verweigerte sowohl die Audienz, als den Bujurdi, trat die Empfehlungsbriefe vor den Augen des Dolmetschers mit Füßen und spuckte darauf. Dieser Unwille rührte vorzüglich daher, weil er sich von einigen Engländern beleidigt glaubte und deshalb einen heftigen Haß gegen die ganze Nation gefaßt hatte. Inzwischen schickte er unter allerlei Vorwänden Sendlinge in Hrn. H's. Quartier, um den Zweck seiner Reise zu erspähen und zu untersuchen, ob etwa unter seinen und seiner Reisegefährten Effecten sich irgend etwas befände, was seine Habgier hinreichend befriedigen könnte, um seinen Zorn zu mäßigen. Diese Forschung mußte jedoch nicht nach Wunsch ausgefallen seyn; denn der Pascha blieb nicht nur unerbittlich, sondern der Dolmetscher vernahm bei der Wiederholung seines Ansuchens aus dem Munde des Satrapen die nichts weniger als tröstlichen Worte: „Sage diesen Christenhunden (Giaurs), daß sie sich auf der Stelle auf dem kürzesten Wege aus meinem Gebiete entfernen und nicht von der Hauptstraße abweichen, denn sonst stehe ich nicht für ihr Leben ein; übrigens erhalten sie von mir auf keinen Fall weder einen Bujurdi, noch eine Bedeckung." Dies setzte Hrn. H. in das höchst unangenehme Dilemma, entweder durch Bleiben den Zorn des Pascha aufs höchste zu bringen und sich überdies den immer steigenden Schmähungen des türkischen Stadtpöbels auszusetzen, oder auch auf der Landstraße schutzlos sein Leben in Gefahr zu setzen. Hierzu kam, daß ihm unter diesen Umständen Niemand Pferde zur Fortsetzung seiner Reise vermiethet haben würde, so daß ihm

Digitized by Google

nichts übrig blieb, als mit Zurücklaſſung ſeines Gepäcks zu Fuß nach Patras zurückzukehren. Zum Glück erſchien, als ein Deus ex machina, von Korinth zurückkehrend, Nuri Bei, der Kaimakan des Paſcha, an welchen Hr. H. ein beſonderes Empfehlungsſchreiben hatte. Durch das Geſchenk eines ſchönen Teleſcops vermochte er dieſen, ſich für ihn beim Paſcha zu verwenden, ſo daß er wenigſtens einen Firman erhielt, welcher ihn befugte, den Weg zum Iſthmus von Korinth einzuſchlagen; überdies gab ihm der Kaimakan einen ſeiner Leute zur Bedeckung mit.

Der erſte Ort wo Hr. H. ſich unterwegs aufhielt, war die ärmliche Hüttengruppe auf dem Grund und Boden des einſt ſo glänzenden Argos, deſſen Spuren mehr als die, irgend einer alterthümlichen Stadt Griechenlands, Lacedämon etwa abgerechnet, vertilgt ſind. Das Merkwürdigſte in dieſer ganzen Umgebung war dem Reiſenden die uralte Veſte Tirynſ, eine Stunde Wegs von Argos, deren ungeheuere Mauern ſeit Jahrtauſenden dem Zahn der Zeit Trotz bieten und wahrſcheinlich noch in dem nämlichen Zuſtande ſind, worin ſie ſich zur Zeit des Pauſanias befanden, der ſie an Solidität mit den ägyptiſchen Pyramiden vergleicht. Bei dieſer Gelegenheit verbreitet ſich Hr. H. mit ungemeiner Sachkunde und Vollſtändigkeit über den Urſprung und die unterſcheidenden Merkmale der kyklopiſchen Bauart.

Die Aufnahme, welche dem Verfaſſer beim Paſcha von Nauplia zu Theil ward, war ganz das Widerſpiel der Unbilden die ihm zu Tripolizza widerfuhren. Der Paſcha von Nauplia empfing ihn aufs freundlichſte, und mißbilligte im höchſten Grade das Benehmen ſeines Collegen. Nauplia liegt ſehr angenehm im Hintergrund des Meerbuſens von Argos, am Fuß eines Felſen, auf deſſen Gipfel eine für uneinnehmbar gehaltene Veſte liegt. Dieſe Stadt war unter der venetianiſchen Herrſchaft der Sitz des Gouvernements von Morea und blieb es auch anfangs unter der türkiſchen Regierung, die aber in der Folge dem mehr in der Mitte gelegenen Tripolizza den Vorzug gab. Die Albaneſer, welche in verſchiedenen Zeitpuncten das eigentliche Griechenland überſchwemmten und theils mit, theils ohne Bewilligung der Einwohner ſich unter ihnen niederließen, haben immer noch ihre urſprünglichen Gewohnheiten, Trachten, Sprache, ſo wie die phyſiſche und intellectuelle Thätigkeit beibehalten, wodurch ſie ſich von den Griechen und Türken unterſcheiden. In Argos machen ſie die Mehrzahl der Bevölkerung aus. Die dortigen Albaneſerinnen beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Ernten und Spinnen der Baumwolle, die Männer mit dem Landbau und der Schafzucht. Die albaneſiſchen Mädchen tragen ihren ganzen Brautſchatz im Kopfputze zur Schau; auf ihren ſcharlachnen Kopfbedeckungen ſind türkiſche Piaſter und andere Münzen, unter denen ſich bei Wohlhabenderen Goldſtücke, mitunter auch ſeltene alterthümliche Münzen befinden, zierlich geordnet.

(Der Beſchluß folgt.)

Shakſpeare's Macbeth.

(Fortſetzung aus No. 169.)

§. 14.

Ganz anders ſteht es mit der Lady. Zu ihr haben keine trüglichen Orakel geſprochen, ſie zu gewinnen hat die Hölle keiner ſichtbaren Erſcheinung bedurft, denn in ihrer Bruſt lag ſchon der Keim zu jeglichem Verbrechen, und ſie begeht es, wenn es nur zum Ziele führt. Aber ihre Sprache iſt doch weit kühner als ihre Thaten, obwohl ſie, als Macbeth ſich vor ſich ſelbſt, wie vor etwas Dämoniſchem, ſcheuet, genugſam Beſcheid zu wiſſen meint in ihrer Bruſt, um nimmermehr ſich ſelbſt fürchten zu dürfen. Während er, der geſunkene Held, ſeine blutigen Hände betrachtend, dumpf hinlallt: „Das iſt ein trauriger Anblick," während er, wohl fühlend, daß er nie wieder beten könne, matt hinflüſtert: „Warum denn aber konnt' ich nicht Amen ſagen?" während deſſen hat ſie nur Sinn für den Drang des Moments, und ob auch alles glücklich vollführt worden ſey. Während er auf des Lebens ſchönſten Balſam, den Schlaf, für immer verzichtet, und, Wehe über ſich ſelbſt rufend, alle Fluthen des Oceans nicht für hinreichend hält, das Blut von ſeiner Hand abzuwaſchen, ſagt ſie, aus der Mordkammer zurückkehrend, faſt kühl und keck: „Ein wenig Waſſer reinigt uns von dieſer That."

Und dennoch hat Shakſpeare bei der Schilderung dieſes entſetzlichen Charakters niemals vergeſſen, daß er doch einen Menſchen zeichnet. Da ihr Duncan faſt verächtlich zu ſeyn ſcheint, ſo bietet ſich die Frage, die auch ſchon ſonſt aufgeworfen iſt, warum nicht ſie dem zaudernden Gemahl zuvorkomme und die That ſelbſt verübe? und man hat bewundernd geantwortet, daß ſie ſich ja ſelbſt darüber genau erkläre,

— — — — Hätt' er mich nicht,
Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater,
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan.

Wie geſagt, das hat man ſchon früher und mit großem Recht als einen höchſt bedeutenden Zug im Gemälde bewundert; darüber aber einen nicht minder wichtigen ganz überſehen. Ihre ruchloſe, leichtſinnige Keckheit in dieſer Scene würde dennoch unnatürlich ſeyn, wenn nicht deutlich ausgedrückt wäre, ſie ſey jetzt in einem völlig krampfhaften Zuſtande. Dies zeigt ſich beſonders durch eine faſt an Gemeinheit ſtreifende, mit ihren ſonſtigem Pathos ſehr contraſtirende nackte und dürre Sprache, z. B. in der faſt rohen Antwort, auf ſein Seufzen beim Betrachten der Hände:

A foolish thought, to say a sorry sight

(Ein unkluger Gedanke, zu ſagen „ein trauriger Anblick"); aber noch wichtiger iſt, daß ſelbſt in dieſem Kampf und in dieſer für jetzt nur noch irdiſchen Angſt eine Ahnung ihrer endlos jammervollen Zukunft grell hingeworfen wird in den Worten:

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht ſo beſchaun. Das könnt' uns raſend machen.
(so, it will make us *mad*)

§. 15.

Sie ſelbſt ahnet in dieſem Augenblicke wohl ſchwerlich, was ihr bevorſteht; aber der Dichter leiht ihr dieſe tragiſchen Worte, um uns einen tiefen Blick in ihre jetzige Stimmung thun zu laſſen, und uns mit der tragiſchen Ahnung ihres folgenden Schickſals zu erfüllen. Darum iſt auch jene Ohnmacht, obwohl ſie ſich durch dieſelbe, weil ſie zu rechter Zeit kommt, rettet, rein natürlich. Ihr Geiſt hat ſich krampfhaft aufgeſchwungen und wagt es, jede Gewiſſensangſt abzuweiſen; aber der Körper gehört der Natur an und vermag ſich nicht mehr aufrecht zu halten. Auch das verkündet leiſe, was einſt ihr begegnet, und läßt uns einen tiefen Blick in die Anſicht des Dichters überhaupt thun.

In den nächſtfolgenden Acten hält die Lady ſich muthig aufrecht, denn die ſtete Sorge für die Erhaltung der Krone und ihres Gemahls theilt ihr Gemüth und lindert durch irdiſche Furcht gewiſſermaßen ihre höheren Qualen, bis endlich bei immer mehr hereinbrechendem Jammer keine Geiſteskraft mehr aufrecht hält, und die furchtbarſte Krankheit ſie überwältigt. Jetzt ſoll auch ſie, die Mörderin, nicht mehr ſchlafen, und ihre Lippen ſelbſt, die ſich ſonſt nur zu klugen Worten öffneten, ſollen jetzt das furchtbare Geheimniß ihres Buſens entdecken. Jetzt iſt alles anders geworden, und die ganze Gräßlichkeit des begangenen Verbrechens ſteht der unſeligen Nachtwandlerin klar vor den nur geiſtig offnen Augen. Jetzt reinigt nicht mehr ein wenig Waſſer von dieſer Schuld, ſondern „Arabiens Wohlgerüche alle verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr." Die kleine Hand! da

liegt es. Sie ist ja bestimmt zu ebenen, zu heilen, zu versöhnen; und sie hat gemordet! sie ist tief im Blut gewesen; und nun hat der Ocean nicht Wasser genug, um sie wieder weiß zu waschen, und Arabien nicht Wohlgerüche genug, um sie wieder süß duftend zu machen. Jetzt erkennt auch sie, daß die „Hölle sehr dunkel" sey, und jetzt wird (was abermals gänzlich übersehen worden ist) auch sie, wie einst ihr Gemahl, gezwungen, des Gipfels ihres Verbrechens laut zu gedenken, des Greisenalters des gemordeten Königs: „Wer hätte denken sollen, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich gehabt?" (Yet who would have thought the *old* man to have had so much blood in him?) *)

§. 16.

Wir wenden uns nunmehr zu Banquo, der sehr tüchtig und glänzend, aber, wie billig, ohne alle Idealität neben Macbeth steht. Auch er fliehet nicht vor den Zauberschwestern, sondern horcht und forscht begierig nach ihren wunderbar lockenden Stimmen. Aber wie ist alles so anders bei jenem! Bei den Worten: „Heil Dir, Macbeth, der einst König seyn wird!" verliert dieser die Sprache, was Banquo wohl bemerkt und statt seiner das Wort nimmt. Er forscht nach seinem eigenen Geschick, und hört fast noch dunklere Sprüche, an die sich der klare schließt, daß er selbst nicht König, aber Vater von Königen seyn werde. In einer so seltsamen Anregung nimmt er, wie der tüchtige Mensch oft wohl und mit gutem Erfolg thut, seine Zuflucht, zu einem — derben Witz-Wort:

The earth hath bubbles, as the water has,
And these are of them
Die Erd' hat Blasen wie das Wasser, und
Die sind davon

und späterhin, als Macbeth in Gedanken verloren da steht, vergleicht er mit altem Scherz, — der ist ihm gerade recht — die neue Ehre, die den Freund überrasche, mit neuen Kleidern die Anfangs ein wenig unbequem sitzen und an die man sich erst gewöhnen muß. Dennoch bleibt auch er nicht unbewegt; er hat doch gefragt, ob der Teufel denn jemals wahr sprechen könne, eine Frage die immer gefährlich ist, da die Antwort sich längst von selbst verstehen muß, auch hat er späterhin noch weiter über die Prophezeiungen nachgedacht. Das alles ist gar menschlich; aber es rächt sich doch auch durch einige böse Träume. Die Anfechtungen dienen indessen seinem edeln Gemüthe nur zum Heil, und durch seine Frömmigkeit, und insonderheit durch die beste Waffe, das Gebet, weiß er die verlockenden Stimmen alle in sich und außer sich zur Ruhe zu beschwören. Es bildet einen herrlichen Gegensatz zum Macbeth, wie er sich zum Schlaf bereitet. Er fürchtet sich fast davor, obwohl Müdigkeit wie Blei auf ihm ruht, und er bittet die wohlthätigen Mächte des Himmels, die bösen Gedanken zu entfernen, denen die schwache menschliche Natur im Schlaf leicht nachgibt. Dann erst glaubt er sich geschützt, und wohl darf er nach dem arbeitsvollen und sturmbewegten Tage sich nun zur Ruhe begeben.

Ueber den ganzen Mann ist eine gewisse heitere Arglosigkeit ausgebreitet. Daher sein schnelles Eingehen in die idyllischen Bemerkungen des Königs, der ihn auch zu seinem vertrauten Ehrenboten gebraucht, welcher der gütigen Wirthin einen Diamant zum Gegengeschenk überbringen muß. Seine Heiterkeit wird durch den Tod des Königs bis auf den Grund gestört, und trübe Zweifel an Macbeth's Tugend steigen in ihm auf; so wie er abermals auch mit sich selbst zu kämpfen hat. Dennoch bleibt er fest, und wie auch die Warnungsstimme in ihm sprechen möge, und obwohl er Macbeth am besten kennen sollte, will er ihn doch nicht kennen. Seine Gedanken klagen den Freund mit Recht an; aber er gelangt nicht zu dem festen Glauben, daß sein tapferer Waffenbruder einen solchen Frevel begangen haben könne. Dafür spricht der Umstand, daß er sich nicht von ihm trennt und nicht alsbald dem fliehenden Prinzen folgt. Er nimmt die Einladung zum Gastmahl an und reitet nach vollendetem Geschäft gelassen dahin.

§. 17.

Ich habe hier noch eine kleine, doch nicht ganz unwichtige Bemerkung mitzutheilen. Shakspeare, der alles wagte, was der Dichter wagen darf, wagt dennoch nicht, — ein Pferd auf die Bühne zu bringen. Mit großem Recht! denn da, wo edle Künstler die Weltgeschicke darstellen, auf den „Brettern, die die Welt bedeuten," da — sollen Bestien fern bleiben. In dieser Scene war es sogar schwierig, das Pferd zu vermeiden, und der Dichter hat seine Zuflucht zu vier fast nüchternen Zeilen *) nehmen müssen, um das Draußenbleiben der Thiere zu erklären. Es ist jedoch ohne Zweifel besser, ein paar solche an sich unbedeutende Zeilen nicht zu scheuen, als das Pferd auftrappen zu lassen. Hätte doch Schiller, als er seinen herrlichen Tell schrieb, an diese Stelle gedacht, um uns seinen beritttenen Landvogt zu ersparen.

Kehren wir zu Banquo zurück, und fragen: Welche Worte sind ihm zu leihen, als er fällt? Sterben sehen müssen wir ihn; um das Auftreten des Rachegeistes an der Tafel erklären zu können. Sein Tod muß bedeutsam erscheinen und wichtig, doch nur rasch vorüberfliehend; denn seit wir die Vorbereitungen zu Duncan's Morde sahen, gebührt dem zweiten Opfer nur ein minderer Raum. Darum unter allem, was gewählt werden konnte, abermals das Beste. Banquo sagt gelassen:

It will be rain to night

und der Mörder gibt ihm den Tod mit den roh witzigen Worten:

Let it come down.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Der berühmte und in mancher Hinsicht verdienstvolle Steevens weiß bei diesen bis ins tiefste eindringenden Worten nichts weiter zu machen als: eine Anmerkung, in der er sich über zwei Wandra vernehmen läßt, welche im Ovid und Statius gleichfalls alten Leuten geschlagen werden. Dergleichen wohlfeile Gelehrsamkeit sollte nicht umkommen, und es ist fast dankenswerth, daß er nicht noch funfzig bis sechzig ähnliche Stellen beigefügt hat, die leicht genug aufzutreiben gewesen wären.

— Von einer sehr geschätzten englischen Dichterin, Miß Porden, ist ein großes Gedicht in sechzehn Gesängen: Löwenherz oder der dritte Kreuzzug, erschienen. Es behandelt, wie schon aus diesem Titel zu ersehen, König Richard's Thaten in Asien von der Belagerung von Acre bis zum Waffenstillstande mit Saladin. Im Plan und dem Gebrauch der Maschinen ist Tasso Vorbild der Dichterin gewesen; böse und gute Geister, Zaubereien u. s. w. sind hier wie bei dem berühmten Sänger des ersten Kreuzzuges zu finden. Die Versification wird als ungemein fließend und wohlklingend gerühmt, und wenn — sagt ein galanter englischer Kritiker — Miß Porden unter den Zierden ihres Geschlechts, welche in der englischen Literatur glänzen, nicht schon so hoch stände, so würde sie ihr Gedicht von Löwenherz allein in den ersten Rang stellen.

*) Erster Mörder.
Die Pferde gehen um.
Dritter Mörder.
Wohl eine halbe Stunde; doch er pflegt,
Wie jedermann, von hier zum Thor des Schlosses
Zu Fuß zu gehn.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 173.

27. Juli 1822.

Büchernachdruck.

1. Die Debatten über den Büchernachdruck, welche in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten statt fanden. (Aus der officiellen Actensammlung abgedruckt.) Stuttgart. Metzler. 1822. 66 S. 8.
2. Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. Ludwig Friedrich Griesinger. Stuttgart. Macklot. 1822. 88 S. 8.

Seit 50 Jahren ist der Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks wieder erwacht und mit dem regsten Eifer geführt worden; Gräff (Versuch einer einleuchtenden Darstellung des Eigenthums und der Eigenthumsrechte des Schriftstellers und Verlegers. Leipz. 1794) zählte schon 26 besondere Schriften darüber auf, ohne die Abhandlungen in Zeitschriften, ohne die Recensionen und gelegentlichen Betrachtungen in andern Werken zu rechnen, und doch sollten wir wirklich noch so wenig damit aufs Reine seyn, daß weder die Moral noch die Rechtswissenschaft ein festes Urtheil über die Frage gewonnen hätte? — das wäre doch wirklich arg, wenn es beiden Wissenschaften so gänzlich an allen sichern Grundlagen fehlte, daß sie nicht einmal über eine so einfache Frage eine unveränderliche gewisse Antwort geben könnten!

Und doch scheint es wirklich so zu seyn. Ein geachteter, namhafter Rechtsgelehrter unternimmt aufs neue die Vertheidigung eines Gewerbes, welches die gemeine Meinung, wenn auch nicht zu den bürgerlich verbotenen, doch zu den mehr als zweideutigen zählt, *) und er vertheidigt dasselbe nicht etwa nur aus dem Gesichtspuncte des bestehenden positiven Rechts, sondern sogar in Beziehung auf die zu gebenden Gesetze. Er ist nicht zufrieden, seine Ansichten der würtembergischen Ständeversammlung gleichsam als Zweifelsgründe vorzutragen, sondern er wendet sich damit an die deutsche Bundesversammlung, um auch da die geringe Hoffnung, daß allgemeine entscheidende Maßregeln werden beschlossen werden, noch mehr zu vermindern. Es ist nicht mehr die Rede davon, ob ein einzelner deutscher Staat vielleicht in seinen besondern Verhältnissen Gründe finden könne, mit Abschaffung des Nachdrucks langsam und vorsichtig zu verfahren, sondern davon, demselben, wenn die Bundesversammlung sich für ihn entscheidet, eine förmliche Anerkennung als gesetzmäßiges, rühmliches, ehrenvolles Gewerbe zu verschaffen. Schon ereifert sich Hr. Griesinger heftig darüber, daß man die Nachdrucker Diebe und Räuber genannt habe. Er findet dies (S. 22) abgeschmackt, ausschweifend und lächerlich; ja das Verhältniß wird (S. 25) gerade umgekehrt, die Nachdrucker sind ehrliche Leute, welche nur den schändlichen Gewinn der Originalverleger hindern; diese sind feile Lasterdirnen, welche den Mond ihren Brotdieb nennen!

Hr. Gr. geht also viel weiter als die bisherigen Vertheidiger des Nachdrucks, welche nicht etwa sich selbst, wie weiland der Edle von Trattner, dabei zu vertheidigen haben. Desto mehr wird seine Schrift einer sorgfältigen Prüfung bedürfen, und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere kritischen Journale dieselbe mit rechtem, blos auf die Sache gerichtetem Ernst und bald vornähmen, ohne sich dabei durch die Achtung, welche Hr. Gr. sonst als Rechtsgelehrter erworben hat, irgend bestechen zu lassen. Denn es kommt in dieser Angelegenheit nicht auf den Nachdruck, an und für sich, sondern auf allgemeine Grundsätze des Rechts und der Moral an, deren Befestigung von der größten Wichtigkeit für ein jedes Volk ist.

Das Historische bei den beiden obengenannten Schriften ist folgendes: In der 167. Sitzung der würtembergischen Ständeversammlung am 23. Mai 1821 wurde von dem Abgeordneten Weber ein Commissionsbericht über den Nachdruck erstattet, welcher sich bestimmt gegen denselben erklärt, und mit dem Antrage schloß, den König um einen Gesetzentwurf zu bitten, wodurch das literarische Eigenthum unter den Schutz des Gesetzes gestellt werde. Es wurde dabei vorgeschlagen, den Schriftstellern oder Verlegern ein ausschließliches Verkaufsrecht auf ihre Lebenszeit, und ihren Erben auf zehn Jahre nach dem Tode des Erblassers einzuräumen, den Nachdruck und das Verkaufen von Nachdrücken zu untersagen, die Nachdrücke zu confisciren, und die Nachdrucker, so wie die Verkäufer ausländischer Nachdrücke zum Schadenersatz anzuhalten. In der Sitzung vom 5. Juni 1821 kam die Sache zur Verhandlung. Zuerst nahm Hr. Griesinger das Wort für den Nachdruck und stellte dabei die Sätze auf:

1) daß der Nachdruck auf jeden Fall rechtmäßig und durchaus nicht gesetzwidrig sey;

*) Ein großer deutscher Staatsmann (der königl. preuß. Staatskanzler Fürst Hardenberg) nannte den Nachdruck „ein Gewerbe, auf welchem die öffentliche Schmach ruht"; ist dieser Ausdruck richtig, wie kann denn ein solches Gewerbe in einem Bundesstaate, wo es nur von einzelnen Individuen getrieben wird (und welchen?), Schutz und Aufmunterung finden? D. Red.

§ 14. 2. Verkauf. 3. Verpfändung. 4. Verleihung. 5. Verschenkung. 6. Vertauschung. 7. Verwandlung in Geld. 8. Verwandlung in Waaren.

§ 15. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen.

§ 16. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer Geld braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder Geld braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher Geld braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker Geld braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende Geld braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde Geld braucht.

§ 17. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde Waaren braucht.

§ 18. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer Geld und Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder Geld und Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher Geld und Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker Geld und Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende Geld und Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde Geld und Waaren braucht.

§ 19. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer weder Geld noch Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder weder Geld noch Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher weder Geld noch Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker weder Geld noch Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende weder Geld noch Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde weder Geld noch Waaren braucht.

§ 20. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer Geld braucht, der Verpfänder aber weder Geld noch Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder Geld braucht, der Verleiher aber weder Geld noch Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher Geld braucht, der Verschenker aber weder Geld noch Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker Geld braucht, der Vertauschende aber weder Geld noch Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende Geld braucht, der Verwandelnde aber weder Geld noch Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde Geld braucht, der Verkäufer aber weder Geld noch Waaren braucht.

§ 21. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer Waaren braucht, der Verpfänder aber weder Geld noch Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder Waaren braucht, der Verleiher aber weder Geld noch Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher Waaren braucht, der Verschenker aber weder Geld noch Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker Waaren braucht, der Vertauschende aber weder Geld noch Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende Waaren braucht, der Verwandelnde aber weder Geld noch Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde Waaren braucht, der Verkäufer aber weder Geld noch Waaren braucht.

§ 22. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer Geld und Waaren braucht, der Verpfänder aber weder Geld noch Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder Geld und Waaren braucht, der Verleiher aber weder Geld noch Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher Geld und Waaren braucht, der Verschenker aber weder Geld noch Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker Geld und Waaren braucht, der Vertauschende aber weder Geld noch Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende Geld und Waaren braucht, der Verwandelnde aber weder Geld noch Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde Geld und Waaren braucht, der Verkäufer aber weder Geld noch Waaren braucht.

§ 23. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer weder Geld noch Waaren braucht, der Verpfänder aber Geld braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder weder Geld noch Waaren braucht, der Verleiher aber Geld braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher weder Geld noch Waaren braucht, der Verschenker aber Geld braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker weder Geld noch Waaren braucht, der Vertauschende aber Geld braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende weder Geld noch Waaren braucht, der Verwandelnde aber Geld braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde weder Geld noch Waaren braucht, der Verkäufer aber Geld braucht.

§ 24. Verkauf, der Verpfändung vorzuziehen, wenn der Verkäufer weder Geld noch Waaren braucht, der Verpfänder aber Waaren braucht. Verpfändung, der Verleihung vorzuziehen, wenn der Verpfänder weder Geld noch Waaren braucht, der Verleiher aber Waaren braucht. Verleihung, der Verschenkung vorzuziehen, wenn der Verleiher weder Geld noch Waaren braucht, der Verschenker aber Waaren braucht. Verschenkung, der Vertauschung vorzuziehen, wenn der Verschenker weder Geld noch Waaren braucht, der Vertauschende aber Waaren braucht. Vertauschung, der Verwandlung in Geld vorzuziehen, wenn der Vertauschende weder Geld noch Waaren braucht, der Verwandelnde aber Waaren braucht. Verwandlung in Geld, der Verwandlung in Waaren vorzuziehen, wenn der Verwandelnde weder Geld noch Waaren braucht, der Verkäufer aber Waaren braucht.

als unsittlich erkannt wird, ohne daß solches je durch besondere Umstände und durch die Absicht des Handelnden gerechtfertigt werden könnte, das kann auch eigentlich niemals gesetzmäßig seyn. So muß zwar das Rechtsgesetz einem jeden das Urtheil darüber anheim geben, ob er in den ehelichen Stand treten wolle, allein die wesentlichen Rechte der Eheleute selbst sind durch das Moralgesetz so fest bestimmt, daß den Parteien darüber keine willkürliche Disposition gestattet wird; und da es für den Einzelnen Pflicht seyn kann, den ehelichen Stand zu wählen, so kann ein Versprechen, ehelos zu bleiben, so wenig von privatrechtlicher Wirkung seyn (die katholischen Gelübde beruhen auf andern Verhältnissen) als irgend eine andere dem Moralgesetz zuwider laufende Bedingung. Man muß also den Satz des Hrn. Griesinger gerade umkehren, und sagen, was an sich und unbedingt unmoralisch ist, muß auch gesetzlich verboten seyn.

Freilich wird man bei einer nähern Untersuchung darauf kommen, daß eine solche allgemeine und unbedingte Unsittlichkeit meistens nur bei solchen Handlungen nachgewiesen werden kann, welche auch an sich als Verletzungen des Rechts erscheinen. Allein theils ist dies doch nicht immer der Fall, wie schon aus dem Beispiele der moralischen Gesetze über die Ehe sich ergibt, theils würde es auch darum nichts an der Sache ändern, weil die Pflicht der Gerechtigkeit auch unter den Tugendpflichten oben ansteht. Dennoch werden viele Rechtsgelehrte, mit Hrn. Griesinger, den hier aufgestellten Satz für eine juridische Ketzerei erklären, obgleich selbst die positiven Rechte eine Menge Andeutungen und Anwendungen desselben enthalten und noch mehr die juridische Praxis sich immer nach demselben hinneigt, ohne ihn klar auszusprechen. Indessen, wenn uns nicht alles trügt, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Rechtswissenschaft durch die Anerkennung und höchst fruchtbare Entwickelung desselben einen bedeutenden Schritt thun wird. Denn denkende Rechtsphilosophen und Politiker, wie Ancillon, Ad. Müller u. a. sind demselben schon ziemlich nahe gekommen. Selbst Hugo hat sich von jeher, und mit Recht, gegen die Trennung des Rechtmäßigen vom Sittlichguten erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Essai sur les garanties individuelles que réclame l'état actuel de la societé; par P. C. F. Daunou.

(Beschluß aus No. 170.)

Gehen wir jetzt zu Hrn. D's. weiterer Besprechung der individuellen Garantien über, die der Staat nach seiner guten oder schlechten Einrichtung entweder beschützt oder vernichtet.

„Viele Andere — sagt der Verf. — haben bereits über die Vorzüge und Nachtheile der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie discutirt. Meiner Ansicht nach, ist jede Regierungsform gut, sobald sie nur die möglichst gesicherte individuelle Garantie gewährt; schlecht, falls sie dies nicht thut. Alle Arten von Verfassungen aber, mit Ausnahme der reinen Despotie, die im Grunde nichts anders ist, als ein Zustand der Anarchie (Gesetzlosigkeit), können diese Sicherung gewähren, und es ist hierzu weder unbedingt vorherrschender Republikanismus, noch Monarchismus nothwendig. Wo ein König waltet, kann eben so gut persönliche und Gewissensfreiheit, eben so gut Sicherung jedes Besitzes statt finden, wie da, wo ein Senat die höchste Autorität repräsentirt, und umgekehrt kann wieder Sclaverei in jeder Beziehung herrschen, wo die demokratischen oder aristokratischen Principe oben an stehen, wie da, wo ein Fürst die Zügel des Regiments hält. Die Geschichte beweist beides vielfach, und es bleibt daher hier nur zu untersuchen, was für oder gegen die dem Einzelnen im Staate zukommenden Garantien von dieser oder jener Regierungsart unternommen zu werden pflegt."

Wir bemerken hierbei, daß der Verf. schon anderwärts (in seinem Cours d'histoire) die Erklärung von de Tracy, über die verschiedenen Regierungsarten zu der seinigen gemacht hat, zu Folge welcher das von Montesquieu aufgestellte System der mehrfachen Arten von Regierungsformen noch vereinfacht, und alle in zwei Classen getheilt werden, in Regierungen fürs Allgemeine nämlich (gouvernemens généraux) und in Regierungen für Einige (gouvernemens speciaux), mit andern Worten: in Regierungen, deren Princip auf das Wohl Aller, und in Regierungen, bei denen es nur auf das Wohl Einiger (Classen, Casten oder auch Familien) abgesehen ist. Hier bestreitet nun Hr. Daunou den theoretischen Grundsatz, daß bei einem Repräsentativ-System eine Opposition zur Erhaltung des Ganzen in dem gebührenden Wege nothwendig sey, doch gibt er zu, daß die Idee, den Ministern und den beiden Kammern das Recht zuzugestehen, die Constitution zu modificiren, nichts anders hieße, als die gesellschaftlichen Garantien in ihren Grundfesten erschüttern. Seinem Urtheile nach, welches auch wohl das der einsichtsvollsten Männer seyn dürfte — würde das beste Mittel zu einer festen Sicherung der von der Gesellschaft, wie sie jetzt ist, begehrten Gewähren in der Annahme eines gesellschaftlichen Vertrages oder einer bewilligten Charte liegen, zufolge welcher eine gesetzgebende Kammer, gewählt aus treuen, loyalen und unterrichteten Deputirten, sich gestalten müßte. Außer diesen besonders gewählten Repräsentanten, die die gesetzgebende Kammer bilden sollen, wünscht aber der Verf. auch noch andere Vertreter des Volks und findet diese in den Mitgliedern der Jury, in denen der Communal-Versammlungen und der Provincial-Räthe und in den Wählern der Deputirten zur gesetzgebenden Kammer. Mit dem Grundsatz, daß in Monarchien der erste und erhabenste Repräsentant der Monarch selbst seyn muß, daß er allein die Ernennung der Minister und, direct oder indirect, die aller andern verantwortlichen Beamten über sich hat; daß er Vertheiler der Belohnungen, oberster Ordner der äußern und innern Staatsangelegenheiten und überhaupt auch derjenige sey, in dessen Namen alle Gesetze vorgeschlagen, bekannt gemacht und ausgeführt werden; mit diesem Grundsatz ist Hr. D. übrigens vollkommen einverstanden, so daß sein Werk, dessen Tendenz dahin geht, die Sicherung aller Rechte, die wir unter dem Namen gesetzliche Freiheit begreifen, zu bewirken, zugleich nicht weniger eine klare und bündige Auseinandersetzung und Sicherung der königlichen Vorrechte ist, und man daher von diesem Buche füglich sagen kann, was Montaigne von seinen „Essais" sagte: „C'est ici un livre de bonne foi, lecteur."

Er selbst spricht sich über die Absicht, die Sicherung der Rechte und Freiheiten des Volks mit der Feststellung der Krone so zu verbinden, daß Eins das Andere stützt und hält, gleich von vorn herein also aus: „Ich bin überzeugt, daß der Schriftsteller, dem es eines Tages gelingen wird, dasjenige, was ich hier nur anzudeuten vermag, gründlich auszuführen, eben so viel zur Sicherung der höchsten Staatsgewalt beitragen wird, wie zur Sicherung der Rechte und Freiheiten der Regierten; denn, nur indem er jene nothwendig mit allem bekleidet, was dazu dienen kann, sie ehrwürdig und achtungswerth in den Augen des Volks zu machen, vermag er ihr auch die Mittel zu leihen, welche sie braucht um die Rechte der Einzelnen im vollsten Maße zu schützen."

Man sieht hieraus, welche loyale und gute Ansichten der Verf. von dem gegenseitigen Verhältniß der Regierer und der Regierten zu einander hat, und wird durchaus finden, daß sein Werk, welches die größte Anerkennung verdient und dem zu wünschen ist, daß es die Berücksichtigung denkender Staatsmänner überall finde — insofern einen reinen und erfreulichen Gegensatz zu Machiavelli's berühmtem Buche, vom Fürsten, macht, als es überall Offenheit, Ehrlichkeit und Rechtlichkeit mit Recht als die sichersten Staatsstützen für

Alle empfiehlt, während jener sich bemüht den Fürsten Hinterlist und Trug — die alten Rüstzeuge der Tyrannei — als das Beste für ihr Wohl anzurathen.

Was aber Hr. D. hier durch Wort und Schrift zu erreichen und zu lehren sucht, hat er, seit 1819 als ausgezeichneter Deputirter in der zweiten Kammer des französischen Reichs, auch durch Wort und That zu erreichen gestrebt, und indem er hier in mancher energischen, tiefgedachten Rede die Mittel ans Herz legte, durch welche allein das was Alle wünschen, oder doch wünschen sollten, vollständige Gesetzlichkeit nämlich in allen Verhältnissen, erlangt werden kann, nahm er dennoch nie, wie mancher Andere, seine Zuflucht weder zu elenden Kriechereien vor der Macht, noch zu Anpreisungen von veralteten, nur dem Interesse Einzelner zusagender Formen, noch zu einer eben so elenden Schmeichelei des oft unbeholfenen und vagen Verlangens der Menge.

84.

Der Beherrscher der Eilande in 6 Dichtungen, nach Walter Scott bearbeitet v. F. P. E. Richter. Leipzig bei Richter.

Es gibt Kunstfreunde, die an einem guten Umriß eines Gemäldes sich vergnügen, auch wenn sie das Original nicht kennen, und er ihnen also kein Erinnerungszeichen, welches das Ganze ihnen vergegenwärtigt, ist. Die Absichten des Künstlers, Gruppirung, Formen und Ausdruck, kurz, das Wesentliche sey beibehalten, und könne man sich damit wohl begnügen. Nein, entgegenen Andre, mit dem fehlenden Licht und Schatten und Colorit der mangelnden Luftperspectiv ist der zauberische Hauch und Duft, der das Gemälde erst zum idealischen Kunstwerk macht, entflogen, nimmermehr lassen sich die Schöpfungen eines Künstlers nur aus Umrissen beurtheilen, und wären sie noch so schön. — Diese widersprechenden Ansichten haben sich nicht blos bei Freunden der bildenden Kunst angesiedelt, auch die der Poesie theilen sie. Prosaische Bearbeitungen und Uebersetzungen von Gedichten halten die Einen für zulässig und ausreichend, einen erhöhten Ausdruck in der Schreibart höchstens dabei noch einbedingend. Sie haben den Vortheil eines großen Erfolgs in Luther's Bibelübersetzung für sich; aber, versetzen die Gegner, die Luther sind selten, und bei einer solchen Aufgabe ist der Schmuck der Rede nur Nebensache. Poetische Prosa misrathe meistens, der Ausdruck werde häufig verfehlt, sage bald zu viel bald zu wenig, die Schreibart falle ins Steife, Matte, oder Uebertriebene, ein Gedicht in Prosa aufgelöst gleiche einem Tanz ohne Musik, da würden die Zuschauer bei den zierlichen Schritten und künstlichen Verschlingungen bedenklich den Kopf schütteln und meinen die Leute seyen ein wenig närrisch geworden, statt daß, wenn harmonische Töne ihre Bewegungen begleiteten, ein Jeder sie verstehen, sie im Einklang mit den Gesetzen einer idealen Art der Bewegung finden würde. Ob zwischen beiden äußersten Enden kein Indifferenzpunct zu treffen wäre, bedürfte einer hier nichtpassenden Untersuchung, genug wenn der Leser weiß, daß er hier eine Uebersetzung in Prosa von Walter Scott's Gedicht: the Lord of the Islands findet, damit er nicht, wenn er zu der Classe derjenigen gehört, welche metrische Bearbeitung von Gedichten für ein unerläßliches Erforderniß halten, den Verdruß getäuschter Erwartung auf den Uebersetzer mit übertrage, der, wenn man billig ist und keine Forderungen macht, die Nachbildungen der Art ihrer Natur nach nicht erfüllen können, alles geleistet hat, was zu leisten möglich.

Der Inhalt der Dichtung ist sehr anziehend, wie ritterlich königlich der aus dem Lande vertriebene, abgesetzte, mit des Papstes Bannfluch beladene König Robert, wie großartig Ronald, der Herr der Eilande, wie magdlich und sittig verschämt die treue liebende Editha. Der lieblichste, vollendetste Charakter von allen ist diese jungfräuliche Heldin, die als stummer Page den König und den Herrn der Eilande, der aus einem Gegner nun dessen eifrigster Anhänger und Vertheidiger wurde, überall begleitet, ganz Aufopferung, ganz Liebe, nicht gedenkend, daß Ronald sie, die ihm verlobte Braut verschmähte, und seine ganze Neigung der einst von ihm geliebten Isabelle von neuem schenkte. Robert Bruce ist auch nicht abgeneigt, den wieder erworbenen Freund mit der Hand der Schwester zu beglücken. Editha liebt hoffnungslos, und doch hängt sie mit unveränderter Treue an dem ihr so theuern Ronald, sie erkennt willig die Trefflichkeit der Nebenbuhlerin an und entsagt unaufgefordert den Ansprüchen, um beider Glück zu gründen. Isabelle, groß und edel, aber nicht so innig, so ergeben und mild wie diese, wählt den Schleier, und trägt dazu bei, die feinste Schonung für das Zartgefühl der Freundin doch dabei nie verletzend, daß Ronald die Herrlichkeit Edithens erkenne, und daß in ihm sich die Achtung und Freundschaft für sie bis zur Liebe steigere. Großartig ist die Scene, wo der Abt, ein eifriger Diener der Kirche, zum gottbegeisterten Seher wird, und durch die Macht höherer Eingebung, statt dem vom Papst geächteten Bruce zu fluchen, ihn als einen Gesalbten des Herrn, den Befreier des Vaterlands, den Beglücker des Volks, wie er ihn im prophetischen Vorgesicht sieht, segnend.

Im Charakterisiren ist Walter Scott Meister, und so erblickt man auch in dieser Dichtung die Gestalten lebendig vor sich, man wähnt diesen bösartigen, harten und ehrgeizigen Herrn vor Zorn, Editha's Bruder, und Bruce's heftigsten Feind, die bizigen und pflichtigen Häuptlinge, den beschränkten, halsstarrigen, aber redlichen Torquit, die wilden Wegelagerer, die rohen Seeräuber, zu kennen, man glaubt die Schlachten mit gekämpft, die Gefahren auf Bergen und auf Seen, in der Einöde, und der hochzeitlichen Burg mit bestanden, die Gegenden selbst mit angeschaut zu haben, so frisch und lebendig und natürlich ist alles beschrieben! — Die Schreibart ist edel und männlich, nicht mit Bildern und Betrachtungen überladen, wo sie sich finden, sind sie aber auch wirklich schmückende Zier. In den gemüthlichen Stellen ist der Dichter von der süßesten Anmuth und auch in den reflectirenden sinnig und geistreich. Wie schön ist z. B. die Idee, aufzuführen, welche Gedanken Bruce, Ronald und der Page Allan verfolgen, um sich durch feuriges Interesse daran munter zu erhalten! —

Die Noten sind zum bessern Verstehen nicht überflüssig und gut abgefaßt, nur sind ihrer zu wenig.

19.

— Unter den neuesten zu Paris erschienenen Büchern erregt folgender Titel: *Les mille et une calomnies*, ou Extrait des correspondances privées insérées dans les journaux anglais et allemands pendant le ministère de M. le duc de Cazes, im Verlage von Dentu, Aufmerksamkeit. Zwei Bände sind bereits erschienen und ein dritter soll folgen. — Auf zwölf Bände ist eine Sammlung berechnet, von welcher der Prospectus erschienen ist, unter der sonderbaren Aufschrift: *La réligion défendue* par Descartes, Bossuet, Fénélon, Pascal, Mallebranche, La Bruyère, Bourdaloue, Massillon, Bacon, Grotius, Clarke, Addisson, d'Aguesseau, Leibnitz, Newton, Euler etc. contre Voltaire, Rousseau, Helvétius, Diderot, d'Alembert, Fréret, Boulanger, Volney, Dupuis etc., ou le grand siècle et le siècle de philosophisme. — Aus dem Deutschen übersetzt sind erschienen: die zwölf schlafenden Jungfrauen von Spieß (!) und Christian Müller's Reise nach Griechenland und den ionischen Inseln.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 174.

29. Juli 1822.

Der Pirat, nach Walter Scott von Georg Lotz. 3 Theile. Leipzig, bei Kollmann.

Vorliegendes Werk kann man nicht ohne Bewunderung über die ungemeine Schnelligkeit des Uebersetzers betrachten, der, kaum sechs Wochen später als das Original im Druck erschien, die Uebersetzung vom ersten Theil lieferte. *) Zwar hat er sichs bequem gemacht, mitunter obenhin gearbeitet, aber da dies doch nur dem genauen Kenner beider Sprachen merkbar wird, und im Ganzen nicht stört, so ist die kaum erklärliche Eile nicht zu schelten, (?) nur gegen die Lieder ließe sich einwenden, daß ihnen metrische Vollendung abgeht, und gegen manche sprichwörtliche Redensarten, wie z. B. das Hasenpanier ergreifen, im Oberstübchen nicht richtig seyn, die sich im Mund eines Shetländers ganz seltsam ausnehmen, vieles erinnern. Drows wären besser Trolle benannt worden, da diese eingebildeten Geschöpfe auch unter uns durch die Nordlandssagen wohl bekannt sind. Noch mehr Verdienst, als durch das Nichtbegehen der ästhetischen und Uebersetzer Sünden würde jedoch Hr. Lotz sich erworben haben, wenn er hie und da kürzen gewollt, indem bei allen Vorzügen des Originals eine zu große Breite sich nicht abläugnen läßt, zumal in den Gesprächen der Seeräuber im letzten Theil.

Der Pirat versetzt die Leser nicht, wie die meisten der Scottschen Romane, nach Schottland, sondern an die viel rauhere unwirthbarere Küste der shetländischen Hauptinsel Mainland, in das Ende des 17ten Jahrhunderts. Damals hatte sich in jenen entfernten Eilanden noch vieles von alt-normännischen Sitten, Namen und Aberglauben erhalten; wenn man so von den Udaller, Jarlshof u. s. w. liest, der Seekönige, weisen Frauen, welchen die Sehergabe der alten Scandinavierinnen, die inwohnende heilige Kraft derselben verliehen ist, erwähnen hört, könnte man glauben, es sey eine Fouquésche Dichtung, die zuweilen wohl schon mit denen von Scott verglichen wurden, vielleicht nicht mit Grund. Die Ideen bei Fouqué sind dichterischer, er versteht sich besser auf die Sprache der Liebe, des Gefühls, der Gemüthlichkeit, wie Scott, aber dafür zeichnet dieser ungleich richtiger und ist frei von Schwulst, von Manier und Vorurtheil, seine Ritter haben gelebt in aller ihrer Großheit und Rohheit, statt daß die von Fouqué einzig der romantischen Zeit, die nirgends als in der Phantasie der Dichter bestand, angehören, und doch machen diese Fouquéschen Helden die Ansprüche, als seyen sie Gebilde der Wirklichkeit. Scott's mit Meisterhand ausgeführte Gestalten sind nicht allein einem Stande angehörend, er stellt den Edelmann wie den Bauer, das schöne Fräulein wie die alte Zigeunerin gleich wahr, originell, und mit nationellen und zeitgemäßen Eigenthümlichkeiten dar, so innig er auch sein Vaterland liebt, verblendet er sich doch nicht gegen die Kehrseiten des schottischen Charakters, noch verräth er Casten- oder Parteigeist, er ist billig und gerecht im schönsten Sinn. — Sein Pirat ist aus einer wirklichen Begebenheit entstanden, die in der Kürze dem Roman vorangeht.

Sitten und Charakterschilderungen sind wie gewöhnlich die wesentlichen Schönheiten desselben; der Pirat in seiner wilden Größe, nicht frei von Schlauheit und Zügellosigkeit, zieht bei alledem an, auch erhebt er sich wieder aus der tiefen Versunkenheit gesetzlosen Treibens, das keinen Herrn über sich erkennt und einzig der Leidenschaft, und dem was ihm Vortheil dünkt, gehorcht, und endet ehrenvoll. Sein Nebenbuhler, und, wie sichs in der Folge ergibt, Halbbruder, Mordaunt, ist eine Gestalt, bei der man gern verweilt; ein Sohn der Natur, freimüthig, unerschrocken und wohlwollend, dankt er die Zartheit und Reinheit seines Gefühls einzig den freien Regungen seines unverdorbenen Herzens und hellen Geistes, der auch ohne Weltbildung und gelehrtes Wissen ihm einen sichern Blick, eine gründliche Urtheilskraft verleiht. Man kann es den reizenden Töchtern des Udaller, der hohen sinnigen Minna, der heitern lieblichen Brenda, doch kaum verzeihen, daß sie den wackern Jüngling gegen Cleveland in Schatten stellen, dem Gebot des Vaters, ihm zu meiden, so willig Folge leisten konnten. Wie ein so durchaus tüchtiger Mann, als Magnus Troil, gemeinen neidischen Klätschereien ein

*) Diese Schnelligkeit ist indes noch bei weitem von der Uebersetzung der fortunes of Nigal übertroffen worden, deren erster Band, wie wir hören, in vierzehn Tagen gefertiget ist. Ohne über diese Uebersetzung auf irgend eine Weise richten zu wollen, oder zu können — da sie uns noch völlig unbekannt ist — können wir doch die im Allgemeinen geltende Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses Verfahren unserer Literatur weder zum Nutzen noch zur Ehre gereichen kann. Da müssen freilich alle Forderungen, die man an der Form eines Kunstwerks, wie es doch ein Roman ist, oder seyn soll, zu machen berechtiget ist, als lächerlich erscheinen; man eilt nur mit Courierpferden dem großen Ziele zu, von den Leihbibliotheken gekauft zu werden. Ein Mitbewerber, der mit Ernst und Mühe feilt, kommt zu spät, und sein Verleger findet, da die Heißhungrigen schon gesättigt sind, einen schlechten Markt. A. d. Red.

eines Ohr, eine Nase, ein Mund, eine Hand, ein Fuß, ja ein Gesicht, ein Kopf, ein Leib, ein Arm, ein Bein, ein Auge, ein Finger, ein Zahn, ein Haar, ein Nagel, ein Knie, ein Ellbogen, ein Schenkel, ein Schienbein, ein Knöchel, ein Zehe, ein Daumen, ein Hals, ein Rücken, ein Gesäß, ein Bauch, ein Herz, eine Leber, eine Lunge, ein Magen, eine Milz, eine Galle, eine Niere, eine Blase, ein Darm, ein Mastdarm, eine Ader, ein Nerv, ein Muskel, ein Knochen, ein Mark, ein Gehirn, ein Blut, ein Schweiß, ein Speichel, ein Rotz, ein Eiter, ein Harn, ein Kot, ein Schleim, ein Fett, ein Talg, ein Schmalz, ein Schmer, ein Leim, ein Gift, ein Aas, ein Leichnam, ein Grab, ein Sarg, ein Tod, ein Leben, ein Alter, ein Jahr, ein Monat, ein Tag, eine Stunde, eine Minute, eine Sekunde, ein Augenblick, ein Nu, ein Moment, ein Gestern, ein Heute, ein Morgen, ein Übermorgen, ein Vorgestern, ein Ehemals, ein Jetzt, ein Dann, ein Wann, ein Wenn, ein Da, ein Hier, ein Dort, ein Wo, ein Wohin, ein Woher, ein Dahin, ein Daher, ein Hinaus, ein Heraus, ein Hinein, ein Herein, ein Hinab, ein Herab, ein Hinauf, ein Herauf, ein Hinüber, ein Herüber, ein Hinunter, ein Herunter, ein Hinweg, ein Herweg, ein Vorbei, ein Vorüber, ein Vorwärts, ein Rückwärts, ein Seitwärts, ein Aufwärts, ein Abwärts, ein Einwärts, ein Auswärts, ein Hinterwärts, ein Vorderwärts, ein Rechtwärts, ein Linkwärts, ein Nordwärts, ein Südwärts, ein Ostwärts, ein Westwärts, ein Oben, ein Unten, ein Vorn, ein Hinten, ein Rechts, ein Links, ein Nord, ein Süd, ein Ost, ein West, ein Ja, ein Nein, ein Nicht, ein Kein, ein Nichts, ein Alles, ein Etwas, ein Viel, ein Wenig, ein Mehr, ein Weniger, ein Am-meisten, ein Am-wenigsten, ein Ein, ein Zwei, ein Drei, ein Vier, ein Fünf, ein Sechs, ein Sieben, ein Acht, ein Neun, ein Zehn, ein Elf, ein Zwölf, ein Dreizehn, ein Vierzehn, ein Fünfzehn, ein Sechzehn, ein Siebzehn, ein Achtzehn, ein Neunzehn, ein Zwanzig, ein Dreißig, ein Vierzig, ein Fünfzig, ein Sechzig, ein Siebzig, ein Achtzig, ein Neunzig, ein Hundert, ein Tausend, ein Million, ein Milliarde, ein Billion, ein Billiarde, ein Trillion, ein Trilliarde, ein Quadrillion, ein Quadrilliarde, ein Quintillion, ein Quintilliarde, ein Sextillion, ein Sextilliarde, ein Septillion, ein Septilliarde, ein Oktillion, ein Oktilliarde, ein Nonillion, ein Nonilliarde, ein Dezillion, ein Dezilliarde, ein Undezillion, ein Undezilliarde, ein Duodezillion, ein Duodezilliarde, ein Tredezillion, ein Tredezilliarde, ein Quattuordezillion, ein Quattuordezilliarde, ein Quindezillion, ein Quindezilliarde, ein Sexdezillion, ein Sexdezilliarde, ein Septendezillion, ein Septendezilliarde, ein Oktodezillion, ein Oktodezilliarde, ein Novemdezillion, ein Novemdezilliarde, ein Vigintillion, ein Vigintilliarde, ein Zentillion, ein Zentilliarde, ein Unzählig, ein Unendlich, ein Ewig, ein Gott, ein Teufel, ein Himmel, ein Hölle, ein Fegefeuer, ein Paradies, ein Engel, ein Heiliger, ein Mensch, ein Tier, ein Pflanze, ein Stein, ein Erde, ein Wasser, ein Luft, ein Feuer, ein Licht, ein Finsternis, ein Schatten, ein Farbe, ein Rot, ein Blau, ein Gelb, ein Grün, ein Violett, ein Orange, ein Weiß, ein Grau, ein Schwarz, ein Braun, ein Rosa, ein Purpur, ein Karmin, ein Zinnober, ein Ocker, ein Umbra, ein Sepia, ein Elfenbein, ein Gold, ein Silber, ein Kupfer, ein Bronze, ein Messing, ein Zinn, ein Blei, ein Eisen, ein Stahl, ein Platin, ein Quecksilber, ein Zink, ein Nickel, ein Kobalt, ein Wismut, ein Antimon, ein Arsen, ein Uran, ein Radium, ein Polonium, ein Thorium, ein Aktinium, ein Protaktinium, ein Neptunium, ein Plutonium, ein Americium, ein Curium, ein Berkelium, ein Californium, ein Einsteinium, ein Fermium, ein Mendelevium, ein Nobelium, ein Lawrencium, ein Rutherfordium, ein Dubnium, ein Seaborgium, ein Bohrium, ein Hassium, ein Meitnerium, ein Darmstadtium, ein Roentgenium, ein Copernicium, ein Ununtrium, ein Flerovium, ein Ununpentium, ein Livermorium, ein Ununseptium, ein Ununoctium, ein Element, ein Atom, ein Molekül, ein Ion, ein Isotop, ein Nuklid, ein Proton, ein Neutron, ein Elektron, ein Positron, ein Myon, ein Tauon, ein Neutrino, ein Quark, ein Gluon, ein Photon, ein Graviton, ein Higgs-Boson, ein Tachyon, ein Axion, ein Gravitino, ein Photino, ein Higgsino, ein Neutralino, ein Chargino, ein Sfermion, ein Selektron, ein Smyon, ein Stauon, ein Sneutrino, ein Squark, ein Sup-Squark, ein Sdown-Squark, ein Scharm-Squark, ein Sstrange-Squark, ein Stop-Squark, ein Sbottom-Squark

bei Herder in den Volksliedern beſſer, bezeichnender und treuer der Urſchrift der Refrain der Strophe:

Love will find out its way,
Find't Liebe ſich Weg,

bei Spiker:

Die Liebe wehl zieht.

Die Anmerkungen ſind eben ſo geiſtvoll als belehrend, und keine überflüſſige darunter. Die Charte von den ſhetländiſchen Inſeln iſt eine nothwendige Zugabe, und ein wahres Verdienſt, das ſich Hr. Sp. dadurch um das Buch erwarb. 19.

Ueber einige Gaſtdarſtellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

(Fortſetzung von No. 171.)

Nach dem Urtheile eines unſerer geiſtreichſten Kunſtrichter,*) der Shakſpeare's Romeo und Julia einen herrlichen Lobgeſang auf jenes unausſprechliche Gefühl, welches die Seele zum höchſten Schwunge adelt und die Sinne ſelbſt zu Seele verklärt, eine ſchwermüthige Elegie auf deſſen Hinfälligkeit vermöge ſeiner eigenen Natur und der äußern Umſtände, die Vergötterung und das Leichenbegängniß der Liebe nennt, bleibt die Rolle der Julia eine der ſchwierigſten Aufgaben. Es ſind dabei allerdings, wie der nun verſtorbene, aber in ſeinen genialen Schriften fortlebende Hoffmann**) behauptet, Jugend und körperlicher Reiz unerläßliche Bedingungen, aber auch noch ein, wir möchten ſagen, poetiſches Auffaſſen aller durch die erſte glühend erwachte Jugendliebe herbeigeführten Situationen nothwendig, das, mit Hülfe eines lebendigen Gefühls durch die ganze Darſtellung ſich verbreitend, über die rauhe uns zunächſt umgebende Wirklichkeit erhebt und uns dadurch das unſerm Denken und Fühlen Fremdartige, ja in einzelnen Scenen vielleicht Störende der Dichtung vergeſſen läßt. Auch hier kann Kunſt zur Wahrheit werden; nur verlange keiner das rein Unmögliche und eine ſechzehnjährige Schauſpielerin, die ihren Jahren vorauseilend, die ſechzehnjährige Julia ſo gebe, wie ſich der Dichter ſie gedacht. Hiervon ausgehend glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß Mad. Stich dieſe Rolle auf jeder deutſchen Bühne mit dem entſchiedenſten Beifalle geben wird. Denn wer wollte in ſolcher Darſtellung das ungekünſtelte Mädchen nicht erkennen, das früher, vom Strahl der Liebe unberührt, jetzt auf einmal, aber auch auf ewig ſich hingibt und darum mit aller der Liebe eignen Kraft jede Rückſicht überſpringt, um dem Gegenſtande ſeiner freien Wahl ganz anzugehören? Wer dieſe Julia für unbeſonnen und verlaut hält, verſteht den Dichter und eine wahrhaft von Liebe durchdrungene Seele nicht. Wenn Mad. Stich beim erſten Auftreten vielleicht zu ſehr bemüht war, das kindlich unbefangene für jede Lebensfreude Sinn gewinnende Gemüth blicken zu laſſen (was darum keinen Tadel verdient, weil ſie dem Dichter nachbildete, der uns dieſe Julia nur in wenigen Situationen verführt) ſo gelang es ihr ſpäter, wir möchten ſagen, unwillkürlich, die Macht der Liebe von dem erſten ſtaunenden Blick auf Romeo an bis zu dem Momente, wo ſie an deſſen Seite ſich ſelbſt den Tod gibt, in lebendigen Blicken vor unſern Blicken darzuſtellen. Man nehme nur, um an das Vollendetſte zu erinnern, das berühmte Zweigeſpräch im Garten. Wie verändert betritt dies Kind der Natur nach der Ballſcene, in der wir das etwas in Manier ausartende Streben, der Stimme eine gewiſſe Jugendlichkeit zu geben,***) wodurch, wie ſchon anderswo bemerkt worden, die Worte mehr von den Lippen, als aus dem Herzen zu kommen ſchienen, tadeln möchten, den Balcon, und wie trefflich wußte die Künſtlerin durch das Falten der Hände, den langaushaltenden Blick gen Himmel, den aus tiefſter Bruſt ſich hervordrängenden Seufzer die Sehnſucht der Liebe zu malen! Nur bei ſolchem Spiele ſpricht Romeo Wahrheit:

„Sie ſpricht, doch ſagt ſie nichts; was ſchadet das?
Ihr Auge redet.“

Wie unverſtellt und doch wie ſittſam geſteht ſie ihm hier ihre Neigung, und wie verſtand es die Künſtlerin, ihre innere Freude neben der wehmüthigen Ahnung (am Schluſſe dieſer Scene) im Ton der Stimme auszudrücken! Wer hätte bei ſolcher Kunſt nicht mitempfinden wollen? Wir übergehen hier die einzelnen Situationen z. B. als Julia Romeo's Verbannung erfährt; (auch hier vergaß die Künſtlerin nicht, die Härten und Diſſonanzen in der Dichtung ſelbſt möglichſt zu mildern) die Abſchiedsſcene zwiſchen den Liebenden; (wie wußte ſie hier neben liebeathmender Freude das Ende ihres Glücks durch die hervorgehobenen Worte:

O Gott, ich hab' ein unglückahnend Herz!

ſcharf zu bezeichnen!) die Scene, wo ſie den Anforderungen der Mutter die feinſte Verſtellung entgegenſetzt, den die ſich bedroht fühlende Liebe allein fähig iſt; (wie bedeutungsvoll ſprach ſie die wenigen, jene mit Beſorgniß und dem Gedanken, als trete des Vetters Geiſt zwiſchen die geprieſene Verbindung, erfüllenden Worte aus!) — es ſind einzelne treffliche Züge in dem großen Gemälde, die das innere Auge des Kunſtfreundes gewiß lebhaft aufgefaßt hat. Wir verweilen nur noch bei der Scene mit Lorenzo und dem darauf folgenden Monologe Juliens, dem Vollkommenſten, was wir von Mad. Stich geſehen. Der Mönch tritt ein; mit freudiger Haſt empfängt ſie ihn nach des verhaßten Paris Abſchied;*) er iſt ja auf der weiten Erde der einzige Menſch, dem ſie ihren Schmerz vertrauen darf. Mit Ernſt weiß ſie ſeinen innern Blick von den ſchrecklichen Bildern der Zukunft abzuziehen und durch die Erinnerung der nächſten Vergangenheit auf den unſeligen Kummer der Gegenwart zu lenken; mit Ungeduld, ja faſt drohend verlangt ſie ſeinen Rath:

„den Tod verlang ich,
Wenn deine Antwort nicht von Hülfe ſpricht.“

und weiß, als der Mönch ihr einen Hoffnungsſchimmer zeigt, ihn durch Erbieten zu allem, was ein weibliches Gemüth mit Grauſen erfüllen kann, zu vermögen, daß er ſeinen Empfindungen Worte gibt. Aber welch ein meiſterhaftes Spiel der Künſtlerin begleitet jetzt Lorenzo's Rede, und wie verſteht ſie ſeiner Beſchreibung von den furchterregenden Wirkungen des Kräutertrankes Wahrheit und Seele einzuhauchen! Ohne Leben und Odem ſteht ſie neben dem Mönch, ſchon durchzucken ſie Schauer des Todes und kaum kann ſie, aller Kraft beraubt, nur noch mit beiden Händen die Augen bedecken, die den ſo Schreckliches Anrathenden nicht ſchauen mögen. Da trifft aus des Todes Grauen, das der Mönch ihr ſchildert, ein Hoffnungsſtrahl ihr Innres, Leben regt ſich wieder um ſie, Romeo's Name berührt ihr Ohr und das vorher ſtarre Ebenbild des Todes bricht jetzt heitern, trunkenen Angeſichts in die Worte aus:

„Gieb mir, o gieb mir, rede nicht von Furcht.“

So lebendig und wahr hier die Künſtlerin die widerſtreitenden Gefühle in Juliens Bruſt darzuſtellen wußte, ſo feierte ſie doch in dem gleich darauf folgenden Monologe (eigentlich

---

*) A. Wilh. v. Schlegel in ſeinen Vorleſ. über dramat. Kunſt und Liter. Th. 3. S. 158. (1817).

**) Seltſame Leiden eines Theaterdirectors (1819) S. 47.

***) Jeder Künſtler, jede Künſtlerin ſollte es ſich zur erſten Regel machen, überall die eigene Stimme zu ſprechen, oder, wie es die franzöſiſche Kunſtſprache ausdrückt, die Stimme in der Mitte zu faſſen (prendre sa voix au milieu).

*) Das Stück ward nämlich nicht nach Schlegel's Ueberſetzung, ſondern nach einer Bearbeitung gegeben, der jene zum Grunde gelegt war. Ob dies die nämliche Bearbeitung iſt, die der Braune bei Hoffmann (Seltſame Leiden ꝛc. S. 128) eine abſcheuliche Verhöhnung unſrer Theaterdreter nennt?

Art. 1. Alle Arbeiter, welche in der Gemeinde Ober-Ingelheim in Steinbrüchen, Sandgruben, Kalkbrennereien, Ziegelhütten, Thonwerken, Cementfabriken, Gypsmühlen, Gypsbrennereien, Asphaltwerken, Bergwerken, Hüttenwerken, Salinen, Salzsiedereien, Salzbergwerken, Torfstichen, Torfbrennereien, Graben- und Wegebauten, Eisenbahnbauten, Chausseebauten, Canalbauten, Wasserbauten, Deichbauten, Flussregulirungen, Hafenbauten, Brückenbauten, Tunnelbauten, Wasserleitungsbauten, Kanalisationsbauten, Gasanstalten, Wasserwerken, Elektrizitätswerken, Kraftübertragungsanlagen, Fabriken, Werkstätten, Bauhöfen, Lagerplätzen, Bauplätzen, Baustellen, Abbruchstellen, Gerüsten, Dachstühlen, Dächern, Schornsteinen, Kaminen, Feuerungsanlagen, Heizungsanlagen, Lüftungsanlagen, Trockenanlagen, Kühlanlagen, Gefrieranlagen, Kellereien, Brauereien, Mälzereien, Brennereien, Weinbergen, Weinkellereien, Weinpressen, Obstpressen, Obstkellereien, Obstlagerräumen, Obstmühlen, Obstbrennereien, Obstweinkellereien, Obstweinpressen, Obstweinlagerräumen, Obstweinmühlen, Obstweinbrennereien, Obstweinbergen

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 175.

30. Juli 1822.

Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December. *) Wien, gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Die Beurtheilung der Werke des Grafen Montlosier macht den Anfang. Sie zerfallen nach der verschiedenen Zeit ihrer Erscheinung in vier besondere Darstellungen. Jede einzelne führt den Titel: De la Monarchie française, mit der beigefügten nähern Angabe des betroffenen Zeitabschnittes. So lautet z. B. die Ueberschrift der letzten: De la Monarchie française au premier Janvier 1821. Diesen periodischen Charakteristiken zufolge, ist die französische Monarchie nicht schlechter zu Fuße, als ehedem die große Armee; auch der Graf Montlosier erscheint in den verschiedenen Stadien als ein tüchtiger Wettläufer sans perdre haleine. Der Recensent der vier Monarchieen, die in ihren pariser Tanzschritten auffallend mit dem elephantenmäßigen Auftreten ihrer vier verstorbenen Schwestern in der alten ehemals beliebten Universalhistorie des Freyer und Zopf contrastiren, ist Hr. von Eckstein. Eben derselbe hat auch im vorhergehenden Bande die merkwürdigen, eingreifenden Schriften des berühmten Grafen Maistre zu würdigen unternommen. Sonach gibt er sich als Politiker von Profession. Ob auch von Beruf? das mögen die Meister auf ihren Stübien entscheiden. Referent bescheidet sich, weit weg von ihnen, weder zur Rechten noch zur Linken, selbst ohne Centrum, doch wo möglich auch ohne Excentricität, den Rollwagen der politischen Conversation hin und her zu bewegen. Er will dabei nichts als die eigene Direction regieren.

Was nun die erwähnte Recension betrifft, so will ihm vorkommen, als ob der Recensent meistens aufhörte, wo er anfangen sollte, und so auch umgekehrt, ungefähr wie ehedem die deutsche Reichsarmee. Ein solcher Eckstein paßt vortrefflich in den Grundbau des deutschen Charakters. So hat er unter andern bei dem Urtheile über die Schriften des Grafen Maistre den alten gordischen Knoten, die normale Feststellung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, in specie zwischen Kaiser und Papst, ganz unaufgelöst gelassen, ohne auch nur ernstlich versuchend die Hand anzulegen, wozu er besonders nach seinem politischen Glaubensbekenntniß um so mehr verbunden war, da ihm der Verfasser in dieser wesentlichen, äußerst verwickelten Sache nicht Genüge gethan. Hic Rhodus, hic salta! ruft die Klippe. Ein Naturalist, wie unser einer, hat seinerseits die vollste Erlaubniß, den Sprung durch die Reifen des geistlichen Rechts und über die Degenspitzen der bürgerlichen Gewalt zu scheuen; man denkt zur guten Stunde an Braun den Bären, als er Reinecke den Fuchs zum Hoflager des königlichen Löwen abholen sollte, und ihm beim versuchten Honignaschen die breiten Tatzen eingeklemmt wurden. Dagegen darf ein Politiker par excellence auf wissenschaftlichem Boden diese Reise nicht ausschlagen, und zwar soll er, wie die Feinen wünschen, stets in der Mitte des schmalen Weges dahinfliegen, ohne je auf die eine oder die andere Seite des Grenzgebietes hinüber zu biegen oder gar hinüber zu stolpern. Niemand darf ihn eigentlich gehen sehen, vielweniger gehen hören. Unser Recensent ist kein so leicht beschwingter Hermes, er tritt in seinen Courierstiefeln schwerfällig genug einher, läßt dabei die Wurzel der Materie größtentheils liegen, so gern er auch die extrahirende Methode anwendet. Vorzüglich hat der aufmerksame, unbefangene Leser darüber zu klagen, daß es ihm so gut als unmöglich gemacht ist, aus dem Mitgetheilten auf den reinen, ursprünglichen Gehalt der Originale zurückzuschließen. Die Darstellung zeigt allerdings von historischer Kenntniß des Gegenstandes, lobenswerther Besonnenheit, zweckmäßiger Ordnung und einer ernsten, heilsamen, religiösen Tendenz; doch fehlt dem Ganzen der rechte Guß, die durchdringende Schärfe, die befriedigende Klarheit, die natürliche Wärme. Das an und für sich schöne und nicht genug zu rühmende Bestreben nach Unparteilichkeit nähert sich häufig zu sehr dem doctrinären Universalismus. (Der Universalismus wird schwerlich in der Politik mehr fruchten, als ein Universalmittel in der Medicin.) Die herrschenden Formeln der Tagesparteien handhabt der Recensent mit großer und selbstgefälliger Leichtigkeit; fast läßt er das journalistische Schnarrwerk stärker spielen, als der angenommene Ton der Gründlichkeit erlaubt. Die Selbständigkeit eines gediegenen politischen Schriftstellers verschmäht, wie mich dünkt, das Läutern der Wahrheit durch den Trichter einer ephemeren Umgangssprache. Mehrere Wiederholungen, größtentheils entstanden aus diesem Modeluxus, sinken zu Gemeinplätzen herab. Ein Anhänger des politischen Spiritualismus — so mag einmal die Theorie des allseitigen, festen, systematischen Erhaltens heißen — darf unter keiner Bedingung den frischen Spiritus ausgehen lassen; er muß ihn nach Belieben und Verlangen destilliren und sublimiren können, sonst wird er mitten unter den mannichfaltigen Gestalten, Kräften und Embryonen des Lebens so gut ein starrer, mechanischer Atomistiker, als der Pseudoliberale ohne wahren Freisinn mit seinen Hebeln, Rollen, Flaschenzügen, Schrauben, Wagen und dem gesammten Apparat. (An den meisten politischen Uniformen unserer Tage machen die Aufschläge den Hauptunterschied.)

Jetzt ein bestimmteres Wort über den nähern Inhalt der Recension. Hat sie den Grafen Montlosier überall treu dargestellt, so schaut seine hochadliche, nach altem Schnitt geformte Physiognomie quer über den geraden Weg der constitutionellen Monarchie hinweg, absprechend auf den Bürgerstand, einseitig auf die Geistlichkeit, gleichgültig, ja beinahe feindselig auf die Literatur herab. Vermuthlich hat der Recensent beim Ausführen des Bildes zuweilen durch eine angelaufene Brille gesehen; denn kaum darf ein wahrheitsliebender Leser dem Originale ohne nähere, zuverlässige Bekanntschaft diese widerwärtige Verdrehung eines desorganisirten Kopfes zuschreiben. Lassen wir einen Augenblick das Bild als getroffen gelten: warum hat denn in diesem Falle der Recensent die häßliche Caricatur auf deutschen Boden verpflanzt, wo des Mißgerathenen, Verkehrten, Ungethümlichen ohnehin genug ist? Wenn er uns aber schlechterdings

*) Der auf diesen December-Band folgende 17te Band ist erst gegen die Mitte des Juli in Leipzig eingetroffen.
D. Red.

III

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

IV

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

V

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

VI

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

VII

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

VIII

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

IX

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

X

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XI

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XII

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XIII

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XIV

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XV

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XVI

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XVII

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XVIII

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XIX

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

XX

Art. 1 Abs. 1 Bundesgesetz über die Verwendung der Mehrwertsteuer zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte (Mehrwertsteuergesetz, MWSTG) vom 22. Juni 1979 wird wie folgt geändert:

Der Ertrag der Mehrwertsteuer wird zur Finanzierung der Eisenbahngrossprojekte verwendet.

Kranide die Staatscommiſſion im Kopfe, fühlt er ſie im Arme; wird und ſoll er zur Unzeit im Schlafrock den proviſoriſchen Fabius Cunctator ſpielen? Cäſar ging mit Entſchiedenheit über den Rubicon, Hannibal über die Alpen. Wo ihr Geiſt in den großen Geſchäften des Friedens fehlt — der rechte Krieg und der rechte Friede ſind nur nach außen betrachtet entgegengeſetzte Pole — da wird auch jede außerordentliche Staatscommiſſion zuletzt eine unordentliche.

Nach einer Ausſage der Recenſion hatte Graf Montloſier von Buonaparte, als er in deſſen Staatsdienſte ſtand, den Auftrag erhalten, ein ausführliches Werk über die verſchiedenen Phaſen (— reimt ſich gut auf Phraſen —) der franzöſiſchen Monarchie zu ſchreiben, angeblich zu ernſthaften Abſichten. Nichts als Blindekuhſpiel. Saß die Binde dem guten Grafen wirklich feſt? oder lag ſie leicht an? war ſie durchſichtig? Die hiſtoriſche Baſis taugte nicht wohl für Buonaparte, ſie iſt die Mutter und das Kind der Legitimität. Der Recenſent tadelt ſtreng den franzöſiſchen Ausdruck des Verfaſſers. Hr. von Eckſtein ſollte die Recenſion ins Franzöſiſche überſetzen, wahrſcheinlich iſt er in dieſer Sprache einheimiſcher als in der deutſchen. Beſonders hat ſeine Conſtructionsweiſe oft einen hyperboreiſchen Anſtrich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und ſeine Nachfolger.

(Fortſetzung aus No. 171.)

Den erſten Band beſchließt die Verfaſſerin mit der Lebensbeſchreibung Albrecht Dürer's des jüngern. Durch den kurzen Auszug des wichtigſten, was der alte Albrecht Dürer ſich auf ſeine Familie Bezügliches aufgezeichnet hatte, und von ſeinem Sohne Albrecht vermehret wurde, weiht uns die Verfaſſerin in die Lebens- und Sinnesweiſe dieſer einfachen, redlichen und werkthätigen Menſchen, und den Dürerſchen Familienkreis ein. Die Verfaſſerin fährt dann fort ſelbſt zu erzählen. Hierbei erwähnt ſie einen Umſtand, welcher viel beſtritten worden iſt, und tritt der Meinung Doppelmeier's und Joachim von Sandrart's bei, nehmlich der: daß der berühmte Albrecht Dürer in die Lehre zu Martin Schön nach Colmar von ſeinem Vater gebracht werden ſollte, da aber Schön 1486 geſtorben, ſo ſey Albrecht bei Michael Wohlgemuth auf 3 Jahre als Lehrling verdungen worden. Folgendes ſind die Gründe für und wider dieſe Meinung. Herr von Murr und Bartſch führen eine Schrift an, welche auf die Rückſeite des Portraits eines Hypſch Martin Schongauer Maler geſchrieben iſt, zu folge welcher dieſer Meiſter 1499 geſtorben ſeyn ſoll. Iſt nun dieſer Hypſch Martin Schongauer und Martin Schön ein und dieſelbe Perſon, und ſpricht jener Zettel wahr, ſo hätte recht füglich Albrecht Dürer 1486 in die Lehre bei Schongauer treten können. Ferner behauptet Hr. von Manlich, weil ſich in der Schleißheimer Gallerie mehrere Gemälde befinden, auf welchen die zwei in einander verſchlungenen Buchſtaben M. und S. und die Jahrzahl 1524 zu ſehen ſind, daß Martin Schongauer bis dahin gelebt habe. Hofrath Lerſe verſichert in Manuſcripten, Beweiſe gefunden zu haben, daß Martin Schön länger gelebt habe, als unſere Philoſophie ſich träumen läßt. Einige anonyme Recenſenten, welche für die Jenaer Literatur-Zeitung arbeiten, haben bei anderer Gelegenheit dieſe Meinung mit vielem Muthe und großen Geſchütz vertheidigt, und man muß in der That über die Kunſt das Leben zu verlängern, erſtaunen, denn da das Leben dieſes Meiſters bis ins Jahr 1525 ausgedehnt, und von Bartſch angenommen wird: Schongauer ſey 1445 geboren worden, ſo hat dieſer Meiſter in ſeinem 79ſten Jahre Werke hervorgebracht, welche Jugendkraft und Begeiſterung vorausſetzen. Ueberhaupt ſcheint dieſer Meiſter den Aloen zu gleichen, welche erſt ſehr alt werden müſſen, um zur Blüthe zu kommen, denn alle Werke deſſelben fallen in dieſe ſpäte Lebenszeit. In der Domkirche zu Ulm findet ſich ein Gemälde von demſelben Maler vom Jahre 1521, und ſo viel wir wiſſen, iſt dies eines ſeiner früheſten, in welchem er ſich als Meiſter zeigt. Auf der einen Hälfte dieſes Bildes erblicken wir Zebedäus, welcher dem Evangeliſten Johannes eine Birne reicht, dieſer ſteht auf dem Schooße der Maria Salome, und wird von ihr gehalten. Jacobus minor bringt ein Täfelchen, auf welchem mehrere Namen geſchrieben ſtehen; ein alter Mann lehnt ſich auf ein Piedeſtal. Das Seitenbild dazu iſt Jacobus minor, welcher von Maria Cleopha an ihrer Bruſt getränkt wird; Joſephus juſtus ſpielt mit einem Vogel, Alphamis in vornehmer Kleidung führt den kleinen Judas Thadäus, welcher auf einem Steckenpferde reitet, bei der Hand, und Simon Cana bringt ein Täfelchen, auf welchem das A. B. C. geſchrieben ſteht. Auf dieſem Bilde findet ſich das ineinander geſchlungene M. S. und folgende Jahrzahl: Anno Domini IDXXI.

Wenn wir nun dieſe Beweiſe, daß Schongauer oder Schön bis nach 1486 gelebt haben ſoll, prüfen, ſo finden wir gleich anfangs v. Murr und Bartſch verſchiedener Meinung in der Lesart der ſehr beſchädigten Schrift auf der Rückſeite des Schongauerſchen Portraits. Peintre Graveur Vol. 6. pag. 104. (Anmerk. 4.) Die letzte Zeile iſt auch wirklich ſehr unleſerlich, und nach der Angabe im Peintre Graveur hat Bartſch richtiger den Namen Largkmaier als Murr geleſen. Das Original, welches ſich bei Graf Fries in Wien befindet, habe ich niemals zu ſehen bekommen können, ſo unbeſchreibliche Mühe ich mir auch deshalb gegeben habe. Die räthſelhafte letzte Zeile, von welcher ein Drittheil fehlt, legt Bartſch folgendermaßen aus: Und war ich ſein junger Hans Largkmaier im Jahr 1488. An der gezwungenen Wortfügung fühlt ſich ſogleich, daß dieſe Zeile ſehr unrichtig von Bartſch ergänzt wird; die Ueberſetzung des Worts junger, mit Discipel iſt ebenfalls fehlerhaft, denn junger, wie es ſcheint, wäre viel natürlicher mit Junker zu vernendeutſchen, und alſo nicht mit Schüler gleichbedeutend. Auf dieſer Zeile beruht gar ſehr die Glaubwürdigkeit der ganzen Schrift, denn war dieſer Largkmaier im Jahr 1488 wirklich der Schüler von dieſem Schongauer, ſo verdiente allerdings ſeine Ausſage Glauben.

Ferner iſt es ganz gegen den deutſchen Sprachgebrauch, das Adjectiv nach dem Subſtantiv zu ſetzen, und Martin Schön zu ſagen, wohl aber ſagt man Hübſch Schongauer. Daher iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es einen Martin Schön, der den Namen Schön als Familiennamen gehabt, und einen hübſchen Martin gegeben hat, und alſo ganz verſchiedene Perſonen, welche mit einander verwechſelt werden, lebten. Ferner iſt wohl zu bemerken, daß Schongauer von keinem ältern Schriftſteller Schön Martin, ſondern immer nur Hübſch Martin genannt wird, und dieſer Name Schön Martin, und die daraus entſtandene Verwechſelung mit Martin Schön, rührt von der Rücküberſetzung des Namens beau Martin, wie die Franzoſen dieſen Künſtler nennen, ins Deutſche her. Joachim von Sandrart ſpricht mit der größten Beſtimmtheit *) von einem berühmten Martin Schön, wie folgt: Er hat zu Calenbach das Tageslicht zum erſtenmal begrüßet, und hernach Colmar mit ſeiner Inwohnung beglückſeliget. Joachim von Sandrart kannte das alte adliche Augsburger Geſchlecht der Schongauer ſehr wohl, und hätte daher gewiß nicht die Familiennamen Schongauer mit Schön verwechſelt. Dieſer Hübſch Martin Schongauer, Maler 1483, wie auf ſeinem mehrmals erwähnten Portraite zu leſen, nebſt den Schongauerſchen Wappen zu ſehen iſt, muß alſo ein ganz anderer als der berühmte Martin Schön ſeyn. Sandrart

*) Der deutſchen Akademie 2ter Theil ꝛc. gedruckt, Nürnberg, bei Johann Philipp Wildenberger 1675, Seite 220.

irrt nur darin, daß er glaubt, jener zu Calenbach geborne, und sich in Colmar angesiedelte Schön habe den Zunamen Hübsch erhalten, da doch zu Folge des erwähnten Portraits der zu Colmar geborne Martin Schongauer Hübsch Martin genannt wurde. Schon diese Verschiedenheit des Geburtsortes beweist die Verschiedenheit beider Personen, Bartsch selbst Peintre Graveur, Vol. 6. pag. 107—108 behauptet, daß es zwei ganz verschiedene Familien gegeben habe, wovon die eine Schongauer, die andere Schön geheißen, daß jene ursprünglich von Augsburg, diese von Nürnberg stamme, und macht über diese Verwechslung der Namen P. 5. Vol. 6. pag. 116. 13te Anmerkung, den Herren von Heinecke und von Murr Vorwürfe. Selbst Paul von Stetten macht diesen Fehler, indem er den nach von Sandrart zu Calenbach gebornen Martin Schön mit den zu Colmar gebornen Martin Schongauer verwechselt, (Kunst-Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg S. 376) und sagt: Dennoch kann ich mich nicht enthalten es anzuführen, daß er (Martin Schön) aus einem sehr alten ehemals gewaltigen Geschlecht der Schongauer entsprossen war. Und ist nicht vielleicht Bartsch in einen ähnlichen Irrthum gerathen, indem er glaubt, daß der hübsche Martin Schongauer, Maler, zugleich Kupferstecher sey, da sehr leicht Martin Schön von Calenbach Maler und Kupferstecher war. Bartsch gibt es ja selbst zu, daß es verschiedene Personen Namens Schön und Schongauer gegeben habe, und wie leicht ist es zwei Personen, wovon der eine der hübsche Martin, der andere Martin Schön genannt wird, und beide an einem Orte wohnen, für ein Individuum zu halten. Joachim von Sandrart sagt ja nicht, daß Schongauer sondern Martin Schön 1486 gestorben sey. Dadurch daß erst 1499 ein Hübsch Martin Schongauer Maler starb, ist nicht widerlegt, daß schon früher ein Martin Schön 1486 gestorben war. Es wird also ebenfalls das, was Joachim von Sandrart und Doppelmeier sagen: Albrecht Dürer's Vater habe seinen Sohn zu Martin Schön nach Colmar in die Lehre geben wollen, wenn dieser Martin Schön nicht 1486 gestorben wäre, nicht widerlegt. Daß jener Meister, welcher für Ulm und die umliegenden Klöster so treffliche Bilder malte, weder Martin Schön, noch der hübsche Martin Schongauer seyn kann, fällt schon dadurch in die Augen, daß die Zeit, in welcher diese Bilder gemalt worden sind, in Schön's und Schongauer's späteste Lebensjahre fallen würden, wenn auch beide wirklich nach 1525 gelebt hätten. Außerdem aber sind diese Gemälde in einer von der frühern Zeit ganz verschiedenen Manier gemalt, und setzen eine vollkommnere Ausbildung der Kunst voraus, als jene oft genannten Meister erlangt haben können. Ferner ist ja das Monogramm von diesem Ulmer Meister von dem, welches wir auf den Martin Schönschen Kupferstichen sehen, ganz verschieden, und es ließe sich nicht erklären, warum Schön seine Kupferstiche anders als seine Gemälde bezeichnet hätte. Daß z. B. Orgagna auf seinen Gemälden sich Bildhauer, und auf seinen plastischen Werken sich Maler unterzeichnete, geschah darum, um sich in beiden Künsten als Meister zu zeigen; allein Martin Schön hätte diese Absicht gerade verfehlt, wenn er als Kupferstecher ein anderes Monogramm, und als Maler ein anderes gehabt hätte. Daß Lucas Kranach dreier Monogramme in verschiedenen Zeiten sich bediente, kommt daher, daß er anfangs blos seinen Namen mit L. C., sodann als kurfürstl. sächs. Hofmaler das Wappen seines Herrn, und als er geadelt worden war, die geflügelte Schlange auf seinem eigenen Wappen, als Zeichen brauchte; welche drei Zeichen sich auf seine äußern Verhältnisse beziehen. Selbst Raimond's Monogramme (mit Ausnahme Peintre Graveur, Vol. 14. Tab. XIV. Fig. n. o. und s. deren Auslegung aber auch erst noch erwiesen werden muß) sind unter einander nicht so verschieden, wie diese beiden, wovon das eine jener Ulmer Meister, das andere Martin Schön führte.

Warum aber Martin Schön sich verschiedener Monogramme sollte bedient haben, dafür läßt sich kein Grund wie bei Raimondi anführen, welcher viele Gehülfen hatte, eine Folge von Blättern herausgab, die ihn in große Unannehmlichkeiten stürzte, und vielleicht veranlaßten, später anderer Monogramme sich zu bedienen. Daß Brulliot auch in diesen Irrthum verfallen und Martin Schön's Monogramm und das verschlungene M. S. des Ulmer Meisters für gleichbedeutend halten würde, war zu erwarten, da er ohne Prüfung andere Autoren auszog.

Wir sehen, daß sich wenigstens eben so viel für als wider die Meinung Joachim von Sandrart's anführen läßt; daß der junge Dürer Martin Schön's Schüler werden sollte, wenn nicht Martin Schön 1486 gestorben wäre. Was nun die Form in welcher die Verfasserin Albrecht Dürer's Leben vorträgt, anbelangt, so scheint es uns, als ob sie in derselben Auszüge aus Briefen Dürer's und anderer Schriftsteller, Charakterschilderung und Erzählung mit einander verflochten, aber diese Elemente nicht genug mit einander verbunden hätte, um uns wie aus einem Gusse das Bild dieses trefflichen Mannes zu geben. Von Albrecht Dürer's Kupferstichen und Gemälden sagt die Verfasserin viel zu wenig; lag es auch nicht in ihrem Plan uns ein Verzeichniß seiner Werke zu geben, da schon Bartsch ein treffliches Verzeichniß der Dürerschen Kupferstiche und Holzschnitte gegeben hat, und Joseph Heller an einem größern Werke über Albrecht Dürer arbeitet, so hätte doch wenigstens gezeigt werden sollen, wie Dürer als Kupferstecher sich zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen verhält, und mehreres über Dürer's vorzüglichste Gemälde zu erfahren, wäre wohl der Wunsch eines jeden Lesers ihres Buchs gewesen. Die Verfasserin hätte mit dem ihr eignen Scharfblick gewiß manche übersehene Schönheit an Dürer's Apostein zu Nürnberg und München, an seinem Portraite zu München, an seinen Meisterwerken in der Gallerie zu Wien aufmerksam gemacht, wenn sie diese Gemälde gesehen hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Miscellen.

— In Paris ist der erste Theil eines Werkes angekündigt unter dem Titel: Dictionnaire chronologique et raisonné des découvertes, inventions, innovations etc. en France dans les sciences, la littérature, les arts, l'agriculture, le commerce et l'industrie, de 1789 à la fin de 1820. Die Zeitbestimmung scheint aus großer Parteilichkeit für die Revolution hervorgegangen, die doch für die Förderung der auf dem Titel genannten Gegenstände eben nicht als epochemachend betrachtet werden kann, in ihrem Entstehen wenigstens gewiß nicht. Aber was geschieht jetzt in Frankreich nach irgend einer Richtung, worauf die politische Parteiung nicht ihren Einfluß übte?

— Ein Pariser Tageblatt erwähnt der Tausende von Brochüren, die in Deutschland jeder Tag erzeuge. Zu dieser Zahl, setzt es hinzu, gehört auch eine Sammlung unter dem Titel Zeitgenossen, „qui se distingue de toutes les compilations de ce genre par une grande impartialité. Ce recueil pourra fournir un jour des matériaux précieux à l'histoire; chaque page fournit la preuve des recherches scrupuleuses qu'ont dû faire les écrivains qui le publient.“

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 18. Juli 30.

Literariſche Notizen aus Wien.

Der Katalog der diesjährigen, im Gebäude der kaiſerl. Akademie der bildenden Künſte bei St. Anna öffentlich ausgeſtellten Kunſtwerke (dieſe Ausſtellung hat alle drei Jahre einmal Statt) enthält über fünfhundert Gegenſtände, die in ſechs auf einander folgende Säle vertheilt ſind. Die Beleuchtung fällt durch ein einziges Fenſter von oben. Unter dieſer großen Anzahl, beſonders von Gemälden, iſt freilich nur wenig Bedeutendes, mehrere Stücke waren früher ſchon ausgeſtellt; ausgezeichnete Kunſtwerke finden ſich jedoch in jedem Saal. Die Abtheilungen des erſten beſtehen aus Zeichnungen, Kupferſtichen, lithographiſchen und kalligraphiſchen Gegenſtänden, — Miniatur- und Paſtell-Gemälden, — Bildhauer-Arbeiten, — geſtickten Zeichnungen. Der zweite Saal enthält Oelgemälde und beginnt mit Darſtellungen aus der Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, von Carl Ruß. Dieſe bilden eine Reihe von dreißig Gemälden, denen noch einige gemiſchte Darſtellungen folgen. Die Nummern dieſes Saals laufen bis in den ſechsten fort. Hier reihen ſich fünf aus Venedig eingeſchickte Architektur-Zeichnungen an, und zuletzt ſieben und zwanzig Perſpectiv-Zeichnungen von den Schülern der Architektur-Schule an der k. k. Akademie der bildenden Künſte. Ein großer Theil der verſammelten Kunſtwerke beſteht aus Portraits, worunter manches Auszeichnungswerthe ſich befindet. Der erſte Saal bietet ſchon allein acht und vierzig dar. Ich führe blos folgende an: das Portrait Kaiſer Franz I., Miniatur von Schiavone, und das ſeines großen Staatsminiſters, Fürſten von Metternich, ebenfalls Miniatur, von Fr. Lieder; beide vorzüglich. Der Monarch iſt auch in einem Basrelief aus Wachs, von Joſ. Reinhold, Modeleur der k. k. Porzellan-Fabrik, abgebildet. Hier zeigt ſich noch das wohl getroffene Bild des Königs Friedrich Wilhelm III., mit der Feder gezeichnet von Bunzel. Die Aufmerkſamkeit vorzüglich anſprechende Bildniſſe ſind auch die der beiden vielgerühmten Kanzelredner: Johann Wächter, Superintendent, augsburger, und Juſtus Hausknecht, helvetiſcher Confeſſion; beide von J. Schakini gezeichnet. Der Ausdruck jugendlicher Heiterkeit und klarer Gemüthlichkeit auf dem Geſicht des Letztern bildet einen angenehmen Gegenſatz zu dem männlich feſten, frommen Ernſt in den Zügen des Erſtern. Als bleibende Zierden dieſes Saals zeigen ſich, unmittelbar dem Eingang gegenüber, die Bilder Carl's VI. und Joſeph's II. in Lebensgröße, dann der unvergeßlichen Maria Thereſia und des allgeliebten jetzt regierenden Monarchen, denen das Inſtitut ſeine Exiſtenz und ſeinen Flor verdankt. Dieſe glanzvollen Kunſtwerke verbreiten Pracht und Würde über das Ganze. Mit Wohlgefallen verweilt man auch an dieſer Stelle vor einigen den genannten Ebenbildern beigeſellten Bruſtſtücken, die als Studien von den Kunſttalenten der Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes zeugen. Unter den geſtickten Zeichnungen führe ich hier zunächſt das Portrait Göthe's an, von der Frau Gräfin Roſa von Kaunitz, nach Jagemann; eine eben ſo fleißige als glückliche Nachbildung, obgleich dieſe Darſtellungsweiſe weder zur Verjüngung, noch zur Verſchönerung des Originals geeignet iſt. Ein lithographirtes Portrait des Fürſten, Haus-, Hof- und Staatskanzlers, ebenfalls von dem früher genannten Künſtler, Fr. Lieder, gehört zu den gelungenſten. Unter den Bildhauerarbeiten ſpricht die Büſte der Kaiſerin Carolina durch Wahrheit des Ausdrucks an; hiernächſt Beethoven's durch den Charakter der Genialität, die ſeinen Ebenbildern immer einen idealen Anſtrich geben. Die Büſte des weiland Herrn Benno Pointner, Abt zu den Schotten, aus weichem Metalle, von Franz Prokopp, ſtellt ſich in ihrer charakteriſtiſchen Originalität mit dem Gepräge des kräftigſten phyſiſchen Lebens den Bildniſſen der oben erwähnten evangeliſchen Geiſtlichen recht humoriſtiſch contraſtirend gegenüber. Zuletzt erwähne ich noch der Portraits zweier kleinen Mädchen, deren eines mit einem Lamm ſpielt, hinter einer blauſeidenen Gardine ſchaut das andere hervor. In beiden haben Natur und Wahrheit mit der reizendſten Phantaſie den Pinſel geführt.

An Landſchaften, theils ideal, theils nach der Natur, iſt ebenfalls kein Mangel, aber nur wenige ſind bedeutend. Den erſten Platz nimmt hierunter die Anſicht des Waſſerfalls bei Reithau in Ober-Oeſterreich ein (Traunfall genannt), von Schödtberger. Im vierten Saal ausgeſtellt, trat dieſes Bild in einer magiſch wirkenden Abendbeleuchtung hervor, und die Einbildungskraft ſchuf zu dem aufſprühenden Silberſchaum das donnernde Geräuſch des Wogenſturzes kühn hinzu. Nächſt dieſem verdient die in ihrer Starrheit Leben athmende Winterlandſchaft vom Prof. Joſ. Fiſcher ehrenvolle Würdigung. Von demſelben iſt auch eine waldige Gegend mit einer Zigeunerſchmiede; recht phantaſtiſch! Im dritten Saal befinden ſich zwei Landſchaften von eben dieſem Meiſter: Anſicht des alten Schloſſes Theben an der Donau und eine morgenländiſche Gegend, worin Ruth und Boas hervorragen. Der Charakter dieſes Gemäldes iſt Kühnheit und Originalität. Eine zweite Schilderung des Traunfalls nebſt der Umgebung deſſelben, gleichfalls in dieſem Saal, von F. Runk, verdient der erſtgenannten beigeſtellt zu werden. Mehrere Gegenden vom Ritter von Düvivier, unter dieſen ein idealer Waſſerfall und dann der Berg Olymp, zeugen von Phantaſie in zarten Farbenmiſchungen.

Unter den häufig vorkommenden Madonnen feſſeln zwei alle Aufmerkſamkeit des Beſchauers: Madonna mit dem Kinde, von dem in vorhergehenden Notizen bereits erwähnten, zu früh für die Kunſt verewigten Joh. Scheffer von Leonartshof, von dem auch eines ſeiner letzten Werke, die heilige Catharina — ein Bild der reizendſten Unſchuld — dieſe Sammlung ſchmückt. In der Madonna ſpricht ſich hohe Idealität und die lieblichſte Zartheit aus. Man pflegt dieſen Künſtler gern den öſterreichiſchen Raphael zu nennen. Die zweite dieſer vorzugsweiſe genannten Madonnen iſt von Schnorr von Carlsfeld. In Anſehung des Colorits halte ich ſie für gelungner, als die erſtgenannte. Reine Jungfräulichkeit und Verklärung thront auf ihrer Stirn.

Wir wollen nun noch einmal der Reihe nach die Zimmer raſch durchwandern und diejenigen Stücke, die eine Folge bilden, flüchtig überſchauen, wie es Zeit und Raum nicht anders wohl geſtatten, dann auch zugleich, um einiges zu dem Vorhergehenden Gehörige nachzuholen.

Gruppe aus dem Abendmahl des Leon. da Vinci, geſtochen von Thom. Benedetti, hat treffliche Charakterzüge. — Die heilige Cäcilia, nach dem Gemälde des Joh. Scheffer von Leonartshof, von Thad. Schöpf lithographirt, gibt ein ſchwaches Nachbild von dem trefflichen Original, das in der Bildergallerie des verewigten Herzogs von Sachſen-Teſchen prangt. — Oboaker vor dem heil. Severin in Heiligenſtadt; Zeichnung von Ruß. Edel und würdevoll, doch etwas hart. — Der Kopf eines Jagdhundes, von C. Baumann, iſt ungemein nett und lebendig gezeichnet. — Eine Landſchaft mit farbigem Sand beſtreuet, von Laurent

Kopf der weißen Blumen, — Du, Mai, Mai, Du, Du, Du

Ansichten eines neuern englischen Reisenden über einen Theil des jetzigen griechisch-türkischen Kriegsschauplatzes und dessen Bewohner.

(Beschluß aus No. 172.)

Die Ruinen von Mycene fand Hr. H. vorzüglich anziehend durch das uralte kyklopische Portal der Citadelle, dessen Architrav aus einem Felsstück gehauen und mit rohen Basreliefs verziert, wahrscheinlich die älteste, noch vorhandene Bildhauerarbeit ist, und die unterirdischen Gewölbe (θησαυροὶ εἰκοδομήματα), welche Pausanias die Schatzkammer des Atreus nennt. Eines dieser Gewölbe ist erst neuerlich durch die Bemühungen des Lord Elgin und Veli Paschas, (des Sohnes von Ali, Pascha von Janina) damaligen Gouverneurs von Morea, zugänglich geworden. Dies Gewölbe ist in zwei Zimmer abgesondert, wovon das eine in der Form eines Bienenkorbes, funfzig Fuß hoch ist und sieben und vierzig Fuß im Durchmesser hält. Hr. H. ist der Meinung, daß dieses Gewölbe schon vor Atreus Zeiten von ägyptischen Ansiedlern oder Architekten angelegt und zur Feier ihrer religiösen Ceremonien bestimmt war.

Ueber Korinth ging der Verf. nach Athen. Er widerspricht der Behauptung anderer Reisenden, als ob sich die heutigen Athenienser immer noch durch die Charakterzüge ihrer Voreltern, — Neugier, Leichtsinn und Eitelkeit von andern Griechen auszeichnen, mit denen sie, seiner Meinung nach, diese Eigenschaften gemein haben. „Die schwere Hand des Despotismus," sagt er, „hat alle Abschattungen verlöscht, welche den geistreichen Athenienser vom einfachen, naiven Arcadier, vom plumpen Böotier und vom ernsten Spartaner unterschieden. Sämmtlich gebeugt unter ein erniedrigendes Joch, vertauschten sie ihre unterscheidenden Charakterzüge gegen Verschlagenheit und Gewandtheit, — die einzigen Waffen, welche den unterdrückten Schwachen übrig bleiben. Die Athenienserinnen verbinden, ohne schön zu seyn, ausdrucksvolle Augen mit der anmuthvollsten Haltung, besonders in ihrer Begrüßungsweise. Sie schminken sich und färben die Augenbraunen schwarz; ihre Kleidung ist reich und geschmackvoll. Ungemein schnell verblühen ihre Reize, und eine Athenienserin, die im sechzehnten Jahre in der Blüthe der Schönheit steht, zeigt sich schon im zwanzigsten in unförmlicher Fülle und ist im fünf und zwanzigsten ganz verblüht. Dies ist größtentheils den Dampfbädern zuzuschreiben, in denen die Griechinnen fast täglich einige Stunden zubringen und ihre Nerven erschlaffen, so daß sie unfähig werden, sich die nöthige Bewegung zu machen. Uebrigens fühlen sie sich, da es ihnen an Geistesbildung fehlt, in gemischter Gesellschaft verlegen, und die Munterkeit, welche in andern europäischen Ländern dergleichen gesellschaftliche Zusammenkünfte belebt, ist aus den athenienſischen gänzlich verbannt. Selbst die Tänze sind langsam und einformig, und die Musik ist höchst erbärmlich. Die Athenienserinnen sind sehr abergläubisch; es hat sich sogar unter ihnen, wenigstens in den untersten Classen, ein unverkennbarer Rest des Heidenthums erhalten. Es liegt nämlich unfern des Ilyssus ein den Parzen geweihter Altar; hier bringen junge heirathslustige Mädchen diesen Gottheiten Opfergaben dar, bestehend aus Kuchen, Honig, Eiern und dgl. und erflehen sich einen Gatten. Eine alte Frau, die förmlich das Amt einer Priesterin des Altars versieht, macht sich die Opfergaben zu Nutze, und um den Ruf des Altars zu erhalten, bemüht sie sich, unter den Männern ihrer Bekanntschaft die Reize und guten Eigenschaften der opfernden Schönen zu preisen, welches nicht selten die Erhörung ihres Flehens zur Folge hat.

Die öffentliche Schule von Athen, welche Hr. H. besuchte, hat ein ziemlich hübsches Local und eine Bibliothek. Der Oberlehrer, Namens Palamas, steht unter seinen Mitbürgern in großem Ansehn und hat den Ruf eines tief gelehrten Mannes von großer Beredtsamkeit. In des Verf. Anwesenheit hielt er eben eine Vorlesung über den Homer, welcher nicht nur seine gewöhnlichen Schüler, sondern alle wissenschaftliebenden Athenienser, jung und alt, beiwohnten. Der Archidiaskalos saß auf einem großen Lehnstuhl; sein Haupt war mit einem gewaltig großen Kalpack, (einer breiten, hohen, mit schwarzbraunem Zeug überzogenen Mütze) bedeckt. Nachdem die gewöhnliche Vorlesung geendigt war, las der älteste Schüler eine Stelle von etwa funfzig Strophen aus dem Homer, welche der Archidiaskalos in neugriechischer Sprache sehr weitschweifig commentirte, so, daß die einfachen Schönheiten Homer's in einen mystischen Schwall dunkler Philosophie eingehüllt wurden. Gleichwohl hörte ihm die Versammlung mit der größten Aufmerksamkeit drei Stunden lang zu. Eine kleine Geldsumme, welche Hr. H. nach Endigung der Vorlesung dem Hrn. Palamas zur Vertheilung unter die fleißigsten Schüler einhändigte, zog dem freigebigen Engländer einige Tage nachher eine Fülle von Complimenten und Danksagungen in Versen und Prosa zu. Ueberhaupt legen sich die Neu-Athener sehr eifrig auf die Dichtkunst, jedoch mit geringem Erfolge; in alle Gegenstände ihrer poetischen Arbeiten mischen sie Klagen über den unglücklichen Zustand ihres Vaterlandes, und Anspielungen auf die glänzenden Talente und die patriotische Tapferkeit der alten Griechen; und ungeachtet eine große Schwülstigkeit den meisten dieser Geisteserzeugnisse eigen ist, so fühlen sich doch die Einwohner im höchsten Grade dadurch enthusiasmirt. Ueberhaupt haben die Ereignisse der lezten zwanzig Jahre eine große Gährung unter den Griechen hervorgebracht; und werden sie nur einigermaßen unterstützt, so darf man hoffen, in nicht gar langer Zeit Genie und Geschmack unter ihnen wieder aufleben zu sehen.

Kurz vor der Ankunft des Hrn. H. hatte sich in Athen zu diesem Zweck eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften gebildet. Sie legt eine Bibliothek und ein Museum an, und ist beschäftigt, classische Werke alter und neuer Schriftsteller in das Romaische übersetzen zu lassen, jungen ausgezeichneten Griechen die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien auf auswärtigen Universitäten zu erleichtern, und die daheimbleibenden durch Preisvertheilungen aufzumuntern. An der Spitze dieser Anstalt steht der Erzbischof von Athen nebst den vier Primaten und einigen andern vornehmen Stadtbewohnern. Jeder, der sich als Mitglied unterzeichnet, zahlt jährlich drei schwere Piaster. Diejenigen, welche der Gesellschaft eine Schenkung von vierzig Piastern machen, bilden eine eigene Classe, unter der Benennung εὐεργέται; ihre Namen werden auf einer Marmorsäule eingegraben; eine Ehre, die sehr gewürdigt wird und der Gesellschaft reichliche Fonds verspricht.

Alle Religionen, die jüdische ausgenommen, werden in Athen geduldet; die zahlreichsten Bekenner zählt die griechische. Diese betrachten ihren Erzbischof nicht nur als ihren Seelenhirten, sondern auch als ihre erste obrigkeitliche Person; und ungeachtet der türkische Statthalter ihr eigentlicher Richter ist, so unterwerfen sie ihre Rechtsstreitigkeiten untereinander lieber der gerichtlichen Entscheidung eines Collegiums, bestehend aus vier Primaten, unter dem Vorsitz des Erzbischofs, weil eine langjährige Erfahrung sie belehrt hat, daß die Entscheidungen der türkischen Richter beiden Theilen in gleichem Grade nachtheilig sind, wenn sie der griechischen Nation angehören: — eine Meinung welche ihre Priester bei jeder Gelegenheit wiederholen und sie glauben machen, daß sie gegen Christi Gebot handeln, wenn sie die unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten von türkischen Richtern entscheiden lassen.

Von Athen trat unser Reisender seinen Weg nach Janina an. Unterwegs besuchte er Theben und ging dann nach Livadien, wo er den Archonten Logotheta, den angesehensten und reichsten Privatmann der ganzen Gegend, besuchte, der ihn in einem palastähnlichen Gebäude, umgeben von einer

Bekanntmachungen

Mainz, Freitag, den 3. April 1925

Mainz, Freitag, den 3. April 1925

Bekanntmachungen

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 176.

1. August 1822.

Frau von Staël vor dem Richterstuhle der französischen Kritik.

Diese geistreiche Frau, deren Schriften einzeln bereits so vielfach in ihrem Vaterlande, wie in der Fremde, aus den verschiedensten Gesichtspuncten beurtheilt worden sind, nun auch als Schriftstellerin überhaupt nach mehreren ihrer bedeutendsten Werke gleichsam mit einem Blick gewürdigt zu sehen, kann allerdings Interesse erregen, um so mehr, da dies, indem es mit großem Beifall in Frankreich kürzlich von einem ihrer Landsleute geschehen, zugleich den Gesichtspunct angibt, aus welchem man im heutigen Frankreich des berühmten Necker berühmte Tochter betrachtet.

Hören wir demnach, wie wenigstens einzelne Franzosen jetzt über die Verfasserin der Corinna und der Delphine, so wie über die Frau von Staël selbst denken!

Drei Bahnen — beginnt ein franz. Kritiker — hat die berühmte Frau in ihren literarischen Bestrebungen betreten. Politik, Literatur und Psychologie (letztere vorzüglich in ihrem Werke „de l'influence des passions sur le bonheur des individus") wurden abwechselnd von ihr zum Vorwurf ihrer Thätigkeit genommen, und wir wollen nach dieser Classification einige ihrer bekanntesten Schriften betrachten.

Die Leidenschaften, deren Einfluß auf das Wohlbefinden des Einzelnen die Verf. untersucht, kann man füglich in angeborene und in angeeignete theilen; d. h. in solche, die dem Menschen gleichsam natürlich sind, deren keine von Haus aus in ihm liegen, und die sich mehr oder minder, bei Allen, wes Standes sie auch seyen und welcher Himmelsstrich sie auch werden sah, finden, und in solche, die erst durch die persönliche Lage jedes Individuums, und gewissermaßen durch den Conflict entstehen, in welchem sich der Einzelne mit der Gesellschaft befindet.

Bemerkenswerth ist hierbei, wie sich in dieser von der geistreichen Frau selbst angestellten Untersuchung ihr eigenes Inneres unwillkürlich selbst spiegelt. Ruhmsucht war die herrschende Triebfeder ihrer Seele, und Ruhmsucht ist auch die erste der Leidenschaften, welche sie ihrer Betrachtung unterwirft.

Das Bild, welches hier die Verf. von den Anstrengungen entwirft, die derjenige zu überwinden hat, welcher einzig durch die Kraft eigenen Verdienstes sich in Ländern emporzuschwingen sucht, wo der Geist des Nepotismus und die eingewurzelten Vorurtheile herkömmlicher Einrichtungen ihm bei jedem Schritt fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg dämmen; dann die noch größere Schwierigkeit, einmal auf einen gewissen Punct hingelangt, sich, ohne Spielball der Meinung der Menge zu werden, doch die so nöthige Popularität zu erhalten, indem man zugleich die Auszeichnungen genießt, welche der Gegensatz zu gewähren pflegt, so wie die reine Unmöglichkeit, jemals gänzlich den kleinlichen Neid zu beschwichtigen, der einst die Seele jenes Athenienfers verzehrte, welcher nur darum den Aristides mit verdammen half, weil er müde war, ihn immer den Gerechten nennen zu hören; ferner der Schmerz und die dumpfe, todtenähnliche Erstarrung, in welche derjenige fällt, dem Ungunst des Geschicks oder Umschwung menschlicher Dinge auf einmal mitten aus den glänzenden und schmeichelhaften Träumen der Macht und Größe wecken und ihn zwingen zu dem unscheinbaren Looſe des Privaten von kaum erklimmter Höhe herabzusteigen: dies und noch manche andere ähnliche Betrachtung ist zwar von Frau v. St. mit eben so viel Geist als Lebendigkeit in ihren Betrachtungen über den Einfluß der Leidenschaften u. s. w. auseinander gesetzt worden, zeigt indeß nur, welche Richtung ihr eigenes fortwährendes Streben hatte, und wie wahre Philosophie und tiefere Auffassung des Lebens ihr eigentlich fremd blieb. Denn schwerlich wird der echte Weise, der Mann, welcher klar über des Lebens höhern Tendenzen und irdische Verhältnisse nachdachte, großes Mitleid mit einem Jammer empfinden, der seine Quelle eigentlich nur in sich selbst hat.

Seltsam ist dabei noch, daß nach Entwerfung dieser trüben Schilderung des Looſes eines in seinen nach äußerem Ruhm gestellten Hoffnungen Getäuschten, die Verf. für nothwendig erachtete, hinzuzufügen: „Aber auf meinen Vater, den Mann, der die mehrste Ehre erwarb und von einer gerechten Nachwelt noch mehr erwerben wird, paßt nicht ein einziger Zug dieses Gemäldes." Man muß in der That hier fragen: Wirklich? denn leicht kann es einem begegnen, das was sie nur für ein allgemeines Gemälde ausgibt, für ein Portrait zu halten, zu welchem Necker und sie selbst später nur zu ähnliche Züge lieferte.

Weiterhin sucht F. v. St. den Unterschied festzustellen, welcher sich zwischen Durst nach Ruhm und Ehrgeiz findet. Letzterer ist, nach ihr, ihr nur eine untergeordnetere Leidenschaft, deren Streben nur dahin gehen soll, Macht und Einfluß zu erhalten und zu be-

wahren. Darum, fährt sie fort, ist der Ehrgeiz eine Empfindung, welche die Seele fast stets gegen jeden andern Genuß abstumpft, auch ansteckender ist, weil selbst die Mittelmäßigkeit des Geistes von ihr ergriffen werden kann, während wahrer Ruhmdurst nur großen Seelen eigen ist.

Von dem Elende, welches der Ehrgeiz sich und Andern bereitet, kömmt sie auf einen andern Dämon, der nicht minder die Menschen peinigt. Sein Name ist Eitelkeit. Während sie ihn aber mit Emsigkeit zergliedert, dringt sich einem die Bemerkung auf, daß sie oft da Wirkungen einer berechneten Eitelkeit sieht, wo im Grunde nur das Lächerliche vorsteht, oder Furcht die Menschen trieb. Am mehrsten zeigt sich dies, wo sie behauptet, die Eitelkeit sey ein Haupthebel bei der Revolution in Frankreich gewesen. Nun wollen wir zwar nicht in Abrede seyn, daß diese kleinliche Leidenschaft auch bei jener großen Begebenheit eine bedeutende Rolle spielte — und wo mischte sie sich nicht schon ein! aber sie allein war es wahrlich nicht, welche jene Männer meist dahin brachte, mit Gefahr des Lebens Rechte zu reclamiren, die verjährtes Unrecht geraubt hatte; und wenn Fr. v. St. an derselben Stelle meint, viele der grausamsten Beschlüsse des Convents seyen auch nur aus Eitelkeit von den Mitgliedern gebilligt worden, so ist dies in der That ein abermaliger Irrthum, zu welchem selbst vielleicht ein Grad von Eitelkeit führte, indem es weit klarer daliegt, daß oft Furcht allein das Motiv war, was diesen oder jenen Einzelnen zum Gutheißen von Handlungen trieb, deren Schwärze er selbst verabscheute.

Besser, wie diese Definitionen, ist indeß der Fr. v. St. die Schilderung des politischen Parteigeistes gelungen. Mit Recht vergleicht sie denselben mit dem religiösen Fanatismus; denn so, wie bei diesem, verschließt sich der davon befallene Mensch gegen alles andere, wird taub gegen jede Stimme der Vernunft und sieht zuletzt, ähnlich dem Gelbsüchtigen, alles nur unter der einmal, kraft seiner verdorbenen Säfte, sich ihm vorspiegelnden Farbe. Menschen dieser Art fürchten eine Ueberzeugung, die ihnen die Schwäche ihrer Ansichten aufdringt, noch mehr wie eine offenbare Niederlage, und sie gehen, im vollen Sinn des Wortes, lieber unter, ehe sie sich entschließen auch nur ein Titelchen von ihren einmal aufgestellten Meinungen fahren zu lassen. Unsere Zeit, reich an mannichfaltigen Erscheinungen der verschiedensten Art, hat Belege hierzu in einem betrübenden Ueberflusse geliefert, und man kann die Hoffnung, welche sich noch immer schmeichelt, solche Parteimenschen durch Vernunft und Erfahrung zu bekehren, eine wahrhaft sanguinische nennen. Bei Allen, wo der Parteigeist einmal seinen Sitz aufgeschlagen hat, ist es umsonst, auf Gerechtigkeit zu hoffen, sobald man nicht ihre Farbe trägt; und eben so wie sie blind sind für das Gute der Einzelnen, die auf einer andern Seite stehen, eben so sind sie es auch in Betreff der Fehler und Gebrechen von Menschen, die ihren Fahnen huldigen. Oft hörte man von Männern, deren persönlicher Charakter keineswegs schlecht und verdorben war, während des Laufes der Revolution den Ausspruch: „daß in Frankreich ein paar Millionen Menschen lebten, die nothwendig zum Besten des Landes vertilgt werden müßten," und leider hört man jetzt dasselbe, unter entgegengesetzten Beziehungen, von Andern wieder mit eben solcher grausamen Hartnäckigkeit behaupten, die, sobald die Stimme des Parteigeistes in ihnen schweigt, zu keiner ungerechten Handlung die Hand bieten würden. Treffend bemerkt Fr. v. St. über diese Menschen, daß sie eben so gut im sechzehnten Jahrhundert religiöse Fanatiker würden gewesen seyn, wie sie am Schluß des vorigen enragirte Aristokraten oder Jakobiner und jetzt Ultraroyalisten oder Ultraliberale sind.

Keine Leidenschaft reißt aber leichter zu dem ungeheuersten Verbrechen hin, wie eben der Parteigeist, und man kann ihn daher füglich als einen reinen Wahnsinn betrachten, der den Unglücklichen, welcher damit befallen ist, unfähig macht, ferner zu unterscheiden, was recht und nicht recht, gut und böse ist.

Auch die Grausamkeit wird von Fr. v. St. unter die Classe der Leidenschaften gesetzt; und in der That, ist der Mensch einmal durch die Verirrungen seiner Empfindungen bis zu einem gewissen Grade von Nichtswürdigkeit gesunken, so wird alsdann bei ihm die Wirkung zur Ursache, und die Verbrechen, welche er anfänglich beging, um zu seinem Ziele zu gelangen, werden nun selbst Ziel für ihn. Eine Art von Fieber ergreift sein Inneres und zwingt ihn, gleich den Thieren der Wildniß, zur Grausamkeit. In dieser blutigen Trunkenheit ist es dann, wo er, immer weiter taumelnd, von Abscheulichkeit zu Abscheulichkeit kömmt und gleichsam fortgejagt wird, nicht etwa weil noch eine Hoffnung ihm winkt, sondern allein weil hinter ihm ein Abgrund sich öffnet, der Rückkehr unmöglich macht

Von diesen furchtbaren Leidenschaften, die, zum Theil den Menschen angeboren, so oft schon Schrecken und Elend über ganze Erdtheile brachten, kömmt nun Fr. v. St. auf diejenigen zu sprechen, welche mehr als eine Folge der geselligen Einrichtungen, der Erziehung u. s. w. betrachtet werden können. Spielwuth, Geiz, Neid und selbst Rachsucht werden hier von ihr genannt und mit den schwarzen Farben, welche sie verdienen, gemalt. Aber so verwerflich sie sind; was sind sie in Verhältniß zu jenen furchtbaren Verirrungen, die das Glück von Millionen untergraben! Der Spieler, der Geizhals, der Neidhard und selbst der Rachsüchtige machen in der Regel nur sich selbst, höchstens ihre nächste Umgebung, unglücklich; wie anders ist es aber mit dem Ruhmsüchtigen, mit eitlen Ehrgeizigen, mit dem religiösen oder politischen Fanatiker! Ganze Generationen haben schon oft diesen Dämonen zum Opfer fallen müssen, und, der Philosophie und Aufklärung des Jahrhunderts zum Hohne, fließt ihnen immer noch an nur zu vielen Orten Blut.

Nicht ohne Erstaunen wird man übrigens in dem

Digitized by Google

angezogenen Werke der Verf. finden, daß sie edle Gesinnungen und Gefühle der Freundschaft, der väterlichen und kindlichen Liebe und selbst der Religion, gleichfalls mit unter die Hindernisse zählt, welche sich, nach ihr, dem Menschen-Glücke im Leben entgegendämmen sollen, gleich als wenn es überhaupt ein wahres Glück ohne diese Genien des Himmels gäbe. Aller Geist, den hier die berühmte Frau aufwendet, um mit mehr überraschenden und blendenden, als überzeugenden Zügen, das aufgestellte Paradoxon zu stützen, dient doch im Grunde nur zu zeigen, wie die Verf. selbst hier im Unklaren tappte, und wie eine jener von ihr früher anatomirten Leidenschaften, die Ruhmsucht, oder das Streben zu glänzen, sie selbst hier auf eine Klippe führte, von welcher kein Ausgang ist. (Der Beschluß folgt.)

Shakspeare's Macbeth.

(Fortsetzung aus No. 172.)

§. 18.

Macduff, der Erste der schottischen Edelleute, ist nur nach genauester Ueberlegung oder, wie man wohl bei S. besser sagt: nach genauester Anschauung gezeichnet worden, und es bedarf auch der genaueren Reflexion, um ihn als ein einziges Bild aufzufassen. Er ist unter den Treuen der Erste, der den König ermordet sieht, und der Erste, der dem Macbeth mit einer verfänglichen Frage begegnet, die ihm dieser nie vergeben kann. Noch am Schluß des zweiten Acts, in der Unterredung mit Rosse, scheint er indeß nur halb überzeugt von Macbeths Schuld; aber eine Schuld ist ihm schon jetzt völlig klar, die, daß Macbeth nicht gekrönt werden durfte, da ja Duncans beide Söhne leben. Er wohnt deshalb der Krönung nicht bei, sondern geht nach Fife, zu seinem Weib und Kindern, verläßt aber auch die, da er sich mit Macbeth ganz überworfen, und geht nach England, um dort Malcolm zu finden, den er zur Kraft aufruft, den rechtmäßigen Thron zu erwerben. Erst in dieser Scene erwirbt er eine Gestalt und Physiognomie, und nun erst vermag uns sein Schmerz über die gemordete Gattin und Kinder tief zu rühren, und um so tiefer, da er einen großen Theil der Schuld an dem Untergange seines Hauses trägt. Die Art, wie sein Schmerz sich ausdrückt, ist wie bei Shakspeare immer, der in dieser Hinsicht vor allen andern Dichtern hervorragt, reine Natur. Die tragischen Helden der französischen Bühne zeigen fast gar keinen natürlichen Schmerz, sondern drücken nur in leisen, feinen Tönen aus, daß sie tief leiden, und dies Leiden auch wohl ordentlich ausdrücken würden, wenn es sich nur in Gegenwart von Prinzen und Prinzessinnen, oder auch des Hofmarschalls ziemen möchte. Die neueren Engländer behandeln den Schmerz meistens mit metaphysischer Rede. Addisons Cato fühlt vollends gar keinen Schmerz, seine Brust ist ein philosophischer Ambos, und leider sehen wir, wenn er geschlagen wird, nicht einmal schöne Funken aufsliegen. Manche Deutsche sind zu breit und bringen bei solchen Gelegenheiten wohl gar einen Paragraphen aus ihren philosophischen Heften in mittelmäßige Jamben. Andere — und unter ihnen recht wackere — geben den religiösen Trost, der allerdings auf jeden Schmerz folgen soll, augenblicklich, wodurch abermals die Natur um ihre Rechte, wie sie dieselben wenigstens bei zwei Dritteln der Menschen zeigt, die doch nicht immer im reinen Aether der Religion leben, und wir um das bezweckte Mitleiden gebracht werden. Wie ganz anders unser Dichter! Wir gedenken nur im Fluge des großen Wortes; „er hat keine Kinder," „der süßen Kleinen," der „zarten Küchlein," die der „höllische Geier mit einem wilden Griff" erwürgt hat; denn jeder kennt diese großartigen Herzenslaute, und niemand darf, wie sich von selbst versteht, sie nachlallen an anderen Orten, wo sie nicht hingehören. Aber als eine wahrhaftige Mahnung und poetisches Gesetz an alle Dichter gerichtet, möchte ich folgende Stelle betrachten:

Malcolm.
Bekämpft den Schmerz als Mann.
Macduff.
Das will ich thun;
Doch will ich ihn auch fühlen wie ein Mann.
Ich muß daran gedenken, daß das lebte,
Was mir so theuer war u. s. w.

Setzet diese Worte vor hundert französische, englische, deutsche Tragödien, und sie klingen wie vernichtende Salven; setzet sie vor Egmont oder Tell, und wir freuen uns ihrer herzlich. Lasset sie, ihr lieben Dichter, nie wieder klingen wie Ironie, sondern gebt uns Menschen mit Herzen, welche bluten und heilen können. Dann dürft ihr jenes Motto nicht scheuen.

§. 19.

Daß Macduff flieht, und Gattin und Kinder schutzlos läßt, weshalb ihn auch die Gattin rührend anklagt, und er noch mehr sich selbst, kann freilich fast befremden, und es ist unmöglich ihn hinfort mit besonderer Liebe zu betrachten. Dennoch vergeben wir ihm, da wir in ihm die klare Ueberzeugung sehen, daß nur er in Malcolm den rechtmäßigen König zurück zu führen vermöge, und daß er nicht um seiner Sicherheit willen floh, sondern um das Vaterland zu retten. Es ist sehr bedeutend, daß er den Krieg, der jetzt vorbereitet ist, durchaus nicht als Bürgerkrieg betrachtet, daß sein Schwert an den wenigen Mitfechtern Macbeths schonend vorüber geht, und daß er den Zweikampf mit ihm allein wie einen großen Gottesgerichtskampf ausficht, in dem er endlich Sieger bleibt. Ein sehr ausgezeichneter Held war Macduff nicht, und soll es auch nicht seyn. Macbeth, so lange er noch unvergiftet war durch den blutigen Frevel und den Umgang mit der Hölle, übertraf ihn weit als Feldherr und Krieger; jetzt aber, in sich selbst und durch sich selbst geschwächt, sinkt er vor ihm, glücklich genug, doch wenigstens durch den zu fallen, der jetzt der Erste ist im Heer.

Aber, möchte man fragen: Wäre der Mord der Lady Macduff und ihres Kindes nicht zu erlassen? — Ich zweifle, denn der Dichter darf ja nicht vergessen, was fast überklar ist, daß das Nothwendige auch in der That sich — zutragen müsse. Daß aber eine solche Nothwendigkeit vorhanden sey, wird für den, der Macbeths Charakter bedenkt, und den Moment, in welchem er die Ausrottung des ihm verhaßten Hauses beschließt, keines Beweises bedürfen. Wichtiger ist eine zweite Frage: Könnte nicht dieser neue ungeheure Frevel wenigstens unserm Auge entzogen werden? Eine gewisse Gattung von Zartheit spricht dafür, und Schiller muß wohl dieser Meinung gewesen seyn, oder ihr doch nachgegeben haben, da er die ganze Scene unterdrückt hat. Käme diese Scene jetzt, wie nun einmal der herrschende Geschmack ist, auf die Bühne, so würde ein nicht geringer Theil des Publicums in hohem Grade empört werden, und in diesem Gefühl vielleicht sich weigern, noch weiter in die Grauen dieser Tragödie hinein zu schreiten; und da man doch nicht verschüchtern, sondern nur leise und allmählig den Geschmack erheben soll, so kann die Auslassung für jetzt gar wohl entschuldigt werden.

§. 20.

Die Scene selbst schwebt an dem äußersten Ende des Tragischen, ja sie wird fast zerreißend und gräßlich. Wir sehen eine seltsam interessante, verlassene Frau, die nebst ihrem nicht minder seltsam interessanten Kinde über ihr Unglück schmerzlich witzelt. Der Gatte hat sich fortgemacht, dessen Freund der Lord Rosse weiß nichts weiter zu sagen, als sie möge Geduld haben, und er wird zuletzt so weich, daß er nur schnell fortgeht, um sie und sich nicht noch tiefer zu betrüben. Er gleicht fast den zu zarten Lesern, welche die ganze schauerliche Scene nicht mögen, sondern so schnell als möglich darüber hinweg zu kommen suchen. Dann kommt auch noch ein Bote, der geheimnißvoll seinen Namen ver-

effects, and testamentary expenses, and the residuary estate of the said deceased were granted at the Principal Registry to Ernest Edward Bowen, the executor named in the said will.

BOWEN Ernest Edward. 15 January. The Probate.

BOWEN Frederick Charles. 15 January. The Probate.

BOWEN Frederick Charles. 15 January. The Probate.

BOWEN Frederick Charles

Literarisches Conversations-Blatt.

Nr. 177.

1. August 1823.

Bekanntmachung.

Die Herausgeber des Literarischen Conversations-Blattes haben sich entschlossen, dasselbe mit dem 1. Januar 1824 zu beschließen.

Diese Bekanntmachung, auf die Verpflichtung gegründet, welche sie gegen ihre Leser übernommen haben, ist ihnen nicht leicht geworden.

Sie haben sich bemüht, ihr Blatt zu einem Organe der Literatur zu machen, das, ohne Partei zu nehmen, ohne Rücksicht auf Personen, ohne Furcht vor Mißdeutung, ohne Hoffnung auf Belohnung, nur der Wahrheit und dem Rechte diente. Sie haben sich bemüht, ihr Blatt zu einem Organe der Literatur zu machen, das, ohne Partei zu nehmen, ohne Rücksicht auf Personen, ohne Furcht vor Mißdeutung, ohne Hoffnung auf Belohnung, nur der Wahrheit und dem Rechte diente. Sie haben sich bemüht, ihr Blatt zu einem Organe der Literatur zu machen, das, ohne Partei zu nehmen, ohne Rücksicht auf Personen, ohne Furcht vor Mißdeutung, ohne Hoffnung auf Belohnung, nur der Wahrheit und dem Rechte diente. Sie haben sich bemüht, ihr Blatt zu einem Organe der Literatur zu machen, das, ohne Partei zu nehmen, ohne Rücksicht auf Personen, ohne Furcht vor Mißdeutung, ohne Hoffnung auf Belohnung, nur der Wahrheit und dem Rechte diente. Sie haben sich bemüht, ihr Blatt zu einem Organe der Literatur zu machen, das, ohne Partei zu nehmen, ohne Rücksicht auf Personen, ohne Furcht vor Mißdeutung, ohne Hoffnung auf Belohnung, nur der Wahrheit und dem Rechte diente.

derselbe ein Recht des Widerspruchs, als das Nachmachen mit einem wirklichen Gebrauche seines Eigenthums, Aufenthalt auf seinem Grund und Boden, in seinen Gebäuden und dergl. verbunden ist, oder er sich bei dem Vorzeigen, z. B. eines Gemäldes, einer Handschrift ausdrücklich das Nachbilden, Abschreiben, Drucken lassen und dergl. verbeten hat. Also dieses Räsonnement vom Eigenthum an Gedanken, und vom Eigenthum am nachgedruckten Exemplar ist von beiden Seiten ganz ohne Grund und Zweck.

Hr. Griesinger verschmäht auch den Sprachgebrauch nicht, (ungeachtet er die öffentliche Meinung sonst gar nicht anerkennen will) um das volle Eigenthum eines Käufers am gekauften Exemplare in ein helles Licht zu setzen, so trivial auch dieser Grund herauskommt. Denn wer in aller Welt hat es wohl je einem solchen verübelt, wenn er sagt: Dies Buch ist mein. Aber selbst dieser Sprachgebrauch hätte ihn erinnern können, daß doch etwas im Buche bleibt, was nicht des Käufers Eigenthum wird. Denn man wird wohl sagen: mein Schiller, mein Horaz, aber nur ein Verrückter wird als Besitzer dieser Werke sagen: meine Werke, meine Oden, meine Räuber. Man nennt den, welcher das Werk eines Andern für das Seinige ausgibt, zwar einen gelehrten Dieb, aber doch einen Dieb, wie Martial sagt: (I, 67.)

Erras meorum, *fur* avare, librorum,
Fieri poëtam posse qui putas tanti,
Scriptura quanti constet et tomus vilis —

und trotz des Kaufens geht also doch nicht alles auf den Käufer über, sondern es bleibt davon etwas dem Verfasser eigen.

Und dies sind nicht die im Buche vorgetragenen Gedanken, wie originell sie auch seyn mögen, sondern es ist die Form, die Reihenfolge, die Worte, in welchen sie vorgetragen sind. Form ist überhaupt das einzige, was der Mensch den natürlichen Gegenständen durch seine Arbeit zu geben und wodurch er sie zu dem Seinigen zu machen vermag, indem er durch die auf sie gewendete Thätigkeit einen Theil seines Selbst mit ihnen verbindet. Schaffen kann er nichts, selbst bei dem Feldbau bringt er nur die Oberfläche der Erde in eine veränderte Lage (Form) und mit dem Saamen und andern Stoffen in eine solche Verbindung, daß die Kräfte der Natur ihm dienstbar werden müssen. Auch Jagd und das bloße Aufsuchen und Ergreifen der natürlichen Dinge lassen sich unter diesen Gesichtspunct bringen; der Mensch kann an ihnen (ehe das positive Gesetz hinzutritt) nichts Sein nennen, als die Arbeit, welche er an sie gewendet, und wodurch er sie in ein künstliches Verhältniß gebracht hat. Aber eben diese Arbeit kann kein anderer zu seinen Zwecken brauchen, oder vielmehr verbrauchen, so benutzen, daß sie für den Ersten verloren geht, ohne die äußere rechtliche Selbständigkeit desselben zu beeinträchtigen. Er entzieht ihm in der That einen Theil seines irdischen Daseyns, dessen eigentlicher Werth in einer Summe von Thätigkeiten besteht, wodurch er seine Kräfte entwickelt, ausbildet und sich mit Resultaten umgibt, die als Mittel zu größerer Thätigkeit dienen. Dies ist der Entstehungsgrund des natürlichen Eigenthums, dessen weitere Befestigung, definitive Bestimmung und Anerkennung freilich erst dem Staate angehört, oder welches, wie Kant es passend nennt, erst im Staate aus einem blos provisorischen zum peremtorischen wird. Die Grundlage bleibt aber immer der Satz, daß die Erzeugnisse der menschlichen Thätigkeit ihrem Urheber gehören, und ein anderer davon keinen Gebrauch machen kann, welcher die Zwecke des ersten theilweise vereitelt, ohne sich eines Unrechts gegen ihn schuldig zu machen.

Diese Ansicht führt uns denn zu einer genaueren Bestimmung des literarischen Eigenthums. Auf die Gedanken kann dasselbe nicht bezogen werden, denn diese sind ein allgemeines Eigenthum des menschlichen Geistes und so oft auch die Wahrheit von dem Unverstande zur verbotenen Waare gemacht wird, so kann doch niemand sagen, daß er Herr einer bestimmten Wahrheit oder Gebieter des menschlichen Denkens überhaupt sey. Sogar das erste Finden ist etwas sehr zweifelhaftes; es ist unmöglich zu bestimmen, wo der erste Lichtstrahl aufgedämmert ist, und auch der glücklichste Erfinder kann nicht sagen, wie viel von seinen Entdeckungen früheren Andeutungen, wie viel davon ihm selbst ausschließlich angehört. Ein einmal ausgesprochener Gedanke aber wird das allgemeine Eigenthum der Menschheit, und wirkt ins Unendliche fort, ohne daß irgend eine Macht dies zu verhindern vermöchte. Dagegen gehört die bestimmte Form in welcher er ausgesprochen ist, die Worte in welche er gekleidet ist, ihrem Urheber so ausschließlich an, daß der gemeine Sprachgebrauch aller Völker von jeher es für unrecht erklärt hat, diese Form einem andern als von ihm herrührend beizulegen.

Von jeher haben auch die Menschen sich verpflichtet gefühlt, die begünstigten Geister, welchen sie durch Mittheilung ihrer Schöpfungen Belehrung, Erheiterung, Erhebung zu höherer Kraft zu verdanken hatten, dafür durch Ehre und irdische Gaben zu belohnen. Je edler die Völker gesinnt waren, desto höher standen auch bei ihnen ihre Sänger und Lehrer. Es ist nicht nöthig für eine so bekannte Sache irgend einen historischen Beweis beizubringen. Man hielt es für unrecht, wenn der Dichter und Schriftsteller keine Früchte seines Fleißes sah.

Dicitur et nostros cantare Britannia versus;
Quid prodest? nescit sacculus ista meus.

So klagt Martial (XI, 4.) schon zu jener Zeit. In der unsrigen mag es zwar Leute geben, welche lieber alles Schriftstellerwesen ausrotten möchten, da es nicht zu läugnen ist, daß die Sprödigkeit, welche sich der bloßen Gewalt in dem von ihr behandelten Stoffe entgegengesetzt, zum großen Theil aus der geistigen Bildung der Völker stammt und mittelbarer Weise, also jedoch wiederum nur zum Theil, den Schriftstellern beigemessen werden kann. Allein diese Ausrottung wird doch immer einige Schwierigkeiten haben, und so müssen wir die Sache nehmen wie sie ist, daß nehmlich durch die immer fortschreitende Theilung der Arbeit der Schriftstellerberuf ein wahrer Stand des bürgerlichen Lebens geworden ist; daß eine namhafte Zahl von Menschen, und nicht eben der schlechtesten (denn das vornehme Herabsehen der Geschäftsleute auf die Schriftsteller ist nicht einmal recht ernstlich gemeint), ihr ganzes Einkommen auf gelehrte Beschäftigungen gründet, und sie als Arbeit betrachtet, wovon sie einen bestimmten Ertrag erwartet.

Hieraus muß das Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und dem Publicum in rechtlicher Hinsicht beurtheilt werden. Der Schriftsteller tritt öffentlich redend auf, und der Verleger ist dabei sein Bevollmächtigter. Der Schriftsteller erwartet von einem jeden, der sein Werk sich so zueignen will, daß er es zu jeder Zeit zur Belehrung oder Unterhaltung brauchen kann, einen Beitrag zu seinem Solde, welchen der Verleger gewöhnlich auf seine eigne Gefahr vorgeschossen hat; der Verleger muß in dem Preise des Buches, wenn der Buchhandel überhaupt als eignes bürgerliches Gewerbe bestehen soll, nicht nur den Lohn für seine eigne Arbeit, sondern auch die Rente des Capitals gewinnen können, womit er sein Geschäft betreibt. Der Gewinn des einen Verlagsunternehmens muß den Verlust übertragen können, welchen auch der vorsichtigste Buchhändler bei andern und nicht eben bei den schlechtesten Büchern am meisten, ausgesetzt ist. Der Verkaufspreis des Buches muß also bei weitem mehr, als die bloßen Druck- und Versendungskosten decken.

Aus allen diesem ergibt sich, daß es für die Stände des Schriftstellers und Buchhändlers eine nothwendige Bedingung ihrer Stellung zu den Käufern ist, mit dem verkauften Exemplare nichts weiter auf den Käufer zu übertragen, als das Recht, gerade aus diesem Exemplare die Rede des Verfassers zu vernehmen. Die Belohnung des Verfassers,

der Ertrag des Buchhandels kann nur aus dem ausschließlichen Druck und Verkauf des Buches herauskommen. Ein jeder Käufer soll nach der Absicht des Verfassers für das gekaufte Exemplar entrichten: 1) den reinen Fabrikpreis desselben; 2) einen Beitrag zum Ehrensold des Schriftstellers; 3) einen Beitrag zu der Vergütung des Verlegers für seine Mühe, Gefahr und Zinsen. Dafür hat der Käufer das Recht, dieses einzelne Exemplar ganz als sein Eigenthum zu betrachten, es zu vernichten, selbst zu brauchen, andern die Rede des Verfassers aus diesem Buche vernehmen zu lassen. Es ist gleichsam ein Platz, welchen der Redende für immer veräußert hat und bei welchem es ihm nun gleichgültig seyn muß, wer auf demselben hört, wenn nur nicht mehr Plätze gegen seinen Willen errichtet werden. Der Zweck des Käufers ist seiner seits auch damit erfüllt. Er kann nicht sagen, daß der Buchhändler ihm nicht alles was zwischen ihnen verabredet wird, gewähre, wenn er ihm nicht neben dem Gebrauchsrechte auch noch das Verlagsrecht zugestehen will; er verlangt bei dem Kaufe weiter nichts, als das Recht, gerade dieses einzige Exemplar zum beliebigen Gebrauche zu erhalten; mit dem, was er für dieses Exemplar bezahlt, würde auch das Verlagsrecht nicht in Verhältniß stehen und also auch hier der Fundamental-Satz des bürgerlichen Rechts verletzt werden, daß die gegenseitigen Leistungen der Regel nach im Gleichgewichte stehen müssen.

Dieses ganze rechtliche Verhältniß zwischen Schriftsteller und Publicum, (welches darum nicht weniger bindend ist, weil es ein allgemeines, d. h. ein solches ist, wo dem Einzelnen Berechtigten alle übrigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft als verpflichtet gegenüber stehen) wird durch den Nachdrucker gestört. Er hebt den Antheil des Schriftstellers an dem Verkaufspreise der Bücher ganz auf; er bemächtigt sich des Antheils, welchen der rechtmäßige Verleger wegen seines Betrieb-Capitals in den Verkaufspreis legt, und da er nicht ein gewagtes Geschäft unternimmt, sondern ein schon hinreichend gesichertes an sich reißt: so kann er auch denjenigen fallen lassen, mit welchem der redliche Buchhändler die mißlungenen Unternehmungen decken muß. Gewinnen will auch er; es ist noch kein Nachdrucker aus Liebe zum allgemeinen Besten aufgetreten; denn wenn einmal die Verbreitung nützlicher Bücher wirklich der Zweck gewesen ist: so hat öffentliche Meinung ein solches Unternehmen, selbst wenn es in der Art des heil. Crispin gemacht worden wäre, immer sehr sorgfältig vom Nachdruckerhandwerk unterschieden. Der Nachdrucker zerstört also in der That eine fremde rechtmäßige, und vielleicht mit großer Mühe, langer Arbeit ausgesäete Erndte, um sich einen Theil der Früchte eines Fleißes zuzueignen, welcher nicht der seinige gewesen ist. Andere arbeiten lassen, bis die Gefahr des vergeblichen Arbeitens vorüber ist, und dann über die Früchte herfallen und den Erzeuger derselben davon verdrängen — das wird ein jedes unverdorbene Gefühl dem Diebstahl gleich achten. Denn der Dieb thut im Grunde auch weiter nichts, als daß er sich die Früchte fremder Arbeit zueignet und ärndtet, wo er nicht gesäet hat.

So haben es auch die Völker immer angesehen. Von Luther an ist über die Nachdrucker geklagt und ihr Gewerbe für unehrlich gehalten worden. Sleidan drückt sich stark darüber aus und sagt von dem Nachdrucker seiner Commentarien: De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare: „Emolumentum ad se derivare studet, meisque fruitur laboribus et veluti fucus alienis insidiatur alveariis ac mellificio. — Falcem immittit in segetem alterius et utile praeponit honesto, Christianae videlicet professionis homo, cum id apud omnium aetatum viros bonos, qui solam naturam sequebantur ducem, in vituperio semper fuerit.“ Die Stimmen einzelner Rechtsgelehrten und Philosophen können dagegen nicht in Betracht kommen, weil es immer, wie Hrn. Griesinger's eignes Beispiel beweist, für Männer von Geist und Gelehrsamkeit einen besondern Reiz hat, sich dem gemeinen Urtheil entgegenzusetzen, und zu vertheidigen, was alle andern verdammen. So verdienstlich dies auch zuweilen seyn kann, weil das gemeine Urtheil häufig nichts mehr ist, als ein gemeines Vorurtheil, so ist doch auf dergleichen Autoritäten kein allzugroßes Gewicht zu legen, und bei manchen, die in eigner Sache zeugen und richten, ist es von gar keinem Werthe. Hingegen ist es richtig, daß aufgeklärte Staaten, England, Frankreich, Nordamerica, Holland, Preußen u. a. schon lange den Nachdruck verboten haben. Was Hr. Griesinger anführt, ist zum Theil sehr unrichtig; der gegenwärtige Aufsatz ist jedoch schon über die gewöhnlichen Grenzen so sehr hinausgegangen, daß der Verf. es auf einen andern Ort versparen muß, sich über diesen Punct weiter zu verbreiten.

Die politische Seite ist bei Hr. Gr. unter allen die schwächste. Es wäre eigentlich ganz überflüssig davon zu reden. Denn gegen die Aussprüche des Rechts und der Moral läßt sich von Seiten des Vortheils niemals eine gültige Einwendung machen. Man hat noch nie gehört, daß ein Staat der Getraide-Theurung dadurch abzuhelfen versucht hätte, daß er einen freien Markt für gestohlenes Korn eröffnete. Ein Recht auf wohlfeile Bücherpreise ist gar nicht gedenkbar; denn der Schriftsteller kann seine Arbeit so hoch anschlagen als er will, und der Verleger ist immer nur sein Bevollmächtigter. Ist es einmal irgend einem Staate daran gelegen, ein nützliches Buch unter seinen Bürgern zu verbreiten, so wird ihm dies ohne Mühe gelingen; denn bei einem einigermaßen bedeutenden Absatze gibt auch ein mäßiger Preis einen anständigen Gewinn. Den Schriftstellern ihren gegenwärtigen Lohn zu mißgönnen, ist ein sehr übel angebrachter Neid, welcher sich nach ganz andern Stellen hinwenden sollte, z. B. nach den Reichthümern, welche sich durch verkehrte, unordentliche, verschwenderische Staatshaushaltung in manchen nicht sehr reinen Händen in einem ganz andern Maßstabe anhäufen. Reich ist bei uns noch niemand durch seine Schriften geworden; die Koryphäen unserer Literatur haben es kaum zu einem sorgenfreien und bequemen Leben gebracht. Mancher Lieferant hat wohl in einem einzigen Tage durch einen vortheilhaften (noch nicht einmal betrügerischen) Contract mehr gewonnen, als ein würdiger Gelehrter durch den Fleiß eines ganzen arbeitsamen Lebens. Aber es ist auch hauptsächlich der Gewinn der Buchhändler, welcher dem Nachdruck hie und da eine Stimme gewinnt. Man hat in Würtemberg immer einen Mann vor Augen, welcher durch kluge Thätigkeit, große Umsicht und Unternehmungsgeist ein Vermögen erworben hat, welches vielleicht sehr ansehnlich, aber doch noch mäßig gegen das ist, was der Handel mit Geld und Staatspapieren in viel kürzerer Zeit zusammenbringt. Wie viel andere Buchhändler schnell reich geworden sind, weiß der Verf. dieses Aufsatzes nicht, vermuthet aber doch, daß es ihrer verhältnißmäßig nicht gar viele seyn mögen, und diejenigen, welche einen anständigen Wohlstand erlangt haben, verdanken denselben neben angestrengtem Fleiße gewiß am meisten solchen Unternehmungen, wobei ein mäßiger Preiß den Absatz befördert hat. Denn außer der Concurrenz mit dem Nachdrucker, welche nicht seyn sollte, gibt es noch immer eine andere rechtmäßige, die mit den Verfassern ähnlicher Werke zumal in solchen Fächern, wo Fleiß und Genauigkeit fast nothwendiger sind, als reiche Phantasie und der Dichtkunst himmlischer Funke.

Die letzte Betrachtung ist fast eben so müssig, als die Frage, ob ein Verbot des Nachdrucks vortheilhaft sey. Denn wenn derselbe unrechtmäßig ist: so sollte auch ein einzelnes, selbst das kleinste Land, nicht einen Augenblick anstehen, jenes Verbot auszusprechen. Das Rechte ist zu thun, ohne auf das Beispiel anderer zu warten, und ohne lange nachzufragen, ob vielleicht ein Nachdrucker in einer bereits angefangenen Unternehmung einigen Schaden zu erleiden oder

Nr. 1884. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1885. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1886. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1887. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1888. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1889. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1890. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1891. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1892. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1893. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1894. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1895. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1896. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1897. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1898. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1899. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1900. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1901. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1902. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1903. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1904. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1905. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1906. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1907. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1908. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1909. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1910. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1911. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1912. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1913. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1914. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1915. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1916. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1917. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1918. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1919. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1920. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1921. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1922. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1923. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1924. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1925. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1926. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1927. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1928. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1929. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1930. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1931. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1932. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1933. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1934. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1935. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1936. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1937. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1938. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1939. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1940. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1941. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1942. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1943. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1944. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1945. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1946. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1947. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1948. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1949. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1950. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1951. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1952. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1953. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1954. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1955. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1956. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1957. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1958. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1959. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1960. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1961. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1962. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1963. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1964. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1965. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1966. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1967. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1968. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1969. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1970. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1971. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1972. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1973. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1974. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben, vom 5. März 1947. Vom 5. März 1947. (Reg.Bl. 1947, S. 39.) 1

Nr. 1975. Bek. d. Landesregierung Württemberg-Hohenzollern, betr. Ausführung des Gesetzes Nr. 52 über Maßnahmen gegen Personen, die der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden angehört haben

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 178.

3. August 1822.

Auch ein Wort über den Meßkatalog.

In dem Conversations-Blatt ist die Rede von den Büchern, welche „zur Messe" erschienen sind, auch auf das beliebte, nicht aber mehr recht beliebte Verzeichniß derselben gekommen, welches alljährig zweimal erscheint, „Meßkatalog" genannt. Wer sollte in der Literatur so fremd seyn, daß er den Meßkatalog nicht kennte? Von den Lesern dieses Blattes mögen wohl selbst die meisten zu denen gehören, welche dem „Meßkatalog", als dem Verkündiger aller neuen literarischen Erscheinungen, jederzeit mit Begierde entgegengesehen haben, und deren Herz bei dem Anblick der Verheißungen, die er enthielt, frohlockte. Der „Meßkatalog" ist also gewiß ein interessanter Gegenstand der Conversation, und mancher Leser dieses Blattes, dem die wohlbekannte Physiognomie desselben nun einmal behagt, der ihm in seinem steifen, ehrbaren Ansehen zu bestimmten Zeiten zu begegnen gewohnt ist, wird bei der in Anregung gebrachten Reform tief aufgeseufzet haben: „soll sich denn die Wuth der Reformen in unserer Zeit bis auf diesen schlichten Boten erstrecken, von dem wir ja nicht mehr verlangen, als daß er uns schlecht und recht anzeige, was uns Neues bescheert wird!" —

Diesen Anhängern des Alten zu begegnen, bitte ich schleunig ums Wort, und ich erkläre rund heraus: Mir genügt der Meßkatalog durchaus nicht! Statt vor dem Gedanken einer bloßen Reform zu erschrecken, wie der gute Wille des neuen Besitzers der Weidmannischen Buchhandlung solche verheißt, statt mich den beiden Stimmführern anzuschließen, die diesen Gegenstand im Conv. Bl. (Nr. 157 d. J.) zur Sprache gebracht haben, sage ich: Kein „Meßkatalog" mehr! Die bloße Reform genügt mir nicht, ich verlange eine durchgreifende Umgestaltung dieses verjährten Instituts, das schon seinem Titel gar nicht mehr entspricht, noch weniger aber, in Hinsicht aller andern Erfordernisse, leistet, was es leisten soll. Die freundlichen Worte des Verlegers gelten mir nichts; er muß durch die That bewähren, daß es ihm hierbei um die Sache zu thun ist, und daß er seiner Stellung zum Publicum würdig ist. Seine Legitimität bleibe unangetastet. Es leitet hier kein revolutionaires Princip, kein Liberalismus, der verdrängen will; er hat den Besitz redlich erworben, ihm gebührt Zutrauen vermöge seiner bekannten Thätigkeit; er zeige nur, daß er unser Bestes wirklich zu Herzen nimmt, und wir wollen seinen Besitz ehren. Dieses festgestellt, so erkläre ich mein Verlangen, im Einverständniß mit den alten Verehrern des „Meßkatalogs", welche durch ihn das Neue kennen lernen wollen, dahin,

> daß ich wirklich das Neue, aber das wahrhaft Neue, das Allerneueste von dem, was die Buchhändler uns darbieten, im Augenblick, da es neu ist, kennen lernen will.

Dies ist die Aufgabe; und nun frage ich, wie entspricht derselben der „Meßkatalog"? Ich habe schon vorhin erklärt, daß er nicht einmal seinem Titel Genüge leistet. Noch immer heißt es da: „Verzeichniß der Bücher, welche zur Frankfurter (!) und Leipziger Michaelis-Messe ꝛc. erschienen sind", und schon längst gibt es für die Buchhändler keine Frankfurter, keine Michaelis-Messe mehr, da nicht Einer zu einer Frankfurter Messe, oder zur Michaelis-Messe nach Leipzig reiset, und was die Leipziger Oster-Messe anbetrifft, so reisen zwar, wie es heißt, 150 Buchhändler wirklich gegen Ostern dorthin und vereinigen sich mit den 40 oder 50 dortigen, allein ich habe oft gehört, daß diese Herren dort, wie auf einer Börse, ihre Geldgeschäfte abmachen, daß aber da an kein Kaufen und Verkaufen von Büchern gedacht wird, daß also kein Büchermarkt, keine Buchhändler-Messe Statt findet. Ferner spricht der Titel dieses lügenhaften Boten von „Büchern, die zur Messe erschienen sind". Gottlob, die Buchhändler liefern uns alle Tage etwas Neues, und ich brauche nicht bis zur Messe zu warten, um, wie mit Fabricaten in Cattun, in Wolle, in Seide, die von Birmingham, von Lyon, von Eupen, von Chemnitz ꝛc. nur zur Messe, in Kisten gepackt, anlangen, mich mit neuen Büchern zu versorgen. Mein Buchhändler, der sich Schleiermacher's Dogmatik von Reimer; Spiker's Uebersetzung von Walter Scott's Piraten von Duncker und Humblot; Streckfuß neue Uebersetzung des Tasso von Brockhaus — erst zur Messe kommen lassen wollte, würde übel fahren, denn wie könnte ich damit bis zur „Messe" warten! Von diesen Büchern ist das erste im October, das andere im Februar, das dritte im Juni erschienen, jedes also zu einer Zeit, die von jeder Messe sehr entfernt ist, und da hätte ich viele Monate meine Ungeduld bekämpfen müssen. So wie diese Bücher, sehe ich aber viele andere neue Schriften, außer der Meßzeit, wöchentlich in Paketen zur Post, oder in Ballen zur Fuhre bei meinem Buchhändler anlangen; und wenn ich sie längst gelesen, wenn ich manches, das nicht wie diese auf Dauer gearbeitet ist, schon vergessen habe, dann

auf seinen Kopf und er ist Schuldherr und Gläubiger. Wenn der Schuldherr stirbt, so ist der Gläubiger sein Erbe. Wenn der Gläubiger stirbt, so ist der Schuldherr sein Erbe. Wenn der Schuldherr und der Gläubiger sterben, so sind ihre Erben Schuldherr und Gläubiger. Wenn der Schuldherr und der Gläubiger sterben, so ist der Schuldherr sein Erbe. Wenn der Schuldherr und der Gläubiger sterben, so ist der Gläubiger

ter muß selbst erkennen, was eine bessere Befriedigung unserer Wünsche in dieser Hinsicht für den Buchhandel zu wirken vermag, und ich wundre mich nur, daß, da die Weidmannische Buchhandlung unthätig geblieben, nicht ein Anderer speculativ genug gewesen ist, die Sache aufzunehmen. Der erwähnte Aufsatz in jenem Wochenblatt zeigte zugleich an dem Journal de la librairie, als an einem wahren Vorbilde, was bei uns geschehen könnte, nämlich: 1) Es erscheint alle Woche in einem ganzen oder halben Bogen, nach Maßgabe der eingehenden Materialien, im Format des Meßkatalogs, aber auf schönem Papier, sauber gedruckt, so daß sich auch schon hier der bessere Sinn für typographische Schönheit zeigt. 2) Alle Titel werden unter fortlaufender Nummer vollständig geliefert, nach Ansicht des Buchs, also nicht eher als es die Presse verlassen hat, dann aber augenblicklich. 3) Dieses Blatt rivalisirt mit keinem andern, es steht in anerkannter Wirksamkeit da, gehet von dem Centralpuncte des Buchhandels in Frankreich, Paris, aus, wie bei uns der Meßkatalog, an welchen daher auch bei uns die Sache anzuknüpfen wäre, damit dies Blatt einer öffentlichen Anerkennung genösse und nicht als eine Privatsache bald wieder zerfiele. 4) Außer dem Titel jedes Buchs, wird Format, Bogenzahl, Beilage von Kupfern ꝛc. und Preis angegeben. 5) Fortsetzungen von Zeitschriften, deren vollständiger Titel bei dem Anfange des Jahrgangs gegeben worden, werden nachher, mit Beziehung auf ihre Nummer, nur kurz angezeigt, so oft ein neues Stück davon erscheint. 6) Die Titel sind in jedem Bogen nicht anders geordnet, als nach der Nummer, unter welcher sie bei ihrem Eingange bei der Redaction, eingetragen worden; am Ende jedes Jahrgangs aber wird ein alphabetisches Namen- und Sachregister, desgleichen eine systematische Uebersicht gegeben, welche die bequemste Nachweisung fürs Nachschlagen gewähren.

Der regelmäßige wöchentliche Empfang dieses Blattes, das ich seit jener Zeit ununterbrochen halte, und dessen Einrichtung ich nun selbst als höchst zweckmäßig kennen gelernt habe, hat mich ungemein verwöhnt, so daß der „Meßkatalog" mir um so weniger gefallen will, und ich die Umformung desselben nach jenem Muster längst angelegentlich wünsche. Auch scheint mir die Ausführung bei uns sehr leicht und schlösse alle die Verbesserungen in sich, welche im Conv. Blatt am angezeigten Orte, von dem einen Redner als wünschenswerth, von dem andern als allerdings der Beachtung würdig, aber als unausführbar dargestellt worden sind, und die in der That unter Beibehaltung der alten Form zu den piis desideriis gerechnet werden müssen. Was sich damit noch verbinden läßt, bleibt dem Ermessen der Sachkundigen überlassen. Auch das französische Journal de la librairie vereinigt mit dem eigentlichen Zweck noch manches andere, was aber wenig Raum einnimmt und einnehmen darf, z. B. liefert es alle öffentlichen Verordnungen, die den Buchhandel betreffen, eine Nachricht von den in kritischen Blättern gegebenen Recensionen aller Bücher, nekrologische Notizen, Verlagsveränderungen u. s. w., alles ganz kurz.

Wenn der Vorschlag mit praktischem Sinn ergriffen wird, so wird er noch leichter in der Ausführung, indem sich manches Bestehende daran knüpft. Z. B., viele Buchhandlungen meiner Gegend lassen periodisch Kataloge von ihrem neuen Sortiment drucken; mein Buchhändler liefert mir halbjährig einen Katalog, der unentgeldlich vertheilt wird, zu dessen Anfertigung er sich mit einigen andern vereinigt, der aber für den Einzelnen nicht ohne Aufwand von Mühe, Zeit und Geld hergestellt werden kann. An seiner Stelle würde ich mich, wenn jenes Blatt zu Stande käme, mit der Verlagshandlung desselben einigen, daß sie mir eine Anzahl von Hunderten von Exemplaren, die sie bei einer starken Auflage sehr wohlfeil geben könnte, lieferte, die ich „an bekannte Bücherliebhaber" vertheilte, und jedem andern, der seinen Bücherbedarf von mir bezöge, mittheilte. Ein solches wöchentliches Blatt würde also nicht blos den „Meßkatalog", sondern auch die gewöhnlichen halbjährigen Bücher-Verzeichnisse, oder andere Notizen, welche viele Buchhändler auf ihre Kosten drucken lassen, ersetzen. Und welch ein lebendigerer Verkehr würde in den Buchhandel kommen, wenn alle die, welche mit den literarischen Erscheinungen in beständiger Berührung bleiben wollen, diese regelmäßige Notiz erhielten, welche an Schnelligkeit und Ordnung der eines gut bedienten Telegraphen gleicht, so daß der „Meßkatalog" (der eigentlich der hinkende Bote genannt werden müßte) seine unpassende Benennung nur mit einer ihm wahrhaft zukommenden und zeitgemäßen vertauschen würde, wenn er sich der „literarische Telegraph" zu nennen beliebte.

Man klagt über so manches Gebrechen im Staate, welches, trotz besserer Einsicht, vermöge alter Sitten und Gewohnheiten immer fortbesteht. Die Corporationen, die Einzelnen zeigen aber, daß sie, die oft darüber laut werden, in ihrem Kreise das gewohnte Geleise ebenfalls nicht zu verlassen wissen, und ich habe die Herren Buchhändler stark in Verdacht, daß auch sie viel vom Besserwerden sprechen, selbst aber wenig dazu thun. Daß sie den Krebsschaden des Nachdrucks immer mehr einreißen lassen, halte ich großentheils für ihre eigene Schuld. Es gibt Mittel, dieses Uebel zu bekämpfen; man erschrickt aber vor den Schwierigkeiten, und bleibt unthätig. Die Schwierigkeiten in der heute besprochenen Angelegenheit sind geringer; die Klagen über den „Meßkatalog" sind allgemein gefühlet, an mehrern Orten ausgesprochen, das Beispiel einer bessern Einrichtung steht als ausgeführtes Muster voraus: welches wird der Erfolg seyn?

113.

Zusatz.

Der Verf. des vorstehenden Aufsatzes zeigt, daß er den deutschen Bücherverkehr genau kennt; er spricht, was man selten findet, mit Sachkenntniß darüber, und es gewährt

Vergnügen, sich mit einem solchen Correspondenten näher zu unterhalten.

Wir sind mit ihm in unserer in No. 157 ausgesprochenen Ansicht, daß der Meßkatalog, so wie er ist und seither erschienen ist, keiner großen Reform fähig sey, zusammen getroffen. Der bloße Literat kann mit all den Schwierigkeiten, die mit der Zusammensetzung eines so voluminösen Opus, das in wenigen Tagen, oft in den unfeierlichsten und in ungeordneten Handschriften, die einzeln von Stunde zu Stunde dazu eintreffen und jedesmal wieder einzurangiren sind, in der höchsten Eile geordnet, gesetzt, fünf bis sechsmal corrigirt, gedruckt, geheftet und versandt werden muß, in praxi verbunden sind, unmöglich genau vertraut seyn, und er idealisirt sich daher Anordnungen und Einrichtungen, die sich praktisch nicht durchführen lassen.

Die seitherige Administration der Weidmannischen Handlung hing sich allerdings an einzelne Kleinigkeiten, die leicht hätten verbessert werden können; sie war auch ein wenig entsetzt, wenn sich Zurechtweiser einfanden, die sie für nicht berufen hielt, und daher mag manches Gute oder wohl Beachtungswerthe unterblieben seyn. Allein im Ganzen hat es doch nur Kleinigkeiten betreffen und wir sind überzeugt, daß der jetzige Eigenthümer dieser Handlung, einer der thätigsten, einsichtsvollsten und wohlgesinntesten deutschen Buchhändler, im Stillen mancherlei zweckmäßige Abänderungen treffen und jeden wahrhaft guten Rath gerne befolgen wird.

Denn wir können es uns wenigstens nicht bergen, daß, ehe wir einen gut eingerichteten und sicher stehenden deutschen literarischen Telegraphen (ein vortrefflicher Titel, der das Glück der ganzen Entreprise machen könnte) erhalten, nach deutscher Weise noch eine geraume Zeit hingehen dürfte. Bis dahin also müssen wir den Meßkatalog immer noch behalten, weil wenigstens er starke Wurzeln geschlagen.

Was nun die Bildung eines andern und neuen Hülfsmittels zur Bekanntmachung der deutschen literarischen Neuigkeiten betrifft, so ist nach einem Muster dazu allerdings nicht lange zu suchen, indem das in Paris wöchentlich erscheinende Journal de la librairie alle Bedingungen dazu erfüllt.

Die Nachahmung dieses trefflichen Instituts dürfte aber in Deutschland sehr schwer seyn, und in keinem Fall könnte sie die Vollkommenheit der französischen Einrichtung erreichen, weil diese — vom Staat ausgeht, es einen officiellen Charakter hat, und der Staat sehr verständig — diesem Institut Attribute beigelegt hat, die in ganz Frankreich jeden Verleger zwingen, sowohl, daß er der Direction des Journals seine Novitäten schnell und sorgfältig einhändige, als auch ihn wachsam halten, darauf zu merken, ob die Einrückung wirklich und zeitig Statt finde. Jede in Frankreich gedruckte Schrift erhält nämlich nur durch die Einrückung in dies efficielle Journal de la librairie ihr bürgerliches Recht, und vollständige gesetzliche Sicherung gegen den Nachdruck; es findet ferner die Einrichtung Statt, daß keine Schrift in andern Blättern empfohlen und recensirt werden darf, bis sie in diesem Journal angezeigt worden, so daß also in diesem Journal stets nur solche Schriften angezeigt stehen, deren Titel man sonst noch nirgends gefunden hat, ein Umstand, der ihm den Reiz der höchsten Neuheit gibt und immer erhalten muß. Jede absichtliche Vermeidung der Insertion in diesem Journal wird vom Gesetz als strafbar, und eine solche Schrift zugleich als Libell betrachtet. Die Staatsbehörde hat folglich durch dies Journal die vollständigste Uebersicht der gesammten neuesten Literatur, und es wird ihr dadurch sehr leicht, gegen gesetzwidrige Schriften das Gesetz in Anspruch zu nehmen.

Der Verf. dieser Zeilen übergab im Jahr 1819, zur Zeit des Minister-Congresses in Wien, seiner Regierung einen Plan, wie der Nachdruck in Deutschland wahrhaft abzuschaffen, wie aber auch von der andern Seite den Ansprüchen auf das ewige Verlagsrecht zu steuern und welche organische Einrichtungen damit zu verbinden seyen, um dem deutschen Buchhandel Einheit und Würde zu geben. Zu diesen von ihm vorgeschlagenen organischen Einrichtungen gehörte auch ein officielles Journal über den deutschen Buchhandel ganz im Charakter des franz. Journal de la librairie, das in Leipzig von einer dazu zu organisirenden Behörde ausgehen müsse. Dieser Plan wurde von Sr. Maj. dem Könige von Sachsen sehr gut aufgenommen und ist derselbe, wie man vernommen, mit den besten Empfehlungen an den Minister-Congreß befördert worden, wo auch ein bekannter deutscher Staatsmann zu einem weiteren Bericht darüber veranlaßt seyn soll, wobei es denn aber auch bis jetzt sein Bewenden behalten hat.

So vollständig und anziehend als das J. d. l. l. könnte also unser deutscher literarischer Telegraph einmal nicht werden, weil dazu die vorhin angeführten Bedingungen fehlen.

Es stehen ihm auch noch andere Hindernisse entgegen, die in der völligen Verschiedenheit des französischen und des deutschen Buchhandels liegen. Der französische Buchhandel ist wirklich Handel, der unsrige ist nur ein Commissions-Geschäft. In Frankreich versieht sich der Sortimentshändler mit neuen Büchern, wie der Tuchhändler mit neuen Zeugen und neuen Modefarben. Sein Interesse ist also stets das Neueste, was in der Literatur erschienen, in Erfahrung zu bringen, wie der Schnittwaarenhändler darauf speculirt, die neuesten Modezeuge kennen zu lernen, um sie für seine Kunden entbieten zu können. In Deutschland nehmen drei Viertel der Sortimentshändler gar keine Notiz von dem, was eigentlich in der Literatur umgeht, was Neues erscheint und nicht erscheint, und grenzt dafür die Indifferenz auf dem Meßverkehr, den man freilich nicht nach den farbenreichen Berichten unsers verehrten Freundes B. in der Allgemeinen und in der Abend-Zeit. beurtheilen darf, ans Unglaubliche, was sich aber freilich dadurch vollkommen erklärt, daß jeder solide Sortimentshändler ohnehin gewiß ist, von allem, was in deutscher Literatur Neues erscheint, nach Maßgabe seines seitherigen Absatzes, eine Anzahl Exemplare in Commission zu erhalten. Es ist dem deutschen Sortimentshändler alles so bequem gemacht, daß er, um mit der neuesten Literatur bekannt zu bleiben und mit dem Neuesten sortirt zu werden, sich gar keine Mühe zu geben braucht. Bei dem deutschen Telegraphen fallen also auch in diesen Hinsichten viele Motive weg, die dem französischen J. de la libr. den Weg in die Hände der Zunftgenossen und in die der Gesellschaft bahnen.

Der Mangel an Gemeingeist unter den deutschen Buchhändlern wird dem deutschen Telegraphen ebenfalls große Schwierigkeiten in den Weg legen.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß dem freien Vertriebe unseres Telegraphen die engherzigen Ansichten mancher Regierung entgegen treten werden! Dieser Punct ist aber zu kitzlich, um hier nach Gebühr discutirt werden zu können.

Wie dem allen aber auch seyn möge, so bliebe es für eine noch nicht zu sehr beschäftigte thätige Leipziger Buchhandlung immer eine höchst interessante Aufgabe, ein Journal im Charakter des franz. J. d. l. libr. zu gründen und dafür zu thun, was in Deutschland möglich wäre.

Sollte sich eine solche finden, so ist der Verf. dieser Zeilen bereit, sie dabei mit seinem Rathe, wenn sie solchen in Anspruch nehmen sollte, bestens zu unterstützen, und würde sie den unbekannten Einsender des Aufsatzes, welcher zu dieser Nachrede die Veranlassung geworden, bitten, sich der Red. zu nennen, um sich auch des seinigen weiter erfreuen zu können.

D. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 179.

5. August 1822.

Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December.

(Fortsetzung aus No. 175.)

Das zweite beurtheilte Werk heißt: De l'église Gallicane dans son rapport avec le Souverain Pontife, pour servir de suite à l'ouvrage intitulé *du Pape*, par l'auteur des considérations sur la France. Lyon et Paris. Chez Rusand. 1821. S. 350. 8.

Verfasser ist der schon genannte Graf Maistre, Recensent oder vielmehr nur Referent Hr. von Haller, allgemein bekannt durch sein umfassendes Werk: Restauration der Staatswissenschaft, von leidenschaftlichen Freunden und Gegnern über alles Verhältniß erhoben und herabgesetzt. Bei Parteien will ich die Wahrheit nicht suchen, sollte ich es auch darüber mit den Absoluten aller Farben verderben. Der römische Dichter Ennius legte sich drei Seelen bei, weil er drei Sprachen verstand. In einem ähnlichen Sinne möchte ich mir für die richtige Beurtheilung des Gegenstandes die drei Geister der Geschichte, Politik, Theologie zusammenwirkend wünschen. Keiner darf fehlen, sonst ist die Phantasmagorie fertig. Kein wahrer Protestant, um es nebenbei zu sagen, wird von der Behandlung einer Unterscheidungsmaterie des Katholicismus etwas anderes verlangen als kirchliche Consequenz, welche Gerechtigkeit auch seinerseits der vernünftige Katholik dem Protestantismus zu erweisen hat. Da Katholiken und Protestanten als Glaubensparteien nur durch den Gegensatz der Lehre bestehen, so können sie diesen nicht gelegentlich und beliebig aufheben wollen, ohne die kirchliche Absonderung zu vernichten, der zufolge ihr religiöses Denken und Seyn in einer eigenthümlichen Gestalt erscheint. Wie die beiden Geschlechter zum tiefern Selbstbewußtseyn durch ihre Verschiedenheit gelangen, so verhält es sich auch mit dem Protestantismus und Katholicismus, obwohl die Zeit der ruhigen Anerkennung, der Fixität des Gegensatzes noch weit entfernt ist. Der wissenschaftliche Streit muß, soll er einmal Statt finden, auf einem viel höhern Gebiet und mit ganz andern Waffen geführt werden als mit dem Sande, den die neumodischen Obscuranten und Lichtmännerchen zum Ergötzen der Menge einander gern in die Augen würfen, wenn sie überhaupt etwas treffen könnten.

Die empfindlichste Lücke der erwähnten Anzeige entsteht durch die fehlenden Artikel über die gallicanische Kirchenfreiheit. Sie sollten in der treuesten Vollständigkeit mitgetheilt seyn und der ganzen Untersuchung zum Grunde liegen. Bossuet hat sie in seiner Vertheidigung der gallicanischen Kirchenfreiheit mit richtigem Gefühl vorangestellt. Trägt der Verfasser oder Hr. von Haller die Schuld dieses Mangels? Die gewichtige Frage, worin besteht das Wesen der gallicanischen Kirchenfreiheit? kommt aus diesem Grunde nirgends zur Sprache, zieht sich durch die ganze Anzeige wie ein Nebelstreif. Wie Mannichfaltiges kann eine scharfsinnige, gewandte, berechnende Auslegung nicht hinaus und heraus erklären! Gleich der erste Artikel, der bekanntlich das Verhältniß der geistlichen Macht zur weltlichen bestimmt, bietet durch die Allgemeinheit der Abfassung und die Unterscheidung des Unmittelbaren und Mittelbaren Stoff zu den verwickeltesten, unabsehlich weit führenden Folgerungen. Man denke zu dem Ende nur an den einzelnen, oft und lange bestrittenen, vielleicht noch immer schwierigen Punct, die Besetzung der Bischofsstellen. Das Umfassende, Tiefere des Gegenstandes ist, zufolge der Anzeige, kaum berührt, geschweige erschöpft. Die katholische Glaubenseinheit langt allein genommen hier nicht aus, wo statt eines einzelnen Punctes alle Dimensionen vorkommen. Die folgerichtige, zusammengekettete, vollständig durchgeführte Untersuchung hätte von dem klar und fest bestimmten Inhalt der vier Artikel ausgehen sollen; wegegen eine gelegentliche, oft anziehende historische Erläuterung mancher Nebendinge um sich greift; dahin gehören z. B. die Nachrichten von Port-royal, von der Bekanntmachung der vier Artikel, dem Verhalten Bossuet's u. s. w. Dem vortrefflichen Pascal, dessen liebenswürdige originelle Tiefe in seinen Pensées jedem Unbefangenen einleuchtet, scheint der Verfasser Unrecht zu thun, wenn er ansteht die bisher allgemein anerkannte Vorzüglichkeit seines mathematischen Geistes einzuräumen, und auf der andern Seite in schreiendem Verhältniß das versteckte, ausweichende Betragen Bossuet's, das nicht undeutlich auf eine Reservatio mentalis hinausläuft, auffallend sanft und schonend berührt. Wer, wie Bossuet, in Sachen seiner Kirche das Scepter des Geistes führen will und wirklich geführt hat, soll auch, wenn es gilt, die Krone des Märtyrerthums nicht verschmähen. Ein ganz anderer Glaubensheld ist Fenelon, nach meinem Gefühle der schönste religiöse Charakter der neueren französischen Zeit.

Ungeachtet der Anzeige die erwähnten Erfordernisse abgehen, zeichnet sie sich auf eine Weise aus, die es unentschieden läßt, ob der Vorzug in der Kunst der Auffassung oder der Natur der Ueberzeugung liegt. Denn sobald jemand von der historisch-kritischen Untersuchung der Fundamentalpuncte absieht, wird er den Gang der Auseinandersetzung zweckmäßig, dogmatisch streng und einnehmend lichtvoll finden. Das Talent des Hrn. von Haller wirkt in dieser Hinsicht auf eine beträchtliche Masse des Publicums mit instinctartiger Sicherheit und Kraft, steht überhaupt mit dem Zwecke seiner Schriften in der durchgreifendsten Verbindung. Ohne irgendwo mit systematischer Bestimmtheit von einem einzelnen und höchsten Grundsatz auszugehen, es müßte denn das ausschließliche Berufen auf unbedingten Glauben dafür gelten sollen, ohne auch nur im Allgemeinen die strengwissenschaftliche Methode zu suchen, ohne alles Bemühen, die daraus fließenden Schwächen und Lücken mit sophistischer Kunst decken zu wollen, weiß er jedesmal dem Gegenstande eine so bequeme, breite Mitte abzugewinnen, ihn so praktisch wichtig, so politisch fruchtbar, so ascetisch eindringend darzustellen, daß die verschiedensten Naturen durch das Eine oder Andere angezogen werden, dieser z. B. ihm die Religiosität verzeiht wegen seiner Politik, jener über die letztere hinwegsieht wegen der erstern, der eine sich gutmüthig freuet über das vermeinte Ruhekissen und den bevorstehenden ewigen Frieden der Welt und der Geister, der andere trotz des häufigsten und lautesten Widerspruches, die historische Deutung nicht ausgenommen, dennoch die Kühnheit des Unternehmens und den mächtigen Aufwand ungemeiner Kenntnisse für ein weit und tief wurzelndes Interesse, gebührend anerkennt. Da nun Herz und Kopf jetzt wieder mehr als je

nach Fragmenten, nach Partikelchen streben, so muß ein Magazin allerdings willkommen seyn, wo Nahrung auch für ganz entgegengesetzte Sinnesarten reichlich aufgehäuft ist.

Haller's Vortrag ist kunstlos, auch wohl derb, oft ungeschickt, zuweilen naiv bis zum Lächerlichen; dabei fehlt es ihm nicht an Nachdruck, Lebhaftigkeit, Fülle und einem eigenen Schwunge, besonders bei Lieblingsmaterien. Es sieht oft aus, als wolle der Verfasser gar kein Schriftsteller seyn, nur frisch von der Brust und Leber wegreden. Seine schwächste Seite bei vielen ausgezeichneten Kräften ist unverkennbar die Philosophie; denn schwerlich würde er die Leidenschaftlichkeit gegen die falsche so weit treiben, fast alles Unheil der Welt von ihr abzuleiten, könnte er sich zur Anerkennung der wahren erheben. Selbst sein Uebergang zum Katholicismus dürfte wohl mehr die Frucht praktischer, insonderheit politischer Consequenz als philosophischer Denkkraft seyn, und insofern mehr einem Schluß- als einem Grundstein gleichen. Der vierte Theil der Restauration der Staatswissenschaft, der die geistlichen Staaten zum Gegenstande hat, liefert für die voranstehende Vermuthung unumstößliche Belege. Betrachtet Haller mit auffallender Einseitigkeit die Gegenstände immer nur von hinten, unter dem einzigen Gesichtspunkt der rohesten, rechtlichen, politischen Ueberlieferung, so wollen Andere wieder Alles von vorn, von einem ersten Grund ableiten, auf welchem Wege sie unmöglich bei der Wirklichkeit ankommen können, sobald sie in ihr nicht den Wiederschein einer höhern Offenbarung verehren. Diese Einseitigkeit verhält sich zu den ersten, wie ein Pol zum andern. Die parteiden Liebhaber entscheiden sich für die Hemisphäre, die sie gerade bewohnen. Die ganzen Denker behaupten gegen beide Parteien, daß da, wo die Kraft der Ideen siegreich waltet, jede Entzweiung, folglich auch die zwischen Vernunft und Wirklichkeit verschwinden müsse. Zwischen den beiden angegebenen Extremen liegt für das ungebundene Herumschweifen eine weite Mitte, das heimathliche Feldlager der kämpfenden Journalistik. Diesen Kosakenkrieg treibe wer Lust hat.

Die folgenden beiden Geschichtswerke mögen zusammen genannt werden, da sie unverkennbar ein und derselbe Recensent besprochen hat. Das erste: Oesterreich unter Herzog Rudolph dem IV. — von Franz Kurz, reg. Chorherr und Pfarrer zu St. Florian. Linz, bei Cajetan Haslinger 1821. — Das zweite: Tyrol unter Friedrich von Oesterreich, von Clemens Wenceslaus, Grafen und Herrn zu Brandis u. s. w.

Wer mag der ungenannte Recensent seyn? Kein anderer als der Freiherr von Hormayr. Wenn er auch zuweilen Incognito reisen möchte, so verräth ihn doch immer und überall der Staub des Trosses, das Rasseln des bepackten Wagens, das Trompeten eigends aufgestellter Wachposten. Wie der Vogel Strauß, so glaubt auch der Herr Baron verborgen zu seyn, sobald er den Kopf in einen Strauch steckt. Schon die Schwungfedern der hochbeinigen Interpunction (!! — !? — !!!) melden seine Nähe. So oft hat er nun schon sein gutes Gedächtniß ausposaunt und ausposaunen lassen — er führt lustig und treffend genug für seine historiographische Kunst ein Posthorn im Wappen; wie sein Taschenbuch für die vaterländische Geschichte auch wieder postillonsmäßig bekannt macht — und doch vergißt er bei jeder neuen Zeile, was die vorhergehende enthält. Das Bauen der Pyramide von der Spitze her; der rothe Faden, der angeblich durch seine historiographischen Werke läuft, wie durch die englische Marine, obendrein als Bild Göthe's Wahlverwandtschaften entwendet; die Hudelei mit den Medicern und ihrem Zeitalter, auch bei unpassenden Gelegenheiten; der Kaiser Maximilian, der Pförtner des Mittelalters, auf der Martinswand, nicht anders als habe er sein ganzes Leben auf ihr zugebracht; das Luftgespinnst von der sogenannten Vermählung der vaterländischen Kunst und Historie, die kaum geboren, vielweniger heirathsfähig sind; das Pochen auf Verbreitung urkundlicher Schätze, die der Historiograph nicht verarbeitet, nicht verschmelzen, sondern nur angebohrt hat, in der Manier der Motten; das Umherwerfen mit den österreichischen Abteien, mit Bessel, Fröhlich und den beiden Pezen, mit der Preisfrage des Durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, dessen gründlicher und allgemeiner Ruf jedes Hurrahrufen überflüssig macht; das Aufzählen der opuscula omnia, auch die künftigen mit eingeschlossen, nicht nur im Verkehr der Journalistik, nein, sogar in der Zueignung eines ganz verfehlten Buches an einen so fein fühlenden und erleuchteten Staatsmann, wie Fürst Metternich, dem der Stickstoff des gelegentlich dargebrachten Weihrauches unfehlbar den Athem versetzt hat; das Declamiren gegen die josephinische Periode in der plumpsten Absichtlichkeit ohne alle tiefere, freimuthige, vermittelnde Charakteristik ihres Geistes, Ursprunges, Einflusses und des großen, ewig geliebten Kaisers, dessen Fehlgriffe der Zeit anheimfallen, während sein schönster Ruhm ihm allein gehört: diese und hundert ähnliche Schemen, denn mit Gedanken haben sie nichts gemein, dazu noch ungerechnet die abentheuerlichen Findlinge von Wörtern, wie verknöchert, verholzt, wahrscheinlich auch bald verkohlt, verglast: welcher Leser von Geist und Empfindung erkennt nicht in so einem immer wiederkehrten, ekelhaft zudringliches Schellengeläute für das Zwicken historischer Marktschreierei?

Die beiden vorliegenden Recensionen bezeichnen ihren Verfasser noch durch eine besondere, schlecht versteckte Tendenz. Hormayr heißt Historiograph des Reiches und Hauses von Oesterreich, aber Kurz ist es. Das Publicum hat sich längst an solche literärische Verwechslungen gewöhnt. Obnehin ruht auf der Geschichte als einem Gemeinsame kein Segen. Selbst der unsterbliche Johannes Müller hat als preußischer Historiograph keine Früchte getragen. Hormayr geht zwar recht eigentlich als Historiograph zu Hofe, setzt aber doch nur faules Obst auf die Tafel, wie z. B. seine Geschichte der letzten Zeit. Der Recensent dieses Buches hat im Hermes viel Treffendes dagegen erinnert, nur erweist er dem Verfasser zu viel Ehre, wenn er denselben für einen aristokratischen oder ultramonarchischen Schriftsteller hält. Hormayr kann so wenig einer Partei dienen, wie gern er auch möchte, daß er aus Mangel an Haltung selbst den Boden nicht berührt, in welchem er zu wurzeln wähnt. Es wäre ein Hauptscherz, wenn irgend ein Recensent einmal den löwenherzigen Ultra spielen wollte, um unsern Historiographen in dem Netze der eigenen Widersprüche und so indirecte in der Fuchsgrube des Liberalismus zu fangen. Gegen viele bisherige Angriffe kann er seine Blöße noch immer scheinbar mit dem Mantel der sogenannten guten Grundsätze decken. Die neuerlich und schon öfter pomphaft angekündigte Geschichte der Stadt Wien wird nach den ausgesprochenen Grundsätzen und mitgetheilten Proben gleichfalls das wahre Maß und Ziel verfehlen. Auch hier soll wieder das Surrogat des Maulpatriotismus den Kern einer edlen Darstellung ersetzen. Von dem Taschenbuche für die vaterländische Geschichte später ein Wort. Schon lange lastet auf dem Historiographen die Schilderung des freiwillig gewählten und mehrmals versprochenen Zeitalters Maximilian's und Karl's des V. Wenn ich nicht irre, hat er diese Arbeit mit einem Ausdruck von Johannes Müller das Werk seines Lebens, am Ende auch seiner Liebe genannt. Bei keinem andern Unternehmen kommt ihm so Vieles und Großes günstig entgegen, auch möchte er auf diesem Felde noch am ersten etwas Besseres leisten, obschon keine pragmatische, unparteiische, schöne Darstellung zu hoffen ist, die auch tüchtigeren Geschichtschreibern schwer fallen dürfte; nichts desto weniger harrt dieses Kind der feurigen, romantischen Ritterliebe noch immer in tartarischer Finsternis, wie in einem rings verschlossenen Burgverließ, dem Licht der Oeffentlichkeit entgegen. Diese Bemerkungen können und sollen Hormayr's entschiedene Verdienste um mehreres Einzelne keineswegs in den Schatten

stellen. Wenn auch seine Kenntniß der Geschichte das freie Alterthum nur mangelhaft umfaßt, ohne den Geist und die Tiefe eines Niebuhr, Ottfried Müller und Anderer, wenn selbst sein Studium sichtbar nur einzelne Theile der österreichischen Monarchie mit besonderer Vorliebe oder Begünstigung durchdrungen hat und das gleichmäßig durchforschte Ganze ihm noch fern steht: so behauptet dennoch das gesammte Aggregat seiner historischen Besitzthümer unbestreitbar den Werth eines reichen Magazins, sollte auch das Chaos desselben zuweilen an eine vollgestopfte Rumpelkammer erinnern. Da er das schmetternde Posthorn des freiherrlichen Wappens und den knarrenden Kiel verschiedener Leibtrabanten in den Blättern des Aus- und Inlandes unablässig für die Verbreitung seines Ruhmes ansetzt, so kann hier füglich davon geschwiegen werden.

Hormayr's Urtheil über die beiden angeführten Geschichtswerke tritt nun von selbst in das rechte Licht. Kurz ist ihm in dem Studium der Quellen, soviel der Gegenstand jedesmal erfordert, vollkommen gewachsen, in regelmäßiger, fruchtbarer Thätigkeit unwidersprechlich überlegen, in anständiger Freimüthigkeit, selbst in Kirchensachen unvergleichbar, endlich auch in Klarheit, Ruhe, Einfalt des Vortrags unnachahmlich, wiewohl Provincialismen und andere Nachlässigkeiten mitunter laufen, und dem Ganzen die historische Kunst abgeht. Unter diesen Umständen war der historiographische Einfall sehr bequem, nur wieder zu handgreiflich, Kurz, den gefährlichen Nebenbuhler, des Mangels an Patriotismus gegen Rudolph IV. anzuklagen. Der Vorwurf einer Verkleinerung Rudolph's soll lächerlich genug aus dem Unverdienst seines Gegners Kaiser Karl's IV. bewiesen werden. Lernt denn ein Lahmer deshalb gehen, weil er mit einem Blinden streitet? Hat übrigens Kurz Rudolph IV. wirklich verkleinert, so hat dafür Hormayr die Habsburger, allerdings ein sehr edles, aber doch auch vom Weibe geborenes Geschlecht, überall so unverhältnißmäßig erhoben, daß sein unbedingtes Lob weit weniger gilt als gründlicher Tadel.

Der Verfasser des vierten Artikels: Tyrol unter Friedrich von Oesterreich ist erstlich ein Tyroler, zweitens ein Graf, drittens ein Anfänger in der Geschichtschreibung. Aus diesen drei Vorzügen hat Hormayr einen vierten heraus gefunden, den er auf das Buch überträgt, welches allerdings eine fleißige, wohlgemeinte Arbeit ist. Freilich gleicht das Ganze eher einem Urkundenschatze ohne Text, als einem Text mit Urkunden, so sehr verschlingen die letzten den ersten. Hormayr hat in seiner Geschichte von Tyrol das beste Beispiel der Archivplünderei, des neuen gelehrten Vandalismus gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Shakspeare's Macbeth.

(Beschluß aus No. 176.)

§. 23.

Der Pförtner, welcher in der Nacht, wo Duncan gemordet wurde, das Schloß bewachte, hat gar manchem Kritiker sehr mißfallen und ist von allen Bearbeitern in Ungnade entlassen worden. Wir wollen zuvörderst die Bemerkung machen, daß Shakspeare sehr häufig den Personen aus den sogenannten niederen Ständen, welche er in seinen Dramen aufführt, eine gute Portion von derbem Witz und munterer Laune leiht, während nicht selten seine vornehmen Personen steif und trübe erscheinen. Abgerechnet, daß hier die Erfahrung völlig auf seiner Seite ist, da allerdings der Kreis, in welchem sich der Witz bewegt, in jenen sogenannten niedern Ständen größer seyn muß, scheint der Dichter auch mit besonderer Liebe den armen Leuten, die so manches entbehren müssen, jenen Ersatz zu gewähren. Nicht selten aber läßt er ihren Witz sich selbst überspringen und mit Wohlbehagen sich an anstandwidrigen Gegenständen ergötzen, wobei abermals die Erfahrung gänzlich für ihn spricht. Dieser Pförtner z. B. ist ein derber, zum Trunk geneigter, wohlgenährter Spaßvogel, wie es scheint ein wenig verwöhnt, und durch einen bequemen Halb-Müssiggang zu einer gewissen Gattung von Witz verführt, die freilich an sich nicht zu billigen ist, ihm aber doch — die Zeit vertreibt. Er gehört zu den Menschen, die wohl wissen, daß theils ihre Unbedeutenheit, theils ihr komisches Wesen sie vor den Zorn der Mächtigen schützt. Darum läßt er auch die Lords, welche den gemordeten König — wecken wollen, erst ein wenig klopfen, denn in dem gelinden Rausche, in welchem er sich befindet, gefällt es ihm, erst noch für sich selbst einige Späße zu beendigen und als er endlich öffnet, gelingt es ihm nicht nur den Unwillen der Eintretenden leicht zu beschwichtigen, sondern er veranlaßt auch noch den einen der vornehmen Männer in seine halbschierigen Späße einzugehen. Die Wahrheit dieser ganzen Scene wird noch durch den Umstand erhöht, daß ja für den Pförtner eine wahre Freudenzeit vorhanden war. Sein Gebieter Macbeth ist mit Ehrenstellen und Gütern überhäuft worden, und genießt jetzt die Ehre seinen König zu bewirthen, so wie er (der Pförtner) den König zu bewachen. Er freut sich über das alles, meint aber doch, — wie ja die Grafen Terzky und Illo im Wallenstein auch zu glauben scheinen, — wahrhaft freuen könne man sich nur bei der Flasche. So hat er zwei Drittheile der Nacht beim Weine zugebracht, um das dritte Drittel mit Witz nach seiner Weise auszufüllen.

§. 24.

Aber ist diese Wahrheit auch eine poetische? Ich denke ja; denn, um es nur mit einem Worte heraus zu sagen, nur das Wirkliche, das heißt: das Gemachte ist unpoetisch; die Wahrheit ist jeder Gattung von Poesie nothwendig, indem etwas in sich selbst Unwahres nie poetisch seyn kann. Erwägen wir ferner den Umstand: drinnen im Schloß wird von den Besitzern desselben der gnadenreiche König gemordet, und der Hüter der Burg ist ein lustig betrunkener Taugenichts, der natürlich von allen den Gräueln die im Innern des Hauses vorgehen nichts weiß und eben deshalb vollkommen Ursach zu haben glaubt, lustig zu seyn. Um deswillen können wir auch keinen eigentlichen Widerwillen gegen ihn empfinden, sein Amt ist nur zu wachen; dieses erfüllt er und vertreibt sich den Schlaf durch ungrazibsen Witz, denn anmuthigen und feinen hat er nicht und kann ihn auch nicht auftreiben. Doch — möchte er auch schlafen, was würde er geschadet haben? und im Gegentheil möchte selbst die ganze Leibwache des Königs vor dem Schlosse gewacht haben, was hätte es geholfen? Die Mörder, die unbekannten, unenthüllbaren, sind ja im Schlosse, und kein Seufzer des Sterbenden dringt aus dem innern Gemache durch die festen Mauern hindurch.

Unser Schiller hat den ganzen Shakspearischen Pförtner vom Scheitel bis zur Ferse getilgt, und statt dessen einen völlig neuen geschaffen. Dieser Neuangestellte ist ein gar wackerer frommer Mann, der ein Morgenlied singt, dessen edle Sinnigkeit es werth machte in die besten Gesangbücher aufgenommen zu werden. Es ist gar löblich von dem Mann, daß er sich in dem Lied nicht stören läßt, denn

> Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis
> 'S ist kein Geschäft so eilig als das Beten.

Auch der Scherz, den er späterhin gegen die eintretenden Lords wendet, daß er diese Nacht ganz Schottland bewacht habe, ist wohl anständig und loyal, so wie der ganze Mann. Aber wie kommt dieser Prediger in der Wüste hieher? Paßt er zu dem ganzen Organismus des Stückes? Scheint es nicht, als wolle bereits er die Beruhigung gewähren, welche erst die ganze Idee des Stückes zu geben vermag? und könnte man nicht fast sagen, es sey ein wenig verlaut

von ihm, daß er es wolle. Es ist möglich, daß man diesen Pförtner vortrefflich finden würde, wenn man Shakspeare nicht kennt; haben wir aber diesen erkannt wie er das — Columbus-Ei zu stellen weiß, so, glaube ich, wird uns die Wahl nicht schwer werden. Ich spreche deshalb meine Ueberzeugung für den Shakspearischen Pförtner unumwunden aus, gebe sie aber natürlich nur als eine individuelle aus, und verspreche im Voraus die größte Aufmerksamkeit für die Gegengründe, die etwa vorgebracht werden möchten.

§. 25.

Endlich die Hexen. — Man kann es ihnen wohl gönnen, daß sie durch manche seltsame Urtheile hindurch gegangen sind, denn sie haben leider ein so zähes und bestimmtes Leben, daß sie in allen Prüfungen wie Salamander bestanden. Die englischen Kritiker haben von ihnen Gelegenheit genommen, ihre Kenntnisse von den magischen Wissenschaften und sämmtlichem Aberglauben der Vorzeit zu zeigen, wobei sich das Glück der erleuchteten Gegenwart preisen ließ. Sie sind ferner gütig genug gewesen, den Dichter mit in diesen Kreis des zu Preisenden einzuschließen, und haben ihn als einen klugen Mann ausgerufen, der allen Aberglauben seiner Zeit nicht blos gekannt, sondern auch für seine poetischen, philosophischen und bürgerlichen Zwecke zu benutzen gewußt hat. — (Auch „bürgerliche," denn Shakspeare ist für manchen Kritiker nebenbei ein feiner Schmeichler, der des Königs Jakob Abstammung von Banquo wohl benutzte, und den dreifachen Scepter nicht vergaß, der in Jakob's sonst etwas welke Hände gefallen war.) — Einige deutsche Beurtheiler haben sich zwar sehr gefreut, daß Shakspeare hier durch die Hexen das Schicksal gleichsam sichtbar auf das Theater gebracht habe; aber mit der Zeichnung selbst sind sie gar nicht zufrieden gewesen. Dieser ganze Hexenchor war ihnen lange nicht — erhaben genug, denn erhaben sollten sie nun einmal seyn, erhaben und nichts als erhaben. So sollte, meinten sie, wenigstens Hecate sich vernehmen lassen. aber auch diese spricht hier fast so gemein als ihre Schwestern oder Töchter, denn sie ist hier nichts weiter als eine Hexen-Altfrau. Bekanntlich war selbst ein höchst vortrefflicher Denker und ausgezeichneter Dichter dieser Meinung nicht ganz abhold, weshalb er auch in seiner Bearbeitung des Stücks diese Hexen auf eine höhere Stufe zu heben versucht hat. Sie bekleiden bei ihm, wie bekannt, fast die Stelle der Parzen, oder, wenn man lieber will, wahrsagender Zauberinnen, welche betrügen wollen und auch nicht betrügen wollen; sie sind mit ihrem Charakter gewissermaßen selbst nicht im Reinen, denn sie zeigen sich bald ziemlich gemein, bald versuchen sie einige Erhabenheit, und lassen wohl gar moralische Sprüche ertönen. Bei der Vornehmheit, zu der sie zuweilen den Anlauf nehmen, muß man sich billig wundern, wie sie doch auch wieder sich so gut — obwohl bei weitem nicht so gut, wie bei Shakspeare selbst, — auf die höllische Kochkunst verstehen und den Kessel mit so fatalen Dingen wie Froschzehen, Otterzungen, Eidechspfoten, Ziegengall u. s. w. füllen mögen, um eine echte Hexenbrühe daraus zu machen. Da sie nun wirklich selbst nicht recht wissen, was sie sind und wollen, so weiß es natürlich der Leser und Zuschauer auch nicht, ja er geräth in Versuchung zu glauben, sie seyen sowohl dem Helden als ihm zum Possen aufgestellt, weshalb wir uns wohl an Shakspeare selbst wenden müssen, um zu erfahren, was er eigentlich gemeint habe. Das, dünkt mich, ist gar nicht schwer zu erkennen. Wenn der Teufel, als das Princip des Bösen, nichts weiter ist als ein sich stets wiederholtes unseliges Nein zu allem was positiv wahr gut und ewig ist, so ist auch nothwendig alles Böse innerlich hohl, häßlich, garstig, ja ekelhaft. Ein erhabener Teufel (obwohl Klopstock und Milton ihn so zu schildern versucht haben) ist ein Widerspruch im Beiwort; aber einen unendlich witzigen, ungläubigen und alles Positive verneinenden Teufel gibt es allerdings und zwar einen solchen wie ihn uns Göthe geschildert hat, und wie er überall in den sündhaften Charakteren, wie sie uns Shakspeare aufstellt, sichtbar waltet. Eine erhabene Hexe ist vollends ein Verstoß gegen alle Wahrheit, und wird wider Willen des Dichters der eine solche Mischung wagte, nothwendig lächerlich werden müssen. Die widrig häßlichen Hexen Shakspeare's sind aber durchaus nicht lächerlich, sondern wahrhaft furchtbar, denn sie zeigen gar argen Verstand, und wissen, wenn es darauf ankömmt, auch gar wohl mit erhabenen Redensarten umzugehen, da sie wissen, daß nur durch solche auf Macbeth's Gemüth mit Erfolg zu wirken ist.

§. 26.

Zum Schluß die Frage: Wie sollte wohl Macbeth am besten für die Bühne bearbeitet werden? Am besten ohne Zweifel gar nicht, sondern treu übersetzt, wie wir denn bereits eine solche Uebersetzung im J. 1810 von Heinrich Voß erhalten haben, die in den meisten Parthien als gelungen betrachtet werden darf, obwohl in der Farbe der Sprache, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch manches zu bessern seyn möchte. Da aber nun einmal ein großer Theil des Publicums noch nicht dahin gediehen ist, den ganzen Shakspeare in seiner Unverletztheit zu genießen, so wäre doch auf Mittel zu denken, wie man ihn „so wenig beraubt als möglich" dem Publicum übergeben möchte, da hier mit bloßem Seufzen über den Eigensinn eines Theiles der Menge nichts geschafft und geholfen wird. Es gebe sich nur eine Bearbeitung nie für mehr aus, als für einen Nothbehelf, der hoffentlich nach dreißig oder vierzig Jahren gänzlich überflüssig ist, sey sie nur so bescheiden als irgend möglich, und wir wollen sie als guten Nothbehelf anerkennen. Nur rühre man ja (eine Warnung, die schon W. A. Schlegel gab) nichts Wesentliches an, denn sonst fällt augenblicklich das ganze Werk. Wir könnten hier mit der Erzählung von solchen mißlungenen Versuchen ganze Blätter füllen, aber es sey genug an Einer Notiz. Bürger, unser trefflicher, wahrhafter Dichter Bürger hat, trotz der tiefen und freudigen Verehrung für Shakspeare, in seiner Bearbeitung des Macbeth den ungeheuren Mißgriff begangen, den gnadenreichen König gar nicht erscheinen zu lassen. Er macht seine ganze Dankbarkeit in einem Briefe an Macbeth ab, und wir erfahren blos späterhin, daß er sich in Macbeth's Schlosse als Gast befindet u. s. w. Um Bürgern schnell zu vergeben, da ja seine Bearbeitung ohnehin fast vergessen ist, wollen wir uns erinnern, daß er die Hexenscenen (trotz einzelner Seltsamkeiten und trotz des allerdings niedersächsischen „Zauberpottes") doch im Ganzen vortrefflich übersetzt habe, wozu es eines Talentes bedurfte, das in der damaligen Zeit ihm ganz allein gehörte.

Der Bearbeiter des Macbeth hat es eigentlich sehr leicht. Er tilge — ich sage es mit Seufzen, daß er es wohl wird müssen — die Lady Macduff sammt ihrem Kinde, aber es ist zu wünschen, daß er öffentlich in den gelesensten Blättern seinen Schmerz ausspreche, daß er also habe verfahren müssen, damit ja niemand glaube, er bilde sich ein, Shakspearen verbessert zu haben, er hemme den Pförtner ein wenig in der gänzlichen Ungenirtheit, zu welcher dieser unmäßig behagliche, müssiggängerische Mann hinneigt, komme ihm aber nicht zu sehr an das Leben, und meine ja nicht, daß, wenn er ihn nun gehemmt, er, der Bearbeiter, zarter empfinde als Shakspeare, worüber er vielleicht gleichfalls in guten Intelligenzblättern sich erklären könnte, um jedes Mißverständniß unmöglich zu machen. Hat er dann noch einige Grellheiten im Originalausdruck ein wenig gemildert, so ist sein ziemlich trauriges Geschäft geendigt, und er tröste dann sich und andere durch die Wiederholung des Gedankens, daß nach dreißig oder vierzig Jahren alle dergleichen Bearbeitungen nicht mehr werden nöthig seyn.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 180.

6. August 1822.

Stimme aus Nordamerica über deutsche Kritik.

Während der große Umschwung, welchen das Studium der Literatur und Kunst anderer Zeiten und Völker in ihrem ganzen Umfange durch deutsche Kritik erlangt hat, von den meisten Völkern Europas aus Mangel an universellem Sinne und aus Eitelkeit noch großentheils verkannt wird, tönt von jenseits des atlantischen Weltmeers eine Stimme herüber, von der die Leser urtheilen mögen, ob wir Ursache haben, mit der Ansicht, welche sie über das ausspricht, was die Deutschen neuerer Zeit in der alten Literatur geleistet, zufrieden zu seyn. Es heißt in dem vor uns liegenden Aprilstücke des zu Boston erscheinenden North American Review von diesem Jahre in einer Kritik des Mitchellschen Aristophanes:

„Der Schluß des verflossenen Jahrhunderts war in Deutschland im Studium der alten Literatur durch zwei Dinge ausgezeichnet, welche ihrer Natur nach scheinbar nicht zusammenhängend, ja einander entgegengesetzt, doch oft von demselben Individuum zu einem hohen Grade von Trefflichkeit gebracht wurden — wir meinen einerseits das auf Kleinigkeiten gerichtete, grammatische Wortstudium der alten Ueberbleibsel, welches mit der peinlich genauen Schule der holländischen Philologie wetteifert, wo nicht sie übertrifft; auf der andern Seite den im hohen Grade scharfen, philosophischen Sinn, der in den innersten Charakter der alten Literatur eindringt und die Beschaffenheit ihrer Denkmäler mit einer vorher nie erreichten Strenge prüft. Von allen vorhergegangenen Kritikern hat Bentley allein einen Vorschmack dieser bewunderungswürdigen Vereinigung von Gelehrsamkeit niederer Art und erhabener Kritik gegeben, Bentley, dem doch volle Gerechtigkeit erst von der Nachwelt widerfuhr. Aber obschon er gewiß in einem sehr hohen Grade diese Vereinigung von genauer Wortgelehrsamkeit mit einem umfassenden philosophischen Geiste besaß, welche nie übertroffen worden ist, so starb sie doch mit ihm. Sie lebte in der holländischen Schule nicht wahrhaft auf, so berühmt diese auch in ihren drei Gelehrten-Geschlechtern, die durch Hemsterhuis, Ruhnken und Wyttenbach bezeichnet sind, geworden ist. Aber in Deutschland fand in der letzten Zeit des verflossenen Jahrhunderts eine völlige Reform im Studium des Alterthums und seiner Monumente statt. Und weil der Grund durch ein höchst genaues grammatisches Studium gelegt war, so wurde auch das Gebäude in dem unternehmendsten, kühnsten und erhabensten Geiste der Kritik aufgeführt. Von da jene Discussionen über die Authenticität des Homer, welche der halben philologischen Scienz eine so originelle Richtung gegeben; von da jene feinen Untersuchungen über alte Philosophie, jenes bewunderungswürdige Licht, welches die Denkmäler der alten Literatur und Kunst auf jede andere werfen, und von da endlich jene außerordentliche Genauigkeit und bestimmte Unterscheidung, mit welcher die Eigenthümlichkeiten der einzelnen alten Schriftsteller bestimmt worden sind, welche, wir hoffen für immer, Platz gewonnen hat gegen jenen schlaffen und unbestimmten Ton pedantischer Bewunderung, welcher alte Schriftsteller von allen Zeiten und Charakteren auf dieselbe Stufe stellte und fast mit denselben Worten pries."

Woher diese erfreuliche Anerkennung deutschen Verdienstes in einem fernen Welttheile? Wir müßten mit der Persönlichkeit des nordamerikanischen Kritikers bekannt seyn, um diese Frage vollständig beantworten zu können. Das aber dürfen wir behaupten, daß der Stammverwandtschaft ein Antheil an diesem umfassenden Urtheile zuzuschreiben ist. Der Stammverwandtschaft, sagen wir, denn was sind die Nordamericaner, der Abstammung wie der Bildung nach, anders als Engländer? Bei den Engländern aber möchten wir jedes Eingehen in deutsche Gesinnungen und Ansichten in ihrem Antheile an germanischer Bildung suchen, wie jedes Misverständniß des deutschen Wesens in dem vorherrschenden neulateinischen Elemente.

Wir können bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken. Die politische Entgegenstellung des nordamericanischen Freistaats und Englands macht, daß die Nordamericaner in keiner Rücksicht mehr Engländer seyn und heißen wollen, sondern Americaner. Dies sollte nicht so seyn. Die alten Griechen wollten überall Griechen seyn, und waren auf diese Abstammung, im Gegensatze der barbarischen, überall stolz, wo sie sich auch befinden mochten; in Cyrene und Massilia, wie im eigentlichen Hellas waren sie es auf gleiche Weise, und dort wollen sie, obschon aller politische Zusammenhang mit dem Mutterlande aufgehoben war, darum nicht für Africaner und Gallier gelten, was sie für eine große Entwürdigung gehalten hätten. Darum ist es auch nie einem Alten eingefallen, die Literatur nach Geburts- und Aufenthaltsörtern trennen zu wollen. Klima und Boden haben, wie die Stamm-

Ludwigsluſt, Johann Friedr. v. d. Wenſow, k. preuß. Major und Adjutant bei dem Generalcommando des 3. Armeecorps, Ritter des eiſernen Kreuzes, Inhaber des Verdienſtkreuzes für Kriegsverdienſte, des Ehrenkreuzes für Theilnehmer an dem Feldzuge 1813 und 1814 und des Ehrenkreuzes für Theilnehmer an dem Feldzuge 1815, Ritter des k. ſächſiſchen Militär-St. Heinrichs-Ordens, des k. ſächſiſchen Civil-Verdienſtordens, des k. baierſchen Militär-Max-Joſeph-Ordens, des k. baierſchen Ludwigs-Ordens, des k. würtembergiſchen Militär-Verdienſtordens, des k. hannöverſchen Guelphen-Ordens, des k. ſächſiſchen Ernſtiniſchen Hausordens, des k. ſächſiſchen Albrechts-Ordens, des k. ſächſiſchen Civil-Verdienſtordens, des k. ſächſiſchen Militär-St. Johanniter-Ordens, des k. ſächſiſchen Militär-Verdienſtordens, des k. ſächſiſchen Militär-St. Heinrichs

in Anſpruch nimmt, deren ſelbſt verſchuldete Leiden höchſtens bedauernde Nachſicht verdienen.

Der Vf. der Notizen zu der neueſten Ausgabe der Werke der Fr. v. Staël ſagt: „Corinna ſey das Ideal der verſtorbenen Verfaſſerin geweſen, Delphine aber ihr eigenes Bild in ihrer Jugend.“ Glauben wir lieber, zum Ruhme der Hingeſchiedenen, daß dieſe der moraliſchen Grundlage ſo ſehr entbehrende Delphine nichts war, als eine Verirrung des Geiſtes der jugendlichen Schriftſtellerin. Jedenfalls wird die Todte dadurch mehr geehrt.

Die Corinna anlangend, ſo trotzt dieſe zwar auch, wie die vorigen, der Sitte, aber ſie achtet doch die Pflicht noch. Auch ſie fällt, ein Opfer ihrer Liebe, jedoch erſt nachdem ſie dieſe Liebe ſelbſt zum Opfer ihres Ruhmes gebracht hat, und ſo iſt dies zwar eine nicht vom Glück gekrönte, aber auch nicht verbrecheriſche Leidenſchaft. Corinna hatte ihrem Vaterlande und ihren Verwandten entſagt, um ſich ganz dem Dienſte der Muſen zu weihen, deren Hauch ihre Bruſt belebte, und der Ehrgeiz der Künſtlerin hatte ſchon ihr Herz erfüllt, als die Liebe es zum Erſtenmale berührte.

Dennoch und obſchon Fr. v. St. mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Kunſt das Bild der Liebe in Corinna's und in Oswald's Seele ausmalt, muß man doch geſtehen, daß das Ganze eine gewiſſe Unbefriedigtheit, eine Gefühlsermüdung gewährt, die, hervorgerufen beſonders mit durch Oswald's Unentſchloſſenheit, ſelbſt nicht immer durch die glänzenden Schilderungen der örtlichen Umgebung der Helden verſcheucht wird. Als Roman betrachtet, genügt Corinna nicht ganz weder dem Herzen noch den Empfindungen, und eben ſo wenig befriedigt das Buch als Beſchreibung Italiens. Am mehrſten ſpricht es noch, unter den Geſichtspunct der Kunſt dargeſtellt und der poetiſchen Begeiſterung an. Verſchiedene von Corinna's Geſängen haben den ganzen Reiz der auſoniſchen Muſe, und oft erſcheint die junge, ſchöne, gefühlvolle Sängerin, Improviſatrice, Malerin und Tonkünſtlerin, deren äußere und innere Vorzüge alles feſſeln, was ſich ihr naht, in einem ſo wahrhaft verführeriſchen, hinreißenden Lichte, daß es ſelbſt dem ſtrengſten Moraliſten ſchwer werden wird, an der anmuthigen Erſcheinung dieſes liebenswürdigen Weſens etwas zu tadeln. Rüge verdient es aber allerdings, daß auch in dieſem Werke die Franzöſin Fr. v. St. es ſich angelegen ſeyn läßt, ihre eigenen Landsleute, gegen welche ſie ſo gern und ſo häufig in Declamationen inniger Anhänglichkeit ausbricht, durch ein paar Carricaturen herabzuſetzen, deren Urbilder ſich allerdings in Frankreich finden mögen, aber wahrlich auch da nicht allein. Seltſam iſt es in der That und faſt betrübend dazu, daß die Romandichter in der Regel die Inconſequenz begehen, die Charaktere ihrer Gebilde nach Ländern zu claſſificiren, gleich als wäre das Eine oder das Andere ausſchließender Sitz der Tugend oder des Laſters, der Geſcheutheit oder Abgeſchmacktheit. Jedermann weiß aber, daß dem keineswegs ſo iſt, und daß, bis auf wenige nationale, hierauf aber gar keinen Bezug habende Züge, in allen von der Civiliſation berührten Ländern die Menſchen in Betreff ihrer guten wie böſen Eigenſchaften ſich ſo gleich ſind, wie ſie es jetzt in ihrer Tracht ſind. [??]

Die edeln, großmüthigen Charaktere ausſchließend aus England kommen zu laſſen, iſt fürwahr eine eben ſo große Lächerlichkeit, wo nicht ungerechte Eingenommenheit, als die Sitte, die intriganten Böſewichter ſtets zu Italienern, die Fats zu Franzoſen und die biederben Perſonen zu Deutſchen zu machen. Geſchichte und Erfahrung ſollten doch wohl endlich, namentlich in unſern Tagen, wo ſeit faſt einem Menſchenalter die Nationen Europas durch den Gang der Ereigniſſe, mehr wie ſonſt je, durch einander gewürfelt wurden, es gelehrt haben, daß England weder der alleinige Sitz großmüthiger und edelherziger Weſen, noch die andern Länder der von Thoren, Gecken, Böſewichtern und unbeholfenen Rechtlichkeitsperſonen ſind, und daß, wenn man eine oder die andere Figur dieſer Art braucht, man nicht erſt nöthig hat ſie übers Meer oder die Alpen kommen zu laſſen, indem Muſterbilder zu all dieſen Charakteren, Gott ſey Dank und zugleich auch, Gott ſey's geklagt! in jeder Heimath ſich finden. Befangenheit iſt es aber jedenfalls, wo nicht noch verwerflichere Ungerechtigkeit, wenn ein Dichter (wie Fr. v. Staël z. B. gerade in der Corinna thut) ſeine ihm vielleicht zum ganzen Gebilde nöthigen Contraſte auf dieſe Art aus entfernten Ländern zuſammenſchleppt und ſo, indem er mit beſonderer Vorliebe die Individuen einer Nation über die der Andern erhebt, der ganzen Nation gleichſam einen Stempel von Erhabenheit oder Erbärmlichkeit, wo nicht Schlechtigkeit, aufdrückt, der keine Begründung in der Wahrheit hat. Alle Portraite der Nationalität, welche Fr. v. St. aber in der Corinna, ſo wie in mehreren anderen ihrer Schriften aufſtellt, ſind in dieſer Hinſicht falſch, und Corinna iſt ſo wenig eine Repräſentantin der Italienerinnen, wie es Lord Nelvil und ſeine Gattin, der Engländer oder d'Erfeuil und Frau Arbigny der Franzoſen ſind, obſchon dieſe ſämtlichen Perſonen nach der Verf. Abſicht es ſeyn ſollen. Um den Charakter eines Volkes im Ganzen kennen zu lernen und ihn gerecht gegen den einer, oder mehrerer andern Nationen zu würdigen, gehört ein tieferes und ernſteres Studium dazu, als die Bekanntſchaft mit einzelnen Individuen oder das gewöhnliche Durchreiſen eines Landes, wo man in der Regel nichts kennen lernt als Wirthe, Poſtilione, Acciſsbediente und einige Familien, denen man eben empfohlen iſt, oder welche einem ſonſt der Zufall in den Weg führt, und ganze Nationen, d. h. Millionen von höchſt verſchiedenartigen einzelnen Perſonen, in dem Bilde Eines, oder ein Paar Einzelner ſo auszuprägen, daß man dieſe Einzelnen dann als Charaktergemälde des Ganzen hinſtellt, iſt meiſtens unendlich ſchwer (indem es eine Unbefangenheit und Unparteilichkeit erfordert, die vielleicht kaum in eines Menſchen Bruſt lebt), wo nicht ganz unſtatthaft.

40.

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und ſeine Nachfolger.

(Fortſetzung aus No. 175.)

Ganz unläugbar übertrifft Dürer an Mannichfaltigkeit der Charaktere, und ſelbſt hinſichtlich der techniſchen Behandlung ſeiner geſtochenen Blätter, ſeinen Zeitgenoſſen Lucas van Leyden, obwohl Bartſch entgegengeſetzter Meinung iſt. Dürer iſt wohl der erſte, welcher mit einer zarten und ſorgfältigen Behandlung des Kupferſtichs eine maleriſche Wirkung trefflich zu verbinden verſtand; Raimondi iſt edler im Styl, aber bei weitem rauher in der Ausführung ſeiner geſtochenen Blätter als Dürer, und ſo können wir mit Fug und Recht unſern Dürer als den vorzüglichſten, kunſtreichſten Kupferſtecher ſeiner Zeit rühmen, da er im Techniſchen nicht nur Martin Schön und die Meckenen, ſondern auch Raimondi und Leyden übertraf. Lucas van Leyden, deſſen Leben einem trüben Tage gleicht, und deſſen Biographie keinen heitern Eindruck machen kann noch ſoll, hat die Verfaſſerin den erſten Platz im zweiten Theile ihres Werks angewieſen. Sie ſchildert, der Wahrheit treu, den arbeitſamen, ſich ſelbſt und andere hypochondriſch quälenden Lucas. Was die Verfaſſerin von einem Gemälde dieſes Meiſters, welches ſich in der Boiſſerée'ſchen Sammlung befindet, ſagt, bedarf jedoch noch einiger Prüfung. Dieſes an ſich treffliche Gemälde hat eine viel reichere Behandlung und ein wärmeres Colorit als alle andere Bilder, welche ich von dieſem Meiſter ſah, auch hat

Die Bedingung der Möglichkeit einer Welt als Ganzen ist, daß sie nicht ist. Das Nichtsein ist die Bedingung der Möglichkeit des Seins. Das Sein ist nur möglich, weil es das Nichtsein gibt. Das Nichtsein ist die Voraussetzung

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 181.

7. August 1822.

Ueber die Verurtheilung Fonk's.

Diese Angelegenheit ist höchst wichtig. Sie ward solches lange schon, nicht nur für jeden Rechtsgelehrten, sondern auch überhaupt für jeden Beobachter. Allen treuen Staatsbürgern ist eben so sehr daran gelegen, daß kein Schuldiger ungestraft bleibe, als daran, daß kein etwa Schuldloser verurtheilt werde.

Verzeihung demnach, daß über die Fonksche große Angelegenheit auch der Unterzeichnete hier Einiges zu bemerken wagt! Vielleicht ist seine, wenn auch unbedeutende Stimme nicht ganz zu überhören, da er, als Vertheidiger manches, auf den Tod Angeklagten, das öffentliche Verfahren vor den Geschwornen-Gerichten, zur Zeit des Königreichs Westphalen, von ihrem Anfang an bis zu ihrem Ende, genau kennen lernte.

Parteilos ist er durchaus. Er kennt wissentlich weder den angeklagten Fonk, noch Jemanden der Fonkschen Angehörigen, noch Irgendeinen der in die Sache Verwickelten, noch auch Einen der Vertheidiger oder Geschwornen oder Richter, weder persönlich, noch durch andere Verhältnisse. Er kennt die ganze Sache nur aus den öffentlich erschienenen Aufsätzen in Zeitungen und andern Zeitschriften sowohl, als auch aus dem zweiten Theile der, vom Angeklagten selber herausgegebenen Schrift und demjenigen Druckhefte, welches die neuste Anklage enthält, die dem Verfahren zu Trier zum Grunde liegt. Nach diesen sämmtlichen, gedruckten Stücken, nach reiflicher Prüfung der ausführlichen Anklage, hielt, gleich Andern, auch der Unterzeichnete es für unmöglich, daß Fonk nunmehr verurtheilt werden könne. Da es aber gleichwohl geschehen, folglich ein Ereigniß entstanden ist, welches von weit wichtigern Rechtsgelehrten, als von Unterzeichnetem, ebenwohl als unerklärbar angesehen wird, so müssen höchstwahrscheinlich noch andere Gründe vorhanden seyn, die den Angeklagten weit mehr belasten, als die in unserer Gegend bekannt gewordenen.

Sehr wäre mithin zu wünschen, daß baldmöglichst uns eine parteilose Schrift aus der Feder eines fähigen Trierer Zuschauers mitgetheilt würde, welche alle Verdachtgründe vollständig entwickelte, die bei der öffentlichen Verhandlung in Trier zum Vorschein gekommen sind, kraft deren wenigstens der größere Theil der Geschwornen Fonken für Cönen's Mörder hielt.

Der besorgte Deutsche, dem die Ehre seines Vaterlandes etwas gelten muß, vermag, bei aller Hochachtung, die er, wie für jeden, so auch für die Trierschen Richter und Geschwornen, gern hegen mag, bis jetzt nicht, über den schreckenvollen Gedanken hinauszukommen, es könne ein Irrthum, zu Fonk's Nachtheile, vorgefallen seyn. Welch ein Unglück wäre das! Es würde dann eine Schande für Deutschland keimen, unvertilgbarer, als die, welche aus des unschuldigen Calas Hinrichtung einst für Frankreich entstand.

Und wie nahe steht dieses Jammerereigniß vielleicht bevor! Eintreten wird es, sobald etwa das höchste Gericht zu Berlin das Fonksche Cassationsgesuch verwirft, und dann nicht vielleicht die Gnade des Königs zu Hülfe kommt.

Entsetzlich würde jener Fall seyn, grauenerregend, tödtend für den Frieden jedes Redlichen, auch des Unschuldigsten. Was Fonken beim öffentlichen Rechtsverfahren vielleicht aus Irrthum widerführe, könnte jedem Andern ebenfalls widerfahren, und beim nicht öffentlichen Verfahren natürlich noch weit eher, als bei jenem. Geschähe demnach das am grünen Holze, was sollte am dürren werden?

Möge mithin das hochachtbare Gericht zu Berlin sich bewogen finden, das Trierſche Verfahren aufzuheben, und so die neuen Verhandlungen einem andern Gericht aufzutragen! Oder möge wenigstens, wenn es bei der, jetzt Vielen noch unerklärbaren, Verurtheilung bleiben sollte, jene parteilose Feder diejenigen Stich haltenden Verdachtgründe, welche die Verdammung des Angeklagten nothwendig bewirken mußten, bereits vor der Urtheilvollziehung bekannt machen!

Ueberzeugen sie die Umstehenden, so werden diese beruhigt werden und sich der Gerechtigkeit freuen, die stets walten muß, die um so heller strahlt, je mehr Wolken der Argliſt sie verhüllen wollten. Ueberzeugt man aber sich nicht, so wird wenigstens der menschenfreundliche König durch Begnadigung dem gefürchteten größeren Unheile vorbeugen. Aber auf die eine oder auf die andere Art müssen mindestens die theilnehmenden Beobachter aus der Ferne (und ihrer sind zuverlässig eine große Zahl) beruhigt werden. Verletzung des heiligen Rechtsgefühls ist eins der größten Uebel. Ihm beugt jede Staatsverwaltung gerne vor.

Die bisher uns Entfernterwohnenden bekannten Verdachtgründe verdienen eine solche Benennung wahrlich nicht. Das Einzige, was einen Verdacht auf Fonk werfen konnte, war des Faßbinders Hamacher Behauptung, er und Fonk hätten Cönen umgebracht. Aber

Jahr 1906 ist es Herrn Dr. Hermann Graf gelungen, eine Anzahl neuer Asteroiden zu entdecken. Die Namen sind noch nicht bekannt.

Ferner hat Herr Dr. Graf 1906 die Bahn des Planeten (323) Brucia berechnet, der 1905 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war. Die Bahn des Planeten (324) Bamberga, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, hat Herr Dr. Graf ebenfalls berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (325) Heidelberga, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (326) Tamara, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (327) Columbia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (328) Gudrun, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (329) Svea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (330) Adalberta, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (331) Etheridgea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (332) Siri, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (333) Badenia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (334) Chicago, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (335) Roberta, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (336) Lacadiera, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (337) Devosa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (338) Budrosa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (339) Dorothea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (340) Eos, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (341) Calypso, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (342) Endymion, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (343) Ostara, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (344) Desiderata, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (345) Tercidina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (346) Hermentaria, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (347) Pariana, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (348) May, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (349) Dembowska, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (350) Ornamenta, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (351) Generosa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (352) Gisela, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (353) Prudentia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (354) Eleonora, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (355) Gabriella, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (356) Liguria, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (357) Ninetta, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (358) Apollonia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (359) Georgia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (360) Carlova, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (361) Bononia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (362) Havnia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (363) Padua, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (364) Isara, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (365) Corduba, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (366) Vincentina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (367) Amicitia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (368) Haidea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (369) Aeria, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (370) Modena, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (371) Bohemia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (372) Palma, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (373) Melusina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (374) Burnhamia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (375) Ursula, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (376) Geometria, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (377) Campania, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (378) Holmia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (379) Huenna, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (380) Palatia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (381) Myrrha, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (382) Dynamene, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (383) Janina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (384) Burdigala, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (385) Ilmatar, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (386) Siegena, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (387) Aquitania, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (388) Charybdis, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (389) Industria, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (390) Alma, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (391) Ingeborg, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (392) Wilhelmina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (393) Lampetia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (394) Arduina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (395) Delia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (396) Aeolia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (397) Vienna, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (398) Admete, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (399) Persephone, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (400) Ligea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (401) Ottilia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (402) Chloë, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (403) Cyane, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (404) Arsinoë, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (405) Thia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (406) Hero, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (407) Arachne, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (408) Fortuna, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (409) Aspasia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (410) Chloris, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (411) Xanthe, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (412) Elisabetha, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (413) Edburga, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (414) Liriope, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (415) Palatina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (416) Vaticana, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (417) Suevia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (418) Alemannia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (419) Aurelia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (420) Bertholda, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (421) Zahringia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (422) Berolina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (423) Diotima, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (424) Gratia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (425) Cornelia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (426) Hippo, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (427) Galene, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (428) Monachia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (429) Pauly, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (430) Kythera, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (431) Nephthys, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (432) Pythia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (433) Eros, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (434) Hungaria, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (435) Ella, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (436) Patricia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (437) Rhodia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (438) Papagena, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (439) Ohio, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (440) Theodora, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (441) Bathilde, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (442) Eichsfeldia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (443) Photographica, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (444) Gyptis, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (445) Edna, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (446) Aeternitas, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (447) Valentine, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (448) Nansenia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (449) Hamburga, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (450) Brigitta, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (451) Patientia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (452) Hibernia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (453) Tea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (454) Mathesis, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (455) Bruchsalia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (456) Abundantia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (457) Alleghenia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (458) Hercynia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (459) Signe, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (460) Scandinavia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (461) Saskia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (462) Eugenia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (463) Lola, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (464) Megaira, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (465) Alekto, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (466) Tisiphone, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (467) Laurentia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (468) Lina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (469) Argentina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (470) Kappa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (471) Papagena, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (472) Roma, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (473) Zelima, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (474) Prudentia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (475) Ligea, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (476) Hedwig, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (477) Italia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (478) Tergeste, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (479) Caprera, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (480) Hansa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (481) Emita, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (482) Petrina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (483) Seppina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (484) Pittsburgia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (485) Genua, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (486) Cornelia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (487) Venetia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (488) Kreusa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (489) Comacina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (490) Veritas, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (491) Carina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (492) Getae, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (493) Griseldis, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (494) Vilma, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (495) Eulalia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (496) Gallia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (497) Ida, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (498) Tokio, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (499) Venusia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (500) Selinus, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (501) Urhixa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (502) Sigune, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (503) Evelyn, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (504) Cora, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (505) Cava, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (506) Marion, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (507) Saturnia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (508) Princetonia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (509) Iolanda, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (510) Vesta, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (511) Davida, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (512) Taurinensis, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (513) Centesima, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (514) Armida, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (515) Athalia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (516) Amherstia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (517) Edith, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (518) Halawe, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (519) Sylvania, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (520) Franziska, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (521) Brixia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (522) Helga, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (523) Rosa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (524) Fidelio, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (525) Adelaide, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (526) Jena, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (527) Euterpe, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (528) Rheinlandia, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (529) Preciosa, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (530) Turandot, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (531) Zerlina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (532) Herculina, der 1906 von Herrn Professor Max Wolf in Heidelberg entdeckt worden war, berechnet.

Herr Dr. Graf hat 1906 die Bahn des Planeten (533) Parzival

lügenhafter Hinterbringer dazustehn. Hahnenbein mußte demnach wünschen, eine etwaige Schreiberei, welche das bewiese, zurückzubekommen; die befand sich vermuthlich in Cönen's Brieftasche. Nun aber bedenke man, daß Hahnenbein, am Abend, als Cönen verschwand, nach dem Abendessen, bei Nacht, aus dem Gasthofe mit Cönen allein wegging, daß Cönen in das Gasthaus, wo er wohnte, nicht zurückkam, daß Hahnenbein's Aufenthalt in jener Nacht nicht ausgemittelt ist, und daß beim Leichnam die Brieftasche nicht gefunden ward, obgleich sogar die goldene Uhr sich vorfand! — Fonk hingegen, der an jenem Abende, sowie die ganze Nacht hindurch, in seinem Hause an der Seite seiner Gattin war, Fonk hatte nach keinem Papier aus der Brieftasche zu trachten. Auch ist keins angegeben, das ihm wichtig hätte seyn müssen. — Wohin muß demnach die Waagschale sich neigen?

Hahnenbein steht bereits entkörpert vorm Angesichte Gottes. Ist der hier geäußerte Verdacht, der so nahe liegt, folglich jedem Denkenden sich aufdringen muß, wirklich grundlos, so wird ihn der Allwissende verzeihen. Sein Auge durchschaut alle Herzen. Keins verwirft er, welches nach Wahrheit strebt.

Wenigstens ist der Verdacht gegen Hahnenbein weit begründeter als gegen Fonk. Auch ist nicht etwa ein gemeinschaftlicher Plan zwischen Beiden gegen den unglücklichen Cönen dargethan, nicht einmal behauptet worden, wenigstens davon nichts bekannt. Selbst nach der widerrufenen Angabe Hamacher's, soll Hahnenbein bei der angeblichen Ermordung Cönen's in Fonk's Hause nicht wirksam, nicht einmal zugegen gewesen seyn. Ohnehin — wie hätte Fonk Hamachern zur Ermordung bestellen können, da Fonk vom unglücklichen Cönen unmöglich voraussetzen konnte, dieser werde spät, nach dem Abendessen, zu Fonk zurückkommen.

So wenig Stich haltend sind auch alle andere Verdachtgründe, die bis jetzt dem Unterzeichneten bekannt wurden. Die vermeint neuen, welche die Anklage für zulässig erkennen ließen, haben das allerwenigste Gewicht. In Ansehung der ältern aber wurde bereits wiederholt erkannt, daß, wegen ihrer, Fonk nicht in den Anklagezustand versetzt werden dürfe.

Man blicke demnach, wohin man wolle, so wird man das „Schuldig!" über Fonk sich, aus den bekannt gewordenen Gründen, nicht erklären können. Daher die Bestürzung manches Menschenfreundes. —

Möchten doch also, durch die Cassationsmittel, wenigstens durch eins derselben, die nunmehr zu Gericht sitzenden, edlen Berlinschen Richter zur Aufhebung des Trierschen Erkenntnisses bestimmt werden können! Dann würde, erwähntermaßen, ein neues Gericht eröffnet, und so den aufmerksamen Beobachtern Gelegenheit verschafft werden, im Fall Fonk wirklich schuldig wäre, die echten Gründe genau kennen zu lernen, im Fall er aber nicht schuldig wäre, bei der, dann erfolgenden Freisprechung, sich ganz zu beruhigen, folglich in jedem Falle die Ueberzeugung einer untadelhaften Rechtspflege zu erlangen, die das edelste Kleinod in jeder Krone bleibt.

Ueber die Cassationsgründe selbst darf Niemand zu urtheilen wagen, der nicht die öffentliche Verhandlung, welche zu Trier erfolgt ist, vollständig kennt, und sie zu prüfen vermag.

Den etwaigen neuen Geschwornen und allen andern, so wie jeder Gerichtperson, möchte man die folgenden Zeilen zurufen:

O Männer! Ueberzeugt Ihr standhaft Euch:
der Angeklagte sey Verbrecher;
ruft Euer „Schuldig!" aus; und ob die Hölle gleich
sich stelle dar, als des Verdammten Rächer! —
Doch zweifelt Ihr vielleicht; so ist er schuldlos wohl,
und ist die Möglichkeit vorhanden;
so sprecht ihn frei; erschall von Pol auch weit zu Pol,
verblendet, ein Gerücht, ihn weihend Tod und Banden! —
Ihr steht an diesem Ort der ew'gen Gottheit gleich!
Wie jetzt Ihr richtet — ja, so richtet einst sie Euch!

Kassel, am 25. Julius 1822. S. F. Merkel, Oberger. Anwalt.

Ueber einige Gastdarstellungen des Herrn und der Madame Stich auf dem Leipziger Stadttheater.

Beschluß.

(Siehe No. 177.)

Die ziemlich unbedeutende Rolle der Rosalie im „Welcher ist der Bräutigam?" hat unser früheres Urtheil, daß Mad. Stich jugendlich naive Rollen weit weniger, als muntere zur Zufriedenheit des Publicums geben wird, bestätigt. Denn so sehr ihr Spiel und ihre mimische Beredsamkeit in allen Darstellungen, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, tadellos, ja meisterhaft genannt zu werden verdient, so müssen wir doch in einigen Situationen der heutigen Darstellung neben der bisweilen manierirten Stimme auch noch ein öfteres Zurückwerfen des Kopfes und Zusammenknicken der Knie bemerken, welches das Auge des Zuschauers, der so schöne Formen vor sich erblickt, um so mehr beleidigen muß. Möchte doch die Künstlerin nur immer ohne Zwang ihrem innern Genius folgen! Der komische Ernst in einzelnen Scenen mit ihrer Mutter und Ferdinand verfehlt auch hier seine Wirkung nicht. Vornämlich ward das gleichsam in Professorentone pathetisch gesprochene: „ein guter Kaufmann muß Gott vor Augen, seine Frau im Herzen und die Feder hinterm rechten Ohre haben," gar sehr belacht. — Herr Stich ließ in der Rolle des Langers vielleicht zu sehr den verfeinerten Weltmann, zu wenig dagegen den deutschen Biedermann blicken; doch entschuldigt ihn auch hier zum Theil die Dichterin, die ihn eben erst aus der Hauptstadt der Thorheiten zurückkehren läßt. In der Erzählung seiner Schicksale an Ferdinand möchten wir es wohl rügen, daß der Künstler mehr zum Publicum sprach, als er sich an den Freund wendete, dem doch eigentlich all die Worte gelten. Auch hätten wir lieber Cupido statt Cupido gehört und können nur mit dem Geiste des Lustspiels überhaupt Ausdrücke, wie: „sich zur Thür hinausschlängeln" „zimperlich", „wabblich" u. dgl. entschuldigen. Das muß man unter die Categorie der lazzi bringen, und wenn das Lustspiel rasch hintereinander fortgespielt wird, überhören. In der Schlußscene des zweiten Acts, wo Langers zwischen der Hofräthin und deren beiden Töchtern steht, war besonders die feine Art und Weise, wie der Künstler Julien durch seine mehr an sie gerichteten Worte und Blicke auszeichnete, lobenswerth. Nur schien er den hier betretenen Pfad später zu verlassen, da er im vierten Acte zu sehr Weltmann war, und als solcher zu wenig Gefühl und wahre Neigung zeigte. Langers muß nach unserer Ansicht zwar ein lustiger Geselle, aber dabei immer bieder und tiefempfindend erscheinen.

Das letzte Stück, in welchem beide Gäste auftraten, war der Oberst, ein kleines Lustspiel nach dem Französischen von Blume, das zwar noch Manuscript, doch auf den meisten Theatern von einiger Bedeutung gegeben worden ist. So wenig wir es uns erklären können, warum namentlich Mad. Stich gerade diese Rolle zum Abschied gewählt hat, so müssen wir es ihr doch Dank wissen, daß sie durch die Darstellung der Elise von Belmont dem hiesigen Publicum auch ihre Kunst und ihr Talent in verkleideten Rollen bewährt hat. Wohl schwerlich kann man einen liebenswürdigern Oberst sehen. Die sittliche Grazie, die Wohlgestalt des Körpers und die durch Kunst zur Wahrheit gewordene Verstellung ließen nichts mehr zu wünschen übrig. Welchen militärischen Anstand wußte sich dieser blutjunge Oberst durch Gang und Haltung, selbst durch das öftere Aufstoßen des Säbels zu geben! Und

Act for consolidating and amending the Acts relating to Joint Stock Companies; to authorise the formation of Companies with limited liability; and to facilitate the winding up of Companies unable to meet their engagements," and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Consolidation Act, 1845, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1863, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1869, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1871, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1876, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1879, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1880, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act, 1881, and the Acts amending the same, and to the Companies Clauses Act,

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 19. August 7.

Literariſche Notizen aus Wien.

(Beſchluß aus der Beilage No. 18.)

Von theatraliſchen Darſtellungen ſahen wir den Wunderſchrank, Original-Luſtſpiel in vier Aufzügen von Holbein. Eine Komödie aus allem möglichen zuſammen geſetzt, ſowohl in Betreff der Begebenheiten, als der Charaktere. Der Wunderſchrank iſt das geringſte Wunder; die Leute verſtecken ſich und ſchlüpfen bei der Rückſeite hinaus. Alles Andre läßt ſich weit weniger aus natürlichen Urſachen herleiten. Das Stück hat übrigens eine gute Theater-Appretur und unterhält. — Hierauf zeigte man uns das Bild der Danae, dramatiſches Spiel in zwei Acten von Deinhardſtein. Eine Anekdote aus dem Leben des Salvator Roſa hat den Stoff dazu geliehen. Nach einer Erzählung von Hoffmann, betitelt Signor Formica, mag es jedoch zunächſt bearbeitet ſeyn. Durch anziehende Situationen und mehrere gut geführte Scenen, auch einen in größtentheils fließenden Verſen ſich bewegenden Dialog zeichnet ſich dieſes kleine Spiel aus. Im nächſten dramatiſchen Almanach, von Kummer herausgegeben, wird es gedruckt erſcheinen.

Auf dem Theater an der Wien kam die eiſerne Jungfrau zum Vorſchein, nach Le temple de la mort von Cüvelier und Leopold. Die deutſche Bearbeitung iſt von dem ſeit mehrern Jahren hier ſchriftſtellernden Freiherrn v. Biedenfeld. Ein tüchtiges Spectakel-Melodram! Die Jungfrau iſt ein Bild mit beweglichen Armen, das die Gefangenen umklammert und erdroſſelt. Eine Verfolgte nimmt den Platz ein und gibt ihrem Feind den Tod. Die Skalden laſſen ihre Stimme in dieſem Melodram erſchallen. Die Muſik von dem Herausgeber der hieſigen muſikaliſchen Zeitung, Friedrich Kanne, iſt beſonders in den Chören mit Einſicht und Wirkſamkeit behandelt.

Von dem italieniſchen Opernperſonal iſt noch aufgeführt worden: Elisabeta, Regina d'Inghilterra. Als dieſe Oper vor längerer Zeit auf dem Theater an der Wien gegeben wurde, hat ſie im geringſten nicht gefallen; dies mal wurde ihr rauſchender Beifall zu Theil. Die Muſik iſt von Roſſini. La Gazza ladra war ſchon auf zwei Theatern oftmals wiederholt worden; jetzt wurde ſie, gleich einer neuen Erſcheinung, mit Enthuſiasmus aufgenommen.

Der berühmte Flötenſpieler Dreuet, im Dienſt des Königs von Frankreich, hat in ſechs Concerten die Bewunderung aller Hörer, der Kenner und Nichtkenner, erworben. Einen lieblicheren Ton und eine größere Geläufigkeit, ſelbſt in den für dieſes Inſtrument ſchwierigſten Tonarten, laſſen ſich kaum annehmen. Die Kraft verwendet er mit Mäßigung, der Ausdruck geht mehr aus dem rein und ſchön gebildeten Ton, als aus dem Gemüth hervor; der Künſtler beſchränkt ſich auf diejenigen Vorzüge, die ihm eigenthümlich ſind, und worin er unüberwindlich iſt.

Eine Reihe von Gaſtrollen hatte wieder auf dem Hoftheater des recitirenden Schauſpiels Statt. Der Bühnenkünſtler Madrer, vom Hoftheater in Stuttgardt, trat zuerſt als Bayard auf, dann unter andern auch als Cäſar in Schiller's Braut von Meſſina, als Cäſar in Donna Diana, als Sigismund in Calderon's Schauſpiel: Das Leben ein Traum u. ſ. w. Der Erfolg war überall gering, und, man darf ſagen, er verminderte ſich je länger je mehr. Das Publicum wollte weder die Declamationsweiſe, weder Haltung, Stellung, noch Bewegung wohlgefällig aufnehmen; ja es vermißte ſogar ein ſicheres Gedächtniß und fand, daß der Gaſtſpieler ſich zuweilen ein wunderſames Paſticcio von Verſen und Proſa nicht verdrießen ließ. — Madame Maurer gab die Gurli, dann Iſabella in dem Luſtſpiel: Die Quälgeiſter. Ihre erſte Darſtellung befriedigte mehr als die zweite und letzte auf dieſer Bühne. Jetzt ſetzen Beide auf dem Theater an der Wien ihre Gaſtſpiele fort. Vielleicht iſt der Erfolg dort glänzender. —

Nun zu den Erſcheinungen im typographiſchen Gebiet. Die zweite Lieferung der k. k. Bildergallerie im Belvedere zu Wien, nach den Zeichnungen des Hofmalers von Berger, in Kupfer geſtochen von verſchiedenen Künſtlern, iſt erſchienen; nebſt Erklärungen in artiſtiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Herausgeben von C. Haas. Kl. Quart, auf Velinpapier. Pränumerationspreis jeder Lieferung 3 fl. C. M. Enthält: 1) Rubens, die Wunder des heiligen Ignatius, geſtochen von Langer. 2) Tenier's, Abraham's Opfer, geſt. von Berkowitz. 3) Hobbema, Waldgegend, geſt. von Ponheimer sen. 4) Holbein's eignes Bildniß, geſt. von Ponheimer jun. — Die zweite Lieferung des Pränumerationswerks: Europäiſches Panorama, oder Abbildung und Beſchreibung merkwürdiger Haupt- und Reſidenzſtädte, wichtiger Handelsplätze und andrer berühmter Orte in Europa. Nach den neueſten, beſten und zuverläſſigſten Quellen bearbeitet von Oehlinger. Kl. Quart auf Velinpapier. Preis jeder Lieferung 1 fl. 15 Kr. C. M. Dieſe Lieferung enthält: 1) Paris. — Stockholm. 2) St. Petersburg. — Neapel. 3) London. — Barcellona.

Bei Franz Wimmer iſt herausgekommen: Lehre, Stärkung, Beruhigung und Troſt für Chriſten. In ſechshundert Bibelſprüchen. Taſchenformat. Broſchirt 45 Kr. C. M. Die hier gegebene Sammlung bibliſcher Stellen iſt nur dem Leſer chriſtlichen Sinnes beſtimmt, und mit geprüfter Auswahl unternommen. Sie ſoll ihm zum reichen Schatze von Erkenntniſſen und Empfindungen, zur unerſchöpflichen, immer friſchen Quelle von nützlichen Betrachtungen und von reinen, ſeligen Gefühlen, zur beſten und kräftigſten Nahrung für Kopf und Herz werden. Was hier gegeben iſt, ſoll ferner als ein chriſtliches Stammbuch, als ein Wanderbüchlein auf der Reiſe durchs Leben dienen. Auch der Lehrer der reiferen chriſtlichen Jugend findet hier vielfältigen Stoff zum Unterrichtszweige, der jedem andern vorzugehen hat, und jeden andern begleiten ſoll. — Die Texte des alten Teſtaments wurden aus den älteſten deutſchen Ueberſetzungen, verglichen mit dem Urtexte, und jene des neuen Teſtaments nach der Ueberſetzung der heiligen Schriften des neuen Teſtaments von Carl und Leander van Eß, zweiter Auflage, genommen.

Paul Selmar's Religionsunterricht für die katholiſche Jugend hat die vierte Auflage erlebt. In dem kurzen Zeitraum von vier Jahren wurden 16000 Exemplare vergriffen. Es enthält in gedrängter Kürze alle Glaubens- und Sittenlehren unſerer heiligen Religion in einer richtigen katechetiſchen Ordnung, nebſt einer Ueberſicht der Geſchichte des alten und neuen Teſtaments. Es eignet ſich daher vorzüglich zu einem Handbuch, aus welchem Kinder die Religionswahrheiten wiederholen und dem Gedächtniß einſchärfen können, ſo wie zu einem Leitfaden für Katecheten und Religionslehrer bei ihren verſchiedenen Religionsvorträgen.

Bei J. G. Heubner erſchien: Valentini nobilis ab Hildebrand, Institutiones Practico-medicae. Edidit, redegit, ac propriis lectionibus accomodavit filius: Franciscus nobilis ab Hildebrand. Tomus tertius, continens: Doctrinam de febribus inflammatoriis comitatis, et inflammationibus topicis in specie; 5 fl. C. M. Nachdem der im Jahre 1821 erſchienene zweite Band der Institutionis etc. die Wechſelfieber vollſtändig, dann das Allge-

meine von den anhaltenden Fiebern und von der Entzündung geliefert hat, folgt nun, der daselbst aufgestellten Eintheilung gemäß, im 3ten Bande die Abhandlung über diejenigen anhaltenden, entzündlichen Fieber, welche von echter, und welche von einigen Arten der unechten (specifischen)] Entzündung begleitet sind.

Bei Steiner und Comp. (Kunst und Musikhändler) Allgemeiner musikalischer Katechismus, oder kurzer Indegriff der allgemeinen Musiklehre zum Behuf der Lehrer und ihrer Zöglinge, von Just. Heinr. Knecht. Vermehrte und verbesserte Auflage. Zeichnet sich durch eine leichte und faßliche Methode, mittelst einfacher und verständlicher Fragen, den Schülern die Grundprincipien der Musiklehre beizubringen, sie über die Begriffe von den Tönen, Tonzeichen, Tact, Tactarten, Noten und technischen Ausdrücken, Tonleitern, Tonarten, Intervallen, Accorden u. s. w. befriedigend aufzuklären, und dieses in klaren, keines Mißverständnisses fähigen Beispielen, in gedrängter Kürze.

Bei Geistinger: Das Bergrecht in den sämmtlichen k. k. österreichischen Staaten, zum Leitfaden der Vorlesungen über dasselbe an der Universität bearbeitet, und, mit Rücksicht auf der preußischen und anderer Länder Bergrechte, dargestellt vom Professor v. Jung. 3 fl. W. W.

Oesterreichs Schwämme nach lebendigen Originalen in Wachs und nach der Natur in ausgemalten Abbildungen dargestellt. Mit Beschreibungen und einer ausführlichen Naturgeschichte in deutscher und lateinischer Sprache. Herausgegeben von Leopold Trattinick. Mit illuminirten Abbildungen 10 fl. W. W. Mit Wachsabbildungen 175 fl. W. W.

Bei C. Armbruster: Handbuch der Hebammenkunst von Thomas Loderer. Erster Theil. In gr. 8. Broschirt 2 fl. C. M. steif gebunden 2 fl 8 Kr. C. M. Durch Kürze und Klarheit im Vortrage, durch Vermeidung zweckloser Wiederholungen und durch die Zugabe von acht erklärenden Kupfertafeln hofft der Verfasser seine schwierige Aufgabe nicht unbefriedigend gelöst zu haben. Er ist auch gesonnen, die Instrumental-Geburtshülfe mit allen jenen Verbesserungen bekannt zu machen, wozu eine reiche Selbsterfahrung Veranlassung gab. Ebenfalls wird er seine gemachten Bemerkungen und Erfahrungen über die Fieber-Zustände, sowohl während der Schwangerschaft, als im Wochenbett selbst mittheilen.

Von dem unermüdet thätigen und fruchtbaren k. k. Consistorialrath Augsburger Confession Jakob Glatz ist die dritte vermehrte und verbesserte Auflage seines Trostbuchs für Leidende, bei Heubner, erschienen. Mit einem Titelkupfer gr. 8. Broschirt 1 fl. 30 Kr. C. M.

Bei Anton Doll: Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate, mit mehreren Hauptrouten der angrenzenden Länder, von Red. Edlen v. Jenny. Erste Abtheilung, die am rechten Donauufer liegenden deutschen Staaten, und das lombardisch-venetianische Königreich, nebst einigen Hauptrouten durch Baiern, Helvetien und Oberitalien enthaltend. 28 compreß gedruckte Bogen in gr. Med. 8. Preis für beide Abtheilungen 10 fl. W. W. Dieses Werk gewährt eine anschauliche Darstellung der größern Städte und ihrer Umgebungen, der besuchtesten Badeörter und Gesundbrunnen, der sehenswerthesten Schlösser, Thiergärten und Burgruinen, der wichtigsten Bergwerke, dann der schönsten und interessantesten Gegenden der Monarchie. Nebst sorgfältiger Benutzung der sämmtlichen periodischen Zeitschriften und den eigenen Reisebemerkungen des Verfassers, haben auch mehrere schätzbare handschriftliche Nachrichten wesentlich zur Vervollständigung beigetragen. Die zweite Abtheilung, welche die böhmischen, galizischen und ungarischen Erbländer, zugleich aber auch das alphabetische Register begreift, erscheint spätestens bis Mitte August d. J. Alsdann wird der oben angeführte Preis bedeutend erhöht werden.

Oesterreichische Volksmährchen v. Franz Ziska. Bei C. Armbruster. In 12. auf Velinpapier, broschirt 40 Kr. C. M. Diese Volksmährchen wurden in der schönen österreichischen Gebirgskette gesammelt, die sich von des Schneebergs schauerlichen Wüsten herüberneigt bis hart an die freundlichen Wogen der Donau. Ihr Zweck ist, einen, wenn auch geringen, Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache und Volkskunde zu liefern. Es wurden daher alle bei möglichster Sorgfalt in Sprache und Vortrag so treu wiedergegeben, wie sie der laut zuhorchenden Menge von alten Muttern oder Greisen des Abends im traulichen Spinnekämmerlein, oder vor der Hausthür im Düstern eines dichtbelaubten Baumes, den der Urahn pflanzte, erzählt werden. Ein beigefügtes kleines Wörterbuch dient zur wesentlichen Verständigung der Mundart.

Bei C. Gerold: Vierter Theil des Buchs: Christus und Moses. Für und gegen die Juden, von Ant. Fidelis Rymiesky, erzbischöflichen Consistorialrath ꝛc. 2. Preis 36 Kr. C. M. Im Allgemeinen wird hierin der Werth und die enge Verbindung des alten und neuen Bundes der göttlichen Offenbarungen dargestellt, und gezeigt, daß die christliche Religion in Ansehung ihres Stifters, ihrer reineren und vollkommneren Grundsätze, ihrer innern Verfassung und großen Vortheile, die sie ihren Bekennern gewährt, die mosaische Gesetzgebung weit übertreffe. In diesem vierten Theile wird zu beweisen gesucht, daß Jesus Christus der verheißene Messias, der Erlöser der Menschen ist.

Im Schreibmüllerschen Verlage: Der Börsemann in Wien, oder Beschreibung aller ältern und neuern österreichischen Staatspapiere, nebst einer Anleitung zu den Börsegeschäften überhaupt, und einer Anzeige der Gewinnste bei den nächsten Ziehungen der Staatslotterie, so wie auch der bisher verlooseten Obligationen von der älteren Staatsschuld. Kostet broschirt 1 fl. W. W.

Bei Geistinger: Grundriß der gerichtlichen Veterinairkunde, zum Gebrauch für Physiker, Kreischirurgen, Thierärzte, Oekonomen und Rechtsgelehrte, vom Professor J. G. von Am-Pach auf Grunseiden. 2 fl. 40 Kr. W. W. — Ferner, Handbuch der Veterinairkunde, in besonderer Beziehung auf die Seuchen der nutzbarsten Hausäugethiere für Physiker, Thierärzte u. s. w. von demselben. 2 fl. 40 Kr. W. W.

Kaum möchte irgend ein Werk, eine Abhandlung, eine Theorie oder Demonstration bessern Abgang haben als das Buch aller Bücher: Die aufgeklärte wiener Hausfrau. 's ist aber auch ein kostbares Ding um eine solche Hausfrau! Nächst diesem behauptet sich das neue, große, geprüfte und bewährte (wie Aerzte und Apotheker bezeugen können) Linzer Kochbuch, in zehn Abschnitten, mit tausend sechshundert ein und sechzig Kochregeln für Fleisch- und Fasttage, sehr faßlich und deutlich beschrieben. Eine fünfte verbesserte Auflage ist mit 275 Speisen vermehrt und mit Kupfern geziert. Kostet ungebunden nur 4 fl. 30 Kr. Diesen gelehrten Werken fügen wir noch hinzu, das täglich immer fort und fort, damit Niemand seines Magens vergesse, mitten unter den Komödienzetteln paradirende: „Was kochen wir heute?" mit viertelsellen-langen Buchstaben gedruckt. Dann noch den eben erst angekündigten Sparofen zum Kochen, Braten und Backen, allen deutschen Hausmüttern empfohlen und mit zwei Abbildungen ausgestattet.

Die Redaction des Sammlers scheint ihre literarische Beilage (Literaturblatt) aufgegeben zu haben. Zwei der letzten Aufsätze (von Fr. Wähner) waren werthvoll, vorzüglich die Beurtheilung über Meister's Wanderjahre von Goethe. Scharfsinnig und geistreich, aber etwas zu phantasiereich. Vergleicht man nämlich die Kritik mit dem Werke selbst, so kann man, wenigstens wie dieses in einander geschichtete Fragmentarium jetzt da liegt, die

Digitized by Google

glänzenden Voraussetzungen, Erklärungen und Andeutungen des begeisterten Recensenten schwerlich darin wiederfinden. — Das in einer früheren Notiz erwähnte Büchlein: De inflammatione cerebri, vel involucrorum ejusdem, Diss. inauguralis, ist jetzt im Druck erschienen und führt den Titel: De Kephalitide, während der erstgenannte in dem Vorwort zur Erklärung dient. Der Verf. ist ein junger Pole, der jetzt im allgemeinen Krankenhospital prakticirt, Namens Dr. Stich. S. P. W. Sievers steht nicht mehr in literarischer Verbindung mit der wiener Zeitschrift, und wird vielleicht nächstens wieder Notizen aus Paris liefern — vielleicht auch nicht. An seiner Stelle hat Hr. Berling das Geschäft übernommen, wie vorher. 39.

Bemerkungen über und Beiträge zu: Frau Johanna Schopenhauer, Johann van Eyk und seine Nachfolger.

(Beschluß aus No. 180.)

Nicht eben so sorgfältig wie die Lebensbeschreibungen der älteren Niederländer hat die Verfasserin die der deutschen Meister behandelt. So wird Hans Holbein der jüngere sehr kurz abgefertigt, und nur mit ein paar Worten des bewundernswürdigen Holbeinischen Gemäldes in der dresdner Gallerie erwähnt. Das Tiefe darin, daß der deutsche große Meister, nicht wie der große Italiener die Königin des Himmels auf Wolken über die Erde und über die Heiligen stellte, daß Holbein mit zarter Menschlichkeit vielmehr die Mutter Gottes unter Menschen, in den Kreis einer frommen Familie, als Freundin des Hauses, eintreten läßt, wo sie durch Hoheit und Milde nicht bloß Ehrfurcht, sondern liebende Anbetung und Vertrauen erweckt, — daß unsre Freundin uns darauf nicht aufmerksam gemacht hat, deshalb möchten wir wohl ein wenig mit ihr rechten. Eben so übergeht sie es ganz, daß eine treffliche Wiederholung dieses Bildes sich in der Sammlung der Gemahlin des Prinzen Wilhelm v. P. in Berlin befindet. Der unvergleichlichen Studien zu dem dresdner Bilde, welche sich in der Bibliothek zu Basel befinden, und des herrlichen Cyklus von Gemälden, welche die Leidensgeschichte des Erlösers umfaßt, ebenfalls auf der basler Bibliothek, erwähnt die Verfasserin gar nicht. Das Fuggersche Familienbild hätte ebenfalls verdient, als eins seiner bedeutendsten Werke in Deutschland angeführt zu werden. Von der schönen Geburt Christi in der Universitäts-Capelle des Doms zu Freiburg hätte uns die Verfasserin nothwendig einige Nachrichten geben sollen, da dieses Bild oft irrig für ein Gemälde von Baldunggruen ausgegeben wird, welches aber Professor Heinrich Schreiber sehr richtig für Holbein's Arbeit erkennt. Immer wären auch die auf dem Rathhause zu Augsburg befindlichen Jugendwerke Holbein's zu berücksichtigen gewesen.

Noch weniger befriedigend als diese Lebensbeschreibung ist die darauf folgende des Lucas Cranach. Gerade über dieses Künstlers Leben und Werke fand die Verfasserin an unzähligen kleinern und größern Schriften, unter welchen wir blos das neueste und umfassendste anführen wollen: (Versuche über die Werke und das Leben Lucas Cranach's von Joseph Heller) sehr zweckdienliche Vorarbeiten und in dem trefflichen Altargemälde zu Weimar, dem Wohnorte der Verfasserin, eine um so dringendere Aufforderung, das Leben dieses Meisters mit besonderer Sorgfalt und Vollständigkeit darzulegen. Statt dessen aber hat sie Cranach mehr unter die merkwürdigen, als unter die trefflichen Künstler gezählt, und Lebensumstände fallen lassen, welche uns gegen diesen trefflichen Mann mit Achtung und Zuneigung erfüllen. Bei der Ueberschrift hätten wir sogleich zu bemerken, daß die Verfasserin den Namen Lucas Cranach, Kranach schreibt, welche neue Orthographie deshalb nicht gestattet werden kann, weil der Künstler selbst sich nie Kranach schrieb, noch zu seinem Monogramme sich eines K. bediente, und also durch die willkürliche Vertauschung des C. mit K. leicht Irrthümer in der Auslegung von Monogrammen entstehen können. Zu loben ist es, daß die Verfasserin nicht der neumedischen Meinung beitritt, daß Cranach 1470 geboren sey, sondern, der Wahrheit gemäß, sein Geburtsjahr 1472 richtig angibt. Es wird in dieser Lebensbeschreibung die Meinung angenommen, daß Cranach zweimal nach den Niederlanden reiste und zwar das Erstemal in früher Jugend, als nach Belehrung und Ausbildung strebender angehender Künstler. Obwohl kein Grund dem zu widersprechen vorhanden ist, so ist doch auch kein Beweis für diese Behauptung anzuführen, welcher Gültigkeit hätte, und Heller zweifelt an dieser zweimaligen Reise (Versuch, Seite 4, Anmerk. 3). Es ist nicht zu leugnen, daß Cranach's Art des Farbenauftrags der ältern niederländischen Manier ähnlich ist, jedoch von dieser sich noch sehr unterscheidet, auch brauchte er, um diese Art malen zu lernen, nicht selbst nach den Niederlanden zu reisen, da diese Kunst ja schon bis nach Italien vorgedrungen war. Ueber die Reise Cranach's nach Palästina im Gefolge Friedrich des Weisen, ist unsre Verfasserin in Ungewißheit. Joseph Heller hebt alle Zweifel daran im schon mehrmals angeführten Buche, S. 111, Anmerk. 47 gründlich auf. Es befindet sich nehmlich nach Schröckh's Kirchengeschichte in der Schloßkirche zu Wittenberg eine von Cranach gemalte Tafel, auf welcher er die merkwürdigsten Orte, die er auf dem Wege nach Jerusalem aufzeichnete, in schönen Farben zur Erinnerung an diese Wallfarth abmalte.

Mehrere sehr rührende und bewundernswürdige Züge aus Cranach's Leben, durch welche sich seine Freundschaft zu Luther, und Treue zu seinem unglücklichen Herrn Johann Friedrich dem Großmüthigen, bewährte, welche Cranach's Herzen und zugleich seinem Verstande Ehre machen, hat unsre Verfasserin zum Theil ganz weggelassen. Man lese hierüber historisch-kritische Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke des berühmten deutschen Malers Lukas Cranach, erster Abschnitt §. 6 und 7 nach, und Heller's Versuch über das Leben und die Werke Lucas Cranach's Seite 37 bis 50. In der Beurtheilung von Cranach's Werken setzt die Verfasserin ihn zu sehr herab, indem sie sagt, es müsse wahrhaft schmerzlich seyn, sein Gemälde neben dem van Eyk's, Hemmelink u. s. w. aufgestellt zu erblicken. Was seine künstlerische Ausbildung anbelangt, so können wir freilich nicht umhin, ihn wegen Mangels wissenschaftlicher Hülfskenntnisse zu beklagen, oft scheint es, als fehle es ihm ganz an perspectivischen, so wie an historischen Kenntnissen, wodurch er sich denn ungeheure Anachronismen zu Schulden kommen ließ; doch käme es noch darauf an, zu untersuchen, ob Cranach aus Unwissenheit oder aus Grundsatz in seinen historischen Gemälden sich stets des Costüms seiner Zeit bediente. Als Colorist war er in der Blüthezeit seines Lebens wohl allen seinen Zeitgenossen und Vorgängern vorzuziehen. Wärme und Zartheit der Farbe zeichnen seine echten Bilder aus, und er bedurfte, wie Titian, nur leichter Schatten, um seine Figuren zu runden. Kein Meister ist wohl so um seinen Ruhm durch Gehülfen und Schüler bestohlen worden, als Cranach, denn wie viel Gemälde, selbst mit seinem Monogramme, mögen Copien seyn.

In Cranach's größern Compositionen zeigt er sich mehr als malender Dichter, und weniger als den Totaleindruck berücksichtigender Maler, daher sind seine großen Gemälde mehr Gedichte als Bilder, und eben daher kommt es, daß er oft mehrere Momente in eine Darstellung zusammenfaßte, alle Theile eines Bildes gleich deutlich, als zusammengehörige Theile des poetischen Gedankens, ausführt, wodurch freilich oft Haltung, Perspective und malerische Wirkung beeinträchtigt wurden. Diese Fehler zeigen also nicht, wie die Verfasserin meint, einen Mangel an Phantasie, sondern nur eine

Literatur

Der Kampf um Deutschland. Von Dr. Wilhelm Schüssler. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Preis 1 Mk.

Der Verfasser, der sich bereits durch seine Schrift „Die Kriegsschuld des Weltkrieges" einen Namen gemacht hat, bietet in dieser Schrift eine Darstellung der Ursachen, die zum Zusammenbruch Deutschlands geführt haben. Er sieht diese Ursachen in der Tatsache, daß Deutschland seit Jahrzehnten von einer Gruppe von Menschen beherrscht wurde, die sich aus Juden und Freimaurern zusammensetzte. Diese Gruppe habe es verstanden, sich in allen Ämtern und Stellungen festzusetzen, die einen Einfluß auf die Geschicke des Volkes ausüben konnten. Sie habe es verstanden, die Presse, die Parteien, die Gewerkschaften, die Wissenschaft, die Kunst, die Literatur, das Theater, die Schule, die Universitäten, die Kirchen, die Banken, die Börse, die Industrie, den Handel, die Verwaltung, die Justiz, die Armee, die Flotte, die Diplomatie, die Regierung, den Reichstag, den Bundesrat, den Kaiser, die Fürsten, die Minister, die Generäle, die Admirale, die Diplomaten, die Bankiers, die Industriellen, die Kaufleute, die Gelehrten, die Künstler, die Schriftsteller, die Schauspieler, die Lehrer, die Professoren, die Geistlichen, die Richter, die Beamten, die Offiziere, die Soldaten, die Matrosen, die Arbeiter, die Bauern, die Frauen, die Kinder, die Jugend, das Alter, die Gesunden, die Kranken, die Toten, die Lebenden, die Ungeborenen, die Tiere, die Pflanzen, die Steine, die Luft, das Wasser, das Feuer, die Erde, den Himmel, die Hölle, das Fegefeuer, das Paradies, die Engel, die Teufel, die Heiligen, die Sünder, die Gerechten, die Ungerechten, die Guten, die Bösen, die Schönen, die Häßlichen, die Reichen, die Armen, die Starken, die Schwachen, die Klugen, die Dummen

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 182.

8. August 1822.

Ueber die neue Pariser Sammlung der die französische Revolution betreffenden Memoiren.

Der von den Herren Berville und Barriere gefaßte Gedanke, eine Sammlung derjenigen Memoiren oder Denkschriften zu veranstalten, die insofern Bezug auf Frankreichs große Staatsumwälzung haben, als entweder ihre Verfasser Theil an jenem großen Drama nahmen, oder ihr Inhalt doch dazu dient, die vielfachen Ereignisse jener Zeit in ihren Grundursachen in ein möglichst genaues Licht zu stellen; dieser Gedanke ist eben so glücklich als ersprießlich für die Geschichte, und wenn bei Ausführung desselben nur mit gehöriger Vorsicht und kritischer Strenge verfahren wird, so ist nicht zu zweifeln, daß dadurch ein Gesammtwerk entstehen muß, das unserer wie späterer Zeit großen Nutzen gewähren kann.

Ueberhaupt — wir bemerken dies hier nur im allgemeinen und nebenbei — ist die, bei uns Deutschen so wenig bedachte Literatur der Memoires, eine jener Abtheilungen des großen Feldes, auf welcher am mehrsten mit Kenntniß der Welt und Zeit, wie sie ist — nicht wie sie die Speculation oft nur dem Stubengelehrten zeigt — gesammelt werden kann, und jene geheimen Getriebe, welche nur zu häufig den Gang großer, der Oeffentlichkeit angehörigen Ereignisse bestimmen, können durch Schriften dieser Art weit eher zur Kenntniß kommen, als durch die eigentlichen historischen Schilderungen, die ihrer Natur nach es mehr mit dem Allgemeinen zu thun haben, als mit dem Besonderen. Es wäre daher zu wünschen, daß auch in Deutschland, wo es doch sonst an Schreibelust nicht fehlt, dieses Fach mehr bearbeitet würde als bisher geschehen, und daß auch unter uns bedeutende Männer und Frauen, deren Leben sich in den größern und einflußreichern Kreisen der Gesellschaft bewegte, es für gut fänden, das Denkwürdige aufzuzeichnen, an welchem sie entweder selbst Theil nahmen, oder welches sich so unter ihren Augen begab, daß die oft sehr feinen und dem Blicke der Welt völlig entschlüpfenden Grundfäden des ganzen Gewebes, offen vor ihnen lagen. Daß hierbei müßige Tracasserieen und jene Kleinlichkeiten der großen Welt, die dem befangenem Auge oft als etwas Großes erscheinen, möglichst vermieden werden müssen, versteht sich wohl von selbst, denn so lehrreich und interessant es ist zu hören, wie dieser oder jener durch seinen Geist oder seine Stellung im Staate bedeutende Mann bei einer oder der andern folgereichen Begebenheit gleichsam en robe de chambre sich benahm oder äußerte, so unersprießlich ist es im Gegentheil, lesen zu müssen, was vielleicht eine Favorite für Augen machte, als eine Nebenbuhlerin sich zum erstenmale zeigte, oder was irgend ein bloßer Hofmann „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" begann, als sich ihm auf Momente die Sonnenscheibe fürstlicher Gunst verdunkelte u. s. w. Dies ist aber leider etwas, was man nur zu häufig in den Memoiren der Franzosen findet, vornämlich in denen aus dem Zeitalter des 14ten und 15ten Ludwig's, und diese Spreu mag allerdings viel dazu beigetragen haben, daß manches sonst für die Geschichte wichtige Werk dieser Art bei Denkenden in späterer Zeit nicht die Aufnahme fand, die sein übriger Inhalt wohl verdiente. Doch auch hierin haben die Ereignisse der letzten 30 bis 40 Jahre eine große Aenderung bewirkt, denn indem in dem Ringen und Kämpfen, in der Gluth der heißen Bewegung, welche die Geister ergriffen hat, jene kleinlichen und läppischen Verhältnisse, die sonst — man darf es wohl sagen — das Element nur zu Vieler waren, ihrer Natur nach untergingen und untergehen mußten, ist an die Stelle schaler Convenienz und verderblicher Frivolität, theilweise wenigstens, ein Ernst und eine moralische Würde getreten, die der Zukunft eine bessere Ueberlieferung versprechen, als wir zum Theil empfangen haben.

Für die Geschichte der Sitten sind aber, außer allen andern Beziehungen, die Memoiren von ganz vorzüglicher Wichtigkeit. So wahr es ist und sich durch die Erfahrung immer mehr bestätigt, daß ein Zeitgenosse selten oder fast nie dazu geeignet ist, die Geschichte seiner Zeit so zu schreiben, wie Geschichte eigentlich geschrieben werden soll, d. h. mit der höchst möglichsten Unbefangenheit und parteilosen Ruhe (denn wo ist der Lebende, der nicht in seiner Zeit Partei nimmt? der so völlig sich über die Aera, deren Kind er ist, erheben kann, daß sie, gleichsam unter ihm liegend in seiner Höhe, mit all ihren Treiben und Beziehungen ihn nicht mehr zu erreichen vermag?), eben so gewiß ist es auch, daß dem künftigen Geschichtsschreiber eine Menge jener einzelnen Charakter- und Lebenszüge entgehen (und entgehen müssen, eben seiner Entfernung in der Zeit vom Schauplatze des Darzustellenden wegen), welche, zusammengehalten, die treueste Physiognomie der Sitten einer Zeit gewähren. Unstatthaft ist es in der Regel und kann auch immer nur

ausgeführt werden sollen, wenn die Gefahr in Verzug ist, und wenn die Genehmigung der Behörde nicht rechtzeitig eingeholt werden kann. Die Genehmigung ist nachträglich einzuholen.

Die Bestimmungen dieses Artikels finden auf Bauten, welche für Rechnung des Staates ausgeführt werden, keine Anwendung.

Art. 3. Die Bauten, welche in Ausführung des Gesetzes vom 28. Februar 1880 über die Regulierung der Wildbäche und Lawinen, sowie des Gesetzes vom 23. Juni 1897 betreffend die Aufforstung der Quellengebiete und die Verbauung der Wildbäche im Kanton Bern ausgeführt werden, sind von der Bewilligungspflicht befreit.

Art. 4. Die Bewilligung ist zu verweigern, wenn die Bauten oder Anlagen

1. den Bestimmungen des Gesetzes vom 28. Februar 1880 über die Regulierung der Wildbäche und Lawinen, sowie des Gesetzes vom 23. Juni 1897 betreffend die Aufforstung der Quellengebiete und die Verbauung der Wildbäche im Kanton Bern,
2. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
3. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
4. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
5. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
6. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
7. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
8. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
9. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
10. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
11. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
12. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
13. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
14. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
15. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
16. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
17. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
18. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
19. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
20. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
21. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
22. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
23. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
24. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
25. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
26. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
27. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
28. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
29. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
30. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
31. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
32. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
33. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
34. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
35. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
36. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
37. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
38. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
39. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
40. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
41. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
42. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
43. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
44. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
45. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
46. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
47. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
48. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
49. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
50. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
51. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
52. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
53. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
54. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
55. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
56. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
57. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
58. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
59. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
60. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
61. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
62. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
63. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
64. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
65. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
66. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
67. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
68. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
69. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
70. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
71. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
72. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
73. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
74. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
75. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
76. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
77. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
78. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
79. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
80. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
81. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
82. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
83. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
84. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
85. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
86. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
87. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
88. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
89. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
90. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
91. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
92. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
93. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
94. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
95. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
96. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
97. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
98. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
99. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,
100. den Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Dezember 1899 betreffend die Korrektion und Unterhaltung der Gewässer,

Mémoires du Marquis de Ferrières" — welche die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung vom ersten Tage ihrer Zusammenkunft an, bis zum 21sten Januar berühren — als einer der schätzbarsten Beiträge zur Kenntniß der damaligen Ereignisse, zu betrachten.

Eine andere Art von Interesse gewähren die Memoiren der Madame Roland. Unwillkürlich wird hier der Leser mehr durch den erhabenen Charakter der Heldin des Buchs, als durch die Wichtigkeit der von ihr erzählten Begebenheiten ergriffen, und das Ganze gewinnt so gewissermaßen ein mehr moralisches, als historisches Interesse.

Aufstellung von Beispielen hoher Tugend, edler Aufopferung für ewig Wahres und Rechtes, und des Muthes, der im Kampfe mit dem Leben nie wankt, ist immer nützlich, und dies Buch daher als ein die Sittlichkeit stärkendes, sehr zu empfehlen. Ueberall findet man in demselben die reinste und edelste Begeisterung für das sittlich Schöne und eine tiefe und echte Achtung jener heiligen Pflichten, die Natur und Religion vorgeschrieben. Die Wahrheit, daß nur aus einer völligen Uebereinstimmung des innern und äußern Menschen, d. h. der Denk- und Handlungsweise, jene Kraft emporkeimen kann, die uns fähig macht den Stürmen des Lebens siegend zu widerstehen, also daß selbst im Unterliegen der Mensch noch als Sieger eines feindlichen Geschicks erscheint: diese Wahrheit leuchtet ganz besonders aus dem Buche der Mad. Roland hervor, und wir sehen sie hier als Kind, wie als Jungfrau und Gattin und Mutter standhaft und fest diesen einen, allein richtigen Weg, wandeln.

Erzogen unter den Augen einer achtungswerthen und geliebten Mutter, verband sie sich nach dem Tode derselben mit Herrn Roland de la Platiere, damals Inspector des Handels und der Fabriken. Das Ansehen, in welchem ihr Gemahl sowohl seines Geistes, als seiner bürgerlichen Verhältnisse wegen stand, machte bei der bald darauf beginnenden Umwälzung der Meinungen und der Staatsform, ihr Haus zu einem Sammelplatze vieler der ersten und berühmtesten Männer jener Zeit, und die schöne Hoffnung, welche damals jedes edlere Herz ergriff, endlich den Augenblick nahen zu sehen, wo Recht und Gesetz über viele hundertjährige Mißbräuche siegen würden, diese Hoffnung erfaßte auch Madame Roland und ihren Gatten. Bald trat nunmehr auch eine Aenderung in ihrem bisherigen ruhigen und friedlichen Seyn ein.

Der Hof, schwankend in unseliger Schwäche, die ihm weder erlaubte das Zeitgemäße und Gute zu erfassen, noch sich ihm so zu widersetzen, wie Andere vielleicht an seiner Stelle gethan haben würden, glaubte der öffentlichen Meinung und dem Drange des Augenblicks wenigstens so weit nachgeben zu müssen, daß er ein neues Ministerium berief und dazu zum Theil Männer aus dem Volke (nicht blos wie sonst, aus dem hohen Adel) wählte, welche nicht unverdient in der Achtung ihrer Mitbürger standen. So kam auch Roland, ohne darum nachgesucht zu haben, an die Spitze der Verwaltung, und seine Geschäftserfahrung, sein Geist und seine Rechtschaffenheit versprachen den bedeutendsten Nutzen für das Land. Leider aber ließ ihn die immer mehr entbrennende, mit der Schwäche des Hofes verderblich Hand in Hand gehende Parteiwuth, nicht lange genug an dieser bedeutenden Stelle, um dauernd ersprießlich würken zu können. Im März 1792 ward er zum Minister des Innern ernannt und schon im Juni desselben Jahres dieser Stelle wieder beraubt. Von neuem dazu berufen den 10ten August, legte er sie aber selbst, empört über die Gräuel, welche die gute Sache schändeten, am 22sten Januar 1793 wieder nieder, und dennoch, trotz der kurzen Zeit, welche ihm nur ward, mußten selbst seine Gegner ihm zugestehen, daß er sowohl als Minister Ludwig XVI., wie als Minister des Convents, stets rechtschaffener Mann gewesen war. Und in der That, mit derselben Freimüthigkeit, mit welcher er im Staatsrathe die Sache des Königs die Sache des Volks und der Freiheit geführt hatte, führte er auch unter dem wilden Toben der Jacobiner die Sache des Rechts und des unglücklichen Monarchen und sein berühmtes und merkwürdiges Schreiben an Ludwig XVI. beweist eben so klar, wie das von ihm später in Betreff der blutigen September-Auftritte an den Convent gerichtete, daß einzig und allein Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit die Richtschnuren seines Lebens waren. *) Der Convent aber, damals schon in der Gewalt jenes Haufens von Wüthenden, die mit ihrem rasenden Geschrei und ihrem Mordbanhange Alles verstummen machten, hatten kein Gehör mehr für die Stimme der Vernunft und Wahrheit, und als bald darauf Roland von einigen jener Elenden, denen er die Heuchlermaske des Patriotismus abgezogen hatte, der Himmel weiß, welcher und wie vieler Verbrechen beschuldigt ward, da fand sich nicht einer mehr, der den Muth gehabt hätte, die Unschuld zu vertheidigen, und selbst die Girondisten, jener edle Theil der Versammlung, der durch seine Talente wie seine Gesinnungen sich so rühmlich auszeichnete, versäumten zum Unglück der ihnen gleich Gesinnten, wie später zum eigenen, manchen Augenblick und manches Mittel, dem Unwesen Einhalt zu thun. Anfänglich mochten sie, im Bewußtseyn des Uebergewichts ihres Geistes und ihrer Talente, die wilden Schreier verachten, später ließen sie sich zu schnell einschüchtern. Dies war ihr Hauptfehler. Der Muth, mit welchem sie dem Tode entgegen gingen, wischte zwar diesen kleinen Flecken von ihrem Andenken wieder weg; indeß muß man eben darum doppelt bedauren, daß Männer wie sie nicht mehr Energie zeigten, als es galt der Schlechtigkeit zum Heile des Vaterlandes, der Zeit und Nachzeit, kühn entgegen zu treten. Roland, den das Band der Ueberzeugung und des Unglücks an ihr Geschick knüpfte, theilte ihr Loos, ohne jedoch ihre Mißgriffe zu theilen. Seine Gattin aber, die, wie es einer Gattin ziemt, alles mit trug, was ihren Mann betraf, theilte wiederum auch sein letztes Geschick mit ihm. Nachdem sie lange nach Kräften mitgewirkt hatte, den Muth und die Standhaftigkeit der Girondisten anzufeuern, ward sie auch in ihre Niederlage verwickelt. Verhaftet zugleich mit ihnen am 31sten Mai, behielt sie mitten unter den sie umgebenden Schrecken ihre Geistesgegenwart und entfaltete jenen edlen, standhaften Muth im Leiden, der stets die Bewunderung Aller erregt. Hier, in einem Gefängnisse, umringt von den Scenen des Todes und der Klagen, schrieb sie ihre Memoiren, diese Berufung auf die Gerechtigkeit der Nachwelt nieder, und treu auch hier den Gesinnungen, welche sie stets belebten, fuhr sie fort durch ihr Beispiel den Muth aller Unglücklichen, die gleiches Loos mit ihr theilten, den Muth ihrer edlen Freunde zu beleben. Wie einst in den Tagen des Glücks, schlug auch hier noch ihr Herz für das geliebte Vaterland, für Freiheit, Ehre und Recht, und tief jene politischen Eunuchen verachtend, denen immer nur das eigne Wohlbefinden Hauptsache ihres niederen Strebens ist, sagte sie offen und frei: „Erbärmlich erscheinen mir die, welche wohl immer vom Vaterlande sprechen, aber wenn die Zeit der Bewährung kommt, ihr Leben kleinlich in die Wagschaale der Berechnung werfen und feige zittern, das höchste ihrer Güter zu verlieren. Betrachten wir jene Feigherzigen in der Versammlung, die seufzten und duldeten, während sie wie Männer handeln sollten. Hätten sie am 2ten Juni den Muth gehabt, sich auf Gefahr festgenommen zu werden, den Beschlüssen entgegen zu setzen, welche 22 der Ihrigen die Freiheit raubten, so wäre das Wohl Aller gerettet gewesen; denn niemand würde alsdann gewagt haben, den zwei oder dreihundert Volksrepräsentanten ein Haar zu krümmen. So allein

*) Beide Actenstücke sind von den wackern Herausgebern in den dem Werke beigefügten Eclaircissements historiques mitgetheilt. Ueberhaupt verdient die Sorgfalt der Herausgeber durch Beibringung von Actenstücken sowohl als erläuternden Notizen den Werth des Ganzen zu erhöhen, Lob; um so mehr, da sie sichtlich hierbei keinen Fleiß gespart haben.

konnte die Sache der Allgemeinheit gerettet werden; man wäre in den Departements nicht getäuscht worden und nimmermehr hätte dann das für einen Beschluß des Convents gegolten, woran der größte Theil, sich zurückziehend, nicht Theil nahm."

Mit demselben richtigen Blick sah sie Frankreichs nächstfolgende, traurige Zukunft voraus und beklagte sein Geschick. Es war ihr klar, wie das unglückliche Land nur zu bald die Beute einiger blutdürstiger Ungeheuer werden, und daß endlich ein Despot auf den Trümmern des Ganzen sich erheben würde. Ihre Bemerkung, daß die Dummheit und Feigheit des großen Haufens immer die Schlechtigkeit siegen und das Gute untergehen lassen, ist so wahr und durch die ganze Geschichte bestätigt, daß jedes Blatt derselben die Belege dazu liefert.

Mit derselben Wärme, mit welcher sie noch im Gefängnisse die Sache des Rechts vertheidigte, hing sie auch noch an dem Andenken ihrer Lieben. Oft ergriff sie ein schmerzliches Gefühl bei dem Gedanken an ihren Gatten und ihre Tochter; immer aber fand sie auch hier bald ihren Muth wieder. Endlich kam indeß doch ein Augenblick, wo ihr christlicher Muth in Ertragung der schrecklichsten Leiden zu schwanken begann. Setzend, daß alle ihre Freunde unter den blutigen Streichen der Schreckensmenschen jener Tage fielen; daß jede Hoffnung schwand, faßte sie den Entschluß, den Henkern des Vaterlandes nicht die Freude zu machen, auch sie zum Blutgerüste zu schleppen. Sie wollte auch noch in den Ketten frei sterben, und in ihren „Dernières pensées" entwickelt sie mit einer wahrhaft philosophischen Ruhe die Gründe, welche sie hierzu bewogen. Auf die Vorstellungen eines Freundes kam sie aber bald von diesem, ihrer nicht würdigen, Gedanken zurück.

Als am 31sten October 1793 die Zwei und Zwanzig unter dem Beil der Guillotine fielen, wurde sie aus der Abtei in die Conciergerie gebracht, und schon am 10ten November gleichfalls vor jenes Schreckens-Tribunal geschleppt, dessen Ausspruch Tod, und immer Tod war. Hier war es, wo sie nach Fällung des Urtheils, welches ihr das Leben absprach, ausrief: „Man hält mich für würdig, das Schicksal der Edlen zu theilen, die bisher schon gemordet wurden; ich werde streben auch im letzten Augenblicke mich ihrer nicht unwerth zu bezeigen." Und sie hielt Wort. Als sie bald darauf das Gerüst bestieg, dessen Fuß nicht mehr trocken ward vom Blute, zeigte sie die ganze Reinheit und Heiterkeit einer großen, gottergebenen Seele und man kann von ihr wohl sagen: sie starb wie sie lebte, edel und groß. *) 77.

Der neue Achilles. 1821. Cölln, in Commission bei J. P. Bachem.

(Vergleiche eine andere Anzeige in No. 152.)

Der auf des Büchleins Titel prunkende Heldenname veranlaßte uns, als wir solches zur Hand nahmen, zu der Vermuthung, es habe irgend eine politische Tendenz in Beziehung auf die, alle Welt interessirende, Sache der Griechen. Zwar fanden wir in dieser Erwartung uns nachmals getäuscht; jedoch wollen wir das Romanchen als eine anmuthige Unterhaltung den Damen und solchen Hellenenfreunden empfehlen, die von ihrem Boudoir oder sonst dem ähnlichen Standpuncte aus, jenes große Ereigniß beschauen. Das Sujet der Fabel ist die Geschichte eines jungen Griechenpaars des einen und des andern Geschlechts, das gleichzeitig in der grausamen Moslemin Gefangenschaft geräth und das, nach mancherlei Abenteuern, die Held und Heldin bestehen und wobei es an vergossenen Christen- und Türkenblute nicht fehlt, zuletzt durch Hymen's Bande vereinigt wird.

So wenig die Dichtung in ihren Verwickelungen und deren endlichen Lösung uns ansprach, so gewährte doch eine Episode, die etwa 15 bis 20 Seiten füllt, uns einige Entschädigung für die auf des Buches Lesung verwandte Zeit. Noch in der ersten Hälfte desselben tritt auf, als rettender Deus ex machina des bedrängten Paars, ein Deutscher, charakteristisch bezeichnet durch den Namen Wandel, seines Gewerbes ein Orgelspieler und dermalen Renegat in Diensten eines türkischen Großen, erzählend seine seltsame Geschichte. Den Götzen seines Zeitalters, zuerst dem Republicanismus, sodann dem Buonapartismus huldigend, ward er gleichwohl Märtyrer des einen und des andern Glaubens, weil er die Momente heilbringender Apostasie nicht mit Klugheit wahrzunehmen vermochte. Als die Altäre seines zuletzt verehrten Idols in Deutschland, Italien und Frankreich gestürzt waren, entschloß sich Wandel, ihm zu folgen nach Elba. „Mich trieb's fort," sagt er, „von dem windigen Volke, das dem gefallnen Herrscher beim Abschiede bloß mit Spott und Witzspielen begleitete anstatt mit Thränen, und ich trug großes Verlangen, ihm, nun er unglücklich war und der Verdacht des Eigennutzes mich nicht mehr treffen konnte, mit meiner Liebe zu nahen und ihm zu dienen." Doch des Schiffspatrons Treulosigkeit brachte Wandel, statt nach Elba, in ein türkisches Gefängniß nach Smyrna, aus dem, vom Unglück gewitzigt, er durch Abschwörung seines Glaubens sich rettete. Und, wie er selbst gesteht, ließ er um so williger zum Türken sich machen, als er, aus der bekannten Vorliebe Buonaparte's für seinen Leibmameluken, auf dessen besonderes Wohlwollen für Mahomed's Jünger schloß und sich schmeichelte, als Nachfolger Rustan's, um so leichter in seine Dienste treten zu können. Wem fallen hierbei nicht die politischen Renegaten Deutschlands ein, die, vor nicht gar langer Zeit des Zwingherren demüthige Knechte, ja oft nur seiner Werkzeuge bereitwillige Werkzeuge, gleichwohl es sich anmaßen, die Liberalen zu spielen, uneingedenk der Merkmale der Knechtschaft, die auch an ihnen sichtbar sind. Gleichwohl ist es ihnen gelungen, die treuherzigen Deutschen hinters Licht zu führen, ja wohl gar hin und wieder der Organe der öffentlichen Meinung sich zu bemeistern und als deren Koryphäen zu prunken. Doch, armes Deutschland, Abdallah's Beispiel — so hieß des Renegaten Dienstherr — warne dich! denn kaum war dieser durch des neuen Achilles mörderische Hand gefallen, so verleugnete auch Wandel Glauben und Treue, die er vor kurzem erst beschworen hatte. 53.

---

*) Wer diese Denkwürdigkeiten aus dem Leben einer trefflichen Frau näher kennen lernen will, den verweisen wir auf die Zeitgenossen No. XXVIII., wo sich ein sehr anziehender Auszug aus denselben befindet. A. d. Red.

— Ein französisches Journal bedauert die Finsterniß, welche gegenwärtig in Rom herrscht. „Zu der Zeit," sagt es, „wo die Franzosen Rom inne hatten, war die Stadt durch große Lampen erleuchtet, bei deren Schein man die ganze Nacht hindurch sicher die Straßen dieses weiten Grabes menschlicher Größe durchstreichen konnte. Seitdem aber die Gänse des Capitoliums die Gallier zum zweitenmale gezwungen haben, über die Alpen zurückzukehren, wird Rom nur noch durch die kleinen Lichter bei den Madonnenbildern erleuchtet, und diese Lichter reichen gerade hin — um dabei im Finstern zu tappen." Auch wir beklagen aufrichtig, daß Rom jetzt so wenig erleuchtet ist. Aber warum mußte es auch grade der gallische Hahn seyn, welcher den capitolinischen Gänsen das Licht aufsteckte? Der Hahn hat in die Lichter etwas zu viel von dem Fette der Gänse genommen, und die guten Gänse können ja, wenn sie sich auch nach dem Lichte sehnen, unmöglich eine Zeit zurückwünschen, wo sie ihre Haut dazu hergeben mußten. Eine solche Sehnsucht hervorzubringen, hätte es der Hahn viel klüger anfangen müssen.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 183.

9. August 1822.

Politische Literatur.

De la peine de mort en matière politique, par *F. Guizot*. Paris 1822. 185 S. 8.

Diese neueste Schrift des berühmten Verfassers ergreift, wie seine frühern, den Gegenstand, welcher die Gemüther des Volkes ohne allen Unterschied der Parteien am meisten beschäftigen muß. Sie wird selbst für eine Parteischrift gehalten werden; sie soll ihrem Verfasser bereits die Entfernung von seinem Lehrstuhl der Geschichte am Collège de France bereitet haben, und doch ist vielleicht keine politische Schrift der neueren Zeit so rein von allem Parteigeiste als die vorliegende. Damit sagen wir nicht, daß der Verf. selbst nicht seine Partei bestimmt und entschieden, wie es in einer bewegten Zeit einem jeden kräftigen Menschen gebührt, ergriffen habe. Er ist als einer der Wortführer der Doctrinaires hinreichend bekannt, einer Classe von Politikern, welche, wenn man sie nach persönlichen Beziehungen charakterisiren will, zwar zu den Anhängern des Ministers Decazes gehören, aber ihre eigentliche Parteibezeichnung von dem Streben erhalten haben, die Aufgaben der Politik aus den höhern Theorien über den Staat und die öffentliche Gewalt zu beantworten. Sie gehörten daher zur Ministerial-Partei, so lange es galt, der Regierung die unentbehrliche Kraft zu erhalten; sie haben zur Opposition übertreten müssen, als das Ministerium mit ihren Grundsätzen auf eine doppelte Weise in Widerspruch gerieth, erstlich indem es seine Kraft nicht aus dem Einklang mit den herrschenden Gesinnungen des Volkes, aus seiner Popularität, sondern aus den Mitteln einer willkürlichen und unbeschränkten Herrschaft schöpfen wollte, und zweitens, indem es sich mit der Partei des alten Adels verband, und nach und nach allen Zwecken dieser Partei vollkommen dienstbar wurde. — Insofern man freilich Adelsherrschaft, Vertheilung des Grundeigenthums unter wenige, Abhängigkeit alles übrigen Volks von diesen Wenigen, sey es als Zeitpachter, oder dienstpflichtige Zinsleute, und alle von dieser Ausschließung des Volkes vom freien Grundbesitz unzertrennliche Folgen (Sclaverei oder eine noch schlimmere allgemeine Verarmung, deren Vollendung man in Irland sehen mag) für eine wesentliche Grundlage der Monarchie ausgibt, so sehr auch der gemeine Menschenverstand und die Geschichte auf ihren Blättern dieser Verbindung widersprechen: insofern müssen auch die Doctrinaires sich den Vorwurf, antimonarchische Grundsätze zu hegen, machen lassen. Dann kann aber auch überhaupt keine staatswissenschaftliche Theorie einem solchen Vorwurfe entgehen, und nur eine vollendete Untheorie, wie etwa des Herrn von Haller, würde für echt monarchisch gehalten werden dürfen. Wir aber sind, wenn dies noch nöthig seyn sollte, ausdrücklich bemerkt zu werden, überzeugt, daß die gesetzlich geordnete Monarchie keine Theorie, vielmehr überhaupt nichts mehr zu fürchten hat, als ihre falschen oder in ihrem Eifer ungeschickten Freunde.

Noch ertönt die Lärmtrommel wegen revolutionairer Verschwörungen aller Art von einem Ende Europas bis zum andern. In Frankreich ist fast täglich von einer neuen Entdeckung die Rede. Das merkwürdigste dabei ist, daß keine dieser Entdeckungen die Beruhigung wirklich gewährt, welche man von ihr rühmt. Daß sich nirgends bedeutende Männer als Anstifter bemerken lassen, sondern ein Paar verabschiedete Officiere (worunter der einzige Berton einen höhern Rang hat,) ein Paar Unterofficiere und Leute aus den geringern Classen ohne Einfluß und Mittel, das ganze thörichte Complot ausmachen; das ließe sich etwa noch damit beantworten, daß jene vornehmern und reichern Theilhaber klug genug sind, den Kopf nicht in die Schlinge zu stecken, welche vielleicht gedungene Complotirer ihnen hinhalten. Aber daß es noch keiner einzigen Verschwörung hat gelingen wollen, einen bedeutenden Anhang unter Soldaten, Bürgern und Landvolk zu gewinnen; daß alle diese Complote beinahe im Augenblicke ihres Entstehens wieder entdeckt und vereitelt worden sind: das sollte doch wohl die Ueberzeugung hervorbringen, daß der Geist des Volkes nicht ein so revolutionairer, unruhiger, und neuerungssüchtiger sey als man behauptet. Man müßte denn annehmen, daß die rechte Verschwörung noch immer nicht entdeckt, und alles bisherige nur misverstandene, voreilige Regungen einer Kraft sey, deren eigentliche Wirksamkeit mit großer Klugheit beherrscht und geleitet werde, um in solchen einzelnen Ausbrüchen zwar sich zu üben und kennen zu lernen, aber nicht zu zersplittern.

Ueber die Verschwörungen an sich hat sich der Vf. schon in einem frühern Werke verbreitet: Des conspirations et de la justice politique, von welchem eben die dritte Auflage erschienen ist. (Man sieht also daraus, daß die etwas metaphysische Politik des Verfs. doch in Frankreich ein zahlreiches Publicum findet; sein

Werk: Du gouvernement de la France ist eben in der vierten Auflage angekündigt worden.) In der gegenwärtigen hebt er nur einen Punct von diesem reichhaltigen Stoffe aus, um ihn genauer zu beleuchten, nähmlich die Anwendung der Todesstrafe in dergleichen politischen Vergehungen. Er sucht zu zeigen, daß dieselbe in solchen Fällen, wo kein anderes gemeines Verbrechen mit im Spiele ist, weder nothwendig noch nützlich sey, und er räth, nicht sie gesetzlich abzuschaffen, sondern sie theils zu umgehen, indem die Klage auf ein geringeres, im Gesetz nicht mit dem Tode bedrohtes Verbrechen gerichtet würde, theils durch das königliche Recht der Begnadigung in eine mildere zu verwandeln.

Recht eifrige Parteimänner, zumal der andern Seite, werden hier ausrufen: „Nun wenn dies keine Parteischrift ist, so gibt es keine! Ist es nicht ein Versuch, von denjenigen Mitverschwornen, welche in die Hände der Gerechtigkeit gerathen sind, die gesetzliche Strafe abzuwenden, um theils die Partei dieser Stützen nicht zu berauben, theils die Wirkungen der Furcht aufzuheben!" — Wenn dies die Absicht des Verfs. wäre, so würde sie so offen ausgesprochen, ihres Zwecks am leichtesten verfehlen. Man könnte aber auch sagen, es sey ein Versuch, im voraus die Minister wegen allzuhäufiger und unnöthiger Hinrichtungen bei der allgemeinen Meinung zu verklagen, wenn sich nicht darauf sogleich die Antwort von selbst machte, daß die Minister ohnehin mit Vollstreckung der Todesurtheile in politischen Dingen behutsam seyn würden, und also jene nachtheiligen Folgen für ihre Popularität nicht zu fürchten hätten.

Doch abgesehen von jeder Nachfrage nach den Absichten des Verfs. sind seine Gründe von allem Parteiwesen insofern vollkommen unabhängig, daß sie von einer allgemeinen Anwendung sind, und von dem einen Theile so gut als von dem andern gelten. Es ist ein Capitel aus einer allgemeinen Theorie der Kunst zu herrschen, welche Machiavelli in dem Sinne eines despotischen Usurpators so kunstreich ausgeführt hat. Daher schließt der Verf. auch mit einer Stelle aus einem Capitel des Fürsten, welche für unsere verschwörungssüchtige Zeit so treffend ist, daß wir uns nicht enthalten können, sie auch hier mitzutheilen. Nachdem Machiavelli gezeigt hat, daß ein Fürst nur zwei Dinge zu fürchten hat, mächtige Feinde von aussen und geheime Verschwörungen von innen, fährt er fort: „das vornehmste Mittel gegen Verschwörungen aber ist, sich nicht mit allgemeinem Haß und Verachtung zu beladen. Denn ein jeder, welcher Verschwörungen anstiftet, glaubt durch den Tod des Fürsten dem Volke etwas angenehmes zu erweisen, und wird ein solches Unternehmen nicht wagen, wenn er dasselbe dadurch zu beleidigen fürchten muß, indem er immer sehr große Schwierigkeiten dabei gegen sich hat, und die Erfahrung lehrt, daß von vielen unternommenen Verschwörungen nur sehr wenige gelungen sind. Allein kann keiner etwas ausrichten, und seine Gehülfen nur aus denen, welche er schon für unzufrieden hält, erwählen; so wie Du aber deine Absichten einem solchen vertrauest, so gibst Du ihm ein Mittel sich selbst zufrieden zu stellen, weil er Dich nur zu verrathen braucht, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen. Da er nun auf der einen Seite sichern Vortheil, auf der andern nur eine gefahrvolle Ungewißheit erblicken muß, so wird er entweder für Dich ein sehr seltner Freund, oder gegen den Fürsten ein sehr unversöhnlicher Feind seyn müssen, um Dir sein Wort zu halten. Kurz auf Seiten der Verschwornen ist nichts als Sorge, Mistrauen, Furcht vor der Strafe, welche sie entkräften, auf Seiten des Fürsten hingegen das Ansehen der fürstlichen Hoheit, das Gesetz, die vereinte Macht seiner Freunde und der öffentlichen Gewalt: so daß, wenn zu allem dem noch die Liebe des Volkes hinzukommt, niemand so tollkühn seyn wird, einen Aufstand erregen zu wollen." —

In der Hauptsache ist der Gedankengang des Vfs. einfach, und wir würden sagen überzeugend, wenn es in dem heutigen Meinungskampfe möglich wäre, auf die überzeugende Kraft der Rede und der Gedanken zu hoffen, und nicht das Wort gänzlich verloren schiene, wodurch beide entgegengesetzte Parteien sich einander verständlich machen und eine Versöhnung vorbereiten könnten. Es sind nicht philosophische Betrachtungen über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, welche der Verf. mittheilt, und er beabsichtigt durchaus keine Veränderung in den Gesetzen, wodurch dieselbe sowohl überhaupt, als in Beziehung auf gewisse Staatsverbrechen einmal eingeführt ist, sondern er nimmt die Sache ausschließlich von der politischen Seite, man könnte sagen, im eigenen Interesse der Machthaber, inwiefern ihnen selbst für ihre Zwecke die häufige Anwendung der Todesstrafe nothwendig oder nützlich seyn könne. Dabei geht er von einer Unterscheidung der zweifachen Wirksamkeit aus, welche überhaupt alle Bestrafungen haben, der materiellen, welche das schuldige Individuum unschädlich macht, und der moralischen, welche in andern die Versuchung das Verbrechen zu begehen, unterdrückt. (Unsere Criminalisten würden darin ihre Theorien der Prävention und der Abschreckung mit Inbegriff des psychologischen Zwanges wiederfinden.)

Nun ist es nicht schwer zu zeigen, daß die Todesstrafe in keiner dieser beiden Beziehungen von Wirksamkeit ist, sobald man nämlich den jetzigen Standpunct der bürgerlichen Gesellschaft und die jetzigen Verhältnisse der Parteien gehörig würdigt. Ehedem war dies wenigstens häufig ganz anders. An der Spitze der Völker stand eine große herrschende Aristokratie, die Menge arm, wehrlos an sich selbst, bedeutete nur etwas, indem sie sich unter anerkannten Parteihäuptern vereinigte. Die innern Kämpfe wurden nur zwischen solchen anerkannten Parteihäuptern geführt, fiel eins derselben, oder wurde die unterliegende Partei ihrer Führer beraubt: so war der Kampf zu Ende, bis sich wieder ein neues mächtiges Haupt an ihre Spitze stellte.

Die Todesstrafe hatte also eine entschieden materielle Wirksamkeit auch in diesen politischen Unruhen. Jetzt aber ist die Sache in einer sehr veränderten Lage. Die Gefahren kommen nicht mehr von einzelnen, mächtigen Parteihäuptern, sondern, wenn sie wirklich vorhanden sind, von den Gesinnungen ganzer zahlreichen Classen des Volkes, und man hat also wenig gewonnen, wenn ein einzelner Schuldiger aus dem Wege geräumt wird. Man müßte zu Maßregeln greifen, welche in frühern Zeiten wirklich genommen worden sind: ganze Gegenden verwüsten, die Wohnungen niederbrennen, das Volk decimiren, beinahe ausrotten lassen. Auch dies war ehedem wohl möglich, wenn irgend eine mächtige Ursache, Hungersnoth, aber vor allen ein kirchlicher Glaube einen jener allgemeinen Aufstände der niedern Volksclassen angefacht hatte, welche in einer rohern Zeit auch einen zerstörendern und rohern Charakter annahmen. Wie das Vergehen, so war die Strafe. Ganze Gegenden wurden entvölkert, das Land ward mit Brandstätten, Blut und Leichen bedeckt. (Es glich, sagt ein Augenzeuge der Executionen nach unserm deutschen Bauernkriege, einer Metzig, wo Menschenfleisch wohlfeil war.) Unter Heinrich VIII. in England wurden 70,000 Menschen, unter Elisabeth doch 19,000 hingerichtet. Noch Ludwig XIV. ließ einen unbedeutenden Aufstand der Bretagner auf diese Weise bestrafen. „Man hat, schreibt Frau v. Sevigné damals aus Rennes, eine ganze große Straße verbannt, und bei Todesstrafe verboten, die Leute aufzunehmen. Wöchnerinnen, Greise, Kinder irren umher, ohne Nahrung, ohne Obdach! — Sechzig Bürger sind eingefangen, morgen geht das Hängen an. Doch werden wir mit Rädern mehr verschont, alle acht Tage nur einer, damit die Justiz nicht ganz ausgeht. In der That dagegen ist die Hängerei wie eine Erfrischung!" Durch alle diese Gräuel wurden die Vergnügungen und Feierlichkeiten des Hofes nicht einen Augenblick unterbrochen. Aber welche Regierung würde jetzt der Todesstrafe auf diese Weise eine materielle Wirksamkeit geben wollen? welche würde es können, wenn sie auch wollte?

Die moralische Wirksamkeit der Strafen beruht allerdings zum Theil auf der Furcht, aber doch bei weitem mehr auf der Ueberzeugung des Volkes, von ihrer Gerechtigkeit. Sie verfehlt ihren Zweck, wenn sie für übertrieben gehalten wird, wenn sie mehr Mitleid mit dem Bestraften als Unwillen mit der That erregt; sie reizt und erbittert dann mehr, als sie schreckt. Die moralische Wirksamkeit der Strafe hält daher mit den Veränderungen gleichen Schritt, welche sich in den Rechtsbegriffen des Volkes ergeben. Grausame Hinrichtungen, Verstümmelungen, bringen mehr Abscheu gegen die Strafe, als gegen das Verbrechen hervor; die einfache Todesstrafe hingegen behält ihre Wirksamkeit, so lange die That in den Augen der Menge weder von ihrer Strafbarkeit etwas verliert, noch ihr Dasein zweifelhaft wird. Mord, Raub, Brandstiftung und dergleichen Verbrechen werden immer einen so allgemeinen Unwillen erwecken, daß die Bestrafung diesen Eindruck immer mehr schärft, und also den Zweck der Abschreckung erreicht. Die allgemeine Stimme, die Staatsgewalt, ja der Bestrafte selbst sind über die Thatsachen einig, sowohl daß die That wirklich statt gefunden hat, als auch, daß sie wirklich ein Verbrechen ist. Hingegen bei den politischen Vergehungen, den sogenannten Staatsverbrechen, fehlt es häufig über diese beiden Puncte an der erforderlichen Gewißheit, wenigstens an dem Glauben daran von Seiten derer, auf welche man durch die Bestrafung wirken will. Die That steht nicht isolirt für sich da. Sie wird durch eine Reihe von Handlungen dargestellt, welche ihren strafbaren Character nur durch die Umstände und durch die vermuthete Absicht des Handelnden bekommen können, für sich allein mehr oder weniger gleichgültig sind. Hier fehlt es also an der ersten nothwendigen Ueberzeugung; allein auch über den zweiten Punct ist dieselbe sehr häufig nicht vorhanden. Das positive Gesetz steht oft mit dem Rechtsgefühle des Volkes in grellem Widerspruch und am häufigsten in den Strafen politischer Vergehungen. „Kennen Sie das Gesetz nicht, Bürger, welches bei Todesstrafe verbietet, den Emigranten Geld zu schicken?" frug der Präsident des Revolutions-Tribunals Herrn Engrand d'Alleray. „O ja," antwortete der Greis, „aber ich kenne auch ein viel älteres, welches mir gebot, meine Kinder nicht darben zu lassen!" — Was im J. 1793 von allen fühlenden Herzen für wahr erkannt wurde, wird immer wahr seyn, trotz aller Gesetzbücher und Verordnungen in der Welt. Der Räuber, der Mörder steht isolirt in der Welt. Wenn ihn das Gesetz erreicht, so ist nicht die Regierung für sich allein, die ganze bürgerliche Gesellschaft ist gegen ihn bewaffnet, da er selbst sich von ihr losgesagt und ihr den Krieg angekündigt hatte. Hingegen die Feinde einer Regierung trennen sich nicht von der Gesellschaft, sie behalten alle ihre Verbindungen, sowohl die persönlichen als diejenigen, welche durch Uebereinstimmung der Grundsätze und Zwecke hervorgebracht werden. Die Hinrichtung eines solchen Staatsverbrechers, so legal sie auch nach den positiven Gesetzen seyn mag, bringt unter den Gleichgesinnten weit öfter nur größern Eifer und raschern Entschluß als Erbitterung hervor. Denn die Furcht ist überhaupt wirksamer gegen das Interesse als gegen die Leidenschaft, und wirksamer gegen die Leidenschaft als gegen eine allgemeine Idee. Es ist leichter, durch die Schrecken der Strafe den Armen vom Diebstahl, als den Gereizten von der Rache abzuhalten, und abermals leichter, die Rachsucht durch Furcht zu dämpfen, als den Schwärmer zurückzuhalten, wenn sein Wahn ihm einen Mord befiehlt. Nun werden politische Bewegungen meistens durch irgend eine Idee (wahre oder falsche, gleich viel) hervorgebracht; auf sie wirkt die Furcht also gerade am wenigsten; die Parteien betrachten die dem Gesetz gefallenen Opfer als Märtyrer und der politische Fanatismus wird nur heftiger entzündet. Eine solche Partei kann durch harte Bestrafungen neue Kräfte und Anhänger gewinnen. Zwar werden durch die Furcht Menschen von ihr abgesondert werden, welche nur das Interesse, der Ehrgeiz, die Neigung zu Händeln und Neuerungen, nicht aber eine höhere Triebfeder zu Gegnern der bestehenden Regierung macht; wie unter Karl II. in England durch Russel's und Sidney's Hinrichtung Monk und Shaftsbury von der Opposition abgezogen wurden. Dagegen schliessen sich eine Menge rechtschaffener Männer an sie an, welchen jene Verurtheilungen selbst erst den Beweis gegeben hatten, daß sie Recht gehabt habe. So ist denn auch von dieser Seite die Todesstrafe kein wirksames Mittel gegen politische Gefahren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachricht aus Livland.

Ueber Dorpat.

Im Mai 1822.

Auf meiner Durchreise von Riga nach St Petersburg fand ich die Stadt Dorpat, die ich seit vielen Jahren nicht gesehen, vielfach verschönert; auch zeigten sich sowohl nach der rigaischen, als nach der petersburgischen Seite manche neue Anlagen an Häusern und Gärten. Ueberall bemerkt hier der Reisende erfreuliche Spuren des Steigens und der Verbesserung, natürlich mit einem andern Gefühl, als die des Gegentheils in so manchen Städten. Die Zahl der Einwohner, die noch im Conversations-Lexicon zu 4000 angegeben wird, beträgt jetzt wenigstens über achttausend, die der Studirenden, deren daselbst 150 gerechnet werden, ist jetzt bestimmt über dreihundert. Von dem mit einem edeln, von Säulen getragenen Portal geschmückten großen Universitäts-

gebildete Ingenieure, so wie die Herren Bergrath Hartmann, Bergrath Gerhard und Bergrath Hasenclever, welche sich durch ihre Schriften über Bergbau und Hüttenwesen einen Namen gemacht haben, und welche sämmtlich Mitglieder des Vereins sind, ertheilen Unterricht in den Vorlesungen, welche sich auf ihre Fächer beziehen. Ausserdem sind noch mehrere Lehrer für die Vorlesungen über Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geognosie, Geologie, Zeichnen, Französische und Englische Sprache angestellt. Die Vorlesungen beginnen am 1. November und dauern bis Ende Juli. Die Zahl der Zuhörer betrug im Winter 1837/38 gegen 100. Die Vorlesungen sind öffentlich, und Jeder kann sich gegen Entrichtung des Honorars, welches für jede Vorlesung 1 Thlr. beträgt, daran betheiligen. Ausserdem sind noch Privatvorlesungen eingerichtet, welche gegen ein besonderes Honorar ertheilt werden. Die Vorlesungen werden in einem Gebäude gehalten, welches der Verein zu diesem Zweck gemiethet hat, und worin sich auch die Bibliothek und die Sammlungen befinden. Die Bibliothek besteht aus einer Sammlung von Büchern und Zeichnungen, welche sich auf Bergbau und Hüttenwesen beziehen, und ist bereits ziemlich reichhaltig. Die Sammlungen bestehen aus Modellen, Instrumenten und Mineralien, und sind ebenfalls schon ziemlich vollständig. Ausserdem ist noch ein Laboratorium eingerichtet, worin Jeder, der sich dafür interessirt, unter Anleitung des Professors Bischof Versuche anstellen kann. Die Bibliothek und die Sammlungen sind täglich geöffnet, und Jeder kann sich gegen Entrichtung eines Honorars von 1 Thlr. jährlich daran betheiligen. Ausserdem sind noch Lesezirkel eingerichtet, welche gegen ein besonderes Honorar benutzt werden können. Die Bibliothek und die Sammlungen werden in einem Gebäude gehalten, welches der Verein zu diesem Zweck gemiethet hat, und worin sich auch die Bibliothek und die Sammlungen befinden. Die Bibliothek besteht aus einer Sammlung von Büchern und Zeichnungen, welche sich auf Bergbau und Hüttenwesen beziehen, und ist bereits ziemlich reichhaltig. Die Sammlungen bestehen aus Modellen, Instrumenten und Mineralien, und sind ebenfalls schon ziemlich vollständig. Ausserdem ist noch ein Laboratorium eingerichtet, worin Jeder, der sich dafür interessirt, unter Anleitung des Professors Bischof Versuche anstellen kann. Die Bibliothek und die Sammlungen sind täglich geöffnet, und Jeder kann sich gegen Entrichtung eines Honorars von 1 Thlr. jährlich daran betheiligen. Ausserdem sind noch Lesezirkel eingerichtet, welche gegen ein besonderes Honorar benutzt werden können.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 184.

10. August 1822.

Malthus und Godwin's Bevölkerungssysteme.

Malthus stellte zuerst den Satz auf: daß sich die Bevölkerung, wenn sie durch kein Hinderniß gehemmt wird, einzig durch das Ergebniß der Geburten alle fünf und zwanzig Jahre verdoppelt und dann in geometrischer Progression anwächst. Die Hindernisse, welche dem Anwachs der Bevölkerung durch Verminderung der Zahl der Geburten zuvorkommen, nennt er privative oder hemmende; diejenigen hingegen, welche die Bevölkerung im Werden vernichten, d. h. die Sterblichkeit vermehren, destructive oder zerstörende Hindernisse. Mit Grund hatte man schon früher bemerkt, daß, wenn diese Verdoppelung der Volksmenge auf allen Puncten des Erdbodens einträte, es bald an den nöthigen Nahrungsmitteln fehlen und großes Elend unter dieser Menschenmasse entstehen würde. Allein Malthus zog eine Schlußfolge aus seinem Satze, die noch mehr Gegner gefunden hat als seine Prämisse. „Weit entfernt," sagt er, „den Anwachs der Bevölkerung zu begünstigen, und die dagegen eintretenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, müssen wir ihre Entwickelung zu hemmen suchen und dafür sorgen, daß die Volkszahl immer etwas geringer bleibe, als der Belauf der Nahrungsmittel gestatten würde." *) Bekanntlich hat es der Lehre des Hrn. Malthus unter den Staatsmännern unserer Zeit, denen die vor fünf und zwanzig bis dreißig Jahren durch unsere Statistiker so anlockend dargestellten Lehrsätze von dem finanziellen Werthe eines menschlichen Wesens nicht durch die Erfahrung des letzten Vierteljahrhunderts bewahrheitet schienen, oder welche die staatswissenschaftlichen Maßregeln zur Beförderung der Population für zu mühsam und selbst gefahrvoll hielten, nicht an Anhängern gefehlt. Doch haben sich auch mehrere Gegner wider ihn erhoben. Am meisten zeichnet sich unter ihnen an Ausführlichkeit und Gründlichkeit, aber auch mitunter an Heftigkeit und Parteilichkeit der Engländer William Godwin aus. (On population, an enquiry etc. by William Godwin London 1820 1. Vol. in 8.) Er stellt ein ganz entgegengesetztes Bevölkerungssystem auf und sucht aus einer großen Anzahl von Schriftstellern zu beweisen, daß viele Länder Europas, Asiens, Africas und Americas ehemals weit bevölkerter waren, als sie gegenwärtig sind, obgleich in den meisten dieser Länder die Heirathen in neueren Zeiten durch die Gesetzgebung, durch die Fruchtbarkeit des Bodens und andere Umstände sehr begünstigt wurden. Hieraus zieht er den Schluß, daß man weit mehr eine fortschreitende Abnahme, als einen zu schnellen Anwachs der Bewohner unsers Erdballs zu fürchten hat. Allein Malthus hat keinesweges unbedingt, sondern nur unter der Voraussetzung, daß kein Hinderniß dem Einflusse des Beförderungsprincips entgegenwirke, die Verdoppelung der Volksmenge im Lauf von 25 Jahren behauptet; er kann sich daher gegen seinen Widersacher immer mit dem Schilde seiner hemmenden und zerstörenden Hindernisse der Bevölkerung schützen. Malthus behauptet, es sey hauptsächlich der Mangel an Nahrungsmitteln, — ein nothwendiges Ergebniß des Misverhältnisses zwischen dem Zuwachs der Bevölkerung und dem der Subsistenzmittel, — wodurch die Einwirkung des Bevölkerungsprincips verhindert, und eine Minderung der Einwohnerzahl eines Landes herbeigeführt werde. Hr. Godwin wendet dagegen ein: sein Gegner verwechsle die wirklich im Lande erzeugten Nahrungsmittel mit denen, die es, gehörig angebaut, hervorbringen könnte. Wenn es dergestalt übervölkert sey, daß die Gesammtheit des Gewerbfleißes der Nation die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Nahrungsmittel nicht hervorzubringen vermöge, so müsse freilich ein solcher Mangel entweder durch Verminderung der Geburten oder durch Vermehrung der Sterblichkeit verderblich auf die Bevölkerung einwirken; allein solche Fälle würden selten oder niemals eintreten, wogegen in vielen schwach bevölkerten Ländern, z. B. der Türkei, Aegypten, Persien, die Volksmenge fortwährend abnehme, obgleich ihr Boden fruchtbar genug sey, das Zehnfache ihrer jetzigen Bevölkerung zu nähren. Hier seyen also keinesweges Mangel an Nahrungsmitteln oder vielmehr an der Möglichkeit, sich solche zu verschaffen, sondern verheerende Eroberungen und Bedrückungen schlechter Regierungen Schuld an der Abnahme des Ackerbaues. Ueberhaupt hingen die Abwechslungen im Zuwachs des Menschengeschlechts von so vielen verschiedenen Ursachen ab, daß es unmöglich sey, denselben durch eine allge-

*) Für diejenigen unserer Leser, welche die Geschichte nicht genau kennen, bemerken wir hier, daß diese Grundsätze uralt sind, und lange Zeit, ehe es Bevölkerungs-Theorieen gab, geübt, ja in einem weit größeren Maße ausgeführt wurden, als jetzt jemand vorzuschlagen wagen würde. Man s. Möser's Patriotische Phantasieen Th. I. S. 256, wo er die Gründe ausführt, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben. A. d. Red.

meine Regel, wie des Hrn. Malthus, zu bestimmen. „Nehmen wir an," fährt Hr. G. fort, „daß China einen Flächeninhalt von 1,300,000 Quadratmeilen und eine Volksmenge von dreihundert Millionen hat, und setzen wir ferner voraus, daß Bevölkerung und Anbau dort auf die höchste Stufe gediehen seyen, so könnte man daraus schließen, daß der ganze Erdball, dessen bewohnbare Oberfläche 39,000,000 Quadratmeilen enthält, 9000 Millionen Menschen zu ernähren im Stande sey; und doch schätzt man die Gesammtbevölkerung der Erde nur auf etwa 600 Millionen. Mithin könnte sie funfzehnmal mehr Menschen nähren als jetzt."

Der Verf. geht hier zu specielleren Beispielen über, von denen wir Einiges mittheilen wollen. „Middleton schlägt die angebauten Ländereien in England und Wales auf . . . . . 39,100,000 Acres an; die Gemeinheiten und unangebauten Ländereien auf . . . 7,816,000 „

Zusammen 46,916,000 Acres.

Den jährlichen Verbrauch jedes Bewohners von England und Wales, Männer, Weiber und Kinder im Durchschnitt genommen, rechnet er:

an Brot auf das Product von	¼	Acre
„ Getränk	⅓	„
„ animalischer Nahrung	2	„
„ Wurzelgewächsen, Gemüse und Früchten, das Product von	¼	„

Zusammen 2¾ Acres.

Nimmt man die Bevölkerung von England und Wales zu zehn Millionen an, so bedarf diese Menschenzahl jährlich

an Brot, das Product von . .	5,000,000	Acres
„ Getränk	1,250,000	„
„ animalischer Nahrung . . .	20,000,000	„
„ Küchengewächsen ꝛc.	1,250,000	„
Zusammen	27,500,000	Acres.
Hierzu das Futter für 1,200,000 Ackerbaupferde; (wahrscheinlich zu hoch angenommen) für jedes das Product von 4 Acres . .	4,800,000	Acres
Ländereien, deren Product nicht angeschlagen ist	6,800,000	„
In Allem	39,100,000	Acres.

Dividirt man jene 6,800,000 Acres mit 2¾, so ergibt sich, daß sie 2,054,380 menschliche Wesen mehr als im J. 1810 in England und Wales lebten, ernähren könnten, ohne einst die 7,816,000 Acres unangebauter Ländereien in Anschlag zu bringen, von denen wenigstens ein großer Theil culturfähig ist. Ueberdies behauptet Hr. G., daß nach der einstimmigen Meinung englischer Landwirthschaftskundigen die angebauten Ländereien dieses Landes weit entfernt sind, auf den höchsten Grad der Ergiebigkeit gebracht zu seyn, so daß, wenn zwischen den Bedürfnissen der Consumenten und dem Belauf der vom Lande hervorgebrachten Nahrungsmittel ein Misverhältniß Statt findet, solches lediglich der zu großen Ungleichheit des Vermögens der Anhäufung der Landbesitzungen in den Händen einer geringen Zahl von Eigenthümern, der Vergrößerung der Pachtgüter, dem allgemein eingeführten Gebrauch der Pferde statt des Hornviehs zum Ackerbau, dem Luxus der übergroßen Parks, und anderer dem Vergnügen gewidmeter, für die Cultur verlorengehender Grundstücke zuzuschreiben ist.

Malthus stellt unter andern den paradox scheinenden Satz auf: daß der Arme kein Recht auf die Unterstützung des Reichen habe, und will, daß man sich nur mit den Maßregeln zur Vorbeugung des Elends beschäftige, dergestalt, daß das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde. Godwin hingegen findet diese Maxime den Vorschriften des Evangeliums und den Gefühlen der Menschlichkeit gänzlich zuwiderlaufend. Jedem nicht schon im voraus für oder wider eingenommenen Leser fällt in die Augen, daß beide Schriftsteller das Kind mit dem Bade verschütten, und die belobte Regel: Qui bene distinguit, bene docet, welche leider in unsern Tagen nur zu oft der Sucht zu generalisiren weichen muß, aus den Augen setzen.

Mit mehrerem Glücke bestreitet Hr. G. folgende zwei Sätze seines Gegners: nämlich daß niemandem zu heirathen erlaubt seyn solle, der nicht mit Gewißheit bestimmen könne, daß er im Stande sey, eine Familie zu ernähren, und daß für den Armen, welcher von seinem Verdienst lebt, die Erhöhung seines Lohns keine Verbesserung seines Zustandes ist, weil sie die Menge der in seinen Bereich kommenden Lebensmittel nicht vermehrt, sondern nur die Wirkung hat, den Preis derselben nach Verhältniß der Erhöhung des Handlohns zu steigern.

Hr. G. bemerkt hingegen, daß es unzählige, von Heirathslustigen nicht mit Gewißheit oder nur mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehende Fälle gibt, welche ihn außer Stand setzen können, seine Familie zu ernähren, daß, wenn apodiktische Gewißheit des Gegentheils jede Heirath unerläßlich bedingen sollte, nur der Reiche sich verheiligen könnte, und bald die Erde sich entvölkern würde.

Gegen den Satz des Hrn. M., daß Erhöhung des Handlohns den Zustand des Arbeiters nicht verbessere, führt Hr. G. mit Grund das Beispiel der Vereinigten Staaten an, wo der Handlohn höher ist, als in irgend einem Europäischen Lande, ohne daß der Preis der Lebensmittel dadurch erheblich gesteigert ist.

Dagegen will Hr. G. das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerica, wodurch sein Gegner den Beweis fünf und zwanzigjähriger Verdoppelung der Bevölkerung hauptsächlich zu unterstützen sucht, nicht gelten lassen, sondern er betrachtet die ungemeine Vermehrung der Volksmenge jenes Landes lediglich als eine durch einen Zusammenfluß außergewöhnlicher Umstände herbeigeführte Ausnahme von der Regel. Schweden, sagt Hr. G., ist dasjenige Land, über des-

ſen zunehmende Bevölkerung man in den Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm die vollſtändigſten Nachrichten findet, und worauf er deshalb ſeine Berechnungen hauptſächlich gegründet hat.

Eine Reihe von neun Volkszählungen, die von 1751 bis 1805 in Schweden ſtatt gefunden haben, zeigt, daß in dieſem Zeitraum die Bevölkerung des Landes ſich von 2,229,611 bis auf 3,320,647 Seelen vermehrt hat, ſo daß in vier und funfzig Jahren ein Zuwachs von 1,091,016 Seelen ſtattgefunden hat, woraus man ſchließen kann, daß, wenn alle Umſtände genau die nämlichen blieben, Schwedens Bevölkerung ſich in etwas mehr als hundert Jahren verdoppeln würde. Dies Reſultat, welches ſich auf beſtimmte Angaben gründet, iſt weit entfernt von den Vorausſetzungen des Hrn. Malthus. Gleichwohl ſcheint Schweden die meiſten Bedingungen zu erfüllen, welche den Zuwachs des Menſchengeſchlechts begünſtigen könnten. Die Luft iſt geſund, das Land iſt nicht mit Einwohnern überladen, ſo daß die vom Laſter und dem Elende herrührenden Hinderniſſe der Bevölkerung dort wenig einwirken können; im Gegentheil werden die Heirathen durch alle von der Regierung abhängenden Mittel begünſtigt. Auch hat Schweden während der ganzen Periode jener Volkszählungen keine großen Drangſale erlitten, welche die Bevölkerung gewaltſam vermindern konnten. Es geht daher aus dieſem Beiſpiele mit Gewißheit hervor, daß unter gewiſſen Umſtänden die Bevölkerung eines Landes in etwas mehr als einem Jahrhundert ſich verdoppeln kann. Wenn man jene ſchwediſchen Volkszählungen unterſucht, ſo findet man, daß die Zahl der Frauen, welche im Alter ſind, Mutter zu werden, etwa ein Funftel der Geſammtbevölkerung ausmacht, wenn wir annehmen, daß dies Alter ſich vom zwanzigſten bis zum fünf und vierzigſten Jahre erſtreckt; — eine Berechnung, die auf alle Länder anwendbar iſt, indem die Frauen, da wo ſie ſich vor dem zwanzigſten Jahre verheirathen, auch um deſto früher aufhören, zu gebähren. Ferner ergibt ſich aus den ſchwediſchen Volkszählungen, daß ſich die Zahl der jährlichen Geburten zu der der Frauen, die ſich im Alter der Fruchtbarkeit befinden, durchgängig wie 1 zu 5 verhalten hat, woraus zu ſchließen iſt, daß jede Frau im Durchſchnitt vier Kinder in die Welt ſetzt. Dieſe Ergebniſſe ſtimmen faſt ganz oder doch mit geringem Unterſchiede mit den ſtatiſtiſchen Nachrichten über Holland, Frankreich, die Churmark, Neumark, Pommern, Halberſtadt, Brandenburg und Wales überein. Es ergibt ſich daher, daß die Bevölkerung in ihrem natürlichen Gange keineswegs ſo raſch fortſchreitet, als Hr. Malthus annimmt.

Die Einwirkung der Einwanderungen auf die außergewöhnliche Zunahme der Bevölkerung des nordamericaniſchen Freiſtaats iſt deshalb um ſo größer anzunehmen, weil die große Mehrheit der nach America auswandernden Europäer in der Blüthe der Jahre, und folglich jeder Auswanderer im Durchſchnitt genommen, in Beziehung auf ſeine Fähigkeit zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts, zwei Individuen aus der Bevölkerung irgend eines europäiſchen Landes durch die Bank genommen, gleichzuſchätzen iſt. Dieſer Umſtand hilft erklären, warum die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ſo raſch anwächſt, obgleich die dortigen Ehen nicht fruchtbarer ſind, als die anderer Länder; denn auch dort ergeben mehrere deshalb zu Rathe gezogene Geburtsregiſter im Durchſchnitt nicht mehr als 4,312 oder 4,46 Geburten für jede Ehe.

Dies mag hinreichen, den Leſern des C. B. von der Lage des Streitpunctes zwiſchen den beiden ausgezeichnetſten Schriftſtellern über die Bevölkerungsmaterie eine kurze Ueberſicht zu geben. Schade, daß Hrn. Godwin's Werk, ſo fleißig geſammelte, anziehende Notizen und ſcharfſinnige Ideen es auch enthält, nicht in lichtvollerer Ordnung abgefaßt iſt.

90.

Politiſche Literatur.

De la peine de mort en matière politique, par *F. Guizot*. Paris 1822. 185 S. 8.

(Beſchluß aus No. 185.)

Es iſt wohl zuweilen die Anſicht aufgeſtellt worden, als komme es nicht ſowohl auf das unmittelbar durch die Todesſtrafe verbreitete Schrecken als vielmehr darauf an, daß die Regierung durch ſtrenge Vollziehung des Geſetzes ihre Kraft bewähre und zeige, damit es nicht ſo leicht jemand wage, ſich gegen ſie aufzulehnen. Auch dies konnte wohl in frühern Zeiten richtig ſeyn, wo die Hinrichtung eines mächtigen Großen alle ſeine Anhänger in Furcht ſetzte, und den Beweis lieferte, daß er doch den Gegnern nicht gewachſen geweſen ſey. (Montmorency oder Cinq-Mars gegen Richelieu.) Allein in dem jetzigen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft iſt auch dies ein Irrthum. Keiner ſteht in unſern Tagen ſo hoch, daß die Regierung einer außerordentlichen Kraftanſtrengung bedürfte um ihn zu ergreifen, und durch ſeine Beſtrafung einen Beweis ihrer Macht zu geben nöthig hätte. Selbſt die National-Convention hat durch das Blut, welches ſie vergoß, nur ihre Schwäche verrathen, nicht ihre Gewalt vermehrt. Sie iſt durch das Schrecken gefallen, welches ſie um ſich her verbreitete; ſie hat ſich ſelbſt eben ſo ſchnell verzehrt als ihre Feinde; ja man kann wohl behaupten, daß gerade die eigene Furcht, das Gefühl ihrer Schwäche, die vornehmſte Urſache ihrer Gräuelthaten geweſen iſt. Schrecken iſt keine Quelle wahrer dauerhafter Macht, welche ſchlechterdings nur darauf gegründet werden kann, daß eine Regierung das Geſetz klar erkennt und befolgt unter welchem ſie ſteht; daß ſie die im Volke herrſchenden Begriffe von Recht und Pflicht richtig auffaßt, die Gefühle deſſelben verſteht und vernunftgemäß befriedigt. Daher wird die Regierung bald durch den Krieg, bald durch den Frieden, bald durch Strenge, bald durch Milde ihre Macht erlangen, befeſtigen und üben können, je nachdem die beſondern Verhältniſſe des Volkes das Eine oder das Andere fordern. (Es gibt Staatsmänner, welche gerade umgekehrt, die Macht der Regierung dadurch zu beweiſen, und was in der That faſt einerlei iſt, zu verſtärken glauben, daß ſie keinem Volkswunſche nachgeben, und ihn gerade je dringender er wird, deſto hartnäckiger zu verweigern für ihre Pflicht halten. Ein ſehr richtiges Princip, daß die Regierung nie zum Werkzeug und zur Dienerin des Volkswillens werden darf, wird hier ſo weit ausgedehnt, daß es falſch wird. Es wird das entgegenſtehende vergeſſen, welches eben ſo unumſtößlich iſt als jenes, und mit ihm zuſammengenommen die richtige mittlere Bahn bezeichnet, daß auch die Regierung der Entwickelung des Volkes keine willkürlichen Geſetze vorſchreiben, und dieſe nur, in ſofern ſie die vernünftigen Beſtrebungen der Zeit befördert, die natürlich-nothwendigen Wünſche befriedigt, pflicht- und naturgemäß leiten kann.)

Der Verf. beweiſt ſeine Sätze durch das Beiſpiel der buonapartiſchen Regierung, welche ihre Stärke auch gar nicht dem Schrecken, ſondern lediglich einer richtigen Auffaſſung der Nationalbedürfniſſe verdankte, und ſolche verlor, ſobald ſie ſich über dieſelben wegzuſetzen einfallen ließ. Napoleon ſuchte ſo wenig Furcht zu erregen, daß er die gegen ihn angeſtifteten Complote ſogar häufig verheimlichte. Das allgemeine Bedürfniß der Ordnung im Innern und des Sieges gegen Außen machte den 18. Brümaire; Napoleon regierte, wie er ſich erhoben hatte, durch Ordnung und Kriegsglück, aber er fiel, in der vollen Kraft des Mannes, ſo wie er vom Siege verlaſſen wurde, und die innere Sicherheit Frankreichs durch ihn bedroht war.

Für die gegenwärtige Regierung kommt es demnach vor allen Dingen darauf an, richtig zu beurtheilen, welchen Urſachen ſie ihre Wiederherſtellung in Frankreich verdankt. Im

Ausgaben und den Rückstand aus Vorjahr in Einnahme, sodaß sich ergibt ein Kassenbestand von 1 Mk. 40 Pf. Der Kassenbericht wird genehmigt und dem Kassierer Entlastung erteilt. Zum Kassierer wird wieder gewählt Herr Lehrer Schmidt. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Müller und Lehrer Schulze. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Meyer und Lehrer Wagner. Zum Vorsitzenden wird gewählt Herr Lehrer Schulze. Zum Schriftführer wird gewählt Herr Lehrer Müller. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Schmidt und Lehrer Meyer. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Wagner und Lehrer Müller. Zum Vorsitzenden wird gewählt Herr Lehrer Meyer. Zum Schriftführer wird gewählt Herr Lehrer Schulze. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Wagner und Lehrer Schmidt. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Müller und Lehrer Meyer. Zum Vorsitzenden wird gewählt Herr Lehrer Wagner. Zum Schriftführer wird gewählt Herr Lehrer Meyer. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Müller und Lehrer Schulze. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Schmidt und Lehrer Wagner. Zum Vorsitzenden wird gewählt Herr Lehrer Müller. Zum Schriftführer wird gewählt Herr Lehrer Schulze. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Meyer und Lehrer Wagner. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Schmidt und Lehrer Müller. Zum Vorsitzenden wird gewählt Herr Lehrer Schmidt. Zum Schriftführer wird gewählt Herr Lehrer Wagner. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Schulze und Lehrer Meyer. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Müller und Lehrer Schmidt. Zum Vorsitzenden wird gewählt Herr Lehrer Schulze. Zum Schriftführer wird gewählt Herr Lehrer Müller. Zu Beisitzern werden gewählt die Herren Lehrer Meyer und Lehrer Wagner. Zu Kassenprüfern werden gewählt die Herren Lehrer Schmidt

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 185.

12. August 1822.

Ueber Fonk's Proceß. *)

Noch immer sind die Bülletins nicht vollständig abgedruckt; und da wir es uns zum strengen Gesetz gemacht haben, nicht eher unser eignes Urtheil auszusprechen, bis wir Alles ganz vollständig übersehen können, so müssen wir uns vorläufig begnügen, unsre Leser noch mit ein Paar Schriften bekannt zu machen, welche über diesen Proceß erschienen sind. Sie führen den Titel:

No. VI. Höre den Einen und auch den Andern, oder Entgegnung der Vertheidigung des Peter Anton Fenck, welche unter dem Titel: Kampf für Recht und Wahrheit, vor kurzem erschienen. Herausgegeben von dem im Jahre 1817 mit der Untersuchung der Fonckischen Handlungsbücher gehörig Bevollmächtigten Friedrich Starck.

No. VII. Briefe über die Assise in Trier von Benzenberg. Zwei Abtheilungen.

Die erstere von diesen beiden Schriften enthält nichts, als die Erinnerungen, welche der Herausgeber in seiner, auf dem Titel angegebenen, Eigenschaft gegen die Fonkschen Rechnungs- und Handlungs-Bücher gemacht hat, und Deductionen, welche hieraus gefolgert worden sind, indem der Herausgeber eben diese Monita für unumstößlich hält. Da indessen diese Erinnerungen sämmtlich dem im Jahre 1819 eingeleiteten Criminalprocesse über die angebliche Verfälschung der Fonkschen Bücher und verübten Betrug zum Grunde gelegt und weitläufig erörtert worden sind; so hätte Hr. Starck, um sich nicht an dem Titel seiner eigenen Schrift zu versündigen, doch auch die Beantwortung Fonk's, und die Erklärung des öffentlichen Ministerii mit abdrucken lassen sollen. Es ist sehr merkwürdig, daß dieses letztere von den 41 dem Angeklagten zur Last gelegten Puncten sogleich 40 bei der ersten Erörterung hat fallen lassen, daß aber dennoch das Gericht alle erörtert und endlich erkannt hat: „daß bei keinem der in der Untersuchung aufgeführten Beschuldigungspuncte eine Betrügerei oder Fälschung erwiesen, auch keiner derselben geeigenschaftet sey, als eine betrügerische Handlung oder arglistige Fälschung angesehen zu werden." In der That würde, wenn die Starckschen Erinnerungen richtig wären, wohl daraus eine Unrichtigkeit der Fonkschen Rechnung, aber noch kein Betrug zu folgern seyn. Sollte der Herausgeber beides nicht zu unterscheiden wissen? Daß Fonk die öffentlichen Gefälle defraudirt hat, ist zwar ausgemacht, und der strenge Moralist muß auch dies einen Betrug nennen. In der Moral des practischen Lebens wird indessen eine Defraudation öffentlicher Gefälle gewöhnlich nicht mit diesem Namen belegt. Wenigstens ist soviel gewiß, daß Schröder dadurch nicht verkürzt worden ist. Nur bei einem einzigen Puncte gewinnt es den Anschein, als wenn Fonk gegen Schröder, zwar auf keine Weise betrügerisch, aber doch nicht ehrlich gehandelt habe. Ersterer hatte nämlich eine Partie Kleesamen in Rotterdam liegen, wovon er schon im Mai 1815 den Verlust in seinem Hauptbuche zu 9872 Franken angeschlagen haben soll. Unterm 4ten Aug. d. J. schrieb er an Schröder, daß er, um Geld zu schaffen, diese Waare sogleich verkaufen wolle, wenn letzterer die Hälfte des Verlustes übernehme, der ungefähr 2000 Franken betragen könnte. Als nun Schröder, mit der ausdrücklichen Clausel: selbst wenn der Verlust noch größer seyn sollte, eingewilliget hatte, und der Kleesamen verkauft war, mußte Schröder an Fonk den Verlust mit 6502 Franken zur Hälfte nach dem schiedsrichterlichen Urtheile zahlen. Da wir indessen hier nur die Anschuldigung hören, die Vertheidigung aber nicht; so dürfen wir um so weniger darüber ein Urtheil fällen, da wir wissen, daß gerade dieser Punct in dem Civil-Processe vorzüglich zur Contestation gekommen, und dennoch Schröder verurtheilt worden ist, welches bei einer Unredlichkeit der Angaben, durch welche er zu seiner Erklärung bewogen worden, nicht hätte geschehen können. Im Gegentheil steht es durch das Zeugniß Sachverständiger fest, daß Fonk bei seiner ganzen Rechnung mit Schröder eine große Billigkeit bewiesen, und bei vielen Posten lange nicht so viel angesetzt hat, als er hätte ansetzen können. Wozu also soll nun diese Schrift überhaupt dienen? Was soll im Jahre 1822 der Abdruck einseitiger Erinnerungen vom Jahre 1817, deren Ungegründetheit bereits im Jahre 1820 gerichtlich festgestellt ist? Offenbar hat sie keinen andern Zweck, als die Meinung des Publicums zu irren, und dem Glauben an die betrügerische Behandlung Schröder's durch Fonk neue Nahrung zu geben. Sie enthält eine Menge Zahlen; und Zahlen, als bestimmte Größen, erwecken immer die Vorstellung von einer großen Genauigkeit und Zuversichtlichkeit. Es war den Gegnern Fonk's unentbehrlich, diesen Wahn zu unterhalten, wenn nicht ihre Beschuldigungen auf Wind gebaut seyn sollten. Die Schrift: Gegen P. A. Fenk und die von ihm herausgegebene Vertheidigungsschrift, als deren Verfasser Hr. Appellationsrath Hartmann in Köln angegeben wird, und welche augenscheinlich beweist, wessen sich Fonk zu versehen hatte, wenn dieser Appellationsrath Assisen-Präsident geworden wäre, beruft sich geradezu auf die Starcksche Beweisführung, indem sie die Ueberzeugung ausspricht: Fonk müsse der Mörder seyn, weil er ein Betrüger sey. Wie wenig indessen der Verf. seinen Zweck bei denjenigen, die eine Sache überlegen können, erreicht hat, erhellet daraus, daß von seinem Opus bei der Assise nicht die mindeste Notiz genommen worden ist, und daß sogar, als er bei seiner Zeugenvernehmung davon zu sprechen anfangen wollen, der Staatsanwald ihm erklärt hat: man wolle davon nichts wissen.

Ein entgegengesetztes Schicksal hat das zweite Buch gehabt. Nicht nur der Staatsanwald hat sich darauf berufen, sondern, was noch mehr ist, der zweite Vertheidiger von Fonk, Hr. Advocat Gröbel, hat die Ansicht des Verfs. seiner Vertheidigung zum Grunde gelegt, und ausdrücklich angegeben, daß er durch diese Schrift darauf gebracht worden sey. Schon dadurch ist dieselbe höchst merkwürdig. Sie würde es

*) Die Redaction glaubt hier ausdrücklich bemerken zu müssen, daß sie weder die sämmtlichen Behauptungen und Ausdrücke dieses Aufsatzes, insbesondere die Hrn v. Sandt betreffenden, noch den Ton, in welchem manche von ihnen vorgetragen sind, vertreten mag und kann, sie daher den Verf. dafür verantwortlich erklären muß.

aber auch ohnedem durch ihren innern Gehalt seyn. Herr Benzenberg gehört zu den Köpfen von großer Thätigkeit, mit Scharfsinn und auch einigem Witz begabt; er ist überdem ein guter Mathematiker, und nichts hellt so sehr den Kopf auf und gewöhnt an folgerechtes Schließen, als anhaltende Beschäftigung mit der Mathematik. Dieser Geisteskräfte sich bewußt, thun solche Leute nicht selten sich darauf mehr zu gut, als sie sollten; und indem sie Alles mit dem hellen Blicke ihres Verstandes zu durchspähen sich getrauen, bestärkt durch das Sprichwort, nach welchem ein Quentchen Mutterwitz besser sey, als ein ganzer Centner Schulwitz, verschmähen sie das mühsame Einsammeln der Kenntnisse, welche Unterricht und Studium darbieten. Da indessen die Jahrtausende, welche die Menschheit gelebt hat, ihr nicht verloren gegangen sind; da die Summe des schon vorhandenen Wissens viel größer ist, als Alles, was der klügste Kopf selbst ersinnen mag; und da endlich besonders in allen historischen Dingen die eigne Erfindung nur auf Irrwege führen kann: so ist das Urtheil solcher Leute in wissenschaftlichen Angelegenheiten gar häufig ungegründet, übereilt und einseitig. So liefern auch diese Briefe (S. 437) eine kurze Uebersicht des Processes in Deutschland, worüber der Unterrichtete nur lächeln kann, und wovon kaum das fünfte Wort richtig ist. Wer sich überreden kann, daß die Jury nach England durch die Angel-Sachsen gebracht, und dort erhalten worden sey, weil niemals das römische Recht dort Eingang gefunden habe, der kann weder das deutsche, noch römische, noch englische Recht, und dessen Geschichte kennen (S. 10). Eben dies gilt von der Behauptung, daß die Einwohner von England immer ihr einheimisches Recht anzuwenden vermocht haben, weil es immer einfach sey. Es gibt in ganz Europa keine voluminösere Jurisprudenz, als die englische; und die ältern englischen geschriebenen Gesetze enthalten zum größten Theil römisches Recht. Die Ueberwinder Englands hatten sicherlich schon dieselbe Processform, als die Angelsachsen; die römische Processform aber war neben jener in England durch die Römer in den Städten eingeführt worden. Die große Aehnlichkeit beider führte ihre Verschmelzung herbei, so daß in der Jury noch die Elemente von beiden unverkennbar sind, und sie selbst eine Tochter von beiden. Sehr wahr, und sehr beachtungswerth aber ist es, wie B. bemerkt, daß der eigentliche Werth und der höchste Nutzen der Jury darin besteht, daß die Bürger durch sie in der Rechtsfindung, und mittelbar in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, geübt werden; und daß, ohne eine ähnliche Einrichtung, aller Sinn für das Oeffentliche und alles Selbstvertrauen zu dessen geschickter Behandlung verloren gehen müsse. „Uebung ist auch den Geschwornen unentbehrlich (S. 18). Es ist eine bekannte Erfahrung, daß es bei denjenigen Assisen weit besser geht, wobei geübte Geschworne sitzen." Wenn aber dem so ist, so dürfte mit Consequenz wohl zu behaupten seyn, daß diejenigen Richter die besten wären, welche am meisten geübt sind, und ihr ganzes Leben dieser Uebung widmen. Der Himmel bewahre aber die ausübende Gerechtigkeit vor der Uebung „der Praxis, nach welcher die Richter ab- und zulegen, je nachdem die Lage des Landes ist." Kein Richter darf ab- und zulegen, sonst hört er auf, Richter zu seyn. Wenn es nicht zu leugnen ist, daß eine solche Praxis bei der Jury obwaltet und nach ihrer Beschaffenheit obwalten muß; so ist damit anerkannt, daß sie als Rechtsinstitut nichts taugt. Die Aufgabe wird also seyn, eine solche Justizverfassung ausfindig zu machen, wobei das Recht sicher und ohne alle Willkür gehegt, zugleich aber doch das Volk in der Gesetzkenntniß und Gesetzanwendung geübt wird.

So falsch und flüchtig aber zuweilen die Meinungen und Ansichten des Verfs. über wissenschaftliche Gegenstände sind, weil er von unrichtigen oder unvollständigen Voraussetzungen ausgeht, so klar und treffend sind sie oft, wo die Gegenstände, über welche zu urtheilen ist, vor seinen Augen liegen. Dies ist der Fall mit dem Fonkschen Processe. Er hat alles, was in dieser Sache bekannt geworden ist, vorher sorgfältig durchstudirt, und sich dadurch in den Stand gesetzt, alle Vorgänge in der Assise zu verstehen und deren Wirkung zu würdigen. Er hat dabei sich hinreichende Freiheit des Geistes erhalten, um mit Unbefangenheit zu hören und zu sehen, und allen Parteigeist von sich entfernt zu erhalten. Er hat alles mit großer Aufmerksamkeit beobachtet; und, was das Wichtigste ist, er hat diese Menge von einzelnen Daten, deren Uebersicht im bunten Chaos ihrer Erscheinung vor der Assise unmöglich ist, geordnet und so zusammengestellt, daß es nunmehr nicht schwer hält, die einzelnen Theile, woraus dieser Proceß zusammengesetzt ist, zu erkennen und daraus ein deutliches Endurtheil zu ziehen. „Das ist die größte Gefahr bei dieser Art von Processen, daß sie zuletzt unter ihrer eignen Masse erliegen, wo dann Niemand mehr ein Urtheil über sie haben kann. Ist ein Proceß bis auf den Punct gekommen, daß er unter seiner Masse erliegt, dann ist jedes Urtheil über ihn ein bloßes Würfeln." Wir sind unsers Orts immer der Meinung gewesen, daß viele Zeit, viel Geld und viele Angst hätte erspart werden können, und daß man dennoch ein nicht weniger zuverlässiges Urtheil erhalten haben würde, wenn Fonk angehalten worden wäre, über seine Schuld oder Unschuld zu würfeln. Es ist wohl sonst von den Würfeln schon in der Criminal-Justiz Gebrauch gemacht worden, namentlich wenn einer von mehrern Angeklagten die That durch seinen Tod hat büßen sollen. Warum also nicht, wo doch abzusehen ist, daß der Ausgang von einem ganz unzuberechenbaren Zufalle abhängig sey, die kürzeste, wohlfeilste und leichteste Entscheidungsart wählen? Um diese Zufälligkeit des Ausganges zu vermeiden, will der Verf., daß die Jury ihre Aussprüche durch Gründe motiviren und diese bekannt machen solle (S. 574). Aber heißt das nicht einen Widerspruch in das Wesen dieser Anstalt bringen? Er will deshalb, daß nur die Meistbeerbten des Landes zu Geschwornen tauglich wären, und daß die ganze Anstalt unterminirt werde, wenn die Unwissenheit und Rohheit der untern Volksclassen darin zur Abstimmung komme (S. 18). Allein haben denn in der Regel die Meistbeerbten die Bildung, die Kenntnisse und die Verstandesreife, um ein Urtheil auszuarbeiten, wie das, was der Verf. hier entworfen hat? Wird nicht eben dadurch der Ruhm zerstört, um dessentwillen man die Jury erhoben hat, daß sie ein Gericht der Gleichen über Gleiche sey? Wird nicht dadurch eine Geldaristokratie eingeführt, die furchtbarer ist, als alles andere und aus der alles übrige Böse entspringt? Denn ist es nicht die Aristokratie des Reichthums gewesen, welche die altgermanische Staatsgenossenschaft zersprengt, die Gleichheit vor dem Gesetze zerstört und durch den Uebergang zur Feudalität alle die Mißgestaltungen hervorgebracht hat, mit deren Ausrottung die neuere Zeit so alle Hände vollauf zu thun hat, daß sie an das Bessern nur wenig kommen kann? Wenigstens räth der Verf., daß jeder Geschworne sich selbst von alle dem, was er bei den Verhandlungen erfährt, sofort ein Fachwerk anlege, darnach die einzelnen Theile ordne, und solchergestalt jeden derselben bei sich aufs Reine bringe, bevor er daraus das Endurtheil fällt. „Denn, wenn dieses in den letzten drei Tagen geschehen solle, wo die Eindrücke von dem, was sich im Anfange des Processes ereignet hat, schon wieder erloschen sind, so mag das schwer seyn." (S. 297) Gewiß! Aber ist es möglich, dies von Anfang an zu thun? Kann man, ohne zu wissen, worauf es ankommt und was zur Sprache kommt, sich wohl eine Eintheilung machen? Ist nicht die Fertigkeit zu sachgemäßen Eintheilungen eine Frucht vieler Uebung und wissenschaftlicher Bildung, die die wenigsten Geschwornen besitzen? Der Verf. selbst gesteht, wie schwer ihm, der gehörig auf die Sache vorbereitet war, es geworden ist, Uebersichtlichkeit in dieselbe zu bringen; (S. 474) und wieviel schwerer dies einfachen Landleuten ge-

Digitized by Google

worden seyn müsse, die vorher keinen Plan gemacht haben, noch machen konnten. Ist aber ohne diese Uebersichtlichkeit das Urtheil ein blindes Tappen — so werden unsre Würfel immer noch ihren Werth behalten. Es ist indessen nicht blos der Mangel an Licht in der Erkenntniß, der den Ausspruch der Jury bedenklich macht; noch gefährlicher ist die Finsterniß, die sie selbst unbewußt, hineinträgt. Denn alle Leidenschaften und Vorurtheile verdunkeln das Licht der Erkenntniß. Welche Bürgschaft aber gibt es, daß die Männer des Volks, welche aus demselben auf den Richterstuhl gesetzt werden, nicht die Volksmeinung und Gesinnung mitbringen? Der Eid? Verändert er die Gesinnung, oder hebt er den unwillkürlichen Einfluß der Meinungen und Vorurtheile auf? Daß das Volk am Rheine außerordentlichen Antheil an diesem Processe genommen und sich förmlich in Factionen getheilt habe, berichtet der Verf. selbst. Zu welcher Partei mag wohl jeder Geschworne gehört haben? Der Verf. berichtet ferner, daß die gemeine Meinung, diesen Ausdruck in seiner zwiefachen Bedeutung genommen, den Angeklagten stets für schuldig erklärt habe. Er zeigt sogar (S. 467), wie dies bei der Vorliebe der Menschen für das Wunderbare, Erstaunliche und Gräßliche, daß sich in dem Absatze der abscheulichsten Geschichten bis zu den Wallfahrten zum Fürsten von Hohenlohe offenbart, gar nicht anders seyn könne; und wie dem großen Haufen weit weniger an der Ausmittelung der Unschuld, als an der Erhaltung des Unerklärlichen und für ihn eben darum Interessanten gelegen sey. Zwar hat der Präsident der Assise die Geschwornen ermahnt, sich von äußern Einwirkungen frei zu erhalten, und eben darum keine von den in dieser Sache erschienenen Schriften zu lesen. Der Verf. versichert überdem, daß die Geschwornen sichtlich vermieden, mit Jemandem von dem Processe zu sprechen. Zugleich erzählt er aber auch, daß gewöhnlich die Geschwornen, die nicht einheimisch sind, die meiste Zeit außer den Sitzungen in den Weinhäusern zuzubringen pflegten, wo über die Tagesangelegenheiten am lautesten gesprochen wird. Sprechen sie also auch selbst nicht mit; so hören sie doch viel, und natürlich am meisten das, was die meisten Stimmen hat. Im Grunde kommt also der Vf. mit Hrn. Kreuser darin überein, daß weit eher die Volksmeinung sich durch das Geschwornengericht aussprechen müsse, als davon ein in sich selbst rechtsbegründetes Urtheil zu erwarten sey. Bei dem Allem ist er ein großer Verehrer der Jury, hauptsächlich um ihrer politischen Wichtigkeit willen, und bedauert nichts mehr, als daß dieser Proceß ihr viele Menschen abwendig machen werde, wie dies nicht anders seyn könne. Um dies zu verhüten, schiebt er die größten Vorwürfe, die ihr daraus gemacht werden können, dem nunmehr entschlafenen Napoleon zu, „der ein seltenes Talent besaß, alle Institutionen zu vergiften, welche der bürgerlichen Freiheit günstig sind.“ Unleugbar gereichen die allermeisten Abänderungen, die man in Frankreich mit der englischen Jury vorgenommen hat, nicht zu ihrem Vortheile. Das Institut hat dadurch seinen wesentlichen Charakter ganz eingebüßt. Vorzüglich sind es zwei Dinge, die der Verf. als die Quelle alles Verderbens tadelt, nämlich einmal die Willkür bei der Arretirung und bei der Einsperrung auf Absonderung; (mettre au secret) und zweitens die geheime Inquisition und Vernehmung des Angeschuldigten und der Zeugen (S. 483). Die öffentliche Wiederholung derselben hilft wenig, da der geschriebene Buchstabe bleibt, und immer darauf zurückgegangen wird. Schlimmer noch ist das einsame Gefängniß und die Behandlung in demselben. Sie ist schlimmer, als jede andre Tortur, weil sie unfehlbarer wirkt, und gleichwohl das dadurch ausgepreßte Geständniß nicht einmal als ein extorquirtes betrachtet wird. Eine dritte Verschlechterung der Jury, die Napoleon zur Last fällt, ist, daß er das Institut aristocratisch gemacht hat, da es in England democratisch ist. Man würde hier schöne Augen machen, wenn nur die Meistbeerbten auf die Geschwornenlisten kommen sollten. Im Gegentheile sind alle Lords davon ausgeschlossen.

Außer diesen allgemeinen Fehlern der französischen Justizeinrichtung macht der Verf. noch auf die besondern aufmerksam, die in diesem Processe begangen worden sind. Er zieht sie in zwei Classen zusammen, indem er darthut, daß 1) das, was geschehen mußte, zu spät geschah, und 2) daß man trüben Quellen folgte. Wir setzen hinzu 3) daß nicht die unleugbar illegalen Schritte des Hrn v. Sandt gleich vom Anfang an cassirt, die Folgen davon aufgehoben, und die Unternehmung selbst geahndet wurde. Es steht ausser gerichtlich fest, daß derselbe weder befugt war, dem Fonk Gensdarmen ins Haus zu legen, noch den Hamacher im Arreste zu behalten, noch viel weniger denselben ins Criminal-Gefängniß bringen und dort au secret setzen zu lassen (S. 340). Nach den bestehenden Gesetzen waren alle diese Unternehmungen strafbar. Es ist aber gewiß, daß bis jetzt solche von keinem Gerichtshofe, noch von einem öffentlichen Ministerium, gerügt worden sind. Geschah dies aber auf der Stelle, wurden diese Handlungen zu rechter Zeit geahndet; so war es weiterhin nicht mehr möglich, die beiden Brüder Hamacher im Gefängnisse zu behandeln, wie geschehen ist. Ob alsdann der Proceß stehen würde, wie er steht, ist wohl zu bezweifeln. Ob eben diese Illegalitäten nebst der harten Behandlung der genannten beiden Brüder eine Nullität des ganzen Verfahrens herbeigeführt habe, wird man bald erfahren. Erwiesen aber ist, daß beide Brüder auf ausdrücklichen Befehl des Hrn. v. Sandt ins Cachot geworfen worden sind, daß sie im Winter keine Heizung erhielten, und daß ihnen sogar die Nahrungsmittel und der Schnupftabak, der ihnen von den Ihrigen gebracht wurde, vorenthalten werden mußte, genug daß die Behandlung von der Art gewesen ist, daß Adam Hamacher darüber wahnsinnig geworden ist.

Vollkommen pflichten wir dem Verf. darin bei, daß die allerwesentlichsten Dinge, die unverzüglich geschehen mußten, viel zu spät geschehen sind. Dies ist viermal geschehen.

Denn a) gleich nach Cönen's Verschwinden und sobald der leiseste Verdacht eines dabei eingetretenen Verbrechens sich erhob, mußte sofort an allen den Orten und wegen aller Personen, wo jener verkehrt hatte oder gewesen seyn konnte, Nachforschung gehalten werden, was keiner übel deuten konnte, weil es allen begegnete. Damals war es möglich, von einem jeden ganz genau angeben zu lassen, wo er vom 9ten bis 11ten Nov. 1816 gewesen sey, und die Gewißheit dieser Angaben außer Zweifel zu setzen. Damit waren alle spätern Irrungen über diesen Punct abgeschnitten. „Nach Monaten und Jahren ist nicht leicht irgend Jemand im Stande, diese Angaben zu machen, und wenn er dennoch genöthiget wird, solches zu thun, und darüber Zeugen zu laudiren; so werden die Aussagen so schwankend und unbestimmt seyn, daß es gerade so aussieht, als wäre Niemand seiner Sache gewiß (S. 123).“ Ganz vorzüglich auffallend

b) ist es aber, daß bei der Arretirung des Adam Hamacher, da dieser auf der Stelle Zeugen vorbringen wollte, daß er am 10ten und 11ten auf der Kirmiß zu Sinnersdorf gewesen sey, von Hrn. Rath Esserz und Hrn. von Sandt die Antwort erhielt: das werde sich künftig finden, und daß diese Zeugen nicht vernommen werden. Erst nachdem er lange im Gefängniß gesessen hatte und von Andern die Versicherung erhielt, daß er sogleich frei gelassen werden müsse, wenn er das Alibi beweisen könne, ließ er sich durch seine Frau nach anderweitigen Zeugen umsehen. Bei der Assise sind über diesen Punct 60 Personen vernommen worden, die die widersprechendsten Versicherungen vorgebracht haben, worauf aber der Verf. insgesammt nichts geben will, da der Landrath des Kreises dieser ganzen Gemeinde ein sehr schlechtes Zeugniß gibt und nicht in Abrede zu stellen ist, daß Viele sich zum Zeugnisse gemeldet haben mögen, blos um die damit verknüpfte Auslösung zu erhalten. Wirklich ist der Vorsteher dieser

Gemeinde vor versammeltem Gerichte einer Lüge, die er zum Nachtheil des Angeklagten begangen hatte, überführet worden.

c) Nach Hamacher's Aussage sollte Fonk am 9ten Nov. Nachmittags mehreremal aus der Conferenz zu ihm in den Keller gekommen seyn, um ihn auf den Abend zu bestellen. Nichts war natürlicher, als hierüber sofort den Schröder und Hahnenbein zu vernehmen; aber der letztere ist unbefragt gestorben, und von ersterem ist erst am 31sten Decbr. 1818 die Erklärung, daß Fonk keinen Augenblick die Conferenz verlassen habe, zu den Acten gebracht worden (S. 534). Bis dahin ist das Gegentheil immer frisch weg für richtig angenommen worden. Endlich

d) kann man sich nicht genug verwundern, daß nicht bei der Untersuchung zu allererst der Punct aufs Reine gebracht worden ist: ob Fonk eine Fälschung seiner Bücher oder einen Betrug begangen habe? „So gut dies am 6ten Jan. 1820 durch Urthel und Recht zu Gunsten Fonk's entschieden worden ist, konnte es auch am 6ten Jan. 1817 geschehen" (S. 354). Alle Anschuldigungen, die auf den vorgeblichen Betrug gegen Fonk gebauet worden sind, wären dann auf einmal zerstäubt. Schon in dem ersten Bescheide des Hrn. Berkenius, womit er den Verhaftsbefehl gegen Fonk abschlug, heißt es: „Es ist vom Betrüger zum Mörder noch ein sehr weiter Weg. Wenn man aber von jenem einen Schluß auf diesen wagen will, muß doch vor allen Dingen ausgemacht seyn, daß ein Betrug existire."

Der Gebrauch trüber Quellen ist es, was Fonk zu Grunde gerichtet hat. Denn

a) der erste Verdacht gegen ihn, ist durch die Ausdrücke Cönen's in seinen Briefen veranlaßt worden, in denen dieser ihn für einen Betrüger und Schurken erklärt. Cönen's ganzes Benehmen gegen Fonk würde gewiß anders gewesen seyn, wenn er nicht diese Meinung von demselben gehegt hätte. Es ist jetzt aber ausgemacht, daß ihm eben diese Meinung blos durch Schröder und durch Hahnenbein beigebracht worden sey (S. 243), und daß letzterer sogar das Hauptbuch für den Sitz des Betruges ausgegeben hatte. Wäre Cönen nicht so sehr ohne alle Erfahrung und Menschenkenntniß gewesen (S. 164), hätte er wohl gegen beider Versicherungen Zweifel hegen, und besonders auf der Stelle einsehen müssen, wie absolut unmöglich es sey, im Hauptbuche einen Betrug zu begehen. Hahnenbein war schon dadurch verdächtig, daß er seinen Herrn verrathen wollte; es ist aber auch ausgemittelt, daß derselbe schon seinen vorigen Principal bestohlen und betrogen hat (S. 191).

Von Schröder liefert der Verf. eine ausführliche Biographie (S. 24), nach welcher derselbe zu den Planmachern gehörte, die viel unternehmen, aber wegen Unbeständigkeit nichts zu Stande bringen; der bei mehrern Unternehmungen allemal seine Gesellschafter um ihr Vermögen gebracht hat, indem sie unvollendet aufgegeben werden mußten; der in Schulden bis über die Ohren steckte (S. 32), und der Jeden, der von ihm Bezahlung haben wollte, einen Schurken, und mit dem er aufrechnen sollte, einen Betrüger nannte. Leute der Art gibt es mehrere.

b) Diese Nachrichten waren wenigstens nur zufällig Schaden bringend. Indem man aber Menschen, wie Hilgers, van Hees, Esser und Wolf zu Werkzeugen obrigkeitlicher Unternehmungen machte und durch sie Andern Lügen aufhesten ließ, versetzte man sich freiwillig in die Lage, nicht nur von den Lügnern selbst betrogen, sondern auch von den Belogenen zu irrigen Vorstellungen verleitet zu werden, weil man nicht mehr unterscheiden konnte, ob nicht die Lüge die Veranlassung zu dem war, was sie ferner sagten und thaten. „Aus solchen trüben Quellen kann man nur trübe Nachrichten schöpfen" (S. 124). Wer aber absichtlich seine Quellen trübt, muß von dem nicht vermuthet werden, daß er im Trüben fischen wollte?

Wer wird zweifelhaft seyn, welche Antwort dem Verf. zu geben sey, wenn er (S. 372) fragt: wie sich der Proceß wohl gestaltet haben möchte, wenn nicht so ungeschickt und so unlauter darin verfahren wäre? wenn nicht das Wichtigste verabsäumt worden, und die heilige Justiz mit dem Auswurfe der Menschheit umgeben worden wäre?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünf und zwanzig dramatische Spiele nach deutschen Sprüchwörtern, zur Unterhaltung für frohe Cirkel; bearbeitet von Julius v. Voß. Berlin, 1822.

Bei dem Wohlgefallen, welches man mit großem Rechte schon seit geraumer Zeit in freundschaftlichen Cirkeln an der Aufführung kleiner Dramen, und namentlich Sprüchwörter findet, kann ein Werkchen wie dieses schwerlich anders, als sehr willkommen seyn. Der Verf. ist durch mehrere, auf den deutschen Bühnen fortdauernd gangbare Stücke, hauptsächlich komisch-satyrischen Inhalts, bereits so beliebt, daß man das Büchlein schon mit erfreulichen Erwartungen zur Hand nimmt. Es wird auch wohl niemand, der nicht an Dramen von so geringem Umfange überspannte, hohe Forderungen macht, sich im Ganzen getäuscht finden. Herr v. V. ist dabei thunlichst auf Mannigfaltigkeit bedacht gewesen, und wenn ja bisweilen der Scherz etwas zu tief hinabsinken möchte (welches unter andern in dem als Anhang gegebenen, zwar lustigen, aber von Schimpfreden wimmelnden, letzten Sprüchworte der Fall ist), so bietet das Werkchen dafür in andern Stücken die glücklichste Haltung auf der, jedem Dichter in der Sphäre des Komischen schwer zu behauptenden schmalen Linie dar. Acht der gegebenen Sprüchwörter sind völlig ausgearbeitet, die übrigen aber mehr oder weniger ausführlich skizzirt. Gerade diese Skizzen scheinen besonders an ihrem Platze zu seyn, indem sie geistreichen Personen Gelegenheit gewähren, sich in dem Stücke mit größerer Freiheit zu bewegen und bei Wiederholung desselben immer neue Scenen und Lazzi anzubringen. Auch für Liebhabertheater (die sich aber freilich anjetzt in der Regel nur in schwachen Nachklängen längst verschollener, weinerlicher Familiengemälde gefallen) kann das Büchlein von gutem Nutzen seyn, insofern ihre Theilnehmer aus Personen von Geist und Bildung bestehen. Das Extemporiren, welches dermalen allerdings keine Sache für den Schauspieler gewöhnlichen Schlages ist, könnte auf solche Weise wieder etwas in Gang kommen. Dieses wäre um so mehr zu wünschen, da es, in Hinsicht auf die Posse, wenn es mit Verstand und Witz betrieben wird, durch den lebendigen Wechsel und die Leichtigkeit, mit welcher dabei jedes, in den Augenblick der Darstellung selbst fallende, zufällige Ereigniß benutzt werden kann, große Vorzüge auch vor der regelmäßigsten Aufführung eines, seinem ganzen Inhalte nach vom Dichter vorgezeichneten dramatischen Scherzes voraus hat.

Daß in vielen dieser kleinen Dramen der Name des dargestellten Sprüchworts ein, auch wohl mehrere Mal, den spielenden Personen in den Mund gelegt wird, ist ein nachtheiliger Ueberfluß, da bei der Aufführung solcher Sächelchen in Gesellschaften die Darstellungen als den Zuschauern zur Lösung vorgelegte Räthsel, mit betrachtet zu werden pflegen. Uebrigens bedarf es keiner außerordentlichen Gewandtheit und Geschicklichkeit, diesen Ueberfluß ohne Schaden für das Ganze aus den Stücken herauszunehmen.

17.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 186.

13. August 1822.

Ueber Fonk's Proceß.

(Fortsetzung aus No. 185.)

Herr Benzenberg erklärt (S. 570) unverholen, daß wenn er Geschworner gewesen wäre, er nur den Ausspruch: Nicht schuldig gethan haben würde. Er gibt aber dies nicht blos für seine subjective Meinung aus, sondern für eine Ueberzeugung, die auf objectiven Gründen beruht, und die eben deshalb Jeder mit ihm theilen muß, der diese Gründe nicht entkräften kann. Nach seiner Theorie, die allerdings auch diejenige des französischen Processes ist, gibt es in jedem Criminalfalle nur eine dreifache Entscheidung: schuldig, nicht schuldig, unschuldig (S. 573). Letzteres soll das directe Gegentheil der Schuld, die bewiesene Unschuld seyn, und ein Geschworner braucht sie nie zu beantworten. Denn die Unschuld braucht nicht bewiesen zu werden, sondern sie ist die Rechtsvermuthung (S. 6). Die Schuld ist der Gegenstand der Anklage, der bewiesen werden muß. Wird dieser Beweis nicht vollständig geführt, die Rechtsvermuthung der Unschuld nicht durch die vollkommene Gewißheit des Gegentheils aufgehoben; so kann der Geschworne nur: nicht schuldig sprechen. Bloße Vermuthungen können nie eine Gewißheit erzeugen; unter mehreren Vermuthungen aber ist diejenige anzunehmen, welche mit den rechtlichen Voraussetzungen und den gewöhnlichen Ereignissen am meisten übereinstimmt. Im vorliegenden Falle sprechen alle Vermuthungen für den Angeschuldigten. Denn irgend ein directer Beweis der von ihm begangenen Mordthat ist gar nicht vorhanden; alle übrigen gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen aber zerfallen bei der, vom Verf. angestellten Beleuchtung in Nichts.

I. Ob Cönen überhaupt ermordet worden ist, bleibt noch höchst zweifelhaft. Das einzige, was gewiß ist, ist, daß er todt aus dem Wasser gekommen ist; (S. 262) ob er aber todt oder lebendig hinein gekommen, ob er in oder ausser demselben verwundet worden ist, ob er zufällig, freiwillig oder gewaltsam ums Leben gekommen ist, darüber ist nichts ausgemacht. Wahrscheinlicher aber ist, daß er nicht ermordet sey, als das Gegentheil. Professor v. Walther und der Kreisphysikus Servâs mit seinen Gehülfen haben sich zwar darüber vor der Assise weiblich herumgezankt; es ist aber jeder bei seiner Meinung geblieben, wie vorherzusehen war. Indessen

1) sind die Hauptgründe des v. Walther unangefochten geblieben, besonders die Unmöglichkeit, aus dem Leichenbefunde auf den Tod an Gehirnerschütterung zu schließen; nicht minder die Unmöglichkeit einer doppelten Todesart. v. Walther's Ruf als Gelehrter steht wohlbegründet; von seinem Gegner ist, zum Beweise, wie geneigt er sey, das Schlimmere auszusagen, aus Acten ein Geschichtchen beigebracht worden, wo er ein Stück Schweinefleisch für eine Nachgeburt ausgegeben hat (S. 563).

2) Die medicinische Facultät in Marburg, der die Acten von dem Vertheidiger des Angeklagten zugeschickt worden sind, hat den Ausspruch des Hrn. v. Walther für den entschieden richtigen erklärt, und zugleich zum Beweise, daß die Ermordung unmöglich mit einem Handmesser geschehen seyn könne, mehrere Versuche angestellt, welche alle ergeben haben, daß, wenn der Schlag mit dem Rücken des Messers erfolgt, der Schädelknochen springt, und wenn mit der scharfen Seite, ein Eindruck auf dem Schädel zurückbleibt, wovon überall keine Spur an Cönen's Kopf sichtbar ist (S. 288). Diese Wirkung des härteren Körpers auf den weicheren hält der Verf. für so unausbleiblich, daß er sich gleich an den Platz des Angeklagten zu setzen erbietet, wenn 12 Physiker zu Geschwornen ernannt werden. Also meint er doch auch bei dem Ausspruche Sachverständiger sicherer zu seyn, als bei der Jury? Wir auch!

3) Die Todtenlisten ergeben, daß auf etwa 10 Selbstmorde nur ein gewaltsamer Mord kommt. Wenn also ein Leichnam gefunden wird, bei dem es ungewiß ist, wie er ums Leben gekommen, muß immer eher Selbstmord als Mord vorausgesetzt werden (S. 565). Die Verwundungen Cönen's wollen dagegen wenig sagen, da selten Leichen im Rhein ohne dieselben gefunden werden, und ein erst vor kurzem ertrunkener Major ganz dieselben Verletzungen im Wasser erhielt, wie Cönen. Dagegen bedeutet es etwas, daß Cönen's Schädelbau diejenige Abnormität zeigt, die bei Gemüthskranken gewöhnlich vorhanden ist.

4) Während der Assise wurde Cönen's Pfeife, die mit Silber beschlagen war, eingeschickt. Eine Frau, die sie schon 1816 am Rhein unterhalb Cöln gefunden haben will, soll sie verkauft haben und sie so nach Mühlheim gekommen seyn (S. 526). Die Sache ist noch nicht aufgeklärt. Auf jeden Fall aber ist es nun unwahr, daß Fonk diese Pfeife an sich genommen habe, wie Hamacher erzählt hat.

Die Thatsache eines begangenen Mordes ist ganz und gar ungewiß, und schon deswegen keine Verurtheilung gedenkbar. Wäre aber auch dies nicht; so würde man

II. doch Fonk nicht für den Thäter halten können, weil

A. hierzu kein Motiv zu entdecken ist. Das Vorgeben eines tödtlichen Hasses ist aus der Luft gegriffen. Man haßt nicht gleich, wenn man auch über Jemanden erzürnt ist; noch weniger mordet man Jeden, den man haßt. Fonk aber

1) suchte sogar Cönen's Freundschaft, dessen Rechtlichkeit, Ordnung und Diensteifer er hatte kennen lernen, den er deshalb zum Associé in dem Branntwein-Geschäfte zu bekommen wünschte und ihm auch den Antrag dazu gemacht hat, weil durchaus ein solcher Mann dem Schröder in Crefeld an die Seite gestellt werden mußte, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte, wie der Anfang dazu bereits gemacht war (S. 145). Ja sogar für den nächsten Augenblick mußte dem Fonk an Cönen's Leben außerordentlich gelegen seyn, weil er ohne diesen gar nicht aus der Verwickelung mit Schröder herauskam, an deren Auflösung seine kaufmännische Existenz hing. Erst jetzt, nachdem die Fonkschen Bücher offen gelegt sind und die ganze Correspondenz zwischen Fonk und Schröder zu den Acten gebracht ist, sieht man ganz klar in der Sache. Früher hat Fonk selbst nicht so klar sehen lassen wollen, um nicht die Geringfügigkeit seines Vermögens zu verrathen und seinen Credit zu vernichten. Fonk hatte bei mehreren Speculationen bedeutend verloren, als er das Geschäft mit Schröder anfing, wobei er sich zwar verbindlich machte, das erforderliche Geld anzuschaffen, aber nicht aus eignen Mitteln, sondern durch Benutzung seines Credits. Zu dem Ende

Gesetz vom 18. Juli 1865, betreffend die Einführung der Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze aus Tödtungen, Körperverletzungen und Sachbeschädigungen.

Wir Franz Joseph, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich; König von Böhmen, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; König von Jerusalem etc.; Erzherzog von Oesterreich; Großherzog von Toscana und Krakau; Herzog von Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina; Großherzog von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Niederschlesien, Modena, Parma, Piacenza, Guastalla, Auschwitz und Zator, Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradiska; Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Niederlausitz und in Istrien; Graf von Hohenems, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc.; Herr von Triest, Cattaro und auf der Windischen Mark; Großwoiwod der Wojwodschaft Serbien etc. etc.

Finden Uns nach Anhörung Unseres Ministerrathes zu verordnen, wie folgt:

§. 1. Die Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze aus Tödtungen, Körperverletzungen und Sachbeschädigungen, welche mit Ausnahme der Militärgrenze in den Kronländern Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Bukowina, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Siebenbürgen, Ungarn, Serbien, Temeser Banat, Triest mit Gebiet, Görz und Gradiska, Istrien und Fiume bestehen, werden auch in den Kronländern Militärgrenze, Lombardei und Venedig eingeführt.

§. 2. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes sind Unsere Minister der Justiz und des Innern beauftragt.

Gegeben in Unserer Residenzstadt Wien, am 18. Juli im Jahre Eintausendachthundertfünfundsechzig, Unserer Reiche im neunzehnten.

Franz Joseph m. p.

Belcredi m. p. Mecsery m. p.

Gesetz vom 18. Juli 1865, betreffend die Einführung der Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze aus Tödtungen, Körperverletzungen und Sachbeschädigungen.

Wir Franz Joseph, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich; König von Böhmen, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; König von Jerusalem etc.; Erzherzog von Oesterreich; Großherzog von Toscana und Krakau; Herzog von Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina; Großherzog von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Niederschlesien, Modena, Parma, Piacenza, Guastalla, Auschwitz und Zator, Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradiska; Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Niederlausitz und in Istrien; Graf von Hohenems, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc.; Herr von Triest, Cattaro und auf der Windischen Mark; Großwoiwod der Wojwodschaft Serbien etc. etc.

Finden Uns nach Anhörung Unseres Ministerrathes zu verordnen, wie folgt:

§. 1. Die Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze aus Tödtungen, Körperverletzungen und Sachbeschädigungen, welche mit Ausnahme der Militärgrenze in den Kronländern Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Bukowina, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Siebenbürgen, Ungarn, Serbien, Temeser Banat, Triest mit Gebiet, Görz und Gradiska, Istrien und Fiume bestehen, werden auch in den Kronländern Militärgrenze, Lombardei und Venedig eingeführt.

§. 2. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes sind Unsere Minister der Justiz und des Innern beauftragt.

Gegeben in Unserer Residenzstadt Wien, am 18. Juli im Jahre Eintausendachthundertfünfundsechzig, Unserer Reiche im neunzehnten.

Franz Joseph m. p.

Belcredi m. p. Mecsery m. p.

ANNO Austrian Newspapers Online

Bedenken. Ganz und gar grundlos ist die Anschuldigung von Verfälschung der Bücher gewesen. Wohl sind in dem Hauptbuche an zwei Orten, zur Fortsetzung der Eintragungen, mehrere Bogen Papier beigeheftet, (S. 357) und im Journale ebenfalls an zwei Stellen 1½ Bogen herausgenommen worden; allein dies ist auf eine in die Augen fallende Art geschehen, wobei keine Täuschung möglich ist, und überdem lange vor Cönen's Ankunft in Cöln, wie die Paginirung und die fortlaufenden Nummern der Eintragungen beweisen. Außerdem haben Fonk's Comtoirbediente einigemal zwei, statt einem Blatte, umgeschlagen, wodurch leere Seiten entstanden sind, so wie sie bei der Paginirung einmal falsch gezählt haben. Hierbei ist überall jedoch nicht die entfernteste Spur einer Fälschung (S. 155 und 357). Wenn denn also nicht die mindeste Veranlassung ersichtlich ist, warum Fonk Cönen's Tod gewünscht haben sollte, vielmehr dessen Leben vom höchsten Interesse für ihn war; so fragt der vernünftige Mensch mit Verwunderung: warum soll Fonk für den Mörder gehalten werden?

B. Es setzt ferner die Möglichkeit der Begehung dieses Verbrechens von ihm die Möglichkeit voraus, daß Cönen zu ihm gekommen sey, daß aber auch

1) Fonk gewiß wußte, er sey allein zu ihm gegangen und keine Seele wisse darum (S. 529). Denn außerdem würde es eine Raserei gewesen seyn, jenen todt zu schlagen, indem bei seinem Verschwinden die Entdeckung unvermeidlich war. Daß aber Fonk hiernach sich erkundiget habe, davon sagt Hamacher kein Wort, sondern erzählt vielmehr ganz andere Gespräche.

2) Was konnte Cönen bei Fonk wollen, und warum hätte er seinem Principale diesen Gang verheimlichet? Nichts kann abscheulicher seyn, als den Verstorbenen, der im Leben seinem Machtgeber mit Eifer und Treue gedient hat, im Tode zum Spitzbuben machen zu wollen. Also um noch einmal Fonk's Bücher nachzusehen! Aber um halb 11 Uhr des Nachts und heimlich? Man hat sogar vorgegeben, er habe seinen vergessenen Regenschirm um diese Zeit abholen wollen, obgleich er gar keinen hatte, sondern mit unter Fonk's Schirm am Tage ging.

3) Der Verf. findet es ebenfalls am wahrscheinlichsten, daß Cönen vom Markte weg zur Florentinerin gegangen sey (S. 282), sich aber auf dem Wege zu ihr oder auf dem Rückwege in Cölns engen und krummen Gassen verirrt habe; und in einem ganz entlegnen Theile der Stadt in einer solchen Gasse angefallen und beraubt worden sey. Er findet dies darum sehr wahrscheinlich, weil dergleichen Vorfälle dort durch die Hungersnoth von 1816 so häufig veranlaßt wurden, daß die Gesetzgebung sich einzuschreiten genöthigt sah, und weil bei Cönen's Leiche, außer seiner Brieftasche, kein Pfennig Geld und seine silberne Tabaksdose nichts gefunden wurde, endlich weil nun auch dessen Pfeife auf eine verdächtige Art zum Vorschein gekommen ist (S. 233). Daß die Uhr noch in seiner Tasche gewesen, stehe dem nicht entgegen, weil die Fälle häufig vorkämen, wo den Beraubten die Uhr gelassen worden, theils aus Uebereilung, theils absichtlich, weil daran sich die Entdeckung der That allzu leicht reiht (S. 287).

C. Da sonach gar keine Anzeige vorhanden ist, wodurch Fonk verdächtig gemacht würde; vielmehr alle Umstände das Gegentheil bezeugen; so ist die Anschuldigung Hamacher's der einzige Anklagegrund. Aber welchen Glauben verdient überhaupt die Anschuldigung eines Verbrechers, die durch nichts unterstützt wird, vielmehr in vielen Stücken als unwahr sich darstellt, und überdem von dem Beschuldigenden selbst widerrufen ist? Daß er sich selbst zugleich mit anklagt, gibt ihr keine größere Glaubwürdigkeit. Wer einige Erfahrung in der Criminalwelt hat, weiß, daß dies schon öfter fälschlich geschehen ist. Im vorliegenden Falle läßt sich sogar die Spur und der ganze Gang der Erdichtungsgeschichte verfolgen. Der Verf. erklärt, daß er es für eine ausgemachte Sache halte, daß das ganze Hamacherſche Geständniß eine gehaltlose Erdichtung sey. Er ist indessen

1) nicht der Meinung, daß Hr. v. Sandt absichtlich und mit dem Vorsatze, dadurch dem Fonk zu schaden, dem Hamacher diese Erzählung einstudirt habe, sondern daß vielmehr dieselbe des letztern eigne Erfindung sey; jedoch Hr. v. Sandt und Hamacher sich beiderseits übereinander im Irrthume befunden, und durch ihre irrigen Vorstellungen die große Verdunklung der Wahrheit befördert hätten. Diese Ansicht der Sache ist neu, und von dem Verf. gut durchgeführt worden. Der gemeine Mann hat, sagt er, eine ganz eigne Vorstellung von der Justiz. Er betrachtet sie nicht als eine Anstalt, das Recht zu hegen; sondern als ein gut zusammengesetztes System, das Volk im Zügel zu halten und besonders dem gemeinen Mann seine Unterordnung fühlbar zu machen. Dieser Gedanke mußte bei Hamachern durch die Art seiner Arretirung, seiner Gefangenhaltung und seiner Behandlung im Gefängnisse nur noch bestärkt werden (S. 305). Noch mehr aber wurde er darin bestätiget durch die Versicherungen und Nachrichten, die ihm Esser brachte. Daß dieser auf besondern Befehl des Hrn. v. Sandt zu dem Hamacher gesetzt worden sey, ferner daß Esser während dieser Zeit häufige Conferenzen mit dem Hrn. v. Sandt gehabt habe, ist vollständig erwiesen (S. 320). So gewann Hamacher die Ueberzeugung, daß er, einmal in den Händen der Inquisition befindlich, auf keine Weise ohne allen Schaden davon kommen würde; daß die feste Behauptung seiner Unschuld ihm zu gar nichts nutzen könne, sondern daß er nur darauf Bedacht zu nehmen habe, wie er auf die möglichst wohlfeile Art sich mit der Justiz abzufinden vermöge. Durch Esser's Nachrichten war ferner der Glaube in ihm erzeugt worden, daß Fonk den Cönen ermordet haben müsse; daß derselbe solches jedoch nicht gestehen wolle; und daß der Justiz vorzüglich daran gelegen sey, diesen nur zu überführen. Hamacher zweifelte daran nicht, denn was hätte sonst den Hrn. Foveaux bewegen können, ihm 4000 Rthlr. durch Esser bieten zu lassen, dafern er den Todschlag auf sich nehme und seinem Schwiegersohn zu seiner Freiheit verhelfe. Daß Esser dieses erlogen haben könne, daran dachte seine Seele nicht. Wie fest er vielmehr hiervon, und in Folge dessen von der Schuld Fonk's, überzeugt war, ergeben die mehrmaligen Erklärungen, welche er dieserwegen seinem Beichtvater gemacht hat, dessen ausführlicher und höchst wichtiger Bericht jetzt erst zu den Acten gekommen ist (S. 335). Er glaubte also in der Hauptsache nichts Unrechtes zu thun, wenn er bei seiner eigenen Absindung mit der Justiz von der Voraussetzung ausginge, daß Cönen durch Fonk erschlagen sey, und es kam nur noch darauf an, die Erzählung der Art und Weise so einzurichten, daß sie zu den Umständen passe und wahrscheinlich sey, und daß sie zugleich ihm selbst nur eine leidliche Strafe zuziehen könne. Als er einmal auf diesem Wege war, wurde er in seinem Vorhaben durch die neuen Verhetzungen angefeuert, daß Fonk von ihm und seiner Frau niederträchtige Dinge rede. Wie sehr dies auf ihn gewirkt, und wie fest er darauf bestanden hat, nichts Unrechtes daran zu thun, wenn er gegen Fonk das Wiedervergeltungsrecht ausübe, und nun gleichfalls von demselben Unwahrheiten erzählte, erhellet ebenfalls aus seinen, hierüber gegen seinen Beichtvater und gegen das Gefängnißpersonal gemachten Erklärungen. In diesem Zustande begehrte er, den Hr. v. Sandt persönlich zu sprechen. Aus dessen ganzem Benehmen und allen seinen Fragen konnte Hamacher leicht abstrahiren, daß auch dieser die Ueberzeugung hege, Cönen sey durch Fonk ums Leben gekommen, und daß derselbe erpicht darauf sey, denselben zu überführen. Noch war Hamacher mit der Zusammensetzung seiner Ermordungsgeschichte lange nicht fertig. Dies erhellet aus zwei Thatsachen, die Hr. v. Sandt selbst angeführt hat. Bei der dritten Zusammenkunft nämlich soll

0902

Hamacher, als er mit der Sprache nicht recht herausgewollt habe, auf die Bemerkung: „er werde wohl mehr von der Sache wissen, zumal er selbst schon zugestanden, daß Fonk ihm eingeschärft habe, er möge sich nur gut halten;" in die Worte ausgebrochen seyn: „So soll ich es denn sagen, daß es Fonk selbst gethan hat (S. 231)?" Ferner hatte er dem Hrn. v. Sandt erzählt, daß er Cönen's Leiche mit einem Riemen zusammengebunden habe, den Fonk von einem in der Packkammer hängenden Pferdegeschirre abgenommen und ihm gegeben habe. Als bei der hierauf vorgenommenen Haussuchung sich indessen wohl das Pferdegeschirr vorfand, aber daran kein Riemen fehlte oder nicht dazu paßte; so blieb bei der Protocollirung des Geständnisses das Geschirr ganz weg. Noch schrieb Hamacher in jener Zeit einen Brief an seine Frau des Inhalts (S. 239): „Ich glauben, ich muß sagen den 2ten Nov., das wär zu meinem Vorteil besser, und den 5 iß er die drey erunder kommen, und sagden in sich, ich wert dich Kerl aus dem Weg schaffen." Aus alle dem liegt klar am Tage, daß Hamacher seine Mordgeschichte nur nach und nach zusammengesetzt hat (S. 326), wobei ihn indessen die Fragen des Hrn. v. Sandt belehrten, worauf es ankomme, und dessen Einwendungen, was unbrauchbar sey und nicht für Wahrheit genommen werde. Dessen Leutseligkeit und Geduld, seine Zusicherung, ihn nicht nur, nach abgelegtem Geständnisse, aus dem Cachot in ein besseres Gefängniß bringen zu lassen, sondern auch für seine Vertheidigung zu sorgen, erregten in ihm sogar den Wahn, daß er gewissermaßen ein Gehülfe der Justiz sey, und daß Hr. v. Sandt diejenigen belohnen würde, die dabei hülfreiche Hand geleistet hätten, wie aus demselben Briefe hervorgeht. Mit dem Theile der Geschichte, der die Ermordung enthielt, konnte Hamacher bald zu Stande kommen, da er die Localität des Fonkschen Hauses genau kannte. Aber vieles Kopfbrechen machte es ihm, wie die Leiche aus dem Hause in den Rhein zu bringen sey. Seine desfallsige Noth klagte er den Gefangenwärtern und seinem Vertrauten Esser. Dieser gab ihm zuerst den Rath, den Leichnam durch eine Schießscharte zu stecken, und so aus der Stadt zu bringen. Dies ging aber nicht, weil dazu der Körper zu dick war. Nun sagte Esser, daß ein Mann von Bensberg sich erboten hätte, für 1000 Rthlr. es vor Gericht zu übernehmen, daß er den Leichnam fortgeschafft habe; brachte aber einige Tage später die Nachricht, daß dieser Mann sich anders besonnen habe. Endlich kam Hamacher auf seinen Bruder, und schrieb deshalb an diesen ein Billet des Inhalts (S. 327): „Lieber Broder ich hoff du wirst mich nicht im Stich lassen, bei dieser Gelegenheit und die Sach wohl erklären wie ich gethan habe, du hast nichts zu befürchten." Also schon damals wußte Hamacher, daß seine Aussage für seinen Bruder keine Strafe herbeiführen könne. Woher mochte er das wohl wissen? Von sich selbst wohl schwerlich! Es ist eben so merkwürdig, daß er dieses Billet dem Hrn. v. Sandt zur Besorgung übergeben hat. Indessen hat dieser es nicht abgegeben, es aber auch nicht zu den Acten gebracht, sondern angeblich verlegt, und erst während der Assise wieder gefunden und überreicht. Der Verf. hält dies für einen Beweis seiner Meinung, daß Hr. v. Sandt das Bekenntniß Hamacher's für aufrichtig gehalten habe.

(Der Beschluß folgt.)

Pamiatniki Rossiskoi Slovesnosti XII wieka d. h. Denkmähler der russischen Literatur des XII Jahrhunderts. Moskau 1822. 4. XLI. 258 S.

Unter diesem Titel erschien gegen das Ende des vorigen Jahrs auf Veranstaltung des Reichskanzlers Grafen Rumanzoff eine für die Geschichte der russischen Sprache und Literatur höchstwichtige und auch in der Reihe allgemeiner antiquarischer Forschungen zu berücksichtigende Sammlung. Einige der darin enthaltenen Schriften waren zwar schon durch den Druck bekannt geworden, jedoch nur in mangelhaften, unkritischen Ausgaben; andere aber lagen, seit Jahrhunderten vergessen, in Kloster-Büchereien, bis sie nun durch die Freigebigkeit des Reichskanzlers, mit eifriger Sorgfalt des um russische Antiquitäten so sehr verdienten Hrn. Kalaidowitsch in Moskau, zu Tage gefördert und in aller typographischer Pracht weiterer Vergessenheit entrissen worden sind. Die Sammlung beginnt mit den Werken des heiligen Cyrill, Bischofs von Turoff, meist ascetischen Inhalts. Die Schicksale Rußlands im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten entrissen diesem Reiche große Länderstrecken, die nur in der neuesten Zeit wieder mit demselben vereinigt worden sind. Das Bisthum Turoff ging mit andern Ländern verloren, selbst der Name der Stadt, welche der Sitz eines Bischofs und den Byzantinern noch im funfzehnten Jahrhundert unter dem Namen ἡ τορτούβη bekannt gewesen war, verscholl und läßt sich nur mühsam und muthmaßlich in dem Flecken Duroff, im jetzigen Gouvernement Minsk nachweisen. Die Stadt und den Dom, worin der heil. Cyrill seine beredte Stimme erhoben, hat die Zeit bis auf den Namen vertilgt, aber seine Worte haben sich sogar noch in den Schriftzügen des nächsten Jahrhunderts nach ihm erhalten und erfreuen und bewegen wie damals. Mit Recht sagt der gelehrte Herausgeber, Hr. Kalaidowitsch, in der Vorrede: „Im Laufe von zweihundert Jahren nach der Einführung der christlichen Religion empfing Rußland von Byzanz Ausbildung und Geschmack. Dieser war zwar nicht mehr rein aber auch noch nicht ganz verdorben. Man erkannte im Johannes Chrysostomos mit Fug ein nachahmenswehrtes Muster. Unter seinen würdigsten Schülern steht der heil. Cyrill von Turoff." — Seinen Werken folgen in der Sammlung viele kleinere von verschiedenen Verfassern, worunter freimüthige Hirtenbriefe an die damaligen Fürsten Rußlands und andere Schriften kirchlichen Inhalts. Wir wollen aus dem Schreiben eines Mannes, der Daniel hieß und den der Fürst Georg Dolgoruki aus unbekannten Ursachen an den See Latsche (im jetzigen Gouvernement Olonetz) verbannt hatte, als Proben des Geistes und Ausdrucks jener Zeit, ausheben: „Du Herr, mein Fürst, schreibt er, nicht das Meer versenkt die Schiffe, sondern die Winde; nicht das Feuer macht das Eisen erglühen, sondern das Blasen des Balges: also verfällt der Fürst nicht selbst in mancherlei Böses, aber seine Räthe verführen ihn. Mit guten Räthen erlangt der Fürst einen hohen Fürstenstuhl, mit schlechten aber geht er auch einer geringen Herrschaft verlustig." — Weiter sagt er: „der Krebs ist unter den Fischen kein Fisch und die Fledermaus unter den Vögeln kein Vogel!, also ist der unter Männern kein Mann, dem seine Frau gebietet, und die ist keine Frau unter Frauen, die sich vom Manne weg, andern ergibt; auch ist dies keine Arbeit unter den Arbeiten, den Wagen schieben, worauf die Frau sitzt." Von sich selbst spricht er: „Mein Fürst, schau nicht auf mein Gewand, sondern in mein Inneres: denn mein Gewand ist arm, aber mein Geist ist reich; stell ein Gefäß unter den Strom meiner Zunge, auf daß meine Worte süßer wie Honig hineintröpfeln. — Ich bin nicht über das Meer gereiset und habe keine Weisen gehört, aber wie die Biene auf mancherlei Blumen, so warf ich mich auf viele Bücher und habe süße Worte gesammelt und Weisheit und verwahre es, wie der Seefahrer einen Schlauch süßen Wassers." — Wohl ist es zu wünschen, daß diese Sammlung weiter und auf die folgenden Jahrhunderte fortgesetzt werde.

121.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 187.

14. August 1822.

Neuester Stand der griechischen Sache, dargestellt vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, bei Brockhaus, gedruckt im Juli 1822. 40 S. 8.

Kein hohles Phrasen-Gewebe; kein kosmopolitisches Traumbild; kein afterpolitisches Wischiwaschi: sondern das klare, bündige Wort einer vorurtheilsfreien Umsicht und einer gesunden, frischen und furchtlosen Urtheilskraft — wird uns hier auf wenigen Blättern mitgetheilt. Viel und vielerlei ist über die Sache der Griechen, bald erbaulich und langweilig, bald unlogisch und phantastisch geschrieben worden; der Sophisten nicht einmal zu gedenken, welche den Buchstaben der Legitimität mit der Idee des Legitimen, die Wagniß des Freiheitschwindels mit dem Nothstande der Selbsthülfe, die Berechnung des Vortheils mit der Wägung des Rechts und das formenwechselnde Verhältniß des Augenblicks mit dem Naturgesetze der Zeit verwechseln.

Professor Krug hat nicht blos das kleine Verdienst, zuerst für die Sache der Griechen geschrieben, sondern auch das größere, den wahren Gesichtspunct, aus welchem der Mensch, der nicht im Kaufmann oder im positiven Diplomaten untergegangen ist, den Kampf der Griechen und die sittliche Bedeutung desselben anzusehen sich verpflichtet fühlen muß, kurz und einfach mit Gründen der Ueberzeugung dargestellt zu haben.

In seiner bekannten, auch ins Französische, Holländische und Polnische übersetzten Schrift: Griechenlands Wiedergeburt, von der eine zweite Auflage erschienen ist, bestimmte er den Standpunct des Rechts, aus welchem das Seyn oder Nichtseyn eines europäischen und christlichen, der Zahl nach schwachen, aber durch Geist und Willen mächtigen Volks, das seine Nationalität seit Homer's Zeitalter, fast drei Jahrtausende hindurch, sich erhalten hat, in dem letzten Kampfe der Natur, der Idee und der Verzweiflung auf Tod und Leben, mit der „pestilenzialen und brutalen Barbarei der Türken," vernünftiger und christlicher Weise angesehen werden muß; — eine Ansicht, welche einst der polnische Jesuit Sarbiev in seinen trefflichen lateinischen Oden gegen die Wuth der Türken mit solchem Feuer verkündigte, daß er einen Sobieski begeisterte; — eine Ansicht, die bekanntlich auch in Deutschland im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte unter Protestanten und Catholiken gleich herrschend war, und durch welche Deutschlands Ehre und Oesterreichs Macht geschirmt, Ungarn und Siebenbürgen aber vor dem Schicksale der Moldau, Wallachei und Serviens, als Johann von Zapolya Soliman's Vasall und Ofen von einem türkischen Pascha (von 1529 bis 1686) beherrscht war, gerettet, ja Wien selbst und das kaiserliche Hoflager zweimal den türkischen Waffen, unter dem furchtbaren Soliman (1529) und unter dem stolzen Kara Mustapha, der Wien schon zu der Hauptstadt seines neuen westlichen Reichs bestimmt hatte (1683), entrissen wurden.

War nun jetzt gleich Ungarns, Oesterreichs, Italiens und Deutschlands politisches Daseyn nicht unmittelbar bedroht — obwohl die Wiederkehr eines Attila, eines Mohamed und eines Soliman, gerüstet mit den Waffen europäischer Kriegskunst, noch immer als möglich gedacht werden kann, — so erschien dennoch einem Jeden, der Rechtssinn und Mitgefühl hatte, die Sache der europäischen Menschheit mit dem gegenwärtigen Nothstande der Griechen und mit der heldenmüthigen Erhebung des alt-hellenischen Geistes, auf das Innigste verbunden, und wie jeder Einzelne den Unglücklichen, der mit dem Tode in den Wellen oder in den Flammen kämpft, zu retten sucht, so vernahm theilnehmend das christliche und gesittete Europa den Nothschrei eines ganzen Brudervolks. Mag immerhin brittische Selbstsucht dem türkischen Peiniger mit Rath und That Vorschub leisten: der Mensch umarmt den Unglücklichen. *)

Doch selbst der Teufel findet seinen Sachwalter; warum nicht auch die Berserkerwuth der türkischen Regierung? Also rühmten Einige die Liberalität der Pforte gegen Juden und Christen, die Milde des Kapudan Pascha auf Scios, und die Barmherzigkeitsformeln des Koran in den türkischen Amnestie-Dekreten zu Gunsten der armen Rajahs. Andere behaupteten: „Die Griechen sind der Hülfe nicht würdig. Viel zu früh ist ihr Unternehmen. Was wollen sie mit Freiheit und Selbständigkeit machen? Sie sind ja nicht reif dafür!"

Auf diese Einreden antwortete Krug in seiner kleinen Schrift: Letztes Wort über die griechische Sache. 1821. Die Zeit hat ihm Recht gegeben. Zwar kam den Griechen keine mächtige Hülfe von Au-

*) So dachte einst der edle Condorcet, als er sich dem blutdürstigen, tyrannischen Convente entgegenstellte:

Ils m'ont dit: choisis! oppresseur ou victime.
J'embrassai le malheur et leur laissai le crime.

A. d. Rec.

ber, wie in vielen neuen Bau-Orten auch, Mangel an Wasser, und es ist daher nöthig, dasselbe in Fässern zuzuführen. Die Bevölkerung besteht aus Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten und Beamten. Die Arbeiter sind meistens Irländer, die Handwerker Deutsche, die Kaufleute Juden, die Beamten Engländer. Die Arbeiter sind roh, die Handwerker fleißig, die Kaufleute betrügerisch, die Beamten hochmüthig. Die Arbeiter trinken Whisky, die Handwerker Bier, die Kaufleute Champagner, die Beamten Claret. Die Arbeiter sind arm, die Handwerker wohlhabend, die Kaufleute reich, die Beamten vornehm. Die Arbeiter wohnen in Hütten, die Handwerker in Häusern, die Kaufleute in Palästen, die Beamten in Regierungs-Gebäuden. Die Arbeiter haben Weiber, die Handwerker Frauen, die Kaufleute Damen, die Beamten Gemahlinnen. Die Arbeiter haben Kinder, die Handwerker Familien, die Kaufleute Anhang, die Beamten Dienerschaft. Die Arbeiter sind Katholiken, die Handwerker Protestanten, die Kaufleute Juden, die Beamten Engländer. Die Arbeiter haben Religion, die Handwerker Glauben, die Kaufleute Aberglauben, die Beamten Vorurtheile. Die Arbeiter haben Laster, die Handwerker Fehler, die Kaufleute Untugenden, die Beamten Schwächen. Die Arbeiter sind Irländer, die Handwerker Deutsche, die Kaufleute Juden, die Beamten Engländer.

Die Arbeiter sind Irländer, die Handwerker Deutsche, die Kaufleute Juden, die Beamten Engländer.

Wir abermals nicht. Wäre diese Aufforderung früher geschehen, so möchte es drum seyn. Da sie aber erst am fünften Tage, nachdem Hamacher's Geständniß zu Protocoll genommen worden, erfolgte, so beweist sie nichts. Der Zutritt des Geistlichen war durchaus nicht zu verhindern; es war also klüger, demselben entgegen zu kommen. War Hamacher in seinem Vorsatze fest, das Geständniß aufrecht zu erhalten, so gab eben dieser Schritt demselben großes Gewicht. Widerrief er ferner noch, so mußte die Sache doch so gehen, wie sie hernach gegangen ist. Wohl aber ist es von Wichtigkeit, daß die ganze Correspondenz mit dem Hrn. Geistmann, und besonders dessen umständlicher Bericht vom 23sten April, worin des Kiefers Widerruf mit allen Bewegungsgründen umständlich vorgetragen ist, nicht sogleich zu den Acten gebracht, sondern ebenfalls zurückgehalten worden ist. Dieses öfter vorkommende Zurückhalten höchst wichtiger Piecen ist ein sehr bedenklicher Umstand.

Indessen zeigte Hamacher noch an dem nämlichen 23sten seinen Widerruf selbst an; und nun offenbart sich in ihm ein merkwürdiger Kampf und Schwanken, ob er sich mit der Justiz oder mit seinem Gewissen, welches der Geistliche aufgeregt hatte, vertragen solle (S. 247). Man sieht ihn allemal demjenigen Eindrucke folgen, der der sinnlich gegenwärtige war, und besonders große Furcht davor hegen, daß er wieder in das scheußliche Cachot zurückgebracht werden möchte, aus welchem er mit demselben Tage erlöset wurde, als sein Geständniß protocollirt worden war. So beschied er sich, als ihm Hr. v. Sandt sagte, er werde seine Lage durch seinen Widerruf schlimmer machen, dahin: „nun so wollen wir es so lassen, wie es geschrieben ist." (S. 250) Zu einem Gefangenwärter sagte er bald darauf: (S. 306) „Jetzt kommt der Hr. v. Sandt nicht mehr zu mir, und ich werde wohl bald wieder eine Reise herunter ins Cachot machen müssen, weil ich etwas widerrufen habe." In diesem schwankenden Zustande erklärte er sich daher zu Protocoll bald so bald so. Gegen alle Personen aber, mit denen er vertraulich sprechen zu können vermeinte, ist er jederzeit dabei verblieben: „daß er unschuldig sey, und an keinem Morde Theil genommen habe." Sobald er nach Trier kam und dort im Gefängnisse gut gehalten wurde, hat er unabänderlich behauptet, daß seine ganze Angabe erdichtet, ihm vom Hrn. v. Sandt einstudirt sey, und er von Cönen's Tode nichts wisse. Er, nicht minder seine Frau, haben hierauf auch die ganze Assise hindurch bestanden (S. 217). Sein Bruder hat es nie an sich kommen lassen, daß er die Leiche aus der Stadt gefahren habe oder etwas davon wisse. Als derselbe noch im Gefängnisse saß, und zwar vom Wahnsinne wieder hergestellt war, aber nun so krank wurde, daß man täglich seinem Verscheiden entgegensah, stellte man in diesen entscheidenden Tagen ein feierliches Verhör mit ihm an, in welchem er alle Leiden seiner Gefangenschaft erzählte, aber betheuerte, daß sein Bruder von ihm die Unwahrheit gesagt habe (S. 404). Auch in diesem Verhöre kommt die Erklärung vor, daß seine Frau im Gefängnisse gestorben sey, was doch nicht wahr, worüber ihm aber auch von dem Richter keine Bedeutung geschehen ist. Man sieht hieraus, daß dieser Gedanke bei ihm eine feste Einbildung geworden war, aber keine Lüge. Man hat daraus, daß der Kiefer Hamacher einmal zu einem Mitgefangenen geäußert hat: „er wünsche, er wäre den Tag nicht im Keller gewesen; er habe da an einem Fasse gearbeitet, und sey dadurch ins Unglück gekommen," eine Verwünschung des Fonkschen Kellers deduciren wollen (S. 221). Weit natürlicher bezieht der Verf. diese Aeußerung auf den Keller im Kümpchen, wo jener an Einem Fasse vor seiner Arretirung zu thun hatte. Als derselbe am Abende von Fonk's Verurtheilung dieses von seinem Gefangenwärter erfuhr, hat er aufgeschrieen und die Worte gesagt (S. 577): „Allmächtiger Gott! der Mann stirbt unschuldig. Ich verdiene meine Strafe, weil ich durch meine Lügen ihn ins Unglück gebracht habe; und Sie werden nicht hören, daß ich murre. Aber daß sie den verurtheilt haben, das können sie bei Gott nicht verantworten."

2) Daß es mit dem Hamacherschen Geständnisse so zugegangen sey, wie der Verf. darstellt, leuchtet uns vollkommen ein. Nicht so evident ist seine Ansicht über den Antheil des Hrn. v. Sandt an demselben. Der Verf. selbst bekennt, daß ihm Einiges ganz unerklärlich geblieben sey, und die über manches Andere gegebene Auskunft ihm ungenügend scheine. Denn

a) schwerlich würde Hamacher sich dazu verstanden haben, seine Angaben zu machen, wenn er die Strafe vorhergesehen hätte, die ihm zu Theil geworden ist. Er selbst hat erklärt, „daß er sich wohl einiger Jahre Gefängniß vertröste, nur keiner Ketten," weil die Meinung dahin ging, daß Cönen durch Fonk gemordet seyn, und von Hamacher nur im Sterben am Schreien verhindert seyn solle. Daß dies auch die Meinung des Hrn. von Sandt gewesen sey, darüber findet sich in seiner eignen Schrift folgende höchst merkwürdige Stelle (S. 324): „Darüber sind alle Juristen und Nichtjuristen einig, daß Hamacher ganz anders vertheidigt werden mußte, und wahrscheinlich mit Glück ganz anders vertheidiget werden konnte, als er vertheidiget worden ist, so wie, daß hierzu die wirksamsten Momente vorlagen. Aber dann hätten freilich die Hamacherschen Aussagen als Basis angenommen werden müssen."

b) Unerklärlich bleibt dem Verf. immer, daß Hr. von Sandt über alle seine Conferenzen mit dem Hamacher gar keine Verhandlungen aufgenommen, sich nicht einmal Notizen gemacht hat. Unerklärlich bleibt ihm, daß nicht auf der Stelle alle Umstände verificirt worden sind. Nicht zu erklären weiß er sich den langen Verzug vor der Protocollirung des Hamacherschen Geständnisses, und den abermaligen Verzug bei der Protocollirung der Zurücknahme desselben (S. 244).

c) Höchst unbefriedigend findet er die Antworten des Hrn. v. Sandt auf die ihm vorgelegten Fragen: warum er zu den Conferenzen mit Hamacher Wein, und jedesmal zwei Flaschen, ins Gefängniß bringen lassen? warum er denselben ins Cachot werfen lassen? warum er von der heimlichen Anwesenheit des Polizeiinspector Schöning bei der einen Conferenz früher, und selbst in seiner umständlichen Relation an den Generalprocurator Birk im Jahre 1818, gar nichts erwähnt habe, sondern davon erst nach mehr als einem Jahre die Rede gewesen sey? Auf die letzte Frage hat Herr von Sandt zu vernehmen gegeben (S. 388): „er habe es unter seiner Würde gehalten, sich auf das Zeugniß eines seiner Untergebnen zu berufen." Warum bestellte er denn wohl denselben zum Horchen? Warum hielt er denn später diese Berufung nicht unter seiner Würde? Auf die zweite Frage hat er geantwortet: „es sey der größeren Sicherheit und Absonderung wegen geschehen (S. 299)." Es ist aber ausgemittelt, daß diese Zwecke in den oberen Gefängnißstuben, wohin auch Hamacher nach abgelegtem Geständnisse gebracht worden ist, eben so gut erreicht werden konnten. Und wozu denn die übrigen negativen Torturmittel, womit auf diesen Gefangenen, und seinen Bruder gestürmt wurde? Die Ausflucht, welche auf die erste Frage vorgebracht worden ist, und ihre Unwahrheit, kennen die Leser bereits.

d) Noch weniger befriedigen kann es, wenn Hr. von Sandt auf die Frage: wie er, der als Schiedsrichter das Urtheil unterschrieben hatte, daß Fonk keine Unrichtigkeit in seiner an Schröder gegebenen Rechnung begangen habe, nichts destoweniger am folgenden Tage die Anklage gegen denselben auf einen dringenden Verdacht begangenen Betruges gründen können? die Antwort gibt: „er habe als Schiedsrichter nur den Auftrag gehabt, die Rechnung von Fonk und Schröder auseinanderzulegen, keineswegs zu untersuchen, ob Betrug in den Büchern vorhanden war (S. 352)?" Wie war es wohl

möglich, das erstere zu bewerkstelligen, ohne das letztere zuvor zu erörtern? Auch ist anjetzt erwiesen, daß, als Fonk seine Klage einmal bei dem Handelsgerichte angemeldet hatte, und Schröder nun vergeblich alles aufbot, um denselben zum Vergleiche zu bringen, in einer Conferenz mit Schröder und seinen Sachwaltern beschlossen wurde, den Hrn. v. Sandt zum Schiedsrichter zu wählen (S. 419), „weil schon damals bekannt war, wie derselbe über Fonk denke, und letzterer, wenn er sich diesem Mann gegenüber gestellt sehe, schon mürbe und zum Vergleich willig werden werde.“ Es ist nicht minder erwiesen, daß Hr. v. Sandt sich alle Mühe gegeben hat, als Schiedsrichter einen Betrug oder Fälschung zu entdecken, und daß er (S. 389) zu dem Ende persönlich bei Fonk's Kunden herumgegangen ist, um Erkundigungen einzuziehen; aber vergeblich.

e) Die Krone von Allem aber dürfte das seyn, daß zu derselben Zeit, als dem Hamacher weiß gemacht wurde, Fonk verunglimpfe ihn und seine Frau, ihm auch vom Hrn. Effertz und vom Hrn. v. Sandt eine Stelle aus einem Briefe vorgelesen wurde, nach welcher Fonk ihn einen dummen ehrlosen Kerl nannte. Dieser Brief mußte vor der Assise hervorgesucht werden, und siehe da, es stand darin: ein dummer ehrlicher Kerl (S. 395).

Die preußische Staatszeitung oder Hr. Benzenberg muß dem publicum etwas Falsches berichtet haben. Denn die erstere erzählt mit bestimmten Worten, daß die Geschwornen bei der zweiten Frage einhellig das Schuldig ausgesprochen, und daß bei der ersten die Richter ebenfalls für das Schuldig gestimmt hätten. Der letztere aber versichert, daß die zweite Frage durch eine Stimmenmehrheit von 8 gegen 4 Stimmen entschieden werden sey (S. 558); und daß das Gericht den Beschluß gefaßt habe, über die erste Frage nicht mehr abstimmen zu dürfen, weil der Ausspruch der Geschwornen schon publicirt worden war (S. 556). Der Verf. zieht hieraus den Schluß, daß das ganze Erkenntniß null und nichtig sey, weil die beiden Entscheidungen der Jury einen innern Widerspruch enthielten. Dieselbe wurde nämlich befragt: ob Fonk an der Ermordung Cönens als Thäter, oder als Gehülfe, oder als Urheber, schuldig sey? Letzteres ließ die Jury ganz unbeantwortet; das erste haben 7, und das zweite 8 Stimmen mit Schuldig beantwortet. Da es aber am Tage liegt, daß Niemand zu gleicher Zeit Mörder und Gehülfe beim Morde seyn kann; so müssen nothwendigerweise 3 Stimmen bei Beantwortung der zweiten Frage sich selbst widersprochen haben. Daß auf beide Fälle die gesetzliche Strafe dieselbe ist, thut nichts zur Sache, weil die Geschwornen die Strafe nicht bedenken sollen. Wahrscheinlich kommt dieser Punct beim Cassationshofe auch zur Sprache!!

12.

Nachrichten aus Schweden.

Die in Upsala studirenden Jünglinge haben es, während des letztverflossenen Frühlings-Semesters, mit einander verabredet, auf ihre Kosten dem Fürsten der Botaniker, Carl Linné, ehemaliger Zierde dieser Universität, eine colossale Statüe zu errichten. Unser Landsmann, der berühmte Bildhauer Byström, hat sich anheischig gemacht, dieses Werk noch vor dem Jahre 1824 zu vollenden. Als Herr Professor Geyer das Rectorat niederlegte, machte er in seinem Programm die Bemerkung, daß die Geschichte kaum ein ähnliches Beispiel aufbewahre, es sey denn das der akademischen Jugend zu Pavia, die dem Torquato Tasso auf eigene Kosten eine Bildsäule errichten ließ.

Die Anzahl der in Upsala, während dieses Semesters, Studirenden ist 909 gewesen; sämmtlich daselbst gegenwärtig in jenem Zeitraum. — An dem prächtigen zu einer neuen Universitäts-Bibliothek bestimmten Gebäude, dessen Grundstein von Sr. Maj. dem Könige auf einem hochliegenden freien Platze in der Stadt gelegt wurde, wird nun emsig fortgebaut. Die Façade ist 128 Ellen lang; das Haus wird 3 Etagen enthalten, worunter 2 in diesem Jahre in ihren Grundmauern werden fertig werden.

Herr Dr. Wahlenberg befindet sich seit Anfang des Junius auf einer Reise innerhalb des Vaterlandes; die Akademie der Wissenschaften bestreitet die Reisekosten. Auf Kosten dieser nämlichen Akademie bereiset ein Studirender, Namens Marklin, die nördlichen Theile Norwegens, um über die Seethiere in den nördlichen Meeresbuchten Untersuchungen anzustellen. — Das südliche Norwegen besucht der Chemiker Hisinger, der durch seine geologischen Bemerkungen während einer Reise in Schweden bekannt geworden; er ist von einem jungen Mann, Namens Wahlberg, begleitet, einem Botaniker aus Upsala, der eine Flora Gothoburgensis verfaßt hat.

Den Prof. Berzelius hat Se. Maj. zum Commandeur des Wasa-Ordens ernannt; den Dichter Tegnér in Lund zum Ritter des Nordstern-Ordens; den Prof. Geyer in Upsala zum Historiographen bei den königl. Orden. Der Graf Skjöldebrand, General, Staatsrath u. s. w., hat Sjöberg's Platz in der schwedischen Akademie erhalten.

Laut den letzten Nachrichten ist der Gesandschafts-Prediger Berggren von Cairo glücklich zurückgekommen. Dieser Reisende hat den Libanon besucht, und die Religion der dort ansässigen Drusen genau studirt, über welchen Gegenstand er Nachrichten von Belang verspricht; das Merkwürdigste aber in diesen seinen Reisen durch Syrien, Palästina und Aegypten ist der Umstand, daß er auch in Hauran, und in den vor Seetzen den Europäern durchaus unbekannten östlichen Gegenden jenseits des todten Meeres gewesen. Beide haben sie die Ruinen der Stadt Gerrasa mit denen von Palmyra verglichen. Hr. Berggren ist aber noch Osten weiter vorgedrungen, als es von irgend einem Andern bekannt geworden: er hat nämlich drei Tage und Nächte in jener berühmten Stadt Bosra zugebracht, von welcher die Nachrichten aus dem Mittelalter und die Geographen im Orient gesprochen; unser Reisender schlief in Saladin's Palast.

Neulich im Druck erschienene merkwürdige schwedische Bücher.

Acta Reg. Societ. Scient. Upsal. Vol. VIII, 4. Sie enthalten: 1) Schwedische Petrificate von Wahlenberg, durch die reiche, in ihrer Art einzige Sammlung der Soc. der Wissenschaften zu Upsala veranlaßt. 2) Auszüge aus den Handschriften des Geometers Klingenstierna. 3) Ueber die Reduction imaginärer Größen zur einfachsten Form, v. J. Nordmark. 4) Zwei naturhistorische Abhandlungen, von Thunberg. 5) Beiträge zur Flora der Insel Gottland, von Rohan und Wahlenberg. 6) Zwei Monographieen über die Gattung Clytra und Cyrinus, von Forsberg, Demonstrator der Botanik. 7) Eine antiquarische Abhandlung: Ueber den Luxus am Hofe des Königs Magnus Smek, von J. H. Schröder, Mag. Doc. und Münz-Wardein. 8) Biographie des Reichs-Historiographen Geijer.

Der neuen Einrichtung gemäß, gibt die königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm jährlich zwei Bände ihrer Abhandlungen heraus. Die Akademie hat sich in den nächstverflossenen Jahren vorzüglich mit der Abfassung chemischer, naturgeschichtlicher und mathematischer Abhandlungen beschäftigt; als Verfasser sind zu nennen: Berzelius, Thunberg, Dalmann, Wisström, Swenberg u. s. f.

Das 5te Heft der periodischen Schrift Swea enthält: 1) ein episches Bruchstück von Franzéen; 2) eine Abhandlung von Wahlenberg über Linné und seine Wissenschaft; 3) eine von Anmerkungen und Zusätzen begleitete Exposition der Ritterschen Vorhalle der europäischen Völkergeschichten, von W. J. Palmblad, Doctor der Philosophie.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 20. August 14.

Jahrbücher der Literatur. Sechzehnter Band. 1821. October. November. December.

(Fortsetzung und Beschluß aus No. 179.)

Art. V. Caricaturen des Heiligsten, von Henrich Steffens, in zwei Theilen. — Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1819. Erster Theil. 8. 451 S.

Der mit M. unterzeichnete Recensent könnte nach dieser Probe unter den Frères ignorantins Wunder thun. Der kleine Vorstoß aus der Geschichte der neuen deutschen Philosophie sieht aus, wie der Saum einer Narrenkappe. Steffens ist durchgehends misverstanden. Wo der Verfasser nach seiner bekannten Weise auf dem Hippogryphen des Ideellen emporsteigt, da liegt der Recensent mit der Nase im Staube des Reellen; wo jener im Tone der Salbung, Religion und Philosophie als Schwestermusen des Heiligen anspricht, schlägt dieser im Eifer des Exorcismus ein Kreuz und fängt an zu beten, anstatt zu beweisen. Die Strenge seiner Rechtgläubigkeit hat ihn jedoch nicht vor einer Ketzerei S. 81. bewahren können. In dem Sinne, wie daselbst von der Offenbarung des göttlichen Wesens geredet wird, widerspricht sie sich selbst, folglich auch dem Christenthum. Jedermann muß den Widerspruch finden, der das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern richtig einsieht. Wie hat die hochnothpeinliche Stelle den Argusaugen der Wiener Censur entgehen können? Freilich schläft der beste Censor bei dem Dudelsack des Unsinns eben so leicht ein, als Argus bei der Flöte des Merkur. (Ließ sich denn nicht das Geschreibsel censiren, wie Cato Carthago censirt oder vielmehr rasirt hat?) *) Außerdem erhält Steffens Lob und Tadel fast immer von der verkehrten Seite. Erklärt sich dieser mit edler sittlicher Schärfe gegen die lärmblasende, sich selbst vorreitende Wohlthuerei der letzten Zeit; vertheidigt er den Krieg als ein nothwendiges Mittel der allgemeinen Belebung, damit die Menschheit nicht ein stinkender Sumpf werde, so gebehrdet sich der Recensent wie ein Almosenvater bei der Kasse und sagt weise das Gebot her: Du sollst nicht tödten. Dafür gehen wieder an andern Orten die unstatthaftesten Behauptungen ungerügt hin. Eine solche ist z. B. das Ansinnen, der wahre Bürger müsse trachten adelich zu werden. Ein wahrer Edelmann muß nach diesem Grundsatze wenigstens Graf, Fürst, Herzog werden wollen; ja steckt ein recht vornehmer Geist in ihm — Steffens hat bekanntlich eine eigene Caste vornehmer Geister entdeckt — so wäre er übermenschlich großmüthig, wenn er es nicht in der Stille auf einen König und Kaiser anlegte und selbst mimisch nach dem Bart des Großsultan griffe. Auf diese Weise verwandelte sich zuletzt der Staat in die leibhafte Gestalt des ewigen Juden. Halt! Halt! Jeden adelskranken Bürgerlichen soll man zur Strafe in zwei Betten legen, wie er zwischen zwei Stühlen sitzt. Die jämmerliche Opposition, welche hier und da gegen den Adel zum Vorschein kommt, wiederholt nur mit leerer Spiegelfechterei den bekannten Zuruf: Stehe auf, daß ich mich niedersetze. Der wahre Bürger will und soll, wie mich dünkt, im schönen Gefühl seines festbegränzten, selbstgenugsamen Lebens eben nur Bürger seyn, nicht mehr und nicht weniger. Die Caricaturen des Heiligsten, unstreitig ein originelles und sittlich tüchtiges Werk, sind schon hinlänglich besprochen worden, unter andern auch im Hermes von einem handfesten Begiker, jedoch mehr im Styl der Wort- als Sachkritik. Der Krug verräth sich, aus welchem die Recension geflossen.

Im sechsten Artikel beurtheilt Aloys Primisser zwei Werke gemeinschaftlichen Inhalts. 1) Von altdeutscher Baukunst durch C. L. Stieglitz. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1820. 247 S. in 4. — 2) Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Bauart von Büsching. Breslau, 1821. Bei Joh. Friedrich Korn dem Aeltern. 34 S. in 8.

Stieglitz will bekanntlich das charakteristische Wesen der altdeutschen Baukunst von Byzanz herleiten. Er findet den Weg nach Byzanz, dem heutigen Konstantinopel, leichter als der strategische Julius von Voß. Mitunter scheint der verdienstvolle, gelehrte Architekt über weite Strecken auf der Wünschelruthe gereist zu seyn. Ich will damit keineswegs an den Besen der Hexen erinnern, wenn sie am Gallatage den Blocksberg besuchen. Das Motto der Schrift, aus Göthe entlehnt, heißt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Desto schlimmer, daß der Leser von dieser Fülle nur wenig abbekommt. Das Romantische wird immer nur, wenn man auf den Grund sieht, durch das Romantische erklärt. Die Sache ist so unleugbar richtig als der Satz: Ich bin Ich. (Ich bin Nichtich kommt in praxi häufiger vor als das Gegentheil) Für die lange Zeit der Beschäftigung hat der verehrte Stieglitz die Untersuchung des schwierigen Gegenstandes nicht sonderlich weiter gefördert. Die alten Bauverbrüderungen zieht er als Freimaurerbündnisse an. Nicht jedermann hat so helle Augen, wie die Sonntagskinder von der Kelle. Mit gleichem Rechte ließe sich auch der Erzvater Noah in seiner Arche als Großmeister der ersten Loge betrachten. Zimmer- und Mauerwerk sind ja nur zwei Seiten eines und desselben Blattes. Büsching läßt seinerseits die altdeutsche Baukunst auf gut autochthonisch, wie einen Schwamm, aus der vaterländischen Erde wachsen. Das Kreuzgewölbe und die länglich viereckige Kirchenform, auf welche er sich als den Anker der ursprünglichen Deutschheit stützt, macht ihm Primisser mit vieler Unschuld und Ruhe durch unabweisliche Thatsachen gründlich zu Wasser. Thut nichts; am Wasser ist noch kein Schwamm gestorben. Die Recension, welche bald links, bald rechts gegen die beiden Verfasser im Wege des anständigsten Friedens einschreitet, zeichnet sich aus durch Sachkenntniß, Anspruchslosigkeit, Umsicht und Ordnung. Primisser's Beschreibung der Armbraser jetzt in Wien befindlichen Sammlung empfiehlt sich dem Publicum durch gleiche Vorzüge.

Die Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten oder die Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems, von Heinrich Mohs. Dresden 1820. In der Arnold'schen Buchhandlung. 100 S. in 8.

Da der Recensent, laut der ersten Worte, über dieses Werk vor der Hand nichts Entscheidendes sagen will, so kann unser einer das Nichts unmöglich in Etwas verwandeln. Ex nihilo nihil fit. Behüte! (Oft wird aus dem Nichts recht Viel, dürfte man gewissen Leuten glauben.) Der Verfasser erklärt die Naturgeschichte als die Wissenschaft, aus gegebenen naturhistorischen Kennzeichen eines Naturproductes dessen systematischen Namen und umgekehrt zu finden. Die Gegenerinnerung des Recensenten scheint nicht besonders triftig. Ist es für die Charakteristik zu wenig, wenn man den Menschen als ein Säugethier mit zwei Händen erkennt? Diese Beschreibung macht den Menschen zu einem derben Packan von Geburt und das ist Viel.

*) Davor bewahre uns der Himmel! Wenn solches Censiren in Bausch und Bogen einmal Mode würde, was würde der Bequemlichkeit der Censoren wohl nicht als Unsinn erscheinen? Es müßte denn jemand das für ersprießlich halten, daß unsere ganze Literatur einmal auf eine Zeit still stände.

D. Red.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freiherren von Hormayr und von Mednyansky. Dritter Jahrgang. 1822. Wien, im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung. gr. 12. 456 S.

Dieses Taschenbuch hat nur drei Fehler. Erstlich ist es kein Taschenbuch, denn die dazu erforderlichen Taschen müßten gewaltig groß seyn. Zu seinem Transport gehört schlechterdings das wiederkehrende Zeitalter der gewaltigen Haarbeutel und Pechen. Zweitens ist es nicht vaterländisch, denn das Vaterland wohnt nirgends vorzugsweise in verfallenen Burgen und in trockenen Ahnentafeln. Richtiger wäre der Titel: Adeliches Taschenbuch u. s. w. Zuletzt kommt indessen nur ein Freiherrlich Hormayrsches heraus. Der Herausgeber mag wohl wissen, warum er die alten Stammbäume schüttelt. Stark zu den Früchten im Schooße! Der Mosaik der Ahnentafeln traue ich wenigstens nicht mehr so leicht als sonst, seitdem das Hormayrsche Archiv den Adel des vielfach verdienten Geheimen Hofraths Cotta von Cottendorf — recta linea — von Cotta dem Römer aus den Zeiten der Republik mit jovialer Dreistigkeit abgeleitet hat. Das saubere genealogische Machwerk muß Hormayr geschrieben haben. Das verrätherische Monogramm ist statt der Löwenklaue der berühmte Kinnbacken, mit welchem Simson die Philister schlug. Diese genealogische Zinke verwundet den ältesten Adel Oesterreichs in der Wurzel. Welche Figur spielen nun gegen Cotta von Cottendorf die Dietrichsteine, da sie mit ihrem Ahnherrn dem Markhanenkönig Swatopluk schon im neunten Jahrhundert sitzen bleiben? Was hilft es ihnen, wenn man den Stein wegwälzt und sie mit Hormayrscher Hand auf den großen Dietrich von Bern (Theoderich, König der Ostgothen) setzt? Sie gehen selbst durch diese Flugmaschine nur bis ins sechste Jahrhundert nach Christi Geburt zurück. Der Herr Baron muß nicht Hebräisch verstehen, sonst hätte er wahrscheinlich besagten Stammbaum unmittelbar an ein Blatt des Paradieses geklebt. Dieses Taschenbuch ohne Geschichte heißt endlich drittens mit Unrecht ein Taschenbuch für Geschichte. Sind verballhornte Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder Geschichte? Nein. Sind Ahnentafeln in männlichen wüsten Windungen Geschichte? Nein, nein! Sind Gedichte — Geschichte, weil sie zufällig auf einander reimen? Nein nein, nein! In den drei bisherigen Jahrgängen des Taschenbuches findet sich auch nicht ein einziger mit historischer Kunst geschriebener Aufsatz. Die sogenannten Biographien strotzen sämmtlich von Rauschgold und würdigen dadurch die Muse Klio zur Marketenderin herab. Der Leser glaubt zuletzt auch das Wahre und Gute nicht mehr, weil beides im Tone der Apotheose vorgetragen wird. So ist der Hr. Baron statt Historiograph blos Büchermacher des Reiches und Hauses von Oesterreich. Gegen die leichte Waare der gewöhnlichen Taschenbücher mag indessen der schwere Ballast dieses historischen Fahrzeuges im todten Meere noch immer für Zähne mit Damastenerklingen eine gute Prise seyn. Auch die Tendenz des Werkes, dieser große Zielpunct für die Scharfschützen der heutigen Censur, verdient soviel Empfehlung als jedes andere privilegirte Ausbängeschild. Die Kupfer dieses Jahrganges haben sich gegen sonst bedeutend gebessert, lassen sie auch noch zu wünschen übrig. Ein großer Uebelstand ist z. B. gleich die geschwollene Hand des heldenmüthigen, regierenden Fürsten Johann Lichtenstein. Im Bilde des Historiographen, besonders in den Schreibfingern, wäre die Schwulst allerdings richtig angebracht.

Der Recensent des Büchleins, M. von Collin, früher Herausgeber der Jahrbücher, hat in einer etwas schwerfälligen Schreibart gute literarische Kenntnisse, z. B. über die Gesänge Ulrichs von Lichtenstein, sorgfältigen Fleiß und kluge Schonung der Verhältnisse mit diplomatischer Artigkeit an den Tag gelegt. Die Artigkeit würde noch mehr wirken, merkte man sie weniger. Ueberartig ist die Sitte, den Historiographen in spe, denn er muß, wie gesagt, diesen Titel noch erst verdienen, bei wiederkehrenden Gelegenheiten jedesmal nicht schlechtweg den Verfasser, sondern mit einem verstärkten Accent den Herrn Verfasser zu nennen. Der Herr Recensent, nein, Recensent, der Herr, oder der Recensent, mein Herr, hätte bedenken sollen, daß von der hohen Herrschaft, die man Publicum nennt, auf der Rennbahn der Literatur kein Wappen gilt, als dasjenige, welches der Geist verräth.

Epitome Institutionum Juris Hungarici privati. Budae, typis R. Universitatis Hungaricae. 1819. 344 S. in gr. 8.

Die Recension recapitulirt und berichtigt an vielen Stellen den Inhalt und schließt mit der Bemerkung, dieses Schulbuch sey eine jugendliche Arbeit, bei der wegen ermangelnder Vollständigkeit die Erklärung des Professors das Beste thun müsse. Da man jetzt im Fabrikwesen die Menschen immer mehr durch Maschinen ersetzt, so ist es allerdings eine zweckmäßige, ganz im Geiste der Zeit liegende Gegenanstalt, gute Lehrer beim Zeche schlechter Bücher als Vorspann zu brauchen. Ein solches Fuhrwerk liefert die beste Uebersetzung des beliebten: Eile mit Weile.

Marino Faliero, doge of Venice, an historical tragedy, in five acts, with notes by Lord Byron. London. John Murray. 1821.

Der Recensent hat sich Willibald Alexis unterzeichnet. Im Hermes ist derselbe Willibald Alexis vor kurzem durch sein Urtheil über die butterweichen dramatischen Werke Houwald's als ein etwas zarter kritischer Schäfer erschienen. Wer aber das Lob des pastoralen Houwald auf der Schalmei der Kritik geblasen hat, ohne recht Tact zu halten, den muß man mit großer Vorsicht hören, wenn er von dem dämonischen Byron redet.

Historische Werke von A. H. L. Heeren, Ritter des Guelphen-Ordens, Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen. Erster Theil. Göttingen, bei Römer 1821. 451 S.

Nach einigen Andeutungen über den schriftstellerischen Standpunct Heeren's kommt der ungenannte Recensent zu dem ersten Hauptgegenstande, den politischen Folgen der Reformation. Heeren's Urtheil, so schätzbar im Einzelnen, konnte bei seiner offenbaren Unempfänglichkeit für das Mittelalter unmöglich nach allen Seiten genügend ausfallen. Das Mangelhafte, Parteiische, Inconsequente verschiedener Behauptungen hat der Recensent glücklich aufgedeckt und zugleich ihren Quell mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Heeren war für die höhere, allgemeine Umfassung viel zu ausschließend in seinem Protestantismus; wie denn dieselbe Einseitigkeit auch bei den Katholiken vorkommt. Freilich hat eine reine, historische Vermittelung fast unbesiegbare Schwierigkeiten. Je höher der Geschichtsforscher, als solcher, steht, desto weniger kann er es den Parteien recht machen, die am Ende, wie wenig es auch sonst ihre Art ist, gar brüderlich in der menschenfreundlichen Entdeckung zusammentreffen, es stecke hinter dieser angeblichen Unbefangenheit nichts, als der leibhafte Antichrist. Mag übrigens das Resultat Heeren's noch so einseitig ausgefallen seyn, so gewährt es doch durch seine stark protestantische Farbe den Vortheil, wenn es mit der streng katholischen und folglich auch nur partiellen Ansicht verglichen wird, das die hervortretende Schärfe des Gegensatzes einem freien, selbständigen Geiste die Tiefe des verkannten Zusammenhanges leichter öffnet, als jede obenhin fahrende, schwankende Darstellung. Zum Glück kommt, trotz der Hindernisse von außen, die Zeit immer näher, wo denkende, selbstbewußte Katholiken und Protestanten einsehen, die Reformation könne als ein Factum der Weltgeschichte nicht länger in der unhaltbaren Form eines dogmatischen Streits behandelt werden, der höchst inconsequent dasjenige auf beiden Seiten als entschiedenes Seyn bereits voraussetzt, was auf historisch-kritischem Wege einzig

Digitized by Google

und allein nach der Möglichkeit des Werdens betrachtet seyn will. Sonach wird der religiöse Geschichtschreiber immer derjenige bleiben, welcher die mannichfaltigen Gestalten des Glaubens mit ihren anhangenden innern Stimmungen in ungetrübter, vollständiger Eigenheit durch ein allgemeines Organ in sich begreift, so daß jedes Einzelne in dem höhern wohlverbundenen Ganzen wie von selbst den rechten Ort einnimmt. Eine feste Richtung nach einer bestimmten Seite kann mit der Freiheit der aneignenden Capacität sehr wohl bestehen, wenn man nur nicht, wie häufig geschieht, die eigentlichste Vollendung im Besondern als das leichte und sichere Ergebniß einer allgemeinen Beschränktheit ansieht. Es muß ja der Mensch überhaupt Mannichfaltiges haben, um nur Eins wahrhaft zu seyn.

Die Bemerkungen des Recensenten, der so wenig den Katholiken verleugnet, als Heeren den Protestanten, drehen sich besonders um den Punct: auch ohne die Reformation würde das Gebrechen der Kirche auf dem Wege des Friedens geheilt worden seyn; eine Behauptung, die in derselben Form gegenwärtig bei vielen katholischen Schriftstellern vorkommt. An und für sich beruht ihr Gewicht lediglich in der Kraft der historischen Divinationsgabe. Die außerordentlichen Begebenheiten der letzten Zeit sind keineswegs geeignet, den Glauben an historische Seher zu stärken. Das Talent der Divination, angewendet auf die Vergangenheit unter veränderten Verhältnissen, ist eine Art von rückwärts gekehrtem Prophetensinn. Abgesehen vor der Hand von der Zuverlässigkeit desselben, kann er im besten Falle nur Aufmerksamkeit verdienen, wenn die Zeit nicht allein nach ihrem innersten Geiste ergriffen, sondern auch mit genügenden Belegen auf einem anderen, als dem Wege der Wirklichkeit, an ein festes Ziel geführt wird. Diese anschauliche Verknüpfung, dieses heuristische Darstellen fehlt ihr gänzlich, und so kann jene Berufung nicht den Genuß geistiger Gewandtheit gewähren. Mir scheint übrigens ein solches Verfahren, selbst unter den Händen eines Meisters, an und für sich und zwar überall unstatthaft. Das Geschehene hat schlechterdings keinen problematischen Charakter, es wäre anders, hätte es anders seyn können, es steht da und wirkt wie irgend etwas Nothwendiges. Die höchste Aufgabe des Geschichtsforschers liegt darin, alles zu ordnen, daß der Zusammenhang der Dinge als eine unzerreißbare Kette, als ein unzertrennliches Ganze erscheint, dem sich beliebig weder etwas nehmen, noch zufügen läßt. Die geringste historische Willkür setzt eine andere Welt, als die wirkliche, voraus, ist also dem Inhalte nach ein bloßer Traum. Wer hat denn Muth genug, um ein naheliegendes und großes Beispiel zu wählen, die französische Revolution als ein willkürliches Einschiebsel auszuscheiden, die Lücke mit dem Reichthum seiner historischen Phantasie auszufüllen und darnach den gegenwärtig möglichen Zustand Europas auch nur in allgemeinen Zügen zu entwickeln? Nur ein politisches Utopien entsteht unter dieser Voraussetzung. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Reformation, sie ist als Begebenheit, wie jede andere, für nothwendig anzusehen; der unparteiische Historiker muß dahin streben, diese ihre Nothwendigkeit aus der Fülle der Thatsachen zu beweisen. Je strenger er sich an die Seite des Nothwendigen hält, desto weniger wird er beistimmend oder widersprechend Partei nehmen. Es liegt nichts Verfängliches und Anstößiges in dieser gleichsam mathematischen Strenge, denn die menschliche Freiheit zählt ja vorzugsweise unter den Factoren mit, welche das Product des nothwendigen Zusammenhanges bilden helfen. Endlich bleibt auch das Streben nach dem Gehalt des Nothwendigen immer nur ein Versuch des Annäherns im Geist der richtigen Methode, ohne daß genau genommen das Ziel je erreicht werden könnte. Versteinerung des Geschichtlichen steht davon nicht zu fürchten, alles kommt vielmehr dadurch in den lebendigsten Fluß.

Der zweite Hauptgegenstand umfaßt die Entstehung und das Wachsthum des brittischen Continentalinteresses. Die Recension enthält eine gedrängte Uebersicht. Sehr interessant sind die Bemerkungen über die frühern Grundsätze der englischen Politik gegen das revolutionaire Frankreich in Vergleichung mit den neulichen, wohlbekannten Aeußerungen der englischen Minister hinsichtlich der Begebenheiten in Neapel und den von Oesterreich dagegen ergriffenen Maßregeln. Dieser Punct kommt natürlich nur im Vorbeigehen zur Sprache. Eine wissenschaftliche Erörterung, zwar nicht ganz unabhängig von der größern oder geringern Macht des Interesse, aber auch nicht einzig und allein durch dasselbe bestimmt, wäre zu wünschen. Ist die Isolirung der Staaten eine Chimäre, die in die Augen springt, so entsteht nun die große schwierige Frage, die, zufolge des Grundsatzes, unausbleiblichen Collisionen im Sinne des Ganzen und den Rechten der einzelnen Staaten gemäß mit Consequenz auszugleichen. Die Praxis wird aber hier so wenig, als anderswo, auf die Theorie warten. Unter der Hand richtet sich auch wohl die letztere nach der ersten. Der Satz gilt für bewiesen, so lange ihm die Opposition nichts anhaben kann. Da keine historisch gegebene Lage einer andern ganz gleicht, so bleibt die Entscheidung jederzeit mißlich, welche aus der Uebereinstimmung der Umstände hervorgehen soll. Es möchte z. B. nicht schwer seyn, bedeutende Unterschiede zwischen der Gestaltung der Dinge in Frankreich und Neapel aufzufinden, wie man freilich auch ohne sonderliche Anstrengung gewisse Symptome der Verwandtschaft festsetzen kann. Die Politik legt den Accent auf das Abweichende oder Einstimmige der Verhältnisse, je nachdem die Regel der Nationalwohlfahrt besteht, der ein sympathetischer Zug zum Heile der europäischen Christenheit von selbst einwohnt. Man könnte ganz allgemein von der europäischen Menschheit sprechen, wenn die heilige Allianz nicht wäre, die ihrem Sinne und Tone nach das Christliche und Unchristliche so vortrefflich von einander geschieden hat. Die Beilegung der türkischen und griechischen Händel muß darüber ein neues glänzendes Licht verbreiten, wenn es nicht schon brennt.

Die dritte und letzte Untersuchung betrifft die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien und die Erhaltung des monarchischen Princips in dem neuen Europa. Der Recensent hat die heilsamsten Wahrheiten hervorgehoben und mit eigenen gehaltvollen Bemerkungen verflochten. Die treffenden Worte über den Contrat social des Rousseau können als ein Beispiel für Mehreres dienen. Zum Schluß folgen verschiedene allgemeine Gedanken über die wesentlichsten, nimmer genug erkannten Richtungen im Leben eines Staates. Mit Nachdruck und Einsicht wird vorzüglich des religiösen Einflusses gedacht. Die Recension gehört zu dem Preiswürdigsten dieses Bandes, sowohl durch die glückliche Wahl des Gegenstandes, als die verständige, gewissenhafte Behandlung. Ein Geist der Milde und Versöhnung belebt sie auch da noch, wo sie gegen gangbare Vorstellungsweisen ankämpft. Nicht immer halten sich die Jahrbücher so streng in den Grenzen der sittlichen Wohlanständigkeit. Besonders sollte eine gewisse Polemik mehr Stachel und weniger Zähne zeigen.

Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift, von Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. 1821. Hamburg bei Perthes und Besser. gr. 8. Erster Theil. 476 S. Zweiter Theil 503 S.

Der Recensent ist M. von Collin. Die Darstellung ist besser gerathen als in der Beurtheilung des Hormayrschen Taschenbuches, wahrscheinlich weil sie unmittelbarer vom Herzen kam. Die literarisch-kritischen Bemerkungen zeichnen sich aus durch eigenthümlichen Gehalt. Auch über die Stellung Stolberg's zu dem Zeitgenossen kommen erfreuliche Aufschlüsse vor, wie denn mehrere zarte und interessante Puncte würdig besprochen werden. Die Darlegung des Inhalts ist genau und vollständig in der bekannten Collinschen Weise. Oft räumt er Stolberg zu viel ein. So sucht dieser z. B. überall

Bekanntmachung, betreffend die Abänderung der Bekanntmachung vom 15. Juli 1907, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker.

Vom 15. Juli 1907.

Auf Grund des § 1 Abs. 2 des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker vom 15. Juli 1907 (Reichsgesetzbl. S. 555) wird folgendes bestimmt:

Die Bekanntmachung vom 15. Juli 1907, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker (Reichsgesetzbl. S. 557), wird wie folgt abgeändert:

1. Im § 1 Abs. 1 Satz 1 wird hinter „Zuckerfabriken" eingefügt „Zuckerraffinerien".

2. Im § 1 Abs. 1 Satz 2 wird hinter „Zuckerfabrik" eingefügt „Zuckerraffinerie".

3. Im § 1 Abs. 2 wird hinter „Zuckerfabrik" eingefügt „Zuckerraffinerie".

4. Im § 1 Abs. 3 wird hinter „Zuckerfabrik" eingefügt „Zuckerraffinerie".

5. Im § 1 Abs. 4 wird hinter „Zuckerfabrik" eingefügt „Zuckerraffinerie".

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 188.

16. August 1822.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le Général *Jomini*, aide de camp général de S. M. l'Empereur des Russies. (Paris, in sechs Octavbänden, die erste Abtheilung des ganzen Werks begreifend.)

Welches weite Ziel sich der Vf. gesteckt hat, erhellt schon daraus, daß diese bis jetzt erschienenen sechs Bände erst die Geschichte der Feldzüge von 1792 bis 1794 enthalten, also im Grunde erst den Beginn der großen Kämpfe, welche seitdem über zwanzig Jahre lang die Ruhe Europas erschütterten. — Sieht man nun auf die Art, mit welcher er den bedeutenden Gegenstand erfaßte und darstellte, so muß man gestehen, daß durchaus zwar überall der Kriegsmann mehr wie der Schriftsteller (und zwar der historische Schriftsteller) hervorleuchtet, und daß weder ein Thucydides noch Sallust hier, imponirend und hinreißend durch große Gedankenverbindungen, spricht, daß aber dennoch Erhabenheit der Gesinnung und Erwärmung für seinen Gegenstand überall sich findet. Sehr richtig hat er auch dabei gefühlt, daß eine bloße Schilderung der strategischen Operationen nicht hinreichend sey, den Gang von Ereignissen darzulegen, deren Grundfäden in dem politischen Gewebe der Verhältnisse und Begebenheiten der Nationen ihren Ursprung haben, und er läßt es sich daher angelegen seyn, seinen Lesern einen Ueberblick von dem zu geben, was während und selbst vor der Zeit der von ihm geschilderten Kriegsereignisse in dieser Hinsicht sich zutrug. Hier ist nur besonders die Art und Weise lobenswerth, wie Jomini das Ganze auffaßt, so wie die Unparteilichkeit, mit welcher er in Betreff der vorkommenden Personen verfährt, welches letztere leider eine Sache ist, die in unsern von Parteigeist immer mehr und mehr angesteckten Zeiten zu einer wahren Seltenheit wird.

Im Ganzen kann man sich dagegen aber auch wieder bei Lesung vieler Stellen des Gedankens nicht enthalten, daß der Vf. selbst in seinen eigenen Ansichten sich oft ein wenig stark für die Grundsätze einer unumschränkten Macht im Staate erklärt, was allerdings um so bemerkenswerther und auffallender wird, wenn man sich erinnert, daß er der Sohn einer Republik ist. Er gesteht indeß diese Vorliebe für eine absolute monarchische Regierungsform mit vieler Naivität selbst ein. „Geboren und erzogen in einem Freistaate (dem Waadtlande) glaubte ich lange Zeit, daß die Grundsätze der Demokratie die einzigen wären, fähig ein Volk zu beglücken, und selbst im Jahre 1813 hing ich noch dieser jugendlichen Ueberzeugung an (Jomini war doch damals schon 36 Jahre alt), indeß hat mich seitdem ein ernsteres Studium der Geschichte gelehrt, daß Völker vom ersten Range (soll wohl heißen große Völker. Die Athenienser waren ein Volk vom ersten Range und doch kein großes Volk an Zahl) in unsern Tagen nur noch unter einer in ihrer Macht sehr unbeschränkten Herrschaft gedeihen können." (Möglich; doch sind hierüber die Ansichten verschieden, und es dürfte Manche geben, die im Gegensatz zu der Behauptung des General Jomini meinten: eine constitutionelle Monarchie sey mindestens eben so heilbringend, wo nicht noch mehr, als eine unbeschränkte Autokratie.)

Nach dieser nicht unmerkwürdigen Aeußerung des Vfs. dürfte vielleicht mancher Leser begierig seyn zu erfahren, welches Ereigniß des Jahres 1813 wohl eigentlich dem Sohne eines Freistaates den bis ins Mannesalter gehegten jugendlichen Irrthum wegen Trefflichkeit der Volksregierung bemerkbar gemacht, und ihn endlich auf den wahren Weg hingewiesen habe; allein wir müssen gestehen, selbst darüber in Zweifel geblieben zu seyn, eines Theils weil der General Jomini in den vorliegenden Bänden seines Werkes nichts davon erzählt, dann auch weil wir selbst bei Durchgehung der Ereignisse des genannten Jahres, offen gestanden, trotz aller ihrer Merkwürdigkeit, nichts zu finden vermochten was uns vernünftigerweise zu einer ähnlichen innerlichen Metamorphose hätte bewegen können.

Eine zweite Merkwürdigkeit dürfte für die Leser von Jomini's Werk darin liegen zu sehen, wie ein General-Adjutant des Kaisers von Rußland fast mit jeder Zeile den Widerwillen verräth, den er gegen England hegt, und obschon niemand leugnen wird, daß die politischen Maßregeln dieser Macht — namentlich seit einem Menschenalter — nicht stets so waren, daß man sie unbedingt loben könnte, so muß man doch auch gestehen, daß der Vf. oft zu weit in seinen Anklagen gegen ein Cabinet geht, welches er bei jeder Gelegenheit des ärgsten Machiavellismus beschuldigt, von dem es freilich nicht ganz rein seyn mag; aber — wo sind denn hienieden die Reinen? — —

Einen tiefen Blick für den, der sehen will, gibt noch die naive Aufstellung der Gründe des Vfs. für seinen Wunsch, den Scepter der Meerherrschaft lieber in Frankreichs als in Englands Händen zu sehen. „Man könnte vielleicht denken (sagt er in der Note S. 15),

daß Frankreich, wenn es einmal mächtig zur See würde, noch gefährlicher für die Ruhe Europas zu Lande werden könnte, als in der kürzlich vergangenen Zeit; ich glaube aber vielmehr das Gegentheil, durch das Beispiel von Spanien belehrt, annehmen zu müssen. Je mehr diese Macht an Besitz in entfernten Ländern zunahm, je mehr verlor sie an Kraft auf dem europäischen Continente, und Frankreich war seinen Nachbaren nie gefährlicher, als wie es alle seine Besitzungen jenseits der Meere verloren hatte." Dies Raisonnement scheint allerdings durch einige Ereignisse der Geschichte sich zu bestätigen; aber, in Wahrheit, es scheint auch nur so, denn eben so viele Facta sprechen dagegen. Wir erinnern nur an England in dieser Zeit, wo es sich gleich furchtbar zu Wasser und zu Lande gezeigt hat, und an Frankreich unter Ludwig XIV. und Spanien unter Karl V. Insofern dürfte indeß die Annahme des Vfs. in gewissem Sinne nicht übel seyn, wenn Frankreich wirklich je verblendet genug wäre, mit England um den Scepter der Meere zu ringen. Allerdings würden dann diejenigen Mächte, denen vielleicht einmal der Gedanke kommen kann, ihre von der Natur schon begünstigte, und eigentlich jetzt schon vorwaltende Präponderanz über Europa, in einer Napoleon's Eroberungszügen entgegengesetzten Richtung, durch die Waffen vollends geltend zu machen, weniger Hindernisse noch finden als jetzt, und gewiß um so weniger, jemehr die Lilien Frankreichs und der Leopard Brittaniens sich in einem Kampfe abgemüdet hätten, der zuletzt immer den Untergang des einen oder des andern dieser Reiche nach sich ziehen müßte.

So sehr übrigens indeß auch der Vf. den eroberungssüchtigen Ehrgeiz Englands bekämpft, so wenig ist er doch geneigt alles Erobern und Besitznehmen zu verdammen. Der Wunsch, sich zu verstärken und zu vergrößern, meint er, ist allen Völkern und Regierungen zu allen Zeiten eigen gewesen (leider!), und um diesen Wunsch und dies Streben gesetzmäßig (légitime) zu machen, bedürfe es weiter nichts, als daß beides in einer guten Absicht und mit gerechter Mäßigung geschehe. Ein kitzlicher Punct, wie jeder gestehen wird; denn wo ist schon erobert und in Besitz genommen worden, ohne daß nicht diese Art von Legitimität dazu um so reichlicher ausgebreitet wurde, da, wie das Sprichwort sagt, Worte nichts kosten? Ein Paar Seiten weiter heißt es in einer Note: „Die Vergrößerung Rußlands auf Kosten von Polen ist zu natürlich, um nicht in gewisser Hinsicht legitim zu seyn (ein merkwürdiger Satz, und gut, daß „in gewisser Hinsicht" dabei steht!). Freilich könnte man hier fragen, handelten denn die andern Mächte, welche Theil an der Theilung Polens nahmen, nicht eben so legitim wie die Kaiserin Catharine? Dem Vf. nach, scheint dies nicht der Fall gewesen zu seyn, was wir jedoch keineswegs gesagt haben wollen; und ferner könnte man auch noch fragen: was er eigentlich unter agrandissement naturel verstehe? ob er damit eine sich von selbst, ohne Einmischung der Gewalt, machende Vergrößerung meine, oder eine durch letztere, oder durch Ueberredung und andere Mittel herbeigeführte? Und dann noch, in gewisser Hinsicht legitim! Offen gestanden, wir glauben legitim kann etwas nur auf eine Art und in aller Hinsicht, nicht blos in gewisser seyn, und wenn es Einem mehr gelingt als dem Andern, den Schein küglich zu bewahren, so kann man ein solches Verfahren wohl klug, aber deswegen, wenn es außerdem nicht schon von selbst legitim ist, keineswegs legitimer nennen als das der Uebrigen.

Doch, folgen wir dem Vf. weiter in seinen Ansichten über die so oft bestrittene Legitimität des Erobern und Ansichnehmens! „Ein Fürst — sagt er unter andern S. 7 — welcher sucht nach und nach seinen Einfluß, sein Uebergewicht, seinen Handel, seine Marine u. s. f. zum Wohl seines Volkes zu vergrößern, kann — wenn dies alles nämlich durch die Gewalt der Waffen oder durch Besitznahme fremder Länder geschieht — deswegen noch nicht mit einem Tamerlan oder Dschingischan verglichen werden, und es bleibt immer noch ein großer Unterschied zwischen einem solchen Eroberer und einem der nur umstürzen und verheeren will." Gewiß! allein vor dem Richterstuhle des Rechts bleibt Erobern und Ansichreißen jedenfalls immer das, was es ist, ob es nach und nach geschieht oder auf einmal; und das Recht, ein fremdes Land dem eigenen zu incorporiren, wird an sich dadurch nicht größer, ob man heute eine Provinz davon abreißt und übers Jahr die andere, oder ob man die Beute auf einmal zu sich nimmt. Weiter heißt es aber noch bei dem Vf. in der angezogenen Stelle: „Da nun also die Basis des Verfahrens eines Cabinetts darin bestehen muß, daß dasselbe die ihm inwohnende Kraft möglichst auszubreiten sucht, ohne doch dadurch der Menschheit zu heftige Erschütterungen zu verursachen, so folgt, daß die politische Wissenschaft sich auf nachstehende Puncte ganz vorzüglich gründet. Nämlich 1) es zu vermeiden, daß die ergriffenen Maßregeln nicht den Widerwillen aller Völker erregen; 2) sondern dagegen geschickt diejenigen Umstände zu benutzen, welche zur Erlangung vortheilhafter Acquisitionen, oder zur Einmischung in die Streitigkeiten der Nachbaren günstig sind u. s., w. und es wird sich immer finden, daß eine solche Politik, die sich aller offenbar gehässigen Maßregeln enthält, als eben so ehrenvoll wie nützlich erkannt werden wird, und gleichfalls werden auch die Resultate derselben — mögen auch die durch sie bewirkten Eroberungen noch so groß seyn — stets als legitim zu betrachten seyn." (Fürwahr, ein bedeutender Aufschluß über die Ansicht von rechtmäßigen [legitimen] Eroberungen und unrechtmäßigen oder sogenannten illegitimen!) Trotz dem bisher Bemerkten, ist aber dennoch das erste Capitel des Werks unseres Vfs reich an trefflichen Aufstellungen, so wie nicht minder das zweite, welches in der Kürze die ersten Beweggründe zusammenfaßt, welche Frankreichs Staatsumwälzung hervorriefen. Im dritten gibt dagegen der

Digitized by Google

Vf. wieder einen zum Ganzen hier sehr nöthigen, allgemeinen Ueberblick der Verhältnisse der übrigen Staaten Europas im Jahre 1791, und auch hier sehen wir ihn, treu seinem einmal angenommenen Systeme, England sowohl in Hinsicht dessen angreifen, was es wirklich zu der Zeit gethan hat, als auch in Betreff dessen, was es zu thun die Absicht hatte, oder doch wenigstens beschuldigt wird, bei welchem allen er denn ungemein bedauert, daß man die so oft dagewesene Gelegenheit, England zu schaden, ungenutzt vorübergehen ließ. So tadelt er z. B. Ludwig XVI. sehr, daß er des bekannten Tippo-Saib Anerbieten von der Hand gewiesen und nicht mit diesem gemeinschaftliche Sache gemacht habe, um die Britten aus Indien zu vertreiben, und sagt darüber unter andern: „Es würde Frankreich nicht schwer gewesen seyn, die Vorbereitungen, welche zu einer thätigen Unterstützung des hindostanischen Fürsten nothwendig waren, so lange geheim zu halten, bis sie nicht mehr hintertrieben werden konnten; und um den argwöhnischen Blicken der Britten den wahren Zweck der Expedition bei ihrem Auslaufen zu entziehen, würde sich gewiß schon auch irgend ein Vorwand haben auffinden lassen, der so lange hingehalten hätte, bis Tippo-Saib die willkommene Hülfe geworden sey." Wir gestehen, daß wir antimachiavellistisch genug sind, um eine Politik nicht zu lieben, die ihre Absicht, einer befreundeten Nation (wie damals die Engländer den Franzosen waren) einen empfindlichen Schlag beizubringen, unter Vorwände irgend einer Art zu verstecken sucht und sich dadurch, deutsch zu sagen, jenen Bravos gleich stellt, die auch im Finstern und von hinten die Waffe führen.

Im folgenden Capitel werden die Umtriebe und die Bewaffnung der Emigrirten gegen Frankreich, ihre Aufhetzereien der fremden Mächte gegen ihr Vaterland, und die berühmte und unglückliche Convention zu Pillnitz mit Recht als Hauptgründe des bald darauf ausbrechenden Krieges genannt, und dann noch im vierten Capitel vom Vf. ein Ueberblick des Zustandes der verschiedenen europäischen Heere gegeben, so wie sie damals waren als der große Kampf zwischen Unterdrückung und Freiheit, zwischen Alt und Neu, ausbrach. Dies ist in der That einer der merkwürdigsten Abschnitte des ganzen Werkes und die verschiedenen Eigenschaften, Schwächen und Vorzüge der mancherlei Truppen des damaligen Europa sind von dem Vf. mit einer Schärfe und einem Geist aufgefaßt worden, die die größte Anerkennung verdienen. Besonders ist das, was er über die alte französische Armee vor der Revolution sagt, ungemein wichtig; und so streng er dieselbe auch beurtheilt und die ihr, kraft einer fehlerhaften Grundorganisation, inwohnenden Mängel rügt, so wenig kann man doch sagen, daß er ungerecht gegen sie gewesen sey. Gleiche Bewandniß hat es mit seiner Beurtheilung der damaligen Armeen von Preußen, England, Rußland und den übrigen Völkern und Völkerchen, welche auf dem Kriegsschauplatze erschienen. Am interessantesten ist hierunter das Gemälde, welches er von Rußlands Streitkräften entwirft. Die Armee dieses Landes ist im Ganzen civilisirter wie das Volk; das Avancement in derselben auf vernunftmäßige und liberale Grundsätze gebaut, die Disciplin streng, die Strafen unmenschlich, der Muth der Truppen über jeden Zweifel erhaben.

Im zweiten Bande kommt nun der Vf. zur Beschreibung des Feldzuges von 1792.

Kaum ist die Fahne des Krieges in Europa erhoben, so stürzt der Thron der Bourbons zusammen, und die furchtbare Regierung des Nationalconvents beginnt. Innerhalb Frankreich lebt der Schrecken, und auf seinen Grenzen das wilde Geschrei der Gewalt. Die Armee, verlassen von ihren Officiren, deren erfahrenste auswandern, muß sich gleichsam im Angesicht furchtbarer und drohender Feinde erst organisiren; und obschon von Anfang herein ein Unfall dem andern folgt, so verläßt die tapferen und begeisterten Republicaner dennoch nicht der Muth. Alles greift zu den Waffen, überall sieht man nur Bataillone sich bilden, die dem Kampfplatze zueilen; und obschon Longwy und Verdün gezwungen sind, sich zu ergeben, obschon die Preußen bereits die Vogesen, die Mosel und die Maaß inne haben, während Frankreichs ungeübte Krieger zerstreut umherirren, so gibt man doch den Kampf und die Hoffnung nicht auf. Auf Befehl der Regierung werden alle in der Eile zusammenzubringende Streitkräfte in den Waldungen von Argonne, dem letzten Naturbollwerke Frankreichs von dieser Seite, vereinigt, und durch einen schnellen Marsch nimmt Dümouriez Besitz von der Stellung zwischen Sedan und Grandpre. Endlich erfolgt die Vereinigung der französischen Armee auf den Feldern von St. Menehould, und bei Valmy lächelt der Sieg zum Erstenmale den Fahnen der Republik. Von diesem Augenblick an gewinnt alles eine andere Gestalt. Das eben erst noch von allen Seiten bedrohte Frankreich treibt seine Feinde über die Grenzen zurück, und fast zu gleicher Zeit erscheinen die Heere der Republik in der Pfalz, im Mainzischen und in den Staaten des Königs von Sardinien. Der Sieg von Jemappes entscheidet über die Niederlande; Oesterreichs Stern geht dort für immer unter.

(Der Beschluß folgt.)

Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe. Leipzig bei G. J. Göschen. 1821.

Dido, aus Tyrus vertrieben, hat an der Küste von Africa eine Stadt gegründet. Dort lebt sie, den eignen Schmerz vergessend um fremdes Glück, und den Manen ihres ermordeten Gatten treu. Sie hat ihm ein Denkmal errichtet und schmückt es in der Nacht vor dem Jahrestage seines Todes mit Blumen, denn (S. 5.)

Es ist ein Wahn, daß von der Erde Thal
Die schöne Treue weinend sey geschieden.
Wie tiefe Wunden auch das Leben schlägt,
Es fehlt an Liebe nicht, die sie verbindet,
Und sind es Todeswunden, noch die Urne
Still schmücket mit des Kranzes Zier.

Vor den Stufen des Grabmals spricht darauf die Königin zu dem sich versammelnden Volke von ihren Sorgen und Hoffnungen für das Wohl des Staats: (S. 8.)

. . Weil zu einer ernsten Feierstunde
Bei diesem Grabmal uns das Herz vereint,
Laßt uns des Jahres stille Rechnung halten.
Gelungen ist uns vieles — halb und ganz;
Gesäet steht die heil'ge Saat und trägt
In jedem ihrer Körner schon den Keim
Zu künft'gen größern Saaten.

Doch schon droht dem neuen Staate Unheil. Ein Bote des Lybierfürsten Jarbas erscheint, fordert für seinen Herrn Dido's Hand, Dido's Staat als Mitgift, bietet dieser Frieden oder blutgen Krieg. Dido antwortet: (S. 11.)

Gekommen sind wir übers weite Meer
Zu diesem Land, dem rohen Edelstein,
Ein furchtbar herrlich Chaos ordnend, ringend
Mit der Gewässer Sturz, der Berge Kraft,
Im Schweiße unsers Angesichtes haben
Wir eine Stadt gegründet, uns zum Ruhm,
Zur Freude kommenden Geschlechtern; und
Jetzt wollt ihr erndten unsers Fleißes Saat,
Mit räuberischer Hand den Lorbeer pflücken,
Den wir gepflanzt im heißen Sonnenbrand,

Den freien Geist, das freie Herz einzwängend
In ein verhaßtes Joch? — Nicht also, Bürger!
Ich bin ein Weib, doch aus des Unglücks Armen
Ging ich hervor, kühn, eine Kriegesgöttin.

Hierauf ruft sie die Bürger zum Kampfe auf und spricht dann die den Keim zur Tragödie enthaltenden Worte: (S. 14.)

Vor Eurem Aug mit großem furchtbarn Eid
Zum zweitenmal dem Schatten des Sichäus
Verlob' ich mich! Den Tyrern heilig ist
Die erste Lieb, so heischt's *) uralte Satzung.
Vom heimathlichen Strand mit uns gewandert.
Fluch treffe mich — hört es ihr Rachegötter! —
Fluch treffe mich und ew'ge Schmach, wenn je
In eines zweiten Gatten Arm ich sinke.

Ein Ueberfall des Jarbas, der während der Nacht sich unbemerkt der Stadt genähert, beschleunigt die Bewaffnung der Tyrier, und an ihrer Spitze zieht Dido in den Kampf.

So endet der erste Act. Im zweiten finden wir die Königin ohne Zeichen des Lebens in Aeneas Armen, der, die Feinde schlagend, Dido beschützt, errettet hat. Er spricht zu der Erwachenden: (S. 21.)

Entronnen kaum dem Kriege der Gewässer,
Krieg fand ich auf der Erde, dich erblickend,
Wie du, ein göttlich Weib, von Freunden fern,
Am hohen Ufer rangest mit den Feinden.
Ich trat hinzu und eingedenk der Pflicht,
Vor roher Wuth zu schützen Weibestugend,
Fällt' ich den Tiger über seiner Beute.

Dido erkennt in ihrem Retter den Aeneas, der, von den Göttern stammend, die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, und im Gefühl des Dankes und der Achtung ladet sie ihn ein, so lange das Meer stürmt, an ihren Küsten zu verweilen, was Aeneas mit den Worten: (S. 25.)

Mein Kommen selbst, es ist ein halbes Scheiden,

annimmt — Alle ziehen zur Stadt. Indem hierauf Dido dem Aeneas ihre neue Schöpfung zeigt, finden sich beider Seelen in ihren Hoffnungen — denn auch Aeneas hofft in Latium eine Stadt zu gründen — in ihren Leiden — der Königin starb der Gatte, dem Helden Creusa — in der Erhebung über den irdischen Schmerz in der Liebe zu Askan, nur daß Aeneas Geist verklärt über dem Leben schwebt, indeß Dido tief und tiefer fühlt, daß sie, das Weib, im Leben allein stehe. (S. 29.)

Empor in Glanz und Pracht steigt Hall' und Tempel,
Doch nicht im Schimmer stirbt die alte Klage.
Das Weib, geboren um zu lieben, fühlt,
Sank früh ein theures Haupt ihr in das Grab,
Selbst auf dem Throne sich allein, was sie
Besaß, was sie verloren, ewig missend!

In Wehmuth drückt sie Aeneas Sohn an sich und, wie dort beim Virgil Amor, in Askan's Gestalt auf Dido's Schooße ruhend, ihre Brust mit Flammen füllt, folgt auch nach Göthe's Dichtung in der Seele der Königin auf Freundschaft — Liebe, auf Theilnahme — Leidenschaft. Plötzlich, die Gefahr erkennend, steht sie von ihrem Wunsche, daß Aeneas die Abfahrt noch länger verzögere, ab, spricht zu ihm: (S. 37.)

Nicht halten will ich dich und deinen Sohn.
Brauchst du noch Schiffer nimm die meinigen —
Verlangst du Waffen? — Von der eignen Wand
Will ich den Schild dir leihn. Bedarfst du Feldfrucht
Zur Ueberfahrt? — Mit vollen Händen trage
Zu dir mein Volk den eigenen Bedarf.
Sieh nur, wie alles ruhig wird! die Wetter
Der kalten Stürme fliehen, heiß umfängt
Die Luft die heiße Stirne. Frühlingsglanz
Aus Wolken strahlend, brennt mir in das Auge,
In Feuer scheint zu stehn Wald, Erde, Himmel:
Zur See, zur See, Aeneas!

und entflieht. Der Knoten zum Trauerspiel ist geschürzt; die tragischen Gewalten treten ein.

Im dritten Acte, während Aeneas Abfahrt durch Meeresstille verzögert wird, kämpft in Dido's Seele Leidenschaft mit dem sittlichen Gefühle und der Scheu, durch eine zweite Liebe eine heilige Landessitte zu verletzen: (S. 39.)

Furchtbarer Feind in meinem Innern, weh!
Dich saß' ich nicht, doch fühl' ich deine Macht.
Fall an mich, Schaam! wirf mich zu Boden, reiß
Die Wurzeln aus des schönen, schrecklichen Gefühls;

und in den an ihre Amme, Anna, gerichteten Worten: (S. 41.)

Zum Grab des Gatten fliehend, wollen wirs
Mit Blumen, reinen, keuschen Blumen schmücken,
Darüber gießend unsrer Thränen Strom.
Dort will ich weilen
Und schweigen, dulden, dort soll mich kein Traum
Von Lieb — Irions Qual, Olympus Wonnen —
Verrätherisch umstricken.

Anna spricht, der Neigung der Königin schmeichelnd: (S. 45.)

Wer die Gesetze gab, kann sie auch lösen,
Und lauter als der Menschen Satzung ruft
Die Stimme der Natur.

(S. 46.)

Die Leidenschaft ist Mutter alles Großen,
Und wer die Welt beglücket, hat ein Recht,
Den Lohn zu suchen, wo es ihm gefällt:

und räth der Gebieterin, ihr eignes Gefühl verbergend, zu erforschen, ob Aeneas Gegenliebe empfinde. Er erscheint, im männlichen Entschlusse zu gehen, treu seiner ersten Liebe zu Creusa und unbefangen erklärend (S 52.):

Wie ich dem Bild (Creusa's)
Nachblick im Morgenglanz und Abendlicht,
Still sinkt der Leidenschaften Stachel mir
Vom Herzen, und den guten, treuen Menschen,
Die mir begegnen auf des Lebens Wegen,
Kann ich die Hand wohl reichen, sagen: seyd
Mir Freunde! aber lieben, wie ich einst
Geliebt, mit dieser Gluth, das kann ich nicht mehr,
Der Erde schmerzverklärter Bürger.

Es ist entschieden! Dido's Stolz zieht einen Schleier vor das Geheimniß ihrer Brust, doch eine Schilderung ihrer Gefühle finden wir im Liede (S. 55):

Aus Höhn und Tiefen schauet
Der Furien altes Bild, —
„Dem Jäger willst entfliehen,
Der in dir selber thront?"

So schweift das Wild und stöhnet,
Stürzt nieder, stöhnt und schweißt
Und sieht im Feuerbrande
Die Welt, sich selbst vergehn.

Sich selbst zu entfliehen, stürzt sich die Königin in das Getümmel der Jagd.

(Der Beschluß folgt.)

*) Besser wohl statt des übellautenden „heischt's," so wills uralte Satzung.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 189.

17. August 1822.

Denkmal der Liebe geweiht dem verewigten Probst Dr. Gottf. Aug. Ludw. Hanstein von Freunden und Verehrern. (Mit dem sehr ähnlichen Bildniß des Verewigten und mit dem Motto: „Selig sind die Todten —; denn ihre Werke folgen ihnen nach." Off. Joh. 14, 13.) Berlin bei Dieterici und Mittler. 1821. XXIV S. Pränumeranten-Verzeichniß. VI und 316 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 Ggr.)

Eins der wenigen Werke der neuesten Literatur, welchem man in allen Ständen, vorzüglich in dem geistlichen Stande, recht viele Leser wünschen muß, und welches diese, nach dem sehr zahlreichen Pränumeranten-Verzeichniß zu urtheilen, sicher bereits gefunden haben wird. Die Unternehmer und Beförderer des Werks, insbesondere der rühmlichst bekannte Hr. Prediger Wilmsen, von welchem die hier gelieferte Biographie des verewigten Hanstein, seines Schwestermannes, verfaßt und die Redaction des Ganzen besorgt ist, verdienen daher lauten Dank des Publicums für das hier Geleistete. Was zunächst die Biographie betrifft, welche die ersten 160 Seiten einnimmt, und über welche sich der Verf. sehr bescheiden äußert, so wird sie insbesondere allen denen, welche das äußere und innere Leben des verewigten Hanstein, als ihres früh vollendeten Lehrers und Freundes, zur Erhebung ihres Herzens näher kennen zu lernen und zu betrachten wünschen, volle Befriedigung gewähren, und der Verf. hat nach den vorhandenen Materialien gewiß alles geleistet, was in jener Hinsicht von ihm zu erwarten war. Nur einzelne Hauptmomente aus dem Leben des Verstorbenen mögen hier angedeutet werden. G. A. L. Hanstein ward am 7ten Sept. 1761 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater als Criminalrath bis zum Jahr 1801 lebte. Die Frömmigkeit des Vaters, der sich gern zu der Brüdergemeinde hielt, vereint mit der einfachen, frommen und christlichen Gesinnung der Mutter, eine geb. Buderi, welche den Verstorbenen um zehn Wochen überlebte, erweckten wohl zuerst die Neigung in demselben, sich dem geistlichen Stande zu widmen; und so wie der Einfluß des väterlichen und mütterlichen Beispiels wohlthätig auf H. wirkte, schon früh insbesondere einen religiösen, höchst menschenfreundlichen Sinn, unermüdete Berufsthätigkeit in ihm zu wecken und zu nähren, so ward auch das Familienleben überhaupt höchst wohlthätig für ihn, und sehr wahr bemerkt der Verf.: „Gewiß gehört das Leben unter Geschwistern zu den besten Gütern des Lebens und zu den wirksamsten Bildungsmitteln des Geistes und des Herzens, vor allem da, wo die fromme Weisheit der Aeltern dieses Bildungsmittel sorgsam und zweckmäßig benutzt und die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens erhält und bewahrt, wo die ältern Geschwister aus Liebe und Dankbarkeit Lehrer und Führer der jüngeren werden, und den Aeltern, als treue und bescheidene Gehülfen der Erziehung, zur Seite gehen." (S. 9.) Auch die Liebe treuer Lehrer und inniger Freunde wirkte segensreich schon auf das Jugendleben H's. Zu den ersten gehörte vorzüglich der verewigte Funk in Magdeburg, dem H. in hohem Grade theuer war. Herrlich ausgestattet mit Schulkenntnissen, Grundsätzen und reinen Sitten, bezog er im J. 1779 die Universität Halle, wo er, auf den Umgang eines engeren Freundekreises beschränkt, in der Auslegung des A. und N. T. und in der Kirchengeschichte Knapp, in der Dogmatik und Moral Nösselt, in der praktischen Theologie Niemeyer, in der Mathematik und Physik Karsten, in der Philosophie Eberhard vorzüglich zu Lehrern hatte und dem lehrreichen Umgange des jetzigen Consistorialraths Dr. Wagnitz, dem er durch Funk empfohlen war, viel verdankte. Im J. 1782 kehrte er von der Universität in seine Vaterstadt zurück, wo er bald darauf, als außerordentlicher Lehrer an der Domschule angestellt, in diesem Verhältnisse sich ausgezeichnete Verdienste erwarb; nicht minder während der siebzehn meistens verhängnißvollen Jahre, welche er seit 1787 als Prediger zu Tangermünde verlebte, wo er, außer seiner in dem genannten Jahre geheiratheten Gattin, drei Kinder verlor. „In diesem Trauerjahre, sagt der Verf. S. 24, war es nichts Seltenes, ihn an seinem Schreibtische mit der Feder in der Hand zu finden, indem er zugleich mit dem Fuße die Wiege im Gange erhielt, denn zu den Prüfungen, welche er in T. überstehen mußte, gehörte auch die Entbehrung der meisten häuslichen Bequemlichkeiten und Erleichterungen, und die Nothwendigkeit, seiner kränkelnden Gattin so manche Besorgung und so manches Geschäft in der Haushaltung abnehmen zu müssen, wodurch nicht blos seine Geduld auf die Probe gestellt, sondern auch seiner geistigen Thätigkeit manche kostbare und unersetzliche Stunde geraubt wurde." Demungeachtet blieb er in allen seinen schweren Prüfungen ein unerreichbares Muster der Geduld, Gelassenheit und Ergebung und erbaute durch seinen Wandel eben so sehr, als durch seine Vorträge, deren er in manchem Monate oft 20—22 zu halten

Denkmal zu ſtiften! Den Schluß des Werks bilden „Predigten aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe des Verſtorbenen," ſämmtlich im Jahr 1820 gehalten. Unter dieſen befindet ſich auch eine am 2ten Juli 1820 in Löbichau, dem im Altenburgiſchen gelegenen reizenden Sommeraufenthalte der ſeitdem verſtorbenen Herzogin von Curland, gehaltene Predigt, welche nach Gal. 6, 7. mit der gewohnten Klarheit und Gemüthlichkeit des Verfs. „Zeit und Ewigkeit im innigen Zuſammenhange" darſtellt. Von den übrigen hat die über das Ev. Matth. 9, 13—26. am 24ſten n. Tr. mit dem Thema: „Der rechte Glaube wirkt noch heute mit wunderbarer Kraft", und die über Luc. 6, 21. an dem Todtenfeſte, am 26ſten n. Tr., gehaltene: „Die Thränen der Trauer um unſere Entſchlafenen verwandeln ſich einſt in Thränen der Freude," Rec. beſonders angezogen; eben ſo die am zweiten Weihnachtstage über Luc. 2, 8—11., welche treffliche, kraftvolle, nicht genug zu beherzigende Worte enthält gegen die Feinde des Lichts und gegen die Beſorgniß, daß die alte Nacht der Barbarei, der Unwiſſenheit, des Glaubens- und Gewiſſenszwanges jemals zurückkehren könne.

115.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution; par le Général *Jomini*, aide de camp général de S. M. l'Empereur des Russies.

(Beſchluß aus No. 188.)

Im dritten und vierten Bande findet ſich die Campagne von 1793, im fünften und ſechsten die des folgenden Jahres. Immehr die Siege der jungen Republik die Welt in Erſtaunen ſetzen, je erbitterter wird der Kampf, je größer die Zahl ihrer innern und äußern Feinde. Zu den bisherigen Gegnern geſellen ſich noch Holland, England und Spanien; in der Vendée bewirkten Adels- und Prieſtertumtriebe, unterſtützt von Englands Gold, eine furchtbare Reaction. Von der Gironde bis zur Normandie weht die Fahne des Bürgerkrieges. Bourdeaux und Caen, Lyon und Marſeille ſind der Schauplatz der ſchrecklichſten Gräuel. Ganz Frankreich gleicht in dieſem Augenblicke einem weiten Gefilde der Wuth und der Verheerung, über jede Hütte ſchwingt ſich der Dämon der Zwietracht, und die Kinder Eines Landes zerreißen ſich mit unerbittlicher Wuth, während neuerdings ringsumher, gleich drohenden Gewitterwolken, die Heere des Auslandes ſtehen, und ein Unfall nach dem andern, in Folge manches begangenen Mißgriffes, in Folge mancher verkehrten militairiſchen Maßregel, die Armeen der Neufranken trifft. Belgien muß geräumt werden, Condé, Valenciennes und Mainz werden von neuem belagert, Toulon wirft ſich in trauriger Verblendung den Engländern in die Arme, die, wie gewöhnlich, nur ihren Vortheil bedenkend, als vorgebliche Alliirte, die dort ſtationirte Flotte fortſchleppen.

Dennoch, mitten unter dieſen Unglücksfällen der ſchwerſten Art, verliert Frankreich weder den Muth, noch der Convent ſeine Kühnheit. Auf die blutigen Fragen, die an ihn gethan werden, antwortet er mit Blut, und Revolutions-Armeen müſſen das ganze Land durchſtreifen, nicht allein um die unter den Fahnen der Inſurrection Stehenden zu bekämpfen, ſondern auch den Verdächtigen oder Furchtſamen, der Zweifel gegen die jetzigen Machthaber zu erheben wagt. Um aber mit deſto größerer Energie wirken zu können, wird, durch den Drang der Umſtände veranlaßt, die kaum ins Leben getretene Conſtitution ſuspendirt, und dem Sicherheits- und Wohlfahrts-Ausſchuſſe dictatoriſche Gewalt eingeräumt.

Ein Mann von ungemeinem Genie, eiſerner Charakterfeſtigkeit und tiefer Kenntniß der Kriegsverwaltung (Carnot) kommt an die Spitze dieſes Departements, und ſo wie er die Leitung übernimmt, ändert ſich auch faſt im Augenblick die Geſtalt des Ganzen. Wie durch einen Zauberſchlag ſind die zerſtreuten, desorganiſirten und an allem Mangel leidenden Armeen Frankreichs von neuem hergeſtellt, bewaffnet und bekleidet. Nicht mehr auf gut Glück werden einzelne, unzureichende Unternehmungen gegen die Feinde gewagt. Mit Scharfſinn und tiefer Kenntniß entworfene Pläne dienen den Führern zur Richtſchnur, und ein neues Syſtem in der blutigen Kunſt der Schlachten überraſcht und verwirrt die Feldherren der Gegner. Die Engländer und Holländer werden bei Hondskoote, die Oeſterreicher bei Wattignies geſchlagen. Hoche drängt die Preußen über das Waszau-Gebirge zurück, und Kellermann ſiegt in den Alpen.

Kaum ſind dieſe erſten Erfolge geſchehen, ſo eilt ein Theil der ſiegreichen Armeen der Vendée zu, um hier die Inſurgenten zu bekämpfen, andere Abtheilungen begeben ſich zur Belagerung von Lyon, Marſeille und Toulon. Vor dem letztern Orte iſt es, wo ein junger Artillerie-Officier die erſten Proben jener Kriegskenntniß, jenes unerſchütterlichen Muthes und jener Feſtigkeit gibt, die ihn bald darauf, von Stufe zu Stufe hebend, in der Folge bis zum Kaiſerthron führen. Achtzehn Monate vorher, ehe der nachherige Welteroberer Italien unterwirft, kommandirt er ein Paar Kanonen vor den Wällen des von den Engländern beſetzten Toulon.

Der Kampf in der Vendée wird indeſſen mit einer Erbitterung von beiden Seiten geführt, die zahlloſe Opfer in das Grab ſtürzt. Endlich ſiegen auch hier, wie vor Lyon und Toulon, die republicaniſchen Fahnen. Mit ganzer Kraft kann Frankreich ſich nun wieder an ſeinen Grenzen den Ausländern entgegenſtellen. So beginnt der Feldzug von 1794.

Zwei Jahre hatte der Krieg gedauert und ſchon hat ſich in dem Schooße dieſer zuſammengerafften Armeen, die noch vor kurzem der Spott ihrer auf alten Ruhm und alte Disciplin ſtolzen Feinde war, jene Schaar großer Feldherren gebildet, vor deren kühnem Genie ſich ſo lange die Waffen Europas beugen mußten. Als Diviſions- und Brigadechefs dienen die Marceau, Moreau, Macdonald, Kleber, Lefebre, Championnet und Bernadotte in dem Heere, welches Jourdan auf die ſiegreichen Felder von Fleurús führt, während andere Armee-Abtheilungen von einem Hoche, Pichegrü und Dügommier befehligt werden.

An den Ufern des Rheins zeichnet ſich der edle, hochherzige Deſſair aus; Bonaparte und Maſſena dienen bei den Truppen, welche den Mont-Cenis beſetzen. Zu früh für ſeinen Ruhm und für Frankreich endet Dügommier; Perignon folgt ihm würdig im Commando des Heeres der öſtlichen Pyrenäen; in den weſtlichen erringt erſt Müller, dann Moncey manchen Triumph. Die von neuem aufſtehenden Vendéer werden durch Thüreau im Zaum gehalten.

So weit der fünfte Band, der mit der erſten Periode des Feldzuges von 1794 endet. Der ſechste fällt ſich ganz mit den übrigen Ereigniſſen deſſelben Jahres. Landrecy und Quesnoy werden von den Franzoſen wieder erobert, die Engländer und Oeſterreicher zurückgetrieben. In der Schlacht an der Roer iſt zum Erſtenmale die Armee der Republik bis zu einer Stärke von 100,000 Mann angewachſen, die, trotz den älteſten und geübteſten Truppen des Continents, ihre Bewegungen mit einer Schnelle und Präciſion machen, welche ihnen das Lob ſelbſt ihrer Feinde erwirbt. In Folge dieſes Sieges zeigt ſich die Ausſicht, Belgien wieder zu erhalten, ja ſelbſt Holland zu erobern. Letzteres geſchieht, indem das Heer im Winter über die gefrorenen Seen und Moräſte dieſes Landes geht. Auf der andern Seite werden die verbündeten Oeſterreicher, Preußen und Sachſen über den Rhein zurückgetrieben.

Unterdeſſen endet aber der furchtbare Robespierre, und ſein Fall, ſo erwünſcht er für die Menſchheit iſt, hebt die Kraft auf, mit welcher bisher alle Federn des Landes in dieſem Rieſenkampfe angeſpannt waren. Zu zeitig noch [71], tritt

10902

ein milderes und auch schwächeres System in der Verwaltung ein, und die kaum zu Boden geworfene Hyder des Bürgerkrieges erhebt von neuem das Gorgonenhaupt. Dieser abermalige Aufruhr in der Vendée erstreckt sich bis über einen Theil der Bretagne und Normandie. Die Ereignisse des J. 1795 und der folgenden sind nun in der Fortsetzung dieses interessanten, geistreichen und wichtigen Werkes zu erwarten, und wir wollen hier nur noch schließlich bemerken, daß, außer den angedeuteten, der Vf. auch noch in seiner Darstellung diejenigen politischen und militairischen Begebenheiten mit berücksichtigt, die zur selben Zeit theils im übrigen Europa, theils in den Colonien Statt fanden und als einzelne Glieder zu der Kette der großen Ereignisse gehören, welche damals die Welt erschütterten. So werden z. B. von ihm die letzte Revolution in Polen, der Aufstand der Korsen und die Wegnahme dieser Insel durch die Engländer, die verschiedenen See-Expeditionen und Schlachten u. s. w. episodisch zwar, jedoch immer so erwähnt, wie ihre größere oder geringere Bedeutenheit zum Ganzen der Begebenheiten es erforderte; und diesem allen folgt am Schlusse ein Gesammtüberblick, in welchem Hr. Jomini sein Urtheil über die verschiedenen, geschilderten Unternehmungen und Ereignisse gibt. Ein beigefügter Atlas, die Pläne der kriegerischen Vorfälle und Schlachten enthaltend, und mehrere, meist sehr richtig und parteilos entworfene Charakterschilderungen der vorzüglichsten, in diesem großen Drama auftretenden Personen erhöhen den Werth des Ganzen, das erkennen läßt, wie der Vf. nicht blos ein getreuer Erzähler des Vergangenen, sondern auch ein tiefblickender Beurtheiler ist, der namentlich die strategischen Operationen oft mit großer Strenge prüft. Freilich kann einem hierbei leicht der bekannte Satz einfallen, daß, nachdem alles geschehen ist und sich entwickelt hat, es leichter ist zu sagen: so hätte es seyn sollen, als im Augenblick der Ereignisse selbst immer das Beste zu ergreifen: indeß wollen wir gern diese Controverse, falls sie nöthig, denen überlassen, die, selbst handelnd in jener Zeit, am genauesten wissen müssen, warum und weswegen gerade so und nicht anders die Sache angefaßt ward; denn häufig hängt die Wendung der größten und wichtigsten Begebenheiten von Fäden so kleinen Ursprungs ab, daß es den aufmerksamsten Bemühungen eines spätern Beobachters oder Forschers unmöglich wird, alles vollkommen richtig zu würdigen.

92.

Schutzrede gegen eine schändliche Verläumdung.

Es ist der Bosheit eigen, daß sie durch ihr freches Lügen sich selbst nur Schande, und der verläumdeten Unschuld nur Ehre bereitet; dennoch hört sie nicht auf, neue Versuche zu wagen, ob sie diese sittliche Weltordnung nicht umkehren könne. Auch meine Wenigkeit wurde von ihr zur Zielscheibe der Verläumdung gemacht, weil man weiß, daß ich zu denen gehöre, welche unsere protestantische Kirche in Baiern zu dem ihr in unserer Constitution zugesicherten organischen Leben zu bringen wünschen. Früher schon wurde ich deshalb in der Münchener Lit. Zeitung einer hierarchischen Behandlung bezüchtiget. Ich schwieg, weil ich wußte, daß meine Landsleute und Obern, die meine liberalen Grundsätze auch in kirchlicher Hinsicht genugsam kennen, einer so abgeschmackten Lüge nicht glauben würden. Jetzt finde ich dieselbe Lüge im Lit. Convers. Blatte, Monat Mai No. 101 dieses Jahrganges, dem größern deutschen Publicum mit den Worten mitgetheilt, ich hätte einem Sterbenden das Abendmahl verweigert. Sie werde nun mit der Wahrheit bestraft. Was der Bosheit dazu Gelegenheit gab, war folgender amtlicher Vorfall.

Nicht ich, sondern mein College, der hiesige Obercaplan Ißlinger wurde zu einem kranken Manne gerufen, der nach dem heiligen Abendmahle verlangte. Ehe er es empfing, äußerte er, daß er mit seinem Nachbar eines Processes wegen in Uneinigkeit lebe, und sich vorher mit ihm nach dem Gebote Christi (Matth. V. 23, 24) auszusöhnen wünsche. Ißlinger ließ dies dem Nachbar wissen, der aber selbst auf zweimalige Aufforderung nicht kam, und die Versöhnung durchaus verweigerte. Jetzt wurde natürlich dem Kranken gesagt, er habe seinerseits der Vorschrift des Christenthums gemäß ein versöhnliches Herz gezeigt, und könne nun mit gutem Gewissen das heilige Mahl der Liebe empfangen, welches ihm denn auch hierauf gereicht wurde. Noch in der Nacht darauf starb dieser Kranke. Nach einer kurzen Zeit meldete sich der Unversöhnliche zur Beichte an, dem mit meiner collegialischen Beistimmung eröffnet wurde, daß er nur dann hierzu angenommen werden könne, wenn er Reue über seine gegen den Sterbenden bewiesene lieblose Gesinnung bezeigen würde. Da dies sein Fall nicht war, so wurde er nicht zur Beichte angenommen, und der Vorfall zum Ueberflusse dem Consistorium angezeigt, welches dieses amtliche Betragen natürlicher Weise nicht mißbilligen konnte: da es genau mit den Grundsätzen der symbolischen Bücher übereinstimmt. Vergl. Augsburg. Conf. Art. VII. von der Kirchengewalt, Apologie Art. X. von der Beichte; der größere Katechismus vom heil. Abendmahle; Schmalkald. Artikel von der Jurisdiction. — Nach einiger Zeit kam jener Unversöhnliche und zeigte an: er erkenne es jetzt, daß er Unrecht gethan habe, biete statt dem Verstorbenen seinem Beichtvater die Hand der Versöhnung, und bitte um Zulassung zu Gottes Tische; was nunmehr keinen kirchlichen Anstand weiter fand.

Wenn ferner Amtsbrüder sich wundern, daß wir dieses Betragens wegen getadelt wurden, und der Verläumdung sogar auf obige Weise in die Hände fielen: so müssen sie wissen, daß bei uns in Baiern die Kirchenzucht und das Amt der Schlüssel bis auf den Begriff davon verschwunden waren, und Staatsbeamte die Geistlichen bedrohten, es an ihnen als ein Vergehen zu bestrafen, wenn sie es je wagen würden, Jemand die Reichung des heil. Abendmahls zu verweigern, möge sich dieser noch so abscheulich betragen haben, oder selbst als ein Betrunkener taumelnd sich dem heiligen Mahle nahen.

Dr. Stephani,
königlicher Kirchenrath, Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen.

Englische Literatur.

Der Roman, welchen „der Verfasser des Waverley" gegenwärtig unter der Feder hat (der auch wiederum aus den Aushängebogen ins Deutsche übersetzt wird), heißt: *Peveril of the peak.* Peak ist bekanntlich der Name eines wilden Gebirges in Derbyshire, welches wegen seiner wunderbaren Natur, seiner Höhlen, Versteinerungen u. s. w. von Reisenden häufig besucht wird. Man sagt, daß Walter Scott im vergangenen Jahre dort war, und von der großen und eigenthümlichen Physiognomie dieser malerischen Gegenden zu einer neuen Production begeistert worden ist. Die Erscheinung dieses Romans wird der Verbreitung eines eben Heftweise herauskommenden Kupferwerks über diese Gegenden: Peak Scenery or Excursions in Derbyshire gewiß förderlich seyn.

Die Irländer wollen erfahren haben, daß der Gefeierte im Begriff sey, auch ihr Land auf einer Beobachtungsreise zu besuchen. „Hier, sagt ein Irländer, liegt ein großer und unberührter Stoff vor ihm. Kein Land hat eine solche Geschichte für die Auswahl eines solchen Novellisten." (Ob man wohl bald den Werth der Geschichte eines Landes nach dem Stoffe messen wird, den sie einem Walter Scott darbietet?)

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 190.

19. August 1822.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften. Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben. 4ter, 5ter und 6ter Band. Züllichau bei Darnmann.

Die drei letzten Bände sind denn zur Freude recht Vieler nun auch erschienen, und da der gemüthliche Rochlitz so recht eigentlich ein Schriftsteller für mein Geschlecht ist, so wage ich als Frau auch ein Wörtchen darein zu sprechen, was zu thun ich mich nicht bei allen unterfangen würde. Wir Frauen haben die gegründetste Ursache ihn zu lieben und zu ehren, er ist so anerkennend gegen unser eigenthümliches Gutes, nicht etwa galant, das ist himmelweit verschieden, und dabei spiegelt sich in seinen Schriften ein so gediegener heller Verstand ab, es ist so viel Herzliches und Wahres, und Empfundenes darin, es ist so faßlich, und doch nicht fade, er beschreibt und scherzt so natürlich, kurz wir müssen ihm gut seyn, und in dieser Auswahl recht oft lesen.

Der vierte Band beginnt mit Brutus. Um diesen feurigen, zum Ernst, zur Schwermuth sich neigenden Freiheitshelden, dem das Vaterland höher galt, als Vater und Freund, recht zu erklären, war es nöthig, den damaligen Zustand Roms, und was ihm voraus gegangen, zu entwerfen; und gewiß ist dies mit verständiger Umsicht und Sachkenntniß geschehen, und dabei so angenehm vorgetragen, daß es nicht wie ein Lehrbuch, sondern wie eine unterhaltende Geschichte sich liest.

Die lyrischen Gedichte sind keines hohen Fluges, aber innig und wohlgemeint, der Erguß eines schönen, poetisch empfindenden Gemüths, daher denn auch die sentimentalen mir mehr zusagen als die reflectirenden und heitern. Unter den erstern däucht mir der Abschied und das Frühlingslied besonders gut gelungen zu seyn.

Kann man doch nichts anmuthigeres lesen, als den Roman meiner Jugend! Spricht die heitre Großmama eben so allerliebst, wie sie schreibt, so muß man sich ja in ihre Gesellschaft drängen. Das ist einmal ächte Naivetät, welchen Paradiesvogel gar viele Schriftsteller zu haschen meinten; besieht man das Ding aber recht, so erwischten sie nur eine Nebelkrähe. Die Fräulein Emma ist das zierlichste Waldvögelchen, ganz Natur und angeborner Liebreiz. Ihr Geständniß, wie sie auf einmal aus der kleinen die große Emma wird, wie sie sich einbildet in Herrn Willich verliebt zu seyn, in Gedanken ein Romänchen, eine Idylle mit ihm spielt, und doch nicht recht in die Rolle sich versetzen, sich nicht ganz und gar täuschen kann, ist ein Muster eines sanft muntern, durchaus natürlichen Vortrags. Dabei besitzt die Selbstbiographie ein unvergleichliches Talent darzustellen, man sieht den steifen Onkel, die adelstolze beschränkte Tante, den ehrlichen rauhen Forstmeister, einem ungeschliffenen Diamanten zu vergleichen, seinen geschniegelten albernen, und seinen wackern treuherzigen Sohn, der Fräulein Emma den Unterschied zwischen wahrer und erträumter Liebe bemerkbar macht, leibhaftig vor sich stehen, und wüßte man sonst nicht, daß die heitre Großmama eine so köstliche Laune besitzt, so artig scherzt, und bei aller Gutmüthigkeit so niedlich persifflirt, aus ihrer Beschreibung der Dorchen, einem sehr lustigen Gemengsel von Zofenschlauheit, Vornehmthuerei, gemeiner Gesinnung und Neide, geht ja das deutlich wie die Sonne hervor. Nebenbei sind über Erziehung und Unterricht mancher lehrreiche Fingerzeig gegeben, und mancher geheime Winkel in einem Mädchenherzen beleuchtet worden. Wie nur ein Mann mein Geschlecht so genau kennt!

Skizzen, vierter Heft. Nicht ganz so ergreifend und rührend wie die in den frühern Bänden; Herzensergießungen aber doch auch. In den Erinnerungen werden uns einzelne Züge aus der französischen Revolution vor die Augen gebracht, Züge, die Schauder erregen, die die traurige Ueberzeugung, zu welchem Aeußersten ein völlig gesetzloser Zustand Sclaven, die die Ketten brechen, treiben, wie völlig er sie entmenschen kann. Schaudert man vor solchen Teufeln zurück, so erquickt man sich wieder an Engelsgestalten, ganz Liebe, Aufopferung, Treue und Unschuld, die ruhig dem Tod entgegengehen, die nichts erniedrigen, deren Seelenfrieden nichts trüben kann.

Der Treue, in seiner selbstaufopfernden stummen Liebe zu seiner Gebieterin, der er nichts anders als der demüthige Diener seyn will, wird kein gefühlvolles weibliches Herz unbewegt lassen.

Bedrängnisse eines Recensenten können wahr seyn, sehen jedoch nicht wahrscheinlich aus. Das Manuscript einer Recension in der musicalischen Zeitung auf einem, der Länge nach gebrochnen Bogen geschrieben, wird auf dem Bruch zerrissen, die eine Hälfte fällt den französischen Gewalthabern damaliger Zeit in die Hände, die dem Verfasser deshalb an den Kragen wollen, denn die Schrift sieht allerdings sehr verdächtig aus, beklagt

0902

sich über harten übergroßen Druck, und spricht von einem Unternehmen, dem kräftig und wahrhaft deutsch fühlende Männer beitreten, und den neuen, nun alt gewordenen Sauerteig ausfegen sollen u. s. w. Recensenten wirds beim Anblick des Blatts nicht wohl zu Muthe, er erkennt seine Handschrift und ist sich doch bewußt, niemals so unvorsichtig im Schreiben gewesen zu seyn, da er sehr wohl wußte, wie kein Siegel heilig war, und das geschriebene Wort den Auspassern noch weniger entging als das gesprochene. Der wahre Zusammenhang erhellt sich ihm endlich, die Verlegenheit ist gehoben. Möglich ist er, aber ein Problem bleibt bei alledem, wie ohne Vorbedacht die Schrift so sich absetzte, daß die eine Hälfte ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und nicht einmal eine Sylbe auf die zweite Seite übergriff.

Dora und Alonzo, eine fröhliche Novelle, auf Kosten der Journalisten, von denen angenommen wurde, daß sie sich überall glichen, in Spanien unter Philipp dem 5ten, der Hauptsache nach, sich eben so nahmen wie 1819 in Deutschland.

Vorrede ohne Buch hat mit den Geldverlegenheiten eines bedrängten Familienvaters zu thun, der bei aller Noth und Sorge nicht verzagt, dem ein Gott vertrauendes Herz im Busen schlägt, der des Zuwachses der Familie sich freut, statt daß die sonst des Lebens Bürden mit leichtem Muthe tragende Frau über der Aussicht dazu trübe darein blickt, und nicht mehr daran denkt, auch diese Sorge durch Fleiß und Ersparniß und kleine Hülfsmittel möglichst zu lindern. Der Mann will ein Buch schreiben, den gesunkenen Finanzen aufzuhelfen, er kömmt aber nur bis zur Vorrede, die eine Erzählung seiner Verlegenheiten ist, die ihn zu den Entschluß, Schriftsteller zu werden, veranlaßten. Es ist Schade, daß das Buch nicht zu Stande kam, hätte es der Vorrede entsprochen, so wäre es recht erfreulich geworden. Von der hausmütterlichen, freundlichen Traugotte hörte man auch gern wieder etwas und möchte wohl wissen, wie's den guten Leutchen in der Folge ergangen und ob nicht ein großmüthiger Zufall ihnen aus der Noth geholfen. So reich wie bei Herrn Clauren's Personen braucht der Ueberfluß nun just nicht auf sie herabzuregnen, der ist über die Maßen verschwenderisch, denn seine Herren und Damen sind lauter Inbegriffe der Vortrefflichkeit und haben Geld wie Heu, der ehrliche Brummbär in der Vorrede ist kein solcher Romanenheld, er begnügt sich mit nur geringen Baarschaften, zu denen welchherzige Leserinnen gewiß beisteuern würden, wenn sie nur wüßten, ob sie den Mann noch in Leipzig anträfen.

Den Anfang des fünften Bandes macht Camilla Caffarelli, eine Geschichte, die uns in die unruhvollen, aber auch glanzreichen Zeiten Lorenzo's de Medici setzt, die Verschwörung der Pazzi gegen dies Haus an uns vorübergehen läßt. Ein geschichtskundiger Freund, nebenher ein strenger Kunstrichter, behauptet, diese Camilla sey als ein für sich bestehendes Bruchstück der Geschichte betrachtet zu wenig, und als Roman nicht genug. Der Mann hängt gleich einem jeden Ding einen Ekelnamen an, ich finde eben die Einkleidung recht schön und so eingerichtet, daß der Geschichtsabschnitt allgemein faßlich, ohne platt zu seyn, und von allgemeinem Interesse ist. Mag es seyn, daß die Verschwörung der Pazzi schon oft bearbeitet, dies Gewebe von übertriebener Freiheitsliebe, Unkenntniß der Zeit und der Menschen, Herrsch- und Verfolgungssucht, Neid und eifersüchtiger Liebe schon in alle seine Grundfäden zerlegt wurde, so als ein Ganzes für sich bestehend, so unparteiisch geschah es gewiß nur selten. Das was dazu gedichtet wurde, steht in keinem Widerspruch mit der wirklichen Geschichte; Menschen ausgezeichnet und anziehend, aber nicht fehlerfrei, nicht idealisch sehen wir handeln und leiden, das Getriebe des Unternehmens war nicht allein durch großartige Ideen bewegt, sondern auch durch recht kleine Ränke und zügellose Leidenschaftlichkeit, und so kann man füglich annehmen, daß plauderhafte Weiber, gefallsüchtige Mädchen, lustige Zofen thätig eingriffen, das Werk durch ihre Unarten und Manierchen förderten und aufhielten. Erhaben lautet so was freilich nicht, aber das wirkliche Leben ist auch kein Epos, die untergeordneten Personen und ihr Wirken machen sich auch nicht breit, sie treten bescheidentlich in den Hintergrund. Es ist geschichtliche Ueberlieferung, daß Giuliano eine Ahnung eines ihm drohenden Unglücks hatte und den Morgen seines letzten Tages nicht ausgehen wollte, von den Mördern aber durch freundliche Ueberredung und spöttisches Aufziehen dazu gereizt wurde; konnte denn Camilla nicht ebenfalls träumen und warnen? Von ihrer Heirath mit diesem jüngern Medicis sind mehrere ernste Geschichtschreiber überzeugt, und die Charaktere sind so sicher gezeichnet, daß sogar mein gestrenger Kritiker die Art, wie dies in wenig Worten und doch so bestimmt geschah, meisterhaft nannte. Aber dabei blieb er fest, in dem eigentlichen Roman sey der Verfasser zu redselig gewesen.

Sami ist ein niedliches Mährchen, recht hübsch vorgetragen, und daß die Thorheiten des Abendlandes nach dem Orient gesetzt werden, stört gar nicht, die satyrische Peitsche theilt keine durch Mark und Bein dringenden Hiebe aus, und die Anspielungen sind fein und nicht so provinciell, daß sie in einem phantastischen Lande, wie der Orient der Dichter, costümwidrig wären.

Die Carmeliterinnen zu Eppesheim, rührend und beruhigend zugleich, wie ein mildes Abendroth nach einem heißen Tage. Was da gelitten hat, deckt das kühle Grab, die unnatürlich verblendete Mutter, die erst in den letzten Lebenstagen die Ungerechtigkeit gegen die Tochter bereute und durch Liebe ihr zu vergüten suchte, was sie durch Gleichgültigkeit und Abneigung gegen sie gefrevelt, ist zur Ruhe eingegangen, verstummt sind die Klagen Theresens, geendet die Leiden, auch die Liebe brachte ihr nur Einen Tropfen

Seligkeit in den Becher der Schmerzen, aber nicht durch Wankelmuth des Geliebten, das Schicksal schlug ihr die Wunde, sie durfte fort und fort an die Ewigkeit der Liebe glauben, kein bittres Gefühl störte sie in der Läuterung irdischer Triebe zur himmlischen Inbrunst. Gereinigt und ergeben in Gottes Vaterwillen gab sie die Seele in des Schöpfers Hand, sie starb in Frieden. (Die Fortsetzung folgt.)

Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe.

(Beschluß aus No. 188.)

Im vierten Acte tritt Dido mit erkämpfter scheinbarer Ruhe dem Aeneas entgegen (S. 59):

Kein leiser Hauch mög' ihm den Sturm verkünden,
Der dumpf auf Aetnas Gipfel in mir braust,
Gift in den Adern, Lächeln auf den Lippen.

Sie spricht selbst zu ihm von seiner Abreise (S. 60):

Wenn günstig nun die Winde wehen, lösest
Du rasch die Segel, wirfst leicht mit der Hand
Mir einen Gruß zu, Schrei der Freude schlägt
Hell an mein Ohr, und ich — ich bleib allein
Allein mit meiner Kraft, muß einem Berge,
Muß Städte gründen, Seen trocknen und
Auch Thränen, Flammenthränen meines Volks,
So werd ich heiter, glücklich, selig seyn!

Da ertönt von der Flotte das Zeichen, daß ein günstiger Wind zur Abfahrt sich erhoben und der erschütternde Moment der Trennung entreißt Didon das Geständniß (S. 66):

Brecht aus ihr Flammen und verschlingt das Glück,
Ihr Wind, Meer, Götter es entführen!
Besinnung und Entsagung, in den Abgrund
Mit euch, mich flechtend auf Ixion's Rad;
Ihr Wein umkränzten Genien, des Genusses
Lichtfrohe Götter, Venus, glüh'nde Mutter
Des kältesten der Söhne, setzte mir
Den Fremdling!

Aeneas entwickelt in einer wohlgeordneten Rede *) die Gründe, warum er Dido verlassen und nach Latium ziehen müsse. Dido fühlt von allem nur das Nein, und spricht im augenblicklichen Selbstvergessen die Worte (S. 70):

Liebe
Von Gegenliebe sanft geküsset, gleicht
Dem Taubenpaar, das unterm Hüttendach
Bei Rosen und bei Myrten friedlich nistet;
Verschmähte Liebe ist der Felsen, der,
Von keinem sonn'gen Frühling je begrüßt,
Der Blumen weiche Fülle nicht, nur Adler
Und Geier an dem Busen nährend, hoch
Und höher in die kalten Regionen,
Sich selbst ein Graun, emporwächst, bis er endlich
Vom Sturme der Verzweiflung wild erfaßt,
Hinabstürzt in des Meeres Grund.

Sie eilt ab. Aeneas, das Ungleiche ihrer beiderseitigen Charaktere erkennend, entschließt sich rasch zu schreiben, da er Pflichten gegen sein Volk, keine gegen Dido hat. Indeß siegte das sittliche Gefühl der Königin über ihre Leidenschaft (S. 73):

Frauenwürde
Entweicht, geläutert durch ein Weib! Wie steigen
Im Qualm des Acheron, gleich Furien,
Gigant'sche Häupter schüttelnd, Schuld und Reue
Vor mir empor! Aus Netzen des Verderbens
Erhebt dich, Frauentugend, kämpf und sieg!
Wenn wieder mir aus einem Hyänenauge
Gewißheit deiner Achtung strahlt, dann, Fremdling
Erst dann ist's Zeit, nach Latium zu steuern;
Ich selbst geleite dich zum Schiff.

In diesem Sinne verlangt Dido noch eine Unterredung mit Aeneas und erst, als er die neue Begegnung vermeidet, stürzt die Königin, im Glauben, daß es nicht Aeneas, daß es ein Verräther sey, der, von ihren Freiern ausgesandt, sie verhöhne, nach der Trojanischen Flotte, sie durch Feuer zu vernichten. Der Weg dahin führt am Grabmale des Sichäus vorbei, dem Dido nach Landessitte ewige Treue gelobt hatte (S. 77):

Wie sie eindurchschritt
Die Augen Feuerstrahlen, schwarze Wolken
Ihr flatternd Haar, im wilden Taumel mit
Sich reißend Männer, Weiber, alles Volk
Der Stadt: urplötzlich aus den Schatten stieg
Sichäus Denkmal schweigend vor ihr auf.

Das Gefühl, die Sitte verletzt, ein heiliges Gelübde gebrochen, dem Volke ein Beispiel zügelloser Leidenschaften gegeben zu haben, kommt über Dido; das Volk weiß um diese Schuld und richtet darüber (S. 79):

Sie brach des Landes Sitte, herrschen will sie
Die selbst sich nicht beherrschet, richten uns,
Sie selbst zu richten.
Bei jeder Buße, nennerhängt von ihr,
Erheben würde sich des Volkes Stimme:
„Du Schuldige bestrafe nicht die Schuld!"

Die Königin, von Leidenschaft genesen, durch Schmerz geläutert, erkennt diese Stimmung des Volks. Es gilt, ihm zu zeigen, daß Keiner ungestraft Zucht und Ordnung überschreite. Sie ruft das Volk zusammen; doch vorher ein Monolog Dido's (S. 84):

Den Sclaven, fehlt er, straft der Herr, den Bürger
Der König. Wer bestraft die Könige
Ob ihrer Schuld? Sie selbst, zugleich Verbrecher
Und Richter des Verbrechens.
Siehst du den Fluch? Von dir gerufen, schwebt er
Mit breitem Fittig übers Land. Reiß ihn
Hernieder auf dein Haupt, und Volk und Stadt
Entsühnend, stirb!

Die ersten des Volks erscheinen. Dido bestellt ihr Haus, ihr Reich und klagt sich dann im Angesicht der Bürger selbst an (S. 90):

Vernehmt wie sich die Königin
Verklagt vor Euch: den Tyrern heilig ist
Die erste Lieb': ich habe sie entheiligt.
Vor Eurem Angesicht mit neuem Eid
Verliebt' ich mich dem Schatten des Gemahls:
Ich brach den Schwur. Das eiserne Gesetz
Der Zucht, von mir' verkündet, ich verhöhnt' es,
Zu Boden warf mich Leidenschaft. Wer hebt
Vom tiefen Sturz mich glorreich auf? der Tod!
Wer straft, wer richtet mich? blickt her, ich selbst.

Sie ersticht sich und spricht sterbend:

Ich fehlt' als Weib und starb als Königin.

Dies ist der Gang einer Tragödie, deren Charakter — Einfachheit, deren Gegenstand — die Schilderung einer Leidenschaft ist, über welche der Geist sich erhebt. Fragt man, wie hat der Dichter das vom Virgil gegebene benutzt: so sagen wir: Der römische Sänger wollte seiner Dido, der Stifterin des gegen Rom feindlichen Carthagos, die tragische Größe nicht verleihen, die sie in der Tragödie erlangen mußte. Daher stirbt die Virgilianische Dido an versagter Liebe, während Gehe's Heldin über ihre Leidenschaft siegt und die verletzte Zucht an sich selbst bestraft, denn sie ist als Königin zugleich Verbrecherin und Richterin des Verbrechens. Diese Wendung, in welcher wir Erhabenheit fan-

*) Ist sie auch wohlthuend? Wir zweifeln, und werden diesen Zweifel begründen.

den, hat uns wohlgefallen, so wie auch, daß Dido nicht wie im Virgil mit Aeneas Schwert sich tödtet, sondern diese Schwärmerei des Gefühls verwirft (S. 85):

Mit Rosen kränzen wollt' ich dich? Wohlan
Mein Blut färbt dich mit Rosen! — Halt! was war das,
Noch gottverfluchte Flammen? Schwärmerei
Der Lieb' im Tode noch?
(Das Schwert auf den Boden setzend und zertretend)
Vernichtet sey!
Die Trümmer fort, fort wie die letzten Schlacken
Der Sinnenlieb!

Nur ist uns Herr Gehe die Andeutung schuldig geblieben, wie die Waffe des Aeneas in Dido's Händen habe bleiben können. Sein Schwert vergißt ein Held so leicht nicht. Richtig motivirt scheint uns sowohl Dido's Liebe, als auch ihr Tod. Die Belege hierzu finden sich im zweiten und fünften Acte, die uns überhaupt in der Dichtung als die vorzüglichsten erschienen sind. Denn so spricht Dido (S. 30):

Du fügest zu des Lebens schöner Gabe
Die schönere des Trostes.

(S. 33):

Ein Glück schon liegt im Tausch verwandter Schmerzen.

(S. 32):

Ach inniger, als Freude bindet Leid
Verwandte Seelen.

Dido kann, nachdem sie die Zucht übertreten, nicht länger leben und regieren, denn (S. 79):

Dies Volk, der glühndsten Leidenschaften voll,
Dem Tiger gleicht's, sie aber ging daneben
Es leitend an der Sitte goldner Zügel.
In ihrem makellosen Wandel lag
Der ganze Zauber.

Hingegen streift die Situation, wo Dido, bei der Kunde, wie verschieden von ihr selbst Creusa gewesen, in die Worte ausbricht: „sie glich mir nicht?" sammt dem Troste Askan's: „doch du bist auch recht schön" an das Komische. Hier wäre ein Schweigen Dido's, vielleicht ein Legen der Hand vor die Augen, weit zarter gewesen. Gehen wir zu Aeneas über, so müssen wir diesem Charakter, als poetischem Gebilde, unsern vollkommnen Beifall geben, während wir zweifeln, daß er von dramatischer Wirksamkeit, zumal in einem Stücke sey, wo Aeneas der einzige Mann von Bedeutung ist, welcher auftritt. Sein Charakter an sich ist schön, ist antik. Man kann auf ihn die Worte der Dichtung anwenden:

Zur Kraft
Muß endlich auch die schöne Ruhe treten,
Die alles überschauet, eine Göttin,
Und des Geschaffenen sich freut in Frieden.

Aeneas Ansichten sind ganz die eines durch Leiden verklärten Mannes (S. 21):

So wenden stets die milden, hohen Götter
Des Einen Schmerzen zu des Andern Freude.
Es ist des Mannes Loos, daß er durch Stürme
Hinschreite zu dem Ziel.

(S. 23):

schön ist es auch, wenn Sturm
Die Stadt der Väter beugte, Götterzorn
Als Flamm' an Trümmern zehrte, aus der Asche
Die neue Gluth zu wecken, fernen Völkern
Mit Freundeshand das Licht der Künste bringend,
Denn gleich vertheilten Götter Glück und Schmerz.

(S. 28):

Daß Unglück oft des Glückes Mutter ist,
Hätt' ich's nicht längst erkannt', erkannt' ich's jetzt.

Und besonders S. 29:

Das eben ist die wunderbare Macht
Der Schmerzen, daß sie, fühlend unsre Brust,
Uns zwingt, einherzugehn in unserer Stärke.
Die Hand, die hier das Liebste trug ins Grab,
Pflanzt dort der Hoffnung junge Reiser auf,
Das starke Herz gewinnt dem Unglück selbst
Ein Glück: Verachtung aller Leiden, ab.
Sie ist der Palmenzweig, der, friedkündend,
Das Ziel der mühevollen Laufbahn kränzt.

Allein eben diese Ruhe, diese Harmonie in Aeneas Seele machen ihn in dem Grade, als sie ihn von den Uebrigen absondern und poetisch erheben, unwirksam für das Drama. Er gleicht einer Natur, deren Schönheit in sich selbst abgeschlossen ist, und wir hätten gewünscht, daß er wenigstens ein Gegenbild, vielleicht in Jarbas, gefunden hätte, dessen rohe, blos sinnliche Gluth noch überdies sehr wohl dazu gedient haben würde, die halb irdische, halb geistige Liebe der Dido in das gehörige Licht zu stellen. Nicht zu leugnen steht, daß Dido's Leidenschaft, in Aeneas einen würdigen Gegenstand findend, selbst nicht unwürdig, und der Kampf der Königin mit diesem Gefühle als tragisch erscheine. Aeneas ist kein thatenloser Jüngling, Dido nicht durch sein Aeußeres bestochen. Sie verehrt in ihm den Helden, sie fühlt sich hingezogen zu dem Retter ihres Lebens. Insoweit finden wir ihr Gefühl ganz natürlich. Ob es sich aber bis zur Flamme der Leidenschaftlichkeit einem Manne gegenüber steigern könne, der nicht blos kalt, der verklärt und über irdische Verhältnisse erhaben, vor ihr steht, ist eine Frage, die der Psycholog wohl aufwerfen würde. Hiervon abgesehen, zeigt Dido mehr moralische Kraft wie Phädra; sie kämpft länger und nachdrücklicher gegen ihr Gefühl, und nur der Schrecken über die unerwartete Trennung entreißt ihr das Geständniß ihrer Liebe. Allein das ähnliche Geständniß der Phädra hat Racine zierlicher und der modernen Schicklichkeit angemessener einzukleiden gewußt, und Theseus Erscheinen bringt neues Leben in die Handlung. Aeneas hingegen spricht blos — sehr besonnen und vernünftig. Es ist aber überhaupt eine üble Sache um die Vernunft eines Mannes einem leidenschaftlichen Weibe gegenüber, und so halten wir denn diese Stelle für eine Klippe, die ein zu modernen Lebensansichten sich hinneigender Geschmack in dieser Tragödie finden möchte. Denn Aeneas hat die Neigung der Königin, trotz der Richtung seiner Ideen auf das Himmlische, gemerkt (S. 65). Nur scheint er die Sache etwas leicht genommen zu haben — ein falscher Strich in der Zeichnung des sonst wohlgelungenen Charakters.

In den bisher ausgezogenen Stellen glauben wir Beweise von der Sprache im Stücke gegeben zu haben. Es genügt zu sagen, daß sie an die gute Zeit unsrer Poesie erinnern. Wir heben noch eine Stelle aus (S. 6):

Heilig ist die erste Liebe,
Des jungen Herzens warmer Flur entsprossen,
Still wächst sie auf, die reine Lilie;
Wie glänzt im Morgenroth des nahen Tags
Ihr Kelch! — Die Thränen selbst, von ihrer Brust
Hernieder sinkend in die weichen Gräser,
Die Perlen sind es reiner Seligkeit.
Wer erste Lieb verletzet, ach, der reißt
Vom Lebensbaum den schönsten Friedenszweig,
Vernichtet Glück und Ruh!

Nur ist der Ausdruck: Berge beugen (S. 9) pretiös; Brautjäckel (S. 11) metrisch unrichtig gebraucht. Die Worte: „fremden Schmerz fühlt mit, wer eignen trug," erreichen *concurrere miseris* im Virgil nicht, eben so wenig die Worte: „Verkunden soll ich dir unsagbar ungeheuern Schmerz" das Virgilianische *renovare dolorem*. Auch sind (S. 16) die Ereignisse zu gedrängt.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 21. August 22.

Der Berangersche Liederproceß. *)

Unsere Leser werden schon oft mit Interesse vor den Barrieren eines französischen Gerichtshofes verweilt haben, und den Entwickelungen verworrener, beinahe ins Unsichtbare gehender Ereignisse, den Enthüllungen gewaltiger Leidenschaften, dem Spiele der combinirtesten Intriguen eines fast teuflischen Verstandes, dem Siege verkannter Unschuld endlich, abwechselnd mit den verschiedenartigsten Gefühlen gefolgt seyn. Wir führen sie diesmal vor ein Assisengericht, um einem Schauspiele beizuwohnen, welches zwar nicht gerade jenes Interesse an den Tiefen und Untiefen menschlicher Natur in Anspruch nimmt, welches aber dafür einem andern, nicht weniger lebhaftem reiche Nahrung spendet; denn es erscheint nichts weniger, als die Poesie als Angeklagte vor dem peinlichen Gerichte der Hauptstadt Frankreichs. Es sind einige von jenen kleinern Gedichten, die auf den Straßen in Paris und beinahe in ganz Frankreich so oft und angenehm unser Ohr berühren, und die unter dem Namen Chansons auch uns Ausländern wohl bekannt sind; diesen leichtsinnigen und neckenden Geschöpfen, bald möchten wir sagen, poetischen Kobolden, deren Frivolität eine gewisse Sanction erhalten hat, wird der Proceß gemacht. Da die kleinen Geschöpfe zur Zeit noch Unmündige sind, die nicht einmal die Sprache des peinlichen Gerichtshofes verstehen, so wird über ihre vermeintliche Schuld Herr von Beranger, ihr nächster Verwandter in aufsteigender Linie, und somit ihr natürlicher Vormund, nach den Gesetzen zur Verantwortung gezogen.

Herr von Beranger war vor dem Gerichte von dem Procurator des Königs angeklagt worden, in seinen Chansons 1) die guten Sitten und 2) die Religion beschimpft zu haben, 3) die Person des Königs beleidigt und 4) das Volk durch ein politisch verpöntes Loosungswort zum Aufruhr gereizt zu haben. Es war hier vielleicht das erste Mal, daß der Charakter einer Dichtungsart vor einem peinlichen Gerichtshofe in so entscheidender Wichtigkeit auftrat. Welche Grenzen hat das Chanson, welches ist sein politisch sanctionirter Charakter, und welche Elemente sind ihm eigenthümlich? Auf diese Bestimmung kam viel an, und darüber konnte nur die bei den Franzosen in der Kunsttheorie herrschende historische Ansicht, entscheiden. Der General-Advocat fing daher seine an die Geschwornen gerichtete Rede mit einer Betrachtung des Chansons an. Er gibt zu, daß das Chanson unter allen Dichtungsarten ein gewisses Privilegium genieße, daß der Nationalcharakter es in seinen ausgedehnten Grenzen schütze und entschuldige, daß endlich von Julius Cäsar bis zum Cardinal Mazarin diese Liedersänger wenig gefürchtet worden sind. Allein so war es, fügt er hinzu; das Chanson ist durch die ihm gewordene Nachsicht ausgeartet. Er erinnert an die Chansons in der Revolution, wie sie im Dienste der Parteiwuth erschienen wären, und wie ihre Refrains Spott über die Gegenstände unserer Verehrung gegossen hätten. Da wurde die Muse der Volksgesänge eine Furie bürgerlicher Zwietracht. Wir wollen nicht die ganze Ideenreihe des Redners verfolgen, sondern nur das Resultat seiner Combinationen geben, welches in Folgendem enthalten seyn dürfte: Das Chanson hat seinen ursprünglich naiven, unbefangenen Charakter aufgegeben, und somit hat es keine Ansprüche mehr auf das Recht, welches früher seiner Gattung zu Theil wurde. Heut zu Tage geben Leute den Beschimpfungen des höchsten Wesens, der Religion, der Legitimität die Form der Chansons, in welcher Form wegen ihrer Wirksamkeit der Inhalt desto gefährlicher wird. Herr v. Beranger hat unter diesem Namen Satyren und Dithyramben gegeben. Herr v. Beranger ist durchaus dem Preßgesetz verfallen. Selbst der Grund, daß er den ersten Band seiner vermeintlichen Chansons schon 1815 herausgegeben, und die Ausgabe von 1821 nur eine neue Auflage der ältern sey, daß also die zur Anklage festgesetzte Zeit von sechs Monaten schon vorüber sey, ist nichtig. Der Gegenstand der Anklage ist die Sammlung von 1821. Jede neue Auflage ist ein neuer Act der Bekanntmachung. Der General-Advocat zeigte nun, inwiefern die oben angeführten Puncte der Anklage in den Chansons begründet wären. Dupin, Vertheidiger des Herrn v. Beranger, forderte, nachdem der General-Advocat seine Betrachtungen geschlossen, vom Präsidenten einige Augenblicke, um sich zu einer vorerst allgemeinen Entgegnung zu rüsten, die in der That alles, was nur zu dem Zwecke gesagt werden konnte, in der ansprechendsten Manier sagte. Da uns der Raum nicht gestattet, Dupin's Betrachtungen, in denen sich Witz, Phantasie, Enthusiasmus, kurz, jener französische Geist in seinen glänzenden Farben abspiegelt, in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen, so heben wir uns besonders interessant scheinende Einzelheiten aus. Die Gewohnheit sich in der Form der Chansons auszusprechen, sagt Dupin, ist wesentlich in dem Charakter der Franzosen gegründet. Dieser Zug des Nationalgeistes ist von jeher anerkannt worden. Der Gebrauch über alle Gegenstände, selbst über die ernsthaftesten Ereignisse zu chansonniren, hat sogar in Frankreich ein Sprichwort veranlaßt: tout finit par des chansons. Heut zu Tage, wo an die Stelle der unbeschränkt monarchischen Regierung eine sogenannte constitutionelle getreten ist, können die Minister nicht die leiseste Opposition ertragen. Ihre Empfindlichkeit läßt sie nicht Scherz verstehen, und bald wird es unter ihrer Herrschaft heißen: tout finit par des procès. Wir finden, fuhr Dupin in seiner Vertheidigung an einem andern Orte fort, den Charakter des Herrn v. Beranger in seinen Werken; er greift nur die Macht und ihren Misbrauch an, und man kann von ihm sagen, was wenige Leute von sich sagen können: Herr v. Beranger schmeichelt nur dem Unglück. Sein erstes politisches Chanson war gegen Napoleon gerichtet, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, und es wurde sehr bekannt, besonders in St. Germain, wo man wenigstens den Muth hatte, bei verschlossenen Thüren zu lachen. Napoleon, welcher wohl wußte, daß es nur ein Schritt ist, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt, Napoleon hatte die Klugheit, sich nicht zu verkennen in diesem Chanson. Der Verfasser wurde nicht verfolgt durch die damals kaiserlichen, jetzt königlichen Prokuratoren, er wurde selbst nicht seines Amtes entsetzt durch die oberste, den Cultus leitende Behörde, so kaiserlich diese auch damals war. —

Dupin erklärte sich hierauf noch über des Herrn von Beranger Entfernung von seinem Posten. Man hatte nämlich den Verfasser der Chansons nicht auf die Erscheinung derjenigen im Jahre 1815 entfernt, die besonders der Immoralität jetzt angeklagt sind; erst die später erschienenen, politischen, antiministeriellen Chansons haben gegen ihn gereizt!! Man hatte gesagt, es sey unmöglich, einen Beamten bei der Commission des öffentlichen Unterrichts zu dulden, welcher solche Maximen, wie Herr v. Beranger, ausspreche. Dupin entgegnete dieser Erklärung, daß Beranger ja nicht Mitglied des königlichen Rathes für den öffentlichen Unterricht gewesen; er hätte nur

*) Obschon die Geschichte dieses Processes, als einer politischen Begebenheit, keine Neuigkeit mehr ist: so hat sie doch ihr literarisch-juridisches Interesse in Bezug auf die Frage: inwiefern kann ein Lied vor Gericht gestellt werden? gewiß noch nicht verloren. A. d. Red.

Des deux clefs de notre bon pape,
L'une du ciel ouvre la trappe,
Et l'autre, aux griffes du légat,
Ouvre les coffres de l'État.
Gloria tibi domine! etc.

Si de nos coqs la voix altière
Troubla l'héritier de Saint-Pierre,
Grâce aux annates, aujourd'hui,
Nos poules vont pondre pour lui.
Gloria tibi domine! etc.

Rendons Avignon au Saint Père;
Il le veut, et c'est là, j'espère,
Prouver aux Français dépouillés
Qu'il est un de nos alliés.
Gloria tibi domine! etc.

Moines et prieurs vont revivre.
Il faut qu'avant peu le grand livre,
Servant à nos pieux desseins,
Soit mis au rang des livres saints.
Gloria tibi domine! etc.

Dieſe wenigen Verſe möchten zu unſerm Zwecke genügen. Noch müſſen wir aber vorweg einem Mißverſtändniſſe begegnen, das uns, als Berichterſtatter, treffen könnte. Keineswegs wollen wir die Beziehung unſers Gefühls auf das mitgetheilte Chanſon ausdrücken in dem, was wir mit Dupin ſagen werden. Dieſer begann ſeine Herrn von Beranger Vertheidigung in Rückſicht auf daſſelbe mit der Behauptung, daß das, was die Verſe:

Que tout chantre
Boive à plein ventre

enthielten, ſchon im voraus durch Boileau gerechtfertigt wäre, welcher geſagt hat: Et de chantres buvans les cabarets sont pleins. — In Betreff des Concordats, ſagte Dupin, muß man betrachten, daß es nur im Projecte exiſtirt hat; und daß dieſes Project, welches den Kammern vorgelegt worden, nur allein die Erkenntniß der Nothwendigkeit bewirkt habe, das Geſetz durch ein neues zu entkräften. Dieſes neue Geſetz iſt aber noch nicht in dem Bulletin erſchienen. Ueberdies iſt auch ein Concordat nur ein zeitlicher und politiſcher Act, den man beurtheilen und tadeln kann, ohne das Verbrechen der Beſchimpfung der Religion zu begehen. Dupin bemerkte wohl mit vollem Rechte, wenn ein Concordat ein Glaubensact wäre, ſo würden wir nur eins erhalten haben; wir haben deren mehrere geſehen, die verſchieden waren nach den Forderungen der Zeit. Er ging auch hier in die Vergangenheit zurück; er gedachte des Concordats von Franz dem Erſten, wie daſſelbe in Proſa und in Verſen angegriffen worden wäre, wie ſich ſogar förmlicher Widerſtand dagegen gebildet. Aber auch Herr v. Pradt hat ja noch in der neuern Zeit das bei den Kammern in Vorſchlag gebrachte Concordat von 1817 mit voller Freiheit beſprochen. Was Herr v. Pradt in zwei Bänden gethan, eben das hat auch Herr v. Beranger gethan, obſchon in ſeiner eigenthümlichen Manier. Die Seminarien müſſen ohne Zweifel die Sache von einer ernſthaftern Seite anſehen, als es unſer Dichter gethan hat. Iſt denn aber ein ſatyriſcher Brocken gegen Perſonen eine Beſchimpfung der Religion? Vergeſſen wir niemals den Text und den Geiſt des Geſetzes. — Der Redner trat dem Vorwurfe, Herr v. Beranger habe die Religion beſchimpft, indem er das Concordat als Finanzier in ſeinem Chanſon begrüßt habe, wie wir oben geſehen, damit entgegen, daß er die Geſchwornen erinnerte an die Annaten, die Pfennigſteuer und überhaupt alle die Einkünfte, die der römiſche Hof unter wechſelndem Namen in verſchiedenen Zeiten erhoben hat. — Doch wir wollen nicht länger den Advocaten hören, ſondern ohne ihn den weitern Fortgang unſers Proceſſes verfolgen. Haben wir doch Dupin als einen in jedem Sinne wackern Mann kennen lernen, und haben uns über die glückliche Wahl gefreut, die Herr v. Beranger in Betreff ſeines Vertheidigers getroffen.

Die Anklage des Herrn v. Beranger, als eines Beſchimpfers des höchſten Weſens und der Religion, war nicht allein auf jenes mitgetheilte Chanſon angeblich begründet. Man hatte eine bedeutende Zahl anſtößiger Verſe in den Gedichten des Herrn v. Beranger zu finden ſich bemühet. Es iſt nicht zu leugnen, daß Herr von Beranger keine Apotheoſe der Geiſtlichkeit in ihren höhern und niedern Stufen in ſeinen Gedichten darbietet. Da der Südländer in Betreff ſeines religiöſen Glaubens viel empfindlicher iſt, als von Seiten ſeines moraliſchen Sinnes, und da die Cleriker ihm mehr oder weniger Heilige ſind, ſo hätte der Chanſonnier jenes römiſche Sprichwort: scherza coi santi, e lascia star santi, beherzigen ſollen. Ueberdies iſt man aber auch von Seiten der Regierungen rigeröſer in dieſem Puncte geworden, wie wir überall wahrnehmen, und welches auch jeder, fürs menſchliche Wohl ſich Intereſſirende nur billigen wird, mag man nun dieſe Richtung als eine Rückwirkung der jüngſtverfloſſenen Zeit betrachten, oder als einen, unter mehreren andern, gewählten Stützpunct. Nur glauben wir, abgeſehen davon, daß, indem die Wirkung jenes, dem Menſchen für die höchſten Ideen angebornen Sinnes in den Dienſt äußerer Macht und äußerer Zwecke tritt, die Beziehung des Menſchen auf das Unendliche nicht gehoben werden, wohl gar die heilige Angelegenheit in mannichfache Gefahr gerathen möchte; wir glauben, daß doch dieſer Stützpunct ein ſehr unzureichender und nachgebender ſey. Haben doch in den Zeiten des vollen Glaubens die heftigſten Bewegungen des geſellſchaftlichen Lebens Statt gefunden! Uns ſcheint, als wenn unter den Deutſchen insbeſondere der tranſcendentale Idealismus einen Geſichtspunct herbeigezogen, der nicht ganz die Wahrheit und Wirklichkeit dieſes Gegenſtandes berühre, der mehr einen aprioriſchen Menſchen vor ſich ſchweben habe, wie er nicht in der Totalität des Menſchengeſchlechtes exiſtirt. Wir finden nur in der Kraft und in dem Verſtande und in jenem zu einem untrüglichen Tacte erhobenem Gefühle für die entfernteſten myſtiſchen Wirkungen der geringſten Erſcheinung des geſellſchaftlichen Lebens, da, wo im Drange der Zeit der Analyſe verſchwindet, in dieſer Trias finden wir nur die wahren und einzigen Elemente der Politik. Daß die großartigſten Ideen von dieſer Politik nicht nothwendig ausgeſchloſſen ſind, haben frühere Zeiten gelehrt. Nur eine ſolche Politik, glauben wir, kann in die wechſelnden Bewegungen geſellſchaftlicher Verhältniſſe, welche erſteren bald als ein nothwendiges Analogon des im ewigen Kampfe begriffenen Naturlebens aufzutreten ſcheinen, wirkſam eingreifen, die Vereinigung der gegeneinander ſtreitenden Kräfte zu neuen Erſcheinungen vermitteln, und ſomit der Leitſtern des unaufhaltſamen Stromes der Begebenheiten werden. Gehen wir nun zu den folgenden Puncten in der Anklage über.

Es iſt wahr, wie in der Vertheidigung des Herrn von Beranger bemerkt wird, daß man in keinem Lande von der Beſchimpfung der königlichen Perſon ſo viel hört, als in Frankreich. Auf der einen Seite iſt dieſer Frevel leicht zu erklären. Der raſche Wechſel der Regierungen und der innern und äußern Verhältniſſe Frankreichs hat das Intereſſe der Nation vielfach geſpalten, und unauflöslich iſt die Aufgabe der Regierung, den in Colliſſion gerathenen Intereſſen der vielen Parteien zu genügen. Die Folgen davon ſind bitterer Unmuth vieler Individuen, die ſich damit, in der bekannten nationellen Eigenthümlichkeit, und in dem gereizten Zuſtande um ſo unfähiger die wahren, tiefer liegenden Urſachen der ſie hart getroffenen Ereigniſſe zu erfaſſen, an den Monarchen, in Proſa oder in Verſen, immer beinahe mit Affect adreſſiren. Auf der andern Seite aber ſind auch wir geneigt, den Miniſtern in dieſer Angelegenheit Vorwürfe zu machen; denn höchſt unpolitiſch ſcheint es uns, die königliche Perſon in ſo viele Proceſſe zu verwickeln, die doch am Ende nur Injurienproceſſe ſind, deren Vergleichung wir nicht aus-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 191.

20. August 1822.

Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben.

Ein kirchlich-politisches Institut, wie das in Vorschlag gebrachte Presbyterialwesen, wodurch das innere und äußere Leben der evangelisch-protestantischen Kirche in einem der ersten deutschen Bundesstaaten neu gestaltet werden soll, hat an sich schon für jeden denkenden Publicisten das höchste Interesse; in dem gegenwärtigen Falle aber wird die Theilnahme des protestantischen Auslandes an dem Gange jener Angelegenheit, welche in Baiern selbst die lebhafteste Bewegung in der öffentlichen Meinung erregt hat, ganz besonders noch durch die Bemerkung gesteigert, daß Baiern überhaupt in seiner constitutionellen und administrativen Entwickelung, seit mehrern Jahren die Aufmerksamkeit des gesammten Deutschlands, ja die des größten Theils der europäischen Staatenwelt, durch den höheren Charakter seiner Staatskunst auf sich gezogen hat.

Ehe wir über die Lage der Presbyterial-Angelegenheit in dem protestantischen Baiern unsern Bericht erstatten, müssen wir an Einiges erinnern, was bisher in dem wiedergebornen und neugeordneten Königreiche, das unter Maximilian Josephs weiser Regierung einer hoffnungsreichen Zukunft entgegengeht, für die protestantische Kirche daselbst gethan worden ist.

Das Ausland denkt sich gewöhnlich unter Baiern noch das ehemalige katholische Altbaiern. Allein schon ein flüchtiger Blick auf den gegenwärtigen Umfang dieses Staatskörpers berichtigt jene irrige Vorstellung. Denn der Zahl nach macht das protestantische Baiern beinahe ein Drittheil des baierschen Königreichs aus und beträgt fast das Doppelte des vormaligen Herzogthums Würtemberg. Die Gesammt-Bevölkerung von Baiern wird nämlich auf drei und eine halbe Million angegeben; davon kommt, nach dem neuesten „Amtshandbuche für die protestantischen Geistlichen des Königreichs Baiern", auf die evangelisch-protestantische Kirche dieses Landes eine Mitgliederzahl von einer Million und 7962, in 985 Pfarreien mit 1149 geistlichen Amtsstellen. Die Regierung hat daher die Bildung des protestantischen Kirchenwesens im Königreich stets als eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staats betrachtet; und was sie in dieser Hinsicht gethan, findet man in den vom Consist. Rath Dr. Fuchs herausgegebenen „Annalen der protestantischen Kirche im Königreiche Baiern" (Nürnb. 1819, 1s und 2s Heft) zusammengestellt. Zuerst wurden sämmtliche protestantische Gemeinden durch die Ernennung eines General-Consistoriums — zur Ausübung des obersten Episkopats — mittelst Verordnung vom 8ten Sept. 1808, als eine Gesammt-Gemeinheit oder Nationalkirche gesetzlich anerkannt und nachher durch General- und Special-Decanate in einen organischen Zusammenhang gebracht. In der Folge wurden noch drei besondere Consistorien errichtet. Hierauf erschien die mustermäßige Instruction vom 4ten Febr. 1809 zu Prüfungen der Theologie Studirenden. Eine besondere Prüfungs-Commission in der Nähe der Universität urtheilte nach den zweckdienlichsten Vorschriften, ob die, welche den Curs gemacht hatten, als Candidaten des Ministeriums anerkannt werden könnten oder noch Ergänzungs-Studien machen sollten. Hatten alsdann diese Candidaten auf Vicariaten sich weiter geübt oder auch gegründete Neigung zum Schulwesen bewiesen, so rief sie ein zweites Examen zum Oberconsistorium selbst, wo jeder dem Vorgesetzten nach seiner Individualität bekannt werden konnte, zugleich aber auch das Personale der Obern und die Verhältnisse, welche sich auf sein künftiges Geschäftsleben bezogen, kennen lernte. Diese Prüfung vor dem General-Consistorium wurde späterhin nicht für nöthig befunden, und ob sie neuerlich wiederhergestellt worden, ist uns nicht bekannt. Uebrigens blieb, was Vielen als unzweckmäßig erscheint, die General-Schulen-Inspection von der kirchlichen gesondert, so daß die Pfarrer und die Schullehrer unter verschiedener Oberaufsicht stehen. Auch gab es, wenigstens vor kurzem noch, unter den Kreisschulinspectoren viele Katholiken. Dagegen war es sehr zweckmäßig, daß, seit dem 6ten März 1817, den neugebildeten Magistraten und Ortsvorständen auch die Verwaltung des Localstiftungsvermögens unter verbesserten Formen zurückgestellt wurde; doch kann ein wahres Zusammenwirken zwischen den Mitteln und dem Zweck nicht Statt finden, so lange diejenigen, welche hauptsächlich den Zweck zu betreiben haben, keine amtlich genaue Kenntniß der disponibeln Mittel, und das Recht, ihre Zweckdienlichkeit mit zu beurtheilen, erhalten.

Die Grundbedingung der Wohlfahrt der protestantischen Gesammtkirche in Baiern ist ihre Rechtsgleichheit mit der katholischen. In Ansehung dieser Gleichheit würde das mit der römischen Curie wegen der katholischen Landeskirche abgeschlossene und als Staatsgesetz in der Verfassungsurkunde vom 26sten Mai

offenen, rückhaltloſen Ehrlichkeit, womit ſie das, was werden ſolle, ausſpricht, beſonders ausgezeichnet. Sie erſchien im J. 1821 zu Nürnberg unter dem Titel:

Entwurf einer Presbyterialverfaſſung, verſucht von A. Th. A. F. Lehmus, Dekan und Stadtpfarrer in Ansbach. 64 S. 8.

Der Verf. glaubt, daß Presbyterien in allen den Zeiten beſonders heilſam ſind, in denen, wie gegenwärtig, das loſe gewordene kirchliche Band wieder feſter geknüpft werden müſſe. Er zeigt aus mehreren Stellen des Neuen Teſtaments, daß die apoſtoliſche Kirche, analog der jüdiſchen *) Verfaſſung, ihre Aelteſten oder Presbyter gehabt habe, deren Verſammlung das Presbyterium genannt wurde. Der Beruf der Aelteſten ſey geweſen, das Evangelium zu lehren, die Sacramente zu verwalten, die Lehrer einzuweihen, über unverfälſchte Lehre und Sittenreinheit zu wachen, über kirchliche Gegenſtände zu entſcheiden und für Arme und Kranke Sorge zu tragen. — Wie nun die Landeskirche, oder die Geſammtgemeinde des Vaterlandes, durch Diſtricts-, Provincial- und General-Synoden repräſentirt werde, ſo die einzelne Gemeinde durch das Presbyterium. Dieſes ſey demnach der kirchliche Vorſtand der Specialgemeinde, und deſſen Mitglieder, die Presbytere, ſeyen die Organe derſelben.

Folgende Sätze, die das Verhältniß des Presbyteriums zur Gemeinde, — als die richtende und verwaltende Behörde derſelben in Hinſicht auf Lehre, Cultus und Leben, Erziehung zur Kirche, Aufnahme in die Gemeinſchaft derſelben, das äußere Kirchen-Vermögen und die Pflege der Armen — betreffen, ſind beſonders auffallend.

S. 16, §. 3: „Als verwaltende Behörde wendet das Presbyterium alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an, um die kirchlichen Zwecke zu fördern, als richtende Behörde vollzieht daſſelbe in dieſer Hinſicht das Aufſeheramt, und das mit demſelben verbundene Strafrecht."

§. 4. „Das Strafrecht bewegt ſich rein in der kirchlichen Sphäre; es iſt daher in demſelben Warnung, ſtille und öffentliche Rüge, temporäre und gänzliche Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft, und in der Excommunication die Unfähigkeitserklärung, das Sakrament zu genießen, die Patheverbindlichkeit zu übernehmen, einen Eid abzulegen, Kinder zu erziehen, und im Fall des Abſterbens, die Verweigerung der chriſtlichen Begräbnißfeier enthalten."

Hierauf bezeichnet der Verf. die Pflichten und Rechte des Presbyteriums, in Abſicht der Lehre, wo er, auf die ſymboliſchen Bücher ſich ſtützend, zwei Sätze als die Fundamentallehren der evangeliſchen Kirche aufſtellt, und jeden, der ſie nicht erkennt und bekennt, für kein lebendiges Mitglied der evangeliſchen Kirche erklärt.

„Das Presbyterium, heißt es S. 30, hat demnach in Abſicht ſämmtlicher Gemeindeglieder darauf zu ſehen:

a) daß ſie den Gottesdienſt gehörig beſuchen, fleißig zum heil. Abendmahle gehen, den Sabbath in Ehren halten, und Gottes Wort und Sacrament nicht geringſchätzig behandeln;

b) daß ſie keuſch und züchtig, mäßig, ehrbar und einfach wandeln und ihren Geſchäften nachkommen;

c) daß ſie nicht ſtehlen, betrügen und lügen, nirgends falſches Zeugniß ablegen, Uneinigkeiten und Zwietracht vermeiden, und die Leidenſchaft des Zornes und des Widerwillens nicht auf eine auffallende Weiſe ausbrechen laſſen;

d) daß ſie dem Könige, der Conſtitution und den Geſetzen des Staats, Treue und Gehorſam bezeigen —" und noch vier andre Puncte mehr.

§. 4, S. 32. „Jedes Mitglied der Gemeinde — wes Standes es auch ſey — iſt verbunden, dem Presbyterium die geforderte Rechenſchaft abzulegen, auf geſchehene Vorladung zu erſcheinen u. ſ. w."

Wenn aber der Vorgeforderte erklärt, daß er an der kirchlichen Gemeinſchaft keinen Antheil nehmen wolle, ſo begibt ſich das Presbyterium aller Aufſicht über denſelben; allein dann wird, nach §. 5, der Ausgetretene der chriſtlichen Verſammlung öffentlich genannt, und derſelbe von der Gemeine und ihrem Vorſtand als ein Excommunicirter behandelt. —

Uebrigens enthält dieſes gutgemeinte Büchlein manchen Vorſchlag, der nähere Aufmerkſamkeit verdient, z. B. S. 49, über das Verhältniß des Presbyteriums zu den Confeſſionsgenoſſen der römiſch-katholiſchen Kirche, und über die Erziehung der Kinder aus vermiſchten Ehen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Das Presbyterium war alſo geſchichtlich eine Einrichtung des Judenthums.

Anſichten franzöſiſcher Royaliſten von Voltaire.

Es iſt bekannt, daß in Frankreich jetzt wieder mit Voltaire eine wahre Abgötterei getrieben wird, daß ſeine Werke in neuen Auflagen erſcheinen und in den mannichfaltigſten Geſtalten angeboten und angeprieſen werden. *) Hierauf einen Schluß auf das gegenwärtige Verhältniß der franzöſiſchen Kritik zu Voltaire zu gründen; anzunehmen, daß ſie gar kein Auge für das habe, was ein gründliches Urtheil, auch eben nicht auf dem höchſten Standpuncte, gegen den hochgerühmten Schriftſteller einzuwenden hat — wäre ſehr voreilig, und zeigte von weniger Kenntniß der Hebel, welche die franzöſiſche Kritik jetzt in Bewegung ſetzen helfen, ja häufig ganz allein in Bewegung ſetzen. Dieſe Vergötterung Voltaire's geht von der liberalen Partei aus, und wo politiſche Parteiung ſich ſo in die Literatur eingedrängt hat, wie in Frankreich (möge es uns Deutſchen ein warnendes Beiſpiel ſeyn), will die Kritik nichts weniger als gerecht ſeyn. Einen Schriftſteller von ſo glänzenden Eigenſchaften als Voltaire, der ihren Anſichten ſo entſchieden zuſagt und ſie noch immer mehr verbreiten hilft, als vielleicht irgend ein anderer, vergöttert ſie unbedingt. Auch die Kehrſeite zeigen, auf das Gift aufmerkſam machen, welches unter den Blumen der Unerfahrnen harren kann, würde ſie nicht für Gerechtigkeit, ſondern für Thorheit halten. Das entgegengeſetzte Extrem, das der bigotten, oder ſich doch bigott ſtellenden Ultras, welche Voltaire, Rouſſeau und ähnliche Schriftſteller unbedingt und in Maſſe in den Abgrund der Hölle verdammen, iſt noch ſchlimmer und verfehlt in Frankreich ſeine Wirkung um ſo mehr, weil es nicht nur zelotiſch, ſondern auch lächerlich erſcheint. Dieſes Lächerlichen ſcheinen ſich die Royaliſten der Hauptſtadt denn doch ein wenig zu ſchämen; auch fürchten ſie, für ihren Geſchmack ein ſchlechtes Zeugniß abzulegen, wenn ſie in Gemeinſchaft mit Pfaffen über einen ſolchen Koryphäen ihrer Literatur — der erſten in der Welt, nach ihrer Meinung — ſchonungslos den Stab brechen. Sie wollen daher, wie es uns ſcheint, einen Mittelweg einſchlagen und Voltaire, den gefeierten Schriftſteller, von Voltaire, dem Heros der Revolution, unterſcheiden. In dieſem Sinne deuten wir ein im Druck erſchienenes Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen Voltaire und Chenier (deſſen epitre à Voltaire einſt großes Aufſehn machte). Der Gedanke wäre für die Anſichten dieſer Partei nicht ganz übel, nur hätte ſeine Ausführung beſſer gerathen können, denn dieſe Form erfordert mimiſche Wahrheit, wenn ſie nicht ganz willkürlich und haltungslos erſcheinen ſoll. Hier nun hört man Voltaire folgendes ſagen:

*) So gibt es einen Voltaire de la petite propriété, einen Voltaire des chaumières und andere.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 192.

21. August 1822.

Ueber den Plan, der evangelischen Kirche in Baiern eine Presbyterial-Verfassung zu geben.

(Beschluß aus No. 191.)

Es war zu erwarten, daß der Plan, eine solche hierarchische Presbyterialverfassung einzuführen, großes Aufsehen erregen mußte. Der echte Geist des Protestantismus begann sich zu regen. Es erschienen mehrere Gegenschriften, denen es nicht von Seiten der Geistlichen an heftigen oder sanften, bittern oder bittersüßen Replikschriften u. s. w. fehlte. Unter den anti-presbyterialischen Brochüren zeichnen wir folgende drei aus:

1) Einige Worte über die den evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in Baiern bevorstehende Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit durch die projectirte Einführung der Presbyterial-Verfassung in ihren Kirchen. (Nürnberg 1822. 24 S. 8.)

2) Einige Worte über die Frage: In wiefern sind Presbyterien mit den Symbolen und der Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche vereinbar? (Ebendaselbst 1822. 32 S. 8.)

3) Beiträge zur Berichtigung der Ansichten über Kirchenvorstände und deren Einführung in den evangelisch-lutherischen Kirchen, desgleichen über Kirchen-Repräsentation und Synoden, in specieller Beziehung auf das Königr. Baiern. Von C. J. M. S. (Ebend. 1822. 46 S. 8.) *)

Nr. 1. behauptet, S. 6. daß die beiden von H. Lehmus aufgestellten Fundamentallehren der evangelischen Kirche nicht ausschließend als solche anzusehen seyen. Von der neuen Periode des Mysticismus hätten die protestantischen Theologen nur diese zwei Grundwahrheiten des Protestantismus gekannt: 1) Ein jeder ist in Glaubenssachen sein eigner Richter, und 2) die heilige Schrift ist die alleinige Quelle der daraus herzuleitenden Lehre. Ferner würde dadurch, daß man dem Presbyterium die Verpflichtung auflege, „darauf zu sehen, daß innerhalb seiner Amtssphäre alles christlich zugehe," eine inquisitionsmäßige Glaubens-Sittenpolizei begründet, die nur Scheinheilige und Heuchler heranziehe und Ausspäher und Angeber bilde, an sich aber der baierschen Verfassungs-Urkunde sowohl, als den Grundsätzen des protestantischen Kirchenrechts ganz entgegen sey. Jene habe nämlich in Gegenständen des Glaubens und Gewissens allen Zwang aufgehoben; **) und in dem Religions-Edicte stehe ausdrücklich, daß der große Kirchenbann, als ein hierarchisches Institut, bei den Protestanten schon längst abgekommen, u. s. w.

In Nr. 2. werden die Principien des projectirten Presbyterialwesens aus den symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche mit Anführung der Beweisstellen gründlich widerlegt. Diesen gemäß habe die evangelische Kirche das Princip der Trennung des Kirchenregiments von der Seelsorge auf eine für die Geistlichkeit und für die Kirche gleich wohlthätige Weise durchgeführt, und ohne die Zustimmung der Kirchengesellschaft könne die bisherige, auf vollkommener Gewissensfreiheit beruhende, Grundverfassung der Kirche nicht abgeändert werden.

Nr. 3. ist hauptsächlich gegen die von dem reformirten Consistorial-Rath Dr. Fuchs, Hauptprediger zu Ansbach, unter dem Titel: Die Einführung der Kirchen-Vorstände oder Presbyterien ꝛc. Nürnberg, 1822, herausgegebene Schrift gerichtet. Sie zeigt den Unterschied zwischen der freien evangelisch-lutherischen Kirche, welche ihre Zucht nur auf Abstellung des öffentlichen Aergernisses richte und den hierarchischen Ideen Calvin's, welcher mit den Presbyterien zugleich die Sittenrichterei oder das Institut der strengen Kirchenzucht und den Kirchenbann in die reformirte Kirche einführte. Sie beweist aus dem Kirchenrechte der Protestanten, daß die Rechte auf die Freiheit der religiösen Ueberzeugung unveräußerlich und mithin unübertragbar auf Andere seyen. Es könne demnach Repräsentanten der Denk- und Gewissensrechte gar nicht geben, noch könne den Kirchen-Vorständen das Recht der Kirchenzucht, der sittlichen Aufsicht über Personen, Familien, und das Recht, über die Glaubens- und Gewissensangelegenheiten der Kirchenmitglieder Beschlüsse zu fassen, übertragen werden. Insbesondre zeigt der Verf., und wie uns dünkt, aus sehr einleuchtenden Gründen, S. 32, daß die Presbyterien oder Kirchenvorstände, deren Amt eine vollziehende Behörde seyn soll, schon als solche an der Gesetzgebung keinen Antheil nehmen, folglich als Repräsentanten der Landeskirche zu den allgemeinen Synoden nicht gehören können. Etwas anderes ist es, wenn sie durch die Wahl der Kirchengemeinde zu Repräsentanten derselben ernannt werden. Auch nach der Kirchengeschichte sind Synoden und Presbyterien wesentlich verschieden. Diese bildeten nämlich ein Amt; die Synoden aber stellen sich nach ihrem geschichtlichen Begriff als feierliche Zusammenkünfte der Repräsentanten verschiedener christlicher Gemeinden dar, die zur Absicht hatten, das Wohl der Kirche gemeinschaftlich zu berathen und darüber Beschlüsse zu fassen. In der neueren Zeit verloren jedoch die Synodal-Beschlüsse in den evangelisch-lutherischen Kirchen jede constitutive Bedeutung. Auch im Königreiche Baiern haben, laut der Verordnung vom 8ten Sept. 1809, und des Anhangs zum Religions-Edict, die Diöcesan- oder Decanats-Synoden blos Handhabung der Kirchenverfassung in Aufsichtspflege über die Amtsführung der Geistlichen, gegenseitige Erweckung derselben zur zweckmäßigen Erfüllung ihrer Amtspflichten und gelehrte Uebungen zum Zweck, und den alle vier Jahre zu haltenden, allgemeinen Synoden kommt blos das Recht der Berathung über innere Kirchenangelegenheiten (also über Kirchengesetzgebungs-Gegenstände) zu *). Ihre Beschlüsse haben also nur die

*) Als Verf. der ersten und dritten Schrift wird der Appellationsrath Seyffert, und als Verf. der Schrift Nr. 2, der Regierungsrath Betzold genannt.

**) Gott will keinen gezwungenen Dienst haben, sagte Luther.

*) Diese allgemeine Synode wird am Sitze des Consistoriums,

entgegen ist. Die Unterzeichneten bekennen daher, daß sie zu denjenigen Gemeinden gehören, welche zur „richtigeren" Einsicht von der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der Einführung der Kirchenvorstände noch nicht gelangt sind, und — wie sie hinzu setzen — auch niemals dazu gelangen werden.

„Wir sind, heißt es in der Urkunde, alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Grundverfassung der evangelisch-lutherischen Kirche keiner Aenderung bedarf, weil sie einfach und würdevoll ist," und daß jede Einrichtung sie in Gefahr bringt, ganz unter zu gehen, „welche einem fremden Lehrbegriffe angehörig, auf sie übergetragen, ihre Grundpfeiler, Glaubens- und Gewissensfreiheit, durch Aufstellung eigner Sittenrichter untergraben, den innern Richter von äußerem Zwange abhängig machen, den geistlichen Obern einen Vorzug im religiösen und kirchlichen Wissen vor der Kirche selbst zugestehen und Wahrheit in Wort und That allmählich vernichten würde. Für eine solche Einrichtung aber erklären wir die presbyterianische Verfassung," ꝛc. ꝛc. Seitdem haben noch mehrere Gemeinden ihre christliche Freiheit gegen die beabsichtigte geistliche Herrschaft zu wahren gesucht. Einen großen Eindruck auf Gebildete und Ungebildete hat insbesondre noch eine kleine Schrift gemacht, welche bald nach jenen Protestationen unter dem Titel erschien:

Worte des Dr. Martin Luther über christliche Freiheit, sittliche Zucht und Werkheiligkeit. Nürnberg, 1822. S. 20, 8.

Allerdings gebührte dem großen Helden der Geistes- und Gewissensfreiheit auch eine Stimme in dieser Angelegenheit; da es ja des ehrwürdigen Luther Kirche ist, in welche man das fremdartige Institut der Presbyterien einzuführen sich bemüht!

Der Verf. bestimmt den Begriff der christlichen oder evangelischen Freiheit, welche "Luther und seine Mitkämpfer einer erzürnten Welt abgerungen haben," und welche gleichwohl von den Geistlichen bei einer so hochwichtigen kirchlichen Sache, wie die Presbyterialangelegenheit, ganz und gar unbeachtet gelassen worden ist, mit folgenden Worten eben so treffend als bündig.

„Uns in Sachen des Glaubens, des Gewissens und der Sittlichkeit von der Knechtschaft des äußern Gesetzes, von dem Zwange menschlicher Satzungen, von den Banden des Formendienstes und äußerlicher Kirchenordnungen, von dem starren Tode der Werkheiligkeit und von den Sünden der Scheinheiligkeit zu befreien, uns jene christliche oder evangelische Freiheit zu gewinnen, welche über das Heilige keinen andern Gesetzgeber erkennt, als Christus, kein anderes Gesetz, als das Evangelium, keinen andern Antrieb zu dessen Befolgung, als den innern freien Glauben, keinen andern Richter, als hier das Gewissen und jenseits das Weltgericht: dieses, und vor allem dieses ist es, wofür Luther's große Seele gearbeitet, was er seiner Zeit in Donnerworten gepredigt und in seinen Werken als Erbtheil auch uns hinterlassen hat.

Und wie spricht Luther, in dessen Kirche jetzt äußere Sittenzucht und Kirchenzwang eingeführt werden sollen, über diesen Gegenstand? Wir heben nur eine Stelle aus unter mehreren, die der Verf. aus seinen Werken zusammengestellt hat.

„Wenn der Papst, sagt Luther (und dies gilt von jedem, der gleiches Papstrecht haben will, er heiße Pfarrer, Aeltester oder Presbyter), gebeut zu beichten, Sakrament empfahen — und alle andre seine Gebote, und will darauf dringen, man müsse es thun aus Gehorsam der Kirchen, so soll man nur frisch mit Füßen drein treten, und eben darum das Widerspiel thun, daß (weil) ers geboten hat, auf daß die Freiheit bleibe. Wenn ers aber nicht geböte, so sollte man ihm zu willen das halten mit denen, die es hielten, und wiederum lassen mit denen, die es ließen. Denn aus solcher Freiheit es halten, schadet nichts, weder am Glauben, noch am Evangelio. Aber aus Noth und Gehorsam halten, vertilgt Glauben und Evangelium."

Diese und ähnliche Worte sind gewiß im Baierlande auf keinen dürren Boden gefallen. Denn die öffentliche Meinung daselbst hat sich bis jetzt so allgemein gegen die Presbyterial-Kirchenzucht erklärt, daß es nicht einmal den Freunden dieses Systems gelang, Gegen-Adressen zusammen zu bringen, was denn eine offenbare Kirchenspaltung und wahrscheinlich unruhige Volksbewegungen zur Folge haben könnte. Sie haben aber, so viel uns bekannt ist, bis jetzt, selbst von dem gemeinen Pöbel, keine Unterschriften bekommen.

Wie es heißt, werden die Acten über die ganze Angelegenheit gesammelt, gedruckt und mit einer besondern Einleitung begleitet, dem großen Publicum mitgetheilt werden. Und diese Oeffentlichkeit verdient die Sache; denn die ganze Begebenheit ist in jeder Beziehung eine höchst merkwürdige und nicht unerfreuliche Erscheinung unserer Zeit.

Auch auf die eifrigen Anhänger des Papalsystems hat sie großen Eindruck gemacht. „Die Päpstler, sagt ein geistvoller Beobachter, nehmen an der ganzen Begebenheit ein großes Aergerniß, sie glauben, dieser Aufstand gegen die Anordnungen einer protestantischen geistlichen Behörde sey für sie selbst ein böses, gefährliches Beispiel. Und allerdings haben besonders sie Ursache, die Macht des protestantischen Geistes, welche sich so laut und allgemein im ganzen Volke der Protestanten ausgesprochen hat, zu scheuen und zu fürchten. Mit einer in den Banden des Presbyterianismus festgehaltenen protestantischen Kirche, die zu protestiren aufgehört hätte, würden die Jesuiten längst leicht fertig geworden seyn; nicht aber mit diesem lebendigen, kräftigen Geiste, der jetzt in einem großen Theile der protestantischen Kirchengesellschaft wieder wach geworden ist."

Wir glauben, daß auch hier, wie überall, durch Kraft und Gegenkraft, aus Druck und Widerstand der Meinung und der Rede, das Gold der Wahrheit von den Schlacken gereinigt, zum Vorschein kommen, und daß durch die freie Macht des lebendigen Worts der Lehre und des Unterrichts, das des evangelischen Glaubens und Lebens heller angezündet werden wird, als durch den Flammeneifer eines Calvin's, der einst den anders denkenden Servet unerbittlich dem Feuer überantwortete! 26.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.

(Beschluß aus No. 191.)

Im sechsten Bande befinden sich fünf Erzählungen und Abhandlungen.

Der Besuch im Irrenhause ist kein unwichtiger Beitrag zur Seelenkunde und wird dem Arzt, der die Behandlung von Gemüthskranken sich zum Studium machte, gewiß von Interesse seyn. Ein Knabe, vor der Geburt schon von seinen Aeltern gehaßt, wird in seiner Entwickelung gehemmt, er verkrüppelt moralisch, ungünstige Umstände treten hinzu, des Vaters Lieblosigkeit, der Mutter zwar weichere Behandlung, die jedoch ihm als Barmherzigkeit nicht als Liebe bemerkbar wird, der Lehrer pedantische Härte, Geringschätzung von allen Seiten rauben dem armen Karl jedes Fünkchen von Selbstvertrauen, er wird beinahe wofür ihn die Andern halten, blödsinnig. Er hat nur noch Verachtung, nicht einmal mehr Mitleid mit sich. Wer könnte ohne tiefe Rührung, ohne Thränen von der Umwandlung lesen, die nach dem ersten Genuß des heiligen Abendmahls in ihm vorgeht? — Aber er wird misverstanden, verschüchtert, die Säfte, die zu erfreulichem Wachsthum herausquollen, werden gewaltsam in das Innere zurückgedrängt, wo sie durch Uebersüllung schaden. Die Neigung zu einem sanften Mädchen und zur Musik erwacht, die eine wird unterdrückt, die andere nicht gefördert, und so die letzten Mittel, ihn moralisch zu erheben und zu kräftigen, unbeachtet gelassen. Auch sein religiöses Gefühl erhält keine Richtung, und doch bleibt es

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 193.

22. August 1822.

Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpuncte der Politik betrachtet von Dr. H. G. Tzschirner, Prof. der Theologie und Superintendent in Leipzig. Leipzig 1822. VI. 144 S. 8.

„Einen schlechten Dienst leisten diejenigen der Welt, welche durch ihre erlogenen Anklagen die Regierungen mit Mistrauen und durch ihre thörigten Rathschläge mit Besorgniß die Völker erfüllen; denn Vertrauen heißt das Band, welches fester als jedes andere, wie das Haus, so auch den Staat zusammenhält." So erklärt sich der Verf. in dem Vorworte zu dieser Schrift, welche als die Stimme seiner Kirche, erhoben zur Abwehr einer grundlosen Anklage, die Aufmerksamkeit jedes Unbefangenen, insbesondre die des denkenden Staatsmannes, in vollem Maaße verdient. Herr von Haller und andere Genossen seiner Partei haben die protestantische Kirche eine Pflanzschule des revolutionairen Geistes genannt. Diese ungeheure Beschuldigung ist bisher nur gelegentlich widerlegt worden; allein sie wird in Frankreich und in Deutschland, um den Protestantismus den Regierungen verdächtig zu machen, und ihnen dagegen den Katholicismus als das sicherste Mittel zur Dämpfung jenes Geistes zu empfehlen, so geflissentlich verbreitet, daß sie nach dem bekannten: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, auf Leute, die durch das geschwärzte Glas der Leidenschaft, des Vorurtheils und des Argwohns den hellen Tag nicht sehen, und denen die Geschichte ein verschlossenes Buch ist, zuletzt doch einigen Eindruck machen muß, wie sie ihn denn hier und da schon gemacht hat. Darum fordert jene schwere Anklage eine erschöpfende Beantwortung. Dieser hat sich hier einer der ersten Theologen und Prediger des protestantischen Deutschlands unterzogen mit aller der Kraft, welche das Bewußtseyn der Unschuld gibt, und mit einer Gründlichkeit, wie sie nur aus der klaren Tiefe echter Wissenschaft, aus Philosophie und Geschichte hervorgeht. „Unbekümmert, ob meine Rede gefalle oder misfalle, will ich jederzeit aussprechen frei und offen, wie's dem Manne ziemt und dem Mitgliede der freien Kirche, was ich als wahr und recht erkenne, will es vertheidigen und geltend machen in Wort und Schrift, wie und wo ich's vermag, und nie, ob auch mancher ihr untreu würde, will ich die Sache des Lichts und der Freiheit verlassen." So denkt und so handelt der Mann, den seine ausgezeichnete Stellung im Leben und in der Wissenschaft vor vielen zu dieser den Protestanten abgedrungenen Vertheidigung berufen hat.

Doch es vertraue Niemand unserm Urtheile, auch nicht der eigenen vorgefaßten Meinung, die sich schon für den Verf., als er den Uebertritt des Herrn von Haller zur katholischen Kirche beleuchtete, (Leipz. 1821) mit hoher Achtung ausgesprochen hat. Der Protestant verlangt nichts als freie Prüfung seines Geistes und parteilose Erwägung aller offenkundigen Thatsachen. Der selbstdenkende Katholik aber wird hier nicht leidenschaftliche Ausfälle oder gehässige Gegenanklagen finden (vergl. S. 80 ff.); ja er wird, wenn er nicht entschiedener Anhänger des absoluten Papalsystems ist, auch als katholischer Christ, dieser Vertheidigung der protestantischen Kirche, als vollkommen übereinstimmend mit der bürgerlichen Ordnung der monarchischen Staatsform, seinen Beifall nicht versagen.

Zuerst bestimmt der Verf. den Streitpunct und zeigt das Gefährliche, was die Behauptungen der neuesten Lobredner der Hierarchie und der absoluten Gewalt, wenn sie Eingang fänden, haben würden. Denn auch der Wahn kann, wenn er in der Zeit eine Stütze findet, in viele Gemüther eindringen, und, ob er gleich den Gang der Weltgeschichte nicht zu verändern vermag, doch in einzelnen Fällen störend und verwirrend einwirken, indem er Mistrauen erregt und schädliche Maßregeln veranlaßt. „Auch das Unbedenkliche wird von der Partei, welche die allerdings durch traurige Erfahrungen gerechtfertigte, aber auch durch leere Vorspiegelungen genährte, allgemein herrschende Besorgniß vor revolutionairen Bewegungen bis zur ängstlichen Furcht steigern möchte, um ihren Rath recht gewichtig und ihre Dienste unentbehrlich zu machen, für bedenklich erklärt, so daß jetzt selbst die menschliche und christliche Theilnahme an dem Schicksale der Griechen als ein Anzeichen revolutionairer Gesinnung gelten soll." — Hierauf entwickelt er die Gründe der Gegner, warum der Protestantismus der Ruhe der Staaten gefährlich und der Katholicismus vornämlich den Machthabern zu empfehlen sey. Auf die dagegen sprechende Thatsache aber, daß alle jüngst von Revolutionen bewegte Länder, katholische Länder waren, gründet er keineswegs die entgegengesetzte Anklage, daß der Katholicismus zu Revolutionen führe; denn diese „Erscheinungen der Zeit zeugen nicht von einer revolutionairen Tendenz der katholischen Kirche, sondern nur von ihrer Kraftlosigkeit."

Die Hauptfrage: ob im Protestantismus der Keim

des revolutionairen Geistes liege, oder ob er die Staaten nicht so kräftig als der Katholicismus stützen und halten könne? wird gründlich erörtert und aus dem Begriffe der Revolution gezeigt, daß die Reformation keine Revolution gewesen sey, weil es bei ihr auf die Umgestaltung des Verhältnisses einer Regierung zu dem Volke gar nicht abgesehen war; denn Luther und Zwingli wollten nichts als die freie Predigt des göttlichen Wortes und die Abstellung der im Kirchenwesen entstandenen Misbräuche; sodann wurde sie nicht durch Volksgewalt und Demagogen erzwungen, sondern von den Regierungen selbst eingeführt. Auch als eine kirchliche Revolution kann sie nicht angesehen werden, weil sie aus einer neuen Ansicht von der Kirche und der christlichen Lehre hervorging, und will man jede ins Leben eintretende Veränderung der öffentlichen Meinung eine Revolution nennen, so ist die Einführung des Christenthums selbst eine Revolution gewesen. Daß aber der Protestantismus durch seine kirchliche Freiheit überhaupt zur Selbständigkeit im Urtheile und zu der Freiheitsliebe führe, welche jedem willkürlichen Zwange widerstrebt, wird von dem Verf. nicht geleugnet. „Wie aber, ist denn die Selbständigkeit des Urtheils mit dem Gehorsam gegen die Regierung und die Freiheitsliebe mit der Achtung gesetzlicher Ordnung unvereinbar? Darf ein Regent wünschen, daß sein Volk nur darum gehorche, weil er gebietet, nicht darum, weil es in dem Gesetze das Recht erkennt und das Heil des Staats? Und sollte wirklich der Staat fester stehn, wo man dem Gesetze sich fügt, weil man zu gehorchen gewohnt ist, als der, wo man gehorcht, weil man der Weisheit und der Gerechtigkeit der Regierung vertraut?" Der Protestantismus befördert das geistige Leben; wer aber dieses mit jenem zugleich unterdrücken und darin die Sicherheit der Staaten finden will, der erklärt, daß er den Fürsten despotische Gesinnungen zutraue; der ist ein Feind der Fürsten und der Völker. —

Allerdings entbehrt der Protestantismus mehrerer, im Katholicismus gegebenen Mittel, die öffentliche Meinung zu zügeln; allein „das, wodurch die Kirche am kräftigsten, auch auf die aufgeklärtesten Völker und ohne durch widerrechtlichen Zwang unverletzliche Rechte zu verletzen, wirken kann, die heilsame Lehre des Evangeliums ist auch in ihm und zwar reiner und vollkommener vorhanden," wenn nur das Volk den Unterricht fassen und ein durch Wissenschaft gebildeter Lehrstand ihn ertheilen kann. Die Würdigung des jetzigen Einflusses des Katholicismus und seine Wichtigkeit für das Bestehen der Staaten, verglichen mit der, die er im Mittelalter hatte, S. 31 ff. verdient von jedem Leser reiflich erwogen zu werden. „Von dem, was der Katholicismus im Mittelalter geleistet hat, kann nicht auf seine Angemessenheit zu den Bedürfnissen der Staaten dieser Zeit geschlossen werden. Das Mittelalter ist vergangen. — Was gegenwärtig der Katholicismus den Staaten leisten kann, das leistet er ihm als Christenthum, aber nicht mehr als Katholicismus; denn alles, wodurch er vormals als solcher wirkte, hat für das Geschlecht dieser Zeit seine Kraft und Bedeutung verloren." Das Alter der Tradition ist nicht mehr ehrwürdig, weil man jetzt bei allen Dingen nach dem Warum fragt; das Priesterthum des Katholicismus hat mit dem Wunderglauben seine hauptsächlichste Stütze verloren, und die darauf gegründete Hierarchie ihr Ansehen und ihre Macht; darum neigen sich die Kronen der Könige nicht mehr wie sonst vor der Tiare. Der Katholicismus kann daher weder das theokratische Princip, daß die Fürsten Gottes Statthalter und absolute Herrscher seyen, noch das monarchische unterstützen. Hat er sich doch selbst mit der republicanischen Verfassung mehrmals beseelet! S. 48. Uebrigens zeigt der gegenwärtige Zeitgeist der Völker (von spanischen Descamisados kann hier nicht die Rede seyn) keine Vorliebe für die Republiken.

„Aber eben darum, — sagen die Restauratoren des Mittelalters, — weil der Katholicismus als solcher jetzt in Europa seine Kraft und Bedeutung verloren hat, muß man ihm seinen vorigen Glanz und seine vorige Kraft widergeben, seine Institute herstellen, den Protestantismus niederdrücken u. s. w." Der Verf. zeigt das Verderbliche und Thörichte eines solchen Plans so klar und bündig, daß wir den Gegenbeweis wohl sehen möchten. Seine Gründe sind geschöpft aus dem Wesen der Sache; aus den Resultaten der Welt- und Kirchengeschichte, welche kein Sophist abstreiten, kein Mystiker verhüllen kann. Verfolgung und Gewalt können das Mittelalter nicht aus seinem Grabe erwecken. Ein solcher Plan der Restauration würde endigen in Kampf und Zerrüttung. „Verderblich ist das System der Verfinsterung; denn die geistigen Nebel kehren als Kriegsgewitter und Blutgüsse zurück." —

Dagegen widerstreben selbst katholische Regierungen und Völker, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, beharrlich dem Geiste der Hierarchie. Vergebens fordert von ihnen der Katholicismus die verlornen Stützen seiner Macht zurück; vergebens stellt er sich in seiner starren Unbeweglichkeit jeder, von der Zeit noch so gebieterisch geforderten Neuerung entgegen. Er erzeugt dadurch nur um so heftigere Reibungen, und zeitgemäße Verbesserungen überwältigen zuletzt dennoch seinen Widerstand. Dieser Gährungsstoff nun ist in den protestantischen Ländern nicht vorhanden; daher herrscht hier bei geräuschloser Entwickelung und gesetzlicher Fortbildung größere Ruhe, als in den Ländern der Hierarchie, wo der zum Stillstehn gebrachte Strom des Staatenlebens Eis oder Sumpf wird, wenn er nicht den unnatürlichen Damm zerreißt. Auch die Opposition des Unglaubens und des Atheismus und die zerstörende Gewalt des Sittenverfalls und der Unwissenheit haben in der protestantischen Welt die Kirche nicht, wie in mehreren katholischen Ländern, mit einem großen Theile des Volks entzweit; denn da die Lehre und Lehrweise der evangelischen Kirche klarer, geistvoller und lebendiger ist, so kann sie in dieser Zeit, wo die Völker nicht mehr Kinder am

Gängelbande sind, kräftiger als die katholische auf die Denkart und die Sitten der Völker einwirken (S. 73). Eben so beachtungswerth ist das, was der Verf. über den religiösen Fanatismus sagt, zu welchem im Katholicismus eine weit nähere Veranlassung liegt als in dem Protestantismus, weil jener mehr die Anregung des Gefühls bezweckt, als die Aufklärung des Verstandes. Hier kommt auch ein gewichtiges Wort über Sand vor. — Noch erklärt er sich über den Erweiterungstrieb des Katholicismus, und wie dadurch die protestantische Kirche selbst unter protestantischen Regierungen beeinträchtigt wird, z. B. bei Eingehung gemischter Ehen durch das Abdringen des Versprechens, alle Kinder in der katholischen Confession zu erziehen. Doch nicht die katholische Kirche will der Verf. beschränkt wissen, sondern nur die Anmaßungen des Pontificats und des Papalsystems (S. 80); darum verlangt er am Schlusse seiner gedankenreichen, lichtvollen Schrift, für die protestantische Kirche von den Regierungen nichts als Schutz gegen Beeinträchtigungen, ungestörte Freiheit in der Entwickelung ihrer Lehre und Verfassung, und die ihr unentbehrliche Unterstützung ihrer Anstalten. — In einer Nachschrift findet der Leser gehaltvolle Bemerkungen über einige auffallende Stellen in der päpstlichen Note vom 10. Aug. 1819, welche die Ansichten Sr. Heiligkeit über die Erklärung der vereinten protestantischen Fürsten und Staaten des deutschen Bundes enthält. Der Verf. commentirt das bekannte Wort: Romo ne recule pas. Jene Stellen betreffen nämlich: 1) die Einrichtungen der Seminarien nach Vorschrift des Concilium zu Trident; 2) die Behauptung des Papstes, daß die katholische Religion alle ihre Dogmen als fundamentell betrachtet; 3) die Begünstigung der Sprößlinge adeliger und doch wohlhabender Familien bei der Bischofswahl, auch wenn sie nicht acht Jahre lang die Seelsorge oder das Amt eines Lehrers ausgeübt haben; 4) die Verwerfung des Vorschlags, daß an den Bischofswahlen neben den Capiteln auch die Pfarrer der Diöcese Antheil nehmen sollen; 5) das Verhältniß des anzustellenden Erzbischofs zu dem Landesfürsten. Der Papst will nämlich dem Erzbischof die möglichste Freiheit sichern und verhüten, daß er nicht versprechen müsse (was von den vereinigten Fürsten und Staaten verlangt worden war), nichts zu unternehmen, was auf irgend eine Weise den Rechten der Fürsten und der Bischöfe zum Nachtheile gereichen könnte, weil ein solches Versprechen das Gewissen der Erzbischöfe in Verlegenheit setzen müsse und ihre Würde beleidige, indem schon die Ausdehnung, welche einige Publicisten den Rechten des Fürsten circa sacra gegeben haben, mit den erzbischöflichen Pflichten streite. Der Verf. gibt dem Papste zu, daß allerdings die jura principum circa sacra von vielen Publicisten zu weit ausgedehnt worden sind; die Kirche dürfe nicht zu einer bloßen Polizeianstalt erniedrigt werden; allein es würde offenbar eine hierarchische Anmaßung seyn, wenn der Papst seinerseits den protestantischen Fürsten alle jura circa sacra in Beziehung auf die katholische Kirche absprechen wollte. „Sie haben das Recht, Kenntniß zu nehmen von dem Dogma der Kirche, damit nichts den Staatszweck Hinderndes gelehrt werde, das Recht der Oberaufsicht über das Kirchengut, das Recht die Diener der Kirche, welche die Gesetze des Staats übertreten, zu bestrafen, und das Recht durch Zwangsmittel zu verhüten, daß nicht eine Kirche die andere beeinträchtige." — Endlich prüft der Verf. 6) die Erklärung des Papstes, daß die Akatholiken des Patronatrechtes nicht theilhaftig seyn könnten, weshalb der Antrag der protestantischen Fürsten, daß aus den drei vom Capitel und den Pfarrer zum Bischofe in Vorschlag gebrachten Candidaten, der Landesherr einen auswählen und diesen nach Rom präsentiren solle, unstatthaft sey; Se. Heiligkeit werde aus den drei neuen Subjecten den neuen Bischof auswählen, jedoch dabei, mit Beobachtung der ihm obliegenden Pflichten, alle Rücksicht auf die Wünsche des Souverains nehmen.

Die vier Artikel, welche der Verf. S. 128 als die Bedingungen jeder Verhandlung mit dem Papste festgestellt zu sehen wünscht, mögen die damit beauftragten Staatsmänner prüfen. Sie sind freilich von der Art, daß auf ihre Grundlage kein Concordat zu Stande kommen wird; allein „die katholische Kirche kann ja ohne Rom bestehen." „Ein Schatten ohne Kraft und Leben ist Rom, ein Gespenst, welches nur da noch umgeht, wo es dunkel ist."

Dies ist der Hauptinhalt einer Schrift über die Kirchen-Staatskunst, welche von jedem Staatsmann der einen wie der andern Confession, aufmerksam gelesen zu werden verdient. Sie hat bleibenden Werth, und die verrosteten Waffen der päpstlichen Curialisten möchten schwerlich in publicistischer Hinsicht den Sieg der Ueberzeugung ihr streitig machen. Darum war es Pflicht, bei ihr so lange zu verweilen; dessenungeachtet hat der Raum dieser Blätter nicht gestattet, die ganze Ideenreihe des Verfs. vollständig wieder zu geben. *) Wir heben nur noch eine Stelle aus, die den Geist und den Ton seiner Schrift näher bezeichne.

„In dieser Zeit, heißt es S. 43, bedarf es zur Aufrechthaltung rechtmäßiger Herrschaft des auf die Hierarchie gegründeten theokratischen Princips nicht mehr, und wer hieran zweifelt, den lade ich hiermit ein, in mein Vaterland zu kommen, daß er sich eines Bessern belehre. Seit dreihundert Jahren gibt es in Sachsen keine Hierarchie mehr; ein in seiner großen Mehrzahl protestantisches Volk kann in der königlichen Gewalt nicht das Gegenbild der geistlichen finden, noch durch Hierarchen, die es nicht hat und anerkennt, zum bürgerlichen Gehorsam angeführt werden. Auch betrachten wir den König eben so wenig als den Bischof in Rom, als einen Stellvertreter und Statthalter Gottes auf Erden, und in den Worten, mit welchen er seine Gesetze uns kund zu machen pflegt: Wir Friedrich August von Gottes Gnaden, König von Sachsen, finden wir nur den Ausdruck der dem religiösen Fürsten ziemenden Gesinnung, vermöge welcher ihm sein königliches Amt als ein göttlicher Beruf gilt. Ueberdem verschmäht der König nicht, sein Volk zu hören, theilt die Entwürfe der Gesetze, welche ausgehen sollen, den versammelten Ständen mit und vernimmt ihre Meinung, achtet die bestehende Verfassung, und würde sie, wenn er sie ändern wollte, nur mit Zustimmung der Stände ändern. Dennoch, obgleich bei uns die königliche Gewalt nicht durch das auf die Hierarchie gegründete, theokratische Princip gestützt wird, steht des Königs Thron so fest als in irgend einem Lande, keine Spur von Empörungsgeist und selbst von Widersetzlichkeit wird in unserm Volke gefunden, willig gehorchen wir alle dem Könige, und würden ihm, auch wenn er nicht durch seine persönlichen Eigenschaften und durch seine lange Regierung unser unbedingtes Vertrauen erworben hätte, dennoch gehorchen, weil er unser König ist, und wir einsehen, daß jedes Volk einer Regierung bedarf und ohne Gehorsam keine gesetzliche Ordnung bestehen kann. Wie es nun bei uns ist, so ists auch in andern Ländern, wo längst mit dem Untergange der Hierarchie das theokratische Princip erloschen ist, und da nun in solchen Ländern, wo die Hierarchie fortbestand, dennoch Umwälzungen erfolgt sind, so glaube ich hieraus die Folgerung ziehen zu dürfen, daß weder die Entbehrung dieses Princips ein Verlust, noch seine Empfehlung durch den Katholicismus ein Gewinn für die Staaten dieser

*) Auf den letzten Seiten antwortet der Verf. den Hrn. Räß und Weis in Mainz, welche in ihren Bemerkungen über die Krugsche Prüfung des von Hallerschen Sendschreibens, den Beweis führen zu müssen geglaubt haben, daß Luther ein Erzjacobiner und Carbonaro gewesen. Auch prüft er ihre Lehre von der alleinseligmachenden Kirche, welche sie mit den liberalen Ansichten der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen versucht haben. — Eine kraftvolle Apostrophe weist das „hochmüthige Wort" zurück von dem Eingang in das Gotteshaus der christlichen Liebe und des Allerbarmers im Himmel. A. d. Referenten.

Zeit seyn könne. Wer an einen zerbrochenen Pfeiler sich lehnt, steht nicht fester, als wer ohne solche Stütze sich hält."

Wir bitten schließlich Alle, welche die entschlummerte Concordia mit Andacht gelesen haben, auch diese geisteskräftige Schrift ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. 26.

Miscellen aus Kopenhagen.

Juli 1822.

Um die von einer Gesellschaft Kunstfreunde ausgesetzten Prämien für Handzeichnungen oder Entwürfe zu Gemälden, Basreliefs und Statüen aus der nordischen Mythologie haben 21 Künstler concurrirt. Unter diesem erhielt der als historischer Maler schon rühmlich bekannte Professor J. L. Lund (Lünd) eine Prämie von 50 Species (oder 100 Rthlr. dänische Silbermünze) für eine Handzeichnung, Mimer und Baldur vorstellend nebst den Nornen, deren Wahrsagungen sie erforschen. — Dem in Rom unter Thorwaldsen arbeitenden dänischen Bildhauer Freund sind zwei Prämien zugetheilt worden (50 Species und 25 Species); für eine Handzeichnung zu einen Basrelief (in der Mitte die drei Nornen; zur Rechten Mimer und Baldur einhertretend, und zur linken die drei Walkyren, welche den Befehl der Nornen erwarten): und für zwölf Entwürfe zu Statüen und Gruppen, deren drei Odin und eben so viele Thor, zwei Loke, die übrigen Idunna, Bragi, Freia mit Hnos und Siofna vorstellen. — Ein skizzirtes Oelgemälde (Wola zeigt sich dem Kriegsgotte Thor nach der Niederlage der Jetten — Riesen) von dem dänischen Maler Koop, jetzt in Rom, wurde mit einer Prämie von 30 Species belohnt, und derselbe erhielt auch für eine ähnliche Skizze 25 Species. —

Die Preßsachen haben in den letzten Jahren in Schweden und Norwegen sehr zugenommen. Einige Zeitschriften in Schweden sind durchaus verboten und die Herausgeber in Geldbuße oder härtere Strafen verurtheilt. In Norwegen wurde der Buchhändler Hjelm in zwei Instanzen zu lebenswieriger Verbannung aus dem Vaterlande schuldig erkannt. Das Urtheil in letzter Instanz kennen wir noch nicht. Sein Vergehen waren einige in das von ihm herausgegebene „Norwegische Nationalblatt" eingerückte Beleidigungen gegen den Amtmann Falsen, welche die (bürgerliche) Ehre desselben, wie es scheint sehr unverschuldet, angriffen, und auch die der Regierung, wo wir nicht irren, nicht unangefochten ließen.

Eine hiesige Zeitung enthält folgende „Erklärung:" „Der Hr. Professor Kruse (Verfasser Ezzelino's und mehrerer Schauspiele) hat sich in einer Vorrede zum 3ten Theil seiner „Dramatischen Werke" über die Weise beschwert, auf welche man bisher aus Kopenhagen in fremden Blättern von der Aufnahme seiner Schauspiele auf der Bühne berichtet hat. Wenn dieses die im Morgenblatt für gebildete Stände ertheilten Nachrichten beziehen sollte, so muß bemerkt werden, daß Professor Kruse sich sehr irrt, wenn er den Correspondenten, wie es scheint, für einen Nebenbuhler hält, der seinem Eigendünkel und Eigenlob den guten Ruf jener Schauspiele aufgeopfert hat. Der Referent im Morgenblatt schrieb nie für das Theater, und ist überhaupt in Hinsicht dieser Schriftstellerei völlig mit Horaz einverstanden: Valeat res ludicra, si me Palma negata macrum, donata reducit opimum." —

Die Fluth der Tagesblätter dieser Stadt will nie aufhören. Man verkündet uns schon wieder ein neues, oder es kündigt sich eigentlich bereits selbst an durch zwei Nummern, die jetzt erschienen sind. Es ist dies ein Freund der Sprache und der Literatur, welcher die mühsame undankbare Arbeit auf sich nehmen will, die (vielen und großen) Sünden verschiedner Verfasser gegen die Sprache zu rügen, und dies zu seinem alleinigen Zweck macht! Welche Unterstützung darf aber dieser Freund wohl erwarten? Die Verfasser, deren Sprache gereinigt wird, werden sich doch schwerlich bequemen den Reinigungslohn zu bezahlen, und wer wird es wohl sonst thun, oder welcher andre Leser hält wohl aus, wöchentlich einen ganzen Bogen von bloßen Sprachfehlern zu verdauen? 59.

Auszug eines Schreibens aus Neapel.

(Aus dem Paris Monthly Review.)

1sten Juni 1822.

Sie wünschen, ich soll Ihnen literarische Neuigkeiten schreiben, allein wie kann es deren hier geben, da sogar die Bemerkungen eines Mönchs Tadbei, die gewiß eben so politisch orthodox sind, als das Quarterly Review, mit üblem Auge angesehen werden? Alle Buchhändler der Lombardei befinden sich in einem üblen Zustande; wollen Sie die Ursache davon wissen? weil sie nicht länger ihre Auflagen in Neapel absetzen können, das kurz zuvor zwei Drittel aller in Mailand gedruckten Bücher abnahm, besonders der von philosophischem Inhalte, einem Fache, wofür man in unserm heißen Clima eine brennende Vorliebe hat. Unser J. B. Vico *) aus dem letzten Jahrhundert war ein Mann von außerordentlichen Geistesfähigkeiten, die man allgemeiner anerkannt haben würde, wenn er sich nicht unglücklicherweise (!) in die platonische Philosophie verloren hätte, weshalb er auch im übrigen Europa wenig bekannt wurde. Man sieht hier besonders die Werke eines mailändischen Weltweisen, des Melchior Gioja noch, welchem es gelungen ist, seinen Landsleuten die Schriften Smith's, Say's und sogar Bentham's sehr faßlich und deutlich zu machen. Sein Werk über Verdienst und Belehrung hat großen Beifall gefunden; er hat auch eine vernünftige philosophische Behandlung über Höflichkeit, unter dem Titel: „Il nuovo galateo" geschrieben. Ein unglücklicher Gelehrter hat hier so eben ein Leben des, unter dem Namen il Sassone bekannten deutschen Tonkünstlers (Hasse) vollendet. Können Sie wohl glauben, daß die Censur ihm nicht hat erlauben wollen, dieses Buch, das wirklich nichts weiter ist als eine Geschichte der Musik während des 18ten Jahrhunderts, drucken zu lassen? Der Verf. sucht es nun in Florenz oder in Mailand herauszugeben. Man muß hoffen, daß der neue Minister Medici allen solchen Ungereimtheiten ein Ende machen wird. Wir leben alle hier in der Erwartung der Mad. Mainvielle Fodor. Wenn sie nur im Tone singt, so kann sie auf den lebhaftesten Beifall rechnen; denn was guten weiblichen Gesang betrifft, so sind wir in der That sehr lüstern darnach, zumal da wir seit 1816 der Madame Colbran-Rossini zugehört haben, die sieben mal unter zehn mal falsch sang; da sie aber unter dem Schutze Barbaglia's stand, welcher der Gunst des Königs genießt, so haben wir unsern Unmuth verbeißen müssen; manchmal hätten wir ein Ohr (und dieses ist uns doch sehr lieb) hingeben mögen gegen ein tüchtiges Pfeifen. Mad. Mainvielle Fodor wird zuerst in Caraffa's Elisabeta auftreten; es befindet sich in dieser Oper ein vortreffliches Duett zwischen der hehren Königin Elisabeth und der rührenden Maria Stuart. Wollte Gott, Mad. Fodor wäre schon angekommen; denn wir vergehen vor Langeweile, wir befinden uns in einem Zustande von moralischer Paralysis. Sogar die Musik, unsre herrschende Leidenschaft, ist, wie ich fürchte, im Verfall. Zingarelli, der jetzt musikalischer Dictator hier ist, beschäftigt sich nur mit seiner wüthenden Eifersucht auf Rossini. (Mad. Mainvielle Fodor ist seitdem zu Neapel aufgetreten und hat den rauschendsten Beifall erhalten.)

*) Der berühmte Rechtsphilosoph, dessen „Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker" in einer meisterhaften deutschen Uebersetzung, von Prof. Weber in Wetzlar (und mit den sachreichsten Anmerkungen bereichert), vor wenigen Wochen im Verlage des Herausgebers dieser Blätter erschienen sind. (Preis derselben 4 Thlr.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 194.

23. August 1822.

Die Brüdergemeine und ihr Jubelfest in Herrnhut.

Die Entstehung und das Wachsthum der Brüdergemeine — dieses merkwürdigen Ergebnisses jener Stimmung, die ein edles Gemüth *) zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch seine „frommen Wünsche" erweckt hatte, — gehört zu den folgenreichsten Ereignissen des achtzehnten Jahrhunderts. Mögen auch die Methodisten, welche fast gleichzeitig und ungefähr durch gleiche äußere, in dem Zustande der Kirchengemeine, worin sie sich bildeten, gegründete Veranlassungen entstanden, in demselben Zeitraume eine größere Anzahl von Bekennern gewonnen haben, so ist doch, wenn man auf die innere Einrichtung sieht, Zinzendorf's Anstalt ein, durch vielfache Bande weit inniger verknüpftes Ganzes, und durch ihre weit verbreitete Wirksamkeit, durch Missionen und Bildungsanstalten, ohne Vergleich wichtiger, als Wesley's Stiftung, die nur eine, auf Erbauung und Religionsübung gerichtete Verbindung ist. Es waren am 17. Junius hundert Jahre, als der unbedeutende Grund zu Zinzendorf's Werke gelegt wurde, und obgleich die eigentliche Begründung der Gemeine, als einer für sich bestehenden religiösen Verbindung, erst ins J. 1727 fiel, so wurde doch zweckmäßig jener Tag zur Feier des ersten hundertjährigen Jubelfestes bestimmt. Es war der Tag der Gründung Herrnhuts, des Mutterorts der Gemeine, der Tag, wo das kleine Senfkorn gelegt wurde, aus welchem ein weit schattender Baum erwachsen ist. Auch ein wohlthätig schattender Baum — was Niemand läugnen wird, der ihn während seines Wachsthums beobachtet hat, und die Früchte sieht, die er noch trägt. Man hat die Gemeine schon in frühern Zeiten unbillig angegriffen, ja hart geschmäht und bekanntlich mußte sie neuerlich, gerade auf Veranlassung ihres Jubelfestes, noch einen Angriff erleiden, dessen Urheber **) aber zu sichtbar eine feindselige Stimmung und zu sehr eine beschränkte Ansicht religiöser Verhältnisse verräth, als daß seine Schrift, wenn auch die dagegen erschienene, nicht ganz befriedigende Berichtigung ***) nicht erfolgt wäre, auf einen Unbefangenen hätte wirken können, der andre Quellen zur Kenntniß der Anstalt geprüft hat. Was gut und göttlicher Art ist, dauert — das hat sich auch hier bewährt, und daß die Gemeine sich im Laufe ihres ersten Jahrhunderts veredelt hat, während sie in der protestantischen Kirche — durch Brechung mancher Härten des Lutherthums, durch Zerstörung mancher Pedanterie, durch Hinweisung auf den Zweck der Religion, thätige Liebe in brüderlicher und geselliger Eintracht, um mit Herder *) zu reden — veredelnd wirkte, kann Niemanden entgehen, der ihre Geschichte in jenem Zeitraume erforschte. Es ist in vieler Hinsicht nicht mehr dieselbe Anstalt, die der Graf von Zinzendorf und seine Gehülfen gründeten und pflegten, und mögen besorgte Gemüther in dem frommen Vereine darüber nicht bekümmert werden, daß es so ist. Die Anstalt hat sich zum Bessern ausgebildet und wird sich ferner ausbilden, eben weil sie gleich von Anfang einen fruchtbaren Keim des Guten in sich trug. Längst sind manche Ansichten, die Privatmeinungen der ersten Stifter waren und eigentlich nie zu den religiösen Ansichten der Gemeine gehörten, so ganz in Vergessenheit gekommen, daß das Anstößige, was darin lag, der Gemeine nicht mehr vorgeworfen werden kann, und es ist bekannt, wie viel schon Spangenberg und andre ihm gleich gesinnte Männer, wie Gregor, und die Bischöfe Clemens und Reichel, durch Aufstellung des geläuterten Lehrbegriffes, durch Sichtung der Liedersammlung gethan haben, und ohne Zweifel wird in Beziehung auf diese letzte auch künftig noch Manches verschwinden, was als Ueberrest des ehemaligen tändelnden Andachttones, der bei dem Stifter aus einer zu lebhaften Phantasie und einer verkehrten Geschmacksrichtung hervorging, sich noch erhalten hat. Aber auch in wesentlichen innern Einrichtungen ist der Fortschritt zum Bessern offenbar, den auch die Synode in dem neuesten Entwurfe der Statuten vom Jahre 1818 als unwandelbaren Grundsatz anerkannte. Besonders wichtig ist hier die Abschaffung des Looses bei Heirathen, mag nun dieselbe auf die Art, wie der erwähnte Gegner es angibt, **) ohne deshalb von dem Berichtiger widerlege

*) Spener.

**) Hansen: Kann die herrnhutische Gemeine eine wahrhaft evangelisch-christliche genannt werden? — Leipzig 1821.

***) Unparteiische Beleuchtung und Berichtigung der Schrift ꝛc. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1821.

*) Adraftea, Bd. IV.

**) Der Verfasser hat dies von mehrern Seiten bestätigen hören. Die americanischen Abgeordneten erklärten, sagt man, während der Synode von 1818, auf das bestimmteste, daß sie auf der Aufhebung des Looses bestehen müßten, und diese Einrichtung in den Gemeinen jenseit des Meeres auf jeden Fall aufgehoben werden sollte.

zeigt: „Der Herr hat Grosses an uns gethan, dess sind wir fröhlich.“ In der That, wo hätte zu jener Zeit, als der mähriſche Zimmermann, Chriſtian David, ſeine Axt in den Baum hieb, der zu dem Bau der erſten Hütte dienen ſollte, ſolche Erfolge ahnen können, die ſelbſt Zinzendorf zu jener Zeit nicht vorausſah, als die fromme Zuverſicht der neuen Anſiedler ausrief: Hier hat der Vogel ſein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Neſt! Forſchen wir nach den Urſachen des Wachsthums und der Befeſtigung der Brüdergemeine, ſo finden wir ſie darin, daß ihre Stiftung einem wahren Bedürfniſſe ihrer Zeit — einer Zeit, wo das ſcholaſtiſche Zeitalter der lutheriſchen Kirche kaum abgelaufen war, und ſeine erkältenden Folgen noch fortdauerten — wohlthätig entgegen kam; daß die Begeiſterung des Grafen von Zinzendorf und ſeiner Gehülfen für eine Angelegenheit, worin ſie eine Veranſtaltung der Vorſehung erkannten, die Zeitgenoſſen ergriff, die nur durch Mitwirkung des Gefühls aufgeregt und umgeſtimmt werden konnten; daß die bewundernswürdig ausharrende Thätigkeit jener Männer jede Schwierigkeit überwand, und auch nach dem Tode des Stifters die ungemeine Umſicht und der raſtloſe Eifer der Vorſteher das Ganze der Anſtalt zuſammen hielt. Nur dadurch konnten auch die ökonomiſchen Schwierigkeiten, welche bald nach Zinzendorf's Tode den Beſtand der Gemeine bedrohten, glücklich überwunden, nur dadurch die Gefahren abgewendet werden, welche ſpäterhin lange Kriegsjahre brachten. Die Seite, wo jene Wirkſamkeit am glänzendſten erſcheint, iſt das Miſſionswerk, das zuerſt im J. 1732 auf St. Thomas begann, und noch jetzt von Grönland bis zu den Negern, Hottentotten und americaniſchen Wilden, in 31 Anſtalten fortdauert, wo über 160 Lehrer angeſtellt ſind, unter deren Pflege 28,000 Entwilderte ſtehen, deren Sitten die Gemeine zur Menſchlichkeit gebildet hat. Es iſt ihr neuerlich der Vorwurf gemacht worden, daß ihre Anſtalten früher in dieſer Hinſicht weit bedeutendere Ergebniſſe gehabt hätten, als ſeit Zinzendorf's Tode; aber einmal iſt dieſer Vorwurf in der Thatſache nicht ganz gegründet, da ſeit jener Zeit eben ſo viele, wo nicht mehr Miſſions-Poſten angelegt worden ſind, als vorher, und darunter einige der ſegenreichſten, wie die Anſtalten auf Labrador, und die blühendſte von allen, erſt ſeit 1792 unter den Hottentotten; aber ſelbſt wenn die Ergebniſſe der Bemühungen der Gemeine, hinſichtlich der Zahl der Entwilderten, gegen die frühere Zeit zurückſtehen ſollten, ſo muß man nicht vergeſſen, daß in neuern Zeiten, zum Theil durch das rühmliche Beiſpiel der Brüdergemeine geweckt und angeſpornt, auch andre chriſtliche Geſellſchaften in England, Dänemark, Deutſchland und der Schweiz, mit jener ſich in die Arbeit theilten. Die Angabe des Verfaſſers der oben genannten Gegenſchrift, daß der, auch von ihm behauptete Verfall des Miſſionswerkes in der nachtheiligen, faſt entmuthigenden Lage der Heidenboten gegründet ſey, iſt von ſeinem Berichtiger mit Gründen, die befriedigend zu ſeyn ſcheinen, abgewieſen, und insbeſondere der Vorwurf, daß man die Miſſionarien, durch Wegführung ihrer Kinder nach Europa, an die ungern vollführte Arbeit zu feſſeln ſuche, durch die einleuchtende Bemerkung widerlegt worden, daß gerade die, von der Gemeine übernommene Sorge für die Erziehung der Kinder der Heidenboten eine Wohlthat für die Jugend ſey, die ſie von ihren vielbeſchäftigten, oft unſtet lebenden Eltern nicht erhalten können.

Bei der Feier des Jubelfeſtes konnte es ſich dem Beobachter vielfach verrathen, daß hier auch jetzt noch Ordnung, Fleiß und fromme Zucht ihren ruhigen Wohnſitz haben, und daß dieſes Ereigniß erhebend auf die Gemüther der Gemeinegenoſſen wirkte, wie es auch für Fremde erbaulich war. Man hatte den 17ten Junius und die beiden folgenden Tage dazu beſtimmt. Es war ein frommer, den Prunk meidender Jubel, im Geiſte des Vereins. Viele Fremde waren verſammelt; darunter mehrere Mitglieder der Gemeine aus England (unter dieſen auch der für die Beförderung der Gemeine-Anſtalten ſo raſtlos thätige Latrobe) und andern entfernten Gegenden, und unter den Beſuchern aus Sachſen ſah man auch drei der höchſten Staatsbeamten des Landes. Viele proteſtantiſche Prediger aus der Oberlauſitz, und ſelbſt katholiſche Geiſtliche aus Böhmen, wohnten in chriſtlicher Eintracht den gottesdienſtlichen Verſammlungen der Gemeine bei. Es waren aus der nähern Umgegend, wo überhaupt, wie der Reiſende leicht bemerkt, ein frommer Geiſt von der „Stadt auf dem Berge“ her zu wehen ſcheint, die Bewohner, beſonders die Landleute, zahlreich herbei geſtrömt, und man konnte, wenigſtens am erſten Jubeltage, 8 bis 9000 Fremde rechnen. Nie aber wurde, dieſes Zuſammenfluſſes von Menſchen ungeachtet, die Ordnung geſtört, und ſelbſt durch das Gedränge, welches den Betſaal füllte, ward die andächtige Stille nicht unterbrochen, welche zu den ſchönen Eigenheiten der gottesdienſtlichen Verſammlungen der Gemeine gehört.

Am Sonntage, dem Vorabende des Feſtes, wurde der Gottesdienſt Nachmittags mit einer Andachtübung beſchloſſen, worin der erſte Prediger des Ortes, Hr. Fabricius, die Gemüther zum Dank für die, der Gemeine im erſten Jahrhundert erwieſenen göttlichen Wohlthaten erweckte. Früh am Morgen des erſten Jubeltages wurden, wie es an Feſten herkömmlich iſt, einige Choräle im Orte geblaſen. Um 9 Uhr ſammelte ſich die Gemeine zur Morgenandacht. Die weißen Wände des ſchönen Betſaales waren mit Gehängen von künſtlichen Eichenblättern, Blumengewinden und vollen Sträußern künſtlicher Blumen in Vaſen geſchmückt. Der Tiſch, hinter welchem der Prediger ſeinen Platz hat, war mit einer weißen Sammetdecke geziert, worauf in einer ſchön geſtickten Blumeneinfaſſung in goldner Schrift die Worte ſtanden: „Betet an den Herrn im heiligen Schmuck. Pſ. 96, 9.“ Der Vortrag des Aeltern, des Predigers Reichel, erhob mit Innigkeit und Wärme die Gemüther zur frommen Feier des Feſtes, und brachte das Gelübde dar, ſich dem aufs neue zu weihen, deſſen Führung die Gemeine in ihrer ganzen weiten Ausdehnung ſeit hundert Jahren zuſammengehalten. Nachmittags verſammelte ſich die Gemeine wieder im Betſaale, und nach der Aufführung eines muſikaliſchen Chorals, zogen Alle, die Schweſtern abgeſondert und paarweiſe durch den Garten hinter dem herrſchaftlichen Hauſe, die Brüder aber mit vielen Fremden auf der Landſtraße zu dem neu errichteten Denkmale am Saume des Waldes, am Wege nach Zittau, einem einfachen Granitwürfel, deſſen Inſchrift: „Allhier ward am 17. Juni 1722 der erſte Baum zum Anbau von Herrnhut

---

ward einige Zeit vor der Jubelfeier auch dem Könige von Sachſen von zwei Abgeordneten der Gemeine überreicht. Vorzüglicher in Erfindung und Ausführung iſt die von Krüger in Dresden verfertigte Denkmünze. Sie zeigt auf der Hauptſeite Zinzendorf's Kopf, mit der Umſchrift: Nic. Ludw. Graf v. Zinzendorf u. Pottendorf, Stifter der Brüdergemeine z. Herrnhut, und der Jahrzahl 1722, auf der Rückſeite die Anſicht des Betſaals zu Herrnhut, mit der Umſchrift: Christus ist das Haupt der Gemeine. Eph. 5, 23, und im Abſchnitte: Dem 17. Juni 1822. Man hat ſie gleichfalls in Gold, Silber und Kupfer. Eine dritte Jubelmünze von Höckner in Dresden, ſtellt auf der Hauptſeite eine waldige Gegend am Fuße des Hutberges vor, wo man ankommende Reiſende und das Fällen des erſten Baumes zum Anbau des Ortes ſieht, mit der Ueberſchrift: Gott sprach: Es werde, und der Umſchrift: Herrnhut ward zu bauen angefangen d. 17. Juny 1722. Die Rückſeite zeigt den, aus dem Senfkorn erwachſenen Baum, auf deſſen Stamme die Schriftſtelle (Luc. 15, 19) angebracht iſt. Auf der Leiſte: Die erneuerte Brüderkirche. Im Raume dahinter die Anſicht des heutigen Herrnhut, mit der Ueberſchrift: Und es ward. Die Umſchrift: Heute sieht man es im Jubel prangen, d. 17. Juny 1822.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 195.

24. August 1822.

Ueber die Gesammtausgabe der Neckerschen Schriften. *)

Ehe wir Rechenschaft über diese Gesammtausgabe der Schriften eines Mannes geben, dessen Name in der Geschichte Frankreichs bedeutend geworden, ist es gewiß nicht unpassend, die Ansichten, den Charakter und die Bestrebungen Necker's mit einem Blick zusammenzufassen und so zu sehen, wie und auf welche Art es dem Protestanten, dessen Confession damals in Frankreich kaum geduldet war, aus dem einfachen Comtoir-Bedienten eines Handelshauses, gelang, sich erst zum Director des Schatzes und dann zu dreienmalen an die Spitze der financiellen Verwaltung eines großen Landes zu schwingen. Ferner, wie er es wagen konnte, in einer so bewegten Zeit, als die war, in welche seine Administration fiel, die Acten seiner Verwaltung dem Auge der Oeffentlichkeit zur Prüfung zu übergeben, und wie er es anfing, um bei einem schon seiner Auflösung ganz nahen Finanzzustande die Kosten noch zu decken, welche der übersceische Krieg in America erforderte. Sein wunderbares Geschick, welches ihn als Minister bald hob, bald stürzte und endlich, weniger erkannt als er es verdiente, ihn für immer von der Bühne der Diplomatik abtreten ließ, wird dadurch gleichfalls Erklärung finden.

Nach seinem Rücktritt ins Privatleben schien Necker sich oft die Zusammenberufung der Etats généraux zum Vorwurf zu machen, obschon in Wahrheit dies in keiner Hinsicht eine freiwillig von ihm ergriffene Maßregel war. Ohne Unterlaß hat er seitdem in seinen politischen Schriften den Franzosen oft nicht allein völlig unausführbare Rathschläge ertheilt, sondern sie auch nicht selten mit den bittersten und heftigsten Vorwürfen überschüttet, alles offenbar in der Furcht, dereinst für das verantwortlich gemacht zu werden, was er als die Quelle aller nachfolgenden Uebel ansah, die erste Einberufung der Notabeln nämlich, die bekanntlich vor ihm seit 1614 nicht geschehen war. Und dennoch war er, wie bemerkt, gerade hierbei nur ein unfreiwilliges Instrument. — —

Was man nun aber auch über ihn als Staatsmann und über seine Verwaltung urtheilen mag, so viel bleibt immer gewiß, daß er ein redlicher Mann, ein geschickter Financier, in mehreren Fächern ein denkender und Beachtung verdienender Schriftsteller und überhaupt ein Mensch von einem moralisch guten und religiösen Charakter war; Eigenschaften, zu denen sich noch die schätzbaren Tugenden der Unparteilichkeit und Großmuth in hohem Grade gesellten.

Bei Betrachtung seiner Ansichten über politische Freiheit muß man die Epochen nicht vergessen, welche er durchlebte, so wie die Umstände, welche auf ihn einwirkten. Als Sohn einer kleinen Republik, (er war bekanntlich ein Genfer) hat er immer in seinem Herzen eine ihn ehrende Vorliebe für Volksfreiheit genährt, und da er glaubte, den Standpunct erfaßt zu haben, von welchem aus, nach seiner Ansicht, allein für Frankreich, wie es damals war, Glück erwachsen konnte, so hegte er auch nicht minder die Hoffnung, dies Glück dem Lande ohne gewaltsame Erschütterungen über kurz oder lang verschaffen zu können. Sein Wahlspruch war in Wahrheit, was er öfter in seinen Schriften sagt: „Man muß die Zeit nicht übereilen, und, wer da glaubt aus Trümmern die Freiheit aufbauen zu können, irrt sich.“ Nun gestehen wir zwar gern, daß dies, wenn man es so ausspricht, wohl gut klingt, daß es aber damit im Grunde der Fall ist, wie mit vielen Sentenzen, nämlich, daß sie, ins Leben übertragen, des inneren Halts entbehren. Unter dem Vorwande, die Zeit nicht zu übereilen, kann (und wie oft geschieht dies nicht) der Schlendrian und der böse Wille sich aufs vortrefflichste verstecken; und was den zweiten Satz betrifft, so ist er nicht minder nichtssagend, denn nie und nimmer — das wird doch eingestanden werden müssen — kann man ein gutes neues Gebäude an die Stelle eines alten setzen, ehe und bevor man nicht den unnützen und hinderlichen Schutt bei Seite schafft. Wer aus kindischer Ehrfurcht vor allem, was alt ist, blos darum weil es alt ist, nicht sich überwinden kann, das Hinderliche wegzuschaffen, der klage dann auch nicht, daß es ihn hindert; und wer aus dieser jetzt so gepriesenen Ehrfurcht für das sogenannte Historische *) höchstens es nur unternimmt,

*) Oeuvres complètes de M. Necker, publiées par le Baron de Staël, son petit fils. (Paris et Strasbourg chez Treuttel et Würtz. 12 Vols. in 8. 1820 et 1821.)

*) Aber die wahrhafte Ehrfurcht für das Historische besteht nicht darin, daß man das Alte stehen zu lassen anräth, weil es alt ist, eben so wenig, daß man sich nützlichen und nothwendigen Neuerungen widersetzt, sondern in der nothwendigen Berücksichtigung des Grundes bei allen Hauptveränderungen, ohne welche man Gefahr läuft, daß das Neue mit dem Alten zusammenstürzt. Das

August 1788 bis 11ten Juli 1789) und seines troisième ministère (vom 15ten Juli 1789 bis 8ten September 1790.)

(Der Beschluß folgt.)

Histoire de la ville de Laon, par J. F. L. Devisme. Laon 1822. 2 Bände. 8.

Die Geschichte einer französischen Provinzialstadt kann für uns Deutsche nur ein sehr untergeordnetes Interesse haben; die oben angezeigte wird jedoch dadurch merkwürdig, daß sie sehr umständlich die Kriegsbegebenheiten in und um Laon während der Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 erzählt und einen Beitrag zur Geschichte jener wichtigen Jahre liefert. Der Verfasser, als ein guter Franzose, spricht zwar immer mit Entzücken von den Siegen seiner Landsleute und mit Haß von den fremden Truppen; jedoch erzählt er ziemlich unparteiisch, was er mit eignen Augen gesehen hat. Er sieht es als eine unerklärliche Nachlässigkeit der Buonapartischen Regierung an, daß die Stadt Laon, die am Vereinigungspuncte von vier Militairstraßen liegt, und zwar auf einer Anhöhe, wodurch dieser Platz im Kriege zu einem wichtigen Posten wird, nicht im mindesten befestigt worden war, als in den ersten Monaten des J. 1814 die Verbündeten in Frankreich einbrachen. Laon wurde daher auch ohne Widerstand am 12ten Februar eingenommen, und vergebens lieferte Napoleon in den Ebnen vor Laon ein sehr blutiges Gefecht, um es wieder zu erobern. Der Verf. gebraucht immer die eitle Vorsorge, zu bemerken, die Franzosen hätten der Mehrzahl weichen müssen. Laon bekam nun einen preußischen Intendanten, einen russischen Gouverneur und einen französischen Präfecten. „Der Gouverneur, erzählt Hr. Devisme, sey ein brutaler und habsüchtiger Mann gewesen, welchem alle Vorwände, um sich durch Beute zu bereichern, gleich gut gewesen wären. Er habe einmal eine Kriegssteuer von 25 tausend Franken ausgeschrieben und dieselbe in Zeit von 24 Stunden eintreiben lassen, unter dem Vorgeben, er bedürfe sie zur Bekleidung seiner Soldaten; dennoch habe er keinen Empfangschein geben wollen. Darauf habe man Klage wider ihn beim Kaiser Alexander geführt, welches ihn genöthigt habe, sich bei dem Maire mit einem Attestate wegen guten Verhaltens zu versehen; der Maire sey aber so klug gewesen, und habe zuvor den Empfangschein über die Contribution gefordert, worauf dann der Gouverneur es für besser erachtet habe, die Gelder zurück zu erstatten: il rendit ce qu'il avait extorqué, en échange de l'attestation qu'il désirait. Der Verf. setzt hinzu, dies sey wohl das einzige Beispiel einer solchen Zurückerstattung. Den mislungenen Versuch Napoleon's, sich des Platzes Laon wieder zu bemächtigen, hält Hr. Devisme für die Hauptursache seines Sturzes. Von der damaligen Lage der Stadt entwirft er ein trauriges Gemälde; die verschiedenen verbündeten Heere, die im Grunde sich einander nicht leiden konnten, bedrückten wechselseitig die Einwohner; was dem einen dieser Heere gegeben ward, forderte das andere sogleich auch; ein Theil der Stadt wurde geplündert oder verheert; einige Häuser wurden von Grund aus zerstört; die Vorstädte wurden vollends zu Grunde gerichtet; die umliegenden Dörfer waren meistens eingeäschert. Im J. 1815 liefen die Sachen etwas anders ab. Nachdem Napoleon sich wieder einstweilen auf den Thron Frankreichs gesetzt hatte, wählte er Laon zum Vereinigungspuncte eines der 10 Armeecorps und kam selbst am 12ten Juni dort an. Die Armee hatte das beste Ansehen und war voll Muth und Eifer; die Bewohner zweifelten keinesweges an ihrem glücklichen Erfolge. Allein Napoleon schien den Einwohnern von Laon voll Kummer und Sorgen, und ein ganz andrer Mann als zuvor. „Der stolze Beherrscher Europas, der zu der Zeit seines Ruhmes sich wenig zeigte kurze Audienzen gab und den Schwarm von Höflingen in der ehrerbietigsten Stellung hielt, ließ sich diesmal von allen Neugierigen umringen und drängen, antwortete vertraut jedwedem der ihn ansprach, ließ ein allgemeines Gespräch über die Vertheilung der dem Departement bewilligten Hülfsgelder sich entspinnen, und litt sogar den gänzlichen Mangel an Ordnung bei dieser Berathung. Er besuchte die begonnenen Arbeiten, schrieb neue vor und versprach im Nothfalle eine starke Garnison in Laon zu legen. Die Fremden hatten überall, wo sie im vorigen Jahre durchgezogen waren, schreckliche Erinnerungen nachgelassen. Zu Laon insbesondre fürchtete man nichts so sehr, als sie wieder zu sehen. Auch glaubte man allgemein an die Gefahr einer schändlichen Zerstückelung Frankreichs. Deshalb hatte man bei dem Abzuge der französischen Armee auch nur Einen Gedanken, von ihr hing das Schicksal Frankreichs ab."

Die Hoffnung der Laoner dauerte nur einige Tage; schon am 20sten um 6 Uhr Morgens bemerkte man eine außerordentliche Bewegung auf der Chaussée nach Chambry zu. Bald sah man eine Menge Soldaten mit zerrissenen Kleidern, mit Staub und Blut bedeckt in der größten Unordnung herbeieilen; einige hatten nicht einmal ihre Wunden können verbinden lassen, die Reuter gingen zu Fuße, die Fußgänger hatten keine Waffen mehr; alle waren abgemattet und ausgehungert; Officiere und Soldaten gingen durcheinander und sprachen kein Wort; Wuth und Verzweiflung war in ihren Mienen ausgedrückt. Nachmittags, als die Flüchtlinge durch die Vaux-Vorstadt sich immer häufiger hindurchdrängten, kam ein Dragoneroffizier auf dem Wege von Rheims angeritten, stieg beim Postmeister ab und kündigte an, der Kaiser werde sogleich ankommen. Um 4 Uhr langte wirklich eine übelaussehende Kalesche unter Begleitung von 5 bis 6 Reutern im Hofe des Posthauses an; es saßen vier Personen darin; wer zuerst ausstieg, war Napoleon, er begab sich ins Haus und mußte im Gehen hören, wie jemand ziemlich barsch ausrief: Ihre Soldaten laufen davon! er wendete den Kopf weg, ohne ein Wort zu sagen. Kurz darauf kamen noch zwei schlechte Wagen an, und das kaiserliche Gefolge bestand nun aus einem Dutzend Personen, worunter man den Herzog von Bassano und den General Bertrand bemerkte. Später vermehrte sich dasselbe mit dem Marschall Soult, Jerome Buonaparte und drei oder vier Generalen; sie führten drei tausend Mann mit sich, deren Annäherung einen Augenblick Unruhe verursachte. Unterdessen hatte sich das Gerücht von der Gegenwart Napoleon's schnell in der Stadt verbreitet, der Präfect, der Departementscommandant, einige Mitglieder des Municipalrathes und ein Detaschement der Nationalgarde waren hinzugeeilt. Denjenigen, den sie acht Tage zuvor mit seiner ganzen Macht umgeben gesehen hatten, fanden sie nun entblößt und verlassen wieder. Er ging stillschweigend mit untergeschlagenen Armen und finsterem Blicke auf und ab, im Angesichte aller Menschen, in einem offnen Pachterhofe; und, als ob das Schicksal noch deutlicher hätte das Ende seiner Herrlichkeit bezeichnen wollen, so war der Hof ganz mit Streh bestreut; dieser Umstand fiel sogar den Einfältigsten auf, und der Pöbel sagte: das ist Hiob auf dem Misthaufen. Die Menge der Zuschauer bildete einen Kreis um ihn herum; er ließ sich mitten unter ihnen zu trinken bringen, und da einige schwache Stimmen ein Vivat hören ließen, so begrüßte er sie mit abgenommenem Hute und mit dem Glase in der Hand. Man behauptet, daß, als jemand zufällig verlauten ließ, N. müsse wohl verrathen worden seyn, er erwiderte: Nein, es ist die Macht der Umstände. Man erzählt ferner, der Präfect habe ihm einen allgemeinen Aufstand der Nationalgarden des Departements vorgeschlagen, N. aber habe diese Maßregel verworfen, mit der Bemerkung, es wäre zu spät. Aus demjenigen, was er hernach den Kammern in Paris ankündigte, sollte es schei-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 196.

26. August 1822.

Die Legende von den heiligen drei Königen, von Johann von Hildesheim. Aus einer von Göthe mitgetheilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der heidelberger Bibliothek bearbeitet, und mit zwölf Romanzen begleitet von Gustav Schwab. Suttgart und Tübingen 1822. 8.

Es wird für diejenigen Leser, die aus Titeln Urtheile ziehen und in dieser Legende einen Beitrag zur neuesten Frömmeliteratur zu finden glauben könnten, genügen, Göthe's Namen mit darauf zu sehen, um das Büchlein nicht ganz ungeprüft wieder aus der Hand zu legen. Ref. würde, auch ohne diesen gewaltigen Gewährsmann, solche süßliche Modewaare von dem Herausgeber aufgetischt zu erhalten, nicht besorgt gewesen seyn, da in den eigenen Gedichten desselben ein zu gesunder, freier Geist sich ausspricht, als daß er uns hier mit fremden Albernheiten hätte bewirthen können. Göthe lieferte auch das Motto:

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in spätern Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen;
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, Viele, Viele,
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Dieser Einladung, sollten wir meinen, wird wohl auch der legendenscheueste Leser sich fügen, und will er sich noch sicherer stellen, so lese er die zum Schlusse gegebene Nachricht über die Veranlassung zur Herausgabe des Büchleins.

Da erfahren wir, daß Göthe zum Besitze einer lateinischen Handschrift dieser Legende gelangt, von der er im 2ten Hefte des 2ten Bandes über Kunst und Alterthum S. 156 öffentlich Kunde gegeben hat, unter dem 22sten October 1819 über seinen Fund an D. Sulpiz Boisserée Folgendes schrieb:

„Mag es seyn, daß die Ueberraschung dieses Fundes mich dafür einnimmt, oder weil es an die Reise von Montevilla sogleich erinnert: Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen, entwaffnet, wie ein Mährchen, alle Kritik."

„Genug, ich meine nicht, daß irgend etwas Anmuthigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen."

„Weder Pfaffenthum, noch Philisterei, noch Beschränktheit ist zu spüren. Die Art, wie der Verfasser sich Glauben zu verschaffen sucht, und dann doch auf eine mäßige Weise das Zutrauen seiner Hörer mißbraucht, ohne daß man ihn gerade für einen Schelm halten kann, ist allerliebst; ich wüßte kein Volksbuch, neben dem dieses Büchlein nicht stehen könnte."

Nach diesem Ausspruche Göthe's wissen wir in der That nichts weiter zur Empfehlung der alten Legende beizubringen, und halten unsre Beistimmung für das Gewicht eines solchen Urtheils überflüssig.

Der nähere Zweck des Göthischen Schreibens an Boisserée war eine Anfrage über den Verfasser des Buches, die bei diesem, der durch seine Arbeiten über den Cölner Dom mit Crombach's großem Werke *Historia S. Trium Regum* bekannt geworden war, nicht ohne Beantwortung bleiben konnte. So fand und bestätigte sich denn der Carmeliter-Mönch Johannes Hildesheim, auch de Hildesheim, der im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts lebte und mehrere handschriftliche Werke hinterließ, als Verfasser dieser Legende. Zugleich sah sich nun Boisserée um, wo noch Manuscripte von dieser Legende aufbewahrt wären, erinnerte sich einer deutschen Handschrift in der von Rom zurückgebrachten heidelberger Bibliothek und verschafte sich diese Handschrift. Sie enthielt wirklich eine Uebersetzung der lateinischen Legende in niederdeutscher Prosa, hie und da mit Misverständnissen, erweitert, und im Ganzen ziemlich frei.

Jene beiden Funde veranlaßten und leiteten die Bearbeitung. Göthe, erfreut über den schönen Stoff und bemüht für ihn, wünschte eine nicht modernisirte, jedoch dabei für die Zeit genießbar gemachte Uebersetzung und überließ dem Herausgeber und seinem Freund Boisserée zu diesem Ende die lateinische Handschrift. Herr Schwab benutzte nun zu seiner Arbeit die alte Uebersetzung der heidelberger Handschrift, jedoch so, daß er sich vorzugsweise an das lateinische Original anschloß, und von der deutschen Uebersetzung den alterthümlichen Ton der Erzählung borgte, welcher zu dem Charakter der Legende zu stimmen schien. Eine diplomatisch pünctliche Behandlung eines oder des andern Manuscripts dieser Legende zu liefern, hielt der Herausgeber für unstatthaft. Denn beide Manuscripte sind keine Sprachdenkmale, und die Freiheit der alten deut-

Schadens, ihrer Tauglichkeit oder Untauglichkeit bei der Anwendung im voraus zu versichern. Rechtschaffenheit und Oeffentlichkeit waren seine einzigen unwandelbaren Grundprincipe bei Verwaltung seines Amtes, diejenigen aber, welche ihm in ihren Schilderungen den Willen untergeschoben haben, die Regierungsform zu ändern und eine Republik an die Stelle der Monarchie zu setzen, zeigen dadurch nur, daß sie ihn nie erkannt, nie begriffen haben. Gewiß, er wünschte eine allmählige Verbesserung der innern Staatsverfassung und Verhältnisse in Frankreich, und wer mußte die nicht wünschen! Sein Wille war es, einer gesetzlichen Freiheit durch Hinwegräumung verjährter Misbräuche den Weg zu bahnen; aber was hierüber hinausging, lag völlig außer seinem Kreise.

Sein Vorschlag einer alle zwanzig Jahre zu wiederholenden öffentlichen Güterabschätzung, sowohl derer von einzelnen Besitzern, als derer von Communen, um daraus den richtigen Steueransatz für jeden Einzelnen ohne Bevortheilung seiner selbst wie Anderer zu entnehmen, dürfte jetzt, nach dreißig Jahren noch eingeführt, von großem Nutzen für das Land seyn und, zum Gesetz erhoben, vielen Misbräuchen steuern.

In der Einziehung einer Menge unnützer Stellen sah Necker mit Recht den doppelten Vortheil der Ersparung und der schnellern und bessern Betreibung der Geschäfte, denn erwiesen ist es, daß nirgends der Geschäftsgang schleppender zu seyn pflegt, als wo ganze Heere von Beamten am Mark des Landes zehren, und auch jetzt, setzt der Herausgeber hinzu, würde eine solche Beamten-Reduction für Frankreich von dem größten Nutzen seyn. Wenn viele Stellen in den Ministerien und einzelnen Dicasterien eingezogen würden, so wäre nächst der wesentlichen Ersparung von großen Summen, die so oft an bloße Titular-Menschen, die Zeit ihres Lebens nichts thun, als sich brüsten und, gleich Hans in der Fabel, dahinvegetiren, auch noch das gewonnen, daß man ohne neue Lasten für das Volk Mittel erhielt, manches Gute, was jetzt aus Mangel an Gelde unausgeführt bleiben muß, zu bewerkstelligen. Necker verwendete übrigens vier Jahre seines Lebens auf diese Reform in seinem Departement, und, obschon mit großen Kräften ausgerüstet, gelang es ihm dennoch nicht, diesen Augias-Bezirk, so wie er wünschte, zu säubern; Beweis genug, welcher Ueberschwang des Unnützen dort eingerissen war. —

Bei Gelegenheit der Erwähnung seines Werkes über die Religion, und seines Cours de morale religieuse, äußert sich Hr. von Stael wie folgt: „Indem die Philosophie im achtzehnten Jahrhundert den Aberglauben und die Intoleranz bekämpfte, erwarb sie sich unbestreitbar ein großes Verdienst um die Menschheit; aber da sie noch weiter ging und die Religion in ihren Grundvesten selbst erschütterte, trug sie dazu bei, die Bande des bürgerlichen Vereins aufzulösen, wodurch denn vieles von dem Unheil entsprungen ist, was wir gesehen haben.“ Es sey uns erlaubt, hier Folgendes zu entgegnen. Zu andern Mode-Tendenzen der Zeit *) gehört dermalen auch die, die Philosophie zu beschuldigen, sie habe durch ihre Beleuchtungen der Religionssätze wesentlich dazu beigetragen, daß eine Umkehr auch in den bürgerlichen und Staatsverhältnissen erfolgt sey, die freilich, das glauben wir gern, Mehreren höchst unwillkommen war. Indeß, so viel auch die Philosophie wirklich hierin, nach der Meinung jener Kläger gesündigt haben mag, allein trägt sie die sogenannte Schuld nicht; ja, nicht einmal den größten Theil derselben. Ueberschwang von einer Seite zieht immer Ueberschwang auf der andern nach sich; und man kann sicher überzeugt seyn, daß die bejammerten Umkehren auch erfolgt wären, wenn es auch keine jetzt so sehr beschuldigten aufklärenden Philosophen im 18ten Jahrhundert, keine Rousseau's, Voltaire's, Diderot's u. s. w. gegeben hätte, oder daß noch dreimal mehr hätten seyn können, und es würde keine Staatsumkehr erfolgt seyn, wären die Misbräuche der Staatsgewalt und der Privilegirten nicht so schreiend gewesen. Mit dem vorgeblichen Rütteln an den Grundpfeilern der Religion ist es aber eben so wenig was. Ganze Regimenter skeptischer Philosophen und Spötter à la Voltaire werden das Evangelium, die einzige wahre Grundlage unserer Religion, nicht umstoßen; die Menschensatzungen aber die, von Rom und andern Orten ausgehend, für Religionssätze ausgegeben werden, während sie nichts sind, als höchstens Kirchensatzungen, Formen, in denen man sich anmaßt, den Geist für alle Zeiten zu bannen, diese sinken freilich nur zu oft, ihrer innern Haltlosigkeit wegen, vor dem Lichte des prüfenden Verstandes zusammen, was denn allerdings um so weniger ein Schade ist, jemehr sie häufig aus den Quellen entsprangen, die nicht zu den reinen gehören, oder als Kinder einer Zeit betrachtet werden müssen, die dem, in fortschreitender Entwickelung begriffenen Menschengeschlecht fremd geworden ist. Atheismus, den man aber auch den gehaßten Denkern des vorigen Jahrhunderts vorwirft, ist schon seiner Natur nach eine Sache, die eigentlich gar nicht existiren kann, am wenigsten in Allgemeinheit bei einem Volke; der aber ist noch kein Atheist, der an einigen oder mehreren sogenannten Glaubenssätzen zweifelt (besonders wie es deren viele in der katholischen Kirche gibt), und gewiß ist ein bescheidener Skepticismus in allen Dingen immer jener Wuth zu glauben vorzuziehen, die oft schon ganze Völker dahingebracht hat, im Namen des Gottes der Liebe und des Erbarmens, und allen Lehren des Evangeliums zum Hohn, zu morden und zu verfolgen. Heut zu Tage scheinen indeß Viele an vielen Orten anderer Meinung zu seyn, und das unbeholfene Geschrei, welches von überspannten Römlingen und Menschen, deren Fahne der niedrigste Eigennutz ist, über die sogenannte Ruchlosigkeit des 18ten Jahrhunderts angestimmt wird, beweist wenigstens, daß man in dem Wahne befangen ist, um die Zufriedenheit zwischen Beherrschten und Herrschern dauernd zu gründen, gäbe es kein besseres Mittel, als möglichste Zurückschreitung in die Nacht des Hildebrandismus. Daß es jedoch damit nichts ist, und dies Mittel, falls es auch allgemein ausgeführt werden könnte, keineswegs das bezweckt, was man erwartet, dies beweist, wenn nichts weiter, die Geschichte des Tages in Spanien, Italien, Portugal, und manchen andern Ländern diesseits und jenseits des Oceans.

Veranlaßt wurde übrigens die erste der beiden Schriften durch eine wunderliche und fast lächerliche Preisfrage der Akademie, die in ihrer Sterilität zu zeigen Necker sich gedrungen fühlte.

Noch bleibt uns übrig, über sein Werk du pouvoir exécutif dans les grands Etats, zu sprechen.

Viele haben dies Buch für eine höchst transcendentale Arbeit gehalten, und wir wollen deswegen nicht mit ihnen rechten; so viel wird man aber immer zugestehen müssen, daß es wenigstens ein Werk ist, welches, indem es sich über einen (damals) fast neuen und immer sehr wichtigen Gegenstand ausbreitet, nicht allein viel Nützliches enthält, sondern daß es auch eine oft höchst richtige und scharfsinnige Kritik über jene gesetzgebende Versammlung gibt, unter deren Auspicien die Constitution von 1791 entsprang, wobei jedoch auch

*) Doch wohl nicht der Zeit, sondern der eigentlich so zu nennenden Obscuranten in der Zeit. Indeß muß hier die wahre Philosophie sorgfältig von der falschen unterschieden werden. Denn letztere oder eigentlicher die Unphilosophie, wie sie im achtzehnten Jahrhundert sich von Frankreich aus verbreitete, wird schwerlich von dem Vorwurf, die Ehrfurcht vor dem Heiligen vielfältig untergraben zu haben, freigesprochen werden können. Indeß wird diese nicht abzuleugnende Wahrheit von der Beschränktheit und der Hinterlist der Obscuranten gemisbraucht, die wahre Philosophie zu verleumden, während jene Beschuldigung nur die falsche trifft. A. d. Red.

nicht geleugnet werden soll, daß vieles darin von einem Geiste der Parteilichkeit und Erbitterung zeugt, der nur zu deutlich beweist, wie sehr Necker sich durch jene Versammlung an seinen schwächsten Seiten gekränkt fühlte.

Wie sehr überhaupt der Verf., trotz seiner vielfachen, guten und trefflichen Eigenschaften, in manchen Dingen befangen war, dies geht besonders mit aus diesem Buche hervor, in welchem er offenbar aus Eingenommenheit nur eine Verfassung tadelt, die im Grunde nicht viel anderes Tadelnswerthes hatte, als daß sie — größtentheils unausgeführt blieb, *) und dagegen einem Lande, dessen geographische Lage wie die Bewohner so gänzlich von denen Englands verschieden sind, die brittische Verfassung über alles anpries, die denn doch, um nur einiges zu bemerken, in Betreff ihrer Parlaments-Einrichtungen die größten Mängel zeigt, und bei der manches, äußerlich als sehr glänzend und verführerisch dastehend, im Grunde nur illusorisch und gleichsam theatralisch ist. Denn, herrscht nicht in England, trotz der Ungebundenheit der Presse, eine Oligarchie mit großer Willkür? ist nicht das Elend von Irland ein sprechender Beweis von dem Geiste der Unterdrückung, der dort in den bevorrechteten Classen herrscht? zeigt nicht das feste Halten an den alten Einrichtungen, nach welchen einige verfallene Flecken das Wahlrecht üben, welches großen und volkreichen Städten versagt ist, wie sehr man sich müht, die Gewalt des Parlaments immer im Dienste jener Oligarchen zu halten? beweist nicht ferner des Landes unermeßliche Schuldenlast, das Pressen der Schiffsmannschaft, das Fortbestehen unterdrückender Feudalsatzungen, die geistlichen und weltlichen Sinecuren, das gothisch finstere Gewölbe der Criminal- und Civil-Justiz, und vieles Andre noch, die heutige Unzweckmäßigkeit dieser so oft und vielfach hoch gepriesenen freien Verfassung, deren, jetzt noch, weniges Gute, so überreichlich durch die schreiendsten Mängel aufgewogen wird?

Schließlich wollen wir noch das hier erwähnen, was der Verf. fast am Ende seines Werkes denen zuruft, die mit einer unverwüstlichen Hartnäckigkeit auf der unbedingten Wiederherstellung der alten Regierung in Frankreich bestehen. „Welch ein merkwürdiger Irrthum — sagt er — ist dies! Zwanzig Jahre der schrecklichsten Tyrannei und die Unterstützung von ganz Europa würden umsonst seyn, diese Absichten auszuführen. Zwischen einer Eroberung und den Mitteln, den Geist eines einmal erwachten Volkes zu unterdrücken, ist ein großer Unterschied. Selbst Türken und Tartaren ist es einst nicht gelungen, alles Licht, da wo sie hin drangen, auszulöschen; wie kann man dies im jetzigen Europa hoffen, wo Licht und Bildung dermalen in jedem Individuum leben, und immer mehr sich entwickeln! —"

Unsere Leser werden eingestehen, daß dies nur zu wahr ist, und dennoch — jedermann weiß es ja — gibt es genug Menschen, die nicht allein in Frankreich, das alte Frankreich wieder herzustellen trachten. Freilich wird ihnen dies nicht gelingen, wie es denn überhaupt im Reiche der Unmöglichkeiten liegt, Vergangenes wieder hervorzurufen, daß aber selbst manche der Besseren an Kopf und Herz, für den Moment wenigstens, dies nur glauben, ja, zum Theil selbst verblendet, wünschen können, dies ist es, was den Denker betrüben muß, der gesehen hat, mit welcher Anstrengung, mit welchen unermeßlichen Opfern die Morgenröthe (denn mehr ist es noch nicht) zu einem künftigen Tage heraufgeführt wurde, der vielleicht einst erst unsern Enkeln lacht.

102.

*) Sonst nichts? Wir meinen doch, daß sich ihr mehrere große Gebrechen nachweisen lassen. In der eben erscheinenden zweiten Lieferung des Neuen Conversations-Lexicons, S. 722, heißt es darüber unter dem Art.: Constitutionelle Ideen unter andern: „Die gesetzgebende, richterliche und regierende Gewalt sind nicht drei verschiedene in ihrem Wirken von einander vollkommen unabhängige höchste Gewalten, sondern verschiedene Functionen einer obersten Staatsgewalt, welche einander wechselseitig ergänzen und beschränken, und deren Thätigkeit von Einem Puncte, dem Regenten ausgeht. Die vollkommene Absonderung war ein Irrthum, welcher die Autoritäten in eine feindselige Stellung gegen einander versetzte, und welche immer nur mit dem Untergange der Verfassung endigen kann. Es war und ist einer der Grundfehler der französischen Constitution vom J. 1791 und der derselben nachgebildeten spanischen."

A. d. Red.

Noch ein Urtheil eines englischen Kunstrichters über die Fortunes of Nigel.

Dem unsern Lesern in No. 170 bereits mitgetheilten mögen noch folgende Stellen aus einer andern zum Theil sehr verschieden lautenden Beurtheilung dieses Romans in einer englischen Zeitschrift anschließen. Wir fürchten, läßt sich der brittische Aristarch vernehmen, Nigel ist eine der ungleichsten Hervorbringungen des Verfassers. Die glänzendsten Stellen desselben gehören zu den besten, die er geschrieben hat, aber sie liegen weit auseinander. Es ist keine Einheit darin, das Interesse vereinigt sich auf keinen Punct — kein Individuum, dessen Schicksal wir zu folgen wünschen. Der Roman scheint aus dem Gedankenbuche eines großen Novellisten geflossen, aber von einer sehr ungeschickten Hand zusammengesetzt. Die Helden, welche bei W. Scott den Namen geben, sind in der Regel schaal, aber dann pflegt er irgend einen andern Charakter einzuführen, den wir mit Vergnügen betrachten; hier ist keine der auftretenden Personen geeignet, wahres Mitgefühl zu erwecken. Trotz dieser und anderer Fehler, enthält das Werk Stellen, welche alles, was irgend ein lebender Novellenschreiber vermag, weit übertreffen. Hier ist, wir wissen nicht durch welche Zauberkraft und mystische Gewalt, das wahre und höchst anschauliche Bild der Zeit Jakobs I. wie handgreiflich vor unsere Augen gebracht. Dieser König ist der vollendetste von allen Charakteren, die in dem Buche auftreten. Er scheint ganz nach dem Leben gezeichnet. Das ungemein Kindische seines Geschmacks, seine kleinliche Eitelkeit, seine fast unglaubliche Mittelmäßigkeit, seine alberne Liebe zu Späßen, seine Pedanterie, seine Furcht vor einem nackten Schwerte — alle seine Schwächen und Thorheiten sind mit einer Wahrheit vor uns gebracht, welche in Erstaunen setzt. Einige möchten sich vielleicht wundern, wie ein Mann von unseres Autors politischer Meinung eine solche Schilderung von einer Person machen kann, deren Stirn ein königliches Diadem zierte. Aber was auch eines Dichters Glaubensbekenntniß seyn mag, sein Genius ist liberal. Er ist zu vertraut mit dem Wesen der Dinge, um von ihrem äußern Schein sclavisch abzuhängen. — Jemehr wir bei der Trefflichkeit dieses Werkes verweilen, je mehr bedauern wir, daß es nicht besser ist. Der die besten Stellen desselben schreiben konnte, sollte nicht für Buchhändler schreiben. Unglücklicherweise ist er von dem Geiste unserer Literatur angesteckt, welcher keinen Aufschub ertragen kann, sondern den Reiz des unmittelbaren Beifalls fordert. Jeder Schriftsteller des Tages, der populär geworden ist, ist auch so periodisch, wie der Herausgeber eines Journals. Wir wünschen ernstlich, daß die größten Autoren die ihrem Genius schuldige Achtung lernten, daß sie den Muth haben möchten, für die Zukunft zu bauen, und nicht trachten einen Monat lang gepriesen und gelesen zu werden, sondern Werke hervorzubringen, deren Trefflichkeit auch den künftigen Geschlechtern bleibt.

d by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 197.

27. August 1822.

Europe: or a general survey of the present situation of the principal powers; with conjectures on their future prospects: by a citizen of the United States. 1822. 8. 451 S. Boston bei Cummings und Hilliard, und Oliver Everett.

(Vergl. eine andere Anzeige über dieses Werk in No. 155.)

Diese neue americanische Frucht wird hin und wieder zu den verbotenen aber wohl zu den gesuchtesten gehören, und sie ist in der That nicht völlig ausgewachsen und reif geworden, doch übertrifft sie alles was in ihrer Art auf europäischem Boden unter freiem Himmel zu Jedermanns Gebrauch bei dem jetzigen Wind und Wetter fortgekommen ist.

Die vorliegende Schrift wird so eingeleitet. „Europa ist in bedenklicher Bewegung und Lage, wie vier Militairrevolutionen, eine Menge Ministerwechsel und andere Mishelligkeiten bezeugen. Nach der öffentlichen Anklage sind an dem Unwesen geheime Bündnereien Schuld; aber für deren kleinliche Kräfte sind die Wirkungen und die Gegenmittel viel zu groß. Der Grund von der allgemeinen unruhigen Bewegung ist, daß Staatsverwaltungen zurückgeblieben, Wohlstand und Aufklärung aber vorgeschritten sind, und daß man Staatsverbesserungen verlangt, weil man sie zu erlangen vermag. Da sieht man noch in dem größten Theil von Europa zum Vortheil der Bevorrechteten, und auf Kosten des Gewerbstandes verwalten; und doch ist der Gewerbstand einsichtsvoller als der Adel, er ist mächtig, weil er reich und fleißig ist, und er braucht seine Kraft nun, damit er Antheil an der Staatsverwaltung erhalte, weil Niemand sein Vermögen von andern ohne Aufsicht gutwillig verwalten läßt, und am wenigsten, wenn es schlecht verwaltet wird. Es ist der Drang nach Staatsverbesserungen die nothwendige Folge von Wohlstand und Aufklärung, und die Civilisation die eigentliche Revolution. Will man sich nicht zu Staatsverbesserungen verstehen, so muß man den Landbau, die Gewerbe und den Handel niederhalten, und das kann man nicht wollen. Ein anderes Mittel gibt es nicht; und die liberalen Ideen und Institutionen brechen mit Gewalt durch alle übrige Hemmnisse, welche man ihnen entgegenstellt. Von solchen gewaltsamen Ausbrüchen tragen nur diejenigen die Schuld, welche sie nicht zu vermeiden verstanden. Selbst die Lehre, daß die Fürsten nur Gott verantwortlich und berufen seyen, zeitgemäße Verbesserungen zu beurtheilen und zu verwirklichen, kann den Völkern die Lehre geben, sich verantwortliche Vorstände zu wählen. Sie wissen übrigens, daß auch sie Gott wegen ihrer Pflichterfüllung verantwortlich sind, wozu gehört, sich und ihre Rechte vor Verletzung durch rohe Gewalt oder sogenannte Gesetze zu schützen. Nimmt man ohne weitern Beweis an, daß Europa jetzt in seiner Revolutionszeit ist, und daß der Streit zwischen denen besteht, welche Vorrechte haben, und welche sie nicht haben, so sind die Kräfte der Streitenden leicht gemessen." —

„Frankreich hält gut Haus, und seine Wirthschaft kommt vorwärts, aber seine Verwaltung schwankt, und sein Hof hat einen fehlerhaften Plan im Auge. Das Volk hat freie Hand bei seiner Arbeit und freien Erwerb und Erbgang des Landeigenthums. Man kann sagen: es ist durch die Revolution mit Ländereien beliehen, das Mittelalter hat dagegen die Soldaten zu Grundherren gemacht. Zwar befürchten selbst aufgeklärte Männer von der Theilbarkeit der Landgüter unter die sämmtlichen Erben, und von den kleinen Ansiedeleien, Uebervölkerung, und Malthus meint sogar, daß daraus die Soldatenmajestät erwachse. Nun besteht aber diese landwirthschaftliche Verfassung in Massachusetts seit langer Zeit, und hat dort nicht im mindesten die befürchteten Folgen gehabt. Wie sollte sie dahin auch führen? Sie strebt das Land in die rechten Hände zu bringen, und sie widerstrebt eben durch die freigegebene Bewerbung um Landeigenthum der Uebervölkerung. Ihr verdankt Frankreich sein rüstiges, gebildetes Landvolk und seinen blühenden Ackerbau. Soviel ist indeß auch gewiß, ein Land ohne künstliche Ungleichheit in der Vertheilung des Eigenthums, und ohne persönliche Rechtsungleichheit ist der That nach ein Freistaat. Und wenn es dahin mit Frankreich käme, so wäre das für die Welt doch noch kein Unglück. Die Verwaltung ist der entgegengesetzten Richtung gefolgt, und hat mit Hülfe der Bayonette die Wahlordnung verändert, sie kann auch die ganze Volksvertretung zum Spielwerk machen, wenn sie dieselbe auf die Höchstbesteuerten beschränkt; aber Festigkeit gewinnt sie dadurch nicht. Man hätte den Versuch wagen sollen, den Liberalen zu trauen. Sie halten nicht zusammen; der Adel hält dagegen zusammen, und die note secrète beweist, wie weit das gehe. The policy of the cabinet is antinational."

„In Spanien soll, nach Versicherung von glaubwürdigen Männern gegen den Verf., unter dem Gewande von Freimaurerei sich eine geheime Bundesverwaltung überall und durch alle Stände verbreitet haben; mit Ausschluß der höheren Geistlichkeit. Auch melden die Schriften über die spanische Revolution bald mehr bald weniger von einer solchen Mitwirkung. Aber die Ursache dieser Revolution war doch auch die Civilisation. Man werfe nicht ein, daß Spanien ja so sehr in Ackerbau, Gewerbe und Handel zurück war, denn es bedarf nicht der höchsten Stufe der Civilisation, um unerträglich zu finden, sich mittelst Inquisition und Folter regieren zu lassen. Sollte man dort noch eine Contrerevolution versuchen wollen, und könnte man dabei den General Morillo vorschieben, so wäre wenigstens ein tüchtiger Kriegsmann zu Gebot. Seine Herzensmeinung scheint noch nicht klar zu seyn; wenn er gegen die Americaner gefochten hat, als hätte er die eigene Sache zu verfechten, so hat er sich in Spanien dagegen sehr gemäßigt und milde benommen, und die Hofleute thun wiederum, als ob sie seiner gewiß wären. Fast sollte man vermuthen, er habe Lust, unter Umständen der spanische Bonaparte zu werden. America ist für Spanien verloren, aber die Umstände haben sein Gelangen zur Freiheit übereilt, und es wird die Nachwehen von der frühzeitigen Geburt fühlen. Der Eintritt seiner Völker unter die selbständigen Staaten muß allerdings große Folgen haben, aber es ist eine ungegründete Furcht, daß Europa das americanische Gold und Silber nicht mehr bekommen werde. Die neuen Staaten haben dort weit nähere und nöthigere Arbeiten, als sich mit Gewerbanlagen abzugeben, und sie werden daher den europäischen Gewerbwaaren offen bleiben, also wird auch der Zufluß von dem americanische Gelde nach Europa bleiben."

Von Neapel und den dortigen Ereignissen wird in dem Sinn gesprochen, der sich daraus schon abnehmen läßt, „daß die beste Vertheidigung für die Sache, der Verrath derselben, eine schlechte Vertheidigung sey, weil er die dortige Verderbtheit beweise."

In dem Benehmen der christlichen Mächte gegen Griechenland findet der Verf. „einen Widerspruch mit der Legitimitätslehre."

Nach seinem Wunsch und Willen wäre „der deutsche Bund nach dem Americanischen gebildet worden. England, Oesterreich und Preußen nennen sich die Mitglieder desselben, sind aber in der That die Herren und Meister davon. If the establishment of the present constitution of the United States encounterd no small opposition from the offended pride of the states, it may easely be imagined what would be the resistance of the emperors, kings and princes, the least of whom would think the ordre of the universe in danger, if he lost the bauble, which he calls his crown. The idea was wholly inadmissible, and in reality was never publicly suggested. Ohne die Landung des großen Friedensstifters wäre der Bund nicht zu Stande gekommen: an other representation of the drama of the partition of Poland in a specious and plausible shape. Die ständischen Verfassungen von Baiern, Würtemberg und Baden verglichen mit dem Benehmen der Stände führen zu der Bemerkung, daß die Wahlformen ziemlich gleichgültig sind, wenn nur die rechten Männer da sind." Es wird in andrer Beziehung gesagt, „daß die beste Regierung sey, wenn der Weiseste unbeschränkte Gewalt habe, und daß eben diese Ausnahme den Grundsatz bestätige." Von Preußen heißt es ohne weitere Erklärung als die Hinweisung auf allgemeine Glaubensduldung: „there was also no established religion; und es sey der Plan gewesen, daß Göthe (!!) bei der Ständeversammlung, und der Entwerfung einer Verfassungsurkunde die Feder habe führen sollen."

Die Feder entfällt uns, wenn der Verfasser auf Rußland kommt.

Die innern Verhältnisse der Niederlande werden anschaulich gemacht, besonders um zu zeigen, „daß ihre Vereinigung nicht ihnen, sondern England vortheilhaft gewesen sind. England seinerseits hat für seinen Handel auf dem wiener Congreß mehr ausgewirkt, als im Parlament von der Opposition anerkannt worden. Es kann überhaupt bei seiner Verfassung und Verwaltung ruhig bleiben. Sein Unglück ist, daß ihm seine Seeherrschaft zu viel kostet, daß es seinen Handel unnatürlich ausdehnt, und daß durch seine Reichthümer die Armuth zu einer verzweiflungsvollen Höhe steigt. Möglich, daß daraus ein Armenkrieg, radical war, entstände — und daß die Americaner in seine Handelsgröße träten, worin sie schon seine Nebenbuhler sind."

„Europa hat das Unglück gehabt, noch immer ohne irgend ein anerkanntes Oberhaupt gewesen zu seyn. Der Papst schien es zu werden, aber die Soldaten kamen den Geistlichen zuvor, und nach der Meinung der Protestanten war das wohlgethan. Was wäre aber geworden, wenn der Sieg auf Seiten des Papstthums gewesen? Die Geistlichen hätten die Civilisation nicht zurückhalten können, aber diese würde sich mehr auf dem Friedenswege, statt auf dem Kriegeswege, entwickelt haben. Es würde zu einem europäischen Völkerverein (international System) unter dem Gesetz des Friedens gekommen seyn, wogegen jetzt das europäische Völkerrecht sich auf ewigen Krieg gründet. Die Nachbaren betrachten sich als natürliche Feinde, sie bewachen einander, sind wider einander auf der Hut, und die Schwachen thun sich zusammen, um den Starken gewachsen zu seyn. In Nordamerica ist das ganz anders, sein Völkerverein beruht auf der Grundlage des Friedens, alle Staaten stehen unter dem Gesetz und erkennen eine gemeinschaftliche Gewalt über sich an. So fürchtet Niemand sich vor dem Andern und hält keine Soldaten wider einander. Dagegen hat ein einziger Staat in Europa einen Friedenshalt von 800,000

Digitized by Google

Bayonetten, und Europa gleicht einem Menschen-Schlachthause. — — — — — — — — — — — — — — — — — Man verbirgt den Zustand schlecht, wenn man ihm den Namen des Gleichgewichtes gibt und aus dem Gleichgewichtshalten unter den Mächten eine Lehre der Staatskunst macht. Es ist nichts weiter, als ein Nothbehelf, da die wahre Hülfe wider die Ueberwältigung der Schwachen von dem Starken: das lebendige Gesetz, die anerkannte höchste Gewalt fehlt. Jetzt ist überdem alle Berechnung des Gleichgewichtes vernichtet. Alle Mächte zusammengenommen sind nicht so stark als Rußland allein. Ihr Soldatenhalten ist beschränkt, das seinige nicht; sie sind innerlich bewegt, Rußland ist ruhig; sie haben dort keinen Anhang, Rußland hat ihn bei ihnen; sie sind seinem Angriff offen, Rußland ist dem ihrigen verschlossen."

„Ein großes Seewesen gefährdet weder die Freiheit im Innern, noch die Unabhängigkeit im Auslande; doch verführt es zu weitaussehenden Unternehmungen und zur Anmaßung der Seeherrschaft, welche der Kosten nicht werth. England hat ein Seeungeheuer daraus gemacht. Seine Seegesetze verordnen die Räubereien auf dem Meer, welche vormals zu Land und See gleichmäßig barbarisch Rechtens waren, und welche längst auf dem Lande wie Schandthaten gebührend bestraft werden. Wo sind aber die englischen Seegesetze, daß die Ebbe oder Fluth entscheidet: ob ein Raub eine gesetzliche Handlung ist, wodurch man Eigenthum erwirbt, oder ein Verbrechen, welches an den Galgen führt? Dieselben Waaren sind von demselben Schiff an derselben Stelle rechtmäßig genommen, wenn das Schiff durch die Fluth flott ist, und sie sind räuberisch genommen, wenn es durch die Ebbe auf dem Grunde liegt. Man schneidet auch mit demselben Recht den Handelsleuten ihren Handel ab, womit man ihnen den Hals abschneidet. Und ist es allerdings folgerecht, daß man in dem gerichtlichen Verfahren über das aufgebrachte Gut der Unbetheiligten bei dem Kriege die Vermuthung wieder sie streiten läßt, daß sie betheiligt sind, also den Krieg zum Grundsatz und den Frieden zur Ausnahme macht. Der Congreß zu Wien hat die Seegesetze auf sich beruhen lassen. Auch America hat die Forderung nicht zugestanden erhalten, daß nach dem Seerecht von 1756 verfahren würde, doch hat es sie nicht aufgegeben und verlangt, daß auf seinen Schiffen nicht gepreßt, und ganze Küsten nicht gesperrt werden. So uneins geblieben, wird jeder englische Krieg nothwendig zum Bruch mit America führen. In ihrer letzten Fehde haben die Kaper des einen ohngefähr so viel Schiffe genommen, als die Kaper des Andern. Es würde also keiner von Beiden verlieren, wenn sie dieses Seeräuberwesen abschafften, wie es zwischen Nordamerica und Preußen schon abgeschafft ist. Wenn übrigens die brittische Menschenfreundlichkeit die Abschaffung des Sclavenhandels durchzusetzen vermocht hat, so fällt es desto mehr auf, daß sie bisher an dem Matrosenpressen gar keinen Anstoß genommen hat. Das Matrosenpressen liefert, wie der Sclavenhandel, eingefangene Menschen zu schwerer Arbeit unter Peitschenhieben, und nicht, wie diese Schwarze, Fremde, sondern Weiße, Landsleute. Das Matrosenpressen und die Kaperei verträgt sich mit der Civilisation nicht, und wird, kann sich unter ihr nicht halten."

„Wenn man die Riesenschritte betrachtet, welche die Civilisation binnen den letzten 50 Jahren gemacht hat, so läßt sich nicht zweifeln, daß in kurzer Zeit noch Größeres folgen wird. Ein ganzer Welttheil ist zur Aufklärung, zur Freiheit gelangt. In freier Verfassung vereinigt Nordamerica eben so viele Völker, als Europa zählt, sie sind noch nicht so groß, aber sie werden täglich größer. In Südamerica tritt eine ganze Reihe neuer Völker unter die selbständigen Mächte und eröffnet unermeßliche Aussichten der Gewerbsamkeit, dem Handel und der Wissenschaft. Das ungeheure brittische Reich in Asien ist doch nur erst die Grundlage zu der Schöpfung, welche dort durch europäische Künste bevorsteht. In Africa bricht das Bekehrungswesen der Civilisation die Bahn, es verbreitet die Werkzeuge zur nothwendigsten Arbeit: die Zimmerart, Pflugschaar, Sichel, und es dringt mit sicherem, obgleich wenig bekanntem Erfolg in die Binnenländer vor, während an der Küste die europäische Bevölkerung zusehens wächst. Ueberhaupt geht die Civilisation von Europa mit der Colonisation gleichen Schritt."

„Nach dem, was seine arbeitsfleißigen Söhne schon in der Fremde geleistet haben, und nach dem, was ihre Niederlassungen geworden sind, kann die Zeit nicht fern seyn, worin die europäische Bevölkerung über ganz Asien und Africa sich ergießt, und worin Europa zu diesen beiden Welttheilen in ein solches Verhältniß tritt, worin jetzt England zu Nordamerica steht. Es wird der bevölkertste, reichste, aufgeklärteste Theil der glücklichste Theil der glücklichen Welt eines gleichen Ursprungs und Stammes werden. Und dieses Verhältniß kann sich dann nur durch Vergunst des Himmels und Bodens ändern. —

Eins wird Europa werden, wie Brittannien Eins geworden ist, obgleich es vor tausend Jahren zertheilter war, als jetzt Europa ist. Die gebildeten Leute gleichen sich überall in Kleidung und Benehmen, sie sprechen, lesen, denken und leben übereins, oder wenn sie verschiedener Meinung sind, so theilen sie sich darnach auf gleiche Weise, und der Anhang einer jeden Meinung geht durch die einzelnen Länder und steht überall einander entgegen."

„Der Adel hält zusammen und verschwägert sich durch ganz Europa; die Kaufleute haben ihr Haus gleichzeitig zu London, Neapel, Hamburg und Petersburg; Europa ist ihr Vaterland. Die Britten siedeln sich zu Tausenden auf dem festen Lande an, die deutschen Handwerker im Norden, Schweizersoldaten und französische Officiere dienen überall; und außerdem stehen die Europäer durch Briefpost und Zeitungen in einer Gemeinschaft, als wenn sie unter Einem Dache mit einander lebten. Sie können nicht von einander lassen, und doch auf friedlichem Wege kaum zusammen kommen und Eins werden." —

Die Leser werden die Hülfe des Referenten im Ganzen nicht fordern, um auf den Grund des gegebenen Auszugs den Verf. wegen dieses und jenes mit gutem Recht und Grund zu tadeln. Sie werden aber auch nicht verlangen, daß nun der Beurtheiler sich mit dem Verf. Stirn gegen Stirn messe; weil er seiner eignen Ehre schuldig ist, falsche Gründe nicht wider ihn zu gebrauchen, und weil er mit den rechten, echten Gründen nicht schalten und walten kann, ohne rechts und links Schaden zu thun. Hier ist überdem dazu der Raum viel zu beschränkt. Es soll nur noch die Frage berührt werden, wer ist denn der Verf.? Offenbar ein Americaner, aber in Europa gebildet und, nach seiner eigenen Angabe, darin umhergereist. Die Zeitungen haben den americanischen Geschäftsträger im Haag, Everett, genannt, und es scheint damit übereinzustimmen, daß der Verf. von Massachusetts wie von seiner Heimath spricht, und daß Oliver Everett, als dortiger Verleger, und als der Eigenthümer genannt wird, welcher die Schrift unter den Schutz des americanischen Gesetzes wider den Nachdruck gestellt hat. Es ist dieses Gesetz dort zur „Beförderung der Literatur" gegeben, doch hoffentlich wird es das deutsche Schriftthum nicht zur Auswanderung dahin verleiten.

123.

Otto der III. genannt der Aeltere, Graf zu Scheyern und Wittelsbach, Pfalzgraf und nachher Herzog in Baiern. Ein baierisches National-Schauspiel in 5 Acten, von Litz. Joseph Denk. Passau bei Pustet.

Die Liebe, sey es nun die für eine Geliebte, für das Vaterland, für die Religion, ja für einen Helden vergangner Tage, begeistert den Dichter, so behauptet man, und wirklich beweisen so manche herrliche Poesien, die aus einer innig bewegten Brust, aus einer feurig entzündeten Phantasie klangen, die Wahrheit dieses Satzes. Wie manchem außerdem nur mäßig Begabten gelingt ein Lied, wobei ihm die Liebe half, und andern von schönen Talenten, vom hohen dichterischen Genius hört man doch auch an, daß einige ihrer Schöpfungen mehr als die übrigen, der Erguß liebender Begeisterung sind. — Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Es kann einer ein Liebender in bester Form, ein ernstlicher Vaterlandsfreund, ein aufrichtiger Bewunderer von Großthaten seyn, und wird doch nur matt und seicht, oder trocken und kalt seine Herzensgefühle singen, und sich nie über gereimte Prosa erheben, weil der lebende poetische Funken in ihm auf immer schlummert. Belege dazu finden sich in allen Gedichtesammlungen, in Zeitschriften und Taschenbüchern, der ungedruckten nicht zu gedenken, die denn doch mitunter von dem besungnen Gegenstand höher gehalten werden, als wenn sie ein Schiller gedichtet. Am seltensten stellt sich poetische Begeisterung dann ein, wenn sich etwas Absichtliches hineinmischt, wenn nicht die Idee, sondern die Betrachtung den Aufschwung gab. Für Glaube, Liebe und Vaterland zu entglühen, zu schwärmen, das bedarf keiner Zurüstung, nur eines warmen empfindungsvollen Gemüths, einer beweglichen Einbildungskraft, aber durch die Vortrefflichkeit eines ganzen Geschlechts zu Dichterwerken entflammt zu werden, möchte nicht oft der Fall seyn; an dem Einzelnen ist der Punct für Herz und Phantasie sicherlich zu finden, der geliebt, verehrt, bewundert wird, der anzieht, aber das Gute zu erkennen, was eine erlauchte Familie seit einer Folge von Jahrhunderten zum Wohl der Völker, zum Gedeihen der Menschheit that, dazu bedarf es des ruhig richtenden Verstandes, der auch dem Dichter als rathender belehrender Freund zur Seite stehen muß, aber die beseelende Triebfeder, der Blitz erweckende Funken kann er im Gebiet des Idealen nun und nimmermehr seyn. Im dramatischen Fach mißräth solche Huldigung eines edeln Stammes meistens, auch wenn der Dichter richtigere Begriffe vom Theatralischen und Dramatischen hat, als der Verfasser obigen Schauspiels. Es besitzt dieses Stück jede Schwäche eines Schriftstellers, der in der Bühnenwelt, wie auf einem unbekanntem Meer ohne Compaß, ohne Kunde der Gewässer und Gestade schwimmt, und trägt dabei die auffallendsten Spuren der Mittelmäßigkeit und Nüchternheit. Ein redlicher Wille, das erhabene Geschlecht der Wittelsbacher zu rühmen, ohne darüber zum feilen Schmeichler zu werden, und herzliche Vaterlandsliebe, das sind die Tugenden dieses Dramas, dessen Schreibart das negative Verdienst besitzt, nicht geschraubt, und in Prosa geschrieben zu seyn, Verse, die doch einen gewissen Schwung erfordern, wären unerträglich gewesen. Damit wäre aber auch alles Gute gesagt, was sich davon melden läßt; mit dem Aufzählen der Schwächen gehts nicht so geschwind. Zuvörderst ist an Charakterzeichnung nicht zu denken, eben so wenig an poetische Motive, an dramatisches Interesse, an Handlung und einen durchblickenden Plan. Das Stück ist nichts mehr noch minder als eine dialogisirte Geschichte, auf Weise der sogenannten historischen Romane, als Friedrich mit der gebissenen Wange, die Familie Eboli, u. d. gl. womit in den Jahren 1785 bis 1795 die Lesewelt überschwemmt wurde, nur durch eine weniger rohe und unbeholfene Sprache gewinnt Otto der Dritte einen Vorzug vor ihnen. Der Held lobt sich und noch mehr thun es seine Freunde, sie bewundern ihn ob seiner Beredsamkeit, wenn er gerade die trivialsten Dinge zu Tag gefördert hat. Aber warum sollten sie es auch nicht, sprechen doch alle Kaiser und Fürsten und Knappen im gewöhnlichsten Conversationston, auch nicht einem erhabenen Gedanken begegnet man, dagegen hundert platten, es wird vieles gesprochen, und doch eigentlich nichts. Otto ist ein trefflicher Mensch, Gatte, Vater, Freund, Fürst und Krieger, der treueste Gefährte und Rathgeber Kaiser Friedrich des Rothbarts. Er verläßt ihn nicht in seinen Bedrängnissen, befreit ihn aus dringenden Gefahren, läßt sich (nebenher gesagt), während der Schlacht den Verlauf derselben erzählen, welcher alte Theaterkniff am unschicklichsten bei einem Helden seiner Art abermals hervorgesucht wurde. Nach allerei großmüthigen Einwürfen, Heinrich den Löwen nicht seines Lehns zu berauben, fügt er sich des Kaisers Willen, mit dem Herzogthum Baiern für sich und seine Nachkommen belehen zu werden. Der große Fürst hätte sichertlich einen geschickteren Lobredner verdient und zur Folie nicht bedurft, daß in der Vorrede Kaiser Friedrich im Vergleich mit ihm herabgesetzt und behauptet wurde, er, der Mann, der an Kenntniß, an Ideen so weit über sein Zeitalter hervorragte, „hätte nicht Großes ohne Otto vollbracht.“ Wäre denn Otto nicht eine edle und schöne Natur geblieben, wenn auch Landgraf Ludwig von Thüringen der Geschichte getreu, ein großartiger und kein heimtückischer, gemeiner Charakter, so wie der Verfasser ihn schilderte, gewesen wäre?

Möchte es doch dem Verfasser in Zukunft gefallen, für seinen Patriotismus eine andere Form, als die dramatische zu wählen! Versichern darf man ihn, auch ohne einen Wahrsagergeist, daß er in dieser nie eine Meisterschaft erreichen werde, und es ihm in der geschichtlichen Abhandlung besser gelingen dürfte.

19.

Neueste französische Literatur.

Vom Senator Grafen Orlow, dem Verfasser der Mémoires sur Naples ist ein Essai sur l'histoire de la *Musique en Italie* von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage in 2 Bänden erschienen.

Der Major Pertusier, von der reitenden Artillerie der Garde, hat herausgegeben: *La Bosnie*, considerée dans ses rapports avec l'empire Ottoman.

Von einer neuen Ausgabe der Galland'schen Uebersetzung der Tausend und Eine Nacht — entièrement revue sur les textes originaux, et augmentée de plusieurs nouvelles et contes traduits des langues orientales, par M. *Destains*; — so wie von einer Uebersetzung des Theocrit in französische Verse von Servan de Sugny werden Prospectus ausgegeben.

Zum hundersten und letzten Bande der Bibliothèque d'une maison de campagne hat man gewählt: Passions du jeune *Werther* par Goethe.

Das Bedürfniß der Zeit, das Neueste in Politik und Literatur in einer Nuß zu besitzen, muß fortwährend wachsen; wenigstens thut man Alles, ihr darin entgegen zu kommen. So soll den Tablettes universelles, dieser nützlichen und mit vielem Verstande gemachten Zusammenstellung, der nur eine schnellere Erscheinung zu wünschen wäre, an die Seite gesetzt werden, ein Journal unter dem Titel: le Mois littéraire et historique ou Esprit des journaux, wovon der Julius bereits erschienen ist, und jedesmal den 15ten ein Heft herauskommen soll. Der Titel verspricht: Originalaufsätze, Auszüge, Kritiken; ein tableau raisonné der Begebenheiten in der gesammten gebildeten Welt, und eine Uebersicht der Lage von Frankreich.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 198.

28. August 1822.

Marienbad im Vorsommer 1822.

Marienbad gehört seit dem Jahre 1813 in die Reihe der ersten Badeörter Deutschlands; allein es ist noch lange nicht so bekannt, als es nach der Vielseitigkeit und Kraft seiner Heilquellen und seiner Bäder zu seyn verdient. Ohne irgend einer andern gefeierten und vielbesuchten Heilquelle Eintrag zu thun, ist es doch Pflicht dessen, der Marienbad genauer kennen lernte, ähnliche Leidensgenossen auf dessen Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen.

Referent leidet, bei seinem Berufe als Gelehrter, seit einem Jahrzehend in vielfacher Hinsicht an Beschwerden des Unterleibes und Blutes. Eine lebensgefährliche Krankheit, die Folge jener Beschwerden, ward nur schwer bestanden, und Schwäche der Verdauung, Mangel der Eßlust und des Schlafes, Andrang des Blutes nach dem Kopfe, so wie unzählige andere damit verbundene Symptome, die nicht hierher gehören, blieben ihm seit der Zeit zurück. Viermal besuchte er Karlsbad, viermal Franzensbad; andere Bäder hat er blos im Fluge, viele Brunnen Deutschlands aber — Seidschützer, Billiner, Selterser, Geilnauer, Fachinger, Schwalbacher, Driburger, Pyrmonter — aus wiederholtem Gebrauche während der Sommermonate kennen lernen. Nach diesen selbstgemachten und genau beobachteten Erfahrungen kann er versichern, daß Marienbad, bei aller Verwandtschaft mit einigen der genannten, doch durch seine Eigenthümlichkeiten wesentlich von allen sich unterscheidet, und namentlich für die sich eignet, die an schlaffer Faser leiden. Wer den Hufeland über die Heilquellen Deutschlands kennt, kennt auch den mächtigen Unterschied zwischen straffer und schlaffer Faser. Mögen alle, welche, bei gesunder Brust und straffer Faser, am Unterleibe, an der Leber und Milz leiden, nach Karlsbad wandern, das sie gewiß, entweder neu verjüngt, oder doch wenigstens sehr erleichtert verlassen werden; für diejenigen, welchen der heiße Trank der Karlsbader Quellen die Erschlaffung vermehrt, bei welchen die Brust sehr reizbar oder bereits angegriffen ist, und deren Blutsystem eines kalten Brunnens, und zwar in einer sorgfältig berechneten Steigerung, bedarf, — für alle endlich, wo kohlensaures Gas, als tonisches Mittel, im innern und äußern Gebrauche angezeigt ist, — muß Marienbad genannt und hochgepriesen werden. Außerdem mögen alle an Gicht, an Hämorrhoiden, überhaupt alle an chronischen Krankheiten des Magens, der Gedärme, der Leber, der Milz, des Pankreas und der lymphatischen Drüsen Leidende, alle vom Schlagflusse Gelähmte hieher wandern, um die Kräfte dieser Quellen, dieser Bäder, dieser Moorumschläge zu empfinden.

Denn vier Trinkquellen sind es, welche zunächst geschildert werden müssen. Wer eines „kalten Karlsbades" — aber keines nachgemachten, sondern eines im innern Heiligthume der Natur selbst bereiteten — bedarf; der walle zu dem Kreuzbrunnen, der, seit seiner ersten Bekanntwerdung im Jahre 1813, bereits einen so hohen Ruf in ganz Europa erlangt hat, daß, außer den Massen, die an der Quelle getrunken werden, jährlich 180,000 Flaschen von demselben versendet werden müssen. Seine Salze lösen auf und reinigen den Unterleib, Leber und Blut; an seinen Geschmack gewöhnt man sich leicht; er beruhigt den aufgeregten Puls, zerstört vieljährige Schleimanhäufungen, befreit den Kopf von anhaltender Düsterheit, und bewirkt bei den meisten eine große Eßlust. Referent aber spricht aus eigner, wiederholter Erfahrung, wenn er denen, welche an schlaffer Faser und großer Schwäche der Verdauungswerke leiden, den Kreuzbrunnen an der Quelle mit Vorsicht und nicht in großen Massen zu trinken empfiehlt. Für Leidende dieser Art hat die Natur in Marienbad auf eine in der That alle Erwartungen und Wünsche befriedigende Weise in der, noch viel zu wenig im Auslande gekannten, Ferdinandsquelle gesorgt, die erst im Jahre 1819, unter thätiger Mitwirkung des als Chemiker sehr geachteten Apothekers Brem in Marienbade, neu gefaßt ward. Als tonisches Mittel, sehr reich an kohlensauerm Gas, doch ohne damit so viel Eisen zu verbinden, wie der Franzensbrunnen, oder der Schwalbacher Stahlbrunnen, oder der Pyrmonter, von einer herrlichen Frische und Klarheit, leicht verdaulich und durch seinen Geschmack der Zunge und dem Magen zusagend, hat das Wasser der Ferdinandsquelle für alle Schwächliche in Hinsicht des Unterleibes und Blutes so außerordentlich viel Belebendes und Aufregendes, ohne irgend einen Nachtheil befürchten zu lassen, daß die Wangen derer, die bis dahin blaß und gelb gemischt waren, nach vierzehntägigem Gebrauche der Ferdinandsquelle sich rötheten, vieljährige Stockungen in den Absonderungswegen sich hoben, und ein neues Gefühl der Behaglichkeit, des Wohlbefindens und der gestärkten Kraft über dieselben sich ausgoß. Obgleich von dieser herrlichen Quelle bereits jährlich über 6000 Flaschen auswärts,

namentlich nach Polen, versandt werden; so ist sie doch an manchen Orten, wo Tausende von Flaschen auswärtiger Brunnen getrunken werden, noch zu wenig gekannt, daß man in den bedeutendsten Brunnenlagern vergeblich darnach fragt. Aus diesem Grunde muß denn Referent, dem die Wahrheit in diesem Berichte an seine leidenden Mitbrüder über alles geht, hier versichern, daß das höchst flüchtige und belebende Gas dieser Quelle in der auswärts getrunkenen Flasche eben so stark sich ankündigt, wie auf der Wiese von Auschowitz, wo diese Quelle entspringt. Zuversichtlich kann er zugleich behaupten, daß, bei der eigenthümlichen Mischung der Bestandtheile der Ferdinandsquelle, worunter auch kohlensäuerliches Manganoxyd sich befindet, das Wasser dieser Quelle weit verdaulicher für Schwache ist, als die eisenhaltigern Quellen vom Franzensbrunnen, Schwalbach und Pyrmont. Selbst der Driburger, welchem im Geschmacke und im aufwogenden Perlen des Gases im Glase die Ferdinandsquelle am nächsten kommt, ist schwerer zu verdauen, als diese. So ähnlich nun auch in manchen Puncten die Ferdinandsquelle dem Kreuzbrunnen ist; so wirkt sie doch nicht so stark auf die Darmentleerungen, wie dieser, allein mehr auf die Nieren, auf die Haut, und auf die Belebung des Blutes. Trügen den Referenten nicht die an sich selbst und an Andern gemachten Beobachtungen; so ist die Ferdinandsquelle besonders geeignet, dem Blute die verlorne Röthe und Lebendigkeit, den fehlenden Ton zurückzugeben, dasselbe vom Schleim und Stockungen zu befreien, und, außer dem Magen, auch auf die zweiten Verdauungswege wohlthätig zu wirken, wohin kein nachgemachtes Gas zu bringen vermag.

Die dritte und vierte Quelle sind der Carolinen- und Ambrosiusbrunnen. Beide sind, ihren Bestandtheilen nach, einander nahe verwandt; doch daß die Ambrosiusquelle in Allem ungefähr das Drittel weniger hat, als der Karolinenbrunnen. Da Männer von Einsicht im Badeorte selbst es fühlen, daß die Ambrosiusquelle einer neuen Fassung bedarf, und diese Quelle, unverschlossen, zu jeder Zeit den Bedürfnissen der untern Volksklassen offen steht; so verweilt Referent nur bei der Carolinenquelle, die, wie die beiden genannten Marienbader Quellen, sich durch eine herrliche Fassung, durch ein völlig reines und klares, ziemlich eisenhaltiges Wasser auszeichnet, das, wenn es gleich nicht die Stärke und Schwere des Wassers des Franzensbrunnens und Pyrmonters erreicht, doch eben deshalb um so leichter verdaut wird, und eine Steigerung des Eisengehalts, in Beziehung auf den Kreuzbrunnen und die Ferdinandsquelle, bildet.

Das wahrste Resultat über die vier Marienbader Trinkquellen hat der dasige Brunnenarzt, Dr. Heidler, in seiner trefflichen Monographie: „Marienbad, nach eigenen bisherigen Beobachtungen und Ansichten ärztlich dargestellt, 2 Theile, Wien, 1822, bei Gerold (2 Thlr. 4 Gr.)," also gezogen: „Es erscheint uns die Ferdinandsquelle nach dem Gehalte an Kohlensäure reicher, als der Kreuzbrunnen, und als der Carolinenbrunnen; nach der Summe der Salze und Erden ärmer als der Kreuzbrunnen, reicher als der Carolinenbrunnen; nach dem Eisengehalte reicher als der Kreuzbrunnen, ärmer als der Carolinenbrunnen. Demnach hat der Kreuzbrunnen die meisten Salze und Erden, das wenigste Eisen und die wenigste Kohlensäure; der Carolinenbrunnen die wenigsten Salze und Erden und das meiste Eisen; die Ferdinandsquelle die meiste Kohlensäure, und ist, von der Eigenthümlichkeit abgesehen, welche ihr das kohlensaure Manganoxyd ertheilt, rücksichtlich der übrigen Bestandtheile, auch von chemischer Seite betrachtet, dem Kreuzbrunen weit näher verwandt, als dem Carolinen- und Ambrosiusbrunnen." — Beiläufig bemerkt Referent, der eine sehr reichhaltige Sammlung von Brunnenschriften besitzt, daß, außer den gediegenen ältern Monographieen von Marcard über Pyrmont, und von Brandis über Driburg, keine der neueren über irgend eine deutsche Heilquelle die Vergleichung mit der Heidlerschen über Marienbad aushält; man mag nun das Umschließen aller dahin gehörenden Gegenstände in physikalischer, chemischer und ärztlicher Hinsicht, oder die anspruchslose Wahrheit der Beschreibung und des ganzen Tons, oder selbst die lebendige und correcte stylistische Darstellung in Anschlag bringen.

Bereits drei Jahre früher hatte der wackere Dr. Heidler in seiner Schrift: „Ueber die Gasbäder in Marienbad, nebst einer skizzirten Beschreibung dieses Kurortes, Wien 1819, bei Wimmer, 8." in demselben einfachen, genau beobachtenden und völlig anspruchslosen Geiste die Marienbader Gasbäder geschildert, die nun aber in der genannten Monographie noch vollständiger gewürdigt worden sind. Auch als Brunnenarzt genießt Dr. Heidler allgemeines Zutrauen. Die Leidenden, die sich ihm anvertrauen (und Referent gehörte zu denselben), werden von ihm mit Theilnahme, Vorsicht, fast täglicher Berathung, und mit dem Wahrheitssinne behandelt, welcher besonders diejenigen Leidenden anspricht, denen daran liegt, daß sie erfahren, wie sie körperlich stehen. Ohne diese Eigenschaften würde der in ganz Deutschland gefeierte Fürst von Thurn und Taxis, der sich im Vorsommer 1822 im Marienbade befand, und besonders die Ferdinandsquelle täglich besuchte, nicht Heidlers Berathung sich anvertraut und in dessen Hause gewohnt haben! — Schon vor mehrern Jahren gebrauchte der nun verewigte Herzog Albert von Sachsen-Teschen, und der vormalige König von Holland das Marienbad, und im vorigen Jahre erfreute es sich der Gegenwart des Königs von Preußen, der, mit seinem Gefolge, in der Apotheke zum schwarzen Adler übernachtete.

Doch neben den vier Trinkquellen sind in Marienbad auch die Bäder und die Moorerde von hoher Wichtigkeit. Möge der, welcher vollständige Belehrung darüber sucht, Heidler's Schilderung beider nachlesen, die der Referent aus eigner Erfahrung (er nahm wäh-

Digitized by Google

rend ſeines dortigen Aufenthalts 18 Bäder und 13 erwärmende Moorumſchläge auf die Milz und eine Verhärtung in den Gedärmen der linken Seite) als treu und wahr beglaubigen kann. Zwar wird im Marienbade die Bequemlichkeit vom Franzensbade vermißt, in den Wohnhäuſern baden zu können; allein das große, zweckmäßig eingerichtete, und von einem ſehr ſorgſamen Bademeiſter, unter Anweiſung des Brunnenarztes, geleitete Badehaus hat, beſonders nach dem erweiterten Ausbau, der Badeſtuben ſo viele, daß es nicht an Platz für die Badeluſtigen fehlt, und die an kohlenſaurem Gaſe ſo ausgezeichnet reiche Badequelle liegt ſogleich hinter dem Badehauſe, in welches aus jener das Waſſer unmittelbar, und ohne in ſeinem Laufe zu verdünſten, geleitet wird.

Das Bad im Marienbade treibt die Röthe ins Geſicht, ohne deshalb Congeſtionen zu bewirken, erhöht die Stärke des Pulſes, ohne ihn zu beſchleunigen, und leitet eine wohlthätige Wärme nach der äußern Haut, während im Franzensbade das Bad die Wärme nach innen zurückdrängt, weshalb man auch, beim Ausſteigen aus dem letztern, ein kleines Fröſteln fühlt, und die Aerzte im Franzensbade rathen, nach dem Bade ſich einige Zeit ins Bett zu legen, oder doch ſehr warm bekleidet auf dem Sopha zu ruhen. Dagegen ſcheint im Marienbade — freilich zunächſt an warmen Tagen — nach dem Bade eine mäßige — nicht bis zum Schwitzen getriebene — Bewegung in freier Luft ſehr rathſam zu ſeyn. Referent hat jedesmal nach dem Bade das Bedürfniß für eine ſolche Bewegung, und dieſe ſelbſt ſehr heilſam gefunden. Wo für den Leidenden viel Gas im Bade nöthig iſt; da wirkt Marienbad mit ſeinen vielen tauſend Gasperlen auf der Oberfläche des Waſſers in der Badewanne trefflich; wo man aber beſonders Eiſen ſucht, da dürften die Bäder im Franzensbade vorzuziehen ſeyn.

Die erwärmte Moorerde endlich (erwärmt durch darauf gegoſſenes Waſſer aus der Badequelle) wirkt Geſchwülſte zertheilend, aufregend und belebend. Aus derſelben werden auch höchſt wirkſame Schlammbäder bereitet, und kaum darf es bemerkt werden, daß die Douche und die übrigen in den beſſern Bädern eingeführten Apparate hier nicht fehlen.

Entſchieden zeichnet ſich Marienbad vor andern Bädern durch ſeine vielfachen und verſchiedenen Heilmittel aus; denn ſelten wird ein ſo kleiner Punct der Erde drei ſo verſchiedene, und doch gleich wirkſame Quellen beſitzen, wie Marienbad im Kreuz-, Ferdinands- und Carolinenbrunnen, und dabei die davon verſchiedene und doch höchſt wohlthätige und an Gas ſo überreiche Badequelle und Moorerde. Dazu kommt, daß — die Waſſerſucht und Lungenſucht abgerechnet — Marienbad höchſt unbedenklich gebraucht werden kann, weil alle ſeine Quellen ſo mild ſind, daß ſie — in Vergleichung mit ähnlichen Bädern — den Leidenden nicht leicht einer Gefahr ausſetzen.

Nimmt man Marienbad als Aufenthaltsort; ſo darf man nicht vergeſſen, daß es erſt ſeit einem Jahrzehend angebaut worden iſt, und daß, auf dieſem Boden und unter den daſigen Verhältniſſen, von dem Grundherrn, dem Abte des Stifts Tepl, und von den Einwohnern und Hausbeſitzern das Möglichſte geſchehen iſt, den Aufenthalt geſund, bequem und angenehm zu machen.

Mehr als dreißig Häuſer, unter dieſen mehrere im edeln Styl gebaut und für die Bequemlichkeit der Badegäſte zweckmäßig eingerichtet, bilden den Badeort. Ein Theil derſelben liegt in der unmittelbaren Nähe des Kreuzbrunnens; die meiſten dieſer Häuſer ſind dem Umfange nach kleiner, als der andere Theil, der auf einer ſanft anſteigenden Anhöhe gebaut iſt. Der Ort iſt auf drei Seiten mit hundert tauſenden von Fichten und Tannen umgeben, welche den Rücken eines den Badeort einſchließenden Gebirges bedecken; nur auf der Südſeite iſt der Eingang in das Thal offen. Die Wirthe der Häuſer ſind gefällig, freundlich und theilnehmend, doch wie in jedem Badeorte, nach ihrer Individualität in Beziehung auf dieſe Eigenſchaften, verſchieden. In Hinſicht des Luxus ſteht Marienbad noch hinter Carlsbad und Franzensbad zurück; die Preiſe der Wohnungen dürften, mit wenigen Abweichungen, in allen drei Bädern ziemlich gleich ſeyn. Die Koſt aber, im Klingerſchen Gaſthauſe zu Marienbad, iſt im Ganzen ſehr gut, und dem Preiſe nach mäßig, wenigſtens nicht theurer, als im Carlsbade und Franzensbade; eben ſo werden die Speiſen im Gräflich Klebersbergiſchen Hauſe gerühmt, in welchem Göthe im Jahre 1822 bereits zum zweitenmale wohnte. Fehlt es gleich im Marienbade, wie im Franzensbade, beſonders im Vorſommer, am Wechſel der Gemüſe; ſo iſt doch für gutes Rindfleiſch und Wildpret, für Fiſch und Federvieh geſorgt. Da übrigens Marienbad ſelbſt noch wenige Gärten hat, und alle Lebensbedürfniſſe ziemlich weit dahin gebracht werden müſſen; ſo iſt die Einrichtung der daſigen Speiſehäuſer um ſo mehr zu loben. Auch Brod, und weißes Backwerk ſind beſſer, als in andern Badeörtern; nur daß in dieſer Rückſicht Carlsbad wohl alle übertrifft.

Im Ganzen lebt man im Marienbade nicht wohlfeiler, als in andern böhmiſchen Bädern; allein gerechte Anerkennung verdient es, daß, während im Carlsbade und Franzensbade ſeit 1820 die Kurtaxe *) von 4 Papiergulden auf 4 Silbergulden 12 Rthlr. 16 Gr. Sächſiſch) erhöht worden iſt, ſie in Marienbad bei 2 Fl. 15 Kr. (etwa 16 Gr. Sächſiſch) blieb; daß das einzelne Bad im Badehauſe 5 Gr. 4 Pf. (ohne eine „Diſcretion" beim Abgange an den Bademeiſter und die Badem ädchen) koſtet; daß ſämmtliche Brunnen früh und gegen Abend pünctlich geöffnet werden, und daß für Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit von der aufſehenden Behörde genau geſorgt wird. Nur fehlt noch eine im ganzen Orte vernehmbare Schlaguhr, ein Bedürfniß, das wegen der gewählten Badeſtunden im Badehauſe doppelt gefühlt wird, und Schatten an heißen Tagen. Wenn Franzensbad — mit Ausnahme ſeiner Hauptquelle, des Franzensbrunnens — nach den beiden übrigen Quellen: der Salzquelle und dem Sprudel **) die Vergleichung mit Marienbad

---

*) Die Kurtaxe ſollte ſich überall nach der Zeit richten, welche ein Badegaſt im Orte zubringt. So aber muß z. B. im Carls- und Franzensbade ein Brunnengaſt, der 14 Tage verweilt, dieſelben 4 Silbergulden bezahlen, wie einer, der ein Vierteljahr daſelbſt ſich aufhält. Ein Silbergulden Kurtaxe für jede Woche dürfte der billigſte Mittelweg ſeyn!

**) Ein geiſtvoller Arzt, Dr. Ziegler in Regensburg, ſagt in ſeiner gehaltreichen Schrift: „Ueber Marienbad in Böhmen und das Kreuzbrunnenwaſſer (Regensb. 1820. 8.)" etwas ſcharf, aber wahr, darüber Folgendes: „Kein Wunder, daß das ſchnelle Aufblühen dieſes mächtigen Badeortes (Marienbades) die benachbarten ältern Bäder, vorzüglich das ſchöne Franzensbad bei Eger, etwas unruhig machte. Beſorgniß und Neid wollte nun mit einem Male der Natur abgewinnen, was ſie da nicht zu geben ſich vorgenommen hatte. Es ſollte abſolut hier ein Kreuzbrunnen fließen, weil dem Schooße Marienbads eine Schweſterquelle des Franzensbrunnens entquillt. Anfangs glaubte man dieſen in einem Waſſerſtrome zu finden, den man in einer Faſſung von Serpentin toben ließ, Sprudel taufte, und ihm befahl, Wunder zu wirken; allein noch ſchweigen davon die Kranken eben ſo, wie von einer andern Salzquelle, die man ſpäter in einem Wieſengrunde unweit Franzensbad auffand." — Referent ſagt, zur Ehre der Wahrheit, hinzu, daß, obgleich dieſe Salzquelle zu Franzensbad im Jahre 1822 neu gefaßt und templerartig überbaut worden iſt, ſie doch nur mit dem gewöhnlichen Bitterwaſſer, nicht aber mit dem Kreuzbrun-

nicht aushalten kann, und die Frequenz desselben mit jedem Jahre sich vermindert; so steht es doch durch seine groß gedachten Anlagen, durch seine herrlichen Kastanien- und Pappelalleen, durch seine gegen Sonne, Sturm und Regen schützende Colonade, durch seinen englischen Dudezpark und durch die ganze lachende, zum Theil romantische Gegend über Marienbad. In den letztern Beziehungen muß im Marienbade noch vieles nachgeholt werden. Die freien großen Plätze daselbst müssen durch Schattengänge von Kastanien in der Hitze genießbarer gemacht, die Häuser von außen mit Lauben oder andern schützenden Obdächern versehen werden, damit man in Marienbad den Mangel abwechselnder schattiger Spaziergänge weniger fühle. Je stärker der Luftzug in dem fast völlig baumlosen Orte — besonders für rheumatische Personen — ist; je weniger sie beim Auf- und Abwandeln an heißen Sommertagen gegen den versengenden Strahl der Sonne, oder gegen schnell überraschende Strichregen gedeckt sind; je mehr die Brunnengäste auf diese Spaziergänge in der Nähe des Badeortes selbst sich beschränken müssen, weil weder die etwas entfernten Orte (Plan, Kuttenplan, Einsiedl) an sich, noch die Wege dahin zu öftern Abstechern einladen; desto mehr muß in Marienbad an die Vollendung einer Colonade vom Kreuzbrunnen zum Carolinenbrunnen, und an die Besetzung der breiten Straßen und Wege auf und an den Anhöhen des Orts mit Kastanien, Acacien, Obstbäumen u. s. w. gedacht werden. Es kann nur Vorurtheil seyn, daß der schöne Anblick der Häuser durch solche Baumgänge verlieren würde. Sind ja doch Leipzig, Altenburg und viele Städte ringsum mit Alleen umgeben, und wie viele Tausende von Bäumen finden sich im Franzensbade, ohne daß dadurch die äußere Ankündigung dieses Ortes verloren hätte! — Endlich könnte auch die Musik, welche früh und Abends beim Kreuzbrunnen und bei der Ankunft der Brunnengäste vor ihren Wohnungen gemacht wird, besser seyn; nur in der Entfernung ist sie zu ertragen. In der Nähe sind für Ohren, die an guteingespielte Orchester gewöhnt sind, die unreinen und falschen Töne, das Herauskommen einzelner Instrumente in den Symphonieen und dergl. unausstehlich. Da die Einnahme der Musiker bedeutend ist (sie lassen ein Buch zur wöchentlichen Unterzeichnung herumgehen); so könnte wohl in künftigem Sommer ein besser eingespieltes Musikcorps nach Marienbad gerufen werden!

(Der Beschluß folgt.)

nen verglichen zu werden verdient; daß der sogenannte kalte Sprudel zu Franzensbad erst neu gefaßt und überbaut werden muß, um ihn vom zuströmenden Regenwasser und vielen Unreinlichkeiten zu befreien, bevor man ihn auch nur von fern mit der herrlichen Ferdinandsquelle zu Marienbad in Vergleichung zu bringen wagen darf; daß eben so die Luisensquelle (aus welcher das Wasser zu den Bädern geholt wird) im Franzensbade überbaut werden muß, wie dies im Marienbade mit der Badequelle sorgfältig geschehen ist, um das Regenwasser — besonders in solchen Sommern, wie die von 1820 und 1821 — abzuhalten, da nun einmal, seit Fassung dieser Quelle, nicht mehr aus dem ungleich stärkern Franzensbrunnen das Wasser zum Baden geholt werden darf, weil die Versendung dieses Wassers (des eigentlichen Egers) in Flaschen für die Actienbesitzer freilich besser rentirt; daß aber der eigentliche Franzensbrunnen im Franzensbade durch seine Eigenthümlichkeit wieder sich von allen Marienbader Quellen wesentlich unterscheidet, und durch die reiche Verbindung von Salztheilen, kohlensauerm Gas und Eisen die ihm verwandte Carolinenquelle im Marienbade übertrifft. Diese Hauptquelle im Franzensbade wird demselben immer Leidende zuführen, deren Individualität eben dieser Quelle angemessen ist; denn mit den Bädern ist es wie mit der Ehe: beide Theile müssen zu einander passen. — Ohne ungerecht gegen Franzensbad zu seyn, verlangt die Wahrheit, zu gestehen, daß an äußerer Eleganz, an Anlagen und Einrichtungen Franzensbad bis jetzt Marienbad übertrifft, und daß auch der Franzensbrunnen keinen ihn übertreffenden Nebenbuhler im Marienbade findet; daß aber eben so wenig der Kreuzbrunnen und die Ferdinandsquelle durch die neuern Quellen im Franzensbade ersetzt werden können, und die Wirkung der Bäder im Marienbade eine ganz andere ist, als die der Bäder im Franzensbade.

Maßstab eines franz. Kritikers für Literatur-Reichthum.

Der Miroir preist die bändereiche Sammlung französischer Theaterstücke, welche unter dem Namen des Répertoire du Théâtre-Français zu Paris erscheint, und nennt sie eine der nützlichsten und anziehendsten, welche ein Liebhaber in seiner Bibliothek aufstellen könne. „Die Fremden, setzt er hinzu, welche neuerlich in ihren Zeitschriften das französische Theater mit so vieler Frechheit angegriffen haben, sind weit davon entfernt, eine ähnliche bilden zu können. Zwei und zwanzig oder fünf und zwanzig Bände, das ist alles, was das vereinigte Europa gegen die hundert und funfzig, die wir ihm entgegensetzen, aufbringen kann; nicht einmal durch die Zahl kann es uns hier besiegen. Der Sieg wird uns stets bleiben, durch die Menge wie durch die Beschaffenheit der Werke. . . In der That kann das Uebergewicht unserer Bühne uns vernünftiger Weise von den Fremden nicht mehr bestritten werden."

Ist diese Bemerkung nicht noch bei weitem naiver, als sie frech ist? Daran also hat dieser wahrhafte Spiegel aller dramatischen Kritik in seiner liebenswürdigen Unschuld nicht einmal von fern gedacht, zu untersuchen, ob die in den 25 Bänden eines Theaters der Fremden, den Franzosen zurecht geschnittenen Stücken denn auch wohl wirklich dessen ganzen Reichthum ausmachen. Es ist so natürlich, daß das, was man zu Paris und in französischer Sprache davon druckt, auch alles ist, was es aufweisen kann. Um im Miroir über das Theater zu kritisiren und zu spötteln, braucht man die Literatur desselben nicht studirt zu haben, nicht einmal vom Hörensagen darf man den außerordentlichen Reichthum der englischen und spanischen Bühne kennen; und warum sollten wir den französischen Kritikern diese Unwissenheit nicht gönnen, da es doch allein der Glaube ist, der selig macht?

114.

Neueste französische Literatur.

Von Benjamin Constant's Mémoires sur les cent jours in Briefform ist der 2te und letzte Band erschienen.

De la condition et de l'influence des femmes sous l'empire et depuis la restauration. par M. S. R. Avocat, — bildet den 3ten Theil des Werkes von *Ségur*: les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social chez différens peuples anciens et modernes.

Von einer Collection des médailles des rois de France, commençant pas Louis XVIII. remontant jusqu'à Pharamond wird der Prospectus ausgegeben.

Die Uebertragungen aus der ausländischen dramatischen Litteratur machen Fortschritte. Die Chefs d'oeuvre des théâtres étrangers sind bis zur 8ten dem spanischen Theater gewidmeten Lieferung fortgeschritten, deren 1ster Band *Lope de Vega* überschrieben ist. Von den Oeuvres dramatiques de *F. Schiller* ist der 2te Band erschienen.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 199.

29. August 1822.

Oeuvres choisies de Mirabeau.

Wer kennt nicht, kann man wohl fragen, dieses Mannes Charakter, seinen politischen Einfluß in der Zeit des großen Umschwunges der Dinge in Frankreich, ja in Europa, sein redneriſches Talent, seine Verirrungen, Schwächen und Größe! Von dem Augenblick an, da dieser mit den außerordentlichsten Eigenschaften begabte Mann handelnd auf der Bühne des öffentlichen Lebens auftrat, waren auch sogleich die Blicke Aller auf ihn gerichtet, und was er von da an gethan und geschrieben, gesagt und gewirkt, ist so vielfältig besprochen worden, daß man fast nur nachsprechen kann, wenn man es noch einmal durchgehen will. Neuer ist in dieser Hinsicht das, was von Mirabeau, dem Schriftsteller, ausging, eh er selbst anfing, jene große Rolle zu spielen, welche seitdem die Augen der Welt auf sich zog; und mehrere Jahre vorher, eh die Revolution ausbrach, rang er schon mit Linguet glücklich und siegreich um die Oberherrschaft im Gebiete der Flugliteratur oder des Pamphlets. Indem er sich hier in die verschiedensten Fächer warf, näherte er sich gewißermaßen Voltaire, ohne diesen jedoch auch wieder in Classicität zu erreichen. Eine ungemeine Belesenheit, Schärfe und Kraft des Ausdrucks und Urtheils hat er mit dem Philosophen von Ferney gemein; aber, obschon fast keine Seite in seinen zahlreichen Werken ist, die nicht eine tiefsinnige Idee oder einen wichtigen Aufschluß enthält, so ist doch auch wieder nicht eins, dem man nicht den Vorwurf einer zu wenig sorgfältigen Ausarbeitung oder des Abschweifens auf Nebendinge machen könnte.

Zu einer oft schon gewünschten Gesammtausgabe aller seiner Werke hat es aber bisher aus mehreren Gründen nicht füglich kommen können. Eines Theils sind mehrere einzelne seiner Schriften fast zu ausgedehnt dazu, wie z. B. seine Geschichte der preußischen Monarchie, die allein sieben ziemlich starke Bände mit dazu gehörigem Atlas umfaßt; der Inhalt mancher andern verstößt so heftig gegen Moral und Schicklichkeit, daß dies allein ein billiges Hinderniß erregte; endlich sind wieder andere, welche, bei allem darin waltenden Geiste, so blos Erzeugnisse des Augenblicks sind und nur den Augenblick besprechen, daß sie nothwendig jetzt des Interesses entbehren.

Betrachten wir daher, was diese neue, aus acht Octavbänden bestehende ausgewählte Sammlung der früheren Werke des berühmten Verfassers enthält.

Zuerst findet man hier den Essai sur le despotisme, eine Schrift, die Mirabeau in seinem 25sten Jahre, als Gefangener auf dem Schlosse If, verfaßte. Schon die Lage, in welcher er sich damals befand, eignete sich, wie man gestehen wird, ganz besonders dazu, ein Werk über willkürliche Gewalt zu schreiben; denn in der That, Mirabeau war in jener Zeit ein Opfer dieser willkürlichen Gewalt, die zwar von einem Vater ausging, dennoch aber immer ihrer Natur nach blieb, was sie war. Uebrigens, und obschon, wie Mirabeau später selbst gestand, der wichtige Gegenstand keineswegs genügend von ihm erschöpft wurde, erinnert doch die Kraft der Darstellung sehr glücklich an das redneriſche Talent der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs damaliger Zeit, an einen Raynal, Diderot, Volney u. a.

Die „Considérations sur l'ordre de Cincinatus" enthalten treffliche Andeutungen über erblichen und persönlichen Adel, und die hier aufgestellten Wahrheiten traten siegend und fast ohne Widerspruch, ja sogar mit Darbringung der Opfer des persönlichen Interesses, zu Anfang der Revolution ins Leben. Leider hat heut zu Tage eben dieses persönliche Interesse hierin wieder viel geändert, woran in Frankreich selbst der später erwachte kriegerische Geist, der eben seiner Natur nach stets aristokratisch ist, große Schuld hat, und man muß hoffen, daß die daraus abermals erwachsenen Vorurtheile von dem beglückenderen Geist der Repräsentation nach und nach verwischt werden. Americas vereinigte Freistaaten sind das einzige Land, welches geschickt die Klippen vermieden hat, die Mirabeau hier in diesem Werke zeigt.

Der „Essai sur la liberté de la presse" ist dagegen nur die Uebersetzung eines in England sehr bekannten Werkes über gleichen Gegenstand von Milton, und besonders darum jetzt noch merkwürdig, da es zeigt, mit welcher Kraft und Freiheit sich der blinde Sänger des verlorenen Paradieses in dieser seiner Darstellung über die theologischen Zänkereien seiner Zeit zu erheben vermochte. Was er hier aufstellt, ist auf jene wenigen Grundsätze des Rechts gebaut, die fort und fort stehen bleiben und gewiß endlich den Sieg vollständig davon tragen werden. Was Milton hier sagte über die Freiheit der Presse, ist neuerdings in der jetzigen Constitution Frankreichs ausgesprochen, und man muß hoffen, daß nun auch zu seiner Zeit das, was die Charte bestimmt, durch die That wirklich und dauernd ins Leben treten werde.

lo902

Eine zweite Ueberſetzung aus dem Engliſchen ſind die Réglemens observés dans la Chambre des communes pour debattre les matières et pour voter. Dies Document, deſſen Uebertragung Mirabeau mit Anmerkungen bereicherte, iſt denen hinreichend bekannt, welche ſich damit beſchäftigen, das Weſen einer ſtellvertretenden Verfaſſung zu ſtudiren, darum hier nur ſo viel: daß die letztlichen Modificationen in der Deputirten-Kammer von Frankreich, in Betreff der Berufung auf die Tagesordnung und die obſchwebenden Fragen, eine weſentliche Aenderung gegen die Regeln hervorgebracht haben, welche in dieſer Hinſicht im Unterhauſe des brittiſchen Parlaments gelten.

Bedeutender wie der Essai sur le despotisme — den man, ohne ihm Unrecht zu thun, eine glänzende Declamation nennen kann — iſt Mirabeau's Werk über die „Lettres de cachet et les prisons d'état." Indem er hier mit Tiefe und Gründlichkeit ſeinen Gegenſtand unterſucht, begründet er das Aufgeſtellte durch Hinblicke auf die Geſchichte und den Gang der früheren franzöſiſchen Geſetzgebung. Er ſelbſt, gegen welchen im Laufe ſeines Lebens nicht mehr wie 18 von jenen furchtbaren lettres de cachet geſchleudert wurden, die im alten Frankreich ſo Manchen unglücklich machten, ſo oft das heilige Recht, als echte Auswüchſe der Deſpotie, violirten; er ſelbſt war damals erſt, als er dieſes Werk ſchrieb, von vier dieſer Freiheits-Todesboten bedroht worden, und in den Thürmen von Vincennes, hinter deren dicken Mauern ſchon ſo manches Opfer der Willkür ſeufzte, ſchrieb er dieſe Abhandlung, zu deren Entwerfung es ihm ſogar am gewöhnlichen Materiale fehlte. Man erzählt ſich nämlich, daß, da ihm Papier und Feder in ſeiner Einſamkeit verſagt war, er ſich zur Niederſchreibung ſeiner Gedanken eines Stückchens Blei und des weißen Randes der Bücher bediente, welche er habhaft werden konnte, und daß er nachher das alſo beſchriebene Papier losſchnitt und es in das Futter ſeines Kleides verſteckte. Auf ſolche Art gelang es ihm, bei ſeiner Befreiung aus dem Gefängniſſe ſein Manuſcript unentdeckt mit fort zu bringen. Bemerkenswerth iſt folgende Stelle der dazu gehörigen Vorrede. „Ich ſuche hier" — heißt es daſelbſt — „zu beweiſen, daß das dem Könige zugeſtandene Vorrecht, durch einen geheimen, keineswegs in Form des Rechts abgefaßten Befehl, augenblicklich einem Menſchen ohne Unterſuchung ſeine Freiheit rauben zu können, nichts, als eine Gewaltthat iſt, die unſerer Geſetzgebung und dem öffentlichen Recht völlig widerſpricht; ja, die darum nicht minder illegitim und verwerflich ſeyn würde, wäre ſie auch ſelbſt auf einen legalen Titel in der Geſetzgebung gegründet. Ein Verfahren dieſer Art verſtößt gegen alle Geſetze des natürlichen Rechtes, denn alle willkürliche Entſcheidungen vernichten die individuelle Freiheit, und Freiheit und Recht ſind das ewig heilige und unantaſtbare Eigenthum jedes denkenden Weſens."

Noch größeres Aufſehen wie dieſe Schrift machte die Histoire secrète du cabinet de Berlin. Kurz vor dem Tode des großen Friedrich wurde Mirabeau durch den Herrn von Calonne nach Berlin geſchickt, mit dem geheimen Auftrage, die Richtung zu beobachten, welche, bei der mit jedem Moment zu erwartenden Veränderung, die preußiſche Regierung nehmen würde.

Urſprünglich waren die über dieſen Gegenſtand von Mirabeau abgefaßten Briefe oder Berichte nun keineswegs für die Publicität beſtimmt, erhielten ſelbe aber doch ſehr bald nach ihrer Abfaſſung auf eine eigene Weiſe, wodurch denn ein ziemlicher Lärm erregt ward. Ein Buchhändler hatte nämlich, auf welchem Wege? iſt unbekannt, Nachricht von dem Daſeyn dieſer Schilderungen bekommen, und, es für eine gute Speculation erachtend, ſie zu drucken, bot er dem Verfaſſer eine ſehr bedeutende Summe für das Manuſcript. Mirabeau, obſchon häufig in Geldverlegenheit und damals in einem andern Lande lebend, wies doch — wie er ſpäter ſagte — das Erbieten zurück. In ſeiner Abweſenheit ward aber einmal das Pult, welches die gewünſchten Papiere enthielt, erbrochen (durch wen? blieb unentdeckt), und der Buchhändler, froh, das gewünſchte Manuſcript zu haben, begab ſich nun ſogleich nach Alençon und ließ es daſelbſt bei dem Buchdrucker Malaſſis unter dem Titel: Histoire secrète du cabinet de Berlin, drucken. Das Ganze dieſer Geſchichte ſieht allerdings einer abſichtlich geſpielten Komödie ziemlich ähnlich, und die eine Zeitlang aufgeſtellte Behauptung, Mirabeau habe die Correcturbogen ſelbſt geleſen, gab der Sache noch mehr Wahrſcheinlichkeit; indeß muß doch auch bemerkt werden, daß der Abbé Louis Dübois ſpäter bezeugte, er habe jene Correcturen ſelbſt geſehen und nicht gefunden, daß die Aenderungen von der ihm wohlbekannten Hand Mirabeau's wären.

Sey dem nun wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß das Erſcheinen dieſer Schrift eine ungemeine Senſation machte, und der preußiſche Geſandte auf Befehl ſeines Hofes in Paris bittere Klage erhob. Nicht ohne Mühe entdeckte man endlich daſelbſt den Drucker und citirte ihn vors Gericht. Malaſſis fand aber nicht für gut, die ihn erwartende Baſtille zu zieren, und entfernte ſich aus dem Lande; Mirabeau aber leugnete im Journal de Paris vom 22ſten Februar 1789 dies Werk inſofern ab, daß er vorgab, ſein Manuſcript ſey ihm nicht allein heimlich entwendet, ſondern auch verfälſcht worden. (Das Ganze war ohne Nennung des Autors und unter dem Titel eines nachgelaſſenen Werkes erſchienen.) Das Aufſehen, welches, wie erwähnt, das Buch aber machte, ward theils durch dieſe von den Autoritäten beliebte Maßregeln, theils durch den Umſtand, daß ſich der Bruder Friedrichs des Großen, der Prinz Heinrich, der in dem Werke häufig erwähnt wurde, gerade in Paris befand, nur noch vergrößert, und das Parlament ſah ſich, gedrängt von den häufigen Requiſitionen, endlich in die Nothwendigkeit verſetzt, einen Arrêt dagegen auszuſprechen, kraft welches das ſo viel Aergerniß gewährende Werk in Gegenwart eines Beauftragten, des Hrn. Dagobert Etienne

Digitized by Google

Isabeau, an der Treppe des Palastes durch Henkershand zerrissen und verbrannt werden sollte. Dies Urtheil wurde denn auch, zur großen Erbauung der neugierigen Menge, am 10ten Februar 1789 in Vollzug gesetzt, ohne daß jedoch, wie sich denken läßt, bezweckt ward, was man wünschte, Vergessenheit dessen nämlich, was geschrieben war; und eben so wenig als diese Maßregel half eine spätere, von dem berüchtigten Baron Trenk ergriffene, der, schreibselig wie er einmal war, einen dicken Band voll schwerfälliger Widerlegungen gegen die boshaften Briefe schleuderte und darin mit merkwürdiger Breite in das Detail von Dingen einging, die der Berichterstatter nur ganz im Fluge berührte.

Mehrere der einst von Mirabeau verfaßten kleineren Flugschriften sind gleichfalls in dieser Sammlung aufgenommen. So findet man hier seine Abhandlungen über die Agiotage, über die bürgerliche und politische Lage der Juden, über Cagliostro und Lavater, seinen Avis aux Hessois et autres peuples de l'Allemagne vendus par leur princes à l'Angleterre, sein Sendschreiben aux Bataves sur le stadthoudérat und mehreres Andere über die Unruhen in Holland im Jahre 1787. Alle diese Sachen erregten zu der Zeit, in welcher sie erschienen, große Theilnahme und verdienen noch durch die Schärfe und Tiefe [?] der Ansichten, welche in ihnen liegen, Aufmerksamkeit. Was nun die hierauf folgenden, allein drei Bände umfassenden, bekannten Lettres à Sophie anlangt, so wollen wir, nicht ganz im Stande, ihnen das große Lob zu zollen, welches sie einst bei ihrem ersten Erscheinen erhielten, nur ihren Wiederabdruck hier bemerken, was um so mehr hinreichend seyn wird, da sie allgemeine Anerkenntniß schon genug gefunden haben. Für uns, wir gestehen es, war der Essai sur la vie privée de Mirabeau, den der verstorbene Cabet Gassicourt diesen Briefen an Sophie voranstellte, der Particularitäten und Aufschlüsse wegen, die darin über Mirabeau's Leben enthalten sind, interessanter.

Als Mensch erschien dieser berühmte und in vielfacher Hinsicht auch große Mann leider nicht immer als der vir bonus, welchen Cicero zum vollendeten Redner verlangt. Hätte ihn sein Geschick in das englische Parlament oder auch nur anderwärts wohin in die Diplomatie gestellt, so leidet es fast keinen Zweifel, daß Mirabeau das geworden wäre, was die Hohen und Niedern gewöhnlich einen großen Minister nennen; allein vom Schicksal in jene gesetzgebende Versammlung geworfen, die nur dadurch glaubte den alten Wust, welcher seit Jahrhunderten die Gesellschaft drückte, wegräumen zu können, wenn sie alles Bestehende umstürzte, ward Mirabeau, zum Glück für seinen Ruhm, noch früh genug durch den Tod der Erde entrückt, eh seinen Zeitgenossen, die mit Recht seine Beredtsamkeit und Geisteskraft bewunderten, ein volles Licht über seine moralische Verwerflichkeit in vielfacher Hinsicht aufging. Sein frühes Ende (er starb im 42sten Jahre) ward durch Ausschweifungen mancher Art, besonders in der Liebe, herbeigeführt. Das ansehnliche Vermögen, welches er hinterließ, nachdem er fast sein ganzes Leben hindurch in einer meist durch Verschwendung herbeigeführten, zerrütteten Lage sich befunden hatte, zeigte nur zu deutlich, wie er sich durch Käuflichkeit in der letzten Zeit entwürdigt hatte, und mehrere der Memoiren jener Tage geben hierüber den genauesten Aufschluß. Ohne Zweifel hat der, welcher der Allgemeinheit seine Kräfte leihet, gerechten Anspruch auf Belohnung und Besoldung; wer aber, selbst einer guten Sache, nur um des Geldes willen dient, wird billig vor dem Richterstuhle der Meinung, wie vor dem des Rechtes, verworfen; denn er entehrt sich selbst, und die Stunde, wo die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen ans Licht kommt, bleibt nie aus. Sie ist denn auch für Mirabeau gekommen; und trotz der Ehrenbezeugungen, welche seiner Asche einst wurden, trotz dessen, daß auf Pastoret's Antrag ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt ward, trotz dessen, daß Cerutti seine Gedächtnißrede hielt, Gossec ihm seine Lyra, Chenier eine Ode, Cubiere ein Gedicht, Fievée eine Grabschrift widmeten, kann man doch jetzt nichts mehr mit Recht an ihm erheben, als seinen umfassenden, starken Geist. Seinen stolzen Ausspruch: la petite morale tue la grande, hat die Zeit widerlegt, und so lange noch die wahre Civilisation, zugleich die Frucht und Erzeugerin der ächten Humanität, unter uns leben wird, wird es sich auch immer bewahrheiten, daß wahre Größe nur auf den Grundlagen der Moral und Gerechtigkeit ruhen kann.

102.

Marienbad im Vorsommer 1822.

(Beschluß aus No. 198.)

Zuletzt werde aber der genannt und mit voller Ueberzeugung gefeiert und gepriesen, qui nobis haec otia fecit, der Begründer und Stifter des für die leidende Menschheit so wohlthätigen Marienbades: der hochwürdige Abt des Stiftes Tepl und infulirte Prälat des Königreiches Böhmen, Carl Reitenberger. Wer diesen geistvollen, vielseitig gebildeten, mit Würde, Milde und Klugheit das Stiftsgebiet regierenden Mann in der Mitte seines Stifts kennen lernte und sich überzeugte, wie viel durch ihn für das geordnete Finanzsystem (die Grundbedingung aller öffentlichen Wirksamkeit), für die wissenschaftliche Bildung der angehenden Geistlichkeit im Stifte, für die höchst geschmackvolle, dabei aber einfache Einrichtung und Ausstattung der Stiftsgebäude, für die beträchtliche Büchersammlung, für Naturalien-, Mineralien- und Kupferstichsammlungen, und für das ganze innere Leben der dasigen Geistlichkeit seit den funfzehn Jahren seiner Regierung geschah; der fühlt sich nicht nur mächtig zu diesem ausgezeichneten Abte, der jetzt in dem schönsten Mannsalter von 43 Jahren steht, hingezogen, — er wird auch in ihm den Stifter Marienbads, das, was es jetzt ist, durch ihn ward, dankbar verehren und zugleich mit Marienbad, das fortan in keiner Erd- und Staatenkunde Deutschlands und in keiner Therapie fehlen darf, seinen Namen eintragen in die Wissenschaften der Statistik und Medicin. Denn sein Werk ist es, daß aus einem Sumpfe, in einem fast unzugänglichen Walde gelegen, dieses Marienbad in seiner gegenwärtigen Gestalt hervorging; daß unzählige Schwierigkeiten überwunden werden mußten, bevor der muthige Begründer sich seines Werkes freuen, bevor er an den genannten vier Heilquellen, so wie bei den herrlichen Bädern, die Leidenden versammeln, und auch in Marienbad selbst durch seine häufige Anwesenheit für Ordnung, Geselligkeit, Billigkeit der Preise, anständige Vergnügungen und — was besonders in Bädern anspricht — für Beseitigung alles bewachenden und ängstlichen Kastengeistes wirken konnte. Vergessen darf dabei nicht werden, mit welcher zuvorkommenden Gefälligkeit die von Marienbad aus das Stift Tepl besuchenden Badegäste dort aufgenommen werden, so lästig auch diese stets sich wiederholenden Besuche den Klostergeistliche seyn mögen! Doch gehört allerdings zur freundlichen Aufnahme und zum Herumführen und Vorzeigen alles Sehenswürdigen im Stifte ein so gefälliger Mann, wie es der Pater Prior ist, der zugleich den Unterricht der dort Studierenden zweckmäßig leitet.

Das Stift selbst, im Jahre 1193 von einem reichen böhmischen Edelmann, Hrozmata, gegründet, der in der prachtvollen Stiftskirche vor dem Hochaltare in einem steinernen Sarge ruht, bildet eine ansehnliche Herrschaft von ungefähr 3 Quadrat-Meilen mit 15,000 Einwohnern, die in drei Städten, Tepl, Einsiedl und Neumarkt,

0902

und in 64 Dörfern (mit 15 Kirchen und 13 Schulen) vom Feldbaue, von der Viehzucht, von dem Hopfenbaue und etwas Handel leben. Das bedeutende Einkommen des Stifts wird auf eine Art verwendet, wie es nur selten in Klöstern und geistlichen Herrschaften geschehen mag. Nicht nur, daß aus der Mitte des Stifts ein Professor auf der Hochschule Prag, und einer auf der Hochschule Wien besoldet wird; sechs Lehrer des Lyceums zu Pilsen werden ebenfalls von Tepl aus unterhalten; das Lyceum zu Pilsen verdankt dem gegenwärtigen Abte Bücher- und andere Sammlungen; vier, vorher im Stifte dazu vorbereitete, Jünglinge studieren auf Kosten des Stifts auf der Hochschule zu Prag, und andere werden im Stifte zu den höheren Studien zweckmäßig herangebildet; auf die Pfarreien und Caplanate des Stifs werden von dem Abte fähige Competenten und gewissenhafte Seelsorger aus der Mitte der Stiftsgeistlichkeit gesandt, und wenn diese Pfarrer altern, finden sie im Stifte, wohin sie zurückkehren, während jüngere Männer in ihre Stellen treten, einen ehrenvollen und ruhigen Abend ihres Lebens! Schwerlich würden in den letzten 50 Jahren so viele Klöster aufgehoben worden seyn, wenn jedes so viele Zwecke auf eine so menschliche Weise befördert hätte, wie das Stift Tepl unter seinem Abte Reitenberger!

Mag immer Marienbad gegenwärtig im Stande seyn, aus dem Erlöse des versandten Wassers sich selbst zu erhalten und zu verschönern; so hat doch die Begründung dieses Heilortes große Summen und beträchtliche Vorschüsse gekostet, welche aus den Einkünften des Stifts aufgebracht wurden. Daß übrigens auch im Marienbade selbst die innere Leitung von einem aus Tepl dahin gesandten Stiftsgeistlichen, dem Pater Wendelin, abhängt (sein Familienname ist Gradl und sein Geburtsort Oberndorf bei Eger), ist sehr wohlthätig für den Ort; denn Pater Wendelin, der, neben seinen vielseitigen Directions- und Aufsichtsgeschäften, die Messen in der Kapelle zu Marienbad lieset und für die dortigen Einwohner und Badegäste eine zweckmäßige Lesebibliothek unterhält, ist, nach Kenntnissen, Bildung, Gewandtheit und Geschmack, ganz der Mann, der an der Spitze vielfach verflochtener Geschäfte mit Würde, Umsicht und Klugheit zu stehen verdient. Was in andern Badeörtern entweder durch die Verschiedenartigkeit der Meinungen und Ansichten ganz gehindert, oder aus Mangel an Einheit und Kraft nur halb ausgeführt wird, gedeiht, unter der Leitung des milden Krummstabes, in Marienbad schnell und im Stillen; und wenn auch der Leidende beim Eintritte in das stille, ringsum von Fichten und Tannen begrenzte Thal sich erst mit der Neuheit der ihn umgebenden Einflüsse versöhnen muß, so verläßt er doch gewiß dasselbe mit Segnungen und mit frohen Rückerinnerungen an die daselbst verlebten Tage!

73.

Dodwell's Reise durch Griechenland für Freunde der Alterthumskunde und insbesondere für die Jugend im Auszuge bearbeitet, nebst einem Anhange, die ältere Geschichte Griechenlands betreffend, herausgegeben von F. W. v. Schütz. Zerbst 1822, bei A. F. von Schütz.

Wir Deutsche übersetzen, bearbeiten und extrahiren nun einmal alles, was in Frankreich und England von Bedeutung erscheint; der Deutsche sucht sich das Fremdartige gern anzueignen — aber wäre es nur dessen auch immer würdig! Oft erkauft er den Schein universeller Gelehrsamkeit mit Verwischung seiner Nationalität und opfert nicht selten einer kleinen Eitelkeit den Ruhm und die Ehre originellen Strebens, eigener productiver Kraft auf. Seit lange hat das der deutschen Literatur viel geschadet, und der Mangel an Selbständigkeit, die Nachahmungssucht hat sehr nachtheilig auf dieselbe gewirkt. — Mit Reisebeschreibungen von Individuen fremder Nationen ist es dagegen ein ganz anderes Ding. Die sehr ausführliche und durch die an Ort und Stelle von den Alterthümern genau aufgenommenen Zeichnungen sehr wichtige Reisebeschreibung durch Griechenland von Dodwell ist 1819 in England erschienen, eignet sich aber wegen des hohen Preises wenig zum Privatankauf. Daher machte Dr. Sickler in Hildburghausen aus dem englischen Original einen Auszug in zwei Bänden, der in diesem Jahre erschienen ist, und diesen benutzte der durch die frühern Bearbeitungen berühmter Reisebeschreibungen bekannte Hofrath von Schütz zu vorliegendem Auszuge für die Jugend und für Freunde der Alterthumskunde. Mit Recht hat er die bei seinen frühern Auszügen gebrauchte Gesprächsform als hier unpassend nicht angewandt, sondern die Einkleidung im Tone der Erzählung vorgezogen. Obgleich wir Dodwell, welcher dreimal in Griechenland gewesen ist, in den Jahren 1801, 1805 und 1809, nur auf seiner Reise über die ionischen Inseln, Patras, Delphi bis nach Athen verfolgen, so ist doch der Plan nicht nur als zeitgemäß, auch als lehrreich für Jedermann, der nicht nach blos einseitiger Bildung strebt, zu loben, wenn schon die Eigenthümlichkeiten des Reisenden auf diese Art ganz verwischt werden. Auch bleibt es schwer, die Anforderungen der Jugend und der schon Gebildeten zugleich zu befriedigen, wie denn auch hier diese Schwierigkeit nicht durchgängig überwunden ist. Der Anhang, welcher überdies in keiner recht systematischen Ordnung die Geschichte des alten Griechenlands, das häusliche Leben, die Künste und Wissenschaften bei den alten Griechen schildert, ist nicht völlig genügend für seinen Zweck. Vieles ist zu kurz abgehandelt worden, besonders die innern Begebenheiten in Griechenland, wie der so wichtige peloponnesische und der thebanische Krieg, und oft ist der Verfasser zu weitläufig geworden. Dagegen erwähnt er z. B. S. 179 die verschiedenen Säulenordnungen, ohne die charakteristischen Unterscheidungszeichen in der Kürze anzugeben. Wie kann die Jugend dies vollkommen verstehen? Die Erzählung vom Coloß zu Rhodes (S. 174), daß er mit ausgespreizten Beinen über dem Hafeneingange gestanden habe, die aus einer falschverstandenen Stelle des Plutarch entstanden zu seyn scheint, hat bereits Gaylus als eine ungereimte Vorstellung widerlegt, findet sich aber dennoch hier wieder. Die Beschreibung der Reise selbst ist nicht ohne Interesse; bisweilen ist aber auch hier Kürze zu wünschen. Daß nicht nur auf Alterthümer Rücksicht genommen, sondern daß auch Beschreibungen der heutigen Bewohner und ihrer Sitten, des Landes u. s. w. eingewebt sind, und daß recht oft Vergleichungen zwischen jetzt und der schönen Zeit des alten Hellas, in Bezug auf einzelne Gebräuche, Costüme und dergl. angestellt worden, ist hier sehr löblich. Aber auf die Cultur der Neugriechen scheint Dodwell wenig Rücksicht genommen zu haben; oder ist es die Schuld des deutschen Bearbeiters, daß wir hierüber fast nichts erfahren? Und doch gehört dies zur Vergleichung mit den alten Griechen und dient zur Rechtfertigung der Neugriechen. Unangenehm ist es, daß das Buch durch böse Druckfehler gar sehr entstellt ist. Man findet Termopilae für Thermopylae, Argos Potamos statt Aegos Potamos, (besser Potamoi) Bachus für Bacchus u. s. w. und S. 159 heißt es ganz unrichtig: die Lebenszeit des Phoroneus, Königs zu Argos, wird 1020 Jahr vor der ersten Olympiade gesetzt, nämlich in das Jahr 776 v. Chr G., da es heißen muß: vor das Jahr 776 n. Chr. G., indem dies Jahr 776 mit dem ersten Jahre der ersten Olympiade zusammenfällt.

14.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 200.

30. August 1822.

Einseitiges über einige Gastrollen.

In unsern Tagen machen wir die Erfahrung: je seltener die großen Künstler — je häufiger die Gastrollen; und die Theater-Geschichte bestätigt es: als jene noch häufiger waren, waren die letztern viel seltener. Diese werden wohl theilweise durch das unbewußte Suchen nach dem Wahren, und anderntheils durch die bewußtvolle Uebung der Kunst, oder dessen was man so nennt, veranlaßt; es bestätigt sich immer wieder: je mehr man sich im Aeußeren um Kunst überhaupt bemüht und sie ehrt — desto sicherer ist die Zeit ihrer Blüthe vorüber. Es scheint beinahe, als ob ein dunkles Gefühl uns treibe die Fliehende zu halten und je ängstlicher wir deshalb sorgen, so viel eilender entschwindet der Geist und wir behalten nur die leere Form, die sich unter unsern Händen versteinert, oder wie ein mechanisches Werk, worin das Triebrad zerbrach, stockt und zum Zerrbilde wird.

Den Schauspielern selbst ähnlich, die zur Sommerzeit von einem Theater zum andern beinah schaarenweise völkerwandernd ziehen, bin ich wie ein Nachtvogel dem Licht berühmter Gastspieler nachgezogen. Wenn man in wenig Wochen Wolffs, Eßlair, die Damen Schröder, Stich, Neumann kennen lernt, so kann man sich doch einbilden nicht vergebens gelebt zu haben, denn sie sind beinah die Quintessenz der gesammten deutschen Bühnenkunst heutiges Tages. Freilich ließe sich die Ansicht sehr variiren. Nimmt man das jetzige theatralische Streben überhaupt als ein verkehrtes, aber als allgemeine Erscheinung, wenn gleich im Kunstverfall aufgefaßt: so stehen Eßlair und die Schröder als ihre Heroen an der Spitze; achtet man dagegen diese Erscheinung nicht genug, hält den Glauben an die alte Zeit als die der echten Kunst fest, und will nur das Bessere oder Beste bezeichnen, so muß man Wolffs allein verehrend auszeichnen, deren letzter Zweck sehr verschieden von den beiden eben genannten zu seyn scheint. Die Stich und Neumann stehen noch als selbständige Talente im Glanz der Jugendfrische da, und beide Wege, der rechte und der falsche können noch auf sie hoffen; sie sind auf der für sie erstelgbaren Höhe noch nicht angelangt und erfreuen, vielleicht eben durch die Hoffnungen, welche sie veranlassen, am meisten.

Ich halte nämlich für die Schauspielkunst in Deutschland jenen Weg für den rechten, auf welchem so viel herrliche Talente bis auf Schröder und Fleck sich entfalteten; Iffland schließt sich an diese Reihe — wenn gleich schon abwärts — noch an. Alles spätere sind nur einzelne Momente in einzelnen Menschen, welche selten eine Reife erlangten; unter ihnen ist am meisten, als der eminenteste, Devrient zu beklagen, dessen schönes Talent ohne die rechte Ausbildung geblieben. Diesen allen war Charakter-Wahrheit, hervorgegangen aus der Tiefe des Gemüths, genährt durch Menschen-Beobachtung, veredelt durch Kunst — das höchste Ziel; ihnen war oft ein schlechtes Stück nur eine Veranlassung, um so größer in ihrer Darstellung zu erscheinen, sie bedurften des Glanzes der Dichtung nicht. Zuweilen geriethen sie freilich in das oft gerügte Bestreben Verse in Prosa umzuwandeln — aber welch geringes Uebel gegen die Schaar von Gebrechen, die seitdem epidemisch um sich gegriffen? — und kann man denn jetzt im Allgemeinen — Verse sprechen? — wie beinah einzig sind Wolffs darin! —

Die weimarische Bühne und Schiller's Dramen veranlaßten eine neue Theaterschule und hier beginnt der Weg, welchen ich den falschen nenne. Aber er war es keineswegs im Entstehen, er wurde es durch Misverstand. In dem Bestreben, neben der Charakter-Wahrheit, die schöne poetische Form festzuhalten, entfernte man sich von dem früheren großen Geist der Darstellung immer mehr, bis man nichts behielt als die Recitation. Man erfreute sich an den Worten und einzelnen Gedanken des Dichters, und gerieht auf diese Weise ganz natürlich in leere Deklamation; welche, wie vollendet sie seyn mag, immer naturwidrig auf der Bühne seyn muß, weil in ihr keine Schöpfungskraft liegt — und das Theater soll uns nur allein Handlung vorführen. Aehnlich erging es der Malerei. Als die Akademien theoretisch festzuhalten sich bemühten, was große Geister errungen hatten, wurde die ewig lebendige Naturwahrheit mit der todten Form vertauscht, die, weil kein Geist in ihr wohnt, unter ihres Meisters Hand zum Zerrbilde herabsinkt, und selbst leblos, sogar auch auf das um sie her erwachende üppige Leben, ertödtend wirkt, denn keine Zeit ist ohne die Saat großer Talente, es kommt nur darauf an, daß günstige Lüfte sie gedeihen machen. Noch mehr. Indem das Verkehrte noch verkehrter geübt wird, so richtet es selbst die menschlichen Mittel, oder vielmehr die göttlichen Werkzeuge geistiger zu schaffen und zu gestalten, durch den naturwidrigen Gebrauch derselben zu Grunde.

Wenn ich nun die Meinung ausspreche, daß alle

Theater Deutschlands mehr oder minder auf diesem falschen Wege begriffen sind, und mit geringer Ausnahme ihrem Untergange zueilen (auf dem wiener Burgtheater ist noch am meisten das edle und wahre Charakterspiel durch Männer wie Koch und Lange festgehalten worden, wie man denn jetzt auch dort allein Schröderſche und Iffland'sche Stücke noch am besten sieht), so werde ich darin wohl wenig Gegner haben; aber wenn ich dafür halte, daß Eßlair und die Schröder als ganz allein dieses Falsche bezweckend gänzlich von der wahren Bühnenkunst abzuweisen sind, so dürfte ich vielen, wenn gleich unwichtigen Widerspruch erfahren müssen, weil die unbefangene Stimme des Publicums über beider letzte Gastspiele schon das ausgesprochen hat, was erfahrne, mit der Sache wohl vertraute Männer seit Jahren vorher sagten, — aber man verstand sie nicht.

Auch ich will hier nichts als eine Ansicht geben, welche sich behaupten mag, wie sie kann; die Zeit mag den Beweis übernehmen, welchen die Bekanntschaft einiger Gastrollen nicht gestattet, auch ziemt es sich nicht, über Schauspieler solchen Rufes abzusprechen. Nur so viel sey zur Unterstützung meiner Meinung hinzugefügt: Eßlair, vermöge seiner größern Genialität ging weiter als viele; er erreichte den Gipfel jenes leeren Deklamationsspiels, welches durch falschen und seelenlosen Pathos nur Effecte erjagen will und besten Falls ein Kunststück erringt; sein edleres Naturell, manches, welches bei minder Begabten früher auffällt, verdeckend, wurde sein eigner Gesetzgeber; durch den Beifall eines geblendeten Publicums getäuscht, befestigte er sich bis zur typischen Versteinerung in dem selbstgeschaffenen Irrthum, und wird nur zu bald statt des Rausches in den gefüllten Parterren, die Nüchternheit auf leeren Bänken sitzen sehen und den undankbaren Unbestand des Beifalls erfahren. So viel ich von Eßlair sah, will er — ein Antipode des naturwahren Spiels — sein Gegentheil, nicht zufällig — nein! mit Absicht; so läßt das, was er leistet, rückwärts schließen. Nach allem, was sein Ruf mir gesagt hatte, erwartete ich wohl diese falsche Richtung, aber mich überraschte zu sehen wie weit er es darin gebracht; und doch vermißte ich den Glanz oftgerühmter Lichteffecte, für welche er einzelne Scenen berechnend auswähle und das übrige in den erforderlichen Schatten stelle; auch die blendenden Deklamations-Kunststücke, wie ich sie oft ganz untergeordneten Schauspielern gelingen sehen, und endlich das schöne Organ, welches ich vorausgesetzt hatte; sein tiefer Ton ist rauh und sein Converſationston allzugewöhnlich — beide gleich unedel, hart und kalt, selbst die kunstgemäße Steigerung unterblieb durch Einsetzung eines zu tiefen Tons. Ich läugne nicht, mich überfiel zuweilen ein Grausen; gleich dem Haupte der Meduse schien dieses Wesen mich anzustarren, das, in seiner Verzerrung noch groß war, und Thränen der Wehmuth über ein zerstörtes so herrliches Naturell von dem verkannten Genius erzwang.

Dieser Größe begegnete ich bei der Schröder nicht. Fand ich Eßlair's Töne kalt — so ergriff mich selbst ein Frost bei denen dieser Frau. Jetzt ist ihr Organ dabei wahrhaft männlich, trotz dem reicht es in der Leidenschaft nicht aus und nur in der Beschränkung kann es durch sanfte Anklänge das Gemüth erreichen. Dazu kommt die Art ihres Sprechens, die gewaltsamen Bewegungen ihres Mundes, die sprachwidrige Betonung einiger Consonanten (von welchen, wenn auch nicht derselben, Eßlair ebenfalls nicht frei ist) wirkt gleich störend. Ich habe Darstellungen von ihr gesehen, welche die denkende Schauspielerin unverkennbar beglaubigten, z. B. ihre Sappho. Aber das Große und Erhabene, nothwendige Eigenschaften einer tragischen Künstlerin, das Edle und Genialische, was von Gemüth kommend das Gemüth zündend wiederfindet, die Blitze des schöpferischen Geistes, das eigentliche Gepräge der Kunst! — habe ich in ihren Darstellungen nicht erkannt. Viele wollten sie in ihren Mitteln schwächer finden, — es kann wohl nur zu sehr der Fall seyn, daß ihr Organ, wie Eßlair's, durch den naturwidrigen Gebrauch gelitten, — aber ich möchte bezweifeln, daß jemals solche große Anlagen in ihr waren als in ihm — indessen freilich immer noch genügend, um unter den jetzigen vielen Pygmäen der Bühnenkünstler noch riesenhaft zu erscheinen.

Wenn man nun diese zertrümmerten Hoffnungen sieht, muß man nicht wünschen, daß junge, der Kunst sich widmende Talente an ihnen ein warnendes Beispiel nehmen? Wer es an ihnen nicht erkennt, dem ist der Sinn für wahre Kunst, selbst für die Natur, entweder noch nicht aufgeschlossen, oder er besitzt ihn nicht. Wo das Uebel einen solchen Grad von Vollkommenheit erreicht als bei Eßlair, wird das Spiel nur bloße Maschinerie — und wahrlich! stört sein Sprechen, so hebt sein Schweigen vollends jede Täuschung auf; dann scheint er gar nicht zu dem darzustellenden Gegenstand zu gehören, sondern nur Eßlair zu seyn, der irgend eine äußere Kunst an sich producirt. Aehnliches empfand ich bei der Schröder — die Rolle, welche sie darstellte, schien wie ein Gespenst vor ihr herzuwandeln und sie stand hinter ihr gleichsam als Führerin; dennoch wirkte sie mehr zum Ganzen als Eßlair, welcher dagegen in Behandlung der eigenen Gestalt und der Gewänder weit über ihr steht, wenn ich ihn auch darin nicht immer im Rechten halten kann. Das Edle in der Erscheinung ist zum Theil angeboren, man vermag selten es zu erkennen, doch erfreulich ist schon ein ernstes Bestreben und täuscht wunderbar. Ganz etwas Gemachtes läßt immer kalt, wohin meist die gewöhnliche Militairhaltung gehört, die im Lustspiel oft sehr an ihrem Platze, aber für das antike gar nicht, und für Mittelalter-Costüm nur wenig brauchbar ist. Vergleiche taugen selten, und darum unterlasse ich den naheliegenden, Eßlair's und der Schröder mit Wolffs. Ueberdem ist die Verschiedenheit in ihren Anlagen so groß als in ihren Mitteln; sie gingen von beinahe entgegengesetzten Standpuncten aus, hätten sich aber an einem Ziel vereinigen müssen, wären alle die rechten Wege gegangen. Nun

iſt, was ſie leiſten, eben ſo verſchieden wie ihre Talente. Wenn man von Wolffs ſpricht, darf man ſich nur auf dem Gebiet der Kunſt bewegen, bei jenen wird Aeußeres ſo wichtig, daß man kaum ins Innere kommt.

Den Beifall des Publicums, welchen die genannten geſchätzteſten Künſtler bei ihren diesmaligen Gaſtſpielen ernteten, dürften im Ganzen für den ruhigen Beobachter meine Anſicht beſtätigen. Wie ſehr Eßlair und die Schröder an einzelnen Tagen Urſache hatten zufrieden zu ſeyn, ſie hatten ſich im Ganzen zu beklagen, und ſie beklagten ſich. Mit Wolffs war es der umgekehrte Fall. Wie lebhafter Enthuſiasmus ſie begrüßte — täglich mehr erwärmten ſie und das Publicum ſich gegenſeitig, und nie konnte von Kälte die Rede ſeyn.

So weit meine einſeitige Anſicht über dieſe Künſtler großen Rufes. Möglich, daß längere Bekanntſchaft mit ihnen mir andere Meinungen gegeben hätte, und gut, wenn mein Irrthum dazu dient dem Verdienſt ſeine Kronen zuzuwenden.

Solcher Enthuſiasmus wie die Neumann in Berlin und die Stich in Wien erregt, kann nicht übertroffen werden, und darum dürfen beide Perſonen ſich ſchmeicheln in ihrer Jugend ſchon die reichſten Kränze empfangen zu haben. Für die Stich iſt bereits die Zeit der Kritik hin und wieder eingetreten; bei der Neumann unterdrückt ſie noch der Rauſch, welchen der Liebreiz ihrer Erſcheinung veranlaßt. Gehen beide aus dem Kampf der Kritik ſiegreich hervor, dann werden ſie erſt des echten Lobes würdig ſeyn, der einer Bethmann ungeſchmälert ins Grab folgte; dann kommt die Zeit des intenſiven Gehalts und eines viel unbefangeneren Beifalls als jener, eines von der äußeren Erſcheinung berauſchten Publicums. Möchten doch beide reichbezahlten Künſtlerinnen, wenn ſie in die Periode der Schröder und Wolff gekommen ſind, die Kunſtanforderungen befriedigen wie die letzten, auch dann, wenn man ihre ungleich größeren Anlagen und Mittel in Betracht zieht, wozu man allerdings volles Recht hat. Wenn Beide mit gleichem Glück Melpomenen und Thalien angehören, ſo darf doch Frau Stich den Charakter des Herriſchen und Erhabenen vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen. Ihre Geſtalt, ihr Weſen, ihre Geſten, ihre Auffaſſung, alles iſt junoniſch — wer weiß nicht, daß dieſe Göttin auch ſchön war? Im Anmuthigen dagegen liegt das Talent der Neumann. Ich ſah ſie zwar im Tragiſchen nicht, aber der geachtete Herausgeber der dramaturgiſchen Blätter weiſet ihr darin ihre eigentliche Sphäre an; *) dennoch ſteht in meinem Sinne die Stich einer Juno näher als die Neumann einer Venus. Beide ſcheinen noch ihre Schöpfungen aus der Gemüthswelt hervorzurufen, ſie wollen unbedenklich — die Wahrheit! — aber Beide ſtreifen durch das Eigenthümliche ihres Weſens auf Abwege, auf welchen ſie ſich leicht verlieren können —, möchten ſie es zum Heil unſrer Bühnen nicht! Die Stich behandelt ihr Organ ſchon jetzt oft wie ihre Rollen, ſie handhabt es mit leidenſchaftlicher Glut, und es verträgt dieſe Gewalt durchaus nicht; wie gut es iſt, will es doch geſchont und gepflegt ſeyn; ſie ſtreift zuweilen bis an die Grenzen des hohlen und leeren Pathos, ſie verdirbt ſich Mitteltöne, deren Verluſt ihr einmal ſehr ſchmerzlich ſeyn wird und ſchlägt oft in der Höhe erzwungene und überſpannte ganz falſche Accorde an; von ihrem großartigen Naturell verführt, geht ſie manchmal, wenn auch ſelten bis an die Grenze der Grazie, vor dieſer Klippe ſollte ſie weibliches und Kunſt-Gefühl ſtets bewahren. Die Neumann fällt dagegen in andere Uebel. Die Anmuth ihrer äußeren Vorzüge laſſen ſie ein manierhaftes Spiel mit ihrem Körper treiben, welches wie Nachahmung des Pariſer Grazieuſen erſcheint, aber doch, weil es nicht aus dem Innern ihres Weſens hervorgeht und etwas äußerlich angenommen Leeres iſt ſpäter leicht zur bloßen Fratze herabſinken kann; ihr Organ ſcheint ſie nicht überbieten zu wollen. Bei dieſer ſchönen Frau iſt es ſeltſam aufgefallen, daß ſie ſo viele Anbeter reifen Alters gefunden und da wieder vorzugsweiſe unter Aerzten, ſo daß man ſie die mediciniſche Venus genannt; — oder liegt es blos in der Unempfänglichkeit unſrer Jugend? —

Dieſe vier berühmten Kunſtgenoſſen haben auch veranlaßt mehrere ihnen noch angehörige Kunſtgänger zu ſehen, und mitunter zu beachten. Herr Stich verdient vor allen Auszeichnung. Sein Talent beſtimmt ihn entſchieden fürs Luſtſpiel; muntere Laune ſtellt er trefflich dar und erſtrebt die Charakterwahrheit; dazu die äußern Vorzüge ſeiner Geſtalt, Haltung, Gewandheit und Grazie, verbunden mit jetzt ſehr ſeltenem Fleiß, Leichtigkeit und Routine; er verdirbt nie eine Rolle und iſt immer ganz in der Sache, daher er für jedes Theater ein Schatz ſeyn muß; ob er auch ſchon zu Shakſpeariſchem Humor den Schlüſſel gefunden, iſt mir durch das, was ich von ihm ſah, nicht klar geworden. Die Eßlairſche Tochter verſpricht trotz ihrer rieſigen aber doch edlen Geſtalt viel, wenn ſie ſich recht bald von des Vaters Wegen entfernt; die Stimme der älteren Schröderſchen iſt ſchön, und verdient um ſich zu erhalten eine beſſere Schule als ſie bis jetzt zeigt; die jüngere iſt noch halb Kind und erlaubt kein Urtheil, aber wohl einige Hoffnung.

20.

*) Juni-Heft 1821, S. 415 ꝛc.

Meiſter Floh. Ein Mährchen in 7 Abenteuern zweier Freunde. Von E. T. A. Hoffmann, Frankfurt am Main bei Friedrich Willmanns.

(Eine kürzere Anzeige ſ. in Nr. 170.)

Die eigenthümliche Weiſe, mit der uns Hoffmann die Mährchenwelt aufthut, würde uns auch ohne ſeinen Namen, auf dem Titelblatt doch beim Leſen ſagen, von welchem Verfaſſer der flinke Geſell ſey. Hoffmann bemüht die Einbildungskraft ſeiner Leſer nicht in ein fernes Fabelland; unter Freunden und Gevattern, in wohlbekannten Gegenden gehen bei ihm die wunderbaren Ereigniſſe vor, man ſchlendert ganz behaglich mit ſeinen Perſonen hin, die Satyriker nicht bemerkend, die im Grünen lauſchen, plötzlich erhebt ſich die Phantaſie mit rauſchendem Flügelſchlag, jene Geſtalten und uns ſelbſt mit ſich in das Reich der Poeſie und Laune fortzureißen, wohin ihr zu folgen, manchem nicht ohne Urſache ſchwindeln mag. Auch in dieſem Mährchen iſt das Kleinbürgerliche mit dem Phantaſtiſchen und Symboliſchen nicht ſowohl gemiſcht, als neben einander hinlaufend und ſich durchkreuzend, wodurch allein liebliche Rundungen und andere zierliche und originelle Figuren, mit unter aber auch ſo ſeltſam verſchobne Ecken und Spitzen ſich bilden, daß es ſchwer iſt eine Abſicht herauszufinden, ja es widerſtreben die Verknüpfungen, unrückſichtlich auf die Bedeutung, dem Auge. Ein ſo zuſammengeſetzter Ernſt und Scherz, Reales und Idealeſ, erhabene, ſcharfſinnige Gedanken neben ganz frotzenhaften, liegt auch in dieſem Buch aufgeſchichtet, die Lokalitäten ſind jedoch viel ſparſamer gebraucht, als z. B. im goldenen Topf, auch wittert man viel Lückenhaftes darin, wenn man erwartet, daß ſich die Laune, der Spott erſt recht ergießen wird, ein Anlauf zur Beſchreibung dieſer und jener Zuſtände, wie z. B. der Verfaſſung des Flohreichs, genommen wird, bricht's auf einmal ab und hinterläßt Misvergnügen über das Unbefriedigende in der Schilderung.

Der Inhalt, wenn ſich dieſer bei einer Hoffmannſchen Erzählung überhaupt angeben läßt, wäre in ſeinen Hauptbeſtandtheilen ohngefähr dieſer. Herr Peregrinus Typ, ein ehr-

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 22. August 30.

Ueber den Berg Sorakte.

(Aus einem italieniſchen Aufſatze des Hrn. Brocchi in der Bibl. Ital.)

Der Berg Sorakte verdankt Horazens Verſen ſeine Berühmtheit. Wär er nicht im Anfange einer Ode dieſes Dichters erwähnt, die uns von unſrer erſten Jugend an in den Schulen vor Augen kommt, wahrſcheinlich würde ſein Name eben ſo ungeehrt ſeyn, wie die Namen ſo vieler Berge, die mehr bedeuten, als er. Gerade die Erinnerungen der Kindheit, die im reiferen Alter ſo genußreich ſind, wurden für meine Wißbegierde ein Anlaß. Dieſen Erinnerungen zu Liebe beſchloß ich ihn zu beſuchen und ſeinen Gipfel zu erklettern, als ich in jener Gegend umherſtrich.

Damit ſoll gar nicht geſagt ſeyn, daß auch ohne ſolche Beziehung ſeine ganz eigenthümliche Lage bei manchem nicht den Wunſch erregen könne, ihn in der Nähe zu ſehen. Der Sorakte bildet eine große Maſſe, die von jeder Seite einzeln daſteht. Durch einen weiten Raum von der Kette der Apenninen getrennt, von der er ein vereinzeltes Glied iſt, erhebt er ſich aus der Mitte einer Ebene, auf der zwar niedrige Hügel zerſtreut ſind, über die aber ſein waldiger Scheitel majeſtätiſch hervorragt. Seine Höhe, nach Shukburg's Meſſung 2771 Fuß über den Spiegel des Meers, kommt der Höhe des Albano, der 2965 Fuß hat, nicht gleich. Doch erſcheint er durch ſeine Vereinzelung rieſenhafter und zieht immer die Blicke auf ſich, man mag auf der Flaminiſchen Straße nach Rom hinreiſen oder nach Civitä Caſtellana.

Er liegt, gleichſam ein Vorpoſten der Sabinergebirge, etwa 27 Meilen (ital.) nördlich von Rom und 7 Miglien von Civitä Caſtellana, das einige für das alte Feſcenium nehmen. Seine Geſtalt iſt länglich, ohne alle Unterbrechung; nicht von Thälern durchſägt. Doch bemerkt man fünf Hauptſpitzen auf ſeinem Kamme, die man ſchon von fernher beſtimmt unterſcheiden kann. Das ſind die Virgiliſchen Arces, die der Dichter in dem Verſe bezeichnet, wo er das Land einiger mit Turnus vereinigter Völkerſchaften angibt:

Ili Soractis habent arces, Flaviniaque arva. *Aen.* VII, 696.

Dieſe Spitzen heißen, um mit der nördlichſten anzufangen, la Quadrara dell' Aquila, la Rocchicciuola, San Silveſtro, la Madonna delle Grazie und Santa Lucia, zu denen man eine niedrigere hinzurechnen kann, worauf S. Oreſte liegt. Warum die erſte Höhe dell' Aquila heißt, möchte ſchwer anzugeben ſeyn; doch wärs nicht unmöglich, daß der gemeine Adler (Falco melanaetos) auf ihr horſte. Dies bringt eine von den Alten erwähnte Begebenheit ins Gedächtniß, die Plinius und Sueton als in der Gegend vorgefallen erzählen. Dieſe Geſchichtſchreiber führen an, daß an der Stelle die ad gallinas albas hieß, beim heutigen Frafinetto, drei Miglien vom Gaſthofe von Prima Porta, ein Adler in den Schooß der Livia, der Gemahlinn Auguſts, die zufällig auf einer Durchreiſe hier ſaß, eine Henne von wunderbarer Weiſe herabfallen ließ.

Der Boden der umgebenden Fläche zeigt überall vulkaniſche Erſcheinungen. Dies bewog mich zur genauern Unterſuchung der Gebirgsart, welche die Maſſe des Berges ausmacht. Von der Grundlinie aus traf ich entlang der Schlucht, in der ich emporſtieg, bis zu einer gewiſſen Höhe gekörnten vulkaniſchen Tuf, durchaus dem ähnlich, der zwiſchen dem Sorakte und Civitä Caſtellana vorherrſcht. Dieſer iſt nichts anders, als ein mehr oder minder zerbröckelter Stein mit Amphigenen und kleinen Stücken Pyroxenen beſtreut, der in manchen Gegenden gebrochen und ſtatt Puzzolanerde gebraucht wird, weshalb man hier und da Grotten angebracht ſieht. Die Amphigenen ſind meiſt mehlicht oder ſtaubartig und ihre Menge iſt ſo groß, daß ſie den Kitt zu vertreten ſcheinen, um in Maſſe die Steinbrocken zuſammenzuhalten.

Ohne Mühe kann man dieſen Tuf in der dem Meere zugekehrten Schlucht unterſcheiden und namentlich in der ſteilen, die nach S. Oreſte hinführt, wo er nah dem Oertchen zu Tage liegt. Auch auf der entgegengeſetzten, den Apenninen zugekehrten Seite kommt er vor; eben ſo trifft man ihn in bemerklicher Höhe und in großer Menge über der Kapelle der heil. Romana, an der Selva della Mortelletta an. Man kann daher behaupten, daß die vulkaniſchen Stoffe gleichſam einen Mantel um die Schluchten des Sorakte gelegt haben, wo ſie von denſelben Anſchwemmungen des Meers zurückgelaſſen wurden, die ſie in der untenliegenden Fläche verbreiteten.

Manche lieben in der Mythologie und in den religiöſen Gebräuchen der Alten Beziehungen auf die Erſcheinungen der Natur aufzuſpüren. Dieſe könnten in den Feſten, die man einſt auf dem Sorakte beging, die vulkaniſchen Feuer angedeutet finden, welche einſt in dieſen Gegenden brannten. Virgil ſagt uns und Plinius beſtätigt es, daß hier ein Tempel des Apollo war, den man durch Anzündung von Fichtenreiſig ehrte und daß die Eifrigſten barfuß über die entflammten Haufen zu ſchreiten verſuchten *)

Schutz des geweihten Sorakte, der Ewigen höchſter, Apollo!
Den wir zuerſt anflehn, dem fichtener Brand in der Stapel
Flammt, und dem im Vertraun der Frömmigkeit mitten durch Feuer
Auf vielglühende Kohlen wir Dienenden ſetzen den Fußtritt!
Aen. XI, 787. nach Voß.

Nach Silius Italicus, VIII, V. 491. zündete man dieſe Feuer in den Flaminiſchen Feldern an. Außerdem feierte man ein gleiches Feſt um den See von Nemi, allem Anſcheine nach, einen ausgebrannten vulkaniſchen Krater, an dem die Diana einen Tempel hatte. Dieſe Diana gehörte zu den Lichtgöttern und ward an dem See und im anſtoßenden Haine verehrt. Unter dem Namen Diana facelina **) hatte ſie in Sicilien und auf einer Inſel, die ganz nahe bei Lipari und Stromboli lag, Anbetung. Zu Nemi beging man ihr Feſt durch einen Wettlauf mit Fackeln über den Artemiſiſchen Berg und durch den Hain von Aricia. Servius in ſeinen Erklärungen zum Virgil führt aber außerdem an, daß der Sorakte dem Dis und Pluto heilig geweſen ſey.

Doch geſtehen wir dieſem gelehrten Weſen nicht höhern Werth zu als es verdient. Denn man läuft große Gefahr ſich ins Unbegränzte zu verlaufen, wenn man den mythiſchen

*) Auch in Caſtabala in Kappadocien war ein Feſt der Diana Perafia, bei dem die Prieſterinnen dieſe Feuerprobe beſtanden. (Strabo XII p. 27. Tasch.) Deutſchen Leſern iſt bekannt, was Creuzer im IV. Theile der Symbolik über die Identität der Diana und Perſephone vorgebracht hat. Auf jeden Fall hatten Naturandeutungen auf Zweige des Cultus entſchiedenen Einfluß und haben ihn noch. Iſt doch nirgends die Theilnahme für die Seelen im Fegefeuer ſo groß, ſo häufig durch Bilder ꝛc. aufgeregt, als in der Nähe des rauchenden Veſuv.

**) Die Etymologie dieſes Namens iſt bekanntlich noch nicht im Reinen. Die von Hrn. Brocchi angenommene empfiehlt ſich durch ſeine geiſtreiche Zuſammenſtellung. Auffallend iſt, daß Creuzer in der neuen Ausgabe der Symbolik dieſe Bezeichnung der Diana unbeachtet gelaſſen hat.

Doch ist das Klima im Winter ziemlich milde. Selten schneit's, wie die Bewohner des Bergs versicherten und ganze Jahre gehen hin, ehe es einmal vorkommt. Horaz, der in jenen allbekannten Versen den Soracte hoch mit Schnee bedeckt beschreibt, die Bäume geborsten unter seiner Last, das Wasser der Ströme zu Eis verhärtet, hat auf einen außerordentlich strengen Winter zuversichtlich anspielen wollen.

Du siehst, wie glanzhell steht in gethürmtem Schnee
Soracte, kaum noch unter der Flockenlast
Der Wald sich aufringt, und von scharfer
Kälte der laufende Bach erharscht ist. (Voß).

Die Archäologen möchten, so schien mir's, wenig hier finden, was ihnen zusagen könnte. Auf den Höhen von Rocchicciuola und der Quadrara dell' Aquila sieht man Ueberreste von Mauern, von denen ich nicht errathen kann, welcher Zeit und welchem Gebäude sie angehört haben mögen. Andre sieht man eine halbe Meile von S. Oreste im Delgarten, der il Giardino genannt wird, und noch andre bei Cerconi, in der Straße Cerro. Dies sollen die Ueberreste des Tempels der Göttinn Feronia seyn. Außerdem sey bemerkt, daß unter der Spitze von S. Silvestro viele Kellergruben (pozzi) in die Erde gegraben sind, wovon der Ort den Namen Pozzora hat. Sie haben eine bauchige Form, wie Dolien (alte Weingefäße) und laufen eben so wie diese, in eine enge runde, zuweilen auch viereckigte Mündung aus, die mit überkalkten Ziegeln gesäumt ist, während die Erde der ganzen übrigen Wand nackt zu Tage liegt. Auf einem kleinem Raume fand ich mehr als dreißig und noch weit mehr würde Jeder finden, der sich die Mühe geben wollte, weiter nachzuzählen. Die Erde, in die sie eingegraben sind, ist eine feine aschenhaltige Stauberde, die in Säuern heftig aufbraust, sie ist vermischt mit Fragmenten weißen Kalksteins, auch mit Brocken von braunem und schwarzen und stinkt bei der Reibung. Es scheinen Getraidebehälter gewesen zu seyn, wie es in diesem Lande üblich ist; doch möchte ich glauben, daß sie nicht sehr alt seyen, weil bei der genauern Betrachtung der Ziegel sich fand, daß ihre Mischung nicht mit Pozzolanstücken versetzt war; also dem römischen Verfahren zuwider. Man möchte wegen dieser Kellerlöcher vermuthen, daß einst Wohnungen umher lagen. Vermuthlich gehörten sie den Mönchen von S. Silvestro zu einer Zeit zu, wo das Dorf S. Oreste noch nicht gebaut war.

Dies sind die Bemerkungen zu denen der Soracte mich veranlaßte. Sie sind weder zahlreich noch bedeutend; aber die Empfindungen, die mich auf der Kuppe dieses Berges bewegten, dessen Namen ich seit meinen frühsten Jahren mir so gern wiederholte, waren durch eine Ideenverbindung mir so angenehm, als ob ich mich auf dem classischsten Boden befunden hätte.

44.

Lettre de Cauchois Lemaire à M. Bellart, procureur général.

Das Requisitoire des Hrn. Bellart, wodurch das gesammte jetzige Zeitalter in Anklagezustand versetzt und leidenschaftlich angeschwärzt wird, ist von einigen Blättern mit solch einer Behendigkeit ins Deutsche übertragen worden, daß man dasselbe nunmehr als allgemein bekannt voraussetzen darf. Wenn bisher darüber in Deutschland wenig geschrieben worden ist, so liegt die Ursache davon wohl darin, daß dieses berüchtigte Actenstück für eine Art von Manifest der französischen Regierung ausgegeben, oder wenigstens die Meinung verbreitet worden ist, als ob man solch ein Stück mit der tiefsten Ehrfurcht anzunehmen habe, ohne sich eine Bemerkung darüber erlauben zu dürfen. In Paris hat man aber mit demselben nicht so viele Ceremonie gemacht. Schon beim Erscheinen desselben wurde es in den liberalen Blättern mit treffenden Bemerkungen begleitet; der witzelnde Miroir machte Späße darüber und schlug vor, das ganze jetzige Geschlecht, mit Ausnahme einiger hochweisen Herrn ins Narrenhaus zu stecken und zu dem Ende zuerst ein Haus zu bauen, daß sich über ganz Europa erstrecke; endlich ist Hr. Cauchois Lemaire, der wegen einer seiner Schriften von eben jenem Bellart gerichtlich verfolgt wurde und noch seine Strafe im sogenannten St. Pélagie-Hause aushält, mit einer völligen Widerlegung des Bellartschen Requisitoire hervorgetreten. Um sich keine neuen Händel an den Hals zu ziehen, sonderte der Verfasser denjenigen Theil des Requisitoire, welcher sich auf angebliche Umtriebe in Frankreich bezieht, von der Einleitung ab, die eine Beschuldigung des ganzen Zeitalters ist, und beschränkt sich blos auf diese. Bekanntlich behauptet Hr. Bellart, so wie einzelne Privatpersonen durch allzu starkes Fettwerden zu Grunde gingen, so gingen die Staaten durch allzu große Civilisation zu Grunde. Dies nennt er selbst une thèse; auf diesen Ausdruck beruft sich Hr. Cauchois Lemaire, um die Meinung des Hrn. Generalprocurators zu bekämpfen und zu widerlegen, da eine Thèse ein Ding sey, worüber jedermann sein pro oder sein contra können hören lassen. Dagegen hat denn der Hr. Generalprocurator auch nichts zu erwidern gehabt und die Schrift wird in ganz Frankreich ohne das geringste Hinderniß zu einer großen Menge von Exemplaren abgesetzt. Hr. Cauchois Lemaire macht in seiner Schrift die richtige Bemerkung, daß wenn ein einzelner Mann oder einige wenige die gesammten übrigen Zeitgenossen beschuldigen, sie wären auf dem unrechten Wege, dieses Verfahren den Anschein einer außerordentlichen Anmaßung habe und man leicht die Frage aufzuwerfen geneigt sey, ob dann nicht etwa dieser einzelne oder diese wenigen auf dem unrechten Wege seyen; überhaupt aber sey es den Wenigen weit leichter sich zu der Masse der Zeitgenossen zu verfügen, als dieser Masse, ihre Laufbahn zu verlassen und sich zu den wenigen zu verfügen, die allein behaupten, richtig zu sehen und zu urtheilen. In dem gegenwärtigen Falle frägt es sich, was will die Mehrzahl, welche das Unglück gehabt hat, Hrn. Bellart's Mißvergnügen im höchsten Grade zu erregen, und was wollen Hr. Bellart und seine Freunde? Das jetzige Geschlecht in Frankreich will nicht blos eine Verfassung auf dem Papiere haben, sondern dieselbe ins Leben treten lassen. Es will die Rechte gesichert wissen, die ihm die Staatsumwälzung am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder verschafft hat; es will, daß die noch mangelhaften Theile der Staatsverwaltung im Geiste der neuen Verfassung eingerichtet werden, es will, daß unter keinem Vorwande abgeschaffte Vorrechte, die mit dieser Verfassung im Widerspruche stehen, wieder in Aufnahme kommen; es will, daß Frankreich eine unabhängige Stellung unter den europäischen Mächten behaupte, sich nach keinem, aus Privatabsichten irgendwo in Uebung gesetzten politischen Systeme füge, keines Staates Ruhe gefährde, aber sich auch von keinem irgend ein Regierungssystem aufdringen lasse; kurz es will, daß der französische Bürger die möglichst größte Freiheit und Ruhe, und der Staat die möglichst größte Sicherheit genieße. Dieser feste Wille wird von der Opposition in der Deputirtenkammer und von den angesehensten freisinnigen Schriftstellern so oft und so deutlich ausgesprochen, daß über das Daseyn desselben kein Zweifel gehegt werden kann. Mag es Leute geben, die mehr wollen; da sie ihren Willen nicht auszusprechen wagen, so hat der Generalprocurator auch kein Recht sich damit zu befassen; denn in der ganzen Welt, in der Türkei sogar, sind Gedanken zollfrei. Von der ganzen Zahl dieser Partei ist also bis jetzt noch keine Gefahr zu befürchten; auch ist das Requisitoire nicht

gegen eine kleine Partei, ſondern gegen die Allgemeinheit gerichtet, woraus denn nothwendig folgt, daß der eben angedeutete Wille der Mehrzahl dem alten Generalprocurator als ſtrafbar erſcheint, und er und ſeine Freunde das Gegentheil denken. Wie will es nun aber der Generalprocurator anfangen, die Leute zu bekehren und ſie auf ſeine Seite zu bringen? Sein Requiſitoire enthält davon nichts; denn mit dem Schimpfen auf das jetzige Geſchlecht wird gewiß wenig ausgerichtet, und weiter ſteht in dem gerichtlichen Manifeſt nichts. Die Leute haben alle Unrecht, ſie ſollen haſſen was ſie lieben, verlaſſen woran ſie hängen, lieben was ſie verworfen haben! Ich glaube wahrlich, Hr. Cauchois Lemaire hat Recht, es wird dem Hrn. Bellart und ſeinen Freunden weit leichter fallen, auf die Seite ſeiner Zeitgenoſſen zu treten, als da allein ſtehen zu bleiben, ſich gegen ſie zu ereifern und ihnen zornig zuzurufen, ſie ſollen zu ihm herüberkommen. Wenn er doch nur einige reizende Dinge bereit hielte, um die Leute anzulocken; allein der Mann will ihnen die Civiliſation austreiben, wie man die dicken Patienten herumjagt, um ſie vor dem Fettwerden zu bewahren; das iſt die einzige Luſtſpeiſe, die er ihnen aufweißt; ſie iſt wahrlich nicht ſehr reizend. Geſetzt einmal, das geſammte jetzige Geſchlecht begäbe ſich bei dem Hrn. Bellart in die Cur, was würde daraus erfolgen? ſeine Hauptfurcht betrifft, wie bereits erwähnt worden, das Allzucivilisirtwerden. Um dies nun zu verhindern, würde er natürlich alle Mittel in Bewegung ſetzen, die gegen die Civiliſation bisweilen mit Erfolg gebraucht worden ſind, als z. B. Unterdrückung des Volksunterrichts, zweifache und dreifache Cenſur, Inquiſition, uneingeſchränkte Regierung, Leibeigenſchaft, Sperrung des Handels, Hinderniß des freien Verkehrs mit gebildeten Völkern, geiſtliches Joch, Mönche in fetten Pfründen, geiſtliche Stiftungen aller Art, Ausſchließung des Bürgerſtandes von allen angeſehenen und einflußgebenden Stellen, Ueberhäufung mit allen nur möglichen Vorrechten des Adels. Das wäre es alſo, was Hr. Bellart Leuten wider das geiſtige Fettwerden zu geben hätte! Und er kann glauben, daß ſeine Beredtſamkeit ſo weit reichen werde, um die Leute zu bereden dasjenige, was ſie jetzt beſitzen, fahren zu laſſen und ſeine Arzneien wider die Civiliſation einzunehmen? Hr. Cauchois Lemaire behauptet ſo etwas würde man nicht erleben; ich glaube es faſt auch, und wenn auch Hrn. Bellart's Freunde doppelt ſo viel Macht beſäßen, als ſie ſeit einem Jahre oder länger bekommen haben, ſo würden ſie ſolch ein Vorhaben doch ſchwerlich durchſetzen. Es iſt viel leichter die Leute in ihrem alten Zwange zu halten, als ſie dahin zurückzuführen, wenn ſie einmal einen beſſern und vernünftigern Zuſtand kennen gelernt haben. Dies iſt augenſcheinlich der Fall mit dem franzöſiſchen Volke. Daß Hr. Bellart es auf eine ſo allgemeine Art angegriffen hat, iſt ſehr ungeſchickt von ihm geweſen. Hätte er, wie anderswo geſchehen, von geheimen Umtrieben geſprochen, die hier und da wollen bemerkt worden ſeyn, ſo hätte ſein Requiſitoire wenigſtens Eingang finden können. Allein ſein grimmiger Eifer wider das Fettwerden und die Civiliſation hat alles verdorben. Zeitungen, Flugſchriften und parlamentariſche Redner haben ſich wider den leidenſchaftlichen Mann erhoben, der ſein Zeitalter läſtert, weil es nicht ſo denkt wie er jetzt denkt; denn es iſt bekannt, daß Hr. Bellart nicht immer zu den Ultras gehört hat; er war einer der erſten, welcher ſich im J. 1814 wider Buonaparte's Joch auflehnte, und deſſen Herrſchaft nicht mehr anerkennen wollte, weil ſie deſpotiſch wäre; ein Verfahren, das ſich mit der Lehre vom unbedingten Gehorſam, die er jetzt anempfiehlt, ſehr übel verträgt. Freilich iſt er nicht der einzige, der jetzt nicht mehr ſo populär ſpricht, als da es darauf ankam, das Volk für ſich zu gewinnen und mit deſſen Hülfe zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Wenn es damals rechtlich war, ſich dem Deſpotismus zu widerſetzen, ſo muß es auch jetzt noch ſo ſeyn; hatte damals alſo Hr. Bellart Recht, ſich wider Napoleons ausſchweifende Allgewalt aufzulehnen und zu einer geſetzlicheren Verfaſſung das Seinige beizutragen, ſo iſt das jetzige Geſchlecht ganz gewiß auf dem rechten Wege, wenn es ſich an die damals erworbene Verfaſſung hält und ſich allem widerſetzt, was zur Rückkehr einer ungeſetzlichen Alleinherrſchaft beitragen könnte. Hr. Cauchois Lemaire hat aber wohl Unrecht, wenn er bei der Muſterung von Bellart's politiſcher Laufbahn auch deſſen Betragen bei dem Criminalproceſſe des Marſchalls Ney tadelt, wo bekanntlich Bellart als Generalprocurator die Anklage von Seiten der Regierung unterſtützte. C. L. meint, man hätte dem Marſchall das „Entrainement" beim Erſcheinen ſeines vorigen Feldherrn zu gute halten ſollen, und Bellart hätte nicht mit ſolchem Ungeſtüm die Verurtheilung deſſelben betreiben müſſen. Er erzählt es habe Franzoſen gegeben, die mit wildem Fanatismus auf dem Grabe des Marſchalls getanzt hätten; dieſer haſſenswerthe Partengeiſt habe ihn, C. L., ſo empört, daß er von der Zeit an die Sache der Liberalen verfochten habe, um zu verhindern, daß ſolche blutdürſtige Menſchen jemals zu Macht und Anſehen gelangen. Hier ſcheint Cauchois Lemaire zu irren; er war ſchon ein thätiger Verfechter der Sache der Liberalen und was nicht ſo lobenswerth iſt, der Buonapartiſten oder der Militairpartei im J. 1814, alſo ein Jahr vor dem Neyſchen Proceſſe. Was nun das Betragen dieſes Marſchalls anbetrifft, ſo läßt ſich daſſelbe wohl erklären, aber nicht rechtfertigen; der Marſchall hatte einige Tage vor ſeiner Abtrünnigkeit dem Könige feierlich geſchworen wider Buonaparte zu kämpfen, und keinen andern Herrn als den König anzuerkennen. So lange ein Schwur etwas gelten wird, ſo lange wird man auch die Eidbrüchigkeit Ney's verdammen müſſen, wie man auch ſonſt über den damaligen Zuſtand der Dinge denken mag. Hätte Ney kein Commando angenommen und anſtatt dem Könige Treue zu geloben, ruhig Buonaparte's Rückkunft erwartet, ſo hätte er ſich wenigſtens keines Wortbruches ſchuldig gemacht.

52.

Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres... par M. Friedländer. D. M.

Baron Deleſſert, einer der aufgeklärteſten und wohlwollendſten Bankiers von Paris, hatte den Dr. Friedländer gebeten, ſich mit einer Ueberſicht der in Deutſchland zum Behufe der Dürftigen in der neuern Zeit errichteten Anſtalten zu befaſſen. Dieſe Ueberſicht iſt in der Révue Encyclopédique erſchienen und auch beſonders abgedruckt worden. Um dieſe Arbeit nun zu ergänzen, hat der Verfaſſer nach Aufforderung deſſelben Armenfreundes, ein Verzeichniß über die, die wohlthätigen Anſtalten betreffenden deutſchen Schriften ſyſtematiſch angeordnet; daß daſſelbe weder vollſtändig noch auch ganz genau hat ausfallen können, geſteht Hr. Dr. Friedländer in der Vorrede ſelbſt, und iſt auch bei ſeiner Entfernung von Deutſchland leicht zu entſchuldigen. So wie es iſt, kann dieſes Verzeichniß ſchon einen ziemlich befriedigenden Begriff von den fleißigen Verſuchen geben, welche in faſt allen Gegenden Deutſchlands unternommen worden ſind, um die Lage der dürftigen Claſſen zu verbeſſern. Gibt es aller dieſer Verſuche ungeachtet dennoch ſo viele Arme, ſo liegt die Schuld nicht an den Menſchenfreunden, ſondern muß vielmehr in den Zeitumſtänden und in den fehlerhaften Staatseinrichtungen geſucht werden, welche nicht allen Claſſen eine gleichmäßige Entwicklung ihrer phyſiſchen und moraliſchen Kräfte verſtatten und allzu oft den freien Aufflug der Nationalinduſtrie hemmen, anſtatt ihn zu befördern.

52.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 201.

2. September 1822.

Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Von Fr. Ad. Ebert. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822. 8.

Ein dicker Herr mit etwas rother Nase ließ sich einst das Heidelberger Faß zeigen. Anfangs besah ers umsichtig prüfend, schrieb sichs in sein Taschenbuch auf, daß es nur dreimal gefüllt war, dann, als er es in stille Betrachtung versunken fünf Minuten lang umgangen war, quollen ihm die hellen Thränen strömend aus den Augen. Das könne Einer allein doch nimmermehr austrinken! war seine Klage. So versicherte die Aufschließerin im Sommer 1817 in einer Anwandlung vorzüglich guter Laune. Ihr Kichern und Lachen beweist für ihre unpsychologische Natur. Denn war es nicht dieselbe niederdrückende Empfindung, die einem matt und trockenstudirten Gelehrten jene oft gepriesenen Thränen in den Sälen der großen Pariser Bibliothek abpreßte? Dort, so erzählt man, brach ein ziemlich magerer Fremder in die wehmüthigen Worte aus: Ja wenn Einer allein das wissen könnte, was hier gedruckt und geschrieben steht! und dabei gingen ihm die Augen über. Die Aufwärter verehrten den Betrübten von dem Augenblicke an, wie Salmasius oder Magliabecchi's Schatten. Ein Anfall des Kummers, der ihn überwältigte, hat sicher manchen ergriffen, der voll eruditer Pläne durch die Säle einer großen Bibliothek schlich.

Dort geht man an den Denkmalen vergeßner Celebritäten, an den Actenstücken literarhistorischer, jetzt eingeschlafner Controversen, an bestaubten Bannbullen und blaßgewordnen Musenalmanachen vorüber, von denen kaum ein Mensch mehr etwas weiß, als der Bibliothekar, der sie bewacht, und ein curioser Gelehrter, den eine literarische Hysterie auf eine solche Ruhebank hinwirft. Wie die Paradiesvögel, die zur Zeit der Muskatnüsse von den Südseeinseln nach Indien kommen, trunken auf die Erde hintaumeln; eben so möchte auch der Student und der Professor erliegen, den hier der Honigseim commentirter heil. Schrift, dort der alte Wein alter Weisheit, endlich die harten Nüsse grammatischer Feinheiten reizen, *) ohne den Moschusduft zu rechnen, mit dem Verfasser und Verleger für den künftigen Leser umherräuchern. Wer also das Führeramt durch solche Säle übernimmt, erwirbt sich ein Verdienst um die menschliche, besonders die schwachnervige Natur. Versteht er wie ein vorabschreitender Steiger in einem Schachte, über das Herzklopfen zu trösten, welches den Anfahrenden beim Lärmen der Pumpwerke befällt, und durch einen kräftigen Kernspruch über die Tiefe, welche zu Füßen liegt, verständig zu täuschen, so sichert er sich den Dank kommender Geschlechter.

Einen solchen Dienst hat Hr. Dr. Ebert allen erzeigt, die sich in die schönen weitläufigen Säle der dresdner Bibliothek, (zusammen 24 Säle und saalartige Zimmer) verlieren wollen. Mit dem Faden, den er ihnen durch sein neuestes, so gehaltvolles Werk in die Hand gibt, dürfen sie hoffen mit gerade so viel Sinnen als sie mitbrachten, sich aus der Menge dieser Zimmer herauszufinden, und außerdem bereichert mit einem, der manchem wahrscheinlich bis dahin abging: mit dem Sinne fürs Ganze und Einzelne solcher Sammlungen. Schwachnervige können an die reizenden Aussichten sich halten, die von so vielen Seiten aus sich dem Auge bieten. Nur die vatikanische Bibliothek darf in dieser Rücksicht unter den großen Bibliotheken des Continents mit der dresdner wetteifern. Wer seinem Kopfe vertrauen darf, wird Kräftigeres finden. Denn wo Ebert hinleuchtet, da ist man sicher literarische Erzstufen flimmern, Baumsilber neben Jungferngold blinken zu sehn. Durch seine Führung werden sie begreifen lernen, um nur eins zu erwähnen, wie ganze Heere von Autoren unter Eine Nummer gebracht werden können, und wo ihre Bücher nicht vorzüglich anziehen, wie die Bücherdeckel für die Bildungsgeschichte eines Landes und für die Literaturgeschichte einer Periode ein Moment werden.

Um die Ueberschauung des reichen Stoffes zu erleichtern, läßt Hr. Ebert die Geschichte dieses reichen Schatzes vorausgehen. Kein ferner Wink ist übersehen, der belehren konnte, wie aus den wenigen Büchern, welche Kurfürst August besaß, das erwuchs, was jetzt in dieser reichen Sammlung für Wissenschaft und Kunst zusammengebracht ist. Sie ist glücklicher Weise so reich, daß ihr Beschreiber wahr bleiben konnte; die Lücken sind eingestanden und mancher fromme Wunsch leuchtet durch; doch welcher Sammler hätte den nicht? Voraus geht der Geschichte der dresdner Sammlung die Geschichte des sächsischen Bücherwesens. Sie ist, begreiflicher Weise, wie einmal jetzt die Welt ist, die Geschichte der vorzüglichsten Humanitätsmittel dieses Landes. Denn die Nachrichten von allen Büchersamm-

*) Etwas ähnliches sagte schon Alcuin.

lungen sind eben so viele Zeugnisse von stillen Heiligthümern, wo Minervens Käuzchen nisten konnte, wenigstens in den Zeiten, wo ein gutes Schwert und eine blanke Lanze allein den Mann machten. In Fulda und Corbey finden wir die ersten Anfänge der Bildung des jetzigen Sachsenlandes. Durch die Bücherzimmer von Pegau und Altenzelle führt uns der Verf. dann in Kurf. Augusts Lesesaal auf dem Schlosse zu Annaburg, mit dessen Werken die Geschichte der Bibliothek eigentlich beginnt. Der ganze Reichthum der Literaturgeschichte Sachsens, Alles was das Bibliothekarchiv darbot, Nachrichten, die ihm sonst von guter Hand zukamen, alles ist bienenartig zusammengetragen, um uns in geprüften Angaben den Fortgang und die Hemmnisse, welche die Sammlung erfuhr, ihre Verwaltung und den Einfluß darzustellen, den sie auf die bildungslustigen Einwohner des Orts übte, wo sie sich befand. Man muß den Scharfsinn bewundern, mit dem der Verf. den ausgespähten Worten archivalischer Notizen Bedeutenheit abgewinnt, der geistreichen Art wie er durch ihre Zusammenstellung uns eine lebendige Anschauung schafft, und so die eine Hälfte einer Aufgabe löst, die bisher noch ihrer Lösung harrte. Denn eine zweite Hälfte, die uns den materiellen Werth der Sammlung noch mehr im Einzelnen kennen lehrte, würde das Ganze vollständig machen. Der Verf. hatte diese versprochen. — Aber außer einigen, doch immer kürzer und einseitiger gearbeiteten, Werken der Franzosen und Italiener möchte es keine ähnliche Bibliothekbeschreibung, so aus den Quellen gearbeitet, geben, die uns durch die wachsende Sammlerlust an Bildungsmitteln, die Fortschritte der Bildung und das Interesse am Wissen selbst so lebendig darstellte.

Mit der Regierung Kurf. Augusts hatte das beabsichtigte Büchersammeln für des Fürsten Privatgebrauch begonnen. Seine Nachfolger hatten nicht gleiches Interesse. Es kamen Zeiten der Vernachlässigung und die Einwirkungen einer durch bürgerliche und religiöse Unruhen bewegten Zeit waren fühlbar. Mit Friedrich August I. Regierung begannen auch für diese Sammlung bessere Tage; unter ihm ward wirklich, was schon unter Joh. Georg II. hätte geschehen können. Kaum waren die Kriege während Augusts ersten Regierungsjahren überstanden, so regte sich in allen geselligen Verhältnissen ein frischeres Leben. Die französischen Kolonisten, die man in Sachsen willig aufnahm, verbreiteten gefälligere Sitten und Bedürfnisse, die ohnehin vielen Reicheren des Landes auf Reisen in die Fremde lieb geworden waren. Der Umtrieb auf den leipziger Messen vermehrte die Thätigkeit und den Reichthum, der an dem prachtliebenden Fürsten ein Vorbild sah, wie er für höhere Ansprüche des Genusses verwandt werden könne. Bücherliebhaberei, die im Lande ohnehin verbreitet war, bekam nun eine bestimmtere Richtung. Durch Ankäufe im Großen (denn nur auf dem Wege des Kaufs erwarb die dresdner Bibliothek, was sie jetzt besitzt), Ergänzung der Lücken, Beachtung des Aeußern wurden die bisher zusammengebrachten Bücher zu einer fürstlichen Bibliothek erhoben. Die Nachrichten sind von nun an reichlicher und bestimmter. Vorzüglich anziehend wird man die Mittheilungen über den als Dichter längst vergeßnen Besser finden, der dem Könige seine interessant zusammengestellte Bibliothek verkaufte, in der er, verlassen und mistrauisch gegen die Welt, als nichts ihm geblieben war als die Erinnerung einer bessern Zeit und die Trümmer eines gescheiterten Lebens, die Zerstreuung fand, welche seinem Herzen so großes Bedürfniß war. Noch zeigen viele Bücher der dresdner Sammlung durch angestrichne Stellen für seine trostbedürftige Stimmung. Doch eine Bücherliebe, wie sie in Frankreich und Italien schon bestand, bildete sich in Sachsen in der folgenden Periode durch die Grafen Brühl und Bünau wetteifernd aus. Die Namen Winckelmann und Heyne stehen mit ihr in Verbindung. Ueber den erstern findet man hier sehr beachtenswerthe Aufschlüsse. Aber durch den Bibliothekar, der der Gräflich Bünauischen Sammlung vorstand und später nach deren Erkauf auch kurfürstlicher Bibliothekar ward, (1764) durch Joh. Michael Francke, den Eckstein seines Fachs, leuchtet diese Periode für alle Bibliothekverwalter mit dauerndem Glanze. Das so herzlich ehrende Wort, welches der Verf. den Manen des „als Bibliothekar unerreichten, als Gelehrten achtungswerthen, als Menschen ehrwürdigen Mannes" nachruft, wird gewiß den Bibliothekaren des zweiten christlichen Jahrtausends ein willkommnes Thema seyn, um es zum Lobe Ebert's zu variiren. Denn wer so willig anerkennend fremdes Verdienstes gedenkt, so gründlich es zu würdigen versteht und so geistreich es ins Licht zu stellen weiß, der ist sicher, daß des eignen dankbar gedacht werde.

Wegen der Belehrungen über die Aufstellung und Verwaltung dieser Bibliothek, in der noch jetzt Francke's System als ein heiliges Fideicommiß geehrt wird (denn selbst Adelung entäußerte sich aller individuellen Ansichten, als ihm die neue Aufstellung der täglich wachsenden Büchermenge 1788 in den schönen Räumen des Japanischen Palastes so willkommenen Anlaß bot), wird diese Bibliothekbeschreibung von allen Kollegen des Verfs. als ein codex repetundae lectionis betrachtet werden. Doch wäre just nicht zu wünschen, daß man die Huldigung so weit trieb, wie Alexander mit der Iliade, daß man über ihr einschlief, was in Ländern, wo baiersches Bier ohnehin schweres Blut macht, leichter möglich seyn soll.

Wer Hrn. Ebert durch die Zimmer und Säle nachgeht, bekommt auf diesem Wege eine höchst belehrende Uebersicht der mancherlei ausgestellten Schätze nach bibliographischen Gesichtspuncten. Der Plan dieses Werks gebot Kürze. Für die Koster nach Dibdin's Art ist die Tafel hier nicht reich genug besetzt. Diesen versprach der Verf. durch ein Prachtwerk mit Kupfern, facsimile etc. Labung die Fülle. Mag er so vielbeschäftigt wie er ist, die Muße dazu finden und die Lust

Digitized by Google

dem Verleger nicht vergehen. Vielleicht gewöhnt sich indessen der deutsche Gaumen mehr an die Leckerbissen englischer Bibliomanen. Auch bei einem flüchtigen Gange bietet sich ja schon so vieles Pikante; wie vielen Stoff zur Unterhaltung geben nicht allein die Büchertitel. Doch dem Verf. galt ernstere Belehrung und für sie ist im Text, in den Noten und im Anhange eine vollsprudelnde Quelle. Vorzüglich dankbar wird der Handschriftenkatalog, (das Verzeichniß der griechischen und lateinischen in lateinischer Sprache) vom In- und Auslande hingenommen werden. Die Verzeichnisse der spanischen, italienischen, französischen, englischen, polnischen, böhmischen und russischen Handschriften (in deutscher Sprache) begleiten, wie die früheren, Angaben über ihre Benutzung. Dieser letztere Zusatz ist ein selbstsprechendes Zeugniß über die liberale Verwaltung der Sammlung. Ein genaues Register über die Namen des Manuscriptenkatalogs und eine genauere Verzeichnung der Hauptschätze, welche sich in der leipziger Universitätsbibliothek finden, beschließen dies Werk, dessen Druck und Papier dem Text Ehre machen. Denn wie sich aus dieser kurzen Anzeige ergibt: der Born der Belehrung strömt hier, wie jener berühmte auf der Ebne von Troja mit vierzig Mündungen. Nur S. 222 läßt der Setzer den 1717 gebohrnen Francke im J. 1470 in des G. Bünau Dienste treten und S. 6 scheint er sich einige Kommata erspart zu haben.

Das Buch ist dem Manne gewidmet, der dieser ehrwürdigen Sammlung auf eine ehrenwerthe Weise vorsteht, dem Geh. Leg. Rath Beigel.

44.

Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch von Karl Friedrich von der Borg. Erster Band. Dorpat 1820.

Die Lesewelt lasse sich nicht durch den etwas nüchtern und modern klingenden Titel: poetische Erzeugnisse, abschrecken, welchen diese Anthologie russischer Gedichte angenommen hat. Es ist dem literarischen Publicum ein angenehmes und willkommnes Geschenk damit zu Theil geworden. Herr von der Borg nennt es sehr bescheiden einen Versuch und läßt kaum zweifelhaft, daß ihm das doppelte Verdienst des Sammelns und der Uebersetzung zustehe. Unmittelbar nach dem Titelblatt folgt, mit der Dedication an die Großfürstin Alexandra Fedorowna, ein Sonett und dann ein kurzes Vorwort.

In diesem erklärt der Verfasser, daß sein Versuch nicht dem Druck bestimmt gewesen, daß vielmehr nur auf das Andringen und Verlangen mehrerer Freunde seine Arbeit an das größere Publicum gelangt sey. Zugleich berichtet er uns, daß sein vorzüglichstes Streben auf Treue in der Nachbildung gegangen sey, daß er sich auch sogar bemüht habe, das Metrum möglichst wahr wieder zu geben. Dafür sind wir ihm Dank schuldig. Es liegt in der Natur einer solchen Anthologie gerade nach diesem Grundsatz zu verfahren.

Wenn wir mit einem noch unentdeckten, oder mit einem noch wenig besucht gewesenen Gebiet der Poesie bekannt gemacht werden sollen, dann ist es uns wichtiger, die Eigenthümlichkeiten der exotischen Gedichte wahr und am wenigsten verfälscht zu besitzen, als durch die Kunst überrascht zu werden, mit welcher bei der Uebertragung die Probleme der Verskunst gelöset, oder ihre Bedingungen und Gesetze erfüllt worden sind. Darum müssen wir manchen Hiatus, selbst manche gezwungene Stellung und manche etwas unpoetische Wendung gern übersehen, wenn wir dafür die Gewißheit besitzen, vom Geist und von den Nüancen der fremden Dichtung um so weniger eingebüßt zu haben.

Noch macht der Autor eine Entschuldigung wegen der Eintheilung der Gedichte, und zwar namentlich, daß er Oden und didaktische Gedichte in einem Abschnitte mitgetheilt. Er rechtfertigt es dadurch, daß die russischen Oden größtentheils didaktischen Inhalts sind. Außerdem gibt er uns Lieder und Romanzen, ferner Volkslieder, dann Balladen, endlich vermischte Gedichte. Für diejenigen, die der russischen Sprache mächtig sind, ist, um das Auffinden zu erleichtern, der russische Anfang eines jeden Gedichtes im Inhaltsverzeichniß angegeben worden.

Ueber die Zeit, in welcher die Dichter gelebt haben, deren Gesänge uns mitgetheilt werden, findet sich nichts angegeben, und das ist zu bedauern. Indessen hat Referent unter den aufgeführten Namen mehrentheils solche gefunden, von denen ihm bekannt ist, daß sie noch lebenden Personen angehören. Darauf gründet er die Vermuthung, daß wir die poetischen Arbeiten von Dichtern unserer Zeit erhalten haben, und daß nur diejenigen Lieder, welche Volkslieder überschrieben worden, einer ältern Zeit angehören. Deren Verfasser nämlich sind nicht angemerkt. Daher scheinen sie entweder ihres Alterthums wegen verschollen, oder niemals bekannt geworden zu seyn.

Erfreuen aber muß uns Deutsche diese Sammlung vorzüglich deshalb, weil sie uns belehrt, daß in Rußland eine Poesie fortlebt, die, zum großen Theil den Ersten und Angesehnsten des Landes angehörig, der französischen Poesie weder verschwistert noch nachgeahmt ist, vielmehr, ohne eine gewisse Nationalität und Urthümlichkeit völlig auszulöschen, eine offenbare Annäherung an den Geist der deutschen Poesie bekundet, indem sie verräth, daß die Sänger, welche in Rußland unter höheren Ständen scheinen angetroffen zu werden, einer vertrauten Bekanntschaft mit den deutschen Dichterwerken genießen müssen.

In dem ersten Abschnitt der Oden und didaktischen Gedichte findet sich das Eigenthümlichen, selbst des echt Poetischen vielleicht am wenigsten. Der Geist Klopstock's und Schiller's ist es, welcher den hier zum Dichterreigen vereinigten Sängern vorzüglich scheint vorgeschwebt zu haben. Heiterer, leichter und eigenthümlicher wie die meisten andern Sänger, auch mehr bedacht und bestrebt, ein eigenes wahres Gefühl, ein selbst empfundenes Etwas singend wiederzugeben, als sich durch Begeisterung zu lyrischem Aufschwung oder poetischer Reflexion zu erheben, scheint Kapniß, von dem sich nur zwei Lieder in dieser Abtheilung finden, der Bach und der Winter. Das erste theilen wir ganz mit, um die Leser durch Kapniß mit den russischen Sängern überhaupt bekannt zu machen.

Der Bach.

Der du dich schlingst durch Thales Weite
In Vielem gleich ich dir o Bach!
Du rinnest stets nach Einer Seite;
Ich geh stets Einer Neigung nach.

Wenn Steinchen deine Strömung hemmen,
Dann rieselst du so klagend hin,
Wenn Schranken meine Liebe dämmen,
Ich kaum zu seufzen fähig bin.

Wie deine lichte Silberwelle
Krystallenrein und spiegelklar:
So ist mein liebend Herz auch helle,
So ist mein Sinn getreu und wahr.

Vor Ungewitter Sturm und Regen
Birgst du in dichte Zweige dich,
Vor des Geschickes grausen Schlägen
Rett' ich in meine Hütte mich.

Wie deine Welle unaufhörend
Zum Thal sich dränget niederwärts;
So nimmt und nimmet immerwährend
Die holde Nina dieses Herz.

Wenn sie sich schaut in deinem Schimmer
Dann nimmst du auf ihr reizend Bild,
So ruht's in meinem Herzen immer,
So ist von ihr es stets erfüllt.

Ich weiß nicht heuchelnd zu beträcken —
Auch dir ist Falschheit unbewußt;
Dein Grund läßt Alles klar erblicken;
Und jeder lies't in meiner Brust.

Gehorsam der Natur Geheiße
Rinnst du zur Mündung stets o Fluß,
Bis in des rauhen Winters Eise
Auch deine Flut erstarren muß.

Mich martert ohne Sie das Leben;
Und nie erlischt in mir die Gluth,
Bis mit den letzten Todesbeben
In dieser Brust gerinnt das Blut.

Der Leser wolle nicht vergessen, daß es eine Uebersetzung ist, welche er empfängt, daß es die allemal schwierige Uebersetzung eines Liedes ist, endlich eines Liedes mit schnell auf einander folgenden Reimen, deren Uebertragung sich nichts weniger wie leicht vollbringen läßt, und er wird anerkennen, daß ein Original zum Grunde liegen muß, dem es nicht an Verdienst fehlen kann.

Die übrigen Dichter, mit deren poetischen Gedanken uns der erste Abschnitt bekannt macht, sind: Lomonoßow, Derschavie, Dimitriew, Merslakoff, Petrow, Shukowsky, Batjuschkow, Fürst Dolgorukov, Murawjew, Fürst Wäsemsky und Karamsin.

Im zweiten Abschnitt, Lieder und Romanzen, finden wir dieselben genannten Dichter wieder, und außerdem noch Fürst Gowanskoi nebst Dawydow. Vom letzteren ist nur ein einziges Gedicht mitgetheilt, aber es ist zu originell und ausgezeichnet, um nicht her gesetzt zu werden.

Weisheit.

Neulich wollten wir die Schmerzen —
Gros, ich, und Betty, keck
Bei dem Weinpokal verscherzen;
Nöthigten die Weisheit weg.

Kinder müßt in Acht euch nehmen!
Ruset Mutter Weisheit drein;
Nicht getrunken! müßt euch zähmen!
Denn gefährlich ist der Wein. —

„Mutter!" sprach der Schalk bescheiden,
„Ein Gesetz ist mir dein Wink:
Ich gehorche dir mit Freuden;
Doch — — hier ist ein Tröpflein, — trink!"

Weisheit sträubet sich wohl lange,
Doch wie kann sie widerstehn?
Spricht die holde kleine Range
Nicht so artig, nicht so schön?

Weisheit trinkt, — uns aber predigt
Sie noch viel von Mäßigung:
Doch als sie das Glas geledigt,
Zieht sie noch um einen Trunk.

Mütterchen beginnt zu wanken,
Lallend ihre Rede tönt:
Endlich geht sie, — doch mit Schwanken
An die Liebe angelehnt.

Wie wahr und tiefsinnig, dabei leicht, zierlich und in der Form vollendet! Ein allerliebstes kleines satyrisches Drama, halb Romanze, halb Lied! —

Unter den Volksliedern zeichnet sich durch Eigenthümlichkeit und echten Volkston, wie er mehrmals in der Sammlung Herder's anzutreffen ist, aus folgendes Lied im Balladenstyl:

An des Stromes Rand saß ein Mägdlein
Dachte weinend wohl an ihr bittres Loos,
An ihr bittres Loos, an die alte Zeit,
Als die schöne Magd sich noch kleidete,
Sich noch kleidete, sich noch schmückte,
Und noch wartete auf den trauten Freund,
Auf den trauten Freund, — auf den Bösewicht!
Der verführt die Magd, und von dannen schwand,
Und sich abgesagt ihrem Liebesband.
Mag vertrocknen doch nur das grüne Kraut —
Ruft die Magd, und wischt sich die Thränen ab,
Mag sich füllen nun, o du Bächlein schnell,
Statt der Fluth dein Bett mit den Thränen an!
Ach ich schmückte mich für den trauten Freund:
Da er fortgeeilt, nahm er alles mit,
Daß der Schmerz um ihn mich verzehren mag
Da so mitleidlos er geworden ist —
Ihn zu lieben, ach! hab' ich nicht gesäumt,
In den Tod für ihn geh' ich ungesäumt.

Gern gäben wir noch ein zweites, wenn dieses nicht zu lang wäre. Deshalb begnügen wir uns mit der ersten Strophe.

Dunkelbraune! Dunkelauge
Junggesell verwogen,
Hast mein rasches Herz entzündet
Und erfüllt mit Sorge!
Nie erkalten kann die Sonne
Nie die Hölle dunkeln;
Nie das Herz auf Erden leben
Lebt es nicht der Liebe!
Wärmt denn darum nur die Sonne,
Daß das Kraut verwelke?
Liebt denn darum nur das Herze,
Daß es Kummer trage?

Die Balladen sind von den jetzt lebenden genannten Dichtern, und die vermischten Gedichte beziehen sich größtentheils auf Ereignisse aus dem letzten Kriege.

Ein zweiter Theil ist versprochen worden, wenn der erste günstig aufgenommen werden sollte. 42.

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches viertel- oder halbjährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 3 Jahrgänge oder 6 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819 und 1820 zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 2. September. F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 202.

3. September 1822.

Views of society and Manners in America etc. Beobachtungen über den gesellschaftlichen Zustand und die Sitten in America, geschildert in einer Reihe von Briefen von einer Engländerin an einen Freund in England, während der Jahre 1816, 1819 u. 1820.

Dies Werk ist um so interessanter, da es gewissermaßen als eine Widerlegung der Ansichten über Nord-Americas Vereinigte Freistaaten betrachtet werden kann, welche einige Zeit früher Fearon in seiner Reise nach America aufstellte, die bekanntlich ihm vielfach die Beschuldigung der Parteilichkeit gegen jene Länder und deren Bewohner, zuzog. Dennoch ist in beiden Werken viel Uebereinstimmendes, und ihre Vergleichung führt zu manchem bedeutenden Resultat. Daß in einem Lande, ja in einem Erdtheile, wo noch Alles im Werden ist, wo Alles noch mit jugendlicher Kraft der Entwickelung zustrebt, Vieles anders, ganz anders seyn muß wie bei uns, wo im Gegentheil Vieles sichtbar dahinwelkt, und gleichsam in Altersschwäche verfällt, ist gewiß und natürlich, und schon aus diesem Grunde das Interesse erklärlich, welches Tausende an dem Gedeihen und dem Schicksale der Gesellschaft auf der andern Hemisphäre nehmen.

Statt daß bei uns jetzt sichtbarer wie je fast alle Zweige der Industrie stocken, und Europas Länder in dieser Hinsicht in gewisser Art dermalen das Bild eines Greises geben, durch dessen verengte Adern sich das schwerfällig gewordene Blut nur noch mühsam ergießt; sehen wir dort, in der neuen Welt, eine Rührigkeit, ein Aufblühen, welches nur zu sehr gegen das was diesseits des Oceans vorgeht, absticht wo, wie z. B. besonders in England, tausende von Händen umsonst nach Arbeit und Erwerb suchen.

In den Vereinigten Staaten ist es hierin ganz anders. Arbeitsamkeit ist immer gesucht und wer nur keine Scheu davor hat, wird auch immer den Lohn derselben ärnten. Statt daß in vielen Ländern unseres Continentes der Schweiß der arbeitsamen Classen des Volkes nur vergossen wird, damit Andere, die Arbeit eben nicht in ihren Lebensplan gezogen haben, desto bequemer ihr Daseyn hinbringen können, sieht man dort in der Regel auch diejenigen die Früchte des Fleißes genießen, die ihn ausüben, und nicht wie bei uns (namentlich in England) wird jede neue mechanische Erfindung eine neue Quelle von Drangsalen für jene Armen, die außer ihrer Kraft und ihrem guten Willen zum Verdienst nichts in der großen Theilung der Erdengüter erhalten haben.

In America — fährt der oder die Verf. der vorliegenden Briefe fort — sind dagegen mechanische Erfindungen, welche die Arbeiten vereinfachen und erleichtern, eine Wohlthat, da sie niemand außer Thätigkeit setzen und dem Einzelnen Zeit ersparen helfen. Niemand versinkt in Armuth, sondern im Gegentheil wird eben hierdurch mit im Volke sowohl der äußere Wohlstand als die Cultur des Geistes gefördert, indem durch die dadurch bewirkte Zeitersparung jeder Arbeiter wenn er nur will, Muße findet um neben den Stunden, die er dem Erwerbe widmet, noch so viele für sich zu behalten, um sich auch um andere Dinge, die ihm als Staatsbürger nützlich und nöthig sind, bekümmern zu können. Jeder kann hier lesen und schreiben (dies ist bekanntlich in England keineswegs der Fall), jedem bleibt noch neben den nützlichen Beschäftigungen seines Berufes diejenige Muße, die der Mensch zu seiner Erholung bedarf, soll er nicht in betrübte Einseitigkeit, wo nicht in Stumpfheit, Mismuth und Rohheit versinken, und fleißige und ordentliche Aeltern, die ihre Kinder rechtlich erziehen, dürfen nicht fürchten sie einst durch irgend eine neue Entdeckung oder dergleichen in Noth gestürzt zu sehen. Daher bietet auch die niedere und eigentliche arbeitende Classe der Nation in Nordamerica ein ganz anderes Bild dar, als wie uns häufig in diesem Stande auf dem alten Festlande entgegentritt. Das Volk arbeitet hier, um sein Brot zu erringen, aber es verkauft sich nicht deswegen zur Knechtschaft, und indem es mehr Ursache hat sein Vaterland und seine Regierung zu lieben als manches andere, das nur Druck und Elend empfindet, ist es weder zu Begehung so großer Laster geneigt wie das in England, noch zu Empörungen wie das dem Hunger und Elend in Irland Preis gegeben. Dort herrscht unter den verschiedenen Ständen ein wirkliches Band der gemeinsamen Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe, gegründet auf eine wirkliche und wahre Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetz; hier bei uns (man vergesse nicht, daß die angebliche Verf. eine Engländerin ist) besteht dies alles nur noch in der Idee, ist nichts als eine täuschende Fiction.

Die Classe der Handarbeiter ist überall die überwiegende Mehrheit; in manchen Ländern macht sie vielleicht neun Zehntheil der ganzen Bevölkerung aus; von

ihrem Wohlbefinden hängt offenbar das des ganzen Staates ab; nirgends befindet sie sich aber besser wie in Americas Freistaaten. Der Handwerker in den volkreichen Städten am Ufer des atlantischen Oceans wie der Ackerbauer in den Provinzen von Neu-England, wo der Feldbau schon den Anblick europäischer Cultur gewährt; der Fabrikarbeiter in Pittsburgh — dem americanischen Birmingham — und der Colonist, der seine neue Wohnung in den Einöden des westlichen Continents aufschlägt, um das so lange der Natur überlassene Land urbar zu machen: alle diese Menschen befinden sich nach Maßgabe ihrer Verhältnisse wohl, sobald sie nur selbst wollen, d. h. sobald nur die erste Bedingung, Fleiß und Betriebsamkeit, ihnen nicht fehlt, und selbst der neue Ankömmling nimmt Theil an diesem Glücke, wenn er erst mit Muth und Standhaftigkeit die Hindernisse überwunden hat, welche ihm, als Anbauer wilder und fremder Gegenden, die Natur durch ungewohnte Einwirkung des Climas auf seinen Körper und durch Entbehrungen in den ersten Jahren, die jedes neue Etablissement in jedem Lande bedingt, auflegt. Sind diese natürlichen Schwierigkeiten einmal von ihm überwunden, so fließt sein Leben ruhig und ungetrübt bei mäßiger Arbeit hin, und er kann die sichere Hoffnung hegen, seinen Kindern ein reichliches und ehrenvolles Erbe bereitet zu haben.

Diese Aussicht, die sich dem Fleißigen in America bietet, hat noch niemand der jene Gegenden kennen lernte, abgeleugnet, und Hr. Fearon gibt in seiner Reise hierüber dieselben Berichte wie das vorliegende Werk. Doch folgt hieraus nicht, daß der europäische Einwanderer, wenn er auch ein fleißiger Mann ist, nothwendig sogleich daselbst sich wohl fühlen muß. Meist hat er zu viel zu vergessen, wenn er den Ocean überschifft, und zu viel zu lernen bei seiner Ankunft in der neuen Welt, als daß es ihm sobald daselbst heimathlich seyn könnte. Ungemessene Hoffnungen und Erwartungen treiben ihn oft übers Meer, und er fühlt sich dann schmerzlich berührt wenn er, statt eines geträumten Eldorado nur ein Land findet, das zwar fruchtbar ist, dessen Schooße aber erst mit angestrengter Mühe der erste Lohn der Arbeit abgewonnen werden muß. Eben so sehr würde man sich täuschen, wenn man nach dieser Schilderung des Wohlbefindens der untern Volksclassen in America in ihnen einen Haufen jener poetischen Arkadier zu finden hoffte, die nirgends und nie, außer in der Einbildung der Dichter, existirten. Es sind Menschen wie wir, mit Fehlern, Ecken und Schwächen, deren Umgang und Verkehr nur zu oft von eben den Erbärmlichkeiten und Kleinlichkeiten, mit welchen wir uns gegenseitig das Leben erschweren, entstellt ist, und die in ihrer Art nicht minder unter dem selbst aufgelegten Joche der Vorurtheile seufzen, welches bei uns die Völker drückt; dagegen aber findet man bei ihnen auch neben diesen Schattenpartieen des Charakters, viele und treffliche Lichtseiten und im Ganzen eine Redlichkeit und Bürgerlichkeit, einen National- und Freiheitssinn, die sie jedem Unbefangenen lieb machen.

So viel nun aber auch die gute und auf die Bedürfnisse des Volkes berechnete Regierungsverfassung zu dem Wohlbefinden aller Classen in den Freistaaten beiträgt, so sehr würde man sich doch irren, wollte man ihr allein das Verdienst davon zuschreiben. Hierzu trägt mehr wie eine Ursache bei, und die Vortheile welche America genießt, sind zu sehr in seiner Natur und Lage gegründet, als daß dieselben Maßregeln in Europa ergriffen, genau dieselben Resultate bringen könnten. Jenes Land hat den Vortheil ein junges, durch keine Geschichte gewissermaßen in seinen Institutionen gebundenes Volk zu besitzen,*) dem zu weiterer Ausbreitung und zum Abfluß für seine zunehmende Menge eine unermeßliche Ländermasse zu Gebote steht; denn bis an die Ufer des stillen Meeres dehnen sich jene ungeheuren Landstriche aus, die noch die Hand des Anbauers erwarten. Bei uns in Europa dagegen ist jetzt schon fast überall alles mit Menschen überfüllt und wohin man blickt sieht man die Extreme des Reichthums und der Armuth, sieht man mehr Hände die Arbeit begehren als solche die sie gewähren können, mehr Staatsschulden als je abgetragen werden können, und mehr Arme, die ihre Blicke um Hülfe und tägliche Unterstützung auf die Regierung richten, als solche die Lust und Kraft haben der Regierung hierin beizustehen. (Wir erinnern nochmals nicht zu vergessen, daß es eine Britin ist, die diese Parallele zieht, welche allerdings mehr auf ihr Vaterland passen mag wie auf andere Länder des europäischen Continents.)

Zwar — heißt es weiter — kann man es den Unterthanen der Krone Großbrittaniens nicht verdenken wenn sie mit Neid auf ein Land blicken, dessen Bewohner keine Ahnung von den Lasten haben, unter welchen sie erliegen: aber die Uebel welche sie drücken und deren dunkles Gefolge immer schwärzer täglich an ihrem Horizonte emporsteigt, werden darum noch nicht weichen, wenn auch von heut an Americas glückliche Verfassung ihre veraltete und immer mehr sich verderbende ersetzte. Wenn auch von heute an in England nur der Erste im Staate das erhielt und verzehrte, was der Präsident der Vereinigten Staaten bekömmt (6000 Pf. Sterling jährlich), wenn auch nach Maßgabe dieses Fixums alle andern Besoldungen hier wie dort festgestellt würden, so würde doch deswegen die unermeßliche Last der Staatsschulden nicht verschwinden, doch der Uebelstand nicht gehoben seyn, daß wie jetzt in England Tausende, durch die Vereinigung der kleinen Güter zu großen Besitzungen, arm, und Einer oder ein Paar dagegen unermeßlich reich

*) Ist es ein Vortheil für ein Volk keine Geschichte zu haben? Vielmehr ist die Geschichte eines Volkes eine unerläßliche Bedingung zu seiner Cultur, wenn diese nicht eine völlig erborgte und folglich todte seyn soll. Auch sind die Nordamericaner nicht ohne Geschichte, wohl aber ein von der historischen Wurzel losgerissner und verpflanzter Zweig.

A. d. Red.

Digitized by Google

werden; *) doch die gerechte Furcht vor einem brot- und heimathlosen Heere von Fabrikmenschen sich nicht zerstreuen, die heute vielleicht durch eine momentane glückliche Conjunctur noch etwas verdienen, morgen aber schon dem Hunger und der Verzweiflung hingegeben sind.

Wenn aber die verfassungsmäßige Freiheit, welche Nord-America seinen Einwohnern gewährt, nicht einzige Quelle ihres bürgerlichen Wohlbefindens ist, so ist sie doch der einzige und sicherste Schirm desselben, eine Sache, die nur zu klar durch den Zustand der übrigen Länder dieses großen Continentes bewiesen wird. Der größte Theil der unter Spaniens und Portugals Scepter stehenden (oder vielmehr bisher gestandenen) Colonien, ist von der Natur viel mehr begünstigt wie der Boden der nordamericanischen Freistaaten; wo finden sich aber dort, wie hier, dieselben Fortschritte in der Bevölkerung, in der Gesittigung, in der Cultur des Landes? Dieser beglückende Einfluß der Freiheit zeigt sich aber noch deutlicher in dem Contraste, welchen die nächst an die vereinigten Staaten angrenzenden Länder mit ihnen gewähren. Canada kostet England jährlich viel mehr, als es ihm einbringt, und was sehen wir dort? Unter-Canada ist meist mit Franzosen aus dem Zeitalter des funfzehnten Ludwig bevölkert. Es ist dies ein Menschenschlag, den seine ursprünglichen Landsleute in Europa heutiges Tages schwerlich als Brüder anerkennen würden, wenn der Zufall sie ihnen gegenüber stellte, so sehr sind diese Gallo-Americaner, Kraft der Bemühungen, die man sich in dieser Hinsicht gegeben hat, in blindem Aberglauben, Haß gegen ihre glücklichern Nachbarn, und Dummheit befangen. Aber man rühmt von ihnen, daß sie ihrer Regierung treu sind, und sucht sie, um diese Treue zu bewahren, auch in der Dummheit zu erhalten; jedoch fragen wir billig: was nützt denn der Regierung diese gerühmte Treue, von Menschen, die so faul und arm sind, daß sie noch Geld zugeben muß, blos um das Vergnügen zu haben sie zu regieren? Ober-Canada dagegen, unter einem Himmelsstrich gelegen, der dem der nördlichen Provinzen der Freistaaten völlig gleich ist, ist von Colonisten bewohnt, die Englands Gouvernement mit ungeheuren Kosten aus dem Mutterlande dorthin schaffen ließ und — diese Colonisten, mit denselben Naturmitteln wie die Bewohner der Freistaaten, sind träge, arm, misvergnügt und außer Stand dem Staate zu nützen. Louisianna bietet einen neuen Beweis zu unserer Aufstellung. Von der Natur begünstigter wie die genannten Landstriche, schmachtete es dennoch in Armuth und Elend hin. Jetzt ist noch kein halbes Menschenalter seit seiner Vereinigung mit den Freistaaten verflossen und seine Bevölkerung hat sich fast verdoppelt, sein Wohlstand gleicht dem der besten und ältesten Provinzen der Vereinigung. —

Und dennoch wagt man, erbärmlich genug, hie und da in Europa diese Verfassung, die das Glück ihrer Völker macht, zu lästern! Diese Verfassung, die durch ihre Resultate die kühnsten Hoffnungen ihrer Verehrer übertroffen, und alle jene klüglichen Prophezeihungen zu Schanden gemacht hat, die mehr wie eine servile Seele über sie auszusprechen sich begeistert fühlte! Diese Verfassung, die die Würde des Menschen ehrt, und die Freiheit schützt!

Die americanischen Freistaaten haben durch ihr Beispiel bewiesen, *) daß eine Regierung, einzig und allein auf den Volkswillen gegründet, Halt und Bestand haben kann ohne das, von andern für unumgänglich nothwendig gehaltene, Gegengewicht der Erblichkeit, der Aristokratie und der Privilegien, und daß sie, die allein vom Volke ausgeht, und auf ihm, als natürlichster und sicherster Grundlage, ruht, um ihre Rechte zu bewahren, weder stürmischer deswegen zu seyn braucht, noch ängstlicher wie eine andere.

In der alten Welt, d. h. auf unserer Hemisphäre, glauben die Gesetzgeber immer aufs ängstlichste das Gewicht der Aristokratie und Demokratie gegenseitig abwiegen zu müssen, um dem Unglücke, welches dem Staate aus Parteiungen entspringen kann, vorzubeugen, und — die schönsten Länder Europas sind seit Jahren der blutige Tummelplatz des zügellosesten Factionsgeistes bald von dieser, bald von jener Art, während in America bei der völligsten Gleichheit, bei dem gänzlichen Mangel eines antidemokratischen Gewichtes, nicht allein die früher daselbst heimisch gewesenen Parteien sich ausgeglichen, sondern in der Allgemeinheit untergegangen, und zum echten Bürgerthum sich umgewandelt haben.

Einst, als englische Colonie, hatte auch America seine Tories und Whigs, die sich nicht weniger haßten, wie sich ihre Namensbrüder in Europa hassen, und sogar während des Kampfes um Unabhängigkeit und ziemlich lange noch nach demselben, spukten sie unter der veränderten Benennung von Föderalisten und Demokraten fort. Heut zu Tage kennt man sie aber nur den Namen nach, und unter dem Seegen einer echtvolksthümlichen, auf die Gesetze der Vernunft und Humanität gegründeten Regierung, die sich auf nichts stützt, als auf Gerechtigkeit und Oeffentlichkeit, sind alle jene Tories und Whigs, jene Föderalisten und Demokraten, ruhige und — was mehr sagen will — glückliche und zufriedene Staatsbürger geworden.

Nicht minder glorreich wie die Hyder bürgerlicher Meinungsspaltungen, hat aber America auch noch andere Hindernisse überwunden, und seiner Verfassung gemachte Anschuldigungen widerlegt, wie z. B: das Vorgeben, seine Theilung in einzelne Freistaaten schade dem Patriotismus fürs Ganze, und eine föderalistische Volksregierung wie die seinige, verhindere die schnelle Entwickelung der Kräfte bei vorfallenden ungünstigen politischen Ereignissen u. s. w. Auf Ersteres erwidern wir nur: daß jeder, der Gelegenheit hatte das Land und seine Einwohner näher kennen zu lernen, den Ungrund der Beschuldigung bezeugen muß. Die Liebe zum Vaterlande ist in America so groß, ja größer wie vielleicht irgendwo, und so sehr auch der Bewohner von Connecticut oder Virginien seine nächste Heimath schätzt, so wenig hört er doch deswegen auf Bürger der Union im vollen Sinne des Wortes zu seyn. Die Föderal- und Cantonal-Verfassung ist so weise in diesem Lande zu einem Interesse verwebt, sie gehen so innig Hand in Hand mit einander, daß keine Trennung möglich ist, und engherziger Spießbürgersinn, der nur auf sich, und den allernächsten Kreis blickt, eben so vermieden wird wie jene Zerfahrenheit, die in vergeblicher Liebe für das Ganze, das Besondere vergißt oder vernachlässigt. Was aber den zweiten Einwand betrifft, so ist dieser bereits durch die Geschichte hinreichend abgefertigt. Mit einer Kraft, die alle Welt, am mehrsten aber ihre stolzen Feinde überraschte, wußte im letzten Kriege mit England diese, wie man so gern sagt, schwache und unbeholfene föderalistische Volksregierung schnell die Unfälle zu verbessern, welche von Anfang herein

*) Hinc illae lacrimae. Das ist der große Vortheil jugendlicher Staaten vor den lang bestehenden, aber so lange es eine Geschichte gibt, ist es auch dem weisesten Gesetzgeber noch nicht gelangen, dieses Uebel in bedeutenden Staaten auf die Länge unmöglich zu machen.

A. d. Red.

*) Bewiesen? Für alle Völker und Staaten, auch für ganz ungleichartige bewiesen? Oder nicht vielmehr nur für solche, deren Verhältnisse jeder Art den ihrigen völlig gleich sind? Wofür entscheidet die Logik?

A. d. Red.

das Vaterland trafen, und sie hat nicht allein so mächtige Hülfsquellen entwickelt, sondern auch die Angriffe eines starken Feindes so nachdrücklich und glorreich zurückgewiesen, daß bald den bürgerlichen Waffen der Republicaner ein ehrenvoller Friede von den Bajonetten europäischer Soldaten zugestanden werden mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Vergangenheit und Gegenwart. Ein Roman in Briefen. Herausgegeben von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest. Berlin bei Schlesinger.

Zeugten nicht bereits andere Werke der Frau Baronin von ihrer Erfindungsgabe, so würde man sie ihr, falls sie nur aus vorliegendem Buche zu beurtheilen wäre, so ziemlich absprechen können. Daß eine geistreiche adeliche Dame diese Briefe niederschrieb, das ergibt sich, auch daß sie im Schreiben geübt ist, der Styl ist selbst freier und weniger schwülstig, als in mancher andern Schrift derselben, aber zu einem guten Roman gehört noch mehr, da thuts nicht allein das Seyn, nicht der Verfasser soll uns am meisten interessiren, sondern sein Werk. Unmöglich ist es an irgend einer handelnden Person dieses Romans herzlichen Antheil zu nehmen, an der Geschichte nun gar nicht. Was helfen noch so viel aufgehäufte geistvolle, selbst philosophische Reflexionen, was ein künstlich zusammengetragener Apparat, wenn eben doch nichts geschieht, und man immer den Zurüstungen nach glaubt, das rechte Schauspiel solle erst beginnen, wenn der plötzliche Schluß uns überzeugt, das, was wir für eine Probe, für ein Vorspiel hielten, sey das Stück selbst gewesen? Die Charaktere sind nicht liebens- oder nicht achtenswerth, der Briefschreiber Adolph, der sich fürs diplomatische Fach bestimmt, ist trotz seines Aufiederns, und seiner vorgeblichen Gefühlsschwärmerei doch innerlich kalt und egoistisch, von wahrer Liebe hat er keinen Begriff, er möchte gern sich und andern einreden, er fühle leidenschaftliche Glut, das Herz allein sey sein Meister, und doch sind seine Neigungen nur aus Langeweile, Eitelkeit, oder gekränktem Stolz entstanden, und sichtlich mehr eingebildet als wirklich. Die Art wie er mit seiner ihn so innig liebenden, und von ihm verehrten Tante scherzt, hat etwas Beleidigendes, er ist viel zu wenig leichtsinnig, als daß ihn solche Unbesonnenheit solcher jugendlicher Muthwille kleidete. Die Tante, deren frühere Geschichte wir in Bruchstücken erfahren, und die zuletzt zu Adolphs Großmutter wird (es wäre eben so gut unterblieben, da es weder in ihren Lebensgang bedeutend eingreift, noch auf des Jünglings Schicksal, oder seine Entwicklung einen wesentlichen Einfluß ausübt), ist eine verständige, für die Welt fein und klug ausgebildete Dame, nicht herzlos, aber voller Standesvorurtheile, die sich besonders in ihrer Ansicht über die französische Revolution, über Prinzenhofmeister, die Stellung der Gelehrten zur vornehmen Welt, u. s. w. äußern; sie weiß sehr gut um die Verpflichtungen einer Hofdame, und wie sie sich bei den oft recht kitzlichen Verhältnisse am Hofe zu verhalten habe, ohne doch charakterlos zu werden, kurz sie versteht sich aufs Conventionelle meisterhaft, und man könnte jeder jungen Hofdame aus ihren Briefen Regeln ausziehen, und das Buch zur Richtschnur nehmen, wie man das von den Schriften der Genlis, die in allem Conventionellen so sehr erfahren ist, behauptet. Am besten charakterisirt sie eine gewisse Gattung von Frauen, die in Melanien, einer Dame welcher Adolph den Hof macht, ihre Repräsentantin finden. Mit großer Feinheit setzt die alte Hofdame ihre Eigenthümlichkeiten auseinander. „Sie haben die Gabe alles zu scheinen, was sie wollen, aber sie sind nie was sie scheinen. — Zu jung um alt zu seyn, zu alt um für jung zu gelten, verstecken sie hinter einer Art mütterlicher Zuneigung eine jugendliche Aufforderung, die um so gesteigerter ist, als sie den Zwang einer mütterlichen Maske nothgedrungen annehmen muß, um sparsamer werdende Huldigungen zu genießen. Verlassen von jedem, der sie genauer kennt, weil einem zweideutigen Ruf, mühsam erhaltene Reize und leichter geselliger Ton, wenn ihn auch gefälliger Witz und Verstand begleiten, nicht das Gegengewicht halten können, wenn die Gesellschaft sich reinerer und jüngerer Zierden freut, werden diese Frauen die wahren Harpyen der zuerst in die Welt tretenden jungen Männer, sie ziehen sie herab in den Augen der Welt, und sie sinken von Stufe zu Stufe.“ — Ganz so schlimm ist diese Melanie nicht, aber sie liebt das Uebertriebene, läßt sich zu politischen Missionen gebrauchen, begeht manche Thorheit und scheint zuletzt auf dem Wege des Bessern zu seyn. Ist Adolphs Großmutter gegen sie so streng, so irrt sie im entgegengesetzten Fall in ihrem Urtheil über den Grafen, Adolphs Vorgesetzten, dessen Kälte, Abgeschliffenheit, und sarkastisches Belächeln von allem, was nicht auf dem Verstand beruht, ihr keine Gefühllosigkeit dünkt, es ergibt sich jedoch, daß der Herr Gesandte ein mauvais sujet ist. Ueber die delicate Stellung des Legationsraths zu seinem Gesandten, sagt sie manches Treffende, wie die Dame überhaupt klar und einsichtig redet, so bald sie nicht befangen ist, — und sich nicht sehr in die Breite verliert. In ihrer Lage, wo die Unterhaltungskunst ihr die dringendste Nothwendigkeit ist, muß sie viel sprechen, genau, und bis ins kleinste Detail beschreiben, der Leser würde jedoch diese Verhältnißtreue gern erlassen haben, und die Dame in ihren Aeußerungen gedrängter wünschen. In ihrer Liebes und Heirathsgeschichte, die viel zu oft abbricht, ist sie bei aller Redseligkeit doch recht kühl, und man kann sich durchaus nicht überzeugen, daß sie wahrhaft liebte, und geliebt wurde. Dabei ist die Frau Baronin in einen kleinen Irrthum verfallen. Die Ehe muß deshalb geheim bleiben, und sich auflösen, weil Herzog Philipp der Thronerbe wurde, und doch hört man von ihm gleich zu Anfang als einen apanagirten Vetter des jüngern Fürsten sprechen! — Auch er ist erstaunlich gelassen in seiner Zuneigung; für das flüchtige, oberflächliche Wohlwollen hätte es nicht des Aufwandes von heimlicher Heirath bedurft, sie konnten einander auch so freundschaftlich achten, sich beistehen, rathen und helfen. —

Des Grafen Gemahlin wird anziehend angekündigt, hernach aber verschwindet der Nimbus, der sie umgab, ihre Tugend wird kluge Berechnung, die Liebe zu Adolph vorübergehende Laune, ihr Naturgefühl, ihr sinniger Ernst angenommene Manier. Adolph verzweifelt nun zwar nicht, daß seine Ideale sich in Schaum auflösten, aber wir verlassen ihn am Schluß des Buchs völlig verödet, da auch die wahrhaft liebende Großmutter stirbt, und man ihm weder Wärme noch Kraft genug zutraut, in sich selbst zu erstarken, Glauben, Hoffnung und Liebe zu retten, und ein neues beglückendes Daseyn zu beginnen.

Es treten noch mancherlei Personen auf, ein Revolutionair, schlecht, gemein, und hohl, mehrere Damen, Fürsten und Fürstinnen, die mit großer Feinheit dargestellt sind, wie man denn überall Beweise erkennt, daß die Verfasserin der großen Welt, die Höfe, und eleganten Zirkel aus eigner Anschauung betrachtet. — Die Wahrhaftigkeit, Treue, und Zartheit läßt jedoch das Schleppende zumal gegen das Ende hin, nicht vergessen, und auch der Gedanke ist nicht zu unterdrücken, daß die Frau Baronin wohlgethan hätte, über das Vornehme, das Ideale und allgemein Menschliche nicht so hintanzusetzen, wie es in diesem Buche doch offenbar geschehen ist, und was wohl mit die Ursache seyn mag, daß der Roman ohne Befriedigung schließt, und schwerlich viele Leser erfreuen wird. 19.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 203.

4. September 1822.

Briefe eines Frauenzimmers über einige Erscheinungen in der Literatur.

Fünfter Brief.

Das goldne Vließ. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen, von Franz Grillparzer.

Aus dem Süden her ist schon manche Stimme über dies Trauerspiel erschollen, preisend oder misbilligend, je nachdem die verschiedenartigen Ansichten das Urtheil leiteten. Auf jeden Fall versprach uns der Name des Dichters, wenn nicht etwas Befriedigendes, doch etwas Außergewöhnliches. Es ist ein alter Eigensinn des Publicums, daß es immer noch einmal empfangen will, was ihm eben eine gesegnete Stunde des Dichters beschreert; daß es, jemehr ihm das Empfangne zusagt, desto lieber die Spuren davon in dem neuen Kunstwerk finden will, womit die Gunst des nämlichen Dichters es beschenkt. Unser Meister Göthe hat oft unter diesem Irrthume gelitten, und dem Verfasser der Schuld ward es schwer verziehen, daß er die Grundsätze, die er durch dieses Gedicht als die leitenden Principien des Trauerspiels anerkannt zu haben schien, im Ungurd verläugnete. Zum Theil liegt der Grund dieses Verlangens wohl in dem wunderlichen Wunsche, die Dichter classificiren zu können. Auch diejenigen, die den Dichter der Sappho in diesem neuen Trauerspiele wieder zu finden, oder vielmehr die, welche ihn auf den ersten Blick wieder zu erkennen hoffen, möchten sich leicht getäuscht sehen. Und doch wird diese Erwartung, schon in Erwägung des antiken Stoffes beider Tragödien, sehr allgemein seyn, besonders da beiden die Liebe zum Grunde liegt. Aber sie werden weder die nämliche Behandlung dieser Leidenschaft finden, noch jene kluge Vertheilung des Interesses, jene richtigen Verhältnisse des Ganzen, noch jene Eleganz und edle Haltung der Diction, Eigenschaften die Sappho auszeichnen, wohl aber eine eben so scharfe, treffliche Charakterzeichnung, eben so feine psychologische Entwickelungen und bei weitem mehr tragische Kraft und Thätigkeit. Allein indem ich die beiden Tragödien vergleiche, gerathe ich in den Fehler, den ich eben gerügt habe. Vergessen wir also Sappho und die Erwartungen, zu denen sie uns berechtigte, und halten uns an das vorliegende Gedicht, das an sich schon Stoff genug zu Bemerkungen bietet.

Die Geschichte der Medea ist bekannt genug, um hier wiederholt werden zu müssen. Zu ausgedehnt, um uns in einem einzigen Trauerspiele vergegenwärtigt zu werden, stellt der Dichter sie uns in drei aneinanderhängenden Stücken dar, indem er uns in dem ersten, der Gastfreund, die Ankunft des Phryxus in Kolchis vor Augen führt, und so auch diese frühere Begebenheit, die sonst von den Dichtern der Medeen und der Argonautenzüge nur historisch behandelt wird, mit den folgenden in unmittelbaren Zusammenhang bringt. Mit der Mythe erlaubt sich der Dichter, wie billig, wenn es seinem Zwecke gemäß ist, frei zu schalten. Das goldne Vließ wird nicht von dem Phryxus als ein Andenken an den, den Göttern für seine Rettung geopferten Widder in dem heiligen Hain aufgehängt. Er hat es einst, nachdem ein Gott es ihm im Traum übergeben, demselben im Tempel von Delphi von den Schultern genommen, und es als Panier vor sich hertragend, einem göttlichen Zuge folgend, es nach Kolchis, einem dem Gott geweihten Lande, gebracht. Die Wichtigkeit des goldnen Vließes in der Mythologie ist an sich schon etwas problematisch. Durch diese Aenderung verliert es aber, dünkt mich, vollends jede; denn theils können wir, einmal für allemal keine bestimmte Idee daran knüpfen, theils sehen wir es als göttliches Pfand ohne alle Wirksamkeit. Denn wollte der Gott den Phryxus dadurch schützen, so verfehlte er sehr seinen Zweck, da es ihm am Ende nur Tod und Verderben bringt; wollte er es aber durch ihn dem ihm geweihten Volke überliefern, so erscheint es auch hier nur verderblich, denn es bereitet dessen Königshause schmählichen Untergang. Eben so wenig begreifen wir, was eigentlich es so furchtbar macht, daß, bis an das Ende der drei Stücke, sein bloßer Anblick die entsetzlichsten Wirkungen hervorbringt. Genug, Phryxus kommt mit demselben als ein friedlicher, frommer Jüngling nach Kolchis, um dort, von einer bösen Stiefmutter aus seiner Heimath vertrieben, eine neue Heimath zu suchen. Der König Aietes empfängt ihn aufs unfreundlichste, und weit entfernt seine Tochter (Chalkiope, von der hier gar nicht die Rede ist,) dem Fremdling zur Ehe zu geben, entlockt er ihm durch die Medea sein Schwert, und, durch seine Schätze, besonders das goldne Vließ, gereizt, ermordet er ihn schmählich. Phryxus spricht sterbend den Fluch über ihn aus:

Der du des Gastfreunds heilig Haupt beschätzest,
O rächt mich! Fluch dem treulosen Mann!
Ihm muß kein Freund seyn, und kein Kind, kein Bruder,
Kein frohes Mahl — kein Labetrunk; —

Was er am liebsten liebt, verderb' ihn! —
Und dieses Vließ, daß jetzt in seiner Hand,
Soll niederschaun auf seiner Kinder Tod! — u. s. w.

Die Seherin Medea, die in halber, kindischer Bewußtlosigkeit die Hand zu dem Verbrechen geboten, sieht die Furien aufsteigen und das Verderben ihres Hauses aus der Unthat hervorgehn. Voller Entsetzen verläßt sie den Vater und flieht in die Wildniß. Hier finden wir sie in der zweiten Abtheilung, den Argonauten. Der König, durch die Ankunft dieser letztern erschreckt, kommt, sie aufzusuchen, und ihre zauberische Hülfe zu begehren; sie verweigert sie ihm Anfangs, gibt aber endlich seinen klagenden Bitten nach. In das düstre Gewölbe, wo sie die Unterirdischen beschwört, dringt Jason, der, mit den Seinigen in die unwirthbare Wildniß gerathen, kühn sein Leben daran setzt, einen Ausweg zu finden. Er trifft sie in ihrem zauberischen Geschäfte, das ihm den Untergang bereiten soll, und, mit allem Abscheu, den nur ein frommer Rittersmann gegen höllischen Spuk haben kann, stürzt er auf sie ein und verwundet ihr den Arm. Ihre Schönheit, die Betäubung, in welche sie bei seinem Anblick geräth, rühren ihn, mehr noch, daß sie, den Streich ihres herbeikommenden Bruders abwehrend, ihm das Leben rettet. Er schlägt sich durch die eindringenden Krieger, nachdem er mit unerhörtem Uebermuthe sie geküßt, mit den Worten:

„Und dieser Kuß sey dir ein sichres Pfand,
Daß wir uns wiedersehn. — —"

die ein wenig gar zu deutlich an Lionel's:

„Dies Schwert zum Pfand, daß ich dich wiedersehe —"

erinnern, wie überhaupt die Aehnlichkeit der beiden Scenen sich nicht verkennen läßt. So endet der erste Act.

Der zweite zeigt uns Medeen, im innersten Wesen verändert, in dumpfer Betäubung hinbrütend. Sie wähnt, eine göttliche Erscheinung gehabt zu haben, und kann den Gedanken nicht ertragen, die Schmach des Kusses von einem sterblichen Manne erduldet zu haben. Als aber ihr Bruder und ihr zürnender Vater ihr darüber Gewißheit geben, erwacht ihr ganzer Stolz, und sie macht sich von neuem zu seinem Verderben verbindlich. Wie darauf der König sich mit den Fremdlingen in halb feindselige, halb friedliche Unterhandlungen einläßt, bringt sie einen Giftbecher herbei, wird aber von Jason's Anblick und Stimme so ergriffen, daß sie ihm unwillkürlich zuruft: Du trinkst Verderben! Als sich aber der Grieche ihr mit leidenschaftlichem Ungestüm naht, flieht sie in ihr Zelt. Der dritte Act beginnt mit Jason's vergeblichen Versuchen, von außen in dasselbe einzudringen. Vater und Bruder wehren ihm, und Medea verspricht zum dritten Male, ihre Liebe zu bekämpfen. Sie will indessen den Fremden nicht wiedersehen, sondern von ihrem Bruder in das Innerste des Landes gebracht werden. Auf dem Wege dahin fällt sie dem Jason in die Hände, und nun beginnt eine lange Liebesscene, in welcher jedoch der Ungestüme sie vergebens zum Geständniß ihrer Leidenschaft bringen will. Erst als Vater und Bruder wieder herbeidringen, erklärt sie laut, daß sie den Griechen liebe. Aietes spricht darauf die fürchterliche Verwünschung gegen sie aus, die wir nach und nach sich gräßlich erfüllen sehen:

Nicht mehr betreten sollst du mein Haus!
Ausgestoßen sollst du seyn, wie das Thier der Wildniß,
Sollst in der Fremde sterben, verlassen, allein.
Folg' ihm, dem Buhlen nach, in seine Heimath,
Theile sein Bett, sein Irrsal, seine Schmach!
Leb' im fremden Land, eine Fremde,
Verspottet, verachtet, verhöhnt, verlacht!
Er selbst, für den du hingibst Vater und Vaterland,
Wird dich verachten, wird dich verspotten,
Wenn erloschen die Lust, wenn gestillt die Begier:
Dann wirst du stehn und die Hände ringen,
Sie hinüber breiten nach dem Vaterland,
Getrennt durch weite, brandende Meere,
Deren Wellen die murmelnd bringen des Vaters Fluch!

Vergebens umklammert die Unselige des Vaters Knie, er stößt sie zurück und verläßt sie. Jason erklärt sie darauf den versammelten Griechen für seine Gattin, und fordert sogleich von ihr die Entdeckung der Höhle, wo das goldne Vließ, das zu holen ihn sein Oheim Pelias nach Kolchis geschickt, verborgen liege. Sie entsetzt sich davor, warnt ihn, und in dem frechen Trotze, mit dem er auf seiner Foderung beharrt und ihre Weigrung bezwingt, sieht sie schon mit Grauen die Strafe ihres Vergehens erwachsen.

Der vierte Aufzug zeigt die furchtbare Höhle, worin jener Schatz verborgen; die ganze Wuth der Seherin erwacht in Medeen, indem ihr die Schreckensgestalten der um das Vließ begangnen, und noch zu begehenden Verbrechen aufsteigen. Jason's Gemüth von Graun und Entsetzen erfaßt, wendet sich in diesem Augenblicke ganz von ihr. Als nachher Medeens liebender Bruder Absyrtus erscheint, und ihr, unwissend, daß sie dem Fremden das goldne Vließ überliefert, Vergebung anbietet, ist jener nicht abgeneigt, sie ziehen zu lassen; die verderbliche Leidenschaft hält sie indessen, wie mit eisernen Ketten, an ihn gefesselt. Als Absyrtus durch die übermüthige Prahlerei des Jason entdeckt, daß das Vließ bereits in seinen Händen, dringt er auf ihn ein, wird aber schnell entwaffnet. Der Vater erscheint von neuem; Jason will den Jüngling als Geißel mit sich fort führen; dieser aber, die Gefangenschaft scheuend, und mit dem Wunsch, des Vaters Rache zu reizen, stürzt sich von der Klippe, wohin man ihn in Sicherheit gebracht, in das Meer. Der Greis bricht in Jammer aus, und die Argonauten besteigen frohlockend das Schiff.

Ein Zeitraum von mehreren Jahren liegt zwischen dem Ende dieses Trauerspiels und dem Anfang des folgenden, das den Namen Medea führt. Die Geschichte naht sich Schritt vor Schritt ihrem furchtbaren Ende. Als Flüchtige finden wir Jason und Medea mit einem zarten Kinderpaare vor Korinth wieder. Wir sehen Medeen beschäftigt, die letzten Andenken ihrer übernatürlichen Kunst und ihres Vaterlandes in die

Erde zu graben, denn diese Kunst, ehemals ihre Freude, und dieses Vaterland, einst ihr Stolz, ist ihr, der Barbarin, in Griechenland verderblich; so hat sie schon schmerzlich in Jolkos, ihres Gatten Heimath, erfahren. Ihrer Dienerin Gora, einer Kolcherin, die ihr gefolgt, und mit Sehnsucht der Heimath und der alten Größe ihres Pfleglings gedenkt, sagt sie die rührenden Worte:

In andre Länder, unter andre Völker
Hat uns ein Gott geführt in seinem Zorn;
Was recht uns war daheim, nennt man hier unrecht,
Und was erlaubt, verfolgt man hier mit Haß:
So laß uns denn auch ändern Sitt' und Rede,
Und dürfen wir nicht seyn mehr, was wir wollen,
So laß uns, was wir können, mind'stens seyn.
Was mich geknüpft an meiner Väter Heimath,
Ich hab' es in die Erde hier versenkt;
Die Macht, die meine Mutter mir vererbte,
Die Wissenschaft geheimnißvoller Kräfte,
Der Nacht, die sie gebar, gab ich sie wieder,
Und schwach, ein schutzlos hülfebedürftig Weib,
Werf ich mich in des Gatten offne Arme;
Er hat die Kolcherin gescheut, die Gattin
Wird er empfangen wies dem Gatten ziemt.
Der Tag bricht an, mit ihm ein neues Leben!
Was war, soll nicht mehr seyn, was ist, soll bleiben!
Du aber, milde, mütterliche Erde,
Verwahre treu das anvertraute Gut!

Schneidend contrastirt mit diesen klug-milden Gesinnungen das Betragen Jason's, der unmittelbar darauf erscheint: engherzig, selbstsüchtig, nur mit seinem Unglück beschäftigt, der Medea, als der verhaßten Ursache der Verfolgung, die er erdulden muß, gänzlich entfremdet. Er kündigt ihr an, hier in Korinth, wo er ehemals als Gastfreund gelebt, hoffe er mit seinen Kindern Zuflucht zu finden; sie aber möchte einstweilen fern von der Stadt verborgen bleiben, denn der Barbarin sey jener Ort verschlossen. Wenn sie ihn wahrhaft liebe, müsse sie selbst damit zufrieden seyn. Mit Graun sieht sie des Vaters Fluch in Erfüllung gehn:

Er selbst, für den du hingibst Vater und Vaterland
Wird dich verachten . . . . . !

Entschlossen aber, fest an dem Manne zu halten, dem sie einmal alles geopfert, redet sie ihm gefaßt und verständig zu und erklärt ihm ihren Willen nicht von ihm zu lassen. Der König Kreon und seine Tochter Kreusa treten auf. Beide, von früherher dem Jason sehr geneigt, finden sich bereitwillig, ihn wieder bei sich aufzunehmen; seine Vermählung mit der Medea aber ist ihnen entsetzlich und nur mit Schauder, und bloß einer mitleidigen Regung der Kreusa zufolge, empfangen sie auch diese. Die Scene ist wahrhaft erschütternd. Die Mischung von Stolz und Demuth in der Unglücklichen, die begierig sich an dem schwachen Zweig der Rettung festhält, der sich ihr, untersinkend, darbietet, ergreift wunderbar.

Als die Frauen sich entfernt, sucht Jason sich vor Kreon zu rechtfertigen, und alle Grundzüge seiner Gesinnung treten in dieser Rechtfertigung hervor. Er erzählt, wie ihn Ruhmsucht und jugendlicher Ehrgeiz nach Kolchis gelockt, und wie er hier die Medea gefunden:

Der Obern Einer wandt' ihr Herz mir zu;
Sie stand mir bei in mancher Fährlichkeit;
Ich sah die Neigung sich in ihr empören,
Doch störrisch legt sie ihr den Zügel an,
Und nur ihr Thun, ihr Wort verrieth mir nichts.
Da faßt' auch mich der Wahnsinn wirbelnd an:
Daß sie's verschwieg, das eben reizte mich,
Auf Kampf gestellt, rang ich mit ihr, und wie
Ein Abenteuer trieb ich meine Liebe.
Sie fiel mir zu — ihr Vater fluchte ihr;
Nun war sie mein — hätt' ichs auch nicht gewollt.
Durch sie ward mir das räthselhafte Vließ,
Sie führte mich in jene Schauerhöhle,
Wo ichs gewann, dem Drachen abgewann.
So oft ich ihr seitdem ins Auge blicke,
Schaut mir die Schlange blinkend draus entgegen,
Und nur mit Schaudern nenn ich sie mein Weib.

Er fährt drauf fort zu erzählen, wie sie endlich nach langer Irrfahrt nach Jolkos gekommen, wie er hier mit Mißtraun die zauberische Barbarin mit Abscheu empfangen, und ihm von Pelias, als Bedingung der Abtretung seines Erbes, auferlegt sey, sich von seinem Weibe zu trennen.

König.

Du aber?

Jason.

Ich? sie war mein Weib,
Sie hatte meinem Schutz sich anvertraut,
Und der sie forderte, es war mein Feind.
Hätt' er auch Billiges begehrt, beim Himmel,
Er hätt' es nicht erlangt: so minder dies.
Ich schlug es ab.

Er erzählt nun weiter, wie man fälschlich ihm des Oheims plötzlichen Tod aufgebürdet, da er doch weiter nichts gethan habe, als der Medea ihn zu heilen untersagt, und erscheint nun dem Könige ganz gerechtfertigt. Dieser, begierig einen Vorwand zu finden, Medeen den Eintritt in seinem Hause zu verweigern, forscht vergebens, in Jason's Erzählung einen Umstand zu finden, der sie schuldig mache. Sie geht aber selbst hieraus gereinigt hervor. Schon früherhin mit dem Gedanken, Jason zu seinem Tochtermanne zu machen, vertraut, und Kreusa's zärtliche Neigung kennend, kann er dennoch fürs Erste der Kolcherin die Aufnahme nicht versagen, um so weniger, da Jason selbst aus einem Ueberrest von Großmuth, oder vielmehr weil sie doch einmal sein Weib ist, sich für sie verwendet. (Die Fortsetzung folgt.)

Views of society and Manners in America etc. Betrachtungen über den gesellschaftlichen Zustand und die Sitten in America.

(Beschluß aus No. 191.)

Diese schwache Volks- und Föderal-Regierung hat aber außerdem auch noch Hindernisse überwunden, an denen leicht manche andere Art von Staatsverfassung gescheitert wäre, und es ist nicht blos im Kriege und in der Aufregung der Leidenschaften, wo sie sich stark, fest, unerschütterlich und consequent gezeigt hat. Wir wollen nur Einiges hier erwähnen. Die Bewohner Nord-Americas sind heut zu Tage kein bloßes Volk von Ackerbauern mehr, deren einfache Sitten, häusliche Beschränkung und gegenseitige Entfernung von einander sie verhindern unruhig zu werden. Die großen, handeltreibenden Städte an den Küsten des atlantischen Meeres, können in jeder Hinsicht unsern Städten ersten Ranges verglichen werden. Boston, Neu-York, Philadelphia, Baltimore u. s. w., bedürfen eben so gut einer wachsamen Polizei, wie Orte gleicher Ausdehnung in Europa, und die traurigen Einflüsse, welche die unglücklichen Handels-Conjuncturen in Europa äußerten, werden hier nicht minder gespürt wie diesseits des Oceans. Dennoch erschütterten diese Ereignisse nicht wie in England die Regierung, und nicht wie dort brauchte die wohlhabende Classe der Einwohner vor der Zügellosigkeit und Verzweiflung eines zum Aeußersten getriebenen Pöbels zu beben. Aber auch selbst die Regierung jener zahlreichen Colonisten und Ansiedler aus allen Nationen, die, auf weite Strecken vertheilt, in einem zum Theil noch halb wilden Lande leben, ist nicht minder schwierig wie die einer, in große und luxuriöse Städte zusammengedrängten Masse, und demohngeachtet herrscht auch hier, wo es keine berittenen und das Land durchstreifenden Gensd'armen, keine zahllosen Tribunäle und Polizei-Aufsichten aller Art gibt, Ruhe, Ord-

nung und Friede, und das einfache Gerichtsverfahren, welches die liberalen Gesetze vorschreiben, reicht vollkommen hin, Tausende von Jägern, Hirten und Waldbewohnern, die vermöge ihrer Lage und Lebensart an eine fast wilde Freiheit gewöhnt sind, in den Schranken der Gesetzlichkeit zu halten.

Noch mehr: während bei uns in Europa religiöser Fanatismus und Sectengeist schon unzähligemale die Ruhe der Länder, der Völker, wie der Regierungen, trübte und Ströme Blutes schon oft um theologische Spitzfindigkeiten flossen, über die der gesunde Menschenverstand nur lächeln kann, leben in America, unter dem Schutze der allergrößten bürgerlichen Freiheit fast alle Secten der Welt einträchtig und friedlich neben einander, und während oft bei uns in Europa eine mit allem Apparat von antidemokratischen Gegengewichten ausgerüstete Regierung nicht im Stande ist, nur zwei einander entgegen stehende Religions-Parteien so zu zügeln, daß nicht eine die andere oft bis aufs Blut verfolgt, sind hier unzählige Secticer der verschiedensten Art ungestört einer durch den andern unter der Aegide öffentlicher, rein populärer Institutionen zu sehen. Bekanntlich bestanden schon die ersten Ansiedler auf Nord-Americas Boden zum Theil (ja größtentheils) aus Menschen, die ihrer abweichenden Glaubensgrundsätze wegen das Mutterland verließen. Mehrere von diesen sich vor den Verfolgungen der Unduldsamkeit in die Wälder und Wüsten der neuen Welt flüchtenden Secten hatten, eh sie im Heimathlande unterlagen, selbst verfolgt, und nicht selten, getrieben von falschem Glaubenseifer, diesseits des Meeres das Blut ihrer christlichen aber einem andern Rituale folgenden Brüder vergossen, und der Fanatismus, welcher ihren Charakter in der alten Welt entstellte, ward natürlich nicht sogleich durch die Winde, welche ihre Schiffe in die neue Welt trieben, weggeblasen. In Maryland verehrte man noch das Andenken jener glaubenswüthigen Gattin von Philipp II., die über England so vieles Unglück brachte, und nannte ihr zu Ehren das Land, und in Neu-England hing man nicht minder eifrig den Grundsätzen an, welche das Beil für den Nacken des unglücklichen Karl I. schärften: und dennoch, Dank sey es der Weisheit und Consequenz der rein volksthümlichen Regierung, ward der Boden von Nordamericas Freistaaten nie mit Bürgerblut, vergossen in religiösen Streitigkeiten, gedüngt; dennoch flammte dort nie ein Scheiterhaufen, öffnete sich nie ein Kerker für die, die ihren Vater im Himmel anders dienten wie Andere, obschon es — was wohl zu merken — an Anregungen dazu durch fanatische Missionaire, durch unbedachte Glaubenseiferer, durch vorgebliche Inspirirte, kurz durch listig frömmelnde Betrüger und fromme Selbsttäuscher nicht fehlte, und in den heißen und dunklen Köpfen der Eingebornen und Neger, die zum Christenthum übertraten, Zündstoff genug für solche Funken lag. Rechnet man nun noch hierzu die Ungebundenheit der Presse, die den Parteigängern jeder Art die vollste Licenz gewährt, sich auszusprechen, wie sie wollen — eine Freiheit, deren sie sich denn auch nicht selten mit einer Schärfe bedienten, gegen welche selbst die bitteren Ausfälle brittischer Journalisten oft als Scherz und Spiel erscheinen — so muß man wahrhaft die Festigkeit und Sicherheit eines Gouvernements bewundern, welches im Stande ist, ohne alle andere Gegenmittel, als die, welche Oeffentlichkeit und Bewußtseyn der guten Sache gewähren, Anfällen ohne die geringste Erschütterung zu widerstehen, die, nur den hunderttsten Theil so stark, diesseits der atlantischen Gewässer den mächtigsten Autokraten in Furcht setzen würden.

Eine nicht mindere Schwierigkeit, Ordnung, Ruhe, Gesetzlichkeit und Eintracht zu erhalten, wie die Verschiedenheit der Lebensart der Einwohner und ihrer Religion, legt auch die Verschiedenheit der Völkerschaften, aus welchen das Ganze besteht, der Regierung auf; denn in der That, kein anderes Land der Welt bietet diese Zusammensetzung der zum Theil heterogensten Volksstämme dar, wie dieses, und doch sind nirgends alle so Bürger des Staates, wie hier. Die hier lebenden Nachkommen der einst eingewanderten Engländer, Schottländer und Irländer tragen noch ganz das Gepräge ihrer Vorfahren, und auch hier noch, wie einst im Mutterlande die Väter, sind die Kinder in Vorurtheilen gegen einander befangen. In Neu-York und Neu-Jersey leben Deutsche und Holländer, die seit 150 Jahren ihre heimathlichen Sitten und ihre heimathliche Sprache mit ihrem Nationalcharakter bewahrt haben; seit Louisiana und die Floridas Theile des großen Ganzen geworden sind, sind nun noch zu diesen verschiedenartigen Elementen auch große Volkshaufen von Franzosen und Spaniern gekommen, und in allen einzelnen Staaten findet man, hier und dort zerstreut, Dörfer und Niederlassungen von Ureinwohnern des Landes, die, obschon zum Theil noch auf der untersten Stufe der Cultur stehend, dennoch nun unter dem Schutz derselben freien Gesetze wohnen, wie alle andere so sehr in ihren Sitten, Gewohnheiten und Neigungen von einander Unterschiedenen.

Ein Element ist jedoch leider in die Verfassung der Freistaaten aufgenommen und noch nicht überall ausgemerzt, das eben so entwürdigend, als vielleicht einmal, wenn der bessere Geist nicht bald siegt, unheilbringend ist. Wir meinen die in zehn von zwei und zwanzig Staaten noch bestehende Sclaverei der Schwarzen. Indeß muß man doch auch selbst hierbei gestehen, daß; so empörend es auch für das Gefühl ist, in einem Freistaate Menschen von andern Menschen auf diese Art unterdrückt zu sehen, dennoch selbst dieses bis jetzt noch nicht Veranlassung zu Gräueln gegeben hat, wie wir sie in manchen Ländern Europas sehen. In Irland ist z. B. der Bauer zwar nicht eigentlich Sclave, aber der Druck, welcher auf ihm liegt, ist so furchtbar, das Unrecht, welches ihm geschieht, so schreiend, daß stets brittische Truppen auf der unglücklichen Insel seyn müssen, um das Leben und Eigenthum der großen Gutsbesitzer gegen die Rache der Gemishandelten zu schützen; wie schlecht dies aber im Ganzen gelingt, und wie oft die mit den Bajonetten von Söldnern unterdrückte Volkswuth dennoch in schauderhaften Empörungen sich Luft macht, ist bekannt genug. In America bedarf es aber auch in dem schlechtesten Verhältnisse, welches dort existirt, dieses alten Mittels der Despotie nicht. Ohne daß Truppenabtheilungen das Land bewachen, schläft der Pflanzer in Virginien und Carolina auf seinen einsamen Besitzungen ruhig unter seinen Negern, und geht unter ihnen ohne Schutzwache mit einer Sicherheit umher, die der irländische Gutsherr seit Jahrhunderten nicht mehr kennt. —

Französische Literatur.

Le gradus français, ou Dictionnaire de la langue poétique par Carpentier. — Da hat ein französischer Professor sich die Mühe genommen, ein 30 Bogen starkes poetisches Wörterbuch zu verfertigen, worin der Gebrauch aller europäischen dichterischen Ausdrücke und Wendungen mit Beispielen aus den ältern und neuern französischen Dichtern belegt wird; nach dem Beispiele des alten gradus ad Parnassum werden auch lange Stellen, besonders Beschreibungen aus den Gedichten angeführt. Wer nicht zum Dichter geboren ist, wird schwerlich durch einen gradus zum Dichter werden; jedwedem Dichter aber kann doch solch eine Zusammentragung von Nutzen seyn; dem nicht Dichtenden kann die Sammlung des Professor Carpentier den Geschmack bilden, ihn mit den besten Stellen der französischen Dichter vertraut machen, und ihm eine Menge guter Vorbilder aufstellen. Nur hätte der Verfasser nicht so viel aus Desaintange's Uebersetzung der Ovidischen Metamorphosen anführen sollen, erstlich weil es nur Uebersetzung ist und zweitens weil diese Uebersetzung nicht für musterhaft gehalten wird. 52.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 204.

5. September 1822.

Aus einer Rede von W. Bilderdyk über dichterische Begeisterung und Schwärmerei, gehalten in der 2ten Classe des königl. holländischen Instituts 1809 und gedruckt in: Taal en Dichtkundige Verscheidenheden von Wm. Bilderdyk. Rotterdam by J. Immerseel jun. 1820. 1te deel.

Wir theilen diese tolle, getreu aus dem Holländischen übersetzte, Philippica gegen Deutschland und die Deutschen hier als ein reines Curiosum mit, welches hoffentlich nur Erstaunen und Belustigung und kein Leidwesen verursachen wird. Wir haben nichts unterstrichen und uns aller Ausrufungszeichen enthalten, weil jede Zeile und jedes Wort darauf gleiche Ansprüche machen können. Da die Geistesgröße des Redners anderweitig häufig gerühmt worden ist: so waren wir anfangs geneigt das Ganze für Ironie zu halten, aber der schwerfällige bleierne Ernst überzeugte uns bald von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht. Die Verehrer Bilderdyk's unter den Deutschen mögen zusehen, was sie künftig von der Urtheilskraft des Mannes halten wollen.

D. Red.

„Von jeher, dies ist eine feststehende Bemerkung, die ich schon als Kind aus dem Munde der ältesten Leute, die mit der Nation verkehrt, gehört habe — von jeher waren die Deutschen zur Schwärmerei geneigt, und es liegt in einer ganz natürlichen Ursache, welche ich aber bei einer andern Gelegenheit anzugeben verspare. — In allen Ländern hat man Schwärmer in Religionssachen gehabt, und Deutschland hatte auch daran gewiß seinen reichlichen Antheil — ich scheue Namen und Personen zu nennen, um nirgends Anstoß zu geben, aber Alles war dem Deutschen von jeher ein Gegenstand zur Schwärmerei. Dies vielleicht die Ursache der Hartnäckigkeit, mit welcher die Lutheraner zu allen Zeiten die Vereinigung mit denen aus Frankreich und der Schweiz herüber gekommenen Reformirten verwarfen. — Daher die ungeheuern Erschütterungen, welche bei jedem neuen philosophischen System von der Ems bis zur Donau die Köpfe verwirrten und die Gemüther erbitterten; — daher die in die Augen fallende Dunkelheit und der — um es so zu nennen — mit Mysticismus angefüllte barbarische Styl, der ihren Schriften so lange eigen war, und der, selbst jetzt noch — wenn man einige wenige spätere Gelehrte und diejenigen, die sich nach dem Muster der Alten gebildet haben, die Ernestische Schule vorzüglich, ausnimmt — beinahe allem, was aus Deutschland zu uns herunter kommt, mehr oder weniger anklebt, und uns immer, gleichsam unwillkürlich, an die alte Brüderschaft der Rosenkreuzer, an die Goldmacher oder diejenigen, welche den Stein der Weisen suchen, erinnert."

„Wenn man in Deutschland alle Menschenclassen, besonders aber die der Gelehrten oder überhaupt derjenigen, die sich mit Schriftstellerei abgeben, beobachtet, so wird man in den Personen selbst nicht weniger, als in ihren Schriften, durch dies allgemeine Kennzeichen überrascht. — Kein Deutscher beinahe, der nicht die kennbaren Grundzüge der Schwärmerei in seinem Auge, seiner Stimme, in jeder Aeußerung darlege. Nie denkt er ruhig, nie übersieht er was ist, sondern stets gibt er sich der Einbildungskraft hin, die ihn beherrscht. — Religion, wenn er solche hat, ist mit Schwärmerei durchwebt. — Unglaube ist nicht weniger Schwärmerei bei ihm, und nicht anders ist auch seine eingebildete Vaterlandsliebe, sein Freiheitssinn! — Sein Wühlen in Literatur, Natur oder Seelenkunde ist mit Schwärmerei innig verbunden. — Was er sey — was er thue — was er sage — alles geschieht auf eine Weise, die sehr verschieden ist von der eines Menschen, der frei und klar um sich schaut. Alles trägt den Stempel einer auf gewisse Art geregelten Phantasie, die er für Gefühl hält und Anderen dafür aufdringt, die jedoch nur allein aus seiner physischen oder, zur Zeit Mode sependen, geistigen Schwärmerei entspringt."

„Dieser deutsche mystische Geschmack, diese Denk- und Schreibart, durchmengt theils mit orientalischen, gar nicht oder doch schlecht verstandenen Bildern, theils mit geheimnißvollen Anspielungen auf leere Hirngespinnste — Abstractionen der alten Schul-Philosophen und längst verworfenen Natur-Begriffen — blieben Jahrhunderte lang unverändert und festgewurzelt. — Klopstock brachte sie mit zu seinem sogenannten Heldengedicht, das ziemlich lange für unverständlich galt, bis ein neuer Geist im Dunkeln die Erhabenheit, und in dem Unverständlichen einen tiefen Sinn suchen lehrte und der Hochmuth der Nation bei dem Ruhm des Werks ins Spiel kam. — Indeß wie dunkel die Farbe und fremdartig auch der Schnitt des Klopstockschen Gewandes war, immer war doch eine gewisse Feierlichkeit dabei. — Aber man ahmte ihm nach in den buntscheckigsten Farben und Melpomenens Gewand ward zur Harlekinsjacke. Doch in Deutschland herrschte nun einmal die Schwärmerei und keiner war besser wie der Andere. — Selbst Geßner's flache Prosa, die von weitem Poesie nachzuahmen strebte und woran unsere Nation verständig genug war, keinen Geschmack zu finden, als gewisse Leute uns seine Wische für Mei-

sterwerke auftischen wollten — Geßner's Prosa, sage ich, verdankte ihren poetischen Ruf nur dem schwärmerischen Ton, der einen Aufflug dichterischen Geistes ahnen ließ." —

„Soll ich Göthe nennen, ihn, der so herrlich unter seinen Zeitgenossen hervorstrahlt? Ja, er schildert das menschliche Herz, er empfindet. — Aber ist es reines Gefühl was er darstellt und erfüllt es auch ihn wirklich? Nein, es ist eine blos angenommene Idee von Gefühl, nicht das wahre, sondern so wie sich der Empfindende, der Gefühlvolle in der Einbildung den Begriff von Gefühl macht und aufdringt. — Ist es indeß auch ein falsches Gemälde, was er uns vom Gefühl gibt, so ist es doch voller Wahrheiten, wichtiger Wahrheiten — en detail — wenn ich es so nennen darf, um derentwillen selbst derjenige, der wahres Gefühl darin sucht, den Mangel desselben übersieht. — Glücklich, wer Göthen gerade wie Shakspeare versteht und richtig benutzt; weh ihm, der sonder Wahl, ohne mehr als „er selbst" zu seyn, ihnen nachahmen will." —

„Wieland, noch aus der alten Schule des wahrlich weisen, wenn auch gerade nicht dichterischen Gottsched's, war ganz dazu geeignet, um, durchdrungen vom Geiste der Alten, besonders des Euripides und Plato, der Kunstheros seines Volks — ja vielleicht seines Jahrhunderts zu werden. — Aber er wollte seinen, doch immer schwerfälligen deutschen Schritt den luftigen Sprüngen der Franzosen anpassen und er verlor darüber was er besaß, ohne zu erhalten was er suchte. — Sein Styl ward weitläuftig, sein Witz langweilig, und nur seine gründliche Kenntniß der Alten und der ihn so besonders auszeichnende philosophische Scharfsinn machen noch seine Schriften so hochwichtig. — Aber er ist darum doch nicht minder ein Schwärmer so gut wie die andern alle. — Auch bei ihm ist das Gefühl nur gesucht und angenommen, eine Frucht der Phantasie, die seine Seele beherrscht, und nur selten zerbricht er seine Ketten und spricht, wie sein Herz es ihm eingibt. Dann aber — doch auch nur dann allein — ist Wieland nicht sowohl der größte der Deutschen, sondern ganz und gar über jede Nationalität erhaben." —

„Ich erwähne keiner minder wichtigen Schriftsteller im Fache der Dichtkunst, jeder hat seinen Antheil an diesem Nationalgeiste. — Haller, auf der Leydener Schule gebildet, der die fremden Eindrücken empfänglichsten Jahre seines Lebens in Holland zugebracht hatte, Haller zeichnet sich gerade nicht durch ein sehr feines oder rührendes, aber dagegen durch ein wahrhaftes Gefühl aus, und er hat Einiges von der Offenheit des Holländers, der sich keine erborgte Rolle vorschreibt, sondern denkt, spricht und handelt, wie es ihm ums Herz ist." —

„Soll ich von der Bühne reden? Bei den Franzosen ist die Dichtkunst beinahe zu bloßer historischer Redekunst herabgesunken! Auf der deutschen Bretterwelt tritt vor allen zuerst Schiller auf. — Und wer ist dieser Schiller? Ein Enthusiast, wird man sagen. — Ach! wäre er das! Nein — ein Schwärmer ist er, dem ich seine Planlosigkeit, seinen Mangel an Motivirung schon gerne verzeihen, dessen kindische und oft wirklich lächerliche Hülfsmittel ich nicht einmal rügen wollte, hätte er nur irgend etwas von dichterischem Styl oder Schwung. — Nein! ein Schwärmer nur ist auch er, der nie etwas sagt, was nicht im Widerstreit mit dem Herzen, der wahren, einzigen Quelle des Gefühls — was nicht im Geist einer schwärmenden vernunftlosen Phantasie wäre, dessen beste Stellen ihn eines Platzes im Tollhause werth machen, und dessen schlechteste nur dann erträglich sind, wenn sie ihm entschlüpften, ohne daß er über dasjenige nachdachte, was er niederschrieb." —

„Aber konnte dieser Unsinn in Holland Anhang und Beförderer finden? Kein Zweifel. — Seit lange schon pflegten die Deutschen, der sclavischen Unterwürfigkeit unter schwachen und verächtlichen Fürsten müde, in großer Menge, ja gleichsam in Schwärmen, ihr Vaterland gegen andere Länder zu vertauschen. — America war zur Hälfte allein durch sie bevölkert und Holland von Alters her ihr Schlaraffenland, wo ihnen goldene Tage blühten. — Und wie Viele fanden die auch, so lange Holland noch Holland war! aber leider ward nun Holland nicht mehr allein von Deutschen überschwemmt, sondern ein neuer Geist ungebildeter Aufklärung lockte jetzt unsere Landsgenossen nach außen. — Man sandte (unverzeihlicher Greuel! wofür Holland ewig wird büßen müssen) seine Kinder zur Erziehung nach dem dummen, aus lauter Vorurtheilen zusammengesetzten, von allen Thorheiten und Lastern verpesteten Deutschland, welches, längst verlustig des alten Ruhms der sogenannten Biederkeit, nun ganz von Grund aus verändert war, und wo sich alle die Gräuel vereinigt fanden, welche das tiefste Elend auf der einen und der wildeste Uebermuth des Reichthums auf der andern Seite nur immer ausbrüten konnte. — Dahin schickte man seine Kinder, um sie erziehen zu lassen, und bekam sie zurück — dumm wie Deutsche, unwissend wie Schweine, erfüllt mit Verachtung gegen alles, was holländisch oder gut, brav und edel war, und dagegen mit einer blinden Verehrung der Idole, deren Dienst sie sich da geweiht hatten."

„Daher der Verfall bei uns! daher die Verwilderung des guten Geschmacks, des wahren holländischen Geistes und holländischer Redlichkeit, daher selbst die Ausartung der schönen Muttersprache, welche in einem Zeitraume von kaum zwölf Jahren, während dessen ich abwesend war, bis zur Unkenntlichkeit um sich griff, und solche bis zu einem Grade verhochdeutschte, daß Jeder, der noch Sinn und Verstand behalten hat, sich mit Ekel von der jetzt eingeführten Schreibart und Aussprache abwenden muß, die überall die Wendisch-hochdeutsche Verfälschung zeigen."

„In dem Zeitpuncte, wo auch Deutschland anfing, sich in der Literatur einen Namen zu machen, und Holland dessen Bestreben aus vollem, gutem Herzen

zujauchzte, in dem Zeitpuncte, meine Herren, war Holland gefallen, und gefallen ohne einige Rettung! Der holländiſche Geiſt war ſchon längſt nicht mehr; länger als ein Menſchenalter ſchon war derſelbe gegen eine franzöſiſche Form vertauſcht, doch Frankreich ſank nun von der Höhe, die ſeine Dichter erreicht hatten! Ungewohnt, auf eignen Beinen zu ſtehen, und beſchämt über dasjenige, zu welchem franzöſiſche Dichtkunſt geſunken war, griff man bei uns nach Allem, was man erfaſſen konnte, und hielt ſich daran. — Wenige freilich riefen Holland zur urſprünglichen Selbſtändigkeit, zu den Quellen griechiſcher und römiſcher Claſſiker zurück, allein dieſe Wenigen machten keine Anzahl. — Da man doch etwas ergreifen mußte, erfaßte man das Neue, und der deutſche Geſchmack ward Mode!"

Das goldne Vließ. Ein dramatiſches Gedicht in drei Abtheilungen, von Franz Grillparzer.

(Fortſetzung aus No. 205.)

Der zweite Aufzug zeigt uns Kreuſen, wie ſie Medeen lehrt auf der Leier zu ſpielen und Jaſon's Lieblingslied zu ſingen, auch dieſen von Neuem zu feſſeln. Der Verſuch mislingt. Jaſon iſt ganz von der wieder erwachten Leidenſchaft zu der Korintherin durchdrungen, er ſieht und hört nur ſie, worin dieſe ihn mit der bewundernswürdigſten Unſchuld nach Kräften beſtärkt. Medeens Eiferſucht bricht endlich aus, und in der That, ſie iſt in dieſem Augenblicke faſt gemäßigt. Indem erſcheint der König; ihm folgt ein Herold der Amphiktyonen, der im Namen derſelben Kreon befiehlt, den Jaſon und ſeine Gattin, welche den Pelias ermordet, nicht länger zu beherbergen, und gegen dieſe Beiden den Bann ausſpricht. Ohne zu verſuchen, ob auch Medea ſich rechtfertigen könne, ergreift der König begierig den Vorwand ſich ihrer zu entledigen; indem er den Jaſon für ſeinen Eidam erklärt, verbürgt er ſich für ſeine Unſchuld und heißt Medeen ſein Land zu verlaſſen. Umſonſt fodert dieſe ihren Gatten auf ihr zu folgen: der Elende ſagt ſich gänzlich von ihr los. Ihre lang unterdrückte Leidenſchaft bricht endlich wieder aus: ſie verlangt ihre Kinder und will fort. Sieh, ſpricht ſie zu Jaſon:

— wie ich dieſen Mantel durch hier reiße,
Und einen Theil an meinen Buſen drücke,
Den andern hin die werfe vor die Füße.
Alſo zerreiß' ich meine Liebe, unſern Bund.
Was d'raus erfolgt, das werf' ich dir zu, dir,
Dem Frevler an des Unglücks heil'gem Haupt.
Gebt meine Kinder mir, und laßt mich gehn!

Man verweigert ihr die Kinder, ihr Zorn wird Wuth; als aber der König den Trabanten befiehlt, ſie zu entfernen, geht ſie drohend ab:

Zurück: wer wagt's Medeen zu berühren?
Merk' auf die Stunde meines Scheidens, König,
Du ſahſt noch keine ſchlimm're, glaube mir!
Gebt Raum! ich geh! die Rache nehm ich mit!

Der dritte Aufzug findet die Unglückliche im Vorhof der Königsburg, in Verzweiflung, auf Rache ſinnend; neben ihr die alte Kolcherin, die den Schmerz in ihr nähret. Aufs Aeußerſte gebracht, treten ihr die Schreckensthaten näher und näher. Rächen will ſie ſich, ſey es wie es ſey.

Medea.

Was glaubſt du? wenn er daher zög'
Im feierlichen Brautgeleit,
Mit ihr, die ich haſſe:
Und vom Giebel des Hauſes entgegen
Flög' ihm Medea, zerſchmettert, zerſchellt?

Cora.

Der ſchönen Rache!

Medea.

Oder an Brautgemachs Schwelle
Läge ſie todt in ihrem Blut,
Bey ihr die Kinder, Jaſon's Kinder, todt.

Cora.

Dich ſelber trifft deine Rache, nicht ihn.

Medea.

Ich wollt' er liebte mich,
Daß ich mich tödten könnte, ihm zur Qual!
Oder ſie die Falſche! die Reine!

Cora.

Näher trifft du ſchon.

Medea.

Still, ſtill!
Hinab, wo du herkamſt, Gedanke,
Hinab in Schweigen, hinunter in Nacht!
(Sie verhüllt ſich)

Es iſt unmöglich dieſen fürchterlichen Seelenkampf ohne Erſchütterung anzuſehn, und den Dichter, der die Leidenſchaft mit ſo treuen Farben malt, nicht von Herzen zu bewundern. — Der König und Jaſon erſcheinen darauf ſie zu vertreiben. Noch einmal will Medea verſuchen, auf gütlichem Wege ihre Kinder zu erhalten. Sie begehrt mit Jaſon allein zu ſprechen. Er bewilligt es ihr, und bemüht ſich, ſie wenigſtens äußerlich zu beruhigen, um der Qual ihrer gerechten Vorwürfe zu entgehen. Dieſe Scene vernichtet vollends jede Spur von Achtung gegen den entſetzlichen Verräther, die etwa noch in unſrer Bruſt zurückgeblieben iſt. Die verderblichſte Heuchelei, die, welche ſich ſelbſt betrügt, ſpricht aus ihm. Medea macht einen letzten Verſuch das beſſere Ich in ihm zu erwecken. Der ganze Auftritt, beſonders dieſer Theil deſſelben hat eine ergreifende, tragiſche Kraft:

Medea.

Du haſt zu Liebe mich verlockt und flehſt mich?

Jaſon.

Ich muß!

Medea.

Du haſt den Vater mir geraubt,
Und raubſt mir den Gemahl?

Jaſon.

Gezwungen nur!

Medea.

Mein Bruder fiel durch dich, du nahmſt mir ihn
Und flehſt mich?

Jaſon.

Wie er fiel, gleich unverſchuldet.

Medea.

Mein Vaterland verließ ich, dir zu folgen.

Jaſon.

Dem eignen Willen folgteſt du, nicht mir.
Hätt's dich gereut, gern ließ ich dich zurück!

Medea.

Die Welt verflucht um deinetwillen mich,
Ich ſelber haſſe mich um deinetwillen,
Und du verläßt mich?

Jaſon.

Ich verlaß' dich nicht,
Ein höhrer Spruch treibt mich von dir hinweg.
Haſt du dein Glück verloren, wo iſt mein's?
Nimm als Erſatz mein Elend für das deine!

Medea.

Jaſon! (ſie fällt auf die Knie)

Jaſon.

Was iſt? was willſt du weiter?

Medea. (aufstehend.)
Nichts!
Es ist vorbei! — Verzeihet, meine Väter!
Verzeiht mir, Kolchis stolze Götter,
Daß ich mich selbst erniedriget und Euch!
Das Letzte galt's — nun habt ihr mich!

Sie begehrt darauf noch einmal ihre Kinder und endlich gesteht er ihr das Eine zu. Kreon und seine Tochter willigen nur ungern ein. Die Kinder sollen selbst wählen. Aber der Unglücklichen durch ihre tobende Leidenschaft längst entfremdet, und der freundlichen Fremden zugethan, wenden sie sich beide von ihr. Dieser Schlag ist vernichtend. Sie ist nun ganz verlassen und übergibt sich der wildesten Verzweiflung.

Der vierte Aufzug zeigt sie uns in so möglich noch gesteigerter Stimmung. Der Entschluß zur Rache ist in ihr reif, nur wie sie ihn ausführen soll ist ihr in ihrer Ohnmacht noch zweifelhaft. Ihr Geist tobt wie im Wahnsinn, aber der König erscheint, und sie tritt ihm gefaßter entgegen. Gleißnerisch sucht er sie zu trösten, um sie in erweichterer Stimmung geneigt zu machen, ihm das goldne Vließ auszuliefern, ehe sie die Stadt verläßt. Sie verweigert es, verräth aber, daß sie es mit all ihren Schätzen vergraben. Er entdeckt ihr hierauf, daß bei Errichtung eines dem Schatten des Pelias geweihten Altar, seine Sclaven das Kästchen gefunden, und läßt es herbei bringen. Sie erkennt es für das ihre. Plötzlich zeigt sich ihr ein Weg zur Rache. Sie verspricht ihm das goldne Vließ, und indem sie allmählich einen ruhigern Ton annimmt, auch Kreusen ein Brautgeschenk. Er dagegen erbietet sich ihr die Kinder noch einmal zum Abschied zu schicken. Endlich allein, öffnet sie durch wunderlichen Spruch die Kiste, bemächtigt sich aufs Neue ihrer zauberischen Attribute, und langt verderblich giftige Gewande und Unheil enthaltende Gefäße, tödtlich für den sie unkundig Eröffnenden, heraus, die sie Kreusen als Brautgeschenke sendet.

Unterdessen hat eine Sclavin die Kinder gebracht. Das Entsetzliche der nun beginnenden Scene würde kaum zu ertragen seyn, wenn nicht das Gemüth bereits durch den Aufwand von furchtbaren Leidenschaften erschöpft, und darum fast abgestumpft wäre. Ich wenigstens zweifle, ob es möglich ist, sich so lange auf dem Gipfel der Affecte zu halten. Während die Unselige sich in Erinnerungen versenkt, und ihres Vaters gräßlichen Fluch nun erfüllt sieht, reißt sie der Wahnsinn zur Vollendung der Rache hin. Die Kinder schlafen unterdessen im Säulengange, den Blicken des Zuschauers verborgen. Der Palast in Flammen und das Geschrei ringsum verkündigen ihr, daß die Rache begonnen; sie stürzt fort, um durch Ermordung der Kinder sie zu vollenden.

(Der Beschluß folgt.)

Schriftstellerunachtsamkeiten jeder, nur nicht politischer Art.

(M. s. die Extrabeilage vom April 1822.)

Wer will durch seine Feder walten,
Entsend' ihr keine Mißgestalten!

II.

Gewöhnlich bringen die unwillkührlichen Reime eine sonderbare, störende Wirkung hervor. In einem berühmten Trauerspiele z. B. heißt es S. 6:

„Das eben ärgert mich, daß ich im Schlosse,
Wo mir seit vierzig Jahr kein Sylbenmaß
Verborgen war, jetzt fremde Menschen sehe."

Hätte dieser gar edle Dichter die Sprachirrung „seit vierzig Jahr" (statt: „seit vierzig Jahren") nicht geduldet; so wäre auch der unwillkürliche Reim „Jahr — war" verhindert worden.

Wahrlich sehr leid thut es dem Beobachter, wenn er unverkennbare Vorzüge mit leicht vermeidbaren Fehlern gepaart sieht. Aber äußern muß er seine Bemerkungen, damit er ähnlichen Erfolgen, wo möglich, vorbeuge. Dazu treibt ihn lediglich seine Kunstliebe.

12.

Ein scharfer Beurtheiler des berliner neuen Schauspielhauses hat in einem bekannten Blatte von 1821 (S. 405, Sp. 2) folgende Stelle sich erlaubt, in welcher das Wort „dieses" nebst dem Wort „und" so häufig gebraucht wird, daß Beides von Mangel der Schriftstellerkunst zeugt. Er aber sollte nie in einem gedruckten Aufsatze bemerkbar werden, am wenigsten in einer Kritik selber. Nämlich der scharfe Beurtheiler sagt:

„Einem unbefangenen Kunstfreund sey es erlaubt zu behaupten, daß von beiden Seiten zu weit gegangen wird, daß erwähntem Kunstwerk ein unbedingtes Urtheil nicht zugedacht werden könne, und daß kein Theil sich noch bemüht habe, die Vorzüge und die Fehler dieses Gebäudes hervorzusuchen, dieselben fühlend und verständig zu ordnen und dann durch ihre Gegeneinanderstellung das Gesammturtheil des Ganzen gesetzmäßig zu erhalten und zu erweisen. Dieses einzig gerechte und billige Verfahren war bis jetzt nur den Kunstfreunden und Kennern zu Berlin möglich; unbegreiflich bleibt es, warum man diesen strengen Weg noch nicht eingeschlagen hat. Da jedoch, durch die Gefälligkeit des Baumeisters, die vollständigen Zeichnungen dieses Gebäudes bald in den Händen aller Künstler und Kunstfreunde seyn werden, so wird es auch gewiß nicht lange dauern, daß ein auf vorurtheilsfreie Kritik gegründetes Urtheil gefällt und diesem Bauwesen sein Platz in der Reihe der Kunstwerke angewiesen werden wird. Bis dahin sey es uns vergönnt, über das Wesentliche dieses Gebäudes einige vorläufige Worte zu sagen."

13.

Einem unserer größten, allervortrefflichsten Lieblingsschriftsteller, der fürwahr auch ein sehr feines Gefühl für Wohlklang besitzt, entgingen gleichwohl in der zweiten Auflage eines Werkes (Theil II, S. 45) folgende Zeilen, wo man, unerklärbarerweise, drei „die" unmittelbar neben einander findet, nämlich:

„alle die, die die Finger eines Königs, dessen Krone auf keinem Kopf ruhet, um seinen Zepter biegen." —

Was nur soll man zu solcher Empörung wider den Wohlklang sagen? — Nichts! Aber schreiben soll man dagegen, und thu es Einem noch so weh.

Ein Druckfehlerverzeichniß findet sich bei dem Buche nicht. — Billig sollte, so lange die Druckbesserer nicht gewissenhafter sind, nie ein Buch ausgegeben werden, bevor auch die Nachgeburt (das Druckfehlerverzeichniß) zur Welt gekommen ist. In ihm könnten die Schriftsteller zugleich so manchen Fehler, nachträglich, bessern, der sich vor ihnen in der Handschrift verkroch, im Druck aber mit blutigen Stralen auftritt. — Daß die Folgen von Eva's Apfelbisse nirgends merklicher sich zeigen, als in Druckschriften — leider! ist das unbestreitbar.

14.

Eine der allerärgsten Schriftstellersünden mag in folgendem Satze einer, sonst sehr guten Zeitschrift (1822, S. 491) liegen:

„Nun begannen die Umgänge, stillen Metten, Stabat Mater."

Die Hochsünde krone demnach diese kleine Sammlung!

Sie dauernd fortzusetzen, dazu gibt es leider so mannichfaltigen Stoff, daß die Wahl allzuschwer fällt; also unterbleibt die Fortsetzung zunächst lieber ganz.

Irgend einmal aber soll anderwärts eine Sammlung von Schriftstellerunachtsamkeiten der Buchrichter angelegt werden. Sie wird merkwürdig seyn. Was könnte es auffallenderes geben, als diejenigen Prediger, die in demselben Augenblick, in welchem sie ein Laster abkanzeln, ihm selber unterliegen!

60.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 205.

6. September 1822.

Aus Casanova's Memoiren. Zweiter Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1822.

Was sich besorgen ließ, sagt der deutsche Herausgeber dieser Memoiren in der Vorrede zu dem vorliegenden zweiten Bande, ist theilweise, aber auch nur theilweise, wirklich eingetreten. Man hat den ersten Band von Casanova's Memoiren noch nicht gereinigt genug gefunden. Ein Glück für uns, daß es nur theilweise geschehen. Denn daraus folgt, daß doch auch solche Leser nicht gefehlt haben, die das Werk in einem höheren Sinne aufgefaßt, die das Verhältniß des Details zum Ganzen durchblickt haben und zu beurtheilen vermochten, wozu sich Einzelheiten verwandeln, sobald sie in dem Gesammtzusammenhang der Beziehungen eine gerechtfertigte Begründung finden.

Ref. glaubt sich schmeicheln zu dürfen, Casanova's Memoiren auf diese Weise genossen zu haben, und freut sich, in seinen Ansichten fast überall mit denen des deutschen Herausgebers im Verfolg der Vorrede übereinzustimmen. Die eigene Lebensbeschreibung jedes Menschen, mit Wahrheit gegen sich und gegen Andre dargestellt, habe ich immer zu dem Anziehendsten und Lehrreichsten gerechnet, was ein Individuum dem Andern oder auch dem Publicum mittheilen kann, und da diese Mittheilung an und für sich nicht schwer scheint, so sollte man erwarten, daß es viele Biographien oder Memoiren solcher Art geben müßte. Aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil und bestätigt die Wahrheit und Wichtigkeit des Spruches: Sich selbst kennen ist die schwerste Kenntniß. Wer sich selbst recht kennt, wird auch Andre nicht leicht verkennen; denn unsre Irrthümer in Hinsicht der Auffassung und Behandlung fremder Charaktere und Handlungen sind fast immer subjektiv, das heißt, sie entspringen aus einer falschen Schätzung und Beurtheilung unsrer selbst. Mit einer redlichen und treuen Erkenntniß seiner selbst vermag auch der unbeholfene Aufzeichner seines täglichen Lebens und Wirkens, mag es sogar beschränkt und einförmig seyn, den Beobachter der Menschennatur zu belehren, während der geschmückte Lügner auf dem höchsten, weitumschauenden Standpuncte ihn ohne Theilnahme läßt, und höchstens der Nachwelt einige historische Notizen überliefert. Wie hoch muß nun aber der Gewinn und Genuß steigen, den uns die wahre Selbstbiographie eines Mannes gewährt, der nicht nur durch die vielseitige Kraft seiner innern und äußern Natur, sondern auch durch die mannichfachen, verschiedenartigsten Verhältnisse und Begebenheiten seines Lebens gleichsam ein Repräsentant des Zeitalters seyn kann, welches seine Jahre umfassen! Daß Casanova's Memoiren jene oben erwähnte doppelte Wahrheit gegen sich und Andre haben, läßt sich nun freilich nicht durch eine Controle darthun, und für den, der die Gewähr darüber nicht aus dem Buche selbst herauszulesen vermag, gibt es wohl überhaupt gar keine. Nur dem flachsten Einwande: Die Begebenheiten Casanova's wären gar zu seltsam und unwahrscheinlich, um Glauben zu finden, nur diesem könnte man entgegnen: Ein kluger Lügner — und die Klugheit wird wohl Keiner dem Casanova absprechen — würde, um sich Glauben zu verschaffen, eben deswegen glaublichere und wahrscheinlichere Dinge erlogen haben. Was Casanova's Individualität betrifft, so ist uns dieselbe in dem vorliegenden Bande klarer und größer geworden, als aus den frühen Jugendbegebenheiten des ersten Bandes. Eine reiche, üppige Natur, gemischt aus den Elementen eines Faust und Don Juan, mit contrastirenden Eigenschaften und Neigungen, die in der Universalität seines Geistes auf eine wunderbare Weise neben einander stehen können; starke, feurige Leidenschaften, aber auch Erkenntniß ihrer Macht und Besorgniß über dieselbe; ein sehr reges Gefühl für Recht und Unrecht, Ehre und Schande, und ein unerschütterliches Selbstvertrauen. Casanova's Philosophie ist epikurisch, aber nicht nachgebetet, sondern aus seiner Natur und seinem Leben hervorgegangen, und wo sie die äußern Erscheinungen der menschlichen Natur beurtheilt, voll überzeugender Kraft. Ein Christ kann freilich Casanova nicht seyn, aber er gibt sich auch nicht dafür, und gesteht, daß es mehr moralische, als religiöse Rücksichten waren, die ihn in Constantinopel von dem Uebertritt zum Islamismus zurückhielten. Dennoch lebt in dem Grunde seiner Seele ein gewisses religiöses Gefühl, das sich aber mehr in der Toleranz gegen religiöse Gebräuche und Misbräuche Anderer, als in eigenen Aeußerungen kund gibt.

Schon aus diesen Umrissen einer Charakteristik Casanova's läßt sich abnehmen, daß seine Memoiren nicht alle Leser ansprechen werden. Zu den unbefugten Lesern rechnet daher der deutsche Herausgeber zuvörderst die Jugend und den noch nicht ganz reifen

Theil des weiblichen Geschlechts. Aber auch unter den befugten Lesern und besonders Leserinnen werden viele den Casanova einseitig auffassen und verdammen, namentlich „jene Gemüthlichen, die in aller Kunst und Poesie nur das ihrem Gemüthe Entsprechende suchen, und sich von Hause aus gegen Universalität, gegen Allgemeinheit der Bildung, als gegen etwas erklären, das für sie nicht paßt. Wie Viele sind nicht, die, blos weil ihre Natur es so mit sich bringt, ohne sich Gründe und Rechtfertigungen darüber festgestellt zu haben, das ganze Leben hindurch den einen Dichter dem andern vorziehen, Schiller lieber lesen wie Göthe, oder umgekehrt, Cervantes lieber wie Calderon u. s. w. Solchen kann die Fülle von Leben und Wechsel in Casanova's Schicksal vielleicht keine große Unterhaltung gewähren, und das Buch ist für sie nicht da, nicht blos des Erotischen wegen, das darin vorkömmt, sondern eben sowohl um des Politischen, Philosophischen und der Reflexion des Autors willen. Kurz, sie lieben einmal Bücher anderer Art. Mit diesen ist nicht zu rechten. Sie hat eine Schrift nicht beleidigt, von der sie aus reiner Unbefangenheit des Gemüths keine Kenntniß nehmen. Ihr Ausspruch über Druckwerke bleibt auch stets nur Erklärung des empfundenen Wohlgefallens und Mißfallens, ohne sich zum Urtheil erheben zu wollen."

Um nun auf die Forderung zu kommen, den erotischen Theil von Casanova's Memoiren abkürzend oder verhüllend zu säubern und anständiger zu machen, so können wir durchaus nicht in dieselbe einstimmen. Der Charakter von diesen Memoiren ist Aufrichtigkeit, Unumwundenheit, Nacktheit und Klarheit; dieser darf nun auch in den erotischen Erzählungen, die bis jetzt einen Hauptbestandtheil derselben bilden, nicht verlöscht werden, und von den Details kann nur das weggelassen werden, was ganz unwesentlich ist und nichts zur Bestimmung des eigenthümlichen Charakters eines jeden Liebes-Verhältnisses beiträgt. Denn ohne solche charakterische Details würden fast alle Liebschaften Casanova's rein thierische Acte seyn. Und das ist keine einzige von denen, die er zu erwähnen weder Scham, noch Reue fühlt. Alle haben mehr oder weniger einen geistigen Zusatz, der sie aus der thierischen Gemeinheit erhebt. Casanova's Verhältnisse mit der Madame F. in Corfu, von der das vierte, fünfte und sechste Capitel des vorliegenden Bandes handeln, verdienen vor allen vorhergegangenen erotischen Abenteuern ausgezeichnet zu werden, und haben in ihrem Schlusse etwas wahrhaft Tragisches. Wie die geistige und thierische Natur des Menschen stehn hier eine Nacht bei der F. und eine bei der Griechin Melulla sich gegenüber, und Casanova erscheint in seinem Bekenntniß und seiner Zerknirschung wunderbar großartig. Niemand wird diese Stelle ohne tiefe Rührung lesen können; denn wer mag sagen, daß er sich nie in seinem Leben einen geistigen Genuß vergällt, nie ein geistiges Gefühl durch thierische Störung entweiht habe? Daß aber Casanova's Liebschaften alle kurz und sehr verschiedenartig in der Wahl ihrer Gegenstände sind, kann nur den befremden, der die Universalität dieser Natur nicht aufzufassen vermag. Uns wundert es nicht, daß ein Mann, der bis zu seinem zwanzigsten Jahre als Gelehrter, Geistlicher, Officier, Violinspieler, arm und reich, Diener und Herr, in Venedig, Rom, Neapel, Constantinopel, unter Italienern, Spaniern, Deutschen, Franzosen und Türken gelebt, auch viel mehr und mannichfacher geliebt hat, als ein Andrer.

Wir haben Casanova am Schlusse des ersten Bandes auf der Reise nach Constantinopel entlassen, wohin ihm sein Cardinal einen Paß und einen Empfehlungsbrief an den Renegaten, Grafen Bonneval, gegeben hatte. Wir finden ihn im zweiten Bande zu Ancona wieder, wo eine arme Schauspielerfamilie ihm viel zu schaffen gibt. Für seine Zechinen macht er sich durch die Reize dreier früh aufgeblühter und in die Geheimnisse der Liebe eingeweihter Mädchen bezahlt, von denen die älteste, die sich anfangs hartnäckig für einen Castraten ausgibt und als solcher, in Manns-tracht, den vor Liebe rasenden Casanova nach Rimini begleitet, ihn so zu fesseln versteht, daß er nahe daran ist, sie zu heirathen, als sein verlorner Paß dieses Verhältniß trennt. In der Hauptwache zu Pesaro, wohin man den Verdächtigen als Arrestant abführt, hat er Gelegenheit über sich und seine Lage zu philosophiren, und das Resultat seiner Betrachtungen ist folgendes:

Will man einen Philosophen, der behauptet, in dem Leben des Menschen überwiege die Masse der Schmerzen die der Freuden, verstummen machen, so frage man ihn: ob er ein Leben ohne Schmerzen und ohne Freuden wolle? Er wird schweigen oder zweideutig werden. Denn wenn er nein sagt, so liebt er das Leben, und wenn er es liebt, so findet er es erfreulich. Das aber könnte es nicht seyn, wenn es schmerzhaft wäre. Wenn er jedoch ja sagt, so bekennt er, daß er ein Tropf ist, der in der Gefühllosigkeit die Freude sucht.

Wenn wir leiden, so machen wir uns ein Vergnügen daraus, auf das Ende unserer Leiden zu hoffen, und niemals irren wir. Denn unsre letzte Zuflucht bleibt der Schlaf, in welchem uns glückliche Träume trösten und beruhigen. Im Genuß aber stört uns die Betrachtung, daß unsern Wohlbehagen Schmerz folgen wird, niemals. So ist denn das Vergnügen, wenn es uns ergreift, stets rein, der Schmerz aber stets versetzt und gemildert. Ich nehme an, du, mein Leser, seyst zwanzig Jahr alt. Der Herr der Welt sagt dir: ich gebe dir dreißig Jahre, funfzehn sollst du in Schmerzen, funfzehn in Freuden verleben, beide stets ungetrennt. Nun wähle! Wirst du mit den schmerzhaften oder frohen den Anfang machen wollen? Gestehe, du wirst, wer du auch seyn magst, sagen: Laß, lieber Gott, mich mit den funfzehn Jahren des Unglücks den Anfang machen! Denn ich bin gewiß, in der Zusicherung der funfzehn frohen Jahre die Kraft zu finden, meine Schmerzen zu verachten.

Siehst du, lieber Leser, wohl die Folgen dieses Räsonnements ein? Der Weise, das glaube mir, kann nie ganz unglücklich seyn. Er ist vielmehr allezeit glücklich, behauptet mein Meister, Horaz, nisi quum pituita molesta est (d. h. wenn nicht Verschleimung es hindert). Aber welcher Mensch ist auch immerwährend verschleimt?

Das Resultat ist, daß ich in der vermaledeiten Nacht zu Santa Maria in Pesaro wenig verloren, aber viel ge-

Digitized by Google

wonnen habe. Denn Thereſens Verluſt achtete ich nicht, weil Gewißheit war, ſie in zehn Tagen wieder zu beſitzen. Mein Gewinn betraf die Schule des menſchlichen Lebens. Ich habe ein Syſtem gegen Leichtſinn und Unbeſonnenheit gewonnen, nämlich Vorſicht. Es ſind hundert gegen eins zu wetten, daß ein junger Menſch, der ein Mal ſeinen Geldbeutel, das andere Mal ſeinen Paß verloren, künftighin keines von beiden mehr verlieren wird. Und wirklich ſind mir dieſe beiden Unfälle ſeitdem nicht wieder begegnet. Sie hätten ſich mir zutragen können, hätte ich nicht ſtets die Furcht gehabt, daß es geſchehen könne. Ein Leichtſinniger fürchtet nie.

Wir können den Hin- und Herlauf der folgenden Begebenheiten nicht verfolgen, ohne zu weitläuftig für eine Anzeige zu werden. Das Wichtigſte iſt, daß Caſanova, nachdem er ſich auf die ſeltſamſte Weiſe und ohne ſeinen Willen aus der Hauptwache von Peſaro befreit hat, ſeine Thereſe in Rimini wieder findet und ſie nach Neapel gehen läßt, wohin ſie ſich als Sängerin engagirt hat. Er ſelbſt zieht in Bologna ſeinen geiſtlichen Rock aus und läßt ſich eine Phantaſieuniform machen, als Officier in ſeinem eigenen Dienſte. In Venedig kauft er ſich eine Fähnrichſtelle in der Armee der Republik, und es gelingt ihm durch Empfehlung in das Reiſegefolge des Chevalier Venier aufgenommen zu werden, der als Agent der Republik nach Conſtantinopel geht. Beſonders anziehend ſcheinen uns in der Beſchreibung ſeines Aufenthalts in Conſtantinopel die Bekanntſchaft mit Bonneval und die Geſpräche mit dem weiſen Türken Juſſuf, der unſern Abenteurer gern zum Islamismus bekehren und zu ſeinem Schwiegerſohne machen möchte. Auch an kleinen Liebesabenteuern fehlt es hier nicht.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft ließ ich mich zum Osman, Paſcha von Caramanien, führen, erzählt C. S. 115. So nannte ſich der Graf Bonneval nach ſeiner Apoſtaſie.

Nachdem ich ihm meinen Brief überbringen laſſen, ward ich in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes, im franzöſiſchen Geſchmack meublirt, eingelaſſen; und hier ſah ich einen Herrn von großer Figur, ganz auf franzöſiſche Weiſe gekleidet, ſich erheben, um lächelnd mich zu fragen: was er in Conſtantinopel für Jemand thun könne, den der Cardinal einer Kirche empfohlen, die er nicht mehr ſeine Mutter nennen könne. Statt der Antwort erzähle ich ihm den ganzen Vorfall, der mich in der Verzweiflung meines Herzens angetrieben, eine Empfehlung nach Conſtantinopel mir zu erbitten. Seit ich ſie erhalten, ſey es mein Aberglaube geworden, ihm ſie bringen zu müſſen. —

So, fiel er ein, wären ohne dieſen Brief Sie weder hierher gekommen, noch hätten Sie irgend ein Bedürfniß nach mir gehabt? —

Durchaus nicht, und doch macht es mich glücklich, in Ew. Excellenz einen Mann kennen zu lernen, von dem ganz Europa ſpricht und lange ſprechen wird.

Nach einigen Bemerkungen über die glückliche Lage eines jungen Menſchen, der ſorgen-, beſtimmungs- und abſichtslos, wie ich, ſich dem Glück übergab, ohne zu hoffen oder zu fürchten, ſagt er, der Brief des Cardinals verpflichte ihn zu einigen Gefälligkeiten, und er wolle mir die Bekanntſchaft von drei bis vier ſeiner Freunden unter den Türken machen, die es verdienten. Er lud mich für immer auf den Donnerſtag ein und verſprach mir, einen Janitſcharen zu ſchicken, der mich gegen die Beleidigungen des Pöbels ſchützen und mir alle Merkwürdigkeiten zeigen ſolle.

Da der Brief des Cardinals mich als Literator charakteriſirte, ſtand er auf, mir ſeine Bibliothek zu zeigen. Wir gingen durch den Garten in ein Zimmer voller Schränke, mit Gittern von Gelddrath verſehen, hinter welchen Vorhänge waren, und hinter dieſen ſollten ſich die Bücher befinden. Aber wie mußte ich mit dem Paſcha lachen, als ich, nachdem er die verſchloſſenen Wandſchränke geöffnet, Flaſchen mit allen möglichen Weinſorten erblickte! Dieß, ſagte er, iſt meine Bibliothek und mein Serail. Denn in den Jahren, worin ich mich befinde, würden mir die Frauen das Leben abkürzen, der Wein aber erhält es mir, oder macht es mir wenigſtens angenehm. —

Ew. Excellenz haben alſo eine Diſpenſation vom Muftí? — Keineswegs. Was der Koran verbietet, darf ich nicht privilegiren, aber man ſucht ſich zu entſchädigen. Die frommen Türken beklagen die Sünder, ohne ſie zu verfolgen, und eine Inquiſition haben wir nicht. Wer hier gegen die Religionsvorſchriften handelt, iſt, meinen ſie, im künftigen Leben elend genug daran, ohne daß es nöthig wird, ihm hier noch Strafen aufzulegen. Die einzige Diſpenſation, deren ich bedurfte, und die ich ſogleich erhielt, betraf die bei Ihnen ſogenannte Beſchneidung, eine Ceremonie, die man zu beobachten pflegt, die aber nicht ſo genannt werden ſollte. Mein Alter entſchuldigte mich.

In den zwei Stunden, die ich mit ihm verlebte, erkundigte er ſich nach mehreren Venetianern, ſeinen Freunden, vorzüglich nach Marc Antonio Dieto. Ich antwortete, man liebe ihn noch und bedaure nur ſeine Apoſtaſie. Er entwortete mir, daß er als Türke nicht anders, denn als Chriſt ſeyn, und den Koran nicht beſſer, wie das Evangelium, kennen würde. Ich, fuhr er fort, würde in dieſem Augenblick gewiß ruhiger und glücklicher ſterben, wie der Prinz Eugen. Ich ſollte ſagen, Gott ſey Gott, und Mahomet ſein Prophet. Ich habe es geſagt, und die Türken fragen nicht darnach, was ich gedacht. Den Turban trage ich wie die Uniform meines Herrn.

Er ſagte, da er kein Handwerk außer dem Kriege habe, ſey er erſt, nachdem er jede Ausſicht zum Lebensunterhalt verloren, auf den Gedanken gerathen, dem Großherrn als Generallieutenant zu dienen. In Venedig verzehrte die Suppe die Schüſſel. Hätten die Juden mir funfzig tauſend Mann geben wollen, würde ich Jeruſalem belagert haben.

Nach der Rückkehr von Conſtantinopel findet Caſanova zu Corfu, als Adjutant bei dem Gouverneur der Galeaſſen, und nachher bei dem Herrn F., Gouverneur einer Galeere und Gemahl ſeiner Angebeteten, ein angenehmes und glänzendes Leben, wozu ihm beſonders auch ſein Verdienſt als Theilhaber an einer Bank behülflich iſt. Amor und Fortuna beeifern ſich, ihm ihre Gunſt zu ſpenden, und ein kleiner Unfall, der ihn mitten in dieſer Zeit trifft, verſchafft ihm Gelegenheit, ſich zum unabhängigen Gebieter einer kleinen Inſel zu machen. Die verhängnißvolle Nacht bei der Griechin Melulla zerſtört Caſanova's ganzes Glück, und eine Wiederwärtigkeit folgt nun der andern. Er kehrt arm, krank und mismuthig, als Fähnrich, nach Venedig zurück, nimmt ſeinen Abſchied und wird Violinſpieler.

Ueber dieſe Veränderung ſeines Schickſals wollen wir ihn ſelbſt hören:

Nach einer Erziehung, eingerichtet, mir den Weg zu einem ehrenvollen Verhältniß zu bahnen, und einem jungen Menſchen geziemend, der mit einer guten wiſſenſchaftlichen Grundlage auch glückliche Geiſtesgaben und die Zufälligkeit eines angenehmen Aeußern verband, Eigenſchaften, die ſtets und überall empfehlen, nach einer ſolchen Erziehung war ich, allen dieſen Vortheilen zum Trotz, im Alter von zwanzig Jahren, herabgeſunken zum gemeinſten Handlanger einer erhabenen Kunſt, in welcher zwar der Ausgezeichnete bewundert, der Mittelmäßige dagegen verachtet wird. Ich lebte als Mitglied eines Theaterorcheſters und hatte in dieſem Verhältniß weder Achtung zu erwarten, noch konnte ich in die geringſte Betrachtung kommen; ja, es mußten mich vielmehr die verlachen, die mich erſt als Doctor, dann als Geiſtlichen, zuletzt als Soldaten gekannt, und die geſehen hatten, daß man mich in den ausgezeichnetſten Geſellſchaften berückſichtigte.

Das alles wußte ich. Die Verachtung indeſſen, gegen die ich nicht gleichgültig bleiben konnte, ward nicht ſichtbar. Drum bot ich ihr Trotz, weil ich mir ſagte, daß ſie nur der Erbärmlichkeit zukäme, und Erbärmlichkeit machte ich mir nicht zum Vorwurf. Meinen Ehrgeiz wiegte ich in Schlummer. Von Niemand abzuhängen genügte mir. So ging ich ſorglos der

Zukunft entgegen. Wäre ich Geistlicher geblieben, so hätte ich mir durch Heuchelei den Weg bahnen und dann mich selbst verachten müssen. Als Krieger bedurfte ich einer Geduld, die ich mir nie hätte geben können. Der Stand, den man ergreift, muß den Bedarf des Lebens sichern. Das hätte mein Sold nicht gethan, denn meine Erziehung gab mir größere Bedürfnisse als Andern. Als Violinspieler konnte ich mich ohne fremde Unterstützung durchbringen. Wohl dem, der sich rühmen kann, durch sich selbst zu bestehen!

Wer sagt zu diesem Ausrufe nicht gern aus voller Seele: Amen?

Ausgelassener Uebermuth und unruhvolle Ueppigkeit verleiten indessen unsern Violinspieler in Venedig zu so unnützen Streichen, daß er nahe daran ist, auf den Galeeren Buße zu thun: da wendet das Glück ihm sein freundliches Antlitz wieder zu, und macht ihn plötzlich, ohne sein Zuthun, zu einem reichen, vornehmen Manne, indem der Senator Herr von Bragadio ihn an Kindes Statt annimmt.

Dem Glücke hatte es nun gefallen, sagt Casanova im Eingange des achten Capitels, mir seine Herrschaft dadurch zu beweisen, daß es auf einem, aller Weisheit bisher unzugänglich gewesenen Weg mich zum Wohlstande führte. Aber dasselbe Glück vermochte nicht, mich für Grundsätze und Lebensweisen zu gewinnen, die mir den Beistand Anderer in der Zukunft entbehrlich machten.

Jetzt beginnt ein zügelloses Leben, das Casanova im Kurzen schildert, wie folgt:

Erträglich reich, von der Natur gebildet, daß ich Eindruck machen konnte, Spieler von Profession, bodenloser Verschwender, gesprächig, und immer schmeichelnd, fern von aller Sittlichkeit, rastlos, Verfolger aller schönen Frauen, jeden Nebenbuhler aus dem Sattel hebend, endlich nur die Gesellschaft anerkennend, die mich vergnügte, mußte ich gehaßt seyn. Da ich stets mit meiner Person zu zahlen bereit war, hielt ich Alles meiner Person erlaubt. Jeder Mißbrauch, der mich einschränkte, schien nur deßhalb da zu seyn, daß ich ihm trotzte.

Den Schluß des zweiten Bandes, dem wir einen baldigen Nachfolger wünschen, macht ein Abenteuer mit einem Landmädchen, einem reizenden Naturkinde, das mit den glücklichsten Zügen und Farben geschildert ist. 31.

Abel-Rémusat's Chinesische Grammatik. *)

Das Werk des Herrn Rémusat, sagt Silvestre de Sacy in einer Recension dieser Grammatik im Journal des Savans, wird auch von den Personen, welche keine Lust haben, chinesisch zu lernen, mit Vergnügen gelesen werden. Der große Orientalist bezieht dies auf die dadurch zu erlangende Kunde von der Eigenthümlichkeit dieser Sprache im Allgemeinen, und das Wort dieses Mannes mag uns entschuldigen, wenn wir im Conversationsblatt ein Paar Worte von der chinesischen Grammatik reden.

In der chinesischen Sprache gibt es in der Form der Wörter keinen Unterschied zwischen den Redetheilen; sie kennt keine Flexionen, durch welche andere Sprachen Zahl, Geschlecht, Casus, Zeit, Modus, Personen ꝛc. unterscheiden. So wenig die Grammatik dieser Sprache also einen etymologischen Theil hat: so wenig kann sie einen syntaktischen haben. Was enthält sie aber, wenn ihr diese beiden Bestandtheile, welche die Grammatiken anderer Sprachen ganz erfüllen, fehlen? Nichts als die Lehre von der Construction, welche in den meisten Sprachlehren ganz vernachlässigt ist, weil Ohr und Uebung sie am besten lehren; deren Wichtigkeit und Bestimmtheit in jeder Sprache im umgekehrten Verhältnisse mit der Reichhaltigkeit ihrer Biegungen am Nomen und Verbum stehen, und die daher, wo diese gänzlich fehlen, Alles ist. Darum bietet die chinesische Grammatik der allgemeinen und philosophischen Sprachlehre eine sehr merkwürdige und eigenthümliche Art der Sprachgestaltung dar. — Uebrigens, sagt Silvestre de Sacy, wird jeder, der dies Werk mit Aufmerksamkeit gelesen hat, überzeugt seyn, daß abgesehen von der Schwierigkeit des Studiums der Charaktere, die chinesische Sprache nicht schwerer zu erlernen ist, als andere asiatische, um nichts mehr zu sagen.

Wir theilen noch folgende Stelle aus der Vorrede des Verfs. mit, weil sie zu einer von der in Europa gewöhnlichen ganz verschiednen Vorstellung von der chinesischen Grammatik führt.

„Es ist, sagt Hr. Abel Rémusat, eine gegenwärtig von allen Gelehrten, deren Zeugniß über diesen Gegenstand von Gewicht ist, anerkannte Thatsache, daß die chinesische Schrift, deren Studium, wie man sagte, die Litteraten während ihres ganzen Lebens beschäftigt, wie jede andere gelehrt werden kann, und keine größere Anstrengung der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses fordert. Alle Schwierigkeiten entspringen aus dem fremdartigen Systeme, woran man sich gewöhnen muß. Sie finden sich sämmtlich in den Anfängen, und wer acht Tage daran gearbeitet hat, sie zu bekämpfen wird in der Folge keine mehr finden. Die Menge der Charaktere scheint sehr abschreckend; aber es kommt nichts darauf an, weil die meisten dieser Charaktere nicht gebräuchlich sind, und wer zwei tausend kennt, kommt nie in Verlegenheit. Ihre Form scheint seltsam, aber dies gerade ist es, was sie dem Gedächtnisse leichter einprägt, wenn man sie zu zerlegen weiß. Sie stellen statt der Töne die Gegenstände dar, und dies ist, gegen die gemeine Meinung, wiederum eine Hülfe, sie besser und in größerer Zahl zu behalten. Die Wörterbücher sind regelmäßig und methodisch; die Bücher in einer den unterrangswürdigen Ordnung geschrieben, mit Register und Erläuterungen versehen. Alle Bücher sind gedruckt, und nur die Vorreden, welche mit Cursiv geschrieben werden, können Einiges von jenen Schwierigkeiten darbieten, denen das Lesen der Manuscripte in den anderen orientalischen Sprachen unterworfen ist. Die Grammatik hat dieselben Vorzüge; die Partikeln, welche ihr vorzüglichstes Mittel sind, dienen statt der Endungen; die Stellung der Worte bestimmt ihren Werth, und das nach so genauen und so bestimmten Regeln, daß fast niemals Ungewißheit über den Sinn entstehen kann; niemals kann dieselbe Phrase vernünftiger Weise auf zweierlei Weise verstanden werden. Man stellt hier diese Behauptungen auf, weil sie den Vorurtheilen, welche bisher über das Chinesische im Schwange waren, schnurstracks widersprechen. Ein ungünstiges Schicksal hat gewollt, daß Leute von geringer Kenntniß und ohne Urtheil der chinesischen Sprache die Unbestimmtheit zugeschrieben haben, welchen in ihrer Einbildung war. Tiefer und besser geleitete Studien werden jeden, der gesundes Urtheil hat, leicht von der Wahrheit überzeugen: daß die Chinesen, wie andere Völker, sich verstehen, wenn sie sprechen und schreiben. Wir können sie also auch verstehen, wenn wir die nöthigen Hülfsmittel haben und uns ein wenig geschickter dabei benehmen, als es bisher geschehen ist."

Silvestre de Sacy schließt seine Anzeige mit der Bemerkung, daß, wenn die Chinesen Grammatiken anderer Sprachen geschrieben haben, es sehr interessant seyn müßte, kennen zu lernen, wie sie sich dabei benehmen, ein ihnen so höchst fremdartiges System mit dem ihrigen zu vergleichen, dessen Einfachheit bei uns so viel Erstaunen erweckt.

*) Sie ist erschienen unter den Titel: *Han yen khi meng*; Elémens de la Grammaire chinoise, ou Principes généraux du *kou-wen* ou style antique, et du *kouan-hoa*, c'est-à-dire de la langue commune, généralement usitée dans l'empire chinois. Paris, 1822. XXXII und 214 S. in 8.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 206.

7. September 1822.

Noch etwas von dem seitherigen Berichterstatter (mit der Chiffre 12) über den Fonkschen Proceß. *)

„Nachdem am 14ten August, Abends 5 Uhr, verkündigten Urthel des königl. Revisions- und Cassationshofes hieselbst, ist das Cassationsgesuch des, vom Assisenhofe zu Trier zum Tode verurtheilten, Kaufmannes Fonk verworfen worden." So berichtet die preußische Staatszeitung vom 15ten ejusd.

Es ist darum aber diese Sache noch nicht aus. Denn es muß nunmehro das Erkenntniß vom Justizministerio dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden. Es würde unerlaubt seyn, der königlichen Entschließung auf irgend eine Weise vorgreifen zu wollen. Eben so wenig aber darf daran gezweifelt werden, daß diese Entschließung nicht erfolgen werde, ohne die Sache ganz von vorne herein auf das tiefste zu durchspähen und solche reiflich zu erwägen. Es ist eben so wenig zu zweifeln, daß wenn sich bei dieser Prüfung das Bedenken ergeben sollte, daß die bestehenden Gerichtsformen nicht zum Schutze des Rechts und der bürgerlichen Sicherheit gedient hätten, sondern zur Unterdrückung der Wahrheit und zur Verfolgung der Unschuld gemißbraucht worden seyn könnten, es nicht nur in der Macht, sondern sogar in dem Berufe des Staatsoberhauptes liegt, die Bestätigung vorzuenthalten und zuvor die strengste Untersuchung des Verfahrens anzuordnen. Das ist die höchste Bestimmung der Regenten, daß, da keine menschliche Einrichtung vollkommen und jede dem Mißbrauche unterworfen ist, sie darüber wachen, daß die im Staate bestehenden Einrichtungen ihrer Bestimmung treu bleiben, und keine Macht und Autorität Recht und Gerechtigkeit unter dem Scheine des Rechts umkehre. Das ist ihr erhabenstes Vorrecht, daß sie, wo eine solche Spur sich zeigt, mit ihrem starken Arme in das Räderwerk der Verwaltung eingreifen, vor allen Dingen dieses selbst untersuchen, und, wo es unrichtig geworden ist, berichtigen. Oft in der Welt muß eine Sache erst recht schlimm werden, damit sie gut werde, und noch mehr, damit sie Gutes bewirke.

Inzwischen ist bereits auf Veranlassung dieser Sache ein Circularrescript an alle rheinischen Regierungen von dem königl. Polizeiministerium erlassen worden, welches nicht nur in der Provinz großes Aufsehen erregt hat, sondern auch im höchsten Grade merkwürdig ist, und das wir unsern Lesern mitzutheilen uns beeilen. Es lautet also:

„Aus den, in öffentlichen Druck gekommenen Verhandlungen des Fonkschen Processes hat bedauerlich die Besorgniß entstehen müssen, daß in den dortigen Provinzen hin und wieder zur Ermittelung von Verbrechen und Verbrechern nicht blos die zweideutigsten Subjecte, sondern zugleich mit denselben Polizei-Beamte gebraucht und von denselben zu diesem Zwecke die verwerflichsten, recht eigentlich geheim-polizeilichen Mittel, zum Theil auf sehr empörende Art angewandt worden. Wenn gleich die Polizei-Bedienten Hülfsbeamte der gerichtlichen Polizei sind; so versteht sich dies doch nur in Ansehung erlaubter Mittel, und darf insonderheit nicht zugegeben werden, daß Polizei-Beamte durch dergleichen verwerfliche und verächtliche Mittel sich und ihr Amt entehren und Sr. Majestät Unterthanen in den Rhein-Provinzen die Sicherheit durch geheim-polizeiliche Maßregeln entzogen werde, deren sie in den älteren Provinzen genießen und welche die Staats- und Landes-Polizei derselben auch dort gewähren muß. Die Königl. Regierung wird daher aufgefordert, strenge und mit Nachdruck darauf zu halten, daß hiegegen nicht gehandelt wird, und daß dergleichen ärgerliche Vorfälle in Ihrem Verwaltungs-Bezirk sich nicht ereignen, insonderheit aber, daß die Polizei-Beamten zu dergleichen herabwürdigenden Aufträgen sich nicht misbrauchen lassen, sondern sie vielmehr sofort zur Kenntniß des ihm vorgesetzten Landraths, Polizei-Directors oder sonstigen Dienstvorgesetzten bringen, so wie die Königl. Regierung selbst die ihr einberichteten oder sonst zu Ihrer Kenntniß kommenden Fälle dieser Art mir sofort anzuzeigen hat.

„Dem Polizei-Präsidenten zu Cöln habe ich in Beziehung eines speciellen Falls unmittelbar Instruction ertheilt.

„Berlin, den 8ten Juli 1822.

„D. M. d. J. u. d. P.

„In dessen Abwesenheit

(gez.) v. Kamptz."

Dem Polizeipräsidium in Cöln ist nämlich zugleich anbefohlen worden, den Polizeirath Guisez und Polizeiinspector Schöning zur Untersuchung wegen ihres Verfahrens in der Fonkschen Sache zu ziehen und die Ac-

*) Die Red. d. Bl. erklärt hierbei, was sich freilich im Allgemeinen von allen Aufsätzen im Cons. Blatte ausdrücklich versteht, daß sie durch ihre Aufnahme dieser Mittheilungen, die Ansichten des Verfs. derselben keinesweges allenthalben zu theilen, angesehen seyn möchte.

ten dem Ministerium einzuschicken. Wir glauben nichts über den Inhalt dieser Verfügung hinzufügen zu dürfen, die sich selbst klar genug ausspricht.

In der gleich folgenden Nummer der Staatszeitung ist eine sehr lange, mit vielen Seitenblicken auf Rechtsgelahrtheit versehene, Ausführung enthalten, welche darthun soll, daß der gesunde Menschenverstand in dem Ausspruche der Jury keinen Widerspruch finden könne, indem sie bejahte, daß der Angeklagte mit Vorbedacht den Mord selbst vollbracht habe, ferner daß er bei der Vollbringung dieses Verbrechens Hülfe geleistet habe. Auch in dem berühmten Fualdesschen Processe hätte die Jury ausdrücklich bei jedem einzelnen Angeklagten erkannt: daß er des angeschuldigten Mordes und Raubes schuldig, und daß er mit den übrigen Angeklagten diese Verbrechen als Complice begangen habe. Aber weder die Vertheidiger, noch der Cassationshof zu Paris hätten in dieser Entscheidung einen Widerspruch, noch weniger eine Nullität gefunden.

Es ist gewiß sehr viel werth, die Sache zu verstehen, über die man spricht, sey es, daß man durch eignes Nachdenken, oder durch Unterricht darüber belehrt worden ist. Echte Gelehrsamkeit tödtet nicht den gesunden Menschenverstand, sondern schärft ihn. Vorzüglich macht sie ihn aufmerksam auf Unterscheidungen, die er in seiner Unerfahrenheit leicht übersieht, und bewahrt ihn vor trügerischen Verwechselungen. Ein klein wenig Jurisprudenz z. B. lehrt, daß zwischen einem Miturheber (conauctor, complice) und einem Gehülfen (socius, aide) ein gewaltiger Unterschied ist (cfr. Feuerbach's Lehrbuch §. 51 und 52). Die Geschwornen in der Fualdesschen Sache hatten ganz recht geurtheilt, wenn sie sagten: die Angeklagten sind der That schuldig, und zwar alle insgesammt als Mitschuldige, als Miturheber. Wie wenig gesund muß der Menschenverstand seyn, der nicht einsieht, daß dies etwas ganz anders heißt, als wenn gesagt wird: die Angeklagten sind an der That schuldig als Urheber, und zugleich als Gehülfen der Urheber!! Dies wäre offenbarer Unverstand gewesen, weil Niemand sein eigner Gehülfe seyn kann. Es kann Jemand an einem Verbrechen nur auf eine zwiefache Art schuld seyn, entweder als Urheber, oder als Gehülfe; eins schließt das andre aus. Ist er Urheber, so kann dies wieder blos durch Anregung Andrer, oder durch die eigne Vollbringung des Vorsatzes geschehen. Thäter, Gehülfe, Urheber, sind also die drei möglichen Beziehungen eines Angeklagten zur That. Diesen dreifachen Unterschied betreffen die sehr verständigen Fragen des Hrn. Präsidenten in der Fonkschen Assise, welche daher ihrer Natur nach nothwendig alternativ und subsidiarisch waren. Denn die Bejahung einer jeden enthielt die Verneinung der beiden andern in sich; aber bei der Verneinung der einen blieb immer noch die Entscheidung der beiden andern übrig, indem nur erst, wenn alle drei verneint worden waren, die gänzliche Unschuld festgestellt war. Ganz unmöglich ist es, von dem Urtheile über die Schuld das Verhältniß der schuldbaren Handlungen zum rechtswidrigen Erfolge zu trennen. Denn jenes Urtheil ist ja nichts anders, als die Bezeichnung des zwischen der That und dem Erfolge Statt findenden Causal-Verhältnisses. Es kann Niemand verständigerweise das Schuldig aussprechen, ohne dabei zugleich zu bestimmen, ob der Angeklagte unmittelbarer, oder nur mittelbarer Weise die Rechtsverletzung verursacht habe. Wer jenes bejaht, kann nicht auch zugleich dieses bejahen, weil es den Verstandesgesetzen zuwider ist, daß entgegengesetzte Dinge zugleich behauptet werden. Ein Andres wäre es, wenn, nachdem festgestellt worden wäre, daß die That nicht unmittelbare Ursache sey, nun eventuell die Frage aufgeworfen würde: ob sie nicht wenigstens mittelbar zum Erfolge mitgewirkt habe? Allein alsdann müßte die Verneinung des ersteren bereits feststehen, um über das zweite ein freies Urtheil, als über einen für sich bestehenden Gegenstand, zu haben. Die Staatszeitung selbst aber kann nicht umhin, zu bekennen, daß in der Sache quaest. die Antworten der Geschwornen *cumulative* gegeben worden sind. Darin eben liegt der Widerspruch. So lange die erste Frage als bejaht feststand, konnte Niemand zugleich die zweite bejahen. Die Gleichheit der gesetzlichen Strafe in beiden Fällen thut bei der Sache gar nichts, weil das Gesetz den Geschwornen ausdrücklich verbietet, daran zu denken.

12.

Das goldne Vließ. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen, von Franz Grillparzer.

(Beschluß aus No. 204.)

Der fünfte Act ist sehr kurz. Er zeigt den jammernden, zürnenden König. Auch Jason eilt herbei; sie bedrohen die alte Dienerin, die ohne ihre Kraft genau zu kennen, die verderblichen Geschenke überbracht. Diese aber spricht:

Du heuchelnder Verräther!
Hast du sie nicht dahin gebracht? und du,
Du falscher König mit der Gleißnermiene?
Habt ihr es nicht umstellt mit Jägernetzen
Des schändlichen Verraths, das edle Wild,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Es, überspringend euer Garn, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords.
Ringt nur die Hände — ringt sie ab euch selbst!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Laßt Andre, mich laßt ihre That verdammen,
Euch beiden widerfuhr nur euer Recht!

Der König verstößt hierauf den Jason, ihn als die Ursache von seiner Tochter Tod betrachtend. Jammernd, verjagt, nirgends Obdach findend, irrt der Elende umher, ganz zu Boden geschmettert, Medea erscheint ihm zum letzten Mal. Das goldne Vließ um die Schultern gehängt, will sie es dem Gotte zu Delphi wiederbringen und ihr schuldiges Haupt als Opfer darbieten. Du, sagt sie:

Trage was dich trifft,
Denn wahrlich unverdient trifft es dich nicht!
Wie du vor mir liegst auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir,
Und bat um Schonung; doch du schontest nicht.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war, und Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — ein Traum!
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus — allein die Nacht noch nicht!

Und Nacht ists auch noch um den fühlenden Zuschauer am Ende dieses tragischen Traums.

Was ein besonders auffallender Grundzug und vielleicht ein schwer zu rechtfertigender, obwohl höchst wirksamer, dieses Trauerspiels ist, ist die Behandlung der Liebe. Um dieses darzulegen, brauchen wir nur die Entwickelung des Charakters der Medea zu verfolgen, bei welchem man allerdings nicht weiß, ob man die Kraft oder die Feinheit der Zeichnung mehr bewundern soll. Gewiß ists, daß uns diese Medea um vieles lieber wird als die des Euripides oder die des Corneille. Denn nicht allein ist sie frei von jeder niedrigen Beimischung, mit der z. B. die Euripideische sich, ehe sie ihre Rache beginnt, mit großer Vorsicht bei dem Aegeus einen Zufluchtsort ausmittelt, wir sehen sie auch, zu ihren Fehltritten durch eine unbezwingbare Macht der Empfindung, zu ihren entsetzlichen Thaten durch Grausamkeit aller Art von Stufe zu Stufe hinaufgetrieben. Im frühsten Mädchenalter, wild wie die Wälder, in denen sie sich jagend ergötzt, keck und trotzig im Gefühl ihrer zauberischen Kraft, gleichgültig aber nicht unempfindlich, nicht unempfänglich für des Vaters Bitten, gehorsam seinen strengen Befehlen, und sich dunkel des Rechten bewußt, sehen wir sie zuerst auftreten, und gleich die erste Scene charakterisirt sie völlig. Peritta, eine ihrer Gespielinnen, die sich in ein Liebesverständniß eingelassen, und darum von ihrer Gebieterin verstoßen ward, naht sich der Jagenden, ganz in ihrer wilden Lust Befangenen.

Medea.
Du hier, Peritta? sagt ich dir nicht,
Daß du mich meiden sollst und gehn? so geh!

Peritta. (kniend)
Medea!

Medea.
Knie nicht! du sollst nicht knien!
Hörst du? in deine Seele schäm' ich mich.
So feig, so zahm! — Mich schmerzt nicht dein Verlust,
Mich schmerzt, daß ich dich jetzt verachten muß,
Und hab dich einst geliebt!

Peritta.
O wüßtest du! —

Medea.
Was denn? — stahlst du dich neulich von der Jagd,
Und gingst zum Hirten ins Targemer Thal?
Thatst dus? sprich nein! du Falsche, Undankbare!
Versprachst du nicht, du wolltest mein seyn, mein,
Und keines Mannes? Sag, versprachst dus?

Peritta.
Als ichs gelobte, wußt' ich damals —

Medea.
Schweig!
Was brauchts zu wissen, als daß dus versprachst!
Ich ein Kleines königliches Kind,
Und was ich thu' ist recht, weil ichs gethan,
Und doch du Falsche, hätt' ich dir versprochen,
Die Hand hier abzuhaun von meinem Arm,
Ich thäts, fürwahr, ich thäts weil ichs versprach!

Peritta.
Es riß mich hin, ich war besinnungslos,
Und nicht mit meinem Willen, nein —

Medea.
Ei hört!
Sie wollte nicht, und thats! — Geh, du sprichst Unsinn!
Wie konnt' es denn geschehen,
Wenn du nicht wolltest? was ich thu, das will ich,
Und was ich will — je nu, das thu' ich manchmal nicht.
Geh hin in deines Hirten dumpfe Hütte,
Dort kauere dich in Rauch und schmutzigen Qualm,
Und baue Kohl auf einer Spanne Grund!
Mein Garten ist die ungemeßne Erde,
Des Himmels blaue Säulen sind mein Haus;
Da will ich stehn, des Berges freien Lüften
Entgegen tragend eine freie Brust,
Und auf dich niedersehn, und dich verachten!
Hallo! in Wald! Ihr Mädchen, in den Wald!

Dieser Kraft des Willens glaubt sie noch sich bewußt zu seyn, als sie, späterhin durch Jason's Erscheinen, durch die Liebe, wie durch einen Blitzstrahl entzündet, sich gegen ihren Vater rechtfertigt:

Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen,
Das unabhängig von des Eigners Willen,
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen,
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust.
Da ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zauberischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
Soweit ists Zwang, rohe Naturkraft.
Doch stehts nicht bei dir die Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen steht bei dir,
Da beginnt des Wollens sonniges Reich;
Und ich will nicht!

Bald aber bezwingt auch die Neigung ihren Willen gewaltsam, und gegen die warnende Stimme ihrer eignen Brust, und ohne daß das Bewußtseyn auf Irrwegen zu wandeln, sie einen Augenblick verläßt, gibt sie sich einem übermüthigen, frechen Manne hin, den nichts zu ihr hinzieht, als der Wunsch, durch ihre Kunst das Ziel seines ehrgeizigen Strebens zu erreichen, ein flüchtiges Wohlgefallen und der Trotz sie zu besiegen; so wird sie zur Verrätherin an Vater und Vaterland. Die Liebe lenkt ihren Willen nicht, indem sie sie verblendet; sie zwingt sie gegen ihren bestimmten Willen zu handeln. Sie gewährt keinen Augenblick des Glücks; sie ist zerstörend, demüthigend, herabwürdigend, ein Fieberwahnsinn! Es ist der Fluch, der die unglückselige Medea trifft für ihren Antheil an des Phryxus Mord. Und so wäre denn diese Tragödie mehr Schicksalstragödie als irgend eine andre, obwohl uns der Dichter das ewige ermüdende Hinweisen auf das waltende Fatum erspart. Fast spät reißt sich Medea aus dem erniedrigenden, niederglückenden Zustand. Aber sie kann es nur durch eine Kraftanstrengung, die alles umher und sie selbst vernichtet. —

Allen, denen Leicester zu niedrig, Phaon zu schwach war, wird Jason der Rolle eines tragischen Helden unwürdig scheinen. Da aber gerade sein Charakter zu des Dichters höhern Zwecken dient, so wüßte ich nicht, warum die Darstellung desselben sich nicht eben so gut rechtfertigen ließe, wie

jene beiden. In der That kann man keinen verhaßtern, unliebenswürdigern ausdenken: frech, ungestüm, und übermüthig im Glück, verzagt, kleinmüthig und selbstisch im Unglück, tollkühn der augenscheinlichen Gefahr trotzend und zu feig den Kampf mit dem Schicksal zu wagen. Es ist sehr zu rathen, daß auf der Bühne nur ein Mann von glänzendem Aeußern die Rolle übernehme.

Mit wie bestimmtem Zuge aber auch diese beiden Hauptfiguren gezeichnet sind, die Gestalt der Kreusa gibt dem Zuschauer oder Leser desto mehr Veranlassung, seine psychologischen Einsichten zu üben. Unmöglich kann der Dichter sie wirklich als das Urbild von Reinheit und weiblicher Tugend darstellen wollen, als welches sie unaufhörlich gepriesen wird. Der Mehrzahl der urtheilenden Leser wird sie im Gegentheil als zu der ausgebreiteten Menschenclasse gehörig, erscheinen, die sich selbst mit schönen Reden betrügend, mit dem besten Gewissen von der Welt, schlechte Handlungen begeht, und sie wird sich versucht fühlen mit Medea zu rufen: die Falsche, die Meine! — Im Schoß des Glücks gewiegt, hält sie sich für tugendhaft, weil sich ihr noch nie eine Versuchung bot, es nicht zu seyn; nun aber scheitert sie an der ersten Klippe, auf die sie stößt, entreißt der Gattin den Gatten, und „greift nach des Unglücks letzter Habe." Die Liebe entschuldigt freilich viel, aber in einem so viel gepriesnen, vollkommen reinen Wesen entschuldigt sie nichts. Es wäre daher, weil ihre Handlungsweise mit ihrer Tadellosigkeit ein für allemal doch nicht zu vereinbaren ist, gewiß sehr rathsam gewesen, jene durch die Schwäche zu entschuldigen; auch wäre dies auch wohl das einzige Mittel gewesen, das allein auf der Medea ruhende Interesse einigermaßen zu vertheilen.

Die Nebenfiguren sind scharf und kenntlich. Der gleißende, eigensüchtige König, der liebende wackre Jüngling Absyrtus, Sora, wild und starr, aber redlich und treu. Nur der König Aietes ist weniger gelungen. Wir sehen ihn in ewiger Leidenschaft, aber ohne eine bestimmte Vorstellung von ihm zu bekommen.

Die Diction ist im Ganzen blühend, gedankenreich, edel und dem Augenblick angemessen, wie schon aus den oben angeführten Beispielen zu ersehen ist. Einige Nachlässigkeiten, wie unter andern das mehrmals wiederholte nu statt nun, vergißt man leicht. Unangenehmer fällt einige, aber sehr wenige Mal, der erzwungen-antike Dialog auf, bei dem es einem zu Muthe wird, als läse man die Uebersetzung einer griechischen Tragödie; z. B.:

König.

Des Bannes Ursach' aber, welche wars?

Jason.

Verruchten Treibens klagte man mich an.

König.

Mit Recht, mit Unrecht? dies sag' mir vor allem!

Jason.

Mit Unrecht, bei den Göttern schwör' ich es. u. s. w.

Die Jamben sind durch alle drei Stücke, sehr häufig mit ganz freien Versen, die einer rhythmischen Prosa gleichen, vermischt, und dies zwar nicht etwa blos an besonders affectvollen Stellen, wo diese größre Freiheit dem Gegenstand gemäß wäre, sondern oft ganz willkürlich. — Wenn dies indeß ein Fehler ist, so ists auf jeden Fall ein sehr unbedeutender; überhaupt hat das Stück, die Zweideutigkeit der Kreusa vielleicht ausgenommen, keine, die der Dichter nicht ohne das Wesentliche des Stücks zu verletzen, haben könnte. Das Herbe, Gräßliche, Gefühlerschöpfende desselben liegt im Stoffe, und der Dichter hat alles gethan, wenn er ihn einmal wählen wollte, uns mit ihm zu versöhnen, indem er unser Herz für die mehr unglückliche als schuldige Heldin aufs innigste zu bewegen wußte. Wenn wir daher auch das Buch nicht mit ganz befriedigtem Gefühl aus der Hand legen, so können wir es doch eben so wenig ohne Erschütterung, als ohne den Dichter zu bewundern. 56.

Aus Italien.

Der gelehrte Neugriche Andreas Mustoxidi, der jetzt mit einer Uebersetzung des Herodot beschäftigt ist, hat seine kleinern Aufsätze zusammendrucken lassen: Prose varie del cavaliere Andrea Mustoxidi, con aggiunta di alcuni versi. Milano 1821. b. Bettoni. Seine Untersuchung über die erznen Pferde zu Venedig wird man dort finden.

Schon ist für das Jahr 1822 ein neuer Führer durch Mailand erschienen, der noch wesentlichere Vorzüge haben soll, als den, der letzte zu seyn. Sein Verf., ein Maler, versichert, die Gegenstände, die er anführt, genau untersucht, wenigstens besucht zu haben; und die Verf. der Bibl. Italiana, sonst essigscharfe Recensenten, widersprechen den bescheidnen Versicherungen der Vorrede nicht, die Vollständigkeit verspricht. Genach kann man das Buch: Milano nuovamente descritta dal pittore Francesco Pirovano. Anno 1822. Milano, Silvestri 12. weiter empfehlen.

So eben verläßt das 3te Heft des Hermes (426 Seiten) für 1822 die Presse, und liefert dasselbe Beurtheilungen über folgende wichtige Werke:

I. Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt. Von Friedrich von Raumer.
II. *a.* A. M. Vering's psychische Heilkunde. *b.* J. Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. Von b. e. k.
III. Aloïs Silv. Edlen von Kremer's Versuch einer Darstellung des Steuerwesens. Von Bk.
IV. Das Haus mit zwei Thüren. Ein Lustspiel in drei Abtheilungen. Metrisch treu aus dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca für die deutsche Bühne übersetzt von Georg Nicolaus Bärmann.
V. Spanien und die Revolution. Von c — b.
VI. Verhandlungen der gesammten Landstände des Königreichs Würtemberg im Jahr 1819. — Vierte und letzte Abtheilung. Von G. r. b.
VII. Ueber die Philosophie des Rechts und der positiven Gesetzgebung. Von N. L.
1) Commentaire sur l'Esprit des loix de Montesquieu, par Mr. le Comte *Destutt de Tracy*.
2) *a.* Traités de Législation civile et pénale. Par M. *Jéremie Bentham*.
b. Théorie des peines et des récompenses. Par le même.
3) *a.* Lehrbuch des Naturrechts von J. S. Beck.
b. Grundsätze der Gesetzgebung von demselben Verfasser.
4) System der innern Staatsverwaltung und der Gesetzpolitik von K. F. W. Gerstäcker.
5) Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts, von Gottlob Ernst Schulze.
6) *a.* Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit, von Friedrich Köppen.
b. Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit, von demselben.
7) Grundlinien der Philosophie des Rechts, von Dr. G. W. F. Hegel.

Der Jahrgang dieser kritischen Zeitschrift besteht aus 4 Heften, die zusammen 10 Thlr. kosten.

Leipzig, d. 26. August 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 207.

9. September 1822.

Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit.

Es wird ohne Zweifel unsern sämmtlichen Lesern bekannt seyn, wie vor wenigen Jahren mehrere der Häuptlinge von Hochschottland den Gedanken faßten, die ihnen, nach alten Satzungen, als Schutzherren untergebenen Landstriche plötzlich auf andere Art, wie bisher, zu benutzen und zu verwalten, und wie dadurch viele Tausende braver Hochländer auf Einmal gezwungen wurden, die uralten Wohnsitze ihrer Väter mit dem Rücken anzusehen, und entweder an des Nordens unfruchtbaren Felsenküsten fortan mit Fischerei ihr elendes Daseyn hinzuschleppen, oder jenseits des Oceans, weit von den geliebten Gräbern ihrer Ahnen, sich ein Plätzchen zu suchen, wo man menschlich genug ist, ihnen zu vergönnen, nach alter Sitt' und Weise zu leben.

Unter diesen Vertreibern eigener Landsleute zeichnete sich aber niemand mehr aus, als die Markise von Stafford, Erbin des größten Theils der Grafschaft Southerland. Funfzehntausend Hochschottländer wurden durch diese Frau allein gezwungen, die Heimath zu verlassen, und die Art, wie die Verbannung der Unglücklichen im 19ten Jahrhundert, wo von nichts als Freiheit, Recht und Gesetzlichkeit die Rede ist, geschah, die barbarische Consequenz, welche man anwendete, um zu seinem Ziele zu gelangen, dies, verbunden mit den andern Beispielen ähnlicher Verfahrungsart, nachgeahmt von andern Häuptlingen jener Gegenden, erregte denn doch zuletzt die Aufmerksamkeit des, wie es scheint, etwas stumpf und altersschwach werdenden John Bull, und es wurde über das Beginnen einiges Redens gemacht, was jedoch, wie die Folge zeigte, den Vertriebenen zu nichts half, sintemal ermittelt ward (was wird nicht heut zu Tage alles ermittelt!), das Ganze sey zwar etwas hart und unmenschlich, indeß doch im höchsten Grade legal.

Daß es übrigens, da die Sache nun doch einmal verdrießlicher Weise zur Sprache gekommen war, der von der Markise Stafford besonders beliebten Maßregel nicht an Vertheidigern fehlte, läßt sich denken; es sind schon viel andere Dinge durch gewandte Federn vertheidigt worden, warum sollte denn hier eine Ausnahme Statt finden? Die Sache ist nun in der Ordnung.

Ein Hr. James Loch, Esquire, gab 1820 in London ein ziemlich blättereiches Werk heraus. („An account of the Improvements" etc.), in welchem er mit lobenswerther, schriftstellerischer Gewandtheit (die sehr verschieden ist von lobenswerther, schriftstellerischer Ehre) das nicht Lobenswerthe so geschickt vertheidigt, daß Ununterrichteten und nicht tiefer Blickenden nothwendig die ganze Sache als völlig in der Ordnung, ja selbst als gut und zweckmäßig erscheinen muß. Eben deswegen aber, weil Hr. James Loch, Esquire ꝛc., so geschickt in den Augen der Welt dem Recht ein Loch zu machen wußte, ist es doppelt nothwendig und doppelt interessant, die Sache so ins Auge zu fassen, wie ein Ereigniß dieser Art ins Auge gefaßt werden muß.

Hören wir daher zuerst, was Hr. James Loch uns berichtet.

Dem Titel nach zu urtheilen, sollte man glauben, der Verf. habe es darauf abgesehen, Rechenschaft von dem ökonomischen Zustand der Güter des Hauses Stafford und deren Verbesserung zu geben. Dies ist indeß weit gefehlt. Es handelt sich vielmehr in Hrn. Loch's Werk darum, vor den Augen der Welt eine Revolution zu rechtfertigen, die von einigen Großen Schottlands (und namentlich von der Markise Stafford) nicht sowohl zu Gunsten der unter ihrem Schutz wohnenden Insassen, als vielmehr zu Gunsten des eigenen Vortheils, vor wenigen Jahren vorgenommen ward, und in Folge welcher die letzten ehrwürdigen Reste einer alten, einst großen Nation, von Haus und Heerd vertrieben worden.

Die Gälen nämlich, oder die Bewohner Hochschottlands, welche die Ueberbleibsel der alten Celten sind, die sich Jahrhunderte hindurch in den rauhen Gebirgen des schottischen Hochlandes unter sogenannten Familienhäuptern bis auf unsere Tage gehalten haben, sind jetzt, dreihundert und vierzigtausend Köpfe stark, auf einmal in unserer Zeit, unter einer Verfassung, die sich die freieste der Welt nennt, nicht etwa durch die andringenden Schaaren eines fremden Eroberers, nicht durch länderüberfluthende Barbarenhorden, sondern durch die Häuptlinge jener Familien selbst, denen sie von Geschlecht zu Geschlecht mit unbedingter Treue und wahrhaft kindlicher Ergebenheit anhingen, aus ihren uralten, ihnen durch tausend Erinnerungen heilig gewordenen Wohnsitzen vertrieben worden, und der Grund und Boden, den ihre Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht, in patriarchalischer Sitt' und Einfalt bauten, ist ihnen von denen, welche sie als ihres Stammes Aelteste ver-

Tacksmen erst immerwährende, dann erbliche Befehlshaber der unter ihnen stehenden Districte, und in Folge dieses auch immerwährende und erbliche Richter und Anordner in allen Dingen, sowohl in Kriegs- wie in Friedenszeiten. Was aber besonders dazu beitrug, diesen Häuptlingen die nach und nach gewordene Gewalt und den Gehorsam ihrer Untergebenen zu sichern, war die Annahme der letztern, daß sie nicht sowohl einem Herrn, als einem Verwandten, einem Stammgenossen unterworfen wären, und in der That nannte sich auch immer der ganze Clan oder Tack nach dem Tacksmen oder Than, der dem District vorstand, also daß bei dem geringsten Hirten des einsamsten Thales die Ueberzeugung entstand, er gehöre recht eigentlich mit zur Familie der Macdonalds, der Macduffs, und wie die Häuptlinge jener Gegenden und Zeiten alle hießen.

Das durch den Gebrauch nach und nach sanctionirte Recht der Tacksmen, den Grund und Boden, welchen sie an ihre Insassen vertheilt, und den diese nach Landesart urbar gemacht hatten, nach Gefallen wieder an sich nehmen zu können, ward aber um so seltener und nur in einzelnen Fällen ausgeübt, da es der Lehnherren eigener Vortheil sonst erheischte, die Hintersassen so wenig wie möglich zu drücken, im Gegentheil durch milde Behandlung und Vorschub aller Art ihrem Districte theils durch Erleichterung der Heirathen unter den jungen Leuten, theils durch Herbeiziehung von Arbeitern aus anderen Stämmen zu ihrem Stamm, eine möglichst starke Bevölkerung zu gewinnen. Auch waren die Abgaben, welche einst die Vorsteher der einzelnen Tacks als Lehnsleute an die Grafen von Southerland zu geben hatten, so gering, daß sie hinwiederum, um diese kleinen Lasten aufzubringen, nicht nöthig hatten ihre Untergebenen besonders zu bedrücken; und erst als mit den immer steigenden Bedürfnissen der Krone auch die großen Lehnsherren selbst immer mehr beschwert wurden, sind, in natürlicher Folge, auch die Hinterlehne und deren Insassen eine Bürde, welcher das von der Natur nur wenig begünstigte Land nicht mehr gewachsen war. *)

Daß übrigens nach den besprochenen Einrichtungen jeder Einwohner von Southerland verbunden war, dem Stammoberhaupte, dessen Namen er trug, ins Feld zu folgen, und für dessen Wohlfahrt und Ehre Gut und Blut zu opfern, haben wir schon erwähnt, und hierzu fand sich in den früheren Jahrhunderten um so mehr Gelegenheit, da der tiefgewurzelte Haß zwischen den als Eroberern vor dem zehnten Säculo ins Land gedrungenen Dänen und den von ihnen in die Berge des Hochlandes zurückgedrückten Gälen lange Zeiten hindurch nicht verschwand, ja selbst in uns schon ziemlich nahen Tagen noch oft mit großer Erbitterung sich aussprach. Immerwährende Kriege und Verwüstungen zwischen den Gälen in Southerland und den neuen Besitzern von Caithneß, gegen das Band zwischen den Lehnsherren und den Belehnten, oder Stammverwandten immer fester und der Gebieter von Southerland, oder, wie er auf gälisch heißt, der Mhoir-Fhear-Chattaith, hatte in diesen Fehden nie Ursache sich über den Mangel an Dienstwilligkeit und Bereitwilligkeit für ihn in den Tod zu gehen, bei den tapfern Bergbewohnern zu beklagen.

Erst im 18ten Jahrhundert fingen die Kriege, welche Schottlands Inneres so oft zerrissen, an aufzuhören, und die Beherrscher Englands, die eigentlich bis dahin und in gewisser Hinsicht jetzt noch, nur eine sehr beschränkte, fast mehr nominelle als reelle Autorität über diese entlegenen Gegenden der brittischen Insel besaßen, thaten was ihnen nur möglich war, diesen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen und die Macht der schottischen Großen, die sie nicht ganz zügeln konnten, wenigstens dem Anschein nach, mehr als Ausfluß ihrer Macht erscheinen zu lassen. Daher das in jenen Gegenden in neueren Zeiten aufgekommene System, sogenannte Familien-Regimenter aus den einzelnen Clans des Landes zu errichten, die dann, von den Vorstehern dieser Clans geführt, in ihrer eigenthümlich-nationalen Tracht sich zuweilen in den Kriegen der Krone von Großbritannien an die Truppen des Königreichs anschlossen und, mit ihnen in die Linie einrangirt, in fortlaufender Nummer gezählt wurden. Die ganze Einrichtung dieser neuen militairischen Anordnung ward auf die Clansverhältnisse des Landes und dessen Bewohner so völlig gegründet, daß eins dem andern zur Stütze diente, so daß z. B. das 93ste Regiment, welches aus den Tacks von Southerland gebildet ist, insofern Eigenthum der jene Grafschaft beherrschenden Familie ward, daß die Revenüe, welche die Krone dafür bewilligte, in ihre Tasche fiel, wogegen die Officiere in den Tacks Landstriche erhielten, die sie hinwiederum zur Benuzung an ihre Untergebenen, die Eingebornen oder Soldaten des Regiments, gegen Vergütigung vertheilten und auch auf solche Art, gegen Verpflichtung zum Eintritt ins Regiment, neue Recruten sich erwarben.

Solchergestalt war es nun in neueren Zeiten dahin gekommen, daß die Bewohnerschaft von Southerland ziemlich gleichmäßig durch die Grafschaft vertheilt war. In jedem Thale befand sich ein Dörfchen; das tragbare Land ward zum Anbau der Gerste und des Hafers (der einzigen Getreidearten, welche in jenen rauhen Gegenden zu gedeihen pflegen) benuzt, und die mit Weiden versehenen Berghänge ernährten die zahlreichen Heerden, den Hauptreichthum der Hochländer. Die Einwohner, der Natur ihres Landes nach, mehr Hirten und Jäger denn Ackerbauer, waren brav und bieder, aber arm und wenig industriös. Fest hängend in alter, angestammter Treue an ihre Stammeshäupter, liebten sie nicht minder ihr zwar unfruchtbares, aber schönes und romantisches, von den Gesängen ihrer alten Barden ihnen poetisch geheiligtes Land, ihre alten freien Sitten, ihre von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte National-Tracht, und der Stolz auf den Ruhm und die Ehre der durch die poetischen Ueberlieferungen der Barden verherrlichten Helden ihres Volkes, war Haupt- und Grundzug ihres Wesens und Charakters. Gern schlenderte der Hochländer, seinen breiten Plaid malerisch umgeworfen, jagend oder seine Heerden treibend, auf den Höhen umher und den Weibern die Besorgung der häuslichen Arbeiten mit denen des, von ihm nicht geliebten Feldbaues, überlassend, kümmerte er sich wenig darum, ob der Boden gut oder schlecht bebaut, die Hütte, welche ihn des Nachts umfing, wohnlich oder dem Einsturz nahe war. Wie sich leicht denken läßt, gewann hierdurch die Cultur des Landes keineswegs. Der ohnedem in der Regel nicht sonderlich fruchtbare Boden trug nur spärliche Aernten, die oft in unglücklichen Jahren ganz ausfielen, die nur durch Berg und Thal auf gut Glück hingeweideten, wie aber durch

*) So hat England, mehr als irgend ein anderes Land, in Folge einer langbefolgten, falschen Politik und eines immer nur auf den Moment berechneten Finanzsystems, sich selbst einen Abgrund gegraben, in welchen, wie ins lecke Faß der Danaiden, fort und fort die Kräfte und der Schweiß der Nationen verschwinden. Das Schlimmste ist aber, daß trotz der fast von Jahre zu Jahre sich mehrenden Abgaben, der Schlund, welcher alles verschlingt, nur immer größer wird. England gibt hierin ein großes, warnendes Beispiel. Das Scheingerüste seines Reichthums, über einen wahren Abgrund von ungeheuern, rein unbezahlbaren Staatsschulden errichtet — die jährlich vermehrt werden müssen, um nur die Zinsen noch abführen zu können — wird gräßlich von der Verarmung der untern Volksclassen widersprochen, und es muß in der That dem Denker mehr als lächerlich vorkommen, von dem Reichthum einer Nation noch sprechen zu hören, deren sechster Theil auf der sich täglich vergrößernden Armenliste steht.

A. d. Red.

sorgsame Pflege und Vermischung mit fremden Racen veredelten Heerden arteten nach und nach immer mehr aus, an verbindende und Verkehr befördernde Landstraßen und Brücken war nicht zu denken.

Diese Uebelstände, die allerdings in den Sitten und der Lebensart der Einwohner, so wie in den uralten Gebräuchen ihrer bürgerlichen Einrichtungen, ihre Wurzel hatten, und die nach und nach durch Erziehung, Aufmunterung und Feststellung anderer Institutionen zu bekämpfen, jeden Falls Pflicht der Oberherren jener Gegend und der Regierung des Landes war, brächten nun seit 8 bis 9 Jahren die verschiedenen Besitzer von Southerland (unter ihnen besonders Lady Stafford) so wie auch die übrigen Großen im Norden Schottlands, auf den Gedanken: durch eine radicale Maßregel dem Ganzen auf Einmal eine andere Gestalt zu geben, und wie gemeldet, wurden an 15,000 Individuen, die ungefähr 3090 Familien bildeten, allein in den Besitzungen der Markise, auf ihren Befehl von Haus und Hof mit Bayonetten und Feuer vertrieben, weil freilich diese zahlreichen Verstockten nicht gebildet genug waren, um so plötzlich, wie es der schöpferischen Dame gefiel, von den Vorurtheilen ihrer Jugend, von den uralten Sitten und Gewohnheiten ihrer Eltern, zu Gunsten der neueren und in gewisser Hinsicht allerdings besseren Ideen der Markise, zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Griechenlieder.

Von allen denen, welche für den großen Griechenkampf in die Saiten griffen, hat allein Wilhelm Müller es verstanden, das Gemüth der Leser zu treffen, ihre Liebe zu finden und Begeisterung zu wecken. Wenn solche Gunst andere schrecken könnte, so erregt diese Theilnahme doch auch wieder jedem ähnlichen Akkord gleiche Hoffnungen, und wahrlich, wo ein solches Interesse dem Gegenstand gebührt, hat jeder echt dichterische Klang überall empfängliche Hörer zu erwarten; ja, sängen es tausend und aber tausend Zungen — welche Brust bliebe ungerührt, wenn der wahre Dichtergeist, der Griechen Wiedergeburt feiernd, in die vollen Saiten schlägt. Eher könnte man klagen, daß sich im Verhältniß zu dem lebhaften allgemeinen Interesse an der Sache, noch zu wenig mächtige Stimmen haben vernehmen lassen. Die politische Seite ist zwar vielfältig und genügend erwogen und beleuchtet worden; aber das Herz verlangt, daß ein gewaltiger Sturm es ergreife und zu großen Thaten ihm die Mahnung gebe; es erträgt mit Unwillen, die auferweckten heiligsten Gefühle niederkämpfen zu sollen. Noch zu neu ist ihm die Erinnerung, wo es von den Thronen herab aufgerufen ward, wo es aufgelodert in flammender Begeisterung, und siegend kämpfend und siegend sich entlud; — darauf nach vollbrachtem Werk unbekränzt und entgeistert, wie von einem Rausch erwachte, — als wäre nur ein Schauspiel erlebt, dessen kahles Brettergerüst uns anstarrt, wenn wir uns drängen, von holdseliger Täuschung verführt, die erhabenen Bilder wirklich zu umfassen. Diese Erfahrung vermehrt das drückende Wehgefühl, und die Friedensbestrebungen konnten es nicht erleuchten.

In so quälender Stimmung ist es ein Bedürfniß, im Gebiet der Phantasie — in jener bessern Welt der Träume, von denen doch zuweilen einige wahr werden und wie Zeichen der Liebe Gottes vom Himmel fallen — Trost und Täuschung zu suchen, und zu finden. Wie groß der Gegenstand sey, über den es sich handelt, wie sehr wir allem Unwürdigen auch widerstreben, so lieb ist uns auch wieder das Echte und Wahre.

Wenn nun Ref. mehrere von religiöser Begeisterung eingegebene, sehr innig empfundene, höchst gelungene Griechenlieder des auch als Dichter geschätzten bekannten talentvollen Malers Wilhelm Hensel lieb geworden sind, deren Erscheinung vielleicht zu hoffen ist, so hat er eines derselben hier zur Probe mittheilen wollen.

Mahnung.

Des Gerichts Posaunen schallen
Und die Kreuzesfahne weht,
Heilge Marterklimmen mahnen
Wo der Griech' in Waffen steht.

Aber mit dem Rausch von Cymbeln
Und dem Schweif der Rosse ziehn
Stimmen gräulicher Verwänschung
Vor dem Heer der Moslemin.

Und von Asien herüber
Und von Afrika heran
Wogts noch immer, Sturm der Wüste,
Muselmann an Muselmann.

Sehn denn einzig nur die Christen
Schmachvoll ihrer Brüder Fall?
Christen, laßt die Fahnen fliegen,
Christen, hebt euch überall!

Wer da Ohren hat der höre,
Wer da Augen hat der seh',
Wem die Zunge ward der rede
Und wer pilgern kann der geh! —

20.

Miscellen.

Die Londoner Oper hat den Don Juan neuerlich wieder hervorgesucht und die Aufmerksamkeit des Publicums dadurch von neuem auf dies „Matchless opera" (wie ein Referent in New Monthly magazine sich ausdrückt) gelenkt. Die Besetzung war großentheils neu, und Zuchelli würde in der Hauptrolle mehr Beifall eingeerntet haben, wenn er nicht der Nachfolger Ambrogetti's, dieses unvergleichlichen Don Juans gewesen wäre. Nachdem der gedachte Referent über die Vorstellung berichtet hat, kommt er zuletzt, nach einigen vorausgeschickten Entschuldigungen und Seufzern und wie voll von dem Gefühle der Scham, auf das Geständniß, daß er diesmal nichts jenem außerordentlichen Entzücken Aehnliches gefühlt habe, welches ihm diese Oper früherhin eingeflößt. Und die Ursache? „Wie! ruft er aus, sollten wir in der That so überrossinisirt seyn, um Mozart's Schönheiten weniger tief zu empfinden; wir fürchten die Frage zu beantworten, aber wenn die Melodien irgend eines Componisten diese Gewalt üben können, so sind es die Rossini's. Sie sind so voll von einer bis jetzt unbekannt gewesenen Lebendigkeit, von Jugend und Lebensgeistern, daß alles weniger Lebhafte eine Zeit hindurch matt erscheinen muß. Rossini ist unter den Componisten der zwitschernde Canarienvogel, während die andern der Amsel, dem Dompfaffen, ja selbst der Nachtigall gleichen. Er mahlt phantastische Arabesken, während die Andern die Natur in ihren beständigen und wahrhaften Formen wiedergeben; seine Töne gleichen den glänzendsten saracenischen Gebäuden, während die anderer Meister mit der einfachen und strengen griechischen Architectur verglichen werden können. Daß ein Styl der ersteren Art auf eine Zeit das Uebergewicht über einen von der letzteren erhalten kann, bedarf keines Beweises, die Erfahrung lehrt es. Eine solche Wirkung mag denn auch durch die unaufhörliche Wiederholung Rossini's in diesem Jahre hervorgebracht seyn. Das Publicum ist in das Fieber der Bewunderung hineingeeilt, und das Geigen wird wie bei einem Tarantelbiß dauern, bis wir erschöpft sind, und unsere Sinne wieder erhalten." (Wohl denn. Ob aber die zurückgekehrten Sinne auch den Kanarienvogel, den saracenischen Baumeister, den Arabeskenmaler noch werden gelten lassen wollen?)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 208.

10. September 1822.

Das System der Bewegung.

In den kritischen Untersuchungen über die Politik des englischen Ministeriums von Hrn. Dr. Lindner, welche in die allgemeinen politischen Annalen eingerückt sind, ist am Schlusse die Rede von der allgemeinen, gewiß von niemand für eingebildet erklärten, materiellen Noth der Zeit, — von der großen Stockung des Handels.

Warum aber, fragt der Verf., stockt der Handel? Es entstand, antwortet er, aus was immer für Ursachen, Unzufriedenheit unter den Völkern, die ihre Kraft und ihren Muth lähmte. Diese Lähmung wirkte auf den Handel. Von der allgemeinen Klage der Zeit über Stockung im Handel, in den Gewerben der Industrie und des Landbaues macht nur Frankreich eine Ausnahme.

Diese Ausnahme — fährt Hr. Dr. Lindner fort — muß ihre Ursachen haben. Die Entfernung des Feudaldrucks, die zweckmäßige Verwaltung, die Belebung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, die Minderung der Schulden — hat in Frankreich die Aufhäufung der geistig moralischen Capitalien begünstigt. Diese Aufhäufung verdankt es dem Kaiser Napoleon, der sich sehr gut darauf verstand, die Geschäfte in Umschwung zu erhalten, die Circulation der Kräfte zu befördern, und durch ein reges Leben die Gelegenheit zu einem reichen Gewinn herbeizuführen. Er achtete und schätzte, was wir die Rechte der Bewegung nennen möchten. Der gegenwärtige Zustand aber wird so lange dauern, als man die Einseitigkeit eines Systems der Ruhe nicht anerkennt, als man sich aus ungegründeter Furcht vor Revolutionen nicht zur Versöhnung und zum Bunde mit dem System der Bewegung entschließen kann.

Dies System also ist es, welches Hr. Dr. L. den Regierungen wie ein universelles Heilmittel gegen die gegenwärtige Noth empfiehlt. Er bleibt aber, wie wir sehen, nicht blos bei dieser allgemeinen und nur theoretischen Beziehung stehen; er stellt uns das praktische Beispiel eines Staatenlenkers auf, welcher nach dem für Handel und Gewerbe so fruchtbaren und möglichen System der Bewegung regierte, und dieser ist — Napoleon.

Ohne Zweifel war Napoleons System ein System der Bewegung, und während seiner Herrschaft war der Handel bei weitem lebhafter und schwungreicher als gegenwärtig. Aber von welcher Art war diese Bewegung? von welcher Art dieser Handel?

Die Bewegung war die eines unaufhörlichen Eroberungskrieges, welcher die europäischen Verhältnisse in ihren Grundfesten erschütterte, fremde einander unbekannte Völker gegeneinander hetzte, und von Jahr zu Jahr dem übrigen Europa, zu Gunsten Frankreichs und des großen Föderativsystems, immer mehr Länder und Provinzen entriß.

Diese Bewegung, wird man sagen, kann unmöglich die seyn, welche Hr. Dr. L. hier im Sinne hatte. Und ohne Zweifel kann sie im Ernste nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Dennoch stand eben diese unter Napoleon mit der Regsamkeit des Handels und der Industrie in der genauesten, ja in unzertrennlicher Verbindung. Die größere Bewegung nämlich, welche diesem mitgetheilt war, war keine andere als die, in welche sie durch große, umfassende Kriege immer versetzt werden. Die Anschaffung der Kriegsbedürfnisse setzt viele Hände in Bewegung, die Handwerke und Fabriken, welche sie produciren, kommen empor; am besten befinden sich dabei Lieferanten und Juden, welche in kurzer Zeit große Reichthümer erwerben. Denn der Krieg muß nothwendig, was er auf der einen Seite zerstörend, verwüstend, erpressend raubt, auf der andern Seite zu seiner eignen Erhaltung wieder hergeben. Daß er durch einen solchen raschen Wechsel von Nehmen und Geben, durch Aufrütteln und Erregen sonst schlummernder Kräfte oft sehr wohlthätig wirkt, ist längst anerkannt. Ihm, „dem Beweger des Menschengeschlechts", ist schon mehr als eine Lobrede gehalten.

Für Handel und Gewerbe aber ist die große Spannung, in die der Krieg sie versetzt, eine vorübergehende, und die folgende Erschlaffung allemal um so größer. Als Eroberungsgenie erster Größe, blendenden Glanz um sich verbreiten; in dem fortgeschleppten Raube anderer Völker Mittel finden, außerordentliche Bedürfnisse zu befriedigen — das heißt noch nicht nach gänzlich ausgetobtem Kriegs- und Zerstörungssturm in Ruhe und Frieden seinen Völkern einen dauernden Wohlstand sichern. Ob Napoleon dies vermocht hätte, ob er es ohne den für immer entschiedenen moralischen Untergang anderer europäischen Nationen vermocht hätte — bleibt mindestens problematisch. Die Jahre nach 1763 in Friedrichs Laufbahn fehlen in der seinen gänzlich.

Was aber Napoleon sonst gethan, steht mit seinem kriegerischen Wirken in untrennbarem Zusammenhange. Kein einziges den Handel betreffendes Verhältniß wäre so gewesen, wie es erscheint, wenn es nicht durch die Alles erschütternden Kriege gerade so gestaltet worden wäre. So sehr hat Napoleon in seinem großen System der Bewegung die wahren Handelsinteressen seiner Unterthanen der Lust, dem Feinde für den Augenblick zu schaden, nachgesetzt, daß fast alle seine Maßregeln Englands merkantilische Größe mehr hoben, als ihr nachtheilig wurden. Napoleon hat für die Anlegung von Wegen, Brücken, Canälen viel gethan. Hätte es aber auch ohne die Summe geschehen können, welche durch die Kriegscontributionen in seinen Schatz flossen? Alles, was man sonst sein System der Bewegung nennen kann, hätte sich im Frieden ganz anders entwickeln und gestalten müssen.

Stand aber die Handelsbewegung unter dem weiland französischen Kaiser im genauesten Zusammenhange mit dem nie ruhenden Toben des Krieges, so kann der bessere Zustand des gegenwärtigen Frankreichs von diesem System nicht herrühren. Auch stehen die von dem Vf. selbst dafür beigebrachten Gründe in keiner Verbindung damit. Diese beziehen sich auf constitutionelle und liberale Grundsätze, mit denen ja Napoleon nur in so fern zu schaffen hatte, als er ein Kind der Revolution war, und sich — wenigstens auf eine Zeit — ihrer Formen bedienen mußte.

Indeß zweifeln wir auch daran sehr, daß die Ursache der geringeren Stockung des Handels in Frankreich in der nach liberalen und constitutionellen Grundsätzen geführten Verwaltung zu suchen ist. Nähme die Stockung in dem Verhältnisse ab, als solche Grundsätze herrschend sind; welcher Staat müßte da seinen Handel in größerem Flor sehen, als die Vereinigten Staaten von Nordamerica? und doch hat der Verf. selbst aus der Darstellung, die ihm zu seinen Bemerkungen Anlaß gegeben, die Thatsache aufgenommen „daß der Handel, die Zölle, die Gesammteinahme der Americaner seit dem Frieden in verschiedenen Epochen um mehr als die Hälfte vermindert worden sey.“

Diese Thatsache aber, welcher Hr. Dr. L. nicht widersprochen, ist sie nicht allein hinreichend, die Theorie von dem Verhältnisse, in welchem die Blüthe des Handels zu der liberalen Verfassung und Verwaltung stehen soll — umzustoßen?

Wir wollen keineswegs behaupten, daß die Regierungen in ihren Handelsverordnungen nicht neuerdings Misgriffe gethan haben, keineswegs läugnen, daß nicht in manchen Fällen durch ganz verschiedene Grundsätze, durch eine einfachere und natürliche Handelsgesetzgebung, durch die vorsichtigere Abwägung aller Folgen neuer Verbote und Tarife, daß nicht durch alles dieses manches Uebel gehoben, manche Stockung gehemmt, mancher neue Ausweg eröffnet und überhaupt größere Belebung des Handels und der Industrie gewonnen werden könnte. Daß aber irgend ein System, mit noch so vieler Einsicht und Liberalität entworfen, mit noch so vielem guten Willen durchgeführt, der gegenwärtig vorherrschenden Handelsnoth ein Ende zu machen im Stande sey — das ist es, was wir durchaus läugnen müssen.

Ein Menschenalter hindurch hat Europa, haben alle Theile der Erde Erschütterungen und Veränderungen erfahren, wie sie an Verbreitung und tiefgreifender Wirkung in der gesammten Weltgeschichte ohne Beispiel sind. Das ganze System der Aneinanderkettung der Staaten, und also auch der Handelsverhältnisse, ist aus den Fugen gekommen. Der Sturm, der alles ergriff und durcheinander warf, schwieg endlich; aber damit stellte sich die alte Ordnung noch nicht wieder her, baute sich das alte Gebäude nicht wieder auf. Wir wollen nur eine Gattung dieser Umkehrungen berühren. Es gibt Länder in Europa, deren Bevölkerung, deren Bedürfnisse in keinem Verhältniß zu der natürlichen Production ihrer Bodenfläche stehen; sie brauchen daher weniger policirte Staaten, die in Handelsabhängigkeit von ihnen sind, und ihnen Gelegenheit zu einem reichen Gewinn darbieten, indem das rohe Product gegen das veredelte mit sehr großem Vortheil von ihnen eingetauschen ist. Aber durch die lang andauernde Unzugänglichkeit so vieler Wege, die sonst nie versperrt waren, hat das Bedürfniß den Gewerbsfleiß in Ländern erweckt, denen er ehedem völlig fremd war. Die Wege haben sich allerdings wieder eröffnet, aber das alte Uebergewicht will sich darum nicht wieder einstellen, ja es nimmt offenbar in demselben Verhältnisse ab, als die Industrie sich in den ehemals abhängigen Ländern ausbreitet, und dies geschieht von Tage zu Tage mehr. Damit aber muß in den Ländern, welche vordem in größerem oder geringerem Grade den Meister spielten, die Beschränkung des Handels und die Stockung der Gewerbe nothwendig wachsen, denn durch den Mangel an Gewerbsfleiß bei den roheren Völkern, welche gezwungen waren für die Verarbeitung des rohen Stoffs hohe Preise zu zahlen, war die Blüthe derselben bedingt. Andere Fälle z. B. der, daß eine ebenfalls durch die Handelssperre herbeigeführte in mancher Concurrenz Gattung des Gewerbsfleißes den Wohlstand von Gegenden, denen diese Industrie sonst allein gehörte, vernichtet hat, sind damit nahe verwandt. Steht es nun wohl auf irgend eine Weise in der Macht der Gesetzgebung und Verwaltung, eine solche Lage der Dinge, wenn sie sich einmal verändert hat, wiederherbei zu zaubern? Nur aus dem Inneren des Handels und der Gewerbe selbst kann sich ein naturgemäßes Verhältniß wieder herstellen, und nur durch die alles heilende und ordnende Hand der Zeit, keineswegs aber durch irgend ein von den Regierungen zu befolgendes System, es sey nun das der Ruhe oder das der Bewegung.

91.

Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen.

(Fortsetzung aus No. 207.)

Indeß that doch (nach Hr. Loch) die Markise unter allen andern schottischen Vertreibern ihrer Landsleute noch am mehrsten für die Armen. Indem sie ihnen 794,000 (schottische) Acker Land, welche jene bisher als Feld, Wald- und Weideplätze inne gehabt hatten, nahm, gab sie ihnen dafür ohngefähr 6000 Acker völlig wüsten Boden (also auf jede Familie zwei Acker) umsonst? o nein! das wäre die Großmuth zu weit getrieben, sondern auf sieben Jahre für einen Pacht von 2½ Schilling für den Acker. — — —

In der That, der Handel ist nicht übel. Bis jetzt brachten jene 6000 Acker als wüste Steppe nicht einen Schilling ein, nun aber doch 15000 Schilling oder ungefähr 750 Pfund Sterling, und nach sieben Jahren, wenn die armen Hochländer die Wüste so gut wie möglich urbar gemacht haben, eine gleiche Summe, falls nämlich der neuen Colonisten Benehmen so war, daß Lady Stafford glaubt, damit zufrieden seyn zu können. Im entgegengesetzten Fall, hat sie sich aber das Recht reservirt, andere Pächter, an denen es dann nicht leicht fehlen wird, da alsdann der Boden doch wenigstens aus dem gröbsten tragbar gemacht ist — in die durch den Schweiß der Vertriebenen wohnlich gemachte Oede zu setzen. — Wer bewundert hier nicht die kluge Großmuth der berechnenden Markise? und wem fällt nicht ein, wenn dies schon Liberalität des Benehmens genannt wird, einen Schluß hiervon auf das Verfahren der andern schottischen Häuptlinge gegen die armen Gälen zu machen, die nicht so liberal gewesen seyn sollen wie Lady Stafford? — —

Hören wir indeß, was die Erbin von Southerland mit den den alten Bewohnern abgenommenen 794,000 Acker machte.

Nachdem diese weite Strecke Land von den Kindern der Väter gesäubert war, die einst für ihre Thans diesen Boden mit ihrem Blut von dem Joche der eindringenden Dänen und Normannen frei hielten, theilte ihn die Markise in 29 wegen der Localität an Größe verschiedene, Pachthöfe, auf welchen nun 29, sage Neun und Zwanzig, Familien (statt sonst 3000) wohnen, mit diesen Neun und Zwanzig aber, zur Schadloshaltung gegen die mangelnde Bevölkerung, 131,000 Schafe, die allerdings für die Erbin von Southerland mehr Interesse haben müssen, als die 15000 stammverwandten Gälen, inmaßen jene geschoren und geschlachtet, diese aber keines von beiden, das Erstere wenigstens nicht in der Art, wie die Schafe, werden können.

Zwölf von jenen 29 neuen Pächter-Familien sind insofern Ausländer, als sie von der Markise aus Süd-Schottland herbeigezogen wurden, die übrigen 17 aber, Adlige aus Southerland, oder alte Tacksmen. So findet man also dermalen in jenen Gebirgen und Thälern der alten Grafschaft Southerland, wo einst ein tapferes und edles Volk in uralter Freiheit und angestammter Treue glücklich und zufrieden in seiner Armuth und Sitteneinfalt lebte, wo einst die Gesänge kriegerischer Helden und begeisterter Barden hallten, wo so oft der brave Hochländer sein Blut für den Rhoir-Thear-Chattaith versprigte, dessen späte Enkelin nicht minder treuen und tapfern Kinder jener alten Braven mit Feuer und Eisen von den Gräbern der Väter vertreiben ließ: hundert und einige dreißig Tausend Schaafe weiden, und sieht statt sonst in jedem Thal ein Dorf voll, mit ihrer Lage zufriedener Menschen, nichts als Hürden, hört, statt sonst die Stimme der Menschen, nur das Gebläk besser rentirender Heerden, welches gewiß lauter tönt als die Seufzer von 15,000 Vertriebenen. — Dafür kann aber auch nun die staatskluge Besitzerin von Southerland in ihrem Schlosse zu Trentham mit der Pracht und dem Luxus unserer Könige wetteifern, und den Fabriken Englands etwas Erkleckliches zu verdienen geben. — Was sind gegen solche Gründe die albernen Gefühle des Mitleids für 15,000 ins Elend gestoßene Menschen! — —

Herr James Loch (den man zu der gewandten Vertheidigung so schöner Maßregeln Glück wünschen muß) begnügt sich aber nicht allein, der Welt zu zeigen, daß seine Clientin durch die vorgenommene Veränderung ihr ohnedem ungeheures Vermögen noch viel größer gemacht, sondern daß auch (und dies wird dem Leser gewiß das Angenehmste seyn) der Reichthum des ganzen Landes dadurch ungemein gewonnen hat. Hören wir ihn selbst hierüber; es kann vielleicht die Darlegung beförderten Landesreichthums der fühlenden Brust einigen Trost für den Schmerz gewähren, sehen zu müssen, wie das stille und bescheidene Glück, die Lieblingsneigungen und angeerbten Gewohnheiten eines ganzen, durch Bravheit und Alterthum ehrwürdigen Volkes, dem großen Götzen, Staatswohl genannt, zum Opfer gebracht worden.

Es soll nämlich jetzt schon, wie Hr. Loch berichtet, nicht allein mehr Geld (der Nervus rerum nach welchem man jetzt überall, besonders in England, Alles berechnet), sondern auch mehr Industrie, mehr Luxus in den, zu immer weiteren Fortschritten hinstrebenden Thälern und Bergen Southerlands seyn, als je da gefunden wurden. Gebahnte Wege von 30, 40, 50 bis 100 (englischen) Meilen, Brücken von Eisen und Stein, deren kühne Bauart, über schroffe Abgründe weg, den Blick des Reisenden in Erstaunen setzen, verbinden die entlegensten Theile des Landes (sehr gut: aber wer wandelt denn auf diesen Brücken und Wegen? Glückliche und frohe Menschen? o nein! Ertrag bringende Heerden, Zöllner und Beamte, die da kommen, den Profit des Landes nach der stolzen Hauptstadt zu schleppen.) Häfen zum bequemeren Export der Producte sind eröffnet, Dämme und Gräben zur Verhinderung von Ueberschwemmungen errichtet, Gasthöfe und Posthäuser angelegt worden und — so setzt Hr. James Loch, der dieses alles höchst beredt aufgeführt, hinzu — allein schon in den letzten Jahren jährlich an 415,000 Pfund feine Wolle gewonnen worden, die eine hübsche Summe abwarfen.

Der Leser wird mit uns gestehen, daß dies alles an sich sehr schön und lobenswerth ist, aber was machen denn, fragen wir immer noch billig — jene 15,000 Vertriebenen, die von all diesen herrlichen Dingen auch nicht Einen Schilling Nutzen haben? die weder auf den schönen neuen Wegen und Brücken gehen, noch sich in den reinlichen und netten neuen Wirthshäusern etwas zu gute thun können, blos darum, weil man sie aus dem anmuthigen Bezirke trieb?

Hr. James Loch hat indeß auch hierfür eine Beruhigung bei der Hand. Nach ihm ist erstens das Loos der Exilirten gar nicht so schlimm, wie vielleicht gutmüthige Menschenfreundlichkeit sich das denken mag, denn obschon (wir bitten unsere Leser diese Stelle zu bemerken) Einige jener Halsstarrigen so furchtbar hartnäckig sich bewiesen, daß sie im frechen Stolz des empörten Gefühls es verschmähten, von der Räuberin ihres nationalen Glücks eine Wohlthat anzunehmen (jene früher erwähnten zwei Acker wüstes Land am felsigen Meerufer nämlich, welche die großmüthige Lady Stafford jeder Familie für den geliebten Heimathsitz bot) und lieber vorzogen, fern vom Vaterlande, jenseits des atlantischen Oceans, neue Wohnsitze sich zu suchen, so haben doch die Andern mehrentheils einen schmiegsamern Charakter gezeigt und die Gnade, welche die gütige Lady Stafford ihnen bot, nicht abgewiesen, welches ihnen denn auch, nach Hrn. Loch's Bericht, so gedeihlich gewesen seyn soll, daß sie sich jetzt ganz trefflich befinden. — Klingt das nicht abermals recht tröstlich? Doch, untersuchen wir die Sache erst noch

ein wenig genauer, ehe wir uns mit Hr. Loch so ganz über das Geschick der wackeren Hochländer, sowohl der Halsstarrigen, als der Schmiegsamen, beruhigen. Was nämlich die Ersteren anlangt, die so eigensinnig waren (wir würden es lieber hochherzig nennen) die Wohlthaten der Lady von sich zu weisen, so waren es nicht Einige, wie Hr. Loch sagt, sondern sehr Viele, nämlich der ganze, die Berge von Kildonan und die Thäler von Naver und Helmsdale einst bewohnende Stamm Mac-Hamisch, oder der Clan Glunn, und dann noch 32 Familien aus Strathbora, die sich nach America wandten, von wo aus man über ihr Geschick noch nichts vernommen hat, und also dahin gestellt seyn lassen muß, ob es dort eben so glänzend wie das vieler andern armen europäischen Auswanderer, oder besser oder schlechter ist; und in Betreff derjenigen, welche blieben, und die freigebige Milde von Lady Stafford benutzten, wird es hinreichen, wenn wir sagen, daß die ihnen pro Familie gegen früher erwähnten Pachtschilling auf 7 Jahre vorläufig gegebenen zwei Acker Land, am nördlichsten Felsenstrande des Hochlandes, in einer Breite von einer halben Stunde sich hinziehen und folglich, von den Stürmen des Meeres stets getroffen, wenig Hoffnung gewähren, daß sie nun auf einmal so geschickte, ja noch geschickter wie der übrige Boden Southerlands, zum Anbau verschiedener Getreidearten seyn sollen, wie Hr. Loch dies im Geiste voraus sieht, der überhaupt, wo es gilt, nicht ohne dichterische Phantasie sich beweist und manches, was ganz herrlich seyn würde, wenn es wäre, schon jetzt, wo es noch gar nicht existirt, im voraus als völlig daseyend preißt. Wir geben ein Paar Beispiele dieser poetischen Art zu sehen. Nach ihm haben nämlich die neuen kleinen Pächter auf jenem schmalen Küstenrande, d. h. die vertriebenen und dort wieder angesiedelten Hochländer, nicht allein schöne, reinliche, neue Häuser durch die großmüthige Markise Stafford erhalten, sondern die ihnen zum größtentheil ihres Unterhaltes angewiesenen, natürlich auch erst neuangelegten, Gartenplätze sind jetzt schon so ergiebig, daß ihre Besitzer bedeutenden Gewinn daraus ziehen sollen. (Das ist wirklich in so kurzer Zeit erstaunenswürdig, doppelt, da so nahe an stürmischen Küsten und unter so hoher Breite in der Regel, wie jeder weiß, Baum- und Gartenfrüchte nicht sonderlich zu gedeihen pflegen. Indeß, was bekümmert ein poetisches Gemüthe die Regel? Hr. Loch versichert es, und da wird die Welt es schon glauben müssen.) Ferner: hat die, „einen eignen Hang zu abenteuerlichen Unternehmungen in sich tragende Jugend" der Hochländer bereits, obschon dieses Volkes Sinn und Art sonst mehr auf die Geschäfte der Jagd und Viehzucht gestellt war, bedeutende Fortschritte in den Beschäftigungen der Schifffarth und Fischerei gemacht, und wird auch hierin — wie abermals Hr. Loch versichert — von Lady Stafford aufs liberalste unterstützt. Große Magazine zum Trocknen und Zubereiten der Heringe und Stockfische sind angelegt worden, schottische und englische Handelshäuser schicken schon ihre Factore zum Aufkauf der gefangenen Reichthümer an jene noch vor kurzen unwirthbare Küste, und dies alles ist — abermals nach Hrn. Loch — in dem kleinen Zeitraum von 1814 bis 1819 durch die Umsicht und die Thätigkeit der Markise Stafford geschehen. — Was wird nicht jetzt erst, da wir 1822 schreiben, seyn!! — Vielleicht ist da schon etwas, wir wollen es hoffen, von dem wirklich ins Leben getreten, was Hr. Loch im Jahre 1820, wo er sein Buch schrieb, als schon im vollen Flore stehend schildert. Es könnte dies wenigstens den Menschenfreund ein bischen mit den etwas türkischen Mitteln aussöhnen, welche zur schnellen Erreichung so vieles Guten angewendet wurden. Dann, verfehlen wir es nicht, viel Aehnlichkeit findet allerdings zwischen diesem von Lady Stafford eingeschlagenen Weg, das Land zu einer höheren Cultur zu bringen, und dem welchen der bekannte Pascha von Cairo zu gleichem Zwecke geht, statt, und die Früchte dieses Beginnens müssen sehr ausgezeichnet, sehr dauernd seyn, wenn das Gefühl für Menschlichkeit der Erbin von Southerland je die Angst, den Schmerz und die Thränen verzeihen soll, die sie einem ihr treuergebenen, stammverwandten Völkchen erpreßte, dessen Schicksal die Vorschrift in ihrer unbegreiflichen Weisheit gerade in ihre Hand legte. Angenommen selbst aber, daß alles wirklich so ist, oder vielmehr wird, wie Hr. Loch es berichtet, und Milady Stafford wirklich nur ihrer Untergebenen Wohl und nicht hauptsächlich des eignen bezweckte, so erhellt doch aus ihrer Verfahrungsart sowohl, wie aus der vom Pascha von Cairo eingeschlagenen, weiter nichts, als die Bestätigung des längst bekannten Satzes: daß wenn ein Despot glücklicherweise einmal auf den Gedanken fällt, ein Volk zu civilisiren, er nur darum schneller und vollständiger wie ein anderer, besserer Machthaber zum Ziele gelangt, weil er eben ein Despot, d. h. ein Mensch ist, der nichts achtet, kein Recht, kein Gefühl, kein Eigenthum, kurz nichts, als den eignen Willen. Welcher vernünftige Mann wird aber, weil vielleicht dann und wann solche im Treibhaus der Willkür zu rascher Entwickelung getriebenen Saaten einige Frucht im fernen Zeitenlaufe bringen, darum diese Maßregeln selbst gut heißen, oder gar behaupten können, so müsse gehandelt werden, um Civilisation zu verbreiten? Wir fragen, wer kann dies? und sehen mit Betrübniß, daß Herr James Loch, und mit ihm ohne Zweifel noch Manche, dies konnten. Was werden aber diese Herren sagen, und wer steht ihnen dann jetzt schon für den gewissen, dauernden Erfolg der eingeschlagenen Maßregeln, wenn nun diese Maßregeln am Ende doch nicht bezwecken, was sie bezwecken sollten? wenn es sich am Ende zeigte, daß man das Wohl und Glück vieler Tausende nur einer speculativen Idee zum Opfer brachte? Seltsam, man schreit jetzt in unsern Tagen gewaltig, wenn Ein oder der Andere Ideen zur Verbesserung des etwas in Agonie versinkenden Staatslebens in Anregung bringt, daß ja nicht an dem altehrwürdigen gothischen Gebäude, errichtet auf historischem Grunde, gerüttelt werde, in welchem Manche sich so wohl befinden, und wenn einige Häuptlinge mit einem Federstriche gleichsam das gewiß nicht minder altehrwürdige, und auf historischem Grunde ruhende Gebäude der ganzen nationalen Existenz eines ganzen Volks umstürzen, da spricht man nur von lobenswerthen, zeitgemäßen Veränderungen *). Bei Gott, die Sache ist eben so seltsam, als unerfreulich.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ohne Zweifel hat der Ref. hier vollkommen recht, und die schreiende Gewalthat macht diese Betrachtung recht einleuchtend. Ist das gewaltsame Einstürzen und Umreißen verderblich, so muß es verdammt werden, es komme von welcher Seite es wolle. Nur darf man nicht vergessen, daß die Gegenpartei den Satz umkehren und parodirend also sprechen kann: „Man schreit in unsern Tagen so gewaltig, wenn von den Regierungen etwas ausgeht, welches bestehende Verhältnisse und Einrichtungen umwirft, oft gewiß mit Recht; wenn aber Versammlungen ultrademokratischer Deputirten, denen es gelungen ist, die königliche Gewalt fast zu annuliren, ohne Rücksicht auf Eigenthümlichkeiten, alte ehrwürdige, durch Jahrtausende geheiligte Institutionen mit einem Federstriche vertilgten, weil sie wähnten, das was nur in Menschenaltern reifen kann, durch ein Decret herbeizuzaubern, und so das Gute mit dem Schlimmen vertilgten: da spricht man nur von lobenswerthen, zeitgemäßen Veränderungen." — Hat diese Ansicht dann nicht auch recht?

A. d. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 209.

11. September 1822.

Denkschrift der funfzigjährigen Dienst-Jubelfeier Sr. Exz. des Herrn Friedrich Carl Adolph von Trützschler, Herzogl. Sachsen-Gotha und Altenburgischen Geheimen-Raths-Präsidenten und ersten Ministers u. s. f. am drei und zwanzigsten October 1821. Altenburg in der Hofbuchdruckerei. 8. X u. 204 S. nebst einem Titelkupfer.

Ungleich ist der Erfolg, welcher dem Jünglinge, der am Scheideweg zwischen dem Kriegerberuf und der Bestimmung für das Geschäftsleben stand, und für das letzte der ernsten Athene die Hand bot, früher oder später im Mannes- oder Greisesalter gewöhnlich zu Theil wird. Oft zwar behindert Mittelmäßigkeit in der Leistung und Gewöhnlichkeit der Zeitumstände jeden glänzenden Erfolg; nicht selten schwindet auch das Verdienstlichere unter der Mehrzahl der im gleichen Kreise sich nach dem vorgesteckten Ziel Bewegenden; aber dennoch ist unverkennbar dann, wenn Auszeichnung in den Leistungen wie von selbst eine gerechte Anerkennung herbeiführt, das Loos des Kriegers im äußern Erfolge das vorzüglichere. Bis dahin, wo es menschenfreundlichen Bestrebungen gelingt, durch einen wo nicht ewigen doch langen Friedenszustand das Schwert in das Schaar umzuwandeln, wird dem nach kriegerischem Verdienste strebenden Jünglinge und Manne es weit leichter gelingen, den Blick der Zeitgenossen auf sich zu lenken und den Dank der Nachwelt zu erwerben, als dies dem Geschäftsmann zu Theil wird, der, auf eine einfachere, engere Laufbahn beschränkt, unter der Last von Geschäften, unter dem täglich sich erneuernden Andrang von oft mühseligen Arbeiten gelingen mag.

Wenn daher das Verdienst des einzelnen Kriegers, der, von augenblicklicher Begeisterung ergriffen, eine Heldenthat vollbracht, des Feldherrn, der, oft durch sehr zufällige Ereignisse begünstigt, eine Schlacht gewann, in den Geschichtsbüchern Verewigung findet, so mag es als nicht minder erfreulich gelten, daß auch die anspruchlose Aufopferung des Geschäftmannes, die ruhige Ausdauer einer funfzigjährigen Anstrengung, durch Anerkenntnisse der Mitwelt geehrt wird und der Nachwelt als ein Wegweiser zur Pflichterfüllung in einer eignen Druckschrift aufbehalten bleibt.

Nach diesen Andeutungen ist die angezeigte Schrift vollkommen geeignet, die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch zu nehmen, die nach richtiger Beobachtung oder eigner Erfahrung die Mühseligkeiten der Geschäftsbahn, die von ihr untrennbaren Beschwerden, die mannichfachen Körperleiden, nicht selten durch sie veranlaßt, mit den ihr spärlich ausgesetzten Vergütungen in Vergleichung zu setzen wissen. In diesen können wir aufmerksame und theilnehmende Leser voraussetzen, wie wir sie dieser Schrift wünschen, welche einfach und vollständig die Festlichkeit beschreibt, die bei der am 23sten October 1821, zu Altenburg veranstalteten amtlichen Jubelfeier des in der wissenschaftlichen und Geschäftswelt gleichverdienten Herzogl. Sachsen-Gotha- und Altenburgischen Geheimen-Raths-Präsidenten und ersten Ministers von Trützschler's Statt fanden.

Eine Skizze des wissenschaftlichen und Geschäftslebens des vorbenannten Jubelgreises eröffnet das Ganze als willkommene Einleitung. Dieser folgt die Beschreibung der Feierlichkeiten selbst; sie zeichnen sich vorzüglich in zwiefacher Rücksicht aus: durch die allgemeine, in den verschiedenen Ständen sich aussprechende, nach dem Verhältniß jedes Standes bekundete Theilnahme, und dann durch die schöne Ordnung, mit welcher das Ganze eingeleitet und in der gewünschten Weise, unter Begünstigung aller Umstände, ausgeführt ward. Auf den Inhalt dieser anziehenden Schrift auch in dem zu einem umständlichen Auszuge ohnehin nicht geeigneten Einzelnen hinweisend, möge hier nur der Ausdruck lebhafter Mitfreude an einem so seltnen Ereignisse bezeichnet werden, welche sich in dem Glückwünschungsschreiben des damals regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg, dessen Gemahlin, auch der verwittweten Herzogin Mutter aussprechen. Denkwürdig ist besonders die Stelle in dem Briefe des nun verewigten Herzogs, in der er dem Jubelgreis das ihm von Sr. Königl. Majestät von Sachsen ertheilte Großkreuz des Ordens für Verdienst und Treue übersendet:

> Nehmen Sie das Zeichen königlicher Huld und Gerechtigkeit so auf, wie ich es einst aufnahm; freilich bedürfen Sie keiner Ehrenzeichen.

Auch Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Weimar ließen dem Jubelgreise die Decoration vom Orden des weißen Falken mit einem sehr huldvollen Schreiben übergeben. Zu der wohlgeordneten Feier des Tages selbst vereinigten sich folgende Behörden und Körperschaften, die hier nach der Reihfolge, wie sie dem verehrten Minister sich, großentheils durch Abgeordnete, vorstellten, angeführt werden: Die Aerzte des altenburger Landes, unter Anschluß der Chirurgen und Apo-

seyn sollten; — daß Eure Feinde meine Feinde seyn sollten; und daß ich nur eures Zeichens harrte, den Krieg zu beginnen. Wenn dies das Betragen eines Feindes ist, so werde ich nimmer euer Freund seyn."

„Warum sag ich euch dies alles? Weil es wahr ist, ach! leider wahr, daß die guten Thaten der Menschen mit ihnen in das Grab gesenkt werden, während man die Bösen nackt auszieht und sie den Blicken der Welt aussetzt. *)

„Mein Vater, als ich hierher kam, kam ich als euer Freund. Mich vertheidigen zu müssen, glaube ich nicht. Ich habe mich nicht zu vertheidigen. Wenn ich schuldig wäre, so hätt ich mich vorbereitet; doch ich habe stets dich bei der Hand gehalten und bin ohne Entschuldigungen gekommen. Wenn ich gegen dich gefochten hätte, würd ich dirs bekannt haben; allein hier in eurem Rathe weiß ich nichts zu sagen, als was ich früher meinem großen Vater, dem Präsidenten eures Volks, sagte. Du hörtest es und entsinnest dich dessen ohnbezweifelt noch. Es war in wenig Worten dies: Mein Land kann ich euch nimmer übergeben. Ich ward betrogen, nichtig betrogen in dem Vertrag. Ich will von meinem Lande nicht eher als von meinem Leben lassen."

„Noch einmal ruf' ich Himmel und Erde zu Zeugen, und ich rauche diese Pfeife, zum Beweis meiner Redlichkeit. Wenn du es auch redlich meinst, sollst du sie von mir empfangen. Mein einziger Wunsch ist, daß wir sie zusammen rauchen mögen, daß ich deine heilige Hand fassen und für mich selbst und meinen Stamm um den Schutz deines Landes bitten darf. Wenn diese Pfeife deine Lippen berührt, so möge es meinem ganzen Stamm zum Segen werden! möge der Rauch aufsteigen gleich einer Wolke und alle Feindschaft mit sich wegführen, die zwischen uns erwacht ist!"

Wenn man bedenkt, daß diese Rede aus dem Stegreife gehalten ward, so muß man ihre Kraft und Einfachheit doppelt bewundern. Wir finden, daß es zuweilen den americanischen christlichen Missionarien gelungen, die berühmtesten Stammesfürsten zu bekehren, so einigermaßen für die wenige friedliche Zudringlichkeit ihrer kriegrischen Brüder Ersatz gebend. Einer der merkwürdigsten unter diesen Bekehrten ist der Krieger von Oneida, Skenandoh, der vor kurzem in seiner Veste in den Freistaaten, in einem Alter von hundert und zehn Jahren, starb. Er war von dem Missionar Kirkland bekehrt worden, der früh in sein Land kam und ihn aus einem dem Kriege, der Trunkenheit und allen Lastern der Rohheit ergebnen Jüngling in einen Schmuck und eine Ehre der christlichen Religion verwandelte. Die Art seiner Bekehrung von der abscheulichen Sünde, die, wie wir hören, nicht allein unter den wilden, sondern auch unter den civilisirten Americanern zu Hause ist, deutet allein schon auf eine edle und ungewöhnliche Gesinnung. Als der Häuptling seines Stammes, war er im Jahre 1785 bei einem Vertrag, der in Albanien abgeschlossen ward, gegenwärtig; hier überließ er sich während der Nacht einer seiner angewöhnten Ausschweifungen und fand sich den folgenden Morgen beim Erwachen auf der Straße liegend, all seines Schmuckes und selbst der Zeichen seiner Häuptlingschaft beraubt. Von dieser Stunde an, war er nie wieder berauscht. Vielleicht hätte alle moralische Beredtsamkeit nicht solche Wirkung auf ihn machen können, als dies demüthige Bewußtseyn von Entehrung. Skenandoh war einer der fähigsten Indier, der je in Nordamerica geboren; und wenn die Colonien ihn mit Recht vor der Revolution fürchteten, so hatten sie während derselben Ursach, sich mit ihm zu versöhnen. Sein Grundsatz war, daß in jedem Falle die Rechte der Landeseingebornen vertheidigt werden müßten. Die nämliche Ursache, die ihn zuerst bewog, sich den Anglo-Americanern entgegen zu stellen, trieb ihn an, sich mit ihnen zu vereinigen, als ein noch fremderes Geschlecht in das Land eindringen wollte. Er würde die Ansiedler vertilgt haben, wenn er gekonnt hätte, aber schon hatte ein Zeitraum von mehreren Geschlechtsfolgen etwas von „der rothen Männer" Blut in ihre Adern gemischt, und er zog sie darum den Britten vor, die oft während des Krieges Ursache hatten, diesen Verzug zu beklagen. Die vereinigten Staaten ehrten ihn durch ein öffentliches Begräbniß, und die Indianer gaben ihm den Namen, „der weißen Männer Freund," denn obwohl „ein Sturmwind im Kriege," war er im Frieden ein „säuselndes Lüftchen" und der wärmsten Freundschaft fähig. Ohngefähr einen Monat vor seinem Tode sagte er, in Bezug auf sein langes Leben und die traurige Einsamkeit des Alters, eben so schön, als rührend:

„Ich bin ein alter Stamm. Die Stürme von hundert Wintern haben durch meine Zweige gerauscht; mein Wipfel ist erstorben. Das Geschlecht, dem ich angehöre, ist dahingeschwunden und hat mich allein gelassen. Warum ich lebe, weiß der gute, große Geist allein. Betet zu meinem Jesus, daß er mir Geduld gebe, zu warten, bis die bestimmte Stunde komme! —"

Diese bestimmte Stunde kam bald, und sein letzter Wunsch war, an der Seite des frommen Missionar begraben zu seyn, der ihn bekehrt hatte. —

Folgendes spricht eine ganz andre Gesinnung aus. Es sind die wilden, entschloßnen, trotzigen Worte, die ein Häuptling des Creekstammes an den General richtete, der ihn gefangen nahm:

„Ich focht gegen euch bei Fort Mimms. Ich focht gegen euch bei Georgia. Ich that euch alles Leid an, das in meiner Macht stand. Hätte nicht der Verrath mich umsponnen, so hätte ich euch mehr gethan. Die Krieger, die mir treu waren, starben alle an meiner Seite — sie starben in der Schlacht! ich weine über ihren Verlust, aber sie sind zum Ruhme gegangen. Ich bin ihr Fürst — ein Gefangner, aber ein Soldat. Thut, was ihr wollt — ich will ihr Gedächtniß nicht beschimpfen!" —

Unsere Leser sehn ein, daß Worte wie diese — nicht bloße Worte sind. Sie bedeuten was sie aussprechen; und wenn die Flamme des Todes lodert, und die Folterwerkzeuge in Thätigkeit gesetzt sind, das Opfer zu quälen, so zeigt sein heitres Lächeln, wie wenig alle körperlichen Martern über eine Seele vermögen, die in der Ausdauer den Weg zu einer Art Heiligsprechung sieht. Ein Seufzer, ein Schwanken würde ihn auf ewig seines Volkes Achtung und des Helden Paradies rauben. So gewährt ihm seine Gefangenschaft den dauerndsten und glänzendsten Thriumph über seine Feinde. Ein sehr schönes Beispiel solches Heldenmuthes gab der virginische Feldherr Opechauchanough. Kühn, verschlagen und einschmeichelnd; ein Meister in Unterhandlungen wie in den Waffen, nöthigte er die ersten Ansiedler von Virginien, in beständigem Kriegszustand zu seyn; und als das Alter ihn schon so hinfällig gemacht, daß er nicht mehr gehn konnte, befehligte er aus einer Sänfte, bei dem furchtbaren Ueberfall der Colonie im Jahre 1641, durch welchen diese fast vernichtet ward; und darauf auch bei dem Rückzug seiner Krieger. Endlich ward er, entkräftet, erschöpft und fast blind, zum Gefangenen gemacht, und nach Jakobstadt gebracht, wo er von einem, weniger civilisirten Wilden, der ihn bewachen sollte, tödtlich verwundet ward. Sein Muth blieb bis zum letzten Augenblick ungebrochen. Wie der Stab des Propheten, war er in Glück und Trübsal, in Krankheit und Tod seine Stütze. Seine letzten Worte bezeugten dies

*) Die Verwandtschaft zwischen dieser Stelle und dem berühmten Verse Shakspeare's ist bemerkenswerth:

The evil, that men do lives after them,
The good is oft interred with their bones.

auf merkwürdige Weise. Als er im Sterben lag, hörte er ein ungewöhnliches Geräusch in seinem Gefängniß, und die Augen ein wenig öffnend, sah er sich von einer Menge von Menschen umgeben, die sämmtlich ihre grausame und unzeitige Neugierde befriedigen wollten. Der ganze Zorn des Sterbenden entbrannte. Ohne daß er die Eindringenden zu bemerken schien, erhob er sich von seiner Matte und verlangte mit Würde und Ansehn, daß man gleich nach dem Gouverneur schicken solle. Als dieser kam, sah der Indianer ihn starr und verächtlich an und sagte: „Wäre es mein Loos gewesen, Sir Wiltzelm Berkeley gefangen zu nehmen, wahrhaftig, ich hätte es für unwürdig gehalten, ihn so meinem Volke auszusetzen.“ Er wollte mehr sprechen; allein der plötzliche Ausbruch von Leidenschaft war zu viel für seinen entkräfteten Körper. Die Natur unterlag, und er fiel zurück, als noch die Röthe des Zorns auf seinem Gesichte glühte.

Bisweilen treffen wir unter diesen Völkerschaften eine politische Weisheit, deren Grundsätze vielleicht gebildetere Nationen ohne Nachtheil sich aneignen könnten. Folgende Rede eines cherokesischen Anführers an seine Landsleute, die Willens waren, sich mit den englischen Truppen gegen die Colonisten zu vereinigen, enthält einige Vorschriften, die nur einer kleinen Veränderung bedürften, um für jedes Volk der Erde lehrreich zu seyn — vorzüglich aber für diejenigen, die innre Streitigkeiten zu dem wahnsinnigen Schritt verleitet haben, fremde Hülfe herbeizurufen.

„Meine Landsleute! Gott schuf uns alle, rothe und weiße Americaner, in einem Lande zu leben. Da er nun gesagt hat, wir sollen mit einander leben, warum gesellen wir uns zu dem Volke, das über die salzigen Gewässer kommt? Wir können ohne sie fertig werden, wir und unsre Kinder. Als der große Geist uns unser Land gab, gab er es uns als einen Wohnsitz für unser Leben, als einen Ruheort für unsre Gebeine, und das sagte er allen, denen er ein Land gab. Das kalte Wasser, das er uns gab, fließt noch, die Wälder, die er wachsen ließ, grünen noch. Einfältig wie ich bin, sagt mir doch mein geringer Verstand, wenn ich all diese Dinge sehe, daß sie Gottes Werke sind. Als das weiße Volk zuerst unter uns kam, verlor der große Geist unsre Mischung — wir untermischten uns, und er erließ uns die Strafe, trennte nicht den Mann von dem Weibe, den Vater von den Kindern, den Bruder von der Schwester, und duldeten das vermischte Blut in unsern Adern. Es muß so bleiben, weil er es so will. Aus der Mischung unsres Bluts, aus der Verschmelzung unsrer Kraft hat Washington, der weißen Männer Bruder, sich einen Namen erworben in der Schlacht — einen Namen, weit über die Namen der weißen Männer. Aber ihr alle wißt, wie langsam er vorwärts schritt, als die vereinten Arme unsrer Väter ihn hemmten; und ihr alle wißt, wie reißend schnell, seit der Branntwein und der Cattun uns getrennt. O denket daran, daß wir Ein Volk sind!“ —

Es gibt Länder in Europa, und nicht fern von England, denen in alten und neuen Zeiten der Rath des Cherokesen manches Leid erspart haben würde. — Unsre Missionarien haben bemerkt, daß unter einigen Stämmen die Anlagen zu den Künsten des Friedens ihren kriegrischen Fähigkeiten gleich kommen, und sie haben klug und glücklich die Mitwirkung derselben zu benutzen gewußt. Selbst in der Fortpflanzung des Evangeliums und in der Verbreitung der christlichen Kenntnisse sind sie ihnen sehr behülflich gewesen. Enthusiasmus ist der natürliche Charakter eines wilden Lebens: die Jagd, die Umgebungen, die Freiheit überall zu seyn, wo die Phantasie es augenblicklich will, und das Uebergewicht, das aus geistigen oder körperlichen Vorzügen natürlich entspringt — alles dies setzt den Wilden in einen gespannten Gemüthszustand, in welchem er höchst empfänglich und erregsam ist. Alle die Träume und Erscheinungen, die die Mönche zur Zeit der Kirchenverderbtheit erfanden, die Leichtgläubigen zu betrügen, sind von den indianischen Schwärmern wirklich in Augenblicken der Verzückung erlebt, oder sie haben sich wenigstens, was am Ende auf eins hinausläuft, eingebildet sie zu erleben. Eins der merkwürdigsten Beispiele bietet ein Fürst der Alleganier, der wegen seiner wunderbaren Bekehrung und seines rastlosen Eifers, der indianische Prophet genannt ward. Während der ersten funfzig Jahre seines Lebens zeichnete er sich durch nichts aus, als durch Stupidität und Leidenschaft zum Trunk. In seinem funfzigsten Jahre aber saß er einmal auf einem Baumstamm und zündete seine Pfeife an, als er plötzlich zurücksiel und mehrere Stunden lang in einem bewußtlosen Zustand blieb. Die Seinigen hielten ihn für todt und bereiteten sich, ihn nach ihrer Weise zu bestatten. Alle Verwandte wurden zu der Begräbnißfeier geladen, und man war eben beschäftigt, ihn fortzubringen, als er erwachte. Seine ersten Worte waren: „Beunruhigt euch nicht, ich habe den Himmel gesehn. Rufet das Volk zusammen, daß ich ihm sage, was mir begegnet ist!“ —

Das Volk versammelte sich darauf um seinen Führer, und er begann feierlich zu erzählen, wie vier schöne Jünglinge zu ihm gekommen wären und zu ihm gesprochen hätten: „Der große Geist zürnt dir und allen rothen Männern; und wenn du nicht von der Trunkenheit lässest und vom Lügen und Stehlen, und dich nicht zu ihm wendest, wirst Du nie an den herrlichen Ort kommen, den wir jetzt dir zeigen wollen!“ — Er erzählte darauf weiter, wie die Jünglinge ihn zu der Himmelsthür geführt, die geöffnet, aber nicht von ihm betreten werden durfte; daß es darin schöner gewesen sey als irgendwo, daß die Bewohner des Himmels einer ungetrübten Glückseligkeit genossen u. s. w. Endlich sey er zurückgeführt und ihm geboten, den andern Indianern mitzutheilen, was er erlebt. Er reiste darauf bei den westlichen Stämmen umher, nur zu den Oneidas ging er nicht. Sie alle gaben seinen Erzählungen unbedingten Glauben und verehrten ihn als einen Propheten. Die Folgen waren höchst merkwürdig. Sein Stamm, bisher schmutzig, träge und dem Trunk ergeben, ward ein reinliches, arbeitsames, mäßiges und glückliches Volk. Der Prophet behauptete, jährlich solche himmlische Erscheinungen zu haben, und nach einer jeden reiste er unter den Stämmen umher. Während einer dieser Reisen starb er. Man nannte ihn den Prophet des Friedens, zum Unterschied von dem Bruder des wilden Fürsten Tekumseh, der der Prophet des Krieges hieß. Viele Indianer betrachten indessen den Eifer der Missionarien als ungehörig und beklagen sich laut darüber.

56.

Miscellen.

In Petersburg hat ein wichtiges in russischer Sprache geschriebenes Werk die Presse verlassen: Reise durch Turcomanien und Chiwa vom Capitain Murawiew. 2 Bände in 4. mit einem Atlas. Der Verfasser war vor zwei Jahren von der Regierung zu den tartarischen Völkern an den östlichen Ufern des caspischen Meeres vorzüglich zu den Turkomanen, Truhmeniern und Chiwensern gesandt worden, um, wenn es möglich wäre, dem russisch-orientalischen Handel einen kürzern Weg durch die von diesen Völkern bewohnten Länder zu eröffnen. Seine Absicht hat er nicht gänzlich verfehlt, aber die beständigen Fehden dieser Stämme untereinander zogen ihm das Unglück zu, zehn Monate lang als Gefangner in der Hauptstadt der Chiwenser schmachten zu müssen. Die Nachrichten von Allem, was er während dieser Zeit sah und erfuhr, machen seine Erzählung ungemein anziehend.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 210.

12. September 1822.

Die Rechte der christlichen Religion über die Verfassung christlicher Staaten. Eine Streitschrift von Dr. Friedrich Pustkuchen, Prediger in Lieme bei Lemgo.

„Eine Streitschrift nennen wir dies Buch, und als solche will ich sie von allen denen angesehen wissen, in deren Hände sie kommt," sagt der Verfasser im Vorwort und fügt hinzu:

„Eine Streitschrift behauptet allerdings, das Recht und die Wahrheit zu verfechten. Sie behauptet dies aber nicht mit der Entschiedenheit, welche gar keinen Widerspruch hören will. Vielmehr räumt sie ein, daß eine entgegengesetzte Schrift gleicher Art, oder eine andere Schrift geschrieben werden könne, in welcher die Wahrheit ihrer Behauptung mit Gründen angegriffen wird."

Dies klingt vortrefflich. Aber betrachten wir es bis zum Titel der Schrift hinauf genauer, den Worten und den Gedanken nach. Und dazu sind wir verpflichtet. Denn mit Aussprüchen, wie die vorstehenden, kündet sich wohl nur ein gegen jeden Angriff gerüsteter Kämpfer, ein Kämpfer, welcher seiner Sache sehr gewiß ist, dem Publicum an. Man betrachte nur die meisten Streitschriften. In der Regel sprechen sie die Ueberzeugung aus, daß ihr Verfasser seiner Sache in einem hohen Grade versichert war.

Hier zeigt sich schon unseres Hrn. Pustkuchen (bekanntlich auch der Verf. der sogenannten Quedlinburger Wanderjahre) erster Misgriff im Bezeichnen des Charakters der Streitschriften. Was er von ihnen behaupten will, gilt eigentlich von Schriften, die eine Ansicht vortragen, deren Prüfung wir dem Leser anheim geben. Beide Arten scheinen verwechselt zu seyn. Gerade Streitschriften sind von der Unwidersprechlichkeit und Wahrhaftigkeit dessen, was sie vortragen, am meisten durchdrungen. Greifen sie dann nicht an? Und wer kann sich zum Angriff berechtigt achten, dem die Ueberzeugung mangelt, er habe unbedingt Recht? — Nun dann langen wir zu den Waffen, wenn wir die Gewißheit hegen, die Gewalt oder der Blödsinn füge der Wahrheit Nachtheil zu. So lange wir noch eine rationelle Besiegung, eine Ueberwindung aus besserer Einsicht und aus besseren Gründen möglich halten, sollen wir nicht kämpfen. Wir dürfen nur deduciren, dürfen nur der Widerlegung entgegen sehen. So geschieht es auch mehrentheils wirklich. Richtig bezeichnet hat also der Autor das Wesen der Streitschriften in jenen Worten keineswegs.

Wie kann man auch wohl ein Büchelchen eine Streitschrift nennen (um hier einer besondern andern bizarren Schrift des Verfs. im Allgemeinen zu gedenken, obgleich derselbe Gegenstand auch in dieser Schrift erwähnt ist), welches in das chimärische Project eines neuen imaginären Geldes, und einer Besteuerung ausläuft, die allen bisherigen Mängeln im Beschatzungswesen abhelfen soll? Eine Streitschrift würde in solchem Fall zum Gegenstande gehabt haben, die Verwerflichkeit aller bisherigen Steuer- und Geldsysteme darzuthun; wenn nämlich deren Verfasser im Besitz der neuen allvollkommenen Methode für beide Gegenstände seyn wollte, wie hier es bei ihm der Fall zu seyn scheint.

Auch die Worte des Titels: Rechte der Religion über die Verfassung verwirren beides, Sprache und Gedanken. Es kann wohl nur von einem unlogischen Misbrauch der Sprache herrühren, wenn im gemeinen Leben der Ausdruck Rechte über bei selbstständigen Wesen gebraucht wird. Streng genommen, sollte man das Wort über nur anwenden, wenn von der Macht die Rede ist. So geschieht es auch gewöhnlich. Es gibt allerdings Rechte des einen Wesens an das andere; nicht aber Rechte des einen Wesens über das andere. Daher handelt z. B. die Jurisprudenz nie von dem väterlichen Recht über die Kinder, sondern von der väterlichen Gewalt über die Kinder. Das Wort über wird stets von der äußern Obergewalt, im Gegensatz zu derjenigen Herrschaft oder Nöthigung, welche von einer aus Innen her durchdringenden Kraft entstehet, gebraucht. Alles Recht beruht in einem Gegenseitigkeits-Verhältniß, das in manchen Zuständen, wie z. B. dem der Ehe und andern, sich bis zur innigsten Einigkeit ja Einheit steigern kann. Aber keins unterjocht das andere. Die über ein anderes Wesen stehende, oder sich darüber erhebende Gewalt thut dies jedesmal, wenn auch nicht ganz, doch theilweise. Kann also von einem Recht der Religion über die Verfassung nicht die Rede seyn, so käme nur eine Gewalt der Religion über die Verfassung zur Sprache. Und das wäre ja eben Hierarchie, wäre Hierarchie nicht im guten, sondern im bösen Sinn des Worts. Jenen guten Sinn treffen wir da an, wo die Kraft der Religion von Innen aus das Wesen der Verfassung bestimmt und durchdringt. Den bösen Sinn aber finden wir, wenn an die Stelle

der in der Verfassung selbst erstorbenen religiösen Kraft und Natur eine äußere Gewalt sich erhebt über jene Verfassung und sich begnügt, an die Stelle dessen, was im Staat leben und wirksam walten sollte, eine zwängende Gültigkeit zu setzen, oder dem echten inneren Leben die äußere Form zu surrogiren. Eine Kirchenherrschaft, die das zu ihrem alleinigen Ziel machte, wäre vielleicht als tadelnswerthe Hierarchie zu bezeichnen. Diese hatte der Verfasser nicht gemeint. Darum mußte er wenigstens schreiben: von dem Recht der Religion ꝛc. an die Verfassung. Aber vollkommen richtig träfe auch diese Bezeichnung noch nicht den wahren Sinn. Der Autor wollte vielleicht sagen: Von dem nothwendigen Einfluß der christlichen Religion auf die Verfassung christlicher Staaten, oder noch besser: von der Begründung der Verfassung christlicher Staaten durch die christliche Religion und von dem daraus entspringenden Verhältniß der gegenseitigen Rechte beider. Ohne Zweifel wäre dies ein sehr interessanter Gegenstand gewesen.

Mußte Hrn. Pustkuchen's Definition von Streitschriften widerlegt werden, so läßt sich ihm auch nicht einräumen, daß eine Streitschrift eine entgegengesetzte Schrift gleicher Art zugibt. Wenn sie dies zugibt, wenn sie deren begründetes Bestehen zulässig erklärt, warum will sie, statt die eigene Meinung rechtfertigend zu vertheidigen, die andere, welcher sie die Zulässigkeit eingeräumt hat, angreifen und vernichten?

Aber auch mit den Worten, welche Hr. Pustkuchen hier braucht, ist zu rechten. Eine entgegengesetzte Schrift gleicher Art ist so gut ein Unding, wie eine entgegengesetzte Schrift gleichen Inhalts wäre. Das erstere noch mehr. Denn das Entgegengesetzte ist nicht das Gleichartige. Eben so wenig kann der entgegengesetzte Inhalt der gleichartige seyn. Der Verfasser scheint gemeint zu haben, es können zwei Schriften den nämlichen Vorwurf aus einem entgegengesetzten Gesichtspunct betrachten. Dann lassen diese Schriften aber beide Gesichtspuncte gelten, wenigstens will jede nur den ihrigen verfechten, doch nicht den entgegengesetzten vernichten. Und hiermit hören solche Schriften auf, Streitschriften zu seyn.

Aber hält sich Referent nicht zu lange bei diesen Auseinandersetzungen und Zergliederungen auf?

Schwerlich. Nur aus ihnen läßt sich wohl erklären, was unsern Autor so befremdet, ja fast stolz macht, nämlich, daß man ihn nicht widerlegt. Er könnte in die Gefahr gerathen, sich für untrüglich zu halten, trotz dem, daß er entgegengesetzte Ansichten einräumt. Sein Büchlein, wenn es nicht Streitschrift durch den polemischen Charakter ist, den es an sich tragen sollte, und der ihm mangelt, ist auch nicht einmal insofern Streitschrift, als man diesen Namen einer Schrift wohl beilegen könnte, die in der literarischen oder politischen Welt Streit und Gezänk erregt, weil die Ansicht, welche sie vorträgt, neu und originell ist. Aber die versuchten obigen Zergliederungen werden den Aufschluß über jenes Ereigniß geben. Soll irgend eine Ansicht widerlegt werden, so darf ihr, selbst wenn sie irrig wäre, eine gewisse Vollständigkeit, eine gewisse Consequenz und Uebereinstimmung mit sich selbst, wäre es auch nur die des Irrthums, nicht abgehen. Noch nöthiger aber ist, daß die Ansicht mit gehöriger Bestimmtheit sich in den Worten widerlegt finde, aus denen sie uns entgegentreten soll.

Nur bestimmte, klar aus den Worten hervorgehende Meinungen und Behauptungen sind der Widerlegung fähig, keinesweges aber Sätze, die schon im Ausdruck, noch vielmehr also im Gedanken, schielend, sich dergestalt mit sich selbst entzweien, daß sie sich größtentheils von selbst wieder aufheben. Wie oft dies bei Herrn Pustkuchen geschieht, mögen einige Beispiele an den Tag legen.

Gleich auf der ersten Seite im ersten Satz heißt es: Wer sich zum Christenthume bekennt, der erkennt in demselben eine Anstalt Gottes. Aber was sind denn Anstalten Gottes? Und können wir Gott Anstalten beimessen? Zuvörderst gehen alle Anstalten nur aus der menschlichen Unvollkommenheit hervor. Der Anzeiger erinnert sich wirklich nicht, schon von einer Anstalt Gottes gelesen zu haben. Von Werken Gottes wird dagegen wohl gesprochen und geschrieben. Demnächst kann auch gerade das Christenthum nicht Anstalt Gottes seyn. Wenigstens thut man nicht gut, es so zu nennen. Dieser Ausdruck emblematisirt immer auf gewisse Weise das große Ereigniß oder vielmehr göttliche Wunder der Menschwerdung. Und er wählt zum Emblem ein Bild, in dessen Grenzen herabgezerrt der wahre Sinn der Sache sich entstellt. Man kann nicht umhin, sich, sobald man auf den bildlichen Ausdruck von Anstalt gewiesen wird, zu sagen, daß der Autor sich das Christenthum wie eine Armenanstalt denken müsse, weil er in dem einen und nämlichen Rede-Periodon noch dessen Stifter Gottes Sohn nennt. Hiernach würde das Christenthum aber eine Anstalt Christi seyn. Und dies ist eben so wenig wahr, wie Christus der Stifter einer Anstalt gewesen. Christus hat nichts gestiftet, vielmehr sich gegen alles Stiftenwollen erklärt. Er hat gelehrt, noch mehr aber, er hat gelitten. Demnächst haben in seinem Sinne auch die Apostel und Evangelisten gelehrt. So hat sich das Christenthum durch doppelte Weise verbreitet, theils durch die sich fortpflanzende und Wurzel fassende Lehre, theils durch das wachsende Bestreben bei einzelnen Kreisen unmenschlichen Lebenswandels das Vorbild des Erlösers nachzuahmen. Damals war es noch nicht Anstalt. Erst durch spätere einzelne Stiftungen entstanden Anstalten zum Christenthum. Der christlichen Kirche und dem christlichen Staat wäre daher vielleicht mit einigem Rechte jener Name beizulegen.

Immer noch auf derselben einen Hälfte der ersten Seite lesen wir ferner: „So wenig zwischen Gottes Willen und irgend etwas andern eine Collision eintreten kann u. s. w.“ Hier muß es doch nothwendig heißen: sollte oder darf, keinesweges aber kann. Wer den unbestimmten Ausdruck braucht: etwas an-

deres wie Gott, ist verpflichtet, Rechenschaft über dies andere zu geben. Er wird nicht sagen können, daß er darunter eine Region, einen Raum, ein Leben oder einen Stoff verstehe, welcher die göttliche Kraft weder erreichen, noch durchdringen, noch anwandeln könne. Damit hübe sein Ausspruch die meisten göttlichen Eigenschaften auf. Wo bliebe die Allgegenwart und wo die Allmacht? — Jenes Andere, welches sich füglich auch das Ungöttliche nennen läßt, ist also wohl das Böse, sind die unrechten Neigungen der Menschen. Stehen nun diese nicht im Widerstreit und Widerspruch mit Gott? — Sollen sie es aber? — Daher wäre denn zu sagen gewesen: mit Gott soll und darf nichts Anderes in Collision kommen, wenn anders sich hier das völlig unziemliche Wort Collision anwenden ließ.

Jeder Begriff, ja streng genommen, jeder Satz soll mehrere Worte in solchen Zusammenhang vereinigen, daß sie uns eine Einheit des Gedankens darstellen. Diese Einheit darf nicht durch einen ungehörigen Ausdruck gestört oder wohl gar aufgehoben werden. Darum vermeidet gewiß jeder gute Stylist ein Wort, das z. B. auf trockene Dinge anwendbar ist, von flüssigen zu gebrauchen. Er wird schon nicht gern sagen, vergießen wo verschütten paßt. Aber schwerlich wird er bei göttlichen Dingen des Wortes Collision sich bedienen. Dieses Wort geht ganz aus Rechtsverhältnissen, aus der Trennung in Mein und Dein hervor. Es bezieht sich auf die in der Rechtswelt wunderbare Erscheinung, daß zwei Berechtigte sich auf zwei verschiedene Rechtsfundamente gründen, deren keinem die Erfordernisse der Gültigkeit abgehen, und daß aus der vollständigen civilrechtlichen Sanctionirung zweier Basen ein Conflict entstehet, der mehr einem sonderbaren Zufall, wie einem innern Widerstreit der Principien das Entstehen dankt. Dies ist die Collision, welche sich stets in Zusammenhang mit der Satzung zeigt, und daher auch durch kirchliche Satzungen hervorgebracht werden kann. Aber der Verfasser spricht vom Willen Gottes, und bei diesem darf das Wort Collision mit der Satzung, welche vom menschlichen Willen ausgeht, als welcher, auch wenn er das Göttliche suchte oder wollte, sehr leicht es verfehlt haben kann, nie gebraucht werden, weil ihm ein Nebenbegriff einfließt, welcher die Einheit und Reinheit des Verhältnisses trübt, von dem die Rede ist.

Nach diesen Betrachtungen drängen sich einige andere über des Verfassers Beruf auf, eine Streitschrift abzufassen. Tritt er nicht augenblicklich zum Kampf über Dinge in die Schranken, wegen deren es keines Kampfes bedarf? In dem bisherigen Wenigen haben wir gesehen, daß er nur die meisten Worte weder richtig verstanden, noch richtig gebraucht hat. Wäre er in ihren Sinn richtig eingegangen, und hätte er sie richtig zusammengestellt, so blieb es nicht aus, daß in den Worten eine hohe Vollständigkeit und Reinheit der Wahrheit, entdeckte. Es kam also mehr darauf an sich diese zu entwickeln, als sie zu bekämpfen.

Woher wäre denn nun aber der Anlaß zu ihrer Bestreitung und zu einer Streitschrift entstanden? — In dem Wesen ganz aller Worte, welche wir vorfinden, und im ebenfalls vorgefundenen hergebrachten richtigen Gebrauch derselben liegt Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Richtigkeit und Uebereinstimmung. Dringen wir mit echter Gründlichkeit in ihren innersten Geist zurück, erwerben wir ihr wahres Verständniß, so findet sich eben sehr wenig zu bekämpfen oder zu bestreiten. Aber dies hat Hr. Pustkuchen nicht gethan. Er hat sich jedes Wort und mit halbem Auge angesehn; und lediglich weil er auf der Oberfläche blieb, ist er in ein individuelles Misverständniß gerathen, welches ihn quält, und gegen welches, als sein eigenes Werk, er nunmehr kämpft. Man möchte ihn mit einem Halbarzt vergleichen, den eine oberflächliche und mangelhafte Kenntniß einiger medicinischen Wahrheiten und Erfahrungen oder Heilmethoden und Heilmittel zum Versuch, sich selbst zu heilen, verleitet, der dadurch immer ungesunder wird, deshalb aber um so mehr an sich curirt. Ein solcher kommt leicht dazu, aus der Halbheit der an sich gemachten Erfahrungen das Vollständige und Begründete lediglich deshalb zu bekämpfen, weil er es mit seinen Halberfahrungen nicht verträglich findet, doch aber ihm gern die mangelhafte Wahrheit jener halben Erfahrungen statt seiner eigenen vollständigen unterschieben möchte. Es entsteht ein Streit, der aus der Mangelhaftigkeit der eigenen Individualität hervorgeht, und dieser letztere den Sieg über das in sich selbst, und im Ganzen zugleich Wahre erkämpfen möchte.

Fast wie H. Pustkuchen es in sich erlebt, finden wir dieses Ereigniß auch periodenweis in der Geschichte der christlichen Kirche. Die Disputation ist es, welche dort am meisten getrennt, die Meinungsverschiedenheit vorzüglich vervielfältigt, die Kirche am schädlichsten getheilt, und das Sektenwesen am entscheidendsten befördert hat. Denn aller Streit ist Kampf, ist das Gegentheil von Wohlwollen und Liebe. Er sucht nicht die Vereinigung seiner selbst mit sich selbst, und mit einem größeren Ganzen. Er strebt nach dem Sieg seiner oft mit sich selbst entzweiten Meinung über das Ganze und fordert, meist nur in dieser Absicht, die Gegner heraus. Jeder auf Kampf beflissene Verfechter einer Meinung verwendet alle Kraft seines Geistes auf jene Meinung, nur insofern sie Hervorbringung seines Geistes ist. Er benutzt die Kraft des letztern, sich das Gemälde der eigenen Ansichten den innigen Neigungen immerwährend entsprechender auszumalen. Da tritt er denn nach und nach mit diesem Gemälde in so enge Vertrautheit, daß dieses Gemälde dasjenige ist, welches seine einzige Bekanntschaft bildet. Jemehr alle Kraft mit ausschließlicher Beschränkung in die Betrachtung der eigenen Geisteshervorbringung aufgegangen ist, um so reicher wähnt sie sich zuletzt an Mitteln für ihre Vertheidigung. Die ganze Welt herauszufordern, um derselben darzuthun, jenes einseitige Geistesgebilde sey die einzige Wahrheit, gültig für alle Zeiten und Zustände; im Irrthum aber beruhe jedes Abweichende.

Hier findet sich auch der Grund, aus welchem alle Schwärmer so gern disputiren. Ein treffendes Kennzeichen ihres Verfahrens ist, daß sie nicht nur alles anders verstehen wollen, wie die übrigen Menschen, sondern daß ihre eigene Meinung selbst mit der eigenen Auslegung selten zusammenstimmt.

Gerade dieser Zug und diese Eigenthümlichkeit findet sich in der vorliegenden Schrift wieder. Vielleicht erschräcke der Verfasser, wenn ihm die nothwendigsten Folgerungen aus seinen Sätzen klar vor die Augen gelegt würden. Aber dies ist schwer wegen der stets unreinen, stets zweideutigen, stets die eigne Behauptung wieder aufhebenden Ausdrucks. Und doch thut ein Beispiel noth.

Der Satz 65 des Buchs behauptet: daß christliche Diener der Kirche den Glauben lehren sollen, und daß ihre Sache das Gesetz nicht sey. Hier entsteht denn die Frage: ob der Glaube sich lehren lasse. Er ist keine Wissenschaft, sondern eine Kraft, eine Tugend, und Hr. Pustkuchen kennt doch wahrscheinlich Plato's Dialog über die Lehrbarkeit der Tugend. Ferner ist zu erwägen, daß die ganze Schrift vom Titel an nur auf Gesetz und Rechtsbeziehungen gehet. Es soll nicht blos die Verfassung der christlichen Staaten der christlichen Religion nach der Meinung des Autors entsprechen, nein, er verlangt noch mehr, die christliche Religion soll Rechte über die Verfassung haben, d. h. die Religion soll sich nicht nach der Verfassung, sondern die Verfassung sich nach der Religion bilden, und zwar in Gemäßheit eines Rechts. Entsteht denn aber mit dem Recht die Beziehung zum Gesetz nicht ganz von selbst? Wer soll nun wohl mit dem Gesetz und Recht zu thun haben, kraft dessen die Verfassung sich nach der Religion, keineswegs aber die

Religion nach der Verfassung bilden soll? Doch gewiß diejenigen, welche dem Wesen angehören, das die Bildung gibt, nicht dem Wesen, das sie empfängt. Sind dies nun die Diener der Kirche, oder die Diener der Verwaltung?

Plato mit seiner Dialektik würde den Sokrates etwa so haben fragen lassen, um die Sache in ihr wahres Licht zu stellen: „Wenn es zu einem gefärbten Zeuge eines Webers und eines Färbers bedarf, würde man sich, um die Gesetze der Färberei kennen zu lernen, an den Weber, und um die der Weber zu ergründen, an den Färber wenden, oder nicht vielmehr es umgekehrt machen?"

Aber noch folgenden Blick wolle der Autor in sein eigenes Verfahren thun. Stehen dem Staat oder der Verfassung Rechte an die Religion zu, so sind jene, Staat und Verfassung, die Berechtigten, die Religion ist das Verpflichtete. Steht der Religion ein Recht an Verfassung und Staat zu; so ist jene die Berechtigte, dieser der Verpflichtete. Nun meint Hr. Pustkuchen aber nicht nur dies, sondern er gibt der Religion sogar Rechte über die Verfassung. Dadurch wird sie aus einer Berechtigten noch mehr, nämlich eine Bemächtigte. Als letztere kann sie sich leicht zur Hierarchie im ungehörigen Sinn dieses Worts neigen. Als erstere wird sie höchstens Theokratie, doch nur dann, wenn Kratos für die von innen wirkende, nicht für die äußere Kraft des Zwanges gilt. Will der Verfasser also nicht der Hierarchie dem Sinne nach das Wort reden, der nicht im Worte liegt, sondern welcher demselben in der neuern Zeit beigelegt worden, so muß er die Theokratie vertheidigen wollen, denn sonst widerspricht der ganze Titel seines Buchs dessen Inhalt. Erklärt er sich aber für diese Theokratie; so untergräbt er sie offenbar, wenn er die Sorge um die Gesetze der Kirche nicht ihren Dienern, sondern denen der Verwaltung beilegt, wenn von der Verwaltung aus sich die Religion und Kirche reinigen soll.

Aber der Verf. vergißt sich noch mehr, wenn er, Religion und Kirche gänzlich verlassend, zuletzt durch eine neue Art von Papiergeld die gesunkene Menschheit retten will. Es soll nämlich ein größerer Staat das Metallgeld ganz aus dem Cours verdrängen und als allein geltend eine andere Münze einführen, die keinen Werth als Waare hätte. Sie müßte, ihrer Einrichtung nach, jährlich einen Theil ihres Nennwerthes verlieren. Hierdurch entstände in der Masse des Ganzen ein Ausfall, der durch Nachprägung neuer Münzen gedeckt würde. (Man erwäge hierbei, daß jede Masse, deren Verminderung einen Ausfall bewirkt, Waare bleiben wird und muß. Man erwäge doch auch, daß geprägtes Geld nur Metallgeld seyn kann, daß nur Metall sich prägen läßt, und alles Metall Waare bleiben wird.)

Das Capital, welches die Regierung jährlich nachzuprägen hätte (Capital wird nicht geprägt), bildete ihr Einkommen, und alle andern (welche?) Steuern fielen weg. Der Verf. setzt hinzu: der Mechanismus dieser, alle rigoristischen (rigeristisch hat mehr einen moralischen wie financiellen Bezug) Forderungen befriedigenden Steuerverfassung (von Steuern war bei dieser Geldprägung keine Rede) ist also so einfach, wie das Ei des Columbus."

Wir wollen die Erklärung der Financiers abwarten, und abwarten, ob sie den einfachen Vorschlag verstanden haben. Er klingt beinahe, als wolle man sagen: die alljährlich anwachsenden Schulden einer Person bilden ihren Reichthum. Zweifler an der Realität dieses Geldes und des daraus hervorgehenden Menschenwohls, möchten aber, wenn sie Spötter sind, ein Backwerk besorgen, das nicht aus wirklichem Teig zu Stande kommen, sondern durch den bloßen Hauch hervorgebracht werden soll.

42.

Aus Italien.

(Aus der Biblioteca Italiana.)

Ein Brief aus Lissabon an den Director der Bibl. Ital. gibt ein Verzeichniß der Zeitschriften und Tageblätter in portugiesischer Sprache, welche sowohl in Portugal und seinen Nebenländern, als auch in einigen großen Städten Europens erscheinen, wo Portugiesen leben. Da es neu seyn möchte (der Brief ist vom 1. Januar d. J.), so verdient es wohl hier ein Plätzchen.

In Lissabon kommen heraus: Diario das Cortes; Diario da Regencia; Portuguez Constitucional; Mnemosine Constitucional; Astro da Lusitania; Patriota; Amigo do Povo; Liberal; Pregoeiro (der Ausrufer) Lusitano; Gazeta universal; Tolheta dos preços correntes.

In Coimbra: Cidadaõ Literato.

In Porto: Correio do Porto; Patriota portuense; Borboleta (der Schmetterling) Constitucional; Tolheta mercantil.

In Paris: Annaes das sciencias e artes.

In London: Correio Brasiliense; O Portuguez; Sovela (das Pfriemchen); Campeaõ; Asorrague (die Peitsche)

In Bahia: Idade de ouro (das goldne Zeitalter) Semanario civico (der bürgerliche Wochenmann).

In Rio Janeiro: Gazeta do Rio de Janeiro; Amigo do Povo.

In Pernambuco: Aurora Pernambucana.

In Funchal (auf der Insel Madeira): O Patriota Funchalense.

Dazu kommen die Ephemerides nauticas, die in Coimbra herausgegeben werden, und die lissaboner Ephemerides nauticas; dann der Almanach de Lisboa, der Almanach do Rio Janeiro, die Folhinha da Algibeira (der Taschenkalender). Herr Adrian Balbi, ein venezianischer Patrizier, der sich längere Zeit in Portugal aufhielt, Verf. eines Werks über dieses Reich, das sicher ist, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, (Variétés politico-statistiques sur la Monarchie Portugaise, dédiées a Mr. le baron Alex. de Humboldt, Paris, Rey et Gravier 1822. 8.) hat die Nachrichten mitgetheilt.

44.

Miscellen.

Dem Reiseberichte der russischen Gesandtschaft zu den Kokant-Tataren (in Mittelasien) zufolge, ist dieses Volk in der Civilisation sehr weit fortgeschritten. Es spricht das Türkische in größter Reinheit; die strengste Rechtlichkeit herrscht unter ihm. Wer einer Falschheit überführt ist, wird, ohne Ansehn der Person, nackt ausgezogen, durch alle Straßen gepeitscht und gezwungen selbst laut zu verkünden, daß er ein Betrüger sey. Ihre Processe werden ohne irgend eine Aufzeichnung der Verhandlungen geführt. Die Priester sind die Richter; in großen Versammlungen, bei denen der Oberste den Vorsitz führt, hören sie Klagen und fällen Urtheile. Betrügerei und Wucher werden mit dem Tode bestraft. Das Eigenthum eines Hingerichteten fällt dem öffentlichen Schatze zu; seine Wittwen und erwachsenen Töchter werden an gemeine Soldaten verheirathet. Einem Diebe werden, nach dem Werthe des Gestohlenen, eine oder beide Hände abgehauen; unmittelbar nach der Execution wird der Stumpf in siedendes Oel getaucht, und der Dieb alsdann in Freiheit gesetzt, als unfähig wieder ein Verbrechen zu begehen. Ein Mörder wird den Verwandten des Ermordeten überlassen; sie können ihn tödten oder verkaufen. Ehebrecherinnen werden bis an die Brust begraben und dann vom Volke gesteiniget.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 211.

13. September 1822.

Blicke ins südliche Rußland.

(Bruchstücke einer größern Reisebeschreibung *).)

Der Tag dämmerte eben, als wir Tulczyn mit seinem reizenden Park verließen. Der Weg ging abwechselnd zwischen bebauten Feldern und lichtem Laubgehölz; die finstern Nadelwälder waren schon längst hinter uns. Die ersten Strahlen der Sonne brachen freundlich durch das grüne Gehege, der Himmel war hell, der Weg war breit, und die Pferde rannten schnell dahin. Ein solcher Morgen auf der Reise weckt die heitersten Gedanken, die Vergangenheit ist vergessen, die Zukunft beunruhigt kaum, und man ist sich der Gegenwart in ihrer angenehmen Abwechselung durchaus bewußt. — Mich interessirt jedes Land; freilich bietet ein Land mit einer reichen Vergangenheit und zusammengedrängter Bevölkerung der Aufmerksamkeit des Reisenden mehr Gegenstände in einem kürzern Raume; in einem minder bevölkerten und bebauten aber läßt die mögliche Schnelligkeit der Reise die Gegenstände schneller auf einander folgen, und die Aufmerksamkeit ist kaum weniger beschäftigt.

So durcheilte ich Podoliens weite und flache Gefilde, aufmerksam auf des Landes äußern Anblick und auf der Bewohner Art und Sitte. Der Bauer ist russischer Abkunft, spricht einen der klein-russischen Mundart sehr nahe kommenden Dialect und bekennt sich zur griechischen Kirche. Er ist groß, breitschulterig und hat kühne, verwegene Gesichtszüge; diesen Ausdruck der Physiognomie unterstützt die Athletenform des Körpers. Das Frauenzimmer ist nicht hübsch, junge Mädchen haben indeß viel Reizendes durch die hohe schlanke Gestalt und die ovale Form des Gesichts. In den Städten und Schlössern des Landes wohnen Polen, welche durch Podoliens lange Vereinigung mit dem Reiche Polen dorthin gekommen sind, indeß der Bauer seine Religion und Sprache bewahrt hat. Der Pole, den höhern Stand bildend, trägt meist europäische Kleidung, häufig aber auch noch die frühere sogenannte Nationaltracht. Zu diesen beiden Hauptbestandtheilen der Bevölkerung gesellt sich in Städten und auf dem Lande eine zahlreiche Judenschaft.

Die Städte von Polen und Juden bewohnt, ähneln den übrigen polnischen Städten; die Dörfer liegen ziemlich nahe bei einander und haben meist ein reinliches Ansehen. Der Bauer baut nämlich seine Hütte aus Lehm, den ihm der fetten Boden überall gibt, und bestreicht sie oft zweimal im Jahr mit Kalk. Dadurch gewinnen die Dörfer ein frisches reinliches Ansehen und liegen freundlich zwischen den Fruchtbäumen, die der milde Himmel gedeihen läßt.

Indem ich meine geringen Bemerkungen über Podolien zusammensummirte und heiter in die Landschaft hinausschaute, brachten mich wackere Postpferde schnell weiter. Von der Station Schabokriki (deutsch: Froschgeschrei) wird der Wald immer lichter und verliert sich fast ganz, ehe man nach Tschitschaimik kommt, einem Flecken, mit einem ansehnlichen herrschaftlichen Gebäude, das jetzt dem Feldmarschall Graf Gudowitsch gehört. Es hat eine angenehme Lage zwischen sanften Anhöhen, an denen der Gebietsherr Weingärten hat anlegen lassen. Einige Werste weiter, liegt die Stadt Olgiopol, wo umgespannt wird. Von hier gewinnt das Land schon ein steppenartiges Ansehen, nämlich die Wälder hören auf und hin und wieder steht nur noch dünnes Gehölz, bis auch dieses jenseits Balta ausgehet. Die Poststation ist in einiger Entfernung auf einer Anhöhe, von wo man auf die in einer Niederung sehr unbedeutend sich ausbreitende Stadt hinabsieht. Die Häuser sind niedrig und liegen zerstreut. Hier und dort streckt sich schattenlos, aber mahlerisch die tiefgrüne italienische Pappel und gibt der Landschaft schon den südlicheren Charakter.

Indessen war es Mittag geworden, die Sonne brannte heiß, wir suchten die Schattenseite des Posthauses; zu unserm kleinen, schon fast ausgegangenem Vorrathe brachte uns ein Jude einen schlechten moldauischen Wein, dem er zur Empfehlung einen französischen Namen gab und sich theuer bezahlen ließ. Dies alles störte nicht die Heiterkeit unseres Frühstücks und wir verlangten kaum, daß uns die Pferde so schnell umgespannt würden, als es wirklich geschah.

Von hier bis Balta, an der Grenze Podoliens, ist nur eine Poststation im Dorf Pareima. Wegen

*) Man beurtheilt die Reisebeschreibungen einerseits vielleicht nicht immer mit Billigkeit. Geographen und Statistiker geben, wenn sie es können und treffen, allgemeine und umfassende Uebersichten der Länder und Reiche, jeder in seiner Art. Wegweiser für Reisende beschreiben die Einzelnheiten planmäßig und fachweise. Der Reisebeschreiber erzählt, wie er ein Land gefunden, und wenn er es recht macht, so kann er, obgleich nur theilweise, die lebendigste Anschauung der Landesart und Sitte geben. Aber wie soll er dann nicht von sich sprechen? —
A. d. Eins.

Mangel an Bauholz bemerkte ich hier und auch weiterhin bis Balta eine besondere Bauart der Wirthschaftsgebäude; die Wände nämlich bestehen aus dickem und dichten Flechtwerk, wozu Gesträuch, Schilf und dergleichen mehr verwandt wird. Das Gebäude wird mit Stroh gedeckt und sieht ganz fest aus.

Während des Pferdewechsels trat ich in den naheliegenden Dorfkrug, den hier, wie hiesiger Lande fast überall, ein Jude unterhält. Er und seine Familie sprachen unter sich das sogenannte Jüdisch-Deutsche, hatten aber auch vollkommene Geläufigkeit in der gewöhnlichen deutschen Mundart und so habe ich es auch im chersonschen Gouvernement bis Odessa gefunden. Dies mag viel dazu beigetragen haben, daß deutsche Colonistenfamilien, einzeln durchs Land ziehend, den weiten Weg ins südliche Rußland, ohne Kenntniß der Sprache, des Geldes, der Ortsbedürfnisse, oft ohne irgend eine Marschroute, so gut haben zurücklegen können.

Auf dem guten glatten Wege ist man von Pereima bald in Balta. Die Stadt liegt am Fluß Kodyma und war ehemals polnische Grenzstadt gegen das Gebiet der krimischen Tataren. Sie ist jetzt Sitz eines Kreisgerichts und der Kreis-Administrationsbehörden, so wie Mittelpunct für den Kleinhandel der umliegenden Gegend. Dies unterhält eine gewisse Bewegung in den Straßen der Stadt, die übrigens nicht hübsch sind und sich so krumm, eng oder breit gezogen haben, wie jeder sein Haus, Garten und Gehege gebaut und umzäunt hat. In der Mitte der Stadt ist ein Marktplatz und eine Reihe Buden. In einem Eckhause nicht weit davon hat ein Jude ein Posthaus angelegt, wohin mich der Postillon fuhr. Es ward eine Art Mittagsessen zubereitet und moldauischer Wermuthswein aufgetischt. Es ist eine allgemeine Sitte in der Moldau, Bessarabien und zum Theil auch in Ungarn, den Wein mit Wermuth zu mischen, wodurch ihm seine herbe Säure benommen, dagegen aber eine Bitterkeit mitgetheilt wird, an die man sich bald gewöhnt und welche man zwar dem eigentlichen Weingeschmack fremd, aber nicht unangenehm findet. Zugleich soll der Wein durch solche Beimischung ein gutes Präservativmittel gegen das kalte Fieber werden. Ländlich, sittlich! Ich fand die Küche meines hebräischen Restaurateurs nicht ganz unschmackhaft und trank den Wein mit Wohlbehagen.

Wir verließen Balta am späten Nachmittage. Der Weg führt gleich bei der Stadt über den Fluß Kodyma und am ehemaligen Grenzpfahl des Königreichs Polen vorbei, von dem Gott Terminus so entschieden gewichen ist. Hier beginnt das chersonsche Gouvernement oder das ehemalige Gebiet der krimischen Tataren, zugleich mit ihm das entschiedene Steppenland. Im Frühsommer so lange das Gras noch niedrig ist, irrt das Auge des Reisenden auf unübersehbaren Flächen, ohne Aufenthalt, ohne Ruhepunct, bis die müden Blicke den neigenden Himmel erreichen. Als die Dämmerung einbrach, glaubte ich vollends auf dem hohen Meer zu seyn, der Wagen schien ein einsames Schiff auf weiter Meeresfläche, die einzelnen Nachtfeuer der Hirten blinkten wie entfernte Pharoslichter. Die Posthäuser liegen, Inseln vergleichbar, auf der unwirthbaren Fluth. Nähert man sich in der Nacht einem solchen Hause, so vernimmt man schon in großer Entfernung das ununterbrochene Heulen einer Anzahl von Hunden. Der Weg aber ist glatt und fest, die Pferde vortreffliche Steppenzucht, die Bedienung schnell und so gibt es wenigstens auf diesem Meere keine langweiligen, widerwärtigen Winde.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages ($1\frac{1}{2}$ Mai) waren wir in der Stadt Dubossari. Sie besteht aus einer unbeträchtlichen Anzahl sehr unansehnlicher Häuser und an andern Orten sind die Dörfer glänzender. Doch muß man nicht mit einem fremden Maßstabe in einem Lande messen, das zwar in den letzten Jahren und seit der russischen Besitznahme erstaunliche Fortschritte in der Cultur gemacht hat, aber freilich noch immer ein neues Land ist. Dubossari heißt Stadt, nicht weil es Gebäude hat, wie man gewohnt ist, sie in Städten eher als in Dörfern zu sehen, sondern weil hier der Sitz eines Gerichts und verschiedener Verwaltungsbehörden ist und weil die Einwohner städtische Gewerbe treiben. — Es fand sich, daß unser Wagen eine kleine Ausbesserung nöthig hatte. Der Postknecht fuhr uns vor ein Haus, aus dem am frühen Morgen ein schlaftrunkener, aber sehr bereitwilliger Zigeuner heraustaumelte. Es war der Schmidt, welches Handwerk hier vorzugsweise die Zigeuner treiben. Er besah den Schaden, holte aus dem Hause allerlei altes Eisen und einen tragbaren Amboß, zündete ein kleines Feuer an und begann seine Arbeit mit einer Simplicität von Kunst und Werkzeug, die Robinson bewundert hätte. Durch das Hämmern ward die Familie wach und es kamen nach und nach heraus: die Frau, die Tochter, ein recht hübsches Mädchen und noch ein paar kleinere Knaben. Ich frühstückte, so gut ich es hatte, am Wagen und sah dem einfachen Leben einer Zigeunerfamilie zu, die ungefähr mit eben so viel Umständen und Bedürfnissen sich erhob, als wir unsere Hausthiere vom nächtlichen Lager aufspringen sehen. Zum Glück war der Schaden am Wagen nicht groß und der Zigeuner flickte das Nöthige zusammen.

Unweit Dubossari ist ein Flecken Grigoriopol, von handelnden Armeniern und Griechen bewohnt. So bunt kreuzt sich hier die neuentstehende Bevölkerung. Im Durchfahren ließen wir hier vor einem Laden halten, in dem allerlei Eßbares und Wein verkauft ward. Wir aßen an Tischen vor der Bude, was uns ein Diener geschäftig brachte und sahen einer Gesellschaft Armenier zu, die im Laden auf Teppichen mit untergeschlagenen Beinen sitzend, sehr ernsthaft und fast ohne ein Wort zu sprechen, Karten spielten. Nachdem uns der dienende Armenier aus Küche und Keller sehr geschäftig bedient, setzte er sich zu den andern, sah zu und rauchte seine nachgelaßne Pfeife fort.

Jenseits Grigoriopol fährt man eine Zeitlang am hohen Ufer des Dniesters, der jetzt schmal und zahm genug im Grunde fortfloß, im Frühjahr sich aber stark ergießt.

Noch Vormittags erreichten wir Tiraspol, eine Kreisstadt am Dniester mit einer Citadelle. Sie ist von Russen und Moldauern bewohnt, hat ansehnliche Häuser und breite Straßen. Von den Wällen der Citadelle sieht man in der Entfernung einer halben Meile ziemlich deutlich die Mauern und Wälle Benders, die Carl XII. so berühmt gemacht hat. Gern hätte ich sie besucht, aber theils führte mich der Plan der Reise in einer andern Richtung, theils mußte mich davon auch die Quarantäne-Anstalt in Bender abhalten. Ich begnügte mich mit einem Spaziergang am Dniester, die andere Seite betrachtend, die noch vor kurzem im türkischen Besitz war. Auch hier kam ein Zigeuner, um unsern schadhaften Wagen, so gut er es vermochte, auszubessern.

Am späten Abend verließen wir Tiraspol. Meinen Reisegefährten führten die Angelegenheiten eines Gutes, das er in hiesiger Gegend besitzt, seitwärts von dem großen Wege. Ich, dem es gleichgültig war, in welcher Richtung ich die Steppe durchkreuzte, folgte ihm dorthin. Da wir jetzt die eigentliche Poststraße verließen, ward der Weg noch einsamer und zwischen Tiraspol und dem bulgarischen Dorf Katardschi, auf einer Strecke von etwa 7 oder 8 Meilen, war nur ein bebauter Fleck.

Wir fuhren eine mondhelle Nacht hindurch und waren am andern Morgen im obengenannten bulgarischen Colonisten-Dorf Katardschi, wo die tiraspolischen Postpferde entlassen werden mußten und wir zur fernern Reise andere mietheten. Ehe diese von der Wiese herbeigetrieben wurden, hatte ich Zeit das Innere mehrerer bulgarischen Häuser zu besehen, darunter auch die Wohnung des Dorfältesten. Diese war die geräumigste. Zuerst tritt man in ein kleines Vorhaus, wo im Hintergrunde der Heerd, dann in eine geräumigere Wohnstube. Rund um die Wände derselben geht eine breite Bank, die mit Teppichen bedeckt ist, an der Hinterwand ist die Bank am breitesten und dort liegt ein zusammengewickelter Teppich auf dem andern, bis zur Decke des Zimmers. Hierin scheint der vornehmste Luxus der Bulgaren zu bestehen.

Die Bulgaren sind hier aus den türkischen Besitzungen eingewandert. Sie sprechen eine slavische Mundart und bekennen sich zur griechischen Kirche. In Sitten und Kleidung haben sie sich aber unter der türkischen Herrschaft sehr orientalisirt. Das weibliche Geschlecht wird streng gehalten. Wenn eine Bulgarin queer über einen Weg gehen will und von fern einen Mann auf sich zukommen sieht, steht sie aus Achtung still und geht erst hinter seinem Rücken über den Weg. — Die Colonie Katardschi ist ansehnlich. Hier befindet sich eine Section der Ober-Curatel für fremde Ansiedler im südlichen Rußland und es wohnen im Dorf auch Armenier und Russen. Wir waren bei einem Armenier, einen Weinverkäufer, der uns in seinen tiefen orientalischen Keller führte und griechischen und moldauischen Wein ziemlich wohlfeil auftischte. Ein Russe restaurirte uns dagegen mit herkömlicher Kost. So verkommt man auch bei den Bulgaren nicht.

Als die Pferde nun gekommen waren, brachte uns ein bereitwilliger Bulgar nach dem, zwei Meilen entfernten Dorf Nikolajeffke, in dessen Nähe das Gut meines Reisegefährten liegt. Ein südlicher, unansehnlicher Fluß Kujalnik durchströmt ein reiches anmuthiges Thal, durch welches die Commercial-Straße von Balta nach Odessa geht und die Gegend sehr belebt. Hier habe ich mehrere Tage zugebracht und werde so gut ich es kann, das Steppenleben und die Uranfänge menschlicher Gesellschaft in tatarischen Wüsten zu beschreiben versuchen.

Zuerst nun ein Wort über das, was man hier unter Steppe versteht. Steppe heißt eine gänzlich holzleere, aber grasreiche Gegend; man muß damit aber nicht die Idee einer unfruchtbaren Landesstrecke verbinden, im Gegentheil ist der Boden hier sehr ergiebig. Die Einwohner des Landes schreiben die Baumarmuth zwei Ursachen zu; erstens dem Steppenbrande, welcher so leicht und häufig das dürre Gras faßt, und zweitens dem nomadisch umher irrenden Heerden, die jeden Baumkeim verwüsten. Steppe ist nun ein allgemeiner Name, womit man solche holzarme Gegenden bezeichnet. Wo um die Niederlassungen Bäume angesetzt und vor anrennendem Vieh hinlänglich geschützt worden, sind sie vortrefflich fortgekommen. Auch findet man hier und dort bei Aufwühlung der Erde starke Baumwurzeln, woraus man schließen kann, daß das Land früher nicht ganz waldlos gewesen ist.

Die Niederlassungen haben sich hauptsächlich längst den kleinen Flüssen, die das Land durchströmen, angereiht. Eine reiche Reihe solcher Anpflanzungen erstreckt sich auf beiden Seiten des Kujalnik. Je nachdem der sich ansiedelnde Gutsbesitzer reicher oder ärmer war, hat er eine größere oder kleinere Anzahl von ihm abhängiger Bauern um sich angesiedelt. Die Wohnungen sind von Bruchsteinen, welche die umliegenden Berge in Menge geben, mehr nach Landesart bequem, als hübsch gebaut. Die Bauern aber, besonders neue Ankömmlinge, wohnen in sogenannten Erdhütten. Ihre Einrichtung ist folgende. Bei der Trockenheit und Festigkeit des hiesigen Erdreichs kann ohne Beschwerde ein viereckiges Loch in die Erde gegraben werden, das der sich Anbauende nach seinem Belieben erweitern und vertiefen kann; er gewinnt dadurch eine geräumigere und höhere Wohnung. Um den Rand wird von Bruchsteinen eine, etwa einen Fuß hohe Mauer gelegt und darin die nöthigen Fenster oder Zugelöcher angebracht. Hierüber kommt nun ein Dach von Stroh oder Schilf, dessen Giebel mit einem Brett oder Matte zugedeckt, die Thüre oder den Eingang bildet. So eine Wohnung ist bald gebaut und Gewöhnung macht sie erträglich. Den Sommer hindurch ist sie auch so übel nicht, wenn aber die Regenzeit eintritt, wird die Feuchtigkeit sehr fühlbar. Indessen habe ich einen einzelnen deutschen Colonisten, einen Elsasser, der in seinem herrlichen Rheinthale es anders gewohnt gewesen war, in Nikolajeffke zufrieden in einer solchen Troglodyten-Höhle wohnen sehn, und wenn er sich über Einiges beklagte, so war es wenigstens nicht über seine Wohnung.

Die Wohnungen der Menschen sind hier nur die einzigen Gebäude; andere Wirthschaftsgebäude, wie man sie anderswo zu sehen gewohnt ist, fehlen. Kein Stall, keine Scheuer. Die Kühe werden gegen Abend, wenn der Hirt die Heerden aus der Steppe heimgetrieben hat, in einen von Steinen umlegten, viereckigten Platz eingesperrt, um dort bequemer gemolken zu werden. Die Stiere bleiben auffen und irren um die Wohnung frei im Felde umher. Desgleichen die Pferde. Auf diese Art bringen sie das ganze Jahr unter freiem Himmel zu und so erwächst die starke und abgehärtete Steppenzucht. Das Getraide und andere Vorräthe werden nicht in Scheuern, sondern in großen Erdlöchern aufbewahrt, deren Oeffnung wieder zugeschüttet wird, alle wirthschaftlichen Arbeiten aber unter freiem Himmel verrichtet. Gedroschen und gemahlen wird sehr einfach mit Hülfe der Pferde, deren Unterhalt nichts kostet.

Wo sorgfältige Ansiedler um ihre Wohnungen Baum-Gärten angelegt und diese hinlänglich umzäunt haben, erblickt man Obstbäume und die italienische Pappel; die meisten Häuser aber liegen an dem mäßigen Bergrücken, wie ein Würfel auf der flachen Hand, ohne Baum, ohne Zaun oder irgend ein Gehöft. Dies gibt dem Lande ein kahles, freudeloses Ansehn. Die innere Einrichtung der Wohnungen der kleinern Gutsbesitzer ist auch sehr einfach. Die Decke niedrig, der Boden ohne hölzerne Diele, ein bloßer Lehm-Estrich, die Thüre ohne Schloß mit einem hölzernen Schieber. Die durch solchen absoluten Mangel an gewöhnlichen Sicherheitsanstalten, als Schluß und Gehege, gefährdete Sicherheit, wird durch eine außerordentliche Menge von Hunden von der größten Art gehörig unterhalten.

Wenn nun die Einrichtungen für den Ackerbau so einfach sind, so ist die Ausübung der nothwendigsten Künste

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 23. September 13.

Histoire des évènemens de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, par M. C. D. Raffenel. A. Paris 1822.

Es iſt dies das erſte größere, höchſtwichtige Werk über den Kampf der Griechen gegen ihre Tyrannen, ſoweit ſich die Daten deſſelben, der auf einem ſo verſchiedenen Schauplatze gekämpft wird, zu einem ganzen Gemälde ſchon jetzt verſchmelzen laſſen: Darſtellungen über einzelne Partien dieſer Inſurrection gibt es wohl ſchon, wie z. B. über den Krieg in der Moldau und Walachei bis zum Mai 1822 bereits vier Broſchüren erſchienen ſind. An Zuſätzen und ſogar an Verbeſſerungen möchte es freilich ſelbſt hier nicht fehlen, ſo ſehr auch der Verfaſſer, welcher unter dem Perſonale eines franzöſiſchen Conſulats in der Levante hauptſächlich in Smyrna ſich aufgehalten zu haben ſcheint, bemüht geweſen iſt, an allen Puncten des Kriegsſchauplatzes unparteiiſchen Männern das Amt ſeiner Correſpondenten aufzutragen, und von Augenzeugen und Reiſenden über einzelne Begebenheiten an einzelnen Orten Erkundigungen einzuziehen. S. XVIII. Daß ihm demnach beſondere Hülfsmittel zur Ausführung ſeines Planes zu Gebote ſtanden, kann mit Berückſichtigung aller und jeder hier mitwirkenden Umſtände nicht geläugnet werden. Das Streben nach Unparteilichkeit iſt in allen Darſtellungen des Verfaſſers durchaus unverkennbar: ſein Lob und ſein Tadel ſind auf keine Partei beſchränkt (man vergl. z. B. S. 140 Anm.), wenn gleich er im hohen Gefühle für Wahrheit und Recht ſeinem lebhaften Intereſſe für die heilige Sache der Griechen nicht ſelten die Sprache edler Begeiſterung leiht. Freilich muß man ſich darüber wundern, wenn man S. XVII. der Vorrede erfährt, daß Raffenel Redacteur des in Europa wegen ſeines Türkenthums verrufenen spectateur oriental geweſen iſt, und noch mehr werden ſich die Türken in Europa wundern, die dieſen türkiſchen Beobachter für das Organ des Divans hielten. Allein jener Umſtand trägt nur dazu bei, den hier mitgetheilten Nachrichten um ſo mehr Glauben beizumeſſen, da er zugleich Raffenel zur Pflicht machte, die Begebenheiten mit ſtrenger Aufmerkſamkeit zu verfolgen und dieſer ſich nun ganz offen über den Grund jenes Türkenthums, das nur ſcheinbar geweſen iſt, S. XVIII. alſo erklärt: „Dans l'empire Ottoman et sous le glaive du despote un journal, qui eût osé se constituer l'apologiste de l'insurrection, eût, à coup sûr, en exaspérant les Grecs, attiré de nouveaux maux sur la tête des Hellènes; il eût même compromis l'existence du redacteur. Il fallut donc éviter ce double écueil, sans renoncer au seul moyen d'éclairer l' Europe sur la marche de cette grande révolution: le journal fut continué dans un esprit favorable, en apparence, au pouvoir dominant: la situation des redacteurs et l'état même des choses en expliquent assez la raison.“ Ob dadurch alles das Gehäſſige, was gegen die Griechen und ihre Sache im spectateur oriental geſagt worden, genugſam entſchuldigt iſt, und ob ſo manche Entſtellung der Wahrheit durch obige Rückſichten in der That bedingt geweſen, überlaſſen wir billig eines Jeden Urtheile. Wie aber werden jene Worte auf ein gewiſſes Blatt wirken, das faſt alle ſeine Nachrichten aus dieſer Quelle ſchöpfte und ſie für officiell hielt, und das nun ſo ſehr getäuſcht wird! — Wer ſeit Ausbruch der griechiſchen Inſurrection die öffentlichen Blätter über dieſe große Angelegenheit mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird hier auf manche Berichtigung der dort mitgetheilten Nachrichten ſtoßen (S. XIX,, und niemand kann wohl zweifeln, wem mehr zu glauben ſey. So weicht z. B. das, was wir aus den Zeitungen über das Zuſammentreffen der griechiſchen und türkiſchen Flotten wiſſen, von den hier gegebenen Berichten gänzlich ab, indem Raffenel S. 352 ausdrücklich erklärt, daß bis Januar 1822 keine Seeſchlacht Statt gefunden habe. Aber ſo detaillirt — oft zu detaillirt! — auch die Schilderungen ſind, ſo vermißt man doch nicht ſelten eine größere Genauigkeit, wie z. B. die Data der Begebenheiten leider nicht immer angegeben ſind — zumal hier ein unerläßliches Erforderniß! Aber ein ganz ausführliches Werk über die Geſchichte dieſes Kampfes iſt jetzt noch unmöglich; es iſt auch wohl zu erwarten, daß der griechiſche Senat ſelbſt für die Bekanntmachung derſelben Sorge tragen wird.

In der Vorrede macht Raffenel allgemeine Betrachtungen über Griechenlands früheren ſchrecklichen Zuſtand unter der türkiſchen Regierung — die Zweifel gegen die Behauptung einer grauſamen Behandlung der Griechen, die er einſt ſelbſt als Redacteur des spectateur oriental dagegen erhoben hatte, widerlegt R. S. 34—36 Anm. — und über einzelne Verſuche, wie des unglücklichen, durch ſchändliche Verrätherei aufgeopferten Rhigas, zur Befreiung der Griechen, geht dann auf die Mittel über, welche er bei Ausführung ſeines Planes, die Geſchichte des Kampfes zu bearbeiten, benutzt hat, und ſchließt das Vorwort damit, daß er die, welche es gewagt haben, das edle Streben der Griechen in einem gehäſſigen Lichte darzuſtellen und ſie zu verleumden, der gerechten Verachtung Preis gibt.

In der Darſtellung des Kampfes ſelbſt hat der Verf. die ſynchroniſtiſche Methode gewählt und das, was zu Einer Zeit an verſchiedenen Puncten des Schauplatzes ſich zugetragen hat, in einem Capitel vorzutragen geſucht; ein gewiſſer Mangel an gehöriger Ordnung und genauer Beobachtung der Chronologie in den Mittheilungen des Factiſchen war davon eine natürliche Folge, obgleich auch die Beibehaltung der Zeitfolge, in Bezug auf eine und dieſelbe Provinz, Stadt, Inſel und dergl. etwas mislich geweſen wäre. Die Geſchichte des Kampfes iſt in achtzehn Capiteln bis zur Eroberung der Inſel Chios durch den Kapudan Paſcha, alſo bis Juni 1822, enthalten, deren Inhalt wir nun durch Bemerkung der wichtigſten Thatſachen in jedem Capitel zur Ueberſicht des ganzen Kriegs angeben wollen.

Das erſte Capitel entwickelt die verſchiedenen Urſachen des Aufſtandes der Griechen: dieſe hat niemand beſſer und mit mehr Scharfſinn, als Gerap in ſeinem Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce von 1803 auseinandergeſetzt, wenn ſchon ſeitdem Manches ſich ereignet hat, was auf Griechenland nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Es wäre allerdings zu wünſchen, daß der Veteran der neugriechiſchen Literatur in einem neuen Memoire ſeine weitern Beobachtungen über Griechenland bekannt machte. Das zweite Capitel ſchildert vorerſt den Beginn des Aufſtandes in der Walachei durch Theodor, und in der Moldau durch Alex. Ypſilanti im Monat März; jener ſcheint zufällig mit dieſem in dieſelbe Zeit gefallen zu ſeyn, ſo wie auch Theodor andere Abſichten hatte, als Ypſilanti. S. 16 Anm. findet man einige Gründe angegeben, warum dieſe Provinzen zum erſten Schauplatze des Kampfes von Ypſilanti gewählt worden: ſind dieſe auch nicht die einzigen und wohl auch nicht durchgängig wahr, ſo iſt doch der Krieg in jenen nördlichen Provinzen der Türkei, auch bei dem traurigen Ausgange deſſelben, für das eigentliche Griechenland von dem größten Nutzen geweſen. — Der Plan zum allgemeinen Aufſtande der Griechen, deſſen Ausführung auf den 6ten März beſtimmt geweſen, wird in Conſtantinopel entdeckt,

und unzählige Hinrichtungen finden darauf Statt. S. 19—23. Die Kuruzen wiederholen sich mit der größten Wuth und Rohheit den 19ten und 20sten April. Der Patriarch Gregories und drei Erzbischöfe werden am ersten Osterfeiertage unschuldig hingerichtet, was jedoch erst im vierten Capitel mitgetheilt wird. Im dritten Capitel wird, nach vorausgeschickter Beurtheilung der Politik der europäischen Cabinette in Betreff dieser Angelegenheit, vom Ausbruch der Insurrection im Peloponnesos berichtet; die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara vereinigen ihre Schiffe zur Verfechtung der gemeinschaftlichen Sache des Vaterlandes und suchen die andern Inseln des Archipelagos dafür zu stimmen S. 32—46: blutige Scenen in Smyrna zu Anfang April S. 46—59. — Demetries Ypsilanti landet in Hydra und begibt sich nach dem festen Lande, um das Obercommando zu übernehmen. Das vierte Capitel erzählt umständlich die Ermordung des Patriarchen, mit einigen tadelnden Bemerkungen über das Benehmen der auswärtigen Gesandten in Folge jener Gräuelthaten, nebst wenigen Notizen über ihn selbst. Die Unruhen und Hinrichtungen in der Hauptstadt, so wie die Zurüstungen zum Kampfe zu Wasser und zu Lande, dauern fort. Fünftes Capitel. Eine türkische Armee rückt in die Walachei, und den 16ten April in Bucharest ein S. 84—89; Gräuel in Adrianopel, und Anarchie in Smyrna S. 89—92; Die Senate der griechischen Inseln verbieten alle Feindseligkeiten gegen christliche Schiffe unter Androhung der Degradation und sogar der Todesstrafe: R. gibt ein Beispiel der Uebertretung und Vollstreckung dieses Gesetzes S. 92—98. Vorgänge im Peloponnesos. Negroponte pflanzt die Fahne der Freiheit auf. Sechstes Capitel. Die besonders wegen ihres geräumigen Hafens wichtige Insel Milo, nicht weit von Hydra, erklärt sich für die Sache der Freiheit S. 111—115; Grausamkeiten der Griechen gegen die Juden und Türken in Folge der schmählichen Ermordung des Patriarchen, S. 115 ff. Mag man auch daraus den Griechen, von denen übrigens nur Individuen ihn verdienen können, einen Vorwurf machen, so muß man doch stets ihren frühern Zustand und den Charakter des gegenwärtigen Kampfes wohl berücksichtigen! — Die französischen Agenten in der Levante zeichnen sich durch ihre Humanität und Energie bei Rettung der Unglücklichen auf Tine, Napos S. 121—122 und Smyrna S. 129 ff. aus, bei letzterer besonders der Commandant der Station M. le Normand de Kergrist; und so gewiß vorzüglich die französischen Consuln ein solches Lob ihrer Menschlichkeit verdienen, so unangenehm sind doch hier die so oft (z. B. S. 324 Anm.) wiederkehrenden Lobeserhebungen, wiewohl sie in dem Munde eines Franzosen doppelt verzeihlich sind. Die drei Hauptsitze der griechischen Seemacht sorgen durch Befestigung ihrer Häfen für ihre Sicherheit, und mittelst der Verordnungen der Senate auf denselben werden zweckmäßige Maßregeln zur Vertheilung der Flüchtigen getroffen S. 124—127. Die ersten Zusammenkünfte des freien Griechenlands durch Abgeordnete der befreiten Städte und Inseln in Kalamata und Argos endigen in Folge der Uneinigkeiten mehrerer Parteien ohne Nutzen für das Gesammtwohl S. 132—134. Siebentes Capitel. Der Kampf wüthet in ganz Griechenland bis Makedonien. Die Griechen vernichten in Epiros und im Peloponnesos drei türkische Heere; Patras wird vom Erzbischof Germanos nach blutigen Gefechten eingenommen, aber bald darauf, wieder verloren S. 135—146. Die Insel Samos tritt der Sache des Vaterlandes bei; die Einwohner sind von dem besten Geiste beseelt, und es wird eine regelmäßige Miliz organisirt, die durch ihre häufigen Landungen in Asien die Türken, die es nicht wagen, im offenen Felde sich ihnen entgegen zu stellen, zu Repressalien an den Griechen Kleinasiens reizt, dadurch aber an Kühnheit gewinnt, und in der Kriegskunst sich muthig übt S. 146—155. Die türkische Flotte, aus 5 Linienschiffen bestehend, läuft aus den Dardanellen aus, um die der Griechen zu zerstören; aber sie flieht vor einigen Abtheilungen derselben in den Hafen von Metelino S. 156—161. „Quelle différence, bemerkt hier Raffenel sehr richtig, und die Folge hat es bestätigt, entre les équipages des navires des Grecs et ceux de la flotte ottomanne! ceux-ci, composés au hasard, n'offraient qu'un monstrueux mélange; ceux-là, formés avec soin d'hommes choisis, tous exercés par plusieurs années de navigation, tous de la même patrie, parlant le même langage, ne faisaient qu' un seul corps étroitement uni par les mêmes intérêts et les mêmes sermens." — Bolina (andere nennen sie Bublina), von der Insel Spezzia, erhebendes Beispiel des Enthusiasmus der Griechen, bemannt drei Schiffe gegen die Tyrannen S. 161, 162. Achtes Capitel. Die Türken Kleinasiens rüsten sich zur Unterjochung von Samos, aber les hordes, qui devaient soumettre cette île, trouvèrent plus facile de faire une conquête sans combattre: sie morden, brennen und verwüsten alles in den Umgegenden Smyrnas: Die Stadt Scala Nuova wird ganz von ihnen zerstört S. 163—175. Vier griechische Zweimaster verbrennen ein Schiff von der türkischen Flotte von 74 Kanonen im Golf von Adramitty an der Küste Asiens, worauf die andern vier eilig Metelino verlassen und in die Dardanellen zurückkehren. S. 175—182. Neuntes Capitel. Die Samier greifen Chios an, und eilen der reichen Stadt Aiwali oder Kydonies in Asien zu Hülfe, die darauf den 15ten Juni von den Türken von Grund aus zerstört wird S. 187—202. Die Vorwürfe, welche hier Raffenel den Einwohnern dieser Stadt, in Folge der gänzlichen Vernichtung ihres Orts, macht, nämlich daß sie nicht neutral geblieben, scheinen größtentheils ungerecht zu seyn, wenn gleich es nicht unwahr ist, was er S. 201 sagt: le sort des Grecs d'Asie est de rester neutres. Aber hier wurden sie in ihrem Eigenthume angegriffen: was hätte es ihnen für die Zukunft geholfen, wenn sie sich auch mit großen Aufopferungen den Umständen unterworfen hätten? Bei ihrer Lage mußten ihre Reichthümer Grund genug für die raubsüchtigen Türken seyn, sich jener auf jede Art zu bemächtigen. — Auf dem festen Lande Griechenlands wird Athen von den Türken wieder erobert; in Makedonien bricht der Aufstand im Rücken Salonichis aus, worauf die Griechen sich auf der Halbinsel von Cassandra verschanzen und furchtbaren Widerstand leisten: die Festung Napoli di Malvasia an der östlichen Küste des Peloponnesos wird enge eingeschlossen, und die Besatzung muß sich, durch wüthenden Hunger gezwungen, Anfangs August an die Griechen ergeben S. 202—212. Im zehnten Capitel betritt der Leser wieder den Kriegsschauplatz in der Moldau und Walachei, um ihn bald ganz zu verlassen. Der Verrath hat hier sein Lager aufgeschlagen: Theodor wird auf Befehl Ypsilanti's hingerichtet; die Verrätherei des Caminar Sava bei Tergowist hat die Vernichtung der heiligen Schaar zur Folge, und in Verbindung damit endigen die Treulosigkeiten des Ducas, Caravia, welche alle Ypsilanti in seiner Proclamation gebrandmarkt hat, den Feldzug im Norden der Türkei, dem sich, bei manchen von Ypsilanti allerdings begangenen Fehlern, innere und äußere Hindernisse vom Anfange an entgegensetzten. Der unglückliche Feldherr sieht die Gastfreundschaft Oesterreichs an und wird darauf gefangen in eine ungarische Festung gesetzt. S. 213—232. — Auch Cypern und Rhodus werden die Beute schrecklicher Grausamkeiten und Verwüstungen durch die Türken. S. 232—239. Die Flotte verläßt den 14ten Juli, 32 Kriegsschiffe stark, zum zweitenmale die Dardanellen und segelt nach Samos, von den griechischen Schiffen verfolgt; nach einer mit schlechtem Erfolg versuchten Landung auf dieser Insel begibt sie sich nach Stanchio. Eilftes Capitel. Die Anarchie steigt in Smyrna Anfangs Juni bis auf den höchsten Grad: die Türken, qui savaient mieux se servir

Digitized by Google

de leurs armes contre des malheureux sans défense, morden sogar einige ihrer eigenen Obrigkeiten: Beispiele türkischer Grausamkeiten S. 256—258, und französischer Großmuth, so wie schändliches Bubenstück des meineidigen Pascha, nicht ohne Theilnahme des englischen Consuls (S. 263), ausgeführt. S. 263 erzählt uns Raffenel seine eigene wunderbare Errettung aus den Händen der Türken. Zwölftes Capitel. Der russische Gesandte in Constantinopel — es ist wohl nicht ganz richtig, wenn Raffenel sagt: il militait en faveur des Grecs innocens; wenigstens nach den Resultaten zu urtheilen, sind diese Klagen nicht mit Energie geltend gemacht worden — beschwert sich über die von Seiten der Pforte geschehenen Verletzungen der Tractate mit Rußland, und vorzüglich drehen sich die Verhandlungen um den Punct der tractatenwidrigen Besetzung der Moldau und Walachei durch die Türken: die andern Puncte, wegen welcher Rußland Genugthuung verlangt hatte, sind ja bis auf den heutigen Tag impune, und ohne daß deren Erledigung mit Nachdruck gefordert worden wäre, von der Pforte nicht erfüllt worden, wenn schon im Beginn der gegenseitigen Verhandlungen Stroganoff erklärt hatte, daß wenn die Pforte die gerechten Forderungen Rußlands in Betreff der unter seinen Schutz gestellten Unterthanen des Sultans nicht befriedigte, le sultan se mettait en guerre ouverte avec l'empereur. Ueber manche Puncte dieser diplomatischen Verhandlungen muß man gegenwärtig nach Verlauf eines Jahres in der That sich wundern, so z. B. über das, was der russische Ambassadeur nach S. 285 von den Worten un système bis gouvernement turc dem Divan vorstellt, wovon doch bisher das Gegentheil geschehen ist. Aber wohl den Griechen, daß es nicht so gekommen ist, als man früher erwartete! Die ganzen Verhandlungen bis Anfang September 1821 füllen dieses Capitel von S. 278 bis 311. Dreizehntes Capitel. Die unter dem 5. August durch den neuen Patriarchen den Griechen, während die Grausamkeiten fortdauern, angebotene Amnestie wird verworfen S. 311—317. Im Peloponnesos gewinnt alles nach und nach eine bessere Form und mehr Festigkeit: der Erzbischof Germanos rückt gegen das Ende Juli wieder vor Patras und nimmt es mit Sturm; in Livadien und Thessalien kämpfen Odysseus und Perrâos; Navarin an der westlichen Küste des Peloponnesos mit einem trefflichen Hafen ergibt sich den ersten August, und Napoli di Malvasia den dritten August; die besonders nach Einnahme der letztern Stadt an den Türken begangenen Grausamkeiten der Griechen erbittern den Demetrios Ypsilanti, und in einer kräftigen Proclamation wirft er ihnen das Schändliche dieses Benehmens vor, nicht ohne einflußreiche Folgen für die Truppen. S. 318—332. Das vierzehnte Capitel beginnt mit einer Schilderung der schrecklichen Behandlung, die die Griechen auf Kandia von den Türken, welche durch ihre Raub- und Mordsucht berüchtigt sind, bisher haben erdulden müssen: sie empören sich, gereizt durch ungerechte Forderungen dieser, gegen ihre Tyrannen; die muthigen Sphachioten leisten in ihren Gebirgen tapfere Gegenwehr und dringen bis Kanea vor, wo sie die Türken einschließen. S. 333—349. — Vorgänge an der Küste Asiens zwischen einigen griechischen und türkischen Schiffen zum Vortheile jener, Anfang September, worauf, nach mislungenem Versuch der Griechen, die feindliche Flotte mittelst Brandschiffe zu vernichten, diese nach dem Peloponnesos segelt. Sie zerstört die griechische Stadt Galaxidi den zweiten October, nimmt einige kleine Schiffe der Griechen, befreit die seit dem Beginn des Krieges bei Prevesa blockirte Escadre und schlägt im Triumph über diesen erfochtenen Sieg den Weg nach Constantinopel ein. 349—356. Neue blutige Auftritte auf Cypern im October. 366—359. Funfzehntes Capitel. Die türkische Flotte segelt, ohne einen Angriff zu wagen, bei Hydra und Tine vorbei und langt mit ihren Truppen in der Hauptstadt an. 360—64. Patras wird wieder von den Türken erobert und von den Engländern, trotz der verheißenen Neutralität, verproviantirt; (S. 323 Anm.) Tripolizza aber von Kolokotroni und Kephalas den 3. October mit Sturm genommen. Grausamkeiten der Sieger und wohlthätige Folgen der Eroberung dieses wichtigen Platzes für die Sache der Griechen 364—74. Vorgänge in Thessalien und Makedonien; die Unruhen in Servien und Bosnien sind ohne Bedeutung und enden schnell; aber auf der Halbinsel von Cassandra vertheidigen sich die Griechen immer noch mit Glück und schlagen den 9ten November den Pascha von Salonichi zurück. 364—379. In Armenien fällt der Schach von Persien ein und dringt bis Erzerum vor. — 381. Sechzehntes Capitel. Die Halbinsel von Cassandra wird endlich den 12. November nach langem verzweifeltem Widerstande der Griechen mit Sturm erobert; die vom Berg Athos ergibt sich mit Capitulation, und die Insurrection in Makedonien wird durch die strenge Milde des neuen Pascha von Salonichi, Abdulubud unterdrückt. S. 382 — 387. Die griechische Flotte kehrt nach Hause; auf Kandia erringen die Griechen wichtige Vortheile und belagern Kanea, das furchtbare Hungersnoth leidet. 387—95. Die kritische Lage der Pforte wird bedenklicher durch das weitere Vordringen der Perser 397—99, aber es bleiben den Türken Freunde in der Noth: die Engländer wagen es auf den ionischen Inseln, auch auf blutigen Wegen, die Bande der Natur auf die Autorität einseitiger Verträge hin auflösen zu wollen S. 399. 400. Siebenzehntes Capitel. Die Griechen fahren Ende des Jahres 1821 fort, Athen zu belagern und geben bei dieser Gelegenheit einen auszeichnenden Beweis der Erkenntlichkeit ganz Griechenlands für den Commandanten der französischen Fregatte l'Echo, le Normand de Kergrist, so wie die Türken dabei einen seltenen Beweis ihres Edelmuths ablegen S. 401—406. Der Sitz des Gouvernements wird der Sicherheit wegen von Argos nach Epidaurus verlegt; die griechischen Kapitaine Rhangkos, Botziaris und Hiskos dringen bis Arta vor und nehmen es den ersten December mit stürmender Hand. S. 407—413. Die Citadelle von Theben ergibt sich an die Griechen; in Thessalien kämpfen Odysseus und Pallaskas und treiben die Türken bis Larissa; im Peloponnesos wird das erste Jahr der Wiederherstellung Griechenlands mit der Einnahme Korinths beschlossen. Achtzehntes Capitel. Die Feindseligkeiten zu Wasser beginnen wieder im Januar: die türkische Flotte segelt nach den Küsten des Peloponnesos, stets von den Griechen beobachtet. S. 418. 419. Den 5. Februar wird endlich durch Verrätherei und Meineid — im offenen Felde war es den feigen Türken nicht möglich gewesen — Ali Pascha von Janina heimtückisch ermordet; der fanatische Enthusiasmus der Muselmänner freut sich dieses neuen Verbrechens, aber der Tod des Ali bringt ihnen keinen Segen S. 420—428. Die provisorische Regierung Griechenlands legt ihren Sitz nach Korinth, nachdem am ersten Januar 1822 zu Epidaurus die Unabhängigkeit Griechenlands feierlich proclamirt worden, und ein Beschluß über seine Verfassung zu Stande gekommen war, von Mauro Korbato, als Präsidenten des hohen Raths und 58 Mitgliedern des Congresses, unterzeichnet. Dieser Beschluß, ein merkwürdiges Actenstück, und das wichtige Resultat der Kriegsthaten des ersten Jahres und der Berathungen des Congresses, ist hier S. 429—440, bestehend aus 102 Puncten, mitgetheilt. — Die beiden Flotten treffen bei Zante den 2. März, und bei Navarin den 7. März zusammen; die türkische wird auf der Rückkehr vom Sturm nach den Küsten Aegyptens geworfen S. 441—45. Die Samier landen auf Chios und vertreiben die Türken; in Smyrna entstehen in Folge dieser Expedition neue Unruhen, bis endlich der Kapudan Pascha mit der Flotte erscheint und, statt die Insel zu unterjochen, mit Feuer und Schwert sie verwüstet und die schändlichsten Grausamkeiten begehen läßt, sich selbst aber und

seinem Machthaber ein Schandmal für Mit- und Nachwelt aufrichtet S. 445—450. Wie dieser Wüthrich, so sehr auch ein gewisses Blatt ihn als ein Muster der Milde zu schildern bemüht gewesen ist, für seine Schandthaten belohnt, und wie einige beherzte griechische Jünglinge durch eine echtspartanische That die Bewunderung der Gebildeten an die Sache ihres Vaterlandes gefesselt haben, wie in Folge dieses welthistorischen Ereignisses die Angelegenheiten Griechenlands einen hohen Schwung erhalten haben, ist nach der Zeit bekannt worden. Raffenel konnte uns dies nicht mittheilen; wohl aber vermissen wir unter andern das berühmte Manifest des griechischen Senats, wodurch die von den Türken noch besetzten Küsten Griechenlands in Blokadezustand erklärt worden, von welcher Erklärung der wackere Krug nicht mit Unrecht das factische Daseyn eines in den europäischen Staatenkreis wieder eingetretenen griechischen Volkes datiren zu können glaubt. Ainsi le soleil d'une nouvelle année éclaire l'independance de toute la presqu'île du Péloponèse et des régions adjacentes, qui forment la Grèce des anciens: les couleurs de l'esclavage, reléguées au delà des cimes de la Thessalie, ne souillèrent plus cette contrée malheureuse. Depuis sa soumission aux Turcs il y était survenu bien de secousses insurrectionelles; mais elles n'avaient jamais été portées si loin. Encore un peu de constance et d'énergie et nous verrons cette liberté, si chèrement acquise, établie sur des bases plus solides que l'odieux pouvoir du tyran (S. 416).

In den allgemeinen Betrachtungen, die von S. 450—459 folgen, erklärt sich Raffenel unter andern vorzüglich über die Vorwürfe, die man den Griechen wegen der begangenen Grausamkeiten macht, und weiset sie zurück, als nicht völlig gerecht, verbreitet sich dann über die Politik Europas bei dieser Sache und die menschenfreundliche Rolle Frankreichs, die es bei diesen Scenen barbarischer Wuth und roher Mordsucht durch den Contreadmiral Halgan vertreten hat; ferner über die muhammedanische Religion, die allerdings nicht mit Unrecht (man sehe auch de Pradt über Griechenland u. s. w. von Dr. Lindner übersetzt S. 49 Anm. 123 Anm.) die toleranteste genannt wird; aber die nicht zu bestreitende Intoleranz der Türken ist eine Folge ihres Stammcharakters und liegt nicht im Geiste des Korans, u. s. w. In der Skizze von Constantinopel S. 460 ff. ist besonders zu Ende S. 468 ff. die wichtige politische Frage erörtert und entschieden, wer künftig Constantinopel besitzen soll? entweder die Griechen, oder eine in Rumilien zu errichtende unabhängige Macht, oder die Türken.

Dies haben wir für das Wichtigste gehalten, um es hier kurz anzudeuten; die Wichtigkeit des ganzen Werkes selbst wird dadurch hinreichend erwiesen seyn. Es ist keine trockene chronikenartige Erzählung bloßer Thatsachen; die Behandlung ist so, wie man sie von einem gebildeten Franzosen erwarten kann: interessante Bemerkungen über einzelne Puncte aus der Verfassung des türkischen Reichs, wozu der lange Aufenthalt des Verfassers in demselben ihm ein Recht und öftere Gelegenheit gibt, und die verschiedenen Hülfsmittel der kämpfenden Parteien und ihre Charaktere, ausführlichere Skizzen z. B. von Smyrna S. 48 ff, der Insel Milo S. 111 ff., der Stadt Aiwali S. 193 ff., Mittheilungen über die Verhältnisse der Griechen zu den Katholiken, S. 96 u. a. m. sind eingestreut, und das Gewand, in welches dies alles gekleidet, ist durchaus edel. Besonders machen wir noch auf die sehr wichtigen Ansichten (S. 185. 186.) über diejenigen, die, aus Griechenland zurückgekehrt, nun ihren Urtheilen über die Lage der Dinge den Maßstab ihrer frühern Anforderungen und Erwartungen und jetzigen Gefühle anlegen, aufmerksam. Wir haben einen Brief eines edlen Deutschen aus dem Peloponnesos vor uns liegen, der uns sehr tiefe Blicke in die Herzen jener Abenteurer thun läßt und ihr schändliches Benehmen gegen die Griechen trefflich charakterisirt. „So Manche, heißt es da unter andern, haben das nicht gefunden, was sie erwarteten und sind zurückgekehrt und werden jetzt wohl im Vaterlande ein großes Jammergeschrei anstimmen. Die Griechen können nicht mehr thun, als sie vermögen, und das leisten sie. Wer aber nicht ausharrt und nicht mit den Verhältnissen zufrieden ist, dem fehlt die Tugend der Ausdauer, und das Gefühl der Billigkeit." — Dem Ganzen ist endlich noch eine Charte der europäischen Türkei, mit den Inseln Kandia und Cypern nach Süden zu, beigefügt, zur Uebersicht des Kriegsschauplatzes, von deren Genauigkeit aber wenigstens das kein gutes Zeugniß gibt, daß die Insel Hydra namentlich nicht aufgeführt worden ist. Doch was muß man nicht der französischen Leichtigkeit verzeihen!

Diesem allen und dem Tadel, den wir hier und da aussprechen zu müssen glaubten, fügen wir noch Folgendes über einige falsche Ansichten des Verfassers hinzu; alles läßt sich hier nicht erschöpfen, so verschieden auch bisweilen die Meinungen bei manchen Urtheilen Raffenels seyn dürften. Ein treffliches Mißverständniß hat sich bei den Berichten über den Feldzug in der Moldau und Walachey eingeschlichen: R. nennt die Griechen nicht Hetäristen, wie sie sich selbst bezeichnen, sondern Ätäristen, und sagt über den möglichen Grund dieser Benennung folgendes: „il serait assez difficile, de rendre exactement le sens, que les Moldaves attachaient à ce mot: ils voulaient exprimer par-là toute la pureté de leurs vues, tout le sublime de leur entreprise, si je puis m'exprimer ainsi. C'est le mot grec „aether" dans toute sa force." (S. 25 Anm.) Der weitern Widerlegung dieser Vermuthung und Erklärung des Namens: Hetäristen, dessen wahren Ursprung der Zeit nach wir jedoch wohl wissen möchten, bedarf es hier nicht. Wenn Raffenel ferner in den Bemerkungen über Constantinopel S. 461 den Bau der Sophienkirche dem Kaiser Constantin d. Gr. zuzuschreiben scheint, so irrt er, indem sie wenigstens unter Justinian vollendet worden ist; eben so ist zu bemerken, daß Constantin seine Residenz nach Byzanz nicht nur wegen der schönen Lage dieser Stadt, sondern auch und besonders aus politischen und religiösen Gründen verlegt hat. Endlich machen wir darauf aufmerksam, das S. 465. Z. 15 statt l'empire d'Occident es d'Orient heißen muß.

Wir wünschen schließlich, daß Raffenel das begonnene Werk fortsetzen und uns von den fernern Anstrengungen der Griechen zur Erkämpfung ihrer Freiheit und politischen Existenz, so wie hier, Rechenschaft ablegen möge! 14.

Miscellen.

Der Graf Camillo Borgia hat drei Jahre im Staate von Tunis zugebracht und die Lage von 250 Städten und Flecken ausgemittelt, die im Alterthum berühmt waren. Als er im Begriff war, nach Italien zurückzukehren, wurde er von der Pest befallen und starb in Africa. Aber glücklicherweise haben sich die Papiere dieses Reisenden wieder gefunden, und der dänische Consul hat sie der Familie des Verstorbenen zurückgesandt. Seine Wittwe die Gräfin Adelaide ist gesonnen, diese wichtigen Reisebeobachtungen zum Druck zu befördern. Welche neue Aufschlüsse wir darin zu erwarten haben kann schon daraus hervorgehen, daß nach dem Grafen Borgia alle Reisende die Lage des alten phönicischen Karthago unrichtig bestimmt haben, weil sie das unter den römischen Kaisern wieder erbauete Karthago damit verwechselten. Die noch übrigen Ruinen des alten Karthago muß man im Nordwesten der Halbinsel suchen, indeß die Trümmer des von den Römern neu aufgebaueten Karthago südöstlich belegen sind. Diese Entdeckung hat der dänische Gelehrte Herr Estrup in einer Abhandlung mit vieler Sachkenntniß entwickelt.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 212.

14. September 1822.

Darstellung der neuen Entdeckungen über die Elektricität und den Magnetismus von Oersted, Arago, Ampere, Davy, Biot, Ermann, Schweigger, de la Rive u. s. w. durch Ampere und Babinet. Aus dem Französischen. Leipzig, Voß, 1822. 118 Seiten. gr. 8. 2 Kupfertafeln.

Während die Physik sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß es Oersted und seinen Nacheiferern gelungen seyn dürfte, die widerspenstigen Dämonen elektrischer und magnetischer Theorie in den Zauberkreis der Mathematik zu bannen, scheinen diese Geister der Nacht schon wieder durch die Oeffnung des Zweifels entkommen zu sollen, den ein Ungenannter in den tübinger Literaturblättern *) gegen Ampere's sinnreiche Hypothese erhoben hat. Indeß ist der Beschwörungsproceß damit noch nicht geschlossen, und die vorliegende Schrift darf daher einstweilen als ein interessanter Status causae betrachtet werden, dem der Verleger, privatbrieflichen Versicherungen zu Folge, den Statum controversiae so bald als möglich nachfolgen lassen will, wonächst die Sache dann als spruchreif anzusehen seyn und es nur noch darauf ankommen wird, einen competenten Gerichtshof auszumitteln. Ist dieser endlich gefunden, so wird gegenwärtiger Deduction ihr ganzes Recht durch volle Anerkennung des Verdienstes widerfahren, aus einer großen Zahl zerstreuter Actenstücke das Wesentliche übersichtlich und unter einem bestimmten Gesichtspuncte zusammengestellt zu haben; und auf diesen Grund dürfen wir sie nicht nur jenen künftigen Richtern über wissenschaftliches Fortleben oder Vergehen, sondern auch solchen physicalisch-juridischen Dilettanten empfehlen, die, um ein Gleichniß zu wählen, ohne sich über Fonk zu Cöln ein definitives Schuldig oder Unschuldig zu erlauben, doch die interessante Darstellung seines Processes in den „Packpapieren" (einem andern, aus der neuesten Journalistik bekannten und in seiner körnigen Kürze nicht weniger wohlgewählten Ausdrucke) mit Vergnügen lesen. —

Lage der Sache selbst, sowohl im experimentalen, als hypothetisch-theoretischen Sinne, dürfen wir bei unsern Lesern als vollständig bekannt voraussetzen; aber in Absicht des Gesichtspunctes, hat sie in der vorliegenden Schrift durch die einleitende Beziehung auf den Unterschied zwischen den beiden Arten der Elektricität gewonnen: und hierauf wollen wir die Aufmerksamkeit lenken, um ihr, über die Grenzen einer bloßen Anzeige hinaus, eine bestimmte wissenschaftliche Richtung anzuweisen.

Die Verff. kündigen sich nämlich sogleich als entschiedene Dualisten an, d. h., sie postuliren das Vorhandenseyn zweier elektrischer Flüssigkeiten, die fähig sind, sich gegenseitig zu neutralisiren, und deren Verbindung, in bestimmten Proportionen, den natürlichen Zustand der Körper ausmacht. Sie finden in dieser Erklärungsart einen Schlüssel zu allen Thatsachen und, dem Probirfeuer der Rechnung ausgesetzt, Resultate, welche mit der Erfahrung übereinstimmen. Diesen beiden Arten von Elektricität müssen aber, nach ihrer Ueberzeugung (die Ref. theilt), die Benennungen der positiven und negativen, und nicht der Glas- und Harzelektricität beigelegt werden. Denn es findet, in Bezug auf sie, ganz dasselbe als in allen Anwendungen der mathematischen Analysis Statt, wo die Ausdrücke positiv und negativ zwei Arten von Größen bezeichnen, deren eine eben sowohl existirt als die andere, die aber von der Beschaffenheit sind, daß sie sich, wenn sie gleiche absolute Werthe haben, wechselseitig vernichten, und daß, im Falle ungleicher absoluter Werthe, das Resultat der Vereinigung ein, der Differenz gleicher, neuer Werth ist, der das Zeichen der überschießenden Größe trägt. Ueberdieß gewährt aber der Gebrauch beider Worte, in diesem Sinne genommen, ein Hülfsmittel, um Thatsachen unter einen allgemeinen Ausdruck zu bringen, die man, in Ermangelung desselben, nicht würde beschreiben können, ohne in das Detail aller einzelnen Fälle einzugehen. Man kann bei ihrer Anwendung z. B. sagen, daß, wenn zwei isolirte und in verschiedenem Grade elektrisirte, metallische Kugeln, von gleichen Durchmessern, in Berührung gebracht werden, nach der Trennung jede derselben eine Elektricität zeigt, die der halben Summe beider ursprünglichen Elektricitäten gleich ist; und dieser Ausdruck wird die verschiedenen Fälle in sich begreifen, wo entweder beide Elektricitäten positiv und negativ, oder wo eine positiv und die andere negativ ist und die erstere oder die letztere überschießt. Wenn ferner eine Zinkscheibe auf einer isolirten und elektrisirten Kupferscheibe ruht, so wird man den elektrischen

*) Nr. 16 und 17 d. J. — Die Einwendungen beziehen sich als Noten auf eine Relation des Dr. Nürnberger und haben noch eine andere, als wissenschaftliche Merkwürdigkeit: die Derbheit ihrer Fassung. Wir finden vielleicht Gelegenheit auf diesen mehrseitigen Gegenstand zurückzukommen.

A. d. Einsenders.

Zustand des Zinks so ausdrücken, daß man sagt, es finde zwischen ihm und dem des Kupfers, letzterer sey nun positiv oder negativ, eine constante innere positive Differenz Statt; wogegen man, bei Entbehrung jener Worte, genöthigt ist, sich für jeden Fall besonders auszudrücken. — Welche von beiden Elektricitäten man aber positiv oder negativ nennen will, das ist allerdings willkürlich, gleichwie man willkürlich diejenige Seite der Curvenare bestimmt, wo die Abscissen positiv seyn sollen; wonächst denn aber die der andern Seite nun nothwendig und unveränderlich als negativ angesehen werden müssen. — Dagegen drücken die Worte Glas- und Harzelektricität nicht nur die Eigenschaft beider Materien, sich gegenseitig zu neutralisiren, welche doch ihr Hauptkennzeichen abgibt, nicht aus; sondern involviren auch den Sinn, als wenn das Glas immer eine bestimmte und das Harz immer die entgegengesetzte Elektricität annehme, welche Art von Reibezeug auch angewendet wird; was jedoch, wie die Erfahrung lehrt, nicht der Fall ist. —

Fragte man den Ref. nach seinem Urtheile über diese Deduction in Sachen des positiven und negativen contra Glas und Harz, so würde er keinen Anstand nehmen, sie, mit Ausnahme einer einzigen Einwendung; meisterhaft zu nennen. Diese Einwendung trifft den Bezug auf die mathematische Bedeutung des Positiven und Negativen, welcher Bezug für den Fall gleicher absoluter Werthe beider elektrischen Materien nicht vollkommen adäquat ist. Denn in diesem Falle binden sich die elektrischen + E und — E gegenseitig nur zu einer virtuellen Unthätigkeit; wogegen, im mathematischen Sinne, + E und — E sich nicht nur ihrem gegenseitigen Einflusse, sondern auch ihrer Existenz nach zerstören, und gleiches Vermögen z. B. in Anwendung auf Tilgung gleicher Schuld nur ein Nichts, gleichviel positive Elektricität, aber nach Neutralisation gleichviel negativer, ein Etwas zurückläßt, das, seiner Realität nach, etwa mit dem, aus gegenseitiger Neutralisation des Mineralalcali, und der Salzsäure entspringenden Küchensalzes verglichen werden kann. —

H.

Ueber die neueste Vertreibung der Gälen aus ihren väterlichen Wohnsitzen.

(Beschluß aus No. 208.)

Uebrigens muß auch noch nicht vergessen werden, daß wenn wirklich da auch das Loos der aus ihren angestammten Wohnsitzen auf die dürre Küste Hingetriebenen, so gut jetzt schon ist, wie Hr. Loch es schildert, doch keine Garantie in keiner Art den Armen gegeben ist, daß nicht nach Verlauf von sieben, vierzehn oder mehreren Jahren, sie oder ihre Kinder einst von neuem, zu Gunsten irgend einer neuen Speculation, abermals aus den kaum liebgewonnenen, kaum zu einigem Ertrage gesteigerten Wohnplätzen gejagt werden. Denn, einmal der Willkür das Recht zugestanden, mit Eigenthum und Menschenwohl nach Gefallen schalten zu können, hört für immer jede Sicherheit auf, und Neuerungssucht, Geiz, Leichtsinn und Ungerechtigkeit können dann ungestraft und ungerügt ihr freches Spiel mit allem treiben, was für den Menschen hienieden Werth hat. Schaudern erregt uns aber noch — wir wollen es nicht bergen — die Gesetzgebung eines Landes, in welchem es dem Einzelnen, durch den Zufall der Geburt, Begüterten oder Hochgestellten, erlaubt ist, ganz nach seinem Willen über das Geschick von Tausenden seiner Mitbürger verfügen zu können, und wir gestehen, daß wir nicht im Stande sind, eine Verfassung zu loben, die wohl Bayonette zur Unterstützung des despotischen Vorhabens eines mächtigen Einzelnen, aber keine Ohren für die Klagestimmen von Tausenden hat. Es ist möglich, und wir wollen es zur Ehre des weiblichen Geschlechtes glauben, daß Hr. Loch Wahrheit spricht, wenn er sagt, Lady Stafford habe wirklich sich das Loos der durch sie Vertriebenen insofern zu Herzen genommen, daß sie mehr wie alle andere schottische Große, die ähnlichen Maßregeln in Hinsicht der Bergbewohner ergriffen, für die Unglücklichen gethan; aber ist es nicht schrecklich, daß in einem civilisirten Staate, der sich der besten und freiesten Verfassung in der Welt rühmt, solche Gewaltmaßregeln überhaupt nur ergriffen werden können, selbst wenn sie am Ende zum Guten ausschlagen? und daß der Staat sie sogar mit seiner Macht unterstützen muß? Hr. Loch berichtet selbst, daß die zahlreichen Bewohner von Gruios, am Loch-Schie, von ihrem Oberherrn im Winter 1813 von Haus und Hof gejagt wurden, ohne daß der edle Herr ihnen auch nur einen Fußbreit anderes Land, oder sonst irgend eine andere Vergütigung für die geraubten väterlichen Hütten gab.

Nach den Gesetzen Großbrittanniens ist die Vertreibung der armen Gäten aus der Heimath ihrer Vorfahren ganz auf legalem Wege geschehen; nichts läßt sich dagegen sogenannt rechtlich einwenden, als das ewige Recht, welches, tief in jeder edlern Brust gegründet, von keinem geschriebenen Gesetz je verdreht wird, und wenn Menschlichkeit und Gefühl, in England wie anderwärts, vor der Abscheulichkeit schaudern machten, mit welcher das christliche Europa zu seiner Schande auf den Küsten Africas die heiligen Menschenrechte so lange mit Füßen trat, so müssen Menschlichkeit und Gefühl nicht weniger ob dem Beginnen sich entsetzen, an des eigenen Welttheils Ufern Tausende von Unglücklichen beraubt und hülflos hingestoßen zu sehen. Denn, in gleicher Kathegorie steht Menschen kaufen, und sie in entlegene Colonien schleppen, um dort fremden Boden mit ihrem Schweiße zu düngen; und Menschen von dem Boden vertreiben, den ihnen Gott und Natur zum heimathlichen Wohnsitz anwies. Nur die furchtbarste Verdrehung aller Begriffe des Rechts kann dahin bringen, anzunehmen, daß die alten Tacksmen und ihre Stammgenossen in den Hochlanden, daß die Nachkommen jener einst so großen gälischen Nation, die nicht allein in entlegenen Zeiten die brittischen Inseln, sondern auch ganz Spanien und Gallien inne hatten, nun auf einmal kein Recht mehr an den Boden haben sollen, den sie seit Jahrhunderten vertheidigten und bebauten, und daß die Nachkömmlinge ihrer einstigen, frei aus eigner Mitte gewählten Kriegshäupter die legale Macht haben, einseitig und nach Willkür jenen Vertrag aufzuheben, welchen einst das Volk mit ihnen, nur von ihm erhobenen, Vorfahren machte. Zwar bietet Schottland nicht das einzige Beispiel solcher Rechtsbegriff-Verdrehung dar, und auch anderwärts wird nur zu oft Eigenthum und Souverainität verwechselt; indeß darin ist dies Land wirklich einzig, daß man daselbst — wie jetzt durch die besprochene Angelegenheit bewiesen wird, alte Oberlehnherrschaft zum Titel eines neuen Besitzes macht. Als nach dem Umsturz des Römerreichs kriegerische Schaaren die einstigen Provinzen des Weltstaates überschwemmten, theilten die Erc-

derer zwar das gewonnene Land unter ihre Waffengefährten, und indem die Eingeborenen zu leibeigenen Knechten herabsanken, entstanden Lehne und Hinterlehne in mannichfachen Abstufungen. Aber so fest das auf das Schwert gegründete Recht der Lehnsherren im Lauf der Zeiten auch wurde, so wenig unterließ doch die Gesetzgebung seit acht Jahrhunderten sich mit der Verbesserung und Sicherstellung des Geschicks der kleineren Vasallen, Hintersassen und selbst der Leibeigenen zu beschäftigen, und alle zusammen, langsam, aber desto sicherer, zu einer immer höher und höheren Stufe der Cultur führend, machte sie aus den der Willkür willenlos hingegebenen Unterthanen vor dem Gesetz, aus Sclaven Bürger des Staates, welche um wohl erworbenen und ererbten Grund und Boden, kein fühlloser Häuptling aus barbarischen Zeiten mehr nach Gutdünken bringen kann. Nur in Schottland haben Englands Gesetze das Unrecht bis auf unsere Tage verewigt, und nicht der Eroberer, sondern der aus des Volkes Mitte gewählte Führer zur Vertheidigung volksthümlicher Freiheit, hat das Volk zum besitzlosen Sclaven gemacht. Daher ist es denn auch gekommen, daß während in Frankreich z. B. die Subsistenz der zinspflichtigen Hintersassen von Jahr zu Jahr sich besserte, sie im Gegentheil in Schottland immer schlechter ward, indem die brittische Gesetzgebung, als dieses Land unter sie kam, nur die Rechte bestätigte, welche mit denen Alt-Englands sich vereinen ließen. Und doch besteht eigentlich, wenn man zu der Quelle, aus welchen die gegenseitigen Verhältnisse in beiden Ländern (Frankreich und Schottland) stammen, zurückgeht, eine sehr wesentliche Verschiedenheit zwischen den französischen Vasallen und Hintersassen und denen in Schottland. Die Ersteren waren nämlich, obschon jetzt völlig freie Eigenthümer, ursprünglich entweder von den eindringenden Franken Ueberwundene und daher, nach damaligem Gesetz, Hörige, oder geradezu Sclaven, die von ihren Herren ein Stückchen Land zum Anbau empfingen, oder, wie wohl seltener, zwar ursprünglich freie Männer, die indeß zu Gunsten einiger Vortheile (als z. B. Schutz gegen fremde Bedrückung u. d. gl.) gestissentlich auf einen Theil ihrer Rechte verzichteten, und Schutzverwandte (Leudes) wurden, die dann für ein Stückchen vom Lehnsherrn empfangenes Land, oder eben für den Schirm, welchen der Lehnsherr ihrem ursprünglichen, freien Eigenthume angedeihen ließ, sich zu einigen Feudal-Diensten verstanden. In Schottland hingegen ist die Sache ganz anders. Der Gäle ist in den Gebirgen Schottlands, in den Highlands, nie überwunden worden. Als letzten Zufluchtsort seines Stammes, vertheidigte er die Schluchten und Felsen jener Gegend gegen jeden Angriff, und niemals ist das die übrigen Länder West-Europas bedrückende Feudal-System wahrhaft bei ihm eingeführt worden. Als freier Urbesitzer des frei erhaltenen Landes, brauchte er sich nie weder einem Eroberer noch einem Schutzherrn zu unterwerfen, und indem er sich aus eigener Mitte Führer wählte (Clans), schützte er sich selbst. Nie bestand daher zwischen ihm und dem, den er sich selbst zum Anführer im Kampf, zum Richter in Friedenszeiten wählte, die Verbindlichkeit, welche zwischen dem Lehnsherrn und Vasallen in andern Ländern Statt fand, und nur nach und nach, durch Mißbrauch der ihnen bedingungsweise übertragenen Macht, und durch juristische Verdrehung ursprünglicher Rechtsbegriffe brachten die Häuptlinge es dahin, den freien und unabhängigen Ur-Einwohner des eigenen Stammes aus einem Freund und Stammgenossen, erst zu einem Schutzverwandten, dann zum förmlichen Vasallen, dann zu einer Art unfreien Pächter auf ursprünglich eigenthümlicher Erde, zuletzt zu einem bloßen Tagelöhner oder Knecht zu machen, den man nach Gefallen fortschicken kann. Nie war der Graf von Southerland für Gäle etwas anderes, als der große Mann im Süden von Caithneß (der Mhoir-Fhear-Chattaibh, d. h. der von ihnen selbst gewählte Richter und Kriegsanführer), und dennoch sagt seine späte Enkelin, gestützt auf usurpirte, nie rechtlich selbst besessene Feudalrechte, jetzt die freien Urbewohner des Landes von der ihnen und niemand anders, gehörigen Erde. —

Daß bei einem, hinsichtlich der Cultur, noch im Zustande der Kindheit lebenden Volke keine geschriebenen Urkunden die wechselseitigen Rechtsverhältnisse aufbewahren, ist natürlich, aber schon der Name „Clan" zeigt das Verhältniß an, welches bei den Gäten zwischen dem Volk und seinen Häuptern besteht. Denn Claan oder Klaan heißt in der Landessprache Kind, und all ihre Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten u. s. w. beweisen, wie das Ganze ihrer Einrichtung auf die Tradition und Annahme gegründet ist, daß jeder Einzelne des Volkes Kind oder Glied der Familie ist, die, als Haupt eines Districtes, oben steht, und daß er also auch, eben als Familienglied, Theil an dem allgemeinen väterlichen Erbe hat. Gab nun diese auf die Verhältnisse der Verwandtschaft gegründete Einrichtung, dem als Vater oder Aeltesten betrachteten Oberhaupte folgerecht zwar die Macht, dem einzelnen, vielleicht unfügsamen oder — da das Ganze ursprünglich auf Vertheidigung gegen Feinde berechnet war — feigen Familienglieds den Antheil des allgemeinen Erbes zu entziehen, den er besaß, und es einem Würdigeren zu verleihen, so folgt doch hieraus noch nicht, daß dasselbe Verhältniß dem Obenstehenden das Recht gewährt, alle die, welche sich die Seinigen nennen, des Erbes zu berauben, das ihnen nach allen Rechten der Natur gehört.

Niemand anders hob aber selbst zuerst das patriarchalische Verhältniß zwischen den Oberhäuptern und dem Volke hier auf, wie die Oberhäupter selbst. Denn als im Lauf der Zeiten die Fortschritte einer sogenannten Cultur, und der Hang zum Luxus sich immer mehr ausbreiteten, verließen die Häuptlinge der Bergschotten die stillen Thäler ihres Landes und legten in Englands Städten mit der alterthümlichen Tracht ihrer Vorfahren auch ihres Volkes Gebräuche und Gesinnungen ab. Bald schwand aus ihrem Gedächtniß auch die Erinnerung des eigentlichen Verhältnisses zwischen ihnen und ihrem Volke; und indem sie durch neue Vertheilung der Tacks auf gewisse Jahre den schon als Vasallen betrachteten Gälen scheinbar eine Wohlthat erwiesen, usurpirten sie doch Rechte, welche ihren Vorfahren, den sogenannten großen Männern der verschiedenen Clans, nicht so allgemein zugestanden und von ihnen, vielleicht nur in einzelnen Fällen besonderer Art, ausgeübt wurden; ob übrigens dies allemal mit Recht oder Unrecht? steht bei dem Mangel an geschriebenen Ueberlieferungen dahin. Durch diese stille Usurpation einer Macht, die der gleicht, welche der Fürst auf seinen Domainen hat, verwandelten sie unmerklich den Besitz einer eigentlich unwandelbaren Rente in den ungemessenen Besitz des wirklichen Eigenthums des Bodens, und die harmlosen Bergbewohner, welche in ihrer kindlichen Anhänglichkeit und Einfalt diese furchtbare Umschmelzung nicht beachteten, ließen es sich nicht träumen, daß einst der Tag kommen könne, wo die von ihnen als Väter verehrten, unmenschlich und krämerisch genug gesinnt seyn würden, sie von der Erde, welche die Asche ihrer Vorfahren bewahrt, als heimathlose Flüchtlinge zu verjagen. Aber freilich mußte, eh dies geschehen konnte, auch der letzte Funke von Menschlichkeit und Ehrgefühl, von nationaler Gesinnung und Liebe zu den eigenen Landsleuten in der Brust derer verglommen seyn, die nicht allein aufgehört hatten, sich als Väter und Brüder der Stammverwandten zu betrachten, sondern auch aufgehört hatten, Schottländer zu seyn. Die niedrigste Habsucht mußte vorher die alte Treue und Anhänglichkeit, welche den Gäten charakterisirt, in ihrer Brust völlig ersticken, jenen guten Glauben und Treue, auf welchen die braven Hochländer hin vertrauend ihr Geschick nicht in die Hände Stammverwandter gaben; und der Menschenfreund muß wahrhaft bedauern, daß es Gesetze geben kann, die das erschlichene Scheinrecht Weniger zum Ruin eines ganzen Volkes bestätigen.

THE PATENT SELLING AGENCY, 166, FLEET STREET, E.C., offers for SALE, and reports on, Patents and Inventions of all kinds. Fee for Report, 5s. Sales effected, 5 per cent. Advances made on approved cases.

Patent Agency.—Mr. ALEXANDER MACLEAN, C.E., Patent Agent, 166, Fleet Street, E.C., undertakes the Preparation of Specifications, Drawings, and all Business connected with Patents, Designs, and Trade Marks, at Moderate Charges. Mr. MACLEAN has had many years' practical experience in the Drawing Office of Messrs. Penn and Son, Engineers, Greenwich, and is prepared to undertake the Mechanical Drawings for Inventions

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 213.

16. September 1822.

Ueber Popularität und Mysticismus in der Wissenschaft und im Leben.

Ein merkwürdiger Charakterzug unserer Zeit ist der Haß gegen alles Mystische, welcher so weit geht, daß mit dem Worte mystisch, Mysticismus häufig über Schriftsteller und Schriften, über Redner und Vorträge, über Leben und Lebensweise der Stab gebrochen wird. In dieser Hinsicht war die frühere, und noch mehr die alte Zeit der gerade Gegensatz: Man ehrte vormals das Mysterium, achtete den Unterschied zwischen Geweihten und Ungeweihten, und betrachtete die Sphäre der Priester und Gelehrten als ein für Ungeweihte (Laien) unzugängliches Heiligthum, welches von jenen zum Heil des Volks bewahrt und verwaltet werde. In Sachen der Religion hielt man sich allgemein an den Glauben, behandelte die Religion als Mysterium, die religiösen Wahrheiten und Gebräuche als übernatürliche Dinge, demnach als göttliche Geheimnisse, an welchen man nur durch Andacht (Erhebung des Gemüths zum Uebersinnlichen) und Glauben (unmittelbare Ueberzeugung) Antheil nehmen könne. — Wie ganz anders ist das jetzt! Kaum der gemeine Mann begnügt sich noch mit dem Glauben. Wissen will man, begreifen; Erkenntniß verlangt man, Aufklärung über Alles, auch über die höchsten Wahrheiten. — Der Zeitgeist fordert, daß das Reich der höhern Wissenschaften nicht mehr einem verschlossenen Park gleiche, zu welchem nur der Fürst und der Adel den Schlüssel besitzen, sondern daß es ein öffentlicher, jedermann zugänglicher Garten sey. Was man dem Gelehrten noch als Eigenthum einräumt, ist die gelehrte Form, die Methode der Schule — ein Ding, um das man ihn zu beneiden wenig Ursache haben kann. Daher die gegenwärtig immer lauter und dringender werdende Forderung der Popularität im Vortrag wissenschaftlicher Gegenstände, daher das unverkennbare Streben eines Theils der Gelehrten, dieser Forderung zu entsprechen, daher der zunehmende Haß gegen alles Dunkle in philosophischen Schriften, was man aber zu voreilig, ohne billige Rücksicht und Unterscheidung, mit dem Schimpfnamen des philosophischen Mysticismus belegt.

Dieser große und auffallende Unterschied im Charakter der Mitwelt und Vorwelt, der neuen und alten Zeit ist allerdings im Entwickelungsgange des Menschengeschlechts gegründet, welches, nach dem allgemeinen Gesetz seiner Entwicklung oder Geschichte, vom Niedern zum Höhern, vom Gemüthlichen zum Geistigen (Intellectuellen), von der Herrschaft des Instincts zum freier, selbstbewußten Handeln, vom Dunkel des Glaubens und der Ahnung zum Licht des Wissens und der Erkenntniß, vom Geheimniß also zum Aufschluß des Geheimnisses in der Wissenschaft fortschreitet und aufsteigt. — Der noch stattfindende Uebergang von der Herrschaft des Glaubens zur Regierung der Wissenschaft ist durch Extreme und durch den Streit der Gegensätze bezeichnet. Während die eine Partei auf Rückkehr zur alten Welt des Glaubens und der Andacht und zu dem damit harmonirenden Cultus, wie zu der entsprechenden Einfalt der Sitten dringt, indem sie alle Wissenschaft in göttlichen Dingen verwirft und läugnet, läßt die andere nur das Wissen gelten, erklärt alles Mysterium für Hirngespinst (oder doch für etwas, das außer dem Bereiche der Menschheit liegt), alles Dunkle (wie es ihr erscheint) für mystische Form, stempelt, ihrer Ansicht gemäß, Glauben und Ahnung zu Aberglauben und Vorurtheil um, und nennt die Andacht Frömmelei. — Der wahre Standpunct aber ist von Extremen gleichweit entfernt, indem er beide Sphären (die des Glaubens nämlich und des Wissens) nach ihrem Werthe schätzt, in beiden die höhere Wahrheit, die Offenbarung Gottes, nur in verschiedenen Formen oder auf verschiedenen Stufen der Menschheit erkennt.

So viel zur Einleitung in eine unparteiische Untersuchung folgender Fragen: 1) In wieweit sind die jetzt so gewöhnlichen Klagen über Mysticismus in der Wissenschaft gegründet und gerecht? 2) In wiefern ist die Forderung der Popularität an die Schriftsteller über philosophische Gegenstände billig und vernünftig und — kann durch populären Vortrag allein der Mysticismus in der Philosophie gehoben werden? 3) Ist aller Mysticismus verwerflich, oder müssen wir einen wahren, in der Natur der Dinge oder des Menschen gegründeten, von einem falschen Mysticismus unterscheiden?

Wir legen der Untersuchung folgende Sätze zum Grunde, deren Wahrheit schwerlich in Zweifel gezogen werden dürfte: a) Es gibt in der Geisterwelt, wie in der Natur, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungsstufen, welche theils von der Ungleichheit der Anlagen, theils von der Verschiedenheit der Verhältnisse für die Ausbildung der Anlagen (Erziehung) abhängt. Diese Stufenverschiedenheit — ist selbst innerhalb des Lehrstandes noch sehr groß. Zwischen der gewöhnlichen Bildung eines Landschullehrers und der eines berühmten

Das Wahre und echt Wissenschaftliche kann keine Ursache haben, sich zu verstecken; es offenbart sich jedem gern, der es angelegentlich sucht, und der das Talent und die Bildung hat, es in sich aufzunehmen; wo aber beides fehlt, da findet es natürlich keine Stätte.

Man hat also Unrecht, den Mysticismus der philosophischen Schriften allein in der Terminologie zu suchen. Ohne alle Terminologie kann man über wissenschaftliche Gegenstände nicht anders als weitschweifig schreiben. Darum hat jede Wissenschaft ihre Terminologie, und niemand beschwert sich darüber, daß man z. B. um Botanik zu studiren, sich mit der Terminologie dieser Wissenschaft bekannt machen muß. Wäre es also wohl billig, zu verlangen, daß allein die Philosophie, d. h. die Wissenschaft der Wissenschaften, ohne Terminologie seyn solle? Wer nur für die Ideen und Begriffe, welche in der Philosophie durch Kunstwörter bezeichnet werden, die gehörige Vorbereitung und Reife des Geistes mitbringt, der wird mit der Terminologie schon fertig werden; denn wirklich gehen unsere besten Philosophen — weil sie gern Vielen verständlich werden mögen, — mit diesem Apparat sehr haushälterisch um. Auch sie wollen, daß das Reich der Wissenschaften einem öffentlichen Garten gleiche, daß, wo möglich, auch sein innerstes Heiligthum recht Vielen offenbart werden möchte. Aber es verhält sich hier wie mit jedem öffentlichen Kunstgarten: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählet. Jeder findet darin nur so viel Befriedigung, als seiner Bildungsstufe entspricht; für die Menge herrscht darin, mehr oder weniger, ein Mysticismus, den sie nicht zu durchschauen vermag, und nur die Geweihten, hier nämlich die Kunstsinnigen und die wissenschaftlichen Botaniker, finden im Anschauen des schönen, planvollen Ganzen und in der Betrachtung der einzelnen Seltenheiten den vollen Genuß.

Es ergibt sich hieraus, in wie weit diejenigen Recht haben, die man sagen hört: „Warum schreibt ihr Herren denn nicht so, daß man euch verstehen kann, daß ein ehrlicher Mann mit gesundem Verstande wissen könne, was ihr wollt? Sollte nicht jede Wahrheit, die nicht ausschließlich den Gelehrten, sondern die Menschheit interessirt, so gegeben oder gestellt werden können, daß sie von jedem Menschen, der nicht zu beschränkten Verstandes ist — aber auch kein Gelehrter sey — gefaßt und verstanden werden könne?" — Das ist leicht gesagt, aber mehr gehört dazu, um zu wissen, daß zwischen Verstehen und Verstehen ein großer Unterschied sey. Anders versteht oder erkennt der Gelehrte (als Philosoph), anders der Laie (als Dilettant). Jene erkennt und lehrt die Gegenstände (Ideen, Begriffe und deren Verhältnisse) als Wahrheiten durch Construction, d. h. durch die Darstellung in einem organischen Zusammenhange von Wahrheiten, oder durch die Nachweisung der aufgestellten Vernunftwahrheiten in den ihnen entsprechenden Erscheinungen (empirischen Wahrheiten). Und so erscheinen die construirten Wahrheiten auch jedem Leser oder Zuhörer, der der Construction zu folgen vermag, im Lichte der Wissenschaft, welches vollkommene Ueberzeugung gewährt. Aber der Zusammenhang der Wahrheiten ist groß, die Einsicht in den Zusammenhang durch ein langes Studium bedingt, und da jede Wissenschaft ein Organismus von Wahrheiten ist durch deren gegenseitige Beziehung, und da wiederum jede Wissenschaft mit andern verwandten Wissenschaften organisch zusammenhängt, so daß zur vollständigen Kenntniß einer jeden auch die Kenntniß ihrer Verwandten erfordert wird: so ist schon daraus klar, wie viel dazu gehöre, um die Construction einer Wahrheit zu verstehen. Der Laie muß sich also begnügen, die Wahrheiten außer dem Zusammenhange, wenigstens dem lückenlosen, mithin unvollständig zu erkennen, und den Mangel der wissenschaftlichen Einsicht muß er — wenn er dazu geeignet ist — durch richtiges Gefühl (Takt), also mehr durch Glauben und gleichsam durch einen Instinkt des Verstandes und der Vernunft ersetzen. — (Man nehme z. B. den Satz [die Wahrheit]: der Mensch ist Mikrokosmus im Mikrokosmus [kleine Welt in der großen Welt]. Die meisten verstehen ihn gar nicht, weil ihnen zu den Worten des Satzes die Ideen fehlen; Viele halten ihn wohl für eine poetische Floskel; der fähige Kopf unter den Dilettanten wird seine Wahrheit mehr oder weniger unvollständig erkennen; nur allein der Gelehrte kann ihn wissen, wissenschaftlich erkennen, aber es gehört dazu nicht weniger, als vertraute, lückenlose Bekanntschaft mit den Lehren der höhern Naturwissenschaft und Psychologie, und außerdem wenigstens empirische Kenntniß der besondern Naturwissenschaften, namentlich der Physik und Physiologie).

Darum muß man nicht vergessen, daß die Popularität ihre Grenzen hat, und in der Natur der höhern Gegenstände des Wissens ihre Schranke findet. — Es wird zugegeben, daß nicht jeder Gelehrte die Gabe der deutlichen Darstellung in vorzüglichem Grade besitzt, und daß durch Mangel an Methode, an Klarheit in der Darstellung die Dunkelheiten in manchem philosophischen Werke zum Theil verschuldet werden. Aber Popularität ist darum keineswegs der einzige Schlüssel, durch welchen das Heiligthum der Wissenschaften aufgeschlossen wird, und da, wo es an Empfänglichkeit für Ideen und Wahrheiten fehlt, auf deren wissenschaftliche Entwickelung es ankommt, kann alle Kunst der Popularität kein Licht geben. Bildung also ist der Hauptschlüssel für den Leser, nach welchem er trachten muß; durch Bildung erwirbt man sich höhere Bildung. „Wer hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe." — Um einen philosophischen Schriftsteller zu verstehen, muß man sich der Bildungsstufe desselben möglichst annähern. Denn bist du nur wenige Stufen unter ihm gestellt, — leicht hebt er dich zu sich herauf, und seine Aussicht, sein Gesichtskreis ist auch dir eröffnet; stehest du aber zu tief, so kann er dich nicht erlangen, dir nicht nachhelfen, und er selbst erscheint dir nothwendig in einen Nebel gehüllt, der dir seine ganze Sphäre verdüstert und diese für dich zum Mysterium macht. — Was wäre denn die Wissenschaft für ein flaches Ding, wenn es weiter nichts bedürfte, als ihr ein bekanntes Kleid anzuziehen, oder einen gebräuchlichen Anstrich zu geben, um von jedermann erkannt und begriffen zu werden! — Das Streben nach Theilnahme am Wissenschaftlichen unter den verschiedenen Ständen ist lobenswürdig, und könnte zu einem mächtigen Hebel werden, um wahre Bildung unter allen Ständen verhältnißmäßig zu verbreiten, wenn man die Beihingung zu dieser Theilnahme nicht häufig zu leicht nähme. Wissenschaftliche Erkenntniß, das Verstehen wissenschaftlicher Vorträge fordert einen Verstand von höherer Bildung, der ein taugliches Organ für die Vernunft — das Vermögen für das Uebersinnliche — seyn könne. Wem der Umgang mit den Wissenschaften diese höhere Verstandes-Bildung nicht gewährt, der ist auch nicht für Wissenschaft geeignet. Wer in dem Vorurtheil festgerannt ist, er bedürfe nur des gemeinen Verstandes, um durch die Welt der Wissenschaft zu kommen, wer bei diesem schwachen Lichte auch im Heiligthum der Philosophie deutlich schauen zu können wähnt, der wird es nicht weit bringen, und während er, sich selbst täuschend, in der Tiefe zu seyn glaubt, wird er sich um kein Haar breit von der Oberfläche entfernen, auf welche ihn sein Wahn (der seine Bildungsstufe bezeichnet) für immer gebannt hat. Dieser Wahn spielte von je her in der gelehrten Welt eine sehr laute Rolle, indem es nie an Bürgern derselben fehlte, welche die Oberfläche für die Tiefe halten, von deren wahrer Beschaffenheit sie keine Ahnung haben. Begreiflich also, daß diese Herren überall, wo sie auf wirkliche Tiefe stoßen, sogleich über Mysticismus schreien, und sich berufen fühlen, ihren Witz dagegen spielen zu lassen. Denn es ist dem Menschen natürlich, den Grund eines Uebels (hier des Nichtverstehens) außer sich zu suchen, — und wer

sich zu einem Stande bekennt, glaubt, als Mitglied desselben, an allem Theil nehmen zu können, was innerhalb dieses Standes lebt und webt. Wer will es ihm also verdenken, wenn er nichts über sich sehen will, und wie sollte es ihm glaublich seyn, daß Andere neben ihm, die doch nur seines Standes sind, in einer Sphäre leben könnten, die so weit über ihm wäre, daß er nicht einmal einen Begriff davon hätte? — Hier also die Hauptquelle der heutigen Klagen über Mysticismus in der Wissenschaft *). (Der Beschl. folgt.)

*) Wie dürfen stolz darauf seyn, wenn die Franzosen sich über den Mysticismus unserer Philosophen aufhalten, und es soll unsere Eifersucht nicht rege machen, wenn die ihrigen in keiner Hinsicht Mystiker sind. — Was leicht zu durchschauen ist, hat keine Tiefe, und darum wollen wir sie um ihre Klarheit nicht beneiden; was keine Tiefe hat, dehnt sich desto leichter in die Breite aus, und daher kommt es, daß die philosophische Bildung unter den Franzosen allgemeiner verbreitet ist, als bei uns — ein Vorzug, den wir ihnen zugestehen müssen. — Wir kommen nur langsam zu diesem Ziel, aber das Ziel ist auch schwerer zu erreichen, und die Erreichung wird desto mehr Ehre bringen.

Anmerk. des Verfassers.

Aus Italien.

Wenn die Industriecomptoire und die philanthropischen Buchhändler Deutschlands nicht nächster Tage für eine Uebersetzung von Melchiorre Gioja's Werk: Dell' ingiuria, dei danni, del soddisfacimento e relative basi di stima avanti i tribunali civili (Milano Pirotta 1821, zwei Octavbände für das Spottgeld von 6 Liren) in einer Tauchnitzschen Ausgabe sorgen, so haben sies bei ihrem Vaterlande und ihrem Gewissen zu verantworten. Das werden die Postmeister, Gastwirthe und was sonst von Reisenden lebt, ihnen klärlich, besonders ex titulo lucri cessantis, vorrechnen. Eine Skizze seiner ersten Grundsätze wird diese Behauptung darthun. Wie in der guten alten Zeit jede Magisterdisputation mit dem Satze anfing, daß ein Ding nicht zugleich seyn und auch nicht seyn könne, so hebt Hr. Gioja mit der Vorklage aller auftretenden Systemphilosophen an, daß die Lehre, die er geben will, die Lehre vom Ersatz, sehr willkürlich behandelt werden sey. Nur wo man mit Cirkel, Winkelmaas und Sonde einen Schaden am Leibe nachweisen konnte, fand Ersatz statt. Mehr ins Innere geht Hr. Gioja. Ihm gilt es, selbst für alle die krampfhaften Zusammenziehungen und Erweiterungen des Herzens, wenn ein geliebtes Leben bedroht oder zerstört ist, eine ausreichende Entschädigungssumme auszufinden. Nach welchem Satze? man höre:

„Die Seele braucht Gefühle, wie der Körper Speisen. Die Gefühle würzen die zeitlichen, irdischen Güter: sie geben diesen erst Werth und unterscheiden vom lieben Viehe den Menschen."

„Wenn ein Vater am magern Tische sitzt, neben dem Frauchen, von lieben (ungezognen?) Kindern umgeben, so geht ihm dies Behagen, dieses Glück weit über die besten Bissen der frères provençaux und über frischdampfende Fratscheln. Wer in den Landauer springt, nach einem Abschiede aus dem älterlichen Hause, hats auf die Wange geschrieben, wie bewegt er ist. Wie heiß auch die Neigung der Braut zu dem eben angetrauten Gemahl ist: doch schreitet sie nur mit niedergeschlagnen Augen über die Schwelle des Vaterhauses und nur mit Thränen reißt sie sich aus den Armen der Mutter. — Die Familiengefühle sind ein Schatz sich erneuernder, angenehmer Empfindungen; von Empfindungen, die 1) das Gefühl der persönlichen Sicherheit erhöhen; 2) die Lasten des Lebens versüßen; 3) die Freuden verdoppeln; 4) der Langenweile oft den Weg versehen; 5) das Bedürfniß der Liebe aufnähren, jenes Bedürfniß, das beim Menschengeschlechte erst mit dem Tode aufhört.

Um sich das Behagen solcher Familiengefühle zu verschaffen, opfert der Mann wirkliche, tastbare, wesentliche Güter auf; schickt in die Apotheken, wenn die Kinderchen husten, und kauft bleierne Soldaten, damit sie sich gefallen ꝛc. — — — Folglich: wenn im Falle eines Mordes Recht ist, der Familie Ersatz aus dem Rechtsgrunde des ausgebliebnen Gewinns zu geben, so ist es noch weit mehr Recht, ihr einen aus dem Rechtsgrunde nicht befriedigter Gefühle zuzugestehn. Denn wie der Querschnitt durch einen Hauptnerven unersetzlichen Verlust der Empfindung und Bewegung in den untern Theilen, in die er sich verästet, hervorbringt, so wirkt der Tod eines Familiengliedes, wenn die Gefühle in der höchsten Steigerung sind, den Tod für die andern, oder zwingt sie zum Selbstmord."

„Führt also der höchste Grad des Seelenschmerzes den Tod herbei, so stört ein minderer, wie ein langsames Gift, den Seelenhaushalt, und verursacht gewöhnlich 1) Mangel an Eßlust und Nachtwachen; 2) Abnahme der Körperkräfte; 3) Unlust zur Arbeit; 4) Unempfänglichkeit für die gewöhnlichen, sowohl einsamen als geselligen Lebensgenüsse; 5) Schwäche und Unregsamkeit in dem geistigen Vermögen; 6) Krankheiten, die oft das Leben verkürzen. Diese sechs Wirkungen stehen dem lucrum cessans gleich und den beachtenswerthesten Nachtheilen, die daraus hervorgehen."

„Das beste Hülfsmittel für Seelenleiden sind, wie Alle wissen, Reisen (hört ihn?). Aber Reisen kosten Geld."

„Folglich, ist der Mörder gehalten, die Kosten dieses Herstellungsmittels an jedes Mitglied einer Familie zu bezahlen, das des Seelenschmerzes fähig ist; so wie er ihr das Pflaster und die Medicin hätte bezahlen müssen, hätte er jenes nur braun und blau geschlagen." — — Die neuere Gesetzgebung nimmt zwar keine Notiz von Schmerzen, die nicht am Leibe nachweißlich sind; aber das ist gerade so, als wenn man dem Dieb seinen Raub abjagt, wenn er zur Thür einbricht, und den Raub ihm läßt, wenn er zum Fenster einsteigt. Schmerz an Leib und Seele ist ein Raub am Glücke: er ist eine gesetzwidrige, das gemüthliche Behagen vernichtende Störung: nur daß der erstere sich durch die fünf Sinne, der andere durch die Herzenspulsadern einschleicht." „Die Genugthuung für die Verwandtschaft muß sonach der Dauer und Innigkeit des Seelenschmerzes entsprechen."

„Wie lange schmerzt aber eine verwundete Seele?" Um es kurz zu machen, bei Frauen acht sächsische Fristen lang und fünf Tage (Wie hat sich der Spötter Lafontaine mit seiner Witwe von Ephesus verrechnet!). „Und wie tief?" C'est selon. Eheliebesleute nach Hrn. Gioja am tiefsten, am mindesten Geschwister, besonders Brüder. — Genug, um auf ein Buch aufmerksam zu machen, das in Zeiten wie die unsern, wo man die Menschen so gern mit aller Gewalt glücklich macht, nicht übersehen werden darf. Der Vers. hätte eine Statue im Sacello jeder Gaststube verdient:

Ex. A. CAVPONN. ET. ICTORVM

In Mailand, beim Buchdrucker Visai in den drei Königen, erscheint eine Raccolta di poemetti didascalici originali o tradotti, wovon in diesem Jahre das 4te Bändchen ausgegeben worden ist. Die hier gegebnen Gedichte haben für die Freunde der italienischen Literatur dadurch höheren Werth, daß Nachrichten über die Lebensumstände der Vers. vorausgehen. Der letzte Band enthält il Canapajo von Girolamo Baruffaldi; la Caccia della lepre vom Gr. Lorenzo Tornieri; la Coltivazione dei cedri von Jos. Nicolini, aus Brescia; della natura poetica vom Gr. Marenco di Castellamonte, und die Vigna vom Abate Antonio Pelizzari. Fürs Zimmer, für den Garten, für die Ideen- und Hasenjagd findet man in dieser Auswahl Unterhaltung; man darf ihr daher glücklichen Fortgang versprechen. 44.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 214.

17. September 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

1. Minerva.

Die schwergepanzerte Göttin Pallas mit Helm, Aegis und Schild — denn so erscheint sie auf dem Titelkupfer — ist, wunderbar genug, allen den leichtfüßigen und geflügelten Amoretten, Grazien, Musen und andern Schutzpatroninnen der Almanache und Taschenbücher des künftigen Jahres vorausgeflogen, und tritt schon mit dem Anfange des Augusts in vollem Ornate aus der Fleischerschen Verlagsoffizin heraus, ein glückliches Neujahr wünschend, während das alte uns noch fünf Monde lang unglücklich machen kann. Ich sehe es kommen, daß der Buchhandel eine neue Zeitrechnung begründet; denn, wenn eine schwere Minerva von 1823 den ersten August 1822 ihren langen Weg von Schriftstellerpulten zu Redacteurtischen, Zeichenbrettern, Kupferplatten, Preßbengeln und Buchbinderspähnen ohne Erschöpfung zurückgelegt hat, warum könnte nicht eine leichte Iris oder Aurora, oder die flüchtige Liebe denselben Weg um sechs bis sieben Monate früher vollenden? dann liefe der Buchhandel gerade um ein Jahr dem gewöhnlichen Zeitlaufe voraus, und natürlich die Literatur auch mit, so daß dadurch, andrer Vortheile zu geschweigen, alle unsre beliebten Almanachsschriftsteller — ein Clauren, Schilling, Laun u. s. w. — zu sehr bedeutenden — ein Jahr besteht aus zwölf Monaten — Vorläufern der Zeit würden. Die Cultur Deutschlands würde zweifelsohne aus einer solchen Zeit-anticipirenden Buchhändlerära mehr Vortheile schöpfen, als eine Einleitung zu einer Recension für das Literarische Conversations-Blatt anzuführen und zu würdigen berufen ist. Wir wenden uns also zur Minerva zurück.

Auf dem Titelkupfer sitzt die Patronin der Kunst und dräut uns, ja uns Recensenten ganz besonders, mit dem Gorgonenhaupte auf ihrem Schilde, und in der Kupfererklärung, welche Herr W. Blumenhagen geliefert hat, heißt es sogar, sie dräue sinnvoll. Ueberhaupt scheint es die Minerva dieses Jahr auf uns Recensenten und Kritiker abgesehn zu haben. Denn auf dem sechsten Kupferblatte bekömmt einer von uns Prügel mit der Peitsche und hat eine Art Eselsohr, wenn der Kupferstecher sich nicht verzeichnet hat, und auf dem siebenten stürzt ein Andrer unsrer Zunft, als Fuchs dargestellt, eine Taube, worüber ein Kind erbärmlich schreit. Wir können und — müssen nun einmal viel vertragen lernen, und nehmen es dem Taschenbuche Minerva daher auch nicht übel, daß es sich aus den Göthischen Gedichten zu seiner diesjährigen Bildergallerie zwei Spöttereien gegen uns ausgewählt hat, besonders da gerade diese beiden Blätter in Zeichnung und Stich ohne Streit die besten des ganzen Taschenbuchs sind. Sehr verunglückt ist dagegen das Bildchen zu dem Gedicht: Die Nektartropfen. Wer mag aber auch einen so unbildsamen Gegenstand für den Zeichner ausgesucht haben? — Minerva, wie eine Equilibristin, heranschwebend mit übermenschlich eingebogenem Rücken, schüttet weiße Fasern, Bolzen, oder, wie das Gedicht behauptet, Tropfen, aus einer Schale auf die Erde, und unten kriechen eine große Spinne und ein kleiner Biber, und flattern zwei schmetterlingsartige Thierchen, wovon das eine wohl die Biene vorstellen soll, um zwei helle Sterne im Grase. Die übrigen Darstellungen, alle von Ramberg gezeichnet, illustriren den Rattenfänger, die Epigramme: Philomele und: der neue Amor, und das Hochzeitlied: Wir singen und sagen vom Grafen so gern ꝛc.

Wir gehen zu den Beiträgen der Schriftsteller über. Zur Einleitung eine pompöse Erklärung des Titelkupfers, von dem Herrn W. Blumenhagen, die Böttiger's vormalige Aufsätze in diesem Taschenbuche sehr fühlbar vermissen läßt, und die gelehrte, witzige und urbane Darstellung des Vorgängers durch rhetorischen Prunk schlecht ersetzt.

Herzlich willkommen heißen wir zwei Briefe von Friedrich Heinrich Jacobi, kostbare Reliquien! Der eine Brief, an Wieland gerichtet, vom 27sten October 1772, enthält eine Kritik über den Agathon, und zwar zunächst über die Moral dieses Romans. Die sogenannte moralische Kritik ist in Deutschland verrufen, und nicht mit Unrecht, wenn man das darunter versteht, was engherzige Mittelmäßigkeit daraus gemacht hat, um das Genie, das sie nicht zu fassen vermag, zu verlästern, z. B. jene moralische Kritik, die in England einen Family-Shakspeare ans Tageslicht gefördert hat, in welchem, zum Nutzen und Frommen anständiger Familien, und besonders deren weiblicher Glieder, alle Anstößigkeiten und Rohheiten des Dichters getilgt sind. Um sich mit der moralischen Kritik auszusöhnen, lese man diesen Brief Jacobi's. Wir können nicht unterlassen, eine treffliche Stelle über Kritik im Allgemeinen hier auszu-

Gesetz. Die Frist beträgt drei Monate. Sie beginnt mit dem Tage, an welchem der Beschwerdeführer von der Verletzung Kenntnis erlangt hat, spätestens aber mit dem Tage, an welchem die Verletzung eingetreten ist. Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 2 erhoben, so beginnt die Frist mit dem Tage, an welchem der Beschwerdeführer von der Verletzung Kenntnis erlangt hat, spätestens aber mit dem Tage, an welchem die Verletzung eingetreten ist.

(2) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 1 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(3) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 2 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(4) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 3 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(5) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 4 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(6) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 5 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(7) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 6 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(8) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 7 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(9) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 8 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(10) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 9 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(11) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 10 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(12) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 11 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(13) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 12 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(14) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 13 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(15) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 14 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(16) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 15 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(17) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 16 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(18) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 17 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(19) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 18 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(20) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 19 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(21) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 20 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(22) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 21 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(23) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 22 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(24) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 23 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(25) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 24 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(26) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 25 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(27) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 26 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(28) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 27 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(29) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 28 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(30) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 29 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(31) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 30 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(32) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 31 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(33) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 32 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(34) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 33 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(35) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 34 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(36) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 35 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(37) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 36 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(38) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 37 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(39) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 38 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(40) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 39 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(41) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 40 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(42) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 41 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(43) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 42 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(44) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 43 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(45) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 44 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(46) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 45 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(47) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 46 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(48) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 47 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(49) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 48 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(50) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 49 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(51) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 50 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(52) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 51 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(53) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 52 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(54) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 53 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(55) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 54 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(56) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 55 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(57) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 56 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(58) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 57 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(59) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 58 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(60) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 59 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(61) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 60 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(62) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 61 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(63) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 62 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(64) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 63 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(65) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 64 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(66) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 65 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(67) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 66 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(68) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 67 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(69) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 68 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(70) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 69 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(71) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 70 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(72) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 71 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(73) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 72 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(74) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 73 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(75) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 74 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(76) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 75 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(77) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 76 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(78) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 77 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(79) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 78 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(80) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 79 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(81) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 80 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(82) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 81 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(83) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 82 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(84) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 83 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(85) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 84 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(86) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 85 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(87) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 86 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(88) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 87 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(89) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 88 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(90) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 89 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(91) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 90 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(92) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 91 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(93) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 92 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(94) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 93 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(95) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 94 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(96) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 95 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(97) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 96 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(98) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 97 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(99) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 98 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(100) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 99 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(101) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 100 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(102) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 101 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(103) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels 13 Absatz 2 Satz 102 erhoben, so ist sie nur zulässig, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß er sich vergeblich an die Gerichte gewandt hat. Dies gilt nicht, wenn der Beschwerdeführer nachweist, daß ihm die Anrufung der Gerichte nicht zumutbar war.

(104) Wird die Beschwerde auf Grund des Artikels

pach auf diesem Wege hingerathen? — Auch seine neueste dramatische Arbeit, die Königinnen, trägt einen ähnlichen Charakter; und wir möchten ihm und andern unberufenen Todtenbeschwörern der neuesten Literatur zurufen, was er selbst zum Eingange seines Mährchens sagt:

Laßt sie schlafen in dem engen Schrein!
Fäulniß könnt ihr rufen aus den Gräften,
Um des Lebens Blüthen zu vergiften u. s. w.

Die Freundschaftlichen Briefe von Karoline Pichler mögen die erschreckten und erzürnten Leserinnen wieder mit der Minerva versöhnen, und sie können es.

Mensch, Schicksal und Glaube. Von W. Blumenhagen. Eine Erzählung aus den Zeiten der Reformationsunruhen in Hannover. Sie ist mit Geschick entworfen und hat manchen neuen Zug in ihren freilich nicht überall scharf ausgezeichneten Charakteren, auch manche überraschende Scene, manche ungewöhnliche Verknüpfung und Lösung der Verhältnisse und Begebenheiten, so daß sie das Interesse des verwöhntesten Almanachslesers, der auf der ersten Seite gewöhnlich schon den Inhalt der letzten erräth, wohl bis zum Schlusse fesseln mag. Das modisch Alterthümelnde im Styl wollten wir hingehen lassen, wenn mehr Haltung darin wäre, und das Moderne nicht gar zu oft mit seiner Weisheit und Unüberschwänglichkeit durch die naive Einfalt und Unschuld des Alten hervorbräche. Die topographisch genaue Scenerie und der geschichtliche Hintergrund geben dem Ganzen jedoch einen festeren Charakter und eine ruhigere Farbe, als die Fabel sonst durch sich selbst gewonnen haben würde.

Liebespossen, eine Erzählung aus zwölf gegebenen Wörtern. Von van der Velde. — Schriftstellerpossen, möchten wir sagen, welche wohl die Gesellschaft, in der die Wörter gegeben seyn mögen, angenehm beschäftigen könnten, besonders, wenn die Erzählung aus dem Stegreif gemacht worden wäre — aber des Druckes kaum werth. Damit wollen wir aber nicht etwa sagen, diese Erzählung sey überhaupt das Unbedeutendste oder Verwerflichste in der Minerva; wir meinen nur: als eine Arbeit von einem der besten deutschen Erzähler ist sie keiner Erwähnung werth.

Feenliebe. Sage in Romanzen. Von Fr. Krug von Nidda. Die bekannte schöne Fabel von dem britannischen Ritter Lanval und seiner Fee, überaus manirirt in Verse gebracht, ohne bedeutende poetische Zugabe oder sonderliches Geschick in der Auswahl und Zusammenstellung der einzelnen Bilder und Scenen zu Romanzen.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Eine Erzählung von L. M. Fouqué. Sie spielt in der neuesten Zeit, ist ziemlich einfach und klar und spricht des Verfassers fromme und loyale Gesinnung in den Reden und Thaten der meisten darin auftretenden Personen aus. Die begeisterten Erinnerungen aus dem heiligen deutschen Befreiungskriege, aus dem die beiden Helden der Erzählung eben so warm zurückkommen, als Andre ausgegangen sind, abgerechnet, sehen wir z. B. wie zwei junge Reisende, ein Graf und ein Candidat, in Italien freiwillig Theil nehmen an dem Kampf der Legitimität gegen die Rebellen, und dann, gewiß zum großen Erstaunen der legitimen Macht, unter der sie am Vesuv gedient haben, zu dem griechischen Freiheitskampfe hinüberziehen nach der Moldau, und dort in die heilige Schaar des Fürsten Ypsilanti eintreten, jedoch, wohl zu merken, nachdem sie sich zuvor Erlaubniß dazu von ihrer Landesobrigkeit ausgewirkt. (Siehe S. 334).

Die Gedichte von Otto Grafen von Haugwitz schweben zwischen Lob und Tadel, wie so Vieles in der deutschen Poesie, das von zehn zu zehn Jahren anders klingt, je nachdem der Ton der großen Vorsänger aus einer neugeöffneten Quelle emporquillt und die ganze Nachbarschaft berieselt.

Die Ausgewanderten. Novelle von Fr. Jacobs. Sie ist, versteht sich, nach den Briefen von Jacobi, der schönste Beitrag der diesjährigen Minerva. Die Grundzüge der Fabel sind nicht eben neu und bedeutend: ein ahnenstolzer französischer Graf aus der letzten Periode des Königthums, heftig und unbeugsam, beleidigt einen bürgerlichen Officier, einen Freund seines Hauses, verweigert ihm Genugthuung, und da dieser sie erzwingen will, weiß sich der mächtige Aristokrat einen Verhaftbefehl gegen den Unschuldigen zu verschaffen. Rosalie, die schöne Tochter des Grafen, die an den Officier durch das Band der reinsten Liebe geknüpft ist, rettet den Verfolgten durch einen Brief, in dem sie ihn von der Gefahr benachrichtigt, die ihm droht. Der Vater entdeckt den Verrath der Tochter, sie entflieht mit ihrem Geliebten über den Rhein, und dort siedeln sich die Gatten in der Maingegend, als Gutsbesitzer, an. Unterdessen bricht die Revolution in Frankreich aus, und wer zweifelt nun noch daran, daß der alte Graf, als Emigrirter, in das Haus seiner Kinder und Kindeskinder verschlagen wird, und gegenseitige Vergebung und Versöhnung nicht lange ausbleiben kann? — Dennoch gewinnt diese Erzählung durch eine geschickte, feine und charakteristische Darstellung unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme und ergreift in einzelnen Momenten unser Herz.

Rosenkranz. Zwölf Sonette von Fr. Jacobs. Gemachte Waare, aber, als solche, elegant und gediegen genug.

Agrionien für das Jahr 1823, gesammelt von Theodor Hell. Darinnen Charaden, Logogryphen, Räthsel ꝛc. von Müller, Richard Roos, Agnes Franz ꝛc. und von dem Sammler. Von diesem unter Andern eine wildgewordene Charade d. h. eine crasse Schmeichelei gegen Arthur von Nordstern. Da diese Ephemeren ihre schärfste Kritik — die meisten ihr Todesurtheil — nämlich ihre Auflösung gleich hinter sich haben, so haben wir nicht nöthig, sie genauer zu mustern.

Jr.

Ueber Popularität und Mysticismus in der Wissenschaft und im Leben.

(Beschluß aus No. 215.)

Und welcher Mysticismus kann hier gemeint seyn? Jene Herren meinen den formalen, der nur in mystischer Form bestehtz wir aber meinen den subjectiven (relativen), der nur in ihrer Bildungsstufe seinen Grund hat. — Von einem objectiven Mysticismus in der Wissenschaft darf überall nicht die Rede seyn. Denn was wirklich wissenschaftlich ist, macht eben den Gegensatz (das Widerspiel) des Mystischen. Es ist das Wesen und Wirken der Wissenschaft, das Mysterium aufzuschließen, aufzulösen, doch alles, was bisher noch dunkel und geheim (mystisch) im Leben war, nur noch im Glauben, in der Ahnung ruhte, ans Licht des Wissens zu ziehen, zum deutlichen Erkennen zu erheben. Was also mystisch seyn konnte in der Wissenschaft, wäre nun das, was in ihr noch nicht wissenschaftlich ist, noch nicht von ihr ergriffen, durchdrungen und bearbeitet werden konnte. Das Mystische ist also außerhalb der Wissenschaft und schließt sich von Schriften über wissenschaftliche Gegenstände von selbst aus, oder kommt nur darin vor, insofern es bekämpft wird. Wer also in einem Werke von wissenschaftlicher Tendenz und Bestimmung den Mysticismus predigen, die Alleingültigkeit des Glaubens lehren, das Wissen (über göttliche Dinge) theoretisch bekämpfen, die Ohnmacht der Wissenschaft beweisen wollte, der würde

and another column on the left side of the sheet.

Die Zeichnung ist mit Tusche auf Pauspapier auszuführen und muß so scharf sein, daß sie auch bei Verkleinerung auf die Hälfte noch gut lesbar ist. Die Schrift muß mindestens 2 mm hoch sein. Die Zeichnung darf nicht gefaltet sein.

The drawing is to be executed in India ink on tracing paper and must be so sharp that it is still easily legible when reduced by half. The lettering must be at least 2 mm high. The drawing must not be folded.

Die Zeichnung ist mit Tusche auf Pauspapier auszuführen und muß so scharf sein, daß sie auch bei Verkleinerung auf die Hälfte noch gut lesbar ist. Die Schrift muß mindestens 2 mm hoch sein. Die Zeichnung darf nicht gefaltet sein.

The drawing is to be executed in India ink on tracing paper and must be so sharp that it is still easily legible when reduced by half. The lettering must be at least 2 mm high. The drawing must not be folded.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 215.

18. September 1822.

Holberg's Lustspiele; übersetzt von Oehlenschläger. Erster und zweiter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822.

Holberg ist nicht nur der beste, sondern in gewissen Betracht der einzige Lustspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts. Liegt das eigentliche Wesen des Lustspiels in der Lust selbst, in der Lust, wenn man es so ausdrücken darf, an der Lust, so reiht sich Holberg in seinem Fache an die ersten Dichter aller Zeiten. Die poetische Lust, wie wir sie hier meinen, bekümmert sich um keinen Nebenzweck, der sie ihrer Natur entfremden würde; Moral, Geschichte und andere Wissenschaften liegen ihr als Zweck fern, weil sie aber wie alle Poesie aus dem Born des Lebens, der Wahrheit und der Natur schöpfen muß, so wird sie an sich schon die höhere Sittlichkeit und Schönheit in sich fassen, die dem gemeinen oder befangenen Auge leicht entgeht, dem tieferblickenden aber durch alle Hüllen sichtbar wird. Dies angenommen, steht Holberg auch über Molière, besonders da, wo dieser sein schönes Element der Fröhlichkeit verlassend, seine Absichten auf Sittenverbesserungen gar zu sehr blos gibt und die Bühne mit dem Lehrstuhl verwechselnd, in das übergeht, was man nachher sonderbar genug die höhere Komödie betitelt hat. Dies hindert nicht, daß Holberg sich nach Molière gebildet und ihm sehr viel zu danken habe; er hat aber das Schädliche so glücklich vermieden und das Gute in der Frische und Lebendigkeit seiner Natur so eigenthümlich wiedergeboren, daß man den Begriff, den man gewöhnlich mit der Nachahmung in der Literatur verbindet, durchaus nicht auf ihn anwenden darf, vielmehr sein Beispiel als sehr lehrreich für die Weise betrachten muß, wie das Genie das Fremde sich eigen macht und ein Neues aus demselben erzeugt.

Es soll keineswegs ausgesprochen seyn, daß Holberg das Lustspiel in seiner einzig möglichen Gestaltung ergriffen und dargestellt habe; vielmehr ist in ihm eben so wenig jenes höhere lyrische, wunderbare Reich zu finden, in welchem Shakspeare's Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt und Verlorne Liebesmühe schweben, als Calderon's musikalische Blüthe und sinnreiche Grazie der Galanterie und Intrigue. Das lyrische Bedürfniß liegt ihm ganz fern, und Verwickelung, Knotenschürzung und dergleichen ist so durchsichtig, daß man, sobald man sich mit den Eigenheiten der Personen bekannt gemacht hat, um die endliche Lösung ihrer Schicksale selten oder nie in Verlegenheit geräth. Während Shakspeare in seinen minder lyrischen Komödien Charakteristik und Begebenheit in eine solche Wechselwirkung setzt, daß man nicht weiß, wovon man wunderbarer betroffen, wodurch Phantasie und Gemüth lebhafter beschäftigt wird, fällt bei Holberg die ganze Theilnahme und Anregung auf die seltsamen Individuen, die er uns vorführt, und auf die Art, wie ihre Umgebungen die sogleich bedingte und bald vorausgesehene Täuschung und Aufhebung des Widerspruchs, den jene Wunderlichkeiten entgegensetzen, ins Werk richten werden. Bei Shakspeare ist jeder Charakter ein eigenthümlicher, durchgeführter, so daß in jedem seiner Lustspiele eine Masse von Charakteristik auf uns einwirkt; in Holberg's Stücken wird uns gewöhnlich ein Original, selten mehr gezeigt, um dessen Bizarrerie sich die übrigen Gestalten in allgemeinern, oft den allgemeinsten Formen bewegen. Die dummen oder listigen Bedienten und die naseweisen Mädchen gehen daneben durch und die Liebenden sind vollends stehende Figuren, denen zuweilen nur durch die Verkleidung eines Liebhabers zu etwas mehr Leben geholfen wird. Dagegen liegt der immerwährende, frischquellende Reiz in der sprudelnden Lustigkeit und unerschöpflichen Jovialität, hinter welchen man das reine und edle Gemüth, so wie den scharfen Blick in das Menschliche und den eben so tiefen als klaren philosophischen Sinn des Dichters leicht gewahr wird. Das ist es denn auch, was diesen Werken das Gepräge der Ewigkeit aufdrückt und weshalb sie, wie der Mensch mit seiner Thorheit immer und überall derselbe bleibt, ihre Unsterblichkeit über das Zufällige der Moden und Localitäten hinausheben. So lang es Schwätzer, Laffen und zerstreute Kleinigkeitskrämer gibt, so lange werden Holberg's Barbier, Hans Franzen und der Geschäftige leben und belustigen, und wie es in der liebenswürdigen Natur des Dichters begründet ist, daß die keck und ohne Verweichlichung hingestellten Schwächen und Widerwärtigkeiten dennoch weder Haß noch Abscheu, sondern Theilnahme an den damit Behafteten erregen, — das hat der neue Uebersetzer in seiner Vorrede geistvoll angedeutet, und das ist denn auch ohne Weiteres das eigentlich Moralische, das Schöne dieser Dichtungen, das die Derbheit überall nicht zerstört, das aber auch durch kein Uebertünchen des Verderbten getrübt wird.

Oehlenschläger, der Dichter, der in Dänemark zuerst seit Holberg Namhaftes im dramatischen Fache

geleistet und uns manche geschätzte eigene Gabe durch Uebertragen in unsere Sprache heimisch gemacht hat, verdient für den Fleiß und die Liebe, die er nun an seinen verehrten Landsmann wendet, unsern wärmsten Dank. Die ältern Uebersetzungen rühren von Verschiedenen her; selbst in der in den Jahren 1744—1746 zu Copenhagen und Leipzig bei Rothe herausgekommenen Sammlung werden verschiedene Arbeiter sichtbar, wovon der Eine den Andern tadelt. Allerdings leiden diese Arbeiten an einer breiten, veralteten Sprache und es mag sich mancher empfindliche Verstoß gegen die Farbe und das Verständniß des Originals in denselben finden, doch abgesehen vom Verdienstlichen eines ersten Versuches herrscht darin eine gewisse derbe Frischheit und Munterkeit, die das Urtheil, das der jetzige Herr Uebers. in der poetischen und prosaischen Vorrede über dieselben ausspricht, doch zu hart erscheinen läßt. Wären sie indessen auch noch besser als wir es hier eingeräumt haben wollen, so erreichen sie doch auf keine Weise den Ton, den Hr. D. als das Original charakterisirend bezeichnet, und da sie ohnehin vergriffen und selten geworden sind, so sieht man die Fortschritte, welche die Uebersetzungskunst in neuerer Zeit gemacht hat, gern auch auf den Lustspieldichter des Nordens angewandt.

Der neue Uebersetzer besitzt die Eigenschaften, welche diese Anwendung gefällig machen, gewiß in ausgezeichnetem Grade, Laune, Witz und leichte Heiterkeit, und es ist vorauszusehen, daß diese Uebertragung die früheren entbehrlich machen werde; da sie aber fortgesetzt wird, so dürfen wir einige allgemeine Ausstellungen nicht verschweigen, deren Beseitigung dem Fortgange nur heilsame Früchte bringen kann. Soll inzwischen eine Anzeige nie den erschöpfenden Charakter einer Recension annehmen, so bescheiden wir uns, in ein eigentliches Detail nicht eingehen und nur wenige Beispiele anführen zu dürfen.

Zuerst erscheint es uns als nothwendig, daß der Hr. Uebers., sich seinem eigenen freien Talente überlassend, die von ihm verworfenen älteren Versuche völlig bei Seite gelegt hätte; allein, haben wir auch bei der Mehrheit der vorliegenden Arbeiten nicht die Grundlage von Vorarbeiten wiedergefunden, so ist uns doch die alte Uebersetzung, von welcher Hr. D. sagt:

„Die alte, gar zu mittelmäß'ge,
War doch nicht länger auszuhal'n,
Man mußte gänzlich sie umstal'n;
D'rin sah man Holberg zu gehäss'."

in einigen der Stücke allzuüberraschend als alte Bekannte entgegengetreten. Am sichtbarsten wird sie im Ulysses von Ithacia, der von dem älteren in der That nur wenig und nicht durchgängig glücklich abweicht, so sehr wir andrerseits die Einfügung einiger interpolirten Stellen schätzen. Was von den Textveränderungen an sich zu halten sey, müssen wir den Kennern des Originals zur Beurtheilung lassen, wir bergen jedoch nicht, daß wir eben hier die alten Ausdrücke: „meine Frau, meine gnädige Frau, dazu, Corporal, ist nicht mehr in rerum natura gefärbt, aufrechnen, Armee, schwarze Kunst, Haseliren, Flecken, Langfinger," den jetzigen Herrin, oben im Kauf, Zuchtmeister, lebt nicht mehr, geschmiert, erwähnen, Kriegsheer, Schwärze seiner Künste, Spaßen, Dorf, (S. 315), Langulafried ꝛc." vorziehen. Namentlich S. 315 scheint auch der neuen Uebersetzung nach der Scherz, der den Doppelsinn Flecken enthält, beabsichtigt, er geht jedoch durch das Wort Dorf unter; S. 317 fehlt nach Z. 4 eine Zwischenrede des Bauern, die wohl kein Zusatz des älteren Uebersetzers war.

Mußten wir das Vorhergehende bemerken, so verkennen wir darüber nicht, daß vielleicht gerade bei diesem Stücke, das nicht nur den Stoff, sondern auch die Form in Parodie auflöst, der altväterische Kanzleistyl der alten Uebersetzung ein Nothwendiges war, das nicht ohne Nachtheil verlassen werden durfte; die parodisch-lyrische Prosa würde auf anderem Wege schwer zu finden gewesen seyn.

Anscheinend wichtiger ist der zweite Vorwurf, doch wird ihm der Hr. Uebers. in der Zukunft leichter entgehen können. Es liegt etwas Großes und Schönes darin, daß die angestammte Sprache uns ein solches Eigengut wird, daß wir aller Mühe und Eitelkeit zum Trotz nie und nimmermehr dahin gelangen können, uns zu Meistern eines fremden Idioms zu machen. Es waren Zeiten, wo ein Deutscher es sich zur höchsten Ehre rechnen konnte, seine Schrift an die Zeitalter des August und Ludwig anzuschließen, wie würde aber ein wiederkehrender Geist aus diesen Epochen die angespannten Bemühungen mit leichtem Federschlage übertreffen! und so hat sich denn auch die Geschichte, die nur einmal in allen Erscheinungen leben will, gerächt und jene Werke, die nur das erkünstelte Leben einer affectirten Bewunderung genossen, der Vergessenheit überliefert. Auch Hr. D. unterliegt dem Naturgesetz, das ihn mit der vollständigen Darstellung seiner Wesenheit unwiderruflich auf den Boden der Heimath anweist, und wenn in seinen eigenen metrischen Versuchen die poetische Licenz Manches zu entschuldigen und der charakteristische Bau und Anstrich des Verses Manches zu bedingen schien, so geben hier zu viele Blätter Proben eines in unserer Sprache Unmöglichen. Wir können uns deshalb nicht entbrechen, dem Hrn. Uebers. für die Folge die letzte Durchsicht eines deutschen Freundes als leichtes Auskunftsmittel wohlmeinend an die Hand zu geben, denn es kleben auch solche Anstöße „Breiklümpschen" an, durch welche der Leser an eine nicht immer wohlgefällige Kindheit der Sprache erinnert wird. Ohne uns, bei der Unkunde des Dänischen, darauf einlassen zu dürfen, ob der Hr. Uebers. den Ton und die Weise, worin Holberg's Sprache „sehr gut" und „musterhaft" ist, durchgehends getroffen habe, geben wir mit Vergnügen zu, daß die in der Vorrede angegebene Beziehung „kricht, kurz, klar und kräftig" in diesen zwei Bänden ihre Bestätigung finde, und wünschten deswegen diese

nige Korrektheit, die der schulmeisternden Pedanterie fern steht, noch als Beigabe erhalten zu haben.

Mit Freuden sieht man die gegenwärtige Uebersetzung Ludwig Tieck zugeeignet und jeder wird der Cervantischen Widmung gern darin beipflichten, daß Tieck der geborene Uebersetzer des Holberg gewesen wäre; wir sind sogar der Meinung, daß er das „Dä-" leicht hätte verstehen lernen und es dann „ma-" können. Unpassend ist es, wenn diese Zueignung auf einer Seite den Figaro („die Figarosche Eselei") auf der andern eine Gattung bestreift, in welcher der Dichter der Genovefa einen unsterblichen Lorbeer gepflückt hat: „Zwar klingelt er nicht fromm erha-," denn der Figaro hat in einer andern Gegend seine Verdienste und das romantisch-musikalische oder das geistliche Drama kann noch weniger geeignet seyn, dem Holberg zur Folie zu dienen.

Die Vorrede ist leicht belehrend und angenehm geschrieben. Mit Recht erhebt sich der Verfasser gegen die Ansicht des „hohen" Schiller, die mit zur Charakteristik dieses Dichters gehört; was jedoch vergleichungsweise über Shakspeare's Kesselflicker gesagt wird, trifft nicht zu, denn dieser ist was er seyn will und ein Vollendetes für sich, und wenn man annehmen dürfte, daß Shakspeare allenfalls den Holberg, nie aber Holberg den Shakspeare hätte schreiben können, so läßt sich auch Schlegel's Ausdruck eine andere Wendung geben. Daß ein guter Lustspieldichter nicht diesen oder jenen Stand, sondern die Menschen in den Ständen zum Besten hat, versteht sich so sehr, daß die entschuldigende Bemerkung S. XXXI. fast aussieht, als wolle sie Holberg um ein Verkennen des Ehrwürdigen anklagen, das den Urcharakter eines jeden Standes ausmacht.

Für die rechte Einsicht ist es vollkommen zu billigen, daß Hr. O. das Localisiren der älteren Uebersetzer vermieden hat; was aber, wenn wir noch Schauspieler hätten, die den Holberg spielen können, für die Anschaulichkeit auf deutscher Bühne vortheilhafter wäre, das möchten die Bühnendirectoren ehnehin einführen und ändern. Dagegen scheint uns der Gebrauch des Monsieur und Madame kein sonderlicher Vortheil und mit der Vertauschung des Sie gegen das Ihr können wir uns um so weniger versöhnen, als das Ihr an die hergebrachte Ritterstückssprache erinnert und das durch Gebrauch und Landessitte bedingte „Colorit der Diction" geradezu durch das Sie hergestellt worden wäre.

Gegen Aenderungen, Zusätze und Auslassungen bei den Werken der Dichter sollte nicht nur jeder andere Poet im scheuen Vorgefühl eines Aehnlichen eine besondere Feindschaft hegen, sondern auch jeder Leser, vornämlich alsdann, wenn ihm das Eigentliche durch die Verschiedenheit der Sprachen entzogen ist. Darum liegt auch in der Art, wie der Geert Westphaler behandelt worden ist, kein Gewinn, und es wäre viel besser gewesen, wenn Hr. O. neben den Einactigen Stücke das Fünfactige übersetzt hätte. In der gegenwärtigen Gestalt verschmelzen die eingelegten Scenen nicht gehörig mit dem Ganzen, man erfährt nichts weiter von dem Processe, mit dem sich die vierte Scene des zweiten Actes beschäftigt, und zwischen der zehnten und eilften Scene ebend. wird der auf Gotthards Plan vorbereitende Auftritt mit Pernille schwer vermißt. Auch die Weihnachtsstube hat durch die Schlußvariante in der That nicht wesentlich gewonnen.

Dahingegen haben wir dem Hrn. Uebers. für die Restauration der Verse, wo solche vorkommen oder etwa wie eine Moral angehängt sind, aufrichtig zu danken. Sie klingen in der Regel eindringlich und gewandt und das fehlerhafte „Besteht euch nur ꝛc." S. 327 Th. 2. oder sonstige kleine Härten würden mit leichter Mühe zu ändern seyn. Und hieran schließe sich denn noch einmal unser Dank für das ganze, der Literatur wahrhaft förderliche Unternehmen und die Hoffnung auf ein gedeihliches Fortschreiten.

67.

Blicke ins südliche Rußland.

(Beschluß aus No. 211.)

Am 14 Mai setzten wir unsere Reise weiter nach Odessa fort. Der Weg geht am Kujalnik und eine Ansiedelung folgt dicht auf die andere. Unter diesen zeichnet sich aber Sewerinowka aus, eine Niederlassung des Grafen Severin Potocki, die durch die Anstalten und den Reichthum des Besitzers gehoben, bedeutend angewachsen ist. Zwei Kirchen, eine griechische und römische, eine Reihe zierlich erbauter Buden von gehauenen Steinen, mit einem Säulengange, ein ansehnliches Gasthaus, so wie das prachtvolle Wohngebäude des Besitzers mit vielen daneben liegenden, freundlichen Häusern, von allerlei Gewerbsleuten bewohnt, geben schon jetzt Sewerinowka fast ein städtisches Ansehen. Es war Sonntag und im Gasthof, den ein Hebräer hält, eben Tanz und munteres Spiel der Dorfeinwohner. Auf der Flur tanzten die Bauern, polnische und russische Tänze, im Hause selbst in einem besondern Zimmer hatten sich die Handwerker, meistens Deutsche versammelt und walzten. So ging es sehr lustig auf gut europäisch in der ehemaligen kleinen Tartarei.

Etwa zwei Meilen von Sewerinowka, wenn man eine Höhe hinangefahren ist, erblickt man Odessa, die sich auch in der Entfernung bedeutend ankündigt. Zugleich sieht man das Meer. In einer Seestadt geboren, habe ich geraume Zeit in einer andern Seestadt gelebt; der Anblick des Meeres mit allen seinen Veränderungen gehört in mannigfache Reminiscenzen meines Lebens; jetzt hatte ich seit mehr als zwei Jahren im Binnenlande wohnend, dieses Anblicks entbehrt: als nun wieder die weite Wasserfläche in ihrer Herrlichkeit sich vor mir ausbreitete. Dazu war es noch das alte Wundermeer der Griechen, verherrlichet durch Sagen und Geschichte, das Xenophontische Thalatta, das das griechische Heer von der Gegenküste mit so viel Freude erblickt hatte. So in Vergangenheit und Gegenwart versenkt, näherte ich mich immer mehr der wunderbar schnell entstandenen Stadt und bald kündigte mir eine im weiten Umkreise gezogene Umzäumung an, daß ich mich im Bezirk der freien Handelsstadt befände.

Wir nahmen unsere Wohnung im sogenannten Club, einem Gasthofe, den ein Franzose hält und mit dem man sehr zufrieden seyn kann. Nach einem Gange durch die Straße Richelieu, in der man große Magazine mit französischen und englischen Luxusartikeln sieht, gingen wir in's Theater, wo eine italienische Oper gegeben ward. Es gehört gewiß zu den seltenen Contrasten, den Morgen in den Steppen eine eben anfangende Cultur zu sehen und den Abend in einer großen tumultreichen Handelsstadt in die italienische Oper zu gehen.

Odessa entstand im J. 1794 an der Stelle einer kleinen türkischen Schanze Hadschi-Bei und wurde zuerst von einer geringen Anzahl griechischer Familien bewohnt. Jetzt zählt sie über dreißig tausend Einwohner. So schnelles Wachsthum zeigt von den Kräften des jungen Landes, und dies Fortschreiten, welches hier auf einen Punct gesammelt, leichter übersehen werden kann und mehr auffällt, ist im flachen Lande kaum geringer und stellweise vielleicht noch bedeutender.

Die Stadt ist regelmäßig angelegt, hat gerade breite Straßen, die Häuser sind fast alle zwei Stockwerk hoch und zierlich von Bruchsteinen aufgeführt. Die beiden Hauptstraßen heißen nach dem Namen zweier um die Stadt verdienter Männer, die Straße Richelieu und Ribas. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die russische Cathedral-Kirche, das Haus des General-Gouverneurs und das Theater aus. In der Mitte der Stadt ist ein öffentlicher Garten mit schönen, schattigen Gängen.

Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Russen, Griechen und Juden. Unter den Handwerkern sind viele Deutsche. Die reicheren Kaufleute sind Franzosen, Engländer

der Regierung, die sich auf die Ausführung der Gesetze beschränkt, und der Volksvertretung, die sich auf die Gesetzgebung beschränkt, ist eine Grenze gezogen, die nicht überschritten werden darf. Wenn aber die Regierung, wie es in Preußen geschehen ist, sich auf die Gesetzgebung einläßt, wenn sie Gesetze vorschlägt, wenn sie Gesetze ausarbeitet, wenn sie Gesetze durchsetzt, dann ist sie nicht mehr Regierung, dann ist sie Volksvertretung, dann ist sie Gesetzgebung, dann ist sie Legislative. Dann ist sie nicht mehr Exekutive, dann ist sie nicht mehr Regierung, dann ist sie nicht mehr Verwaltung, dann ist sie nicht mehr Exekutive.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 216.

19. September 1822.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion. — Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde, nach den Grundsätzen des Mesmerismus, herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart. Acht Hefte oder vier Bände, v. 1818 — 1822. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Von dieser eben so nützlichen als interessanten, für das Fortschreiten der Medicin, als Wissenschaft, wie als Kunst, so besorgten und thätigen und daher allerdings wichtigen Zeitschrift (von welcher bereits acht Hefte oder vier Bände erschienen sind) scheinen die spätern Hefte nicht mit gleicher theilnehmenden Wärme aufgenommen worden zu seyn als die frühern. Wenn man gleichwohl, nach unbefangener Prüfung des Inhalts, nicht umhin kann, zu urtheilen, daß Zeitschriften, wie die vorliegende, billig in den Händen aller Aerzte seyn sollten, die sich durch Sinn und Interesse für wissenschaftliche Bildung überhaupt sowohl, als auch besonders für reges Fortschreiten in der ärztlichen Praxis an der Hand der Theorie über den Troß erheben oder wenigstens erheben wollen; so ist jene Lauigkeit kein gutes Zeichen unserer Zeit, die sich, nach errungener deutscher Selbständigkeit in politischer Hinsicht, auch durch deutsche Beharrlichkeit von wissenschaftlicher Seite auszeichnen sollte. Dieser Vorwurf wird, in Beziehung auf das vorliegende Werk, um so treffender, wenn man gewahr wird, daß die spätern Hefte desselben an Gehalt, Mannichfaltigkeit und Interesse des Inhalts nicht nur nicht verloren, sondern vielmehr gewonnen haben. Es ist daher Pflicht, von neuem auf diese Zeitschrift aufmerksam zu machen, damit wenigstens nichts versäumt werde, was dazu beitragen könnte, daß das Werk durch fortgesetzte und vermehrte Theilnahme in seinem Fortgange unterstützt werde.

Die Sache des Magnetismus hat sich bewährt, sowohl von praktischer als theoretischer Seite, der Spott der Widersacher ist größtentheils verstummt oder wagt sich nicht mehr laut zu werden; dagegen sprechen die Thatsachen zu laut, um noch mit einigem Scheine geläugnet werden zu können, und der große, nicht zu berechnende Einfluß des Magnetismus auf den Fortgang und die Ausbildung der gesammten Heilkunde ist durch die Werke der Meister in diesem Fache so trefflich und allseitig ins Licht gestellt, daß der Unglaube der Laien, die Trägheit und Unwissenheit der Empiriker und Handwerker im Fache, die Flachheit und Leichtfertigkeit der Spottsüchtigen durch alles Ankämpfen nichts mehr dagegen vermögen. Denn es handelt sich hier nicht um eine neue besondere Methode, welche, wie etwa die Brownsche Erregungsmethode, eine Zeitlang viel Aufsehen und Enthusiasmus erregt und nachher wieder vergessen wird; es handelt sich nicht um eine Methode, die als besondere, auf einzelne und passende Fälle angewendet, ihren Werth hat, als allgemeine Heilart aber dargestellt und aufgefaßt — was bei der Brownschen Erregungsmethode der Fall war, — in der Praxis eben so viel Unheil als Nutzen stiften muß; es handelt sich vielmehr um eine Entdeckung, welche über die ganze geistige und leibliche Natur des Menschen neues Licht verbreitet, daher für die Psychologie sowohl als die Physiologie eine nicht zu erschöpfende Fundgrube darbietet, aus welcher, bei gehöriger Benutzung, die Wiedergeburt dieser Wissenschaften hervorgehen muß, an welcher Entdeckung mithin die Medicin in theoretischer sowohl als praktischer Hinsicht einen sichern Leitstern gewonnen hat. Ueber diese Wahrheit werden oder können Alle, welche die Medicin nicht blos als Gewerbe betreiben, sondern aus einem höhern Gesichtspuncte betrachten, sich ihrer Ausübung aus einem edlern Beweggrunde widmen, in der vorliegenden Zeitschrift volle Ueberzeugung finden. Ihr Werth beurkundet sich namentlich durch folgende Puncte.

1) Es werden darin die Verdienste des großen Mesmer um die Wissenschaft und die leidende Menschheit gehörig gewürdigt und ins Licht gestellt, indem zugleich interessante Nachrichten über sein persönliches Leben und Wirken, vermöge des Herausgebers Bekanntschaft und Verbindung mit ihm, mitgetheilt werden. — Dies ist besonders in den ersten Heften der Fall.

2) Der große Einfluß des Mesmerismus auf die Vervollkommnung der gesammten Heilkunde, namentlich auf die Sicherheit, welche die ganze medicinische Praxis durch aufmerksame und vorsichtige mesmerische Behandlung gewinnt, wird durch gründliche theoretische Abhandlungen, in nächster Beziehung auf die Praxis, dem Leser recht anschaulich gemacht und außer Zweifel gestellt. Dies ist besonders des würdigen Herausgebers Verdienst.

3) Es wird, theils gelegentlich, theils direct, freimüthig und kräftig gegen Vorurtheile und falsche Ansichten gekämpft, welche der guten Sache des Magne-

terielle und grob mechanische Wirkung zu denken, welche dem mesmerischen Heilverfahren, nämlich nach der Grundidee untrennbarer Einheit, nicht auch dienstbar seyn könnte und müßte. Die Mittel machen nicht das Wesentliche des Verfahrens allein aus, sondern die Art und Weise ihrer Anwendung.

Man muß also vor allem sich von der falschen Vorstellung lossagen, als bestehe die magnetische Heilart in einem besondern Mittel; ihr eigentliches Wesen ist es, daß sie eine allgegenwärtige Wirkungskraft in allem und jedem sieht, die besondern Modifikation aber auch erkennt und gehörig anzuwenden sucht — und zum Heil der Kranken nur einzeln als dienend dem Allgemeinen, und nur in besondern Fällen sich der einzelnen Modifikationen, namentlich der keineswegs zu verwerfenden Arzneien bedient.

§. 4. „Die mesmerische (oder unbeschränkte, allseitige) Verfahrungsweise, ohne welche der Magnetismus an sich nur einseitig und daher oft unvollständig wirken muß, schließt sich genau an die uns freilich nur stückweise überlieferte, durch Jahrtausende erprobte wahre und einfache (hippokratische) Heilkunst an; jedoch dergestalt, daß diese vermöge der Polaritätsgesetze und der magnetischen Wirkungen eine höhere Weihe empfängt und mit freierem Bewußtseyn und größerer Willenskräftigkeit bei jener Verfahrungsweise geübt wird. Darum ist sie auch keine abgesondert einseitige Methode, nicht gastrische, nicht auflösende, nicht antiphlogistische, nicht reizende, nicht am Ende gar homöopathische Methode u. s. w., sondern sie ist wie der Ocean, in welchem diese einzelnen Ströme sich auflösen, und weshalb man sie auch darin, da wo es nöthig ist, wiederfindet, aber als zum Ganzen gehörig und nicht vom Magnetismus zu trennen."

Man sieht hieraus zugleich, daß und wie der Verf. den Mesmerismus vom (thierischen) Magnetismus unterscheidet, indem er unter jenem diejenige umfassende oder allseitige Methode zu verstehen scheint, welche den Magnetismus, als leitendes Princip sowohl, als auch als Hauptagens, in Harmonie mit dem Ganzen der Heilkunde anzuwenden die Tendenz hat. Indem der Verf. dem Mesmerismus diese hohe Bedeutung gibt, wirkt er zugleich jeder einseitigen Ansicht und Anwendung des Magnetismus zweckmäßig entgegen, — ein Zug, welcher fast in jedem seiner Aufsätze erkennbar ist.

Ein zweiter Hauptmoment dieser wichtigen Abhandlung besteht in der Betrachtung der mesmerischen Heilart für die besondere Anwendung (IV. B. 2. H. S. 1 ff.).

§. 6. „Der Arzt kann und muß sich vom Wesen und Form der Krankheit sowohl, als von ihrem fortgehenden Verhältnisse während der Behandlung eine gedoppelte Diagnose (Erkenntniß der wesentlichen Zufälle einer Krankheit zur Unterscheidung in ähnlichen Krankheiten) verschaffen, wovon die eine Art immer die andere ergänzt und aufklärt. Die erste Art ergibt sich aus den sichtbaren Zeichen der Krankheit, aus den durch richtiges Erforschen zu ermittelnden Angaben des Kranken über sein Gemeingefühl und seinem besondern Gefühle, und über das Verhalten seiner einzelnen Lebensverrichtungen. Die zweite Art entsteht aus den negativen und positiven Lebenswirkungen, den sogenannten magnetischen Wirkungen.

Durch diese gedoppelte Diagnose kann der Arzt die größtmögliche Gewißheit und Sicherheit erlangen. Aber auch nur dann, wenn beide Arten untrennbar in einander greifen. Denn es geht damit, wie mit den Sinnen: jemehr nämlich die Sinneswerkzeuge in einer Wahrnehmung gleichförmig und übereinstimmend sich verhalten, um so gewisser ist sie. — — —

Daß einfachere und naturgemäßere, also wahrhaftigere Einsichten über die Krankheiten und ihren Gang aus diesem gedoppelten diagnostischen Verfahren hervorgehen, ist gewiß. Schon dieses allein, abgesehen von allem andern, würde die Anwendung des Lebenswirkens (Magnetisirens) von großem unzuberechnendem Vortheil erscheinen lassen. — —

Möglichste Wahrheit und Sicherheit, welche sich auf diese gedoppelte Diagnose stützen, müssen auch dem Arzt eine gewisse Ruhe und eine, durch das Schwanken des Lebens in dessen Erscheinungen nicht leicht zu erschütternde Festigkeit und Klarheit geben.

Nur hierdurch können endlich wahre und für alle Zeiten feststehende Erfahrungen in der Heilkunde gemacht werden. Jeder Moment klärt den andern auf, jedes Merkzeichen findet seine Kontrole, dergestalt, daß diese Behandlungsart eine fortlaufende Diagnostik (Kunst, das Wesen der Krankheiten zu bestimmen und diese genau von einander zu unterscheiden) begründet, und so vor jedem rohen Empirismus schützen kann, während dadurch selbst ein sonst empirisches Verfahren doch noch zu einem wissenschaftlichen erhoben zu werden die Möglichkeit zuläßt.

§. 7. Durch die Lebenswirkungen selbst, als magnetische Zeichen, kann der Arzt auch noch Licht über die frühern Glieder in der Kette der gegenwärtigen Krankheit erhalten. Anamnestik (Kenntniß oder Bestimmung der frühern Einflüsse zur Erzeugung einer Krankheit) und Aetiologie (Entstehungslehre der Krankheiten) gewinnen auf eine bestimmte Weise. Es wird also die Erkenntniß der Krankheit und die Schätzung des Heilverlaufs, so wie alles Erforderliche in der Behandlung mit daraus näher hervorgehen.

Der Magnetismus oder die Lebenswirkung belebt die Gesammtthätigkeit des Organismus: dadurch kommen auch Empfindungen und Erscheinungen vor, welche früher schon krankhaft da gewesen, insofern sie von Theilen oder Funktionen bedingt waren, welche für die Harmonie des Ganzen, als etwas Besonderes, eine Störung in sich behalten haben, die sich nur scheinbar ausgeglichen, indem sie unmerkbar (latent) geblieben; nichts desto weniger aber da war. An den frühern Krankheitszustand, als Theil des gegenwärtigen, wird dergestalt nicht nur der Kranke, der das Einzelne, was zur Aufhellung dient, oft vergessen hat, gemahnt, sondern der Arzt sieht alles, durch solche magnetische, schon ehedem dagewesene Zufälle, wie in einem Spiegel, vor seinen Augen. Es leidet z. B. gegenwärtig ein vollblütiger Mensch an einem fixen Schmerz im Hinterkopfe bei vollem harten Puls. — Bei der Einwirkung stellt sich ein Herzkrampf ein, und zugleich dadurch hingeleitet, berichtet der Kranke, wie er vor Jahren, einmal diesen Krampf und anhaltende Beklemmung in der Brust gehabt: die Anamnesis leitet hier in den Lebensäußerungen, den magnetischen Erscheinungen, den Arzt, auch durch den Bericht des Kranken, auf ein örtliches Uebel des Herzens, womit die gegenwärtige Krankheitsform als ihrer Wurzel zusammenhängt. Dergleichen fällt ganz gewöhnlich vor. — — — —

(Der Beschluß folgt.)

Das Fest der Himmelfahrt Mariens zu Messina.

(Von einem Augenzeugen.)

Im J. 1819 richtete die, im mittelländischen Meere befindliche, holländische Flotte, von Malta kommend, ihren Lauf nach der sicilischen Meerenge. Vor Syracus angelangt, mußte sie daselbst eine siebentägige Quarantäne halten, konnte dann aber die dringende Einladung der Stadt zu einem glänzenden Feste nicht mehr annehmen, noch der Grabstätte ihres Seehelden de Ruyter Blumen streuen. Das unauslöschliche Andenken an diesen Befreier Siciliens macht den Namen der Holländer den Insulanern immerdar theuer. Bemerkenswerth ist es überhaupt, daß von allen schifffahrenden Nationen die holländische in allen Theilen der Welt am meisten beliebt ist, überall nur Freunde, nirgends Feinde trifft. Dieser gastliche Aufnahme verdankt sie ihrer natürlichen Redlichkeit

der Bauern. Die städtische Bevölkerung, die Bürger und Handwerker, hatte sich in ihren Zünften und Gilden eine Organisation geschaffen, die ihr Schutz gegen Willkür und Gewalt bot. Die Bauern aber waren ohne Schutz. Sie waren Leibeigene, d. h. sie waren ihrem Herrn, dem Grundherrn, persönlich unterworfen und mußten ihm Abgaben und Frondienste leisten. Sie durften ihre Scholle nicht verlassen, ohne ihre Freiheit zu verlieren. Sie durften nicht heiraten, ohne die Erlaubnis ihres Herrn dazu zu haben. Sie durften nicht vor Gericht gehen, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Handwerker werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Jäger werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Fischer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Müller werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Bäcker werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schmiede werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Wagner werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schneider werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schuster werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Weber werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Färber werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Gerber werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Seiler werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Töpfer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Glaser werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Maler werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Bildhauer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Goldschmiede werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Silberschmiede werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Kupferschmiede werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Zinngießer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Glockengießer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Orgelbauer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Uhrmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Instrumentenmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Buchdrucker werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Buchbinder werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Papierer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Kartenmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Spielkartenmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Würfelmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachbrettmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachfigurenmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielmacher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielbretter werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielfiguren werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielsteine werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielkugeln werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielwürfel werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielkarten werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielbücher werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielzeitungen werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielzeitschriften werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielvereine werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielklubs werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielgesellschaften werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielturniere werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielmeisterschaften werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielpreise werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielpokale werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielmedaillen werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielorden werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenzeichen werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenbürger werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenmitglieder werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenpräsidenten werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenvorsitzende werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenschriftführer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenkassierer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenbeisitzer werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenausschußmitglieder werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenvorstandsmitglieder werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenbeiratsmitglieder werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenkuratoriumsmitglieder werden, ohne ihren Herrn um Erlaubnis gebeten zu haben. Sie durften nicht Schachspielehrenkommissionsmitglieder

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 217.

20. September 1822.

Der Prinz von Homburg nochmals.

Erfreulich sind Besprechungen über Gegenstände der Kunst wie die, welchen jene Entwicklungen einiger Charaktere in Heinrich von Kleist's Prinzen von Homburg sich anreihen, die Nr. 113, Nr. 161 und Nr. 162 unseres literarischen Conversations-Blattes mittheilen. Wenn über einen in sich reichen Gegenstand mit Ernst gesprochen wird, so lassen sich die ersten darüber vernommenen Worte meist nur als Anfänge betrachten, deren reiflichere Ausbildung um so glücklicher zu erwarten ist, von je mehreren Seiten her sich ein theilnehmendes Interesse um den in Anregung gebrachten Gegenstand versammelt.

Alle bleibenden Erwartungen im Gebiet der Wissenschaften sind dadurch entstanden, daß den zuerst vorgetragenen Ansichten sich weitere Prüfungen, ihren Inhalt erweiternd, angeschlossen haben. Freilich wird auch zuweilen erlebt, daß solche Bemühungen einen entgegengesetzten Erfolg veranlassen. Nicht immer behandeln sie den dargebotenen Keim des Versuchs, irgend einen Gegenstand aus seiner eigenen ihm einwohnenden Natur zu entwickeln, mit jener pflegsamen Sorgfalt eines Gärtners, welcher diejenige Frucht aus ihm ziehen will, zu welcher der Sprößling die Anlage in sich verschließt. Sie hegen in der eigenen, wenn auch nicht durchaus, doch zum Theil abweichenden Ansicht einen hoffnungsvollen Baumstamm, dem sie jenen Keim als ein Auge einimpfen möchten, welches in solcher Verpflanzung nur ihnen zu der ihm möglichen Entwicklung scheint gelangen zu können. Und so ist es vielleicht noch ungleich öfter der Fall gewesen, daß durch die Vorarbeitung mancher zum ersten Male vorgetragenen Idee das völlige Gegentheil derselben in den literarischen Umlauf gekommen, daß sich aus dem Keim nicht dasjenige Gewächs entwickelt hat, zu welchem die Anlage in dem ersteren Sprößling lag, sondern daß ein sehr Verschiedenartiges zu Tage gefördert ward.

Der Einsender der angeführten Artikel ist mit dem Verfasser der Recension von Hrn. v. Kleist's hinterlassenen Schriften im dreizehnten Bande des Hermes über vieles, vielleicht sogar in allem Wesentlichen einverstanden. Wenigstens über den Charakter des Prinzen scheint es nur ein Punct zu seyn, der beide trennt. Wenn auch des Recensenten Urtheil Friedrich von Homburg aus der Phantasiewelt in die wahre Charaktergediegenheit hinübertritt, welche den Traum in Wirklichkeit verwandelt, oder den Traum der Wirklichkeit weichen läßt, so glaubt der spätere Beurtheiler dem Problem eine noch vollkommenere Lösung gegeben, die Befriedigung in einem höheren Lichte gesehen und dem Schauspiel eine erhabenere Beziehung geliehen zu haben, wenn er, statt eine Versöhnung des Idealen mit der Wirklichkeit darin zu suchen, welche weder dichterisch, noch der Anlage des Schauspiels selbst angemessen seyn soll, den Uebertritt des Prinzen aus einem an die niedere Wirklichkeit gefesselten Phantasieleben in das Leben der wahren Ideale durch das erwähnte Drama dargestellt und im Charakter des Prinzen versinnlicht sieht.

Dieser Verfasser wiederholt einige Worte des Recensenten von jener Versöhnung der innern Traumwelt mit wirklichem innern Leben, die sich durch Natalie vollbringt; aber er macht einen Zusatz, der sich in der Recension des Hermes nicht vorfindet, wenn er jenen Recensenten sagen läßt: „Der Prinz stellt uns das ideale Leben dar, er lebt in einem schwärmerischen Morgentraum, dem einmal die ernste Stunde entgegentreten muß." Nicht eine Sylbe von des Prinzen idealem Leben steht in der ganzen Recension. Vielmehr bekundet sich, wenn man sie lieset, das gewissenhafteste Bemühen, die Vorstellung vom Idealen durchaus zu vermeiden. Fast alle Wendungen sind erschöpft, den Leser von dieser letztern Vorstellung zurückzuhalten und ihn mit einer völlig verschiedenen vertraut zu machen, nämlich mit der Vorstellung eines Lebens in aufgeregter Phantasie, im Muth und Feuer, die aus der Begeisterung, nicht aus dem ruhigen, tief im Gemüth begründeten Gleichmuth eines sich gleich bleibenden Sinnes herrührten, will Recensent uns bekannt machen. Eine in der Berauschung und Exaltation blos geträumte, und einer mit ruhiger Fassungskraft der Seele trotz allen Schrecknissen des Widerstandes wirklich ausgeführte Heldenthat sind verschiedene Dinge. Jene, als Product des vorüberwallenden Rausches, darf nicht mit den himmelweit davon verschiedenen philosophischen Begriffen von Idealen vertauscht werden. Sonst müßten ja alle Phantasmen eines exaltirten oder betrunkenen Sinnes und Gemüths, alle Wahnsinnigkeiten für Ideale gelten, zu denen das Universum sich erst emporzuheben hätte. Diesen Unterschied hat der Recensent im Hermes sehr fest vor Augen gehabt und des Prinzen Begeisterung für Helden-

ruhm und Liebe scharf geschieden von inwohnender Gegenwart einer den Menschen nie verlassenden festen Charakterkraft, welche diesem alle Dinge in ihrem wahren Lichte zeigt. Der Beurtheiler im Hermes ist hierin so consequent gewesen, daß er sogar das Wort Idee geflissentlich vermieden hat. In der ganzen Recension kommt es nicht ein einziges Mal, und das Wort Ideal nur ein einziges Mal vor. Aber nicht bei Gelegenheit des Prinzen, bei Gelegenheit Nataliens wird es erwähnt, wenn es heißt, das Ideal ihrer Phantasie sey der Prinz gewesen. Und der Phantasie dieser ruhigen, sichern und wahren Natalie waren Ideale möglich, weil sie gesichert stand gegen des Prinzen bis zur Mondsucht gesteigerte Reizbarkeit. Wer von Idealen sprechen will, darf wohl die Art, wie eine klare und ruhige Seele den schönen Zusammenhang im Leben und den Dingen sieht, mit diesem Wort bezeichnen, nicht aber die Phantasmen der Mondsucht.

Wenn nun der Recensent dies unterscheidet, der Beurtheiler des Recensenten aber es vereinigt, und es nicht unterschieden haben will, wie die angezogenen Worte deutlich darthun, so ist letzterem die Phantastik des Prinzen und das Ideale desselben völlig identisch, oder Ein Wesen geworden. Dadurch aber untergräbt er seine Ansicht bis auf den Grund. Denn wenn Friedrich von Homburg aus der niedern Wirklichkeit in das Leben der wahren Ideale überträte, wie jener Schriftsteller sagt, so müßte er aus der niedern Wirklichkeit in die Traumwelt übertreten. Daraus folgt, daß dem Verfasser der fraglichen Artikel im Conv. Blatt die Traumwelt die Welt der Ideale, daß ihm die Einbildung in Stunden, wo der Mensch sich seiner nicht mächtig fühlt, die höhere Wahrheit des Lebens und der Dinge sey.

Wo hat nun die Recension im Hermes eine Versöhnung des Idealen mit der Wirklichkeit gesucht? Es war einzig und allein die Rede von jenem wichtigen Lebensmoment, wo etwas, das bisher nur seinen Aufenthalt (denn das Wort Wurzel würde hier nicht passen) in der Phantasie besaß, tief und unvergänglich Wurzel im Herzen selbst für immer ergreift. So ergibt sich denn, daß mit Hülfe fremder eingeschalteter Worte und hinzugefügter fremdartiger Ansichten in die besprochene Recension erst ein Sinn hineingedeutet worden ist, der nie darin lag. Es ergibt sich, daß eine Deutung damit unternommen ist, die nicht nöthig gewesen wäre, wenn der Zusammenhang der Worte unverändert gelassen wäre.

Aber trotz dem kann sich dem Blick, wenn er tiefer eindringt, kaum eine gewisse Uebereinstimmung beider Ansichten entziehen. Denn der Verfasser der Artikel im Conv. Blatt macht die Wirklichkeit zum Gegensatz des wahren Idealen. Ob jedoch diese beiden Begriffe Gegensätze durchaus sind, dies ist einzig und allein die Frage. Und schon hat Fichte, schon hat Schelling, schon hat Selger, schon Hegel sie nicht mehr dafür anerkannt. Die Unterscheidung des Wirklichen von dem Eingebildeten, die Unterscheidung der wirklichen Wesentlichkeit aller Dinge von den unwahren Bildern, welche uns davon entstehen, die Befreiung der Seele von den Täuschungen des Sinnes, dies ist es, womit sich die Philosophie jetzt wieder vorzüglich zu beschäftigen beginnt.

So wäre denn die Unterscheidung von Wirklichkeit und Ideal, welche der Beurtheiler der Recension unternimmt, nicht begründet. Zwar setzt er niedre Wirklichkeit und wahres Ideal entgegen, aber jene Adjectiva bilden keine Gegensätze, niedrig und wahr stehen sich eben so wenig gegenüber, wie es zur Zeit bekannt ist, welche Ideale die wahren und welche die falschen sind. Ja noch läßt sich anführen, daß der Prinz von Homburg in den Anfangsmomenten unsers Drama keineswegs für die niedere Wirklichkeit begeistert war, sondern für Vaterland, Liebe und Heldenthum. Je mehr aber diese Begeisterung traumähnlich, ja der Betäubung gleich ist, um so weniger findet sie sich in Uebereinstimmung mit dem allgemein Menschlichen, sondern um so mehr in Abweichung von demselben, und das macht sie doch gewiß seltsam.

Auch über den dem Kurfürsten zugeschriebenen Humor und seine leise Neigung zur Phantastik sind Bedenken erhoben worden. Dieser Charakter soll zu fest, zu ernst, zu würdig, zu heldenmäßig für den Humor seyn. Aber wenn der Held, wenn der feste, entschlossene, nie schwankende Mann auch Sinn für den Humor da an den Tag legt, wo sich Anlaß dazu darbietet, wenn dem Phantastischen auf seinem Heldengange er ein Lächeln schenkt, ist er deshalb weniger Held? Wir bewundern Friedrich den zweiten auch deswegen so sehr, daß seine Seele groß genug war, in den entscheidendsten Momenten, wenn sich ein Anlaß zum Scherz darbot, ihn nicht zu verschmähen, und daß, wenn der große Kurfürst noch vor der Schlacht der Erscheinung eines phantasiereichen Jünglings nicht unhold war, der große König mitten in der Gefahr des Krieges und der Schlachten noch einen Platz für Poesie und Musik in seiner Seele frei behielt. Die biedere Beschränktheit in Kottwitz Natur hingegen zeichnet sich dadurch auf eine zwar andere, doch nicht höhere Weise aus, daß dieser Charakter nicht die geringste Fähigkeit zur Ironie an den Tag legt. Behauptet wohl, wer eine Verschiedenartigkeit in gewissen großen Eigenschaften entwickelte deshalb auch eine Unterordnung, welche daraus hervorgehen soll? Eben weil der Kurfürst so vielseitig ist, kömmt er durch die schlichte einseitige Natur des Kottwitz etwas in das Gedränge, wie Aehnliches Friedrich dem zweiten auch verschiedentlich in seinem Leben begegnet ist. Ja es scheint fast zu den Stammeseigenschaften der Hohenzollern zu gehören, daß ihr großer Sinn sie keineswegs unempfänglich gegen den leichtern Scherz macht, und mit aus diesem Grunde vielleicht ist Kleist gerade wegen der Charakterzeichnung des Kurfürsten vornämlich zu rühmen. Für Kottwitz würde es unmöglich gewesen seyn, dem Prinzen die Kette um den Kranz in dem Moment des Nachtwandelns zu schlingen. Aber der

Kurfürſt thut das nicht nur, er fühlt ſogar, daß er ſich in dieſem Scherz übereilt hat, er muß einen Wink geben, um die Uebereilung wieder gut zu machen, und was ſehr richtig iſt, der Dichter läßt ihn mit dieſer Aeußerung zuerſt auftreten, ſetzt ihn, beim Aufzug des Vorhangs, mit dem Prinzen in dieſelbe phantaſtiſche Lage und läßt ihn Komödie mit dem jungen Homburg ſpielen. Kleiſt wäre ein arger Stümper geweſen, wenn er hierbei nicht ſeine Abſicht gehabt hätte, nämlich uns den großen Mann auch ſogleich von vorn herein in dieſer individuellen Eigenſchaft zu zeigen.

Endlich Natalie ſoll in der mehr erwähnten Recenſion durch die Bemerkung verloren haben, daß alles, was ſie fühlt, denkt und thut, nicht ſowohl Poeſie als innere Wahrheit ihres Weſens iſt. Aber wenn man, Klärchen in Egmont und Gretchen im Fauſt gegenüberſtellend, ſagte, jener erſcheine das Leben mehr als ein reiches poetiſches Bild, für das ſie begeiſtert iſt, und ein vielſeitiger, großartiger Sinn ſey ihr eigen, dieſe dagegen wolle alles, was ſie liebt, mit der innigen, unwandelbaren Wahrheit ihrer Natur umfaſſen, ſo ſpricht man Gretchen gewiß nicht die Poeſie ab. Und eben ſo heißt alles, was über Natalie geſagt worden, auch wohl nur; nicht in ihrer Phantaſie, in einer vorüberrauſchenden Begeiſterung, in der Tiefe ihres innigen Gefühls, in der Wahrheit ihres reinen Herzens beſitzt ſie diejenige heimliche und warme Poeſie, die eines weiblichen Weſens ſchönſter Schmuck iſt.

Beiſpiele, wie dieſes erinnern, an jenes Wort: Credo, worüber wir neulich als Eigenſchaft der meiſten Gelehrten Klage vernommen haben, jenes Credo, deſſen Bekenner nicht fragt: wie ſieht der Mann, mit dem ich mich unterhalte, ſeinen Gegenſtand an? und verſtehe ich ihn auch recht? ſondern nur prüft, wie ſteht ſeine Meinung in Uebereinſtimmung mit dem, was ich früher über den Gegenſtand vernommen habe, denn es kann nur richtig ſeyn, ſofern es mit dem Buchſtaben dieſer Annahme einſtimmt oder in Einſtimmung zu bringen iſt.

42.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion.

(Beſchluß aus No. 216.)

§. 8. Wie rückwärts, erregend aus dem Vergangenen heraus, ſo führt die allgemein belebte Thätigkeit in der Kraft dasjenige oft und meiſt raſcher herbei, was in der nächſten und künftigen, durchaus nothwendigen Fortwirkung einer Krankheit liegt. — — —

Die (durch das Magnetiſiren) harmoniſch angeregte Geſammtthätigkeit ſetzt alle einzelnen Kräfte, alle einzelnen Verrichtungen bei dem erhöhten Lebensſpiel in Bewegung. Das vom Vergangenen her Ruhende, noch nicht Ausgeglichene wird aus dem Schlummer geweckt, während die Organe, welche ab- oder fortleitend ſchon von dem Krankheitsvorgang berührt waren, im Streben zum Gleichgewicht alsbald in ihrem Mitantheil und ihrer Verrichtung ſich zeigen. Wohin der Krankheitsgang, für den Ausgang gut oder übel, hinneigt, wird durch die That ſelbſt, im Gefühl des Kranken oder in äußerlich wahrnehmbarer Wirkung, offenbar. So bietet ſich z. B. ein an Leber- und Milzübel ſchon lange Leidender der Behandlung dar; der Arzt ſchließt aus den Zeichen den muthmaßlichen Gang; entweder glücklich, durch etwa zu erwartende allgemeine Fieberzuſtände und durch die daraus ſich bildenden gröbern kritiſchen Ausleerungen, Urin, Stuhlgang, Hämorrhoidalfluß; oder unglücklich, durch Lähmung der Theile, durch beginnende Vereiterung, durch Blutbrechen. Im erſten wie im zweiten Falle wird bei ſorgfältiger und geübter Beobachtung die Beſtätigung nicht leicht ausbleiben, wenn der Arzt richtig geſehen; hat er ſich geirrt, ſo werden die nächſten Erſcheinungen oft den Anſchein ſowohl, als ſeine Anſicht berichtigen. Für den glücklichern Fall wird der Kranke bald wohl Gefühl von allgemeiner Erwärmung, Trieb zu den aufgeführten Ausleerungen bekommen; für den unglücklichen, keine Empfindung, oder nur Gefühl von Kälte, allgemein und örtlich, Unbehaglichkeiten mit Blutgeſchmack. So wird die Prognoſe, gut oder übel, vollſtändig klar, und der Arzt weiß, was zu thun, was zu fördern oder zu hemmen ſey u. ſ. w.

Wir glauben durch die Mittheilung dieſer wenigen Stellen unſern Leſern einen vorläufigen Begriff von der Gediegenheit und Wichtigkeit des Inhalts gegeben zu haben, wodurch dieſe treffliche Abhandlung charakteriſirt iſt, und wir fügen nur noch die Angabe der übrigen Hauptmomente derſelben hinzu, welches folgende ſind: III. „Beſondere Beachtung und Behandlung einzelner Zufälle.“ §. 20—26. z. B. bei Krampf, Fieber, Paralyſe (Gliederlähmung), Deſorganiſation und bei ſchlafendem Zuſtande (Somnambülismus). IV. „Gemeinſame Leitungsbehandlung.“ §. 27—30.

Intereſſant und Vertrauen auf die Praxis des Verfaſſers erweckend iſt auch die auf dieſe Abhandlung unmittelbar folgende Beilage mit der Ueberſchrift: „Darlegung über meine magnetiſch-ärztliche Wirkſamkeit.“ Deren Hauptinhalt in einem Bericht über die von unſerm Verf. vorzüglich angewendete gemeinſame Behandlung der Kranken am Leitungsbehältniß (Baquet) beſteht. Im Vorwort erfährt man, daß er ſeit beinahe 25 Jahren die Heilkunde ausübte; ſeit mehr als 23 Jahren aber mit den Wirkungen des Lebensmagnetismus, in ſeinen bedeutenſten Erſcheinungen, nicht blos vom Hörenſagen oder durch Schriften, ſondern durch eigne fortgehende, nicht übereilte Erfahrung, an verſchiedenen Orten nicht nur, ſondern in ganz verſchiedenen Ländern, an mancherlei Kranken, männlichen wie weiblichen Geſchlechts, Kindern, Erwachſenen und Alten, bekannt geworden ſey, und an drei verſchiedenen Wohnorten, Hanau, Warſchau und Berlin, während er einzeln den Magnetismus anwandte, ſeine Praxis nach den in der vorhergehenden Abhandlung aufgeſtellten Grundſätzen einzurichten und fortzuführen gewiſſenhaft bemüht war.

Schätzbare Beiträge, theoretiſchen und praktiſchen Inhalts haben, außer dem Herausgeber, zu dieſer Zeitſchrift geliefert die Doctoren Andreſſe, Mertins, Schweitzer, Breyer, Ebel und Bock in Berlin, Dr. W. Hennemann in Schwerin, Dr. Klecke aus Stuttgard, Dr. Kornmeſſer in Straßburg, Dr. Hiertzel in Gottlieben am Bodenſee, Dr. Krupp, Bergarzt und Cantonphyſikus in Dortmund, auch die Doctoren Ludwig von Boß, Sommatſch, Lichtenſtädt und Broſſe. — Unter dieſen Beiträgen zeichnet ſich eine Abhandlung, unter dem Titel: „Theorie der Stoffbildungen, in Uebereinſtimmung mit dem Mesmerismus, von Dr. Ludwig von Boß“ (erſten Bandes zweites Heft, S. 72—133 — und zweiten Bandes erſtes Heft, S. 40—146), deren weitere Fortſetzung verſprochen, aber noch nicht geleiſtet iſt, durch wiſſenſchaftliche Anregung und lebenvolle Darſtellung ganz vorzüglich aus, ſo daß wir Näheres darüber mittheilen würden, wenn nicht mehr Raum dazu erfordert würde, als die dieſer Anzeige geſetzten Schranken geſtatten wollen.

Unter den geſchichtlichen Aufſätzen iſt der gewichtigſte die in vieler Hinſicht merkwürdige und lehrreiche „Behandlungs- und Heilungsgeſchichte einer complicirten Herzkrankheit, bei ganz eigenthümlichem magnetiſchem Schlafwachen und Hellſehen.“ (Zweiten Bandes erſtes Heft, S. 212—224; zweites Heft, S. 88—145.) Unter andern iſt die Selbſtanſchauung dieſer Hellſehenden, hinſichtlich der innern organiſchen Theile und Veränderungen, ſo anziehend, daß wir nicht umhin können, wenigſtens eine dieſen Gegenſtand betreffende Stelle hier noch mitzutheilen:

„Das Gehirn erſchien ihr ſo blos als Licht, bald heller, bald dunkler, je nachdem die innern Bewegungen raſcher oder träger waren, aber nicht blos im Hellern oder Dunklern ſah ſie Unterſchiede, ſondern auch in der Art, in der Formation

der Strahlungen, ähnlich den Tonfigurationen in den tönenden Körpern und der Luft. Das Herz erscheine ihr auch leuchtend, aber so wie Feuer, wie solches alle Grade des Kochens, Verdünstens und Verbrennens bewirkt. Dasselbe hätte vom Nerv für jenes (Licht) und vom Blut für dieses (Feuer). So käme es ihr bei ihr vor, als habe sich hier und da im Gehirn und in den Nerven das reine Licht in das dem Herzen und Blut eigene Leuchten und Brennen umgewandelt, dagegen sey Herz und Blut in sich noch feuriger geworden; doch sähe sie dies nicht als durchaus fest bestehend, sondern als ein stetes, unordentliches Hin- und Herwogen. Ueberhaupt wo beides, das Licht des Gehirns und der Nerven und das Feuer des Herzens und des Blutes sich vermischten, und wie völlig eins würden, da entstände nachher wieder eine Art Trennung, wie ein junges Hirnlicht und ein junges Herzfeuer, und das sey die ganze organische Thätigkeit, die, nach den Theilen auch wieder verschieden, nämlich langsamer oder schneller u. s. w. die Erzeugung oder Reproduction, die Erneuerung in der Materie bewirkte, und wodurch eben das Leben fortdauernd bestünde. Auch sähe sie solchergestalt das Werden, und in seinem Verrichtungswesen, in seinem eigenthümlichen Seyn und seiner rundlichen Form das Bestehen, was man Drüse nenne. Sie sähe dieses alles in Beziehung ihrer wirklichen organischen Leiden, welche durch die ursprüngliche Unordnung zwischen Gehirn und Herz so entstanden wären und unterhalten würden, daß in derselben Richtung auch das innige Verschmelzen vom freien Licht und Stoffeuer gestört und unordentlich wäre, und immer eine entsprechende fehlerhafte Trennung, oder Erzeugung zum neuen Nervenlicht und Blutfeuer daraus entstünde. Aus dem ersten, als dem allgemeinen, hätten sich die immer sich wiederholenden Fieberzustände, aus dem zweiten die örtlichen Leiden im ganzen Gehirn, im Herzen und in den innern Generationswerkzeugen gebildet. In dieser Beziehung ohnehin müßten auch immer diese letztern bedeutend leiden, und sie würden auch ohne örtliche Schwächung besonders durch die zweite Schwangerschaft und Niederkunft gelitten haben, weil die organische Thätigkeit als Reproduction oder Ernährung selbst nichts als Zeugung sey, und dadurch unmittelbar mit jenen besondern Werkzeugen derselben zusammenhänge, ja davon zum Theil abhängig wäre. Weshalb auch besonders beim weiblichen Geschlecht jede nur etwas bedeutende Krankheit sofort Aenderungen in dem Monatlichen setzen, und hierin wieder nicht die mindeste Störung seyn könne, ohne daß dies nicht sogleich für die ganze Ernährung, oder, wie sie es sähe, als eines, für die organische Thätigkeit aller einzelnen Theile den augenscheinlichsten Einfluß äußern." — Zu diesen und noch vielen ähnlichen merkwürdigen Anschauungen dieser gebildeten Hellseherin werden des Verfs. treffende, erläuternde, theils historische, theils wissenschaftliche Bemerkungen seinen Lesern gleich willkommen seyn.

So viel ist also gewiß: weder am Herausgeber, noch an den Mitarbeitern liegt es, und eben so wenig an dem thätigen Verleger, wenn diese Zeitschrift nicht den ihr zu wünschenden Fortgang haben wird. — Das Kieserſche Archiv für den thieriſchen Magnetiſmus wird den Wolfartſchen Jahrbüchern des Lebensmagnetiſmus keinen Abbruch thun, wenn man beide Zeitschriften gehörig und unparteiisch würdigen will; beide haben ihren eigenthümlichen Werth; und wenn auch Laien sich mit einer von beiden begnügen, so sollten beide wenigstens von jedem gebildeten Arzte bestens benutzt werden. 43.

Neueſte Erzählungen von Aloys Schreiber. 2 Bändchen. Stuttgart bei Sattler.

Jedes Ding hat zwei Seiten! Diese Wahrheit, so alt wie die Welt, und wohl selten oder nie bezweifelt, läßt sich vermittelst einer ungezwungenen Gedankenfolge auch auf obiges Buch anwenden. Ein rühmlichst gekannter Name hat seine Vor- und Nachtheile, etwas minder Gutes schlüpft unter seiner Aegide mit durch; andrerseits erwartet man aber von einem also bekannten Schriftsteller nichts Gewöhnliches, und ist strenger im Urtheil, als man gegen einen, der keine Berühmtheit auf einem gewissen Punct zu erhalten hat, seyn würde. Stände unter diesen neuesten Erzählungen nicht der Name Aloys Schreiber, so würde man ungefähr Folgendes von ihnen meinen:

In einem der Rheinbäder kam an einem trüben regnerischen Tag ein Kreis gebildeter Badegäste im Salon zusammen, dem finstern Himmel durch ein trauliches Beisammensein ein heiteres Colorit abzugewinnen. Aber das Gespräch stockte; der war verdrießlich, daß der Regen ihn verhinderte diesen und jenen Berg zu besteigen; die ärgerte sich, daß eine Wasserfahrt, von der sie sich so viel Freude versprochen hatten, scheiterte; andere fürchteten, daß wenn das Unwetter anhielte, morgen wenig Fremde hinzukommen und der Ball nicht zu Stande kommen würde; kurz jedermann war übellaunig, und an keine frohe Unterhaltung zu denken. Da fiel plötzlich einem, in den geselligen Kreisen überall willkommenem Badegast ein, um die Langeweile, die so bleiern auf jedem Gesicht thronte, zu vertreiben, wäre das Wirksamste, kleine Geschichten zu erzählen, der Reihe nach, oder nur von einigen, frei, oder nach bestimmtem Stoff. Der Vorschlag fand Beifall. Zum Zuhören waren die Meisten bereit, und auch zum Erzählen Einige, welche, die Gabe der Rede besitzend, in der Erfindung zwar keine Meister, doch auch nicht ungeübt und klüglich die Sagen der Umgegend benutzend, gar angenehme Geschichten vortrugen. Man kletterte auf den Burgen in Gedanken mit herum, die man in ihrem Verfall öfters gesehen, und an deren malerischen Anblick man sich so geweidet; man hörte den Rhein rauschen, ihn, den König der Flüsse; man wandelte in der romantischen Gegend mit den grimmigen Rittern, zärtlichen Knappen, frommen Frauen, sittigen Fräulein und tückischen Mönchen; die Stunden verflossen gleich Minuten, und man gestand sich beim Scheiden, sich selten bei einer Lustpartie so vergnügt zu haben, als bei diesem Erzählungsabend. Einigen, die zufällig abwesend waren, wässerte der Mund, als man ihnen von dem angenehmen Zeitvertreib berichtete, sie drängten und drängten, bis die Erzähler sich entschlossen, ihre aus dem Stegreif erfundenen Geschichten zu Papier zu bringen. Der Reiz des mündlichen Vortrags war nun verflogen, aber nicht der des Plauzes, und so begrüßte man sie noch immer als angenehm erdachte und geschriebene kleine Erzählungen, die zu leichten Unterhaltungen, wo man keine tiefen Betrachtungen, keine Poesie fordere, und doch nichts Gemeines, Unsittliches oder Fades ertragen könne, wie gemacht seyen. Selbst nachdem sie fürs größere Publicum gedruckt wurden, erkannte man ihr Verdienst an; aber so wie sie aus der Feder eines A. Schreiber's entquollen, schüttelten die Geschmackmäkler bedenklich die Häupter und meinten, ein Kaufmann von alter bewährter Handelsfirma dürfe keine leichte, lose Waare führen, das hieße, sich den Credit schmälern, und verriethe Geringschätzung in die Einsichten der Kunden.

Mit den drei ersten und der letzten Erzählung des ersten Bandes, das Gelübde, die gestörte Trauung, das Wunder, der Kirchenbann, hat sichs in Ansehung der Composition der Verfasser recht bequem gemacht; abgerechnet die gebildetere Sprache, liest sich das Gelübde wie einer der verschollenen Ritterromane aus den 80 und 90ger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Besser ist das Windspiel, und die Todten-Glocke, just „kein neues Geschichtchen, aber doch nicht dumm."

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Extra-Beilage.

September, 1822.

In persönlichen Angelegenheiten.

Der Redacteur einer Zeitschrift soll, dünkt mich, sich sehr davor hüten mit seinen persönlichen Angelegenheiten das Publicum zu belästigen; auch werden die Leser meiner Journale, schmeichle ich mir, sich darüber in Beziehung auf mich nicht zu beschweren haben. Es gibt aber doch Fälle, wo Ausnahmen Statt finden müssen. Man wird mir deshalb folgende Erklärungen um so mehr zu Gute halten, da einige davon selbst das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen.

1. Vielleicht erinnert man sich zweier auffallenden Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung von vorigem November, in welchen ein vornehm thuender Jemand mich als den Champion der sogenannten ultra-liberalen und radicalen Ideen, den deutschen Regierungen und dem Publicum denuncirte und die Blitze der Gewalt auf mich herabrief. Ich habe diese beiden Angriffe seiner Zeit wörtlich in Extra-Beilagen zum Liter. Conversations-Blatte (No. 294 von 1821 und No. 50 von 1822) aufgenommen und sie beleuchtet. Der Verf. dieser Aufsätze ist mir jetzt bekannt geworden. Es ist ein gewisser Dr. .....th, Agent einer gewissen, nicht öffentlichen Polizei und entweder früher selbst Demagoge oder damals schon provocirender Agent irgend einer solchen Polizei. Denn im November 1821 (also gerade ein Jahr vorher) suchte mich derselbe zu verleiten, eine, angeblich von ihm selbst verfaßte demagogische Constitution für einen gewissen Staat heimlich drucken zu lassen und heimlich zu verbreiten!! Im Herbst des vorigen Jahrs suchte derselbe Herr von mir zehn Louisd'or zu erborgen! Wenige Tage nach Empfang meiner auch diesen Antrag ablehnenden Antwort, wurde der Bericht, angeblich „von der Elbe" an die Redaction der Allgemeinen Zeitung geschickt! die solchen denn auch aufnahm! Es ist dies, nebenher bemerkt, ein Beleg, wie berühmte Zeitungs- und Journal-Institute ihre Berichterstatter zu wählen pflegen und wie die Redactoren derselben eingesandte Artikel zu beurtheilen wissen. Ich habe das Factum selbst der höchsten Verwaltungs-Behörde des betreffenden Staats mit allen näheren Umständen zur Kenntniß gebracht und dieser auch das Individuum genannt. Mehr läßt sich darüber öffentlich noch nicht mittheilen.

2. Von Herrn Prof. Schütz jun. in Halle ist die Einrückung der Erklärung des Hrn. Eßlair in No. 20 des literarischen Anzeigers, der meinen Journalen beigelegt wird, sehr übel aufgenommen worden. In einer sogenannten „Schuldigen Antwort" in der Beilage zu No. 163 der Leipziger politischen Zeitungen hat er sich nicht allein gegen den Verf. jener einfachen Mittheilung die heftigsten Ausfälle erlaubt, sondern auch mich, und zwar blos, weil sich die Eßlairsche Erklärung in den, meinen Zeitschriften beigefügtem Anzeiger, der Jedermann gegen Insertionsgebühren offen steht, befunden hat, auf eine äußerst beleidigende Weise angegriffen. Da meine sehr gemäßigte Erwiederung in Nr. 165 der Leipziger politischen Zeitungen ihn aber nicht beruhigt hat, sondern der Angriff in dem Allgem. Anzeiger der Deutschen sehr verstärkt und in einem noch höhern Grade verletzend wiederholt worden, so habe ich den Hrn. Prof. Schütz bei seiner Behörde dem Ober-Landes-Gericht in Naumburg gerichtlich belangt und auf seine Bestrafung den Gesetzen gemäß angetragen. In wie fern aber die Erregung solcher ein öffentliches Aergerniß gebenden Zänkereien nach den Disciplinar-Gesetzen der Universitäten in den königl. preuß. Staaten einem bei denselben öffentlich angestellten Professor, der der akademischen Jugend Muster und Vorbild in Sittlichkeit, Sitte und anständigem Betragen seyn soll, zustehe? — so dürfte diese Frage von den hohen Vorgesetzten derselben vielleicht ebenfalls in Erörterung gebracht werden.

Gegen die sonst von mir sehr geachtete Beckersche Buchhandlung in Gotha als Verleger des Allgem. Anzeigers so wie gegen den Redacteur dieses Blatts habe ich zugleich gerichtliche Beschwerde geführt.

3. Das Publicum hat sich aus einer Extra-Beilage zum Lit. Convers. Blatte vom März d. J. über die formelle und materielle Lage dreier Injurienprocesse belehren können, welche der Dichter des Ynguld wegen einiger starken Ausdrücke, die ich mir über seine zart und fein gedachten Aufsätze „Aff und Schnur" und „Zigeuner-Freiheit" in der Zeitung für die elegante Welt, so wie über sein ganzes damaliges literarisches und journalistisches Fastnachtsspiel im Jahr 1819 erlaubt hatte, gegen mich einzuleiten, mir die Ehre angethan. Ich verweise daher auf diesen Aufsatz, dem ich ein Motto gegeben: „Mit dem Maß, wo ihr mit meßt, sollt ihr wieder gemessen werden", das unsere Herren Juristen freilich nicht wollen gelten lassen. Darum fuhr ich mit meinem Gesuch um Cassation der drei mich zur sogenannten Privatgenugthuung (einfacher Art) condemnirenden Erkenntnisse auch ab. Jedoch blieben mir noch drei Instanzen zur Nachsuchung derselben übrig und man kann nicht wissen, was sich hier ergeben hätte. Von sehr verehrter hoher Hand wurde aber in diesem Augenblick lieber eine ehrliche Aussöhnung und Niederschlagung des alten Haders gewünscht. Ein Ehrenmann fand sich als Vermittler ebenfalls und so wurde der Congreß anberaumt. An Noten hin und herüber fehlte es nicht. Der Vermittler that das Seine. Aber kein Friede kam zu Stande. Der Dichter der Albaneserin nahm die Sache mit welthistorischer Wichtigkeit. Der Red. des

Conv. Bl. stellte sich in ihrer materiellen Würdigung auf eine wenigstens gleiche Linie mit ihm und nahm sie auch formell leicht genug. Alle Friedensprojecte scheiterten an diesen einander entgegenstehenden Ansichten. Um nicht aus meiner Rolle, die die Sache so leicht genommen, zu fallen, that ich nach aus einander gegangenem Congreß, auf die mir noch offenstehenden drei Appellations-Instanzen Verzicht und bat sofort selbst um die Erledigung der Erkenntnisse, auf welche der Dichter an der Saale einen so hohen Werth setzte. Viele meiner geneigten Leser werden wissen, wie wichtig von unsern Gerichtsstellen ein Injurienproceß in einer solchen Erledigung behandelt wird. Ich machte zum erstenmal die Erfahrung, das für einen starken acht und vierziger, einen Buchhändler und einen Journalisten in unserer Zeit viel sagen will. Der beleidigte Dichter schien nun aber ebenfalls dazu beitragen zu wollen, um den Uebergang von der Fehde zur Versöhnung nur mit Blumen zu bestreuen. Wohl mußte ich einen tiefen und zarten Sinn in ihm annehmen und seine Galanterie und Feinheit bei mir preisen, als ich in dem von ihm gewählten Repräsentanten, einen werthen Freund von mir und was mehr noch sagen will, einen fleißigen Mitarbeiter am Conv. Bl. erblickte. Mit einigen Worten, mit einem Handschlage oder Händedruck war die ganze Handlung erledigt und es fand sich keine Veranlassung für mich, an die Galileische Reservatio mentalis: e pur si muove denken zu können.

Dieser Auslegung scheint allerdings eine sogenannte „Bekanntmachung für Bekannte" zu widersprechen, und eher auf gegentheilige Gesinnungen schließen zu lassen. Ja, die historische Aufstellung nach Zahlen, die den dort mitgetheilten drei Registraturen, die wahrscheinlich aus den drei Aktenheften gezogen, gegeben wird, scheint diese gegentheilige Ansicht zu bestätigen, da sie historisch nicht so begründet ist. Wohl ließe sich gar eine neue Fehde daran knüpfen. Hat eine Citation, daß die ehrbaren Rathsherren im König Ynguri statt mit „beträchtlichem Weinen" nur „in Thränen schwimmend" die Hände des Helden haben „küssen" sollen zu einer so blutigen dreijährigen Fehde führen können, warum wäre sie nicht an diese „Bekanntmachung" in ihrem geschichtlich-unrichtigen Zahlen-Aufmarsch zu knüpfen?

Doch ich will lieber alle Fehde beendigt wissen, wenn ich auch meine symbolische vorhin angegebene Deutung zurücknehmen muß. Ich senke immer meine Fahnen vor dem gelernten Meister in einem Kriege, in welchem ich glücklich oder unglücklich nur Novize und Laie war. Aber ich sage jetzt auch: honny soit qui mal y pense und man soll mir dabei künftig eben so wenig nachsagen, daß ich dabei nichts gelernt hätte. Hr. Prof. S. (siehe die vorhergehende Ziffer) macht darüber vielleicht die erste Erfahrung.

4. In der Allgem. Zeitung ist kürzlich die Nachricht, „daß mein neuer Verlag aufs Neue einer Recensur in den königl. preuß. Staaten unterworfen" von der Redaction derselben für noch zweifelhaft erklärt worden. Die Nachricht ist aber wahr und folgendes das Nähere darüber. Kurz nach der bei mir erschienenen Brochüre des damals in Berlin lebenden Hrn. Dr. Benzenberg, „Friedrich Wilhelm III." die hier in Leipzig mit Censur gedruckt war, wurde im vorigen Jahr durch eine Cabinetsordre Sr. Maj. des Königs v. Preußen mein neuer Verlag, bei seiner gefährlichen politischen Tendenz, und auch ohne irgend eine Ausnahme des nicht politischen Theils desselben, unter eine strenge Special-Recensur gestellt. In wie weit jene Schrift oder was sonst dazu Veranlassung gegeben, ist mir nie genau bekannt geworden, wie nie eine bestimmte Klage gegen mich, die hierauf Beziehung gehabt, ausgesprochen ist, weshalb eine Vertheidigung mir eben so wenig möglich gewesen. Aus Verehrung gegen Se. Maj. den König, und da ich die Sache als vorübergehend betrachtete, kam ich der Maßregel entgegen und das Resultat war, daß von meinem zahlreichen Verlage im Laufe eines ganzen Jahrs blos nur eine einzige Nr. des Lit. Conv. Bl., eine Partei-Rechtfertigungsschrift in Privatsachen eines Berliner Arztes, die authentische Sammlung von Acten-Auszügen Sand betreffend, und das sogenannte Taschenbuch ohne Titel die in Berlin angeordnete Recensur nicht passirten, weshalb ich denn diese drei unbedeutenden Gegenstände auch nicht pro novitate an die preuß. Buchhandlungen einsandte. Unterm 9. Mai hatte Se. Fürstl. Durchl. der Staatskanzler die Gnade, mir zu eröffnen, daß die im vorigen Jahr anbefohlne Recensur auf seinen Vortrag von Sr. Majestät wieder aufgehoben worden sey, mein Verkehr folglich wieder ganz frei wäre. Ich beeilte mich davon dem Publico Kenntniß zu geben, und die Nachricht ging in die meisten deutschen und ausländischen Zeitungen über. Aber schon am 22. Mai zeigte mir Se. Durchl. wieder an und zwar „zu seinem Bedauern", daß auf den Vortrag einer andern hohen Behörde, die Recensur aufs Neue angeordnet sey. Die Gründe, welche mich hierauf (da nicht die entfernteste neue Veranlassung eingetreten) bestimmten, dieser, den gesetzlich freien Verkehr vielfach hemmenden, und als Exceptions-Verfahren das blos gegen mich angewendet wird, meine staatsbürgerliche Stellung wo nicht beeinträchtigenden doch bedrohenden Maßregel nicht nochmal selbst entgegen zu kommen, habe ich der königl. sächsischen Regierung vorgelegt, und diese ehrerbietigst um Aufrechthaltung des einem königl. sächs. Unterthan zustehenden Rechtsstandes, wie solcher nach dem Bundestags-Protocoll und dem für alle Staaten des deutschen Bundes verbindlichen Preßgesetze v. 20. Septbr. 1819, III. §. 1. 4. 6. 7. und nach dem königl. preuß. Censur-Edict v. 18. Octbr. 1819, so wie nach allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen begründet scheint, gebeten. Ich habe sie zugleich Se. Durchlaucht dem Staatskanzler und Se. Excellenz dem Minister des Innern und der Polizei in Berlin vorgelegt, und sehe ich dem Resultat dieser gethanen Schritte ruhig entgegen.

Das dies auf dem jetzigen Standpunct der Civilisation und der Rechtsbegriffe der Fall seyn dürfe, wird hoffentlich das Publicum bei der Würdigung meiner neuen literarischen Unternehmungen, wie sie in nachstehendem Bericht verzeichnet sind, zuzugestehen die Geneigtheit haben. Ich bitte dasselbe zugleich um seine fernere Unterstützung derselben, da sie, wie ich mir schmeichle, der öffentlichen Theilnahme nicht unwürdig sind, sie dieser aber auch, um zu gelingen, stets bedürfen werden.

Leipzig, den 3. Sept. 1822. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bericht

zur

Michaelis-Messe 1822

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Die Michaelis-Meßartikel sind mit einem * bezeichnet.)

I. An Neuigkeiten und Fortsetzungen ist vom Januar bis zur Michaelis-Messe entweder wirklich fertig geworden oder wird es noch im Laufe des Jahrs.

1. Annalen, allgemeine medicinische, oder kritische Annalen der Medicin. Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer und Dr. L. Choulant. Jahrgang 1822. 6 Thlr. 16 gr.

*2. Behr, D. W. J. (in Würzburg), die Lehre von der Wirthschaft des Staats, oder pragmatische Theorie der Gesetzgebung u. Finanzverwaltung mit Rücksicht auf den Gebrauch akademischer Vorlesungen bearbeitet. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

3. Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Wilh. Müller. Erstes Bändchen: auserlesene Gedichte von Martin Opitz. *Zweites Bändchen: Gryphius. *Drittes Bändchen: Flemming. 8. Jedes Bändchen 1 Thlr. 12 gr.

(Diese Bibliothek wird aus etwa 8 Bändchen bestehen und im nächsten Jahr vollendet werden.)

4. Briefe aus Columbien an seine Freunde, von einem hannöverschen Officier. (Geschrieben im J. 1820.) 8. 1 Thlr. 8 gr.

5. Briefe Josephs des Zweiten. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung „Beitrag zur Würdigung Josephs des 2ten" bereicherte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

6. Aus Casanova's Memoiren. Nach dem französischen Original-Manuscript bearbeitet von W. v. Schütz. 8. 2ter und *3ter Band. Jeder zu 2 Thlr. 12 gr.

*7. Casanoviana; oder Auswahl aus Casanova's Memoiren. 1r Bd., enthaltend: 1) Die Geschichte seiner Flucht aus den Bleikammern von Venedig; 2) die Geschichte seines Duells mit dem Grafen Branicky in Warschau; 3) seine Besuche und Unterhaltungen mit Haller u. Voltaire. 8.

(Insbesondere für die Frauen bestimmt.)

8. Casper, D., Charakteristik der französischen Medicin und Chirurgie, mit Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupf. gr. 8. 3 Thlr.

9. Conversations-Blatt, literarisches, für das J. 1822. gr. 4. 10 Thlr.

Wird in wöchentlichen und monatlichen Lieferungen versandt.

10. Conversations-Lexicon 11ter u. 12ter Band. In sechs verschiedenen Ausgaben. Preis für beide Bände:

Nr. 1. Ord. Druckpap.	4	Thlr.	16 gr.
" 2. Schreibpap.	6	"	8 "
" 3. Med. Druckp.	7	"	12 "
" 4. Französ. fein med. Druckp.	9	"	— "
" 5. Velin-Papier	12	"	— "
" 6. In 4. auf Schrbp.	12	"	— "

Fertig ist die erste und zweite Lieferung; die 3te u. 4te Lieferung erfolgen zu Ende des Jahrs und im Februar. Das Ganze erscheint in acht Lieferungen, die gegen 200 Bogen enthalten werden.

11. Conversations-Lexicon, die ersten 10 Bände. Dritter Druck der fünften Auflage.

Nr. 1. Ord. Druckpap.	12	Thlr.	12 gr.
" 2. Schreibpap.	18	"	18 "
" 3. Med. Druckp.	22	"	— "
" 6. In 4. auf Schrbp.	30	"	— "

Privat-Personen, die sich mit dem Verleger direct in Verbindung setzen und den Betrag gleich mit einsenden, erhalten, sobald die Bestellung über 75 Thlr. beträgt, ein Siebentel des Belaufs als Rabatt. Der 11te und 12te Band (s. Nr. 10 dieses Berichts) kann in die Bestellung mit inbegriffen werden.

12. Ebert, Dr. F. A., Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek in Dresden. gr 8. (Auf französ. Schreibpapier.) 2 Thlr.

13. Ebert, Dr. F. A., allgemeines bibliographisches Lexicon. 2ter Band in sechs Lieferungen. gr. 4. feines französ. Druckpap. 10 Thlr.; feines französ. Schreibpapier 13 Thlr. 8 gr.

Fertig sind die beiden ersten Lieferungen dieses Bandes. Die 3te folgt zu Ende des Jahrs. Die 4 — 6te bis zur Mitte des künftigen Jahrs.

14. Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Theil. A — G. gr. 8. fein französ. Druckpapier 2 Thlr. 20 gr.; ord. Druckpapier 2 Thlr. 12 gr.

(Der zweite Theil wird noch zu Ende des Jahrs fertig werden. Das Ganze soll 3 Theile enthalten.)

15. Ergänzungen der allgemeinen Gerichts-Ordnung und der allgemeinen Gebühren-Taxen für die Gerichte, Justiz-Commissarien und Notarien in den Preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichts-Ordnung und die allgemeinen Gebühren-Taxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. gr. 8. (Mit der allgemeinen Preuß. Gerichts-Ordnung gleichförmig gedruckt.) Druckpapier 1 Thlr. 12 gr. Schreibpapier 2 Thlr.

*16. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. 2 Bände. gr. 8. (Mit dem allgemeinen Landrecht gleichförmig gedruckt.) Druckpapier 3 Thlr. Schreibpapier 4 Thlr.

17. Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweite bis auf die neueste Zeit fortgeführte, berichtigte und ergänzte Ausgabe. In vier Bänden oder sieben Abtheilungen. gr. 8. complet 12 Thlr. Schreibpap. 16 Thlr. In 4. auf Schreibpap. 24 Thlr.

Fertig geworden ist der

Erste Band, enthaltend: I. die Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, und II. die Literatur der Theologie. Beide Literaturen von Prof. Böckel in Greifswalde bearbeitet und von Hrn. Prof. Ersch revidirt.

Ferner vom

Dritten Bande die erste Abtheilung: Literatur der Medicin. Bearbeitet von Prof. Puchelt in Leipzig und von Hrn. Prof. Ersch revidirt.

Im Laufe dieses Jahrs erscheint bestimmt noch vom 2ten Bande die erste Abtheil., die Literatur der Jurisprudenz, Politik und Cameralistik enthaltend.

Der Druck der übrigen Abtheil., als die 2te des 2ten Bandes, schöne Künste und Vermischte Schriften; die 2te des 3ten Bandes: Naturkunde, und der 4te Band: Geschichte und Geographie werden so beschleunigt, daß das Ganze ohne Fehl im nächsten Jahr vollendet seyn wird.

Weiter habe ich über diese neue Ausgabe dieses Handbuchs zu bemerken:

1) Daß keine Supplemente zur ersten Ausgabe geliefert werden, weil die mit der Anfertigung derselben verbundenen Kosten und Mühen in keinem Verhältnisse mit dem zu erwartenden Absatze waren.

2) Daß im Plane mehrere sehr zweckmäßige Abänderungen, die den Gebrauch erleichtern, getroffen worden, z. B. daß fast alle Verweisungen in einer auf andere Abtheilungen vermieden und die Artikel, worauf sonst verwiesen wurde, lieber aufgenommen sind u. dgl. m.

3) Daß der Umfang dieser Ausgabe natürlich den der ersten bedeutend übersteigt. So enthält die Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik in der ersten Auflage 11 Bogen und 10 Columnen, in dieser zweiten aber 19 Bogen; die der Theologie enthielt 11 Bogen 14 Col., in dieser zweiten enthält sie ebenfalls 19 Bogen; die Literatur der Medicin umfaßte in der Ausgabe von 1811, 14 Bogen 6 Col., in dieser umfaßt sie an 24 Bogen und 6 Columnen. Wenn daher in der ersten Ausgabe diese 3 Abtheilungen aus 37 Bogen und 14 Columnen bestanden, so enthalten sie jetzt 62 Bogen 6 Columnen und alle Abtheilungen in gleichem Verhältniß angenommen, werden diese, welche in der ersten Ausgabe 141 Bogen umfaßten, in dieser zweiten Ausgabe gegen 220 Bogen stark werden.

4) War nun der Preis in der ersten Ausgabe bei 141 Bogen 10 Thaler, so müßte er, abgesehen von den jetzt viel höheren Papier- und Druckpreisen, gegenwärtig bei 220 Bogen über 15 Thlr. betragen. Ich habe diesen Preis aber, um die Anschaffung zu erleichtern (in Hoffnung eines stärkeren und um so rascheren Absatzes), nicht höher als auf 12 Thaler auf Druckpapier, und 16 Thlr. auf Schreibpapier notirt.

5) Daß jede Literatur bis zu dem Augenblick, wo der letzte Bogen zur Presse gelegt wird, nachgetragen und ergänzt wird.

18. Erſch, J. S., Literatur der Philologie, Philoſophie und Pädagogik. Zweite von Prof. Böckel in Greifswalde bis auf die neueſte Zeit (Jubilate-Meſſe 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.; Schreibp. 2 Thlr. 6 gr. und in Quart 3 Thlr.

19. Deſſelben Literatur der Theologie. Zweite von Prof. Böckel in Greifswalde bis auf die neueſte Zeit (Jub. M. 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.; Schreibp. 2 Thlr. 6 gr. und in Quart 3 Thlr.

20. Deſſelben Literatur der Medicin. Zweite von Prof. Puchelt in Leipzig bis auf die neueſte Zeit (Jub. M. 1822) fortgef. Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 20 gr.; Schreibpap. 2 Thlr. 12 gr. und in Quart 3 Thlr. 8 gr.

21. Falk, Johannes, das Vaterunſer der Weimariſchen Sonntagsſchule. Mit Evangelien, Kupfern und Noten. Zum Beſten eines von den Kindern ſelbſt zu erbauenden Bet- und Schulhauſes. Mit 13 Noten und 10 Kupferblättern. Preis 1 Thlr. baar.

(Der eingehende Ertrag wird von mir ohne Abzug dem Verf. zur Förderung ſeiner wohlthätigen Zwecke eingeſandt. Alle Menſchenfreunde werden gebeten dieſe Zwecke auf dieſe Weiſe zu unterſtützen).

*22. Flemming, Paul, auserleſene Gedichte. Herausgegeben von Wilh. Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek deutſcher Dichter des 17ten Jahrhunderts. 3tes Bändchen.)

*23. Gellert's Briefwechſel mit Demoiſelle Lucius. Nach den Originalen vollſtändig herausgegeben. Nebſt einem Anhange, Mehreres noch ungedruckte von Gellert enthaltend. gr. 8.

*24. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. In zwei Theilen. Zweiten Theiles erſte Abtheilung: Die letzten Könige von Jeruſalem und Saladin. gr. 8. 2 Thlr. (Der erſte Theil koſtet 3 Thlr.)

25. Gerſtäcker, Dr. K. F. W., Anweiſung zur Abfaſſung gerichtlicher Vertheidigungsſchriften. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 6 gr. (Beide Theile 4 Thlr. 18 gr.)

26. Gervais, L., kleine Mittheilungen aus dem ſtaatswiſſenſchaftlichen Gebiete. Zweiter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. (Beide Theile 3 Thlr. 8 gr.)

*27. Gryphius, Andreas, auserleſene Gedichte. Herausgegeben von Wilh. Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek deutſcher Dichter des 17ten Jahrhunderts 2tes Bändchen.)

*28. Henke, A., Abhandlungen aus dem Gebiet der gerichtlichen Medicin. Erſter Band. Zweite vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Der 2te Band wird jetzt ebenfalls neu gedruckt; vom 3ten und 4ten ſind dagegen noch Exemplare der erſten Aufl. vorräthig. Ein 5ter Band erfolgt ſpäter.)

29. Hermes oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. Für das Jahr 1822. gr. 8. 10 Thlr.

*30. Hohenlohe, Fürſt Alexander von, der im Geiſt der katholiſchen Kirche betende Chriſt. Dritte Auflage. 8.

(In 2 verſchiedenen Ausgaben mit Cicero und mit Corpus Fractur jede auf Schreibpapier und auf Velinpapier gedruckt und jede mit einem beſondern Kupfer.)

31. Holberg's Luſtſpiele. Neu überſetzt und bearbeitet von Oehlenſchläger. In vier Theilen. 8. Auf Engl. Druckpapier 9 Thlr. 12 gr.

32. Hufeland, Staatsrath u. D. E. W., Anleitung zur phyſiſchen und moraliſchen Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Nach Darwin bearbeitet und mit vielen Zuſätzen u. ſ. w. verſehen. (Eigenthum der Louiſenſtiftung.) gr. 8. (Auf franzöſiſchem Papier.) 18 gr.

33. Iſis. Encyclopädiſche Zeitſchrift für das Jahr 1822. Herausgegeben von Oken. gr. 4. 8 Thlr.

34. Kannegießer, Karl Ludwig, das erſte Buch der Odyſſee. Probeſchrift. gr. 8. 4 gr.

*35. Köthe, D. F. A., Stimmen der Andacht. In chriſtlichen Liedern. Eine Neujahrsgabe. kl. 8.

*36. Krug, Prof. Wilh. Traug., Handbuch der Philoſophie und der philoſophiſchen Literatur. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 2 Bände. gr. 8. 3 Thlr. 16 gr.

37. Krug, Prof. W. T., neueſter Stand der griechiſchen Sache. gr. 8. 6 gr.

*38. Lieber, D. Franz, Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8.

39. Lucheſini, Marcheſe von, hiſtoriſche Entwickelung der Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italieniſchen von B. J. F. v. Halem. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. (Beide Theile 4 Thlr. 8 gr.)

*40. Martens, Charles, Baron de, Annuaire diplomatique pour l'année 1823. 12.

41. Martens, Charles, Baron de, Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. gr. in 8. 2 Thlr. 12 gr.; auf feinem Papier und brochirt 3 Thlr. 8 gr.

42. Der Lady Morgan Reisen. Zweite Abtheilung: Italien. Erster bis dritter Band. Jeder zu 2 Thlr. 8 gr.

(Die erste Abtheilung: Reise in Frankreich. 2 Bände. 3 Thlr. 12 gr.)

*43. Müller, Wilh., Chios und Thermopilä. kl. 8.

*44. Rohlwes, J. N., das Ganze der Thierheilkunde, nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder fünf Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdeliebhaber. Erster Theil. Von der Pferdezucht. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Das Ganze wird aus 5 Büchern oder Theilen bestehen.)

*45. Saalfeld, Prof. Fr., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Vierten Bandes zweite Abtheil. gr. 8.

(Führt die Geschichte Europens bis zum Aachner Congresse fort.)

*46. Schindel, Aug. von, die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. In 2 Bänden. Erster Band. A—L. 8. 2 Thlr.

47. Schulze's, Ernst, sämmtliche poetische Werke. Vier Bände. Neue Auflage.

Von dieser neuen Auflage sind 5 verschiedene Ausgaben veranstaltet:

Nr. 1. auf feinem französischen Papier, ohne Kupfer. 6 Thlr.

Nr. 2. auf demselben Papier, mit 16 größtentheils in Paris gestochenen Kupf. 8 Thlr.

Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Papier; mit denselben Kupfern. 10 Thlr.

Nr. 4. in Medianformat und auf superfeinem französischen Papier; mit dens. Kpf. 12 Thlr.

Nr. 5. auf Median superfeinem Schweizer Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift. 18 Thlr. (Diese Ausgabe ist cartonnirt und sind davon nur 50 Gr. gedruckt.)

48. Schulze's, Ernst, Cäcilie. Zwei Bände. Neue Auflage.

Von dieser neuen Auflage sind ebenfalls 5 verschiedene Ausgaben veranstaltet:

Nr. 1. auf feinem französischen Papier, ohne Kupfer. 3 Thlr.

Nr. 2. auf demselben Papier, mit 7 größtentheils in Paris gestochenen Kupf. 4 Thlr.

Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Papier, mit denselben Kupf. 5 Thlr.

Nr. 4. in Medianformat auf superfeinem französischen Papier, mit dens. Kupfern. 6 Thlr.

Nr. 5. in groß Medianformat auf feinem französischen Velin, mit den ersten Kupfer-Abdrücken. 9 Thlr.

49. Schulze's, Ernst, bezauberte Rose.

Nr. 1. Ausgabe ohne Kupfer. 1 Thlr.

Nr. 3. Ausgabe mit 7 Kupfern. 2 Thlr.

Nr. 4. größere Ausgabe mit denselben Kupf. 2 Thlr. 12 gr.

50. Schütz, Wilh. von, zur intellectuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. gr. 8. 1 Thlr.

*51. Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Band. gr. 8.

(Enthält die Erläuterungen von Macbeth — Julius Cäsar. — Der Kaufmann von Venedig. — König Lear. — Romeo und Julie. — Viel Lärm um nichts. — Titus Andronicus. — Othello.)

52. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercur-Versuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch den Bauer Martin Michel und dem Fürsten Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Hohenlohe's Bildniß. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

53. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem. Neu übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände.

Hiervon sind drei Ausgaben veranstaltet:

Nr. 1. in klein Octav, blos die deutsche Uebersetzung. Sehr zierlich auf feinem französischen Papier gedruckt. 2 Bände. 3 Thlr.

Nr. 2. in groß Octav, auf gutem deutschen Druckpapier, mit dem Italienischen Original-Text gegenüber. 2 Bände. 3 Thlr. 12 gr.

Nr. 3. auf gleiche Weise, auf feinem französischen Papier. 2 Bände. 4 Thlr. 8 gr.

54. Theater, classisches, der Franzosen. Nr. III. Cäsar von Voltaire, übersetzt von Peucer. kl. 8. 1 Thlr. 4 gr. *Nr. IV. Iphigenia von Racine, übersetzt von demselben. kl. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der Original-Text ist immer gegenüber gedruckt.

*55. Urania. Taschenbuch auf d. Jahr 1823. Neue Folge, 5ter Jahrgang. Mit 7 Kupfern: Böttiger's Bildniß nach Vogel von Schwerdgeburth und sechs Darstellungen zu Shakspeare's König Lear, Othello und Macbeth nach Opiz, gestochen

von Adam, Coupé, Delvaux u. Leclerc in Paris. 12.

(Die Ausgabe mit Goldschnitt und cartonnirt kostet 2 Thlr. 6 gr. und eine Ausgabe in 8. mit den besten Kupferabdrücken 3 Thlr. 12 gr.)

56. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, mit vielen Anmerkungen und einem Leben des Vfs., von Dr. W. Weber. gr. 8. 4 Thlr.

*57. Weitzel, Jos., das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (Der erste Theil kostet 2 Thlr.)

58. Winckell, G. F. D. aus dem Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und mit einem General-Repertorio u. s. w. bereicherte Auflage. Dritter und letzter Theil. gr. 8. 3 Thlr. 16 gr.

Das Ganze dieses vortrefflichen Handbuchs, welches in dieser zweiten Auflage um das Doppelte ist bereichert worden, kostet 11 Thlr.

59. Wolfart, Dr. K. Christ., Jahrbücher für den Lebensmagnetismus. Vierten Bandes zweites Heft, oder Nr. VIII. der ganzen Folge. gr. 8. 1 Thlr.

60. Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Folge Nr. VI—X. oder Nr. XXX—XXXIV. der ganzen Reihe. gr. 8. jede Nr. 1 Thlr.

(Der jetzige Redacteur ist Herr D. Friedrich Cramer in Halberstadt.)

II. Verschiedene sonstige auf meinen Verlag Bezug habende Notizen.

1. An das neu aufgelebte Literatur-Comptoir des Herrn Hofrath J. F. und des Herrn Hauptmann August Pierer (seither in königlich Preußischen Militair-Diensten) in Altenburg gebe ich die bisher von dem ersten in Commission gehabten zwei Artikel zurück, als:

a) J. F. Pierer, allgemeines medicinisches Realwörterbuch. 1ster—4ter Bd. und

b) Haas, lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch. 2 Thle.

und wolle man künftig diese zwei Artikel von gedachtem Literatur-Comptoir beziehen, mir auch etwaige Pränumerationsgelder auf den 5ten Band des medicinischen Realwörterbuchs wieder zurechnen.

2. Habe ich aus dem Unger'schen Verlag von dem letzten Besitzer, Herrn Herbig in Berlin (Nachfolger von Herrn Schadé), auf Veranlassung eines andern Geschäfts mit demselben, käuflich an mich gebracht:

a) Göthe's neue Schriften. Rechtmäßige und ursprüngliche Original-Ausgabe. Sieben Theile. Mit Musik-Beilagen von Reichardt und Kupfern v. F. Bolt und Meno Haas. kl. 8. Schreibpapier 7 Thlr. und Druckpapier 5 Thlr.

Einzeln wird daraus verkauft:

b) Göthe's Reinecke Fuchs. In 12 Gesängen. 8. Schreibpapier 1 Thlr. Druckpapier 16 gr.

c) — Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vier Theile, mit Musik-Beilagen. 8. Schreibpapier 4 Thlr. Druckpapier 2 Thlr. 16 gr.

d) — Gedichte. Mit 2 Kupfern von Bolt und Meno Haas. Schreibpap. 1 Thlr. 8 gr. und Druckpap. 1 Thlr.

3. Von Herrn C. Fr. Kunz in Bamberg habe ich folgende zehn Artikel mit Verlagsrecht käuflich an mich gebracht:

a) Borst Beweislast im Civilprozeß. gr. 8. 1 Thlr.

b) Dorn Receptaschenbuch. 8. 2 Thlr. 12 gr.

c) — pharm. Taschen-Lexicon. 8. 1 Thlr. 4 gr.

d) Henke Abhandlungen aus der gerichtl. Medizin. 4 Bde. gr. 8. 6 Thlr. 12 gr.

e) Hoffmanns Phantasiestücke. 2 Thle. gr. 8. 4 Thlr.

f) Hohenlohe, des Fürsten Alexander von, Gebetbuch für Katholiken. 8. Druckpap. 12 gr. fein Postpap. 21 gr. Schreibpap. 16 gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 gr.

(Hievon werde ich zwei verschiedene neue Ausgaben veranstalten. Eine mit Cicero und eine mit Corpus Fractur, jede auf Schreibpap. und auf Velinp. gedruckt und jede mit einem neuen Kupfer.)

g) Marcus Receptaschenbuch. 8. 1 Thlr.

h) Sarsena. 4te Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

i) Schubert Symbolik des Traumes. Zweite Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

k) Walther's Phthisis. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung und zweiten Bandes erste Abtheilung. gr. 8. 5 Thlr. 16 gr.

(Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, deren Druck schon begonnen, wird dies treffliche Werk beschließen.)

4. Von folgenden französischen und englischen Werken erscheinen bei mir Bearbeitungen und wünsche ich dabei ohne Collision zu bleiben.

a) Von J. D. Meyer: Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires etc. wird Herr Prof. J. P. v. Hornthal in Freiburg unter dem Titel: Geschichte der Rechtspflege bei den vorzüglichsten Völkern germanischen Stammes, eine deutsche Bearbeitung in 4 Bänden herausgegeben, deren erster bis zur nächsten Jubilatemesse fertig wird.

b) Von des Grafen von Villeveille Schrift: Des instituts d'Hofwyl, considérés plus particulièrement etc. bearbeitet der kurfürstlich Hessische Oekonomie-Commissair, Herr Wenderoth in Cassel, der mit dem Grafen von V. zugleich längere Zeit in Hofwyl lebte, eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Die Institute von Hofwyl, mit vorzüglicher Berücksichtigung ihrer hohen Wichtigkeit für die Staatszwecke, eher aus dem Gesichtspunkte ihrer großen staatswirthschaftlichen Wichtigkeit betrachtet.

c) Eben derselbe Herr Oekonomie-Commissair Wenderoth bearbeitet eine Uebersetzung von des Gene-

ral-Majors von Bosch Werke: De la Colonie de Frédérikscoord etc. unter dem Titel: Ueber die Colonie Frederiks-Oord und den Mitteln, der Armuth durch Anbau unbenutzter Ländereien abzuhelfen.

d) Von dem in London erschienenen wichtigen Werke: Lowe State of England etc., wird von einem sehr sachkundigen Gelehrten eine deutsche Bearbeitung geliefert, mit Rücksicht auf die Schriften von Genz, Raumer, Schuckmann, Say u. and..

5. Auf die Uebersetzung von: The Travels of Theodore Ducas in various countries of Europe at the revival of letters and art. Edited by Charles Mills, Esq. 2 vols. leiste ich dagegen jetzt, nach genauerer Kenntniß des Originals, Verzicht.

6. Für das nächste Jahr habe ich außer den Fortsetzungen und neuen Auflagen unter mehreren andern Sachen auch folgende neue Unternehmungen eingeleitet.

a) Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 6 Bände in gr. 8. mit 12 Kupfern und Charten und eine andere Ausgabe in Quart in 4 Bänden.
Ueber diese wichtige Unternehmung wird dem Publikum nächstens ein umständlicher Bericht vorgelegt werden.

b) Eine gänzliche Umarbeitung des alten Hederich'schen Handbuchs der historischen Wissenschaften; oder vielmehr: ein historisches Handbuch nach Hederich's Plan, von Prof. Klein. 2 Bände.

c) Ein neuer Druck meiner beliebten Ausgabe des Werks der Frau von Staël: de l'Allemagne. 4 Vol.
(Bekanntlich mit einer Einleitung von Ch. de Villers und vielen Noten, die sich in keiner Pariser Ausgabe befinden.)

d) Eine neue Ausgabe von Göthe's Römischen Carneval (dessen Verlagsrecht ich käuflich an mich gebracht) mit zwanzig umgezeichneten und colorirten Masken-Figuren. In klein 8.
(Wird äußerst zierlich gedruckt werden.)

e) Ein neues und vollständiges Reimlexicon in 2 Bänden.

f) Prof. Büsching, Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen.

g) Gerhard von Kügelgen's Leben, von Prof. Hasse in Dresden; mit zwölf Kupfern, Umrisse seiner vorzüglichsten Gemälde enthaltend und seinem Bildnisse.

h) Eine neue sehr verbesserte Auflage der Uebersetzung des Dante von Kannegießer. Diese neue Auflage wird auch mit einem Commentar bereichert werden.

i) Eine neue Uebersetzung von Homer's Odyssee, ebenfals von Kannegießer. Eine Probe dieser Uebersetzung ist in diesem Jahre bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, den 10ten September 1822.

k) Eine neue sehr verbesserte Ausgabe des romantischen Gedichts der Frau von Chezy: Die drei weißen Rosen, das zuerst in der Urania für 1821 mitgetheilt wurde. Diese Ausgabe wird mit dem Bildniß der Verf. geziert und sehr zierlich gedruckt werden.

l) Prof. Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel. 3 Bände.

m) Ein Handbuch der Bibliographie von D. F. A. Ebert, in 2 Bänden.

n) Sagen des christlichen Alterthums, gesammelt von D. F. A. Ebert.

o) Leitfaden beim öffentlichen und Selbstunterricht in den gesammten Zweigen der Jagdkunde von C. F. D. aus dem Winckell.

p) Topographie des Spessartwaldes von Prof. Behlen in Aschaffenburg.

q) Geschäfts-Lexicon für die deutschen Landstände und für alle, welche ihre Verhandlungen und die Repräsentativ-Verfassungen überhaupt gründlich beurtheilen wollen, von Reg.-Rath Hartleben in Mannheim.

r) Eine Bearbeitung des Catechismo de' Gesuiti.

s) Ein Lehrbuch der Waarenrechnung von J. W. Quarch in Leipzig.

t) Matthiä, Director u. Prof. A., Handbuch der Philosophie für die obern Classen der Gymnasien.

u) Wegen der Uebersetzung eines Englischen und dreier franz. Werke von Lowe, J. D. Meyer, Villeveille und von Bosch siehe oben bei 4.

Um Bearbeitungen gleicher Stücke des Calderon zu begegnen zeige ich an, daß der unter der Presse befindliche fünfte Band der Malsburgschen Uebersetzung enthalten wird: Der Schultheiß von Zalamea und Weiße Hände kränken nicht. — Für die folgenden Bände hat Hr. von der Malsburg sich noch folgende Stücke zur Bearbeitung gewählt:

El postrer duelo de España.
El Conde Lucanor.
A secreto agravio secreta vengança.
La Exaltacion de la Cruz.

NB. NB. Privatpersonen, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken, welche Schwierigkeiten finden, sich meine neueren, neuesten (diese hier verzeichneten) und älteren Verlags-Artikel im Wege des gewöhnlichen Buchhandels zu verschaffen, können, wenn sie sich deshalb an mich direct wenden, der pünctlichsten Bedienung und der billigsten Bedingungen versichert seyn. Auch besorge ich in solchen Fällen Aufträge auf andern Verlag.

F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 218.

21. September 1822.

Ueber Neuholland und van Diemensland und besonders über den neuesten Zustand des letztern.

(Nach einem Aufsatze in dem neuesten Stück des quarterly Review, von St—ns.)

Neuholland (richtiger das große Australland) erscheint bekanntlich als ein ganz eigenthümlicher Welttheil von höchst räthselhafter Beschaffenheit. Als eine Einleitung zu der Betrachtung über das van Diemensland, welches in unsern Tagen auf eine so höchst merkwürdige Weise ein geschichtliches Daseyn zu erhalten anfängt, wollen wir eine gedrängte Uebersicht der seltsamen Eigenthümlichkeit dieser großen Insel geben.

Wie in America, läuft eine Gebirgsreihe, aus Urgebirgen bestehend, längs der einen Küste, diese erreicht sie völlig auf mehreren Puncten und entfernt sich nie bedeutend. Sie zieht sich von Norden nach Süden auf der östlichen, nicht wie in America auf der westlichen Seite hin und nach Westen, wie in America, nach Osten, verflächt sie sich allmählig, und das Land breitet sich in weitläufige Ebenen aus, die freilich von mancherlei Zweigen des Hauptzuges durchschnitten werden, so daß auf der Westküste schroffe felsige Ufer hier und da, besonders, wie es scheint, gegen Süd- und Nordwest, zum Vorschein kommen.

Was zuerst einem jeden Reisenden in die Augen fällt, ist der auffallende Contrast zwischen den östlichen und westlichen Ufern dieses großen Eilandes. Die Urgebirge erheben sich an der Ostküste, ungeheure Quadersandstein-Massen haben sich auf das Urgebirge gestürzt und bilden schroffe, fast unzugängliche Schluchten und steile Wände, die wie unübersteigliche Mauern bis in die neuern Zeiten das Vordringen der englischen Colonisten bis in das Innere des Landes verhinderten. Mächtige Flüsse stürzen von diesen Bergen herunter. Höchst anmuthige Gegenden werden durch eine üppige Vegetation belebt und fast alle Bäume, Stauden, Kräuter und Gräser sind neu. Man erinnert sich der Freude des Banks und Solander, als sie diese Küste zuerst besuchten und noch ist der Name Botanybay ein fortdauernder Zeuge ihrer Ueberraschung.

Ganz anders zeigt sich die Westküste. Nur an wenigen Stellen erhebt sich hohes Urgebirge. Mäßige Höhen verlieren sich in weitläufigen, blendend weißen Ebenen, die aus einem ganz reinen Conchylien-Conglomerat (wie bei Alexandrien) und einem kalkigen Sand bestehen. Nur eine höchst dürftige Vegetation gedeiht in diesen öden Gegenden, die Banksien, Hakeen, Gordanen, Casuarinen, Eucalypsen, die an der Ostküste riesenhafte, undurchdringliche Wälder bilden, zeigen sich hier höchst krüppelhaft, einzeln, zerstreut. Ein dorniges Gewächs (Spinifex) überzieht, labyrinthische Gänge bildend, dicht an einigen Stellen die weiße Ebene, niedrige Mimosen, mit knotigen, kaum drei Fuß hohen Stamm drängen zwischen diese hinein und das dichte Gewebe wird umschlungen von einer Cyperart. So wird der lose Sand gebändigt und eine fruchtbare Vegetationsdecke erzeugt, die doch bis jetzt keine großartige Vegetation hervorzurufen im Stande war.

Die kalkigen Ebenen reichen von Nuyts-Land am südlichen Ufer, zeigen sich bei King Georg Sund an dem südwestlichsten Vorgebirge, herrschen durchaus vor längst der ganzen Westküste bis nach dem nördlichen van Diemensland (welches man nicht mit der Insel verwechseln darf) und Flinders fand die weißen Kalkflächen noch in Carpenteria-Busen. Die Gebirgsart, die von ganz neuer Bildung ist, übt eine seltsame versteinernde Kraft auf die dürftige Vegetation und auf die Thierwelt. Man sollte glauben, sagt Riche, der Dentrecasteaux als Botaniker begleitete, daß ein zweiter Perseus das Haupt der Medusa in diese fernen Küsten trug. Der Kalk wird durch die trockne Hitze zum Theil ätzend in Wasser aufgelöst, durch die Kohlensäure der Atmosphäre niedergeschlagen und überzieht nicht blos die Stämme, sondern auch die Blätter, die Zweige, die Wurzeln der Gewächse, die Knochen der Säugthiere, ja sogar die Excremente. Allmählig verfaulen die innern Theile, der Nahrung beraubt, und die versteinernde Masse drängt sich immer tiefer hinein. Ganze Wälder sind auf diese Weise versteinert und ragen zum Theil über den Sand heraus, zum Theil sind sie von den beweglichen Sandhügeln verschüttet. Man erkennt die Eukalypsen, die Banksien u. s. w. Peron hat diese Versteinerungen der neuesten Zeit besonders untersucht. Wie neu aber diese Bildung ist, beweist eine Erscheinung im King Georg Sund, die schon von Vancouver wahrgenommen ward, und deren Richtigkeit Flinders bestätigt. In bedeutender Entfernung von der Küste ragen nämlich völlig unveränderte Korallenzweige aus den Kalkschichten hervor. Wenn man die große Verbreitung dieser Schichten erwägt und wie sie gegen Süden und Norden selbst den östlichen Küsten sich nähern, darf man wohl vermuthen, daß sie tief in das Innere des Landes hineinragen.

Die kümmerlichen, oder Westküsten sind auch, außer ihres traurigen Ansehens, in einer andern Rücksicht den Seefahrenden äußerst verhaßt. Nur an dem King Georg Sund findet man süßes Wasser. Vergebens hat man an der weitläufigen Küste, die von 12° bis 35° Breite reicht, einen jeden Einschnitt, einen jeden Busen nachforschend verfolgt. Nirgends zeigt sich irgend ein bedeutender Fluß. Und um so mehr muß uns dieses in Erstaunen setzen, da man nach der Gestalt des Landes mit Grund mächtige Flüsse vermuthen konnte, die von dem östlichen Hochlande herabfallend, durch das ganze breite Land fließend, durch die Nebenzweige mit zuströmendem Wasser bereichert, das Meer erreichen müßten. Man fand zwar mehrere Meeresbusen, die den Mündungen großer Flüsse täuschend ähnlich waren, wie der sogenannte Schwanenfluß; aber sie enthielten nur Salzwasser und wenn man sie landeinwärts verfolgte, entdeckte man, daß sie blind, daß sie verschlossen waren. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in irgend einer Vorzeit mächtige Flüsse wirklich das Meer erreichten, daß die neue Kalkbildung aber den Flüssen allmählich den Weg sperrte, und in das Innere des Landes einschloß. Hier häuften sie sich an, vielleicht Seen, vielleicht unermeßliche Sümpfe bildend. Denn über die Beschaffenheit des Binnenlandes dieser seltsamen Insel herrscht noch eine große Dunkelheit. Das Innere ist so unbekannt, wie das Innere von Africa, wie das Hochland von Asien, und die kurze Strecke, die man in der neuesten Zeit, jenseits der

vermag. Daher der täuſchende Anſchein von großer Fruchtbarkeit in Botanybay, wie dieſe Gegend dem Banks und Solander erſchien. Philipp war genöthigt einen andern Ort zu ſuchen und die große Fruchtbarkeit, (ſo daß der ungedüngte Boden beim erſten Umbrechen den Weizen 95-, die Gerſte 140-, den Mais 200fältig liefert) zeigte ſich erſt da, wo der Hawkesburg-Fluß durch ſeine Ueberſchwemmungen von den Gebirgen die fruchtbare Dammerde herunterſchwemmt und in weitläufigen Ebenen abſetzt. Die größten, undurchdringlichſten Wälder wachſen auf den Inſeln der Südküſte, auf der King- und Känguruh-Inſel u. m. Und hier zeigt ſich eine auffallende Erſcheinung. Wenn man in dieſe Wälder, aus dicht gewachſenen rieſenhaften Bäumen mancherlei Art beſtehend, hineindringt, dann ſieht man ein Bild der wildeſten Zerſtörung. Nach allen Richtungen liegen die alten Bäume umgeſtürzt. So fand es Peron auf der King-Inſel. Alle alten Bäume, ſagt Flinders, waren auf der Känguruh-Inſel umgeſtürzt; je tiefer man in die Wälder hineindrang, deſto mehr häuften die umgeſtürzten Stämme ſich an, die mehr oder weniger verfault den ganzen Weg bildeten. Dieſe Erſcheinung iſt um ſo auffallender, da heftige Stürme nicht leicht die Bäume umgeſtürzt haben können, weil dieſes durch eine beſtimmte Richtung des Hinfallens ſich gezeigt haben würde. Dieſe Inſeln ſind gar nicht bewohnt. Daß die Einwohner des feſten Landes nicht die Wälder angezündet, überhaupt dieſe Inſeln nicht beſucht haben, läßt ſich, wie Flinders ſagt, außer durch den Mangel aller Spuren eines ſolchen Beſuchs auch durch die Zahmheit der Känguruhs beweiſen, die auf der großen Inſel ſo ſcheu ſind. Er glaubt, daß die Wälder ſich ſelbſt entzündet haben, vielleicht durch Blitz, vielleicht durch die durch einen ſtarken Sturm bewirkte Reibung zweier abgeſtorbenen Stämme. Aber die Erſcheinung iſt zu allgemein, ſie findet auf allen benachbarten Inſeln ſtatt, wenn ſie mit dichten Wäldern bewachſen ſind, und Flinders macht ſelbſt auf das höchſt Auffallende dieſer Thatſache aufmerkſam. Er will Spuren von einem Brand an manchen Stämmen gefunden haben; aber dieſe können täuſchen. Eine Entwickelung von Kohlenſtoff kann auch durch die Fäulniß Statt finden und Peron ſpricht von keinen Anzeigen eines Brandes. Wahrſcheinlicher ſcheint es, daß die Stämme der großen Bäume der Inſeln in einem gewiſſen Alter in Fäulniß gerathen und dann durch den leiſeſten Stoß umſtürzen. Darauf deutet auch Peron.

Das Meer welches dieſe große Inſel umfluthet iſt reich an Thieren, von den Mollusken bis zu den Säugthieren. Die gallertartigen Cephalopoden, Gasteropoden und Acephalen kommen in großer Menge vor. So häufig ſie an den indiſchen Küſten, beſonders von Cochinchina ſind, ſo kommen doch die malayiſchen Pros (Fahrzeuge) nach den nördlichen Küſten um ein kopfloſes Molluskum, eine Gattung Holothuria zu fiſchen. Dieſe Thiere werden aufgeſchnitten, ausgeſpannt, getrocknet und ganze bedeutende Ladungen gehen nach China, deren verdorbene Einwohner ſie, als ein theures Aphrodiſiacum genießen. Die Meerestuſen ſind reich an Fiſchen, beſonders an den ſonderbar geſtalteten Knorpelfiſchen. Haifiſche, Seehunde zeigen ſich in Menge, auch die noch immer räthſelhafte Gattung der Wallroſſe — Trichecus Manatus — von welchem man neulich bei Sumatra Spuren entdeckt hat. Aber die ſüdlichen Küſten des Auſtrallandes, die Ufer der nahe liegenden Inſeln, das von Diemensland zeichnen ſich in dieſer Rückſicht vorzüglich aus. Die Geſtade, an welche die hohen Wellen des Südpols von den entfernteſten Gegenden des länderloſen Südmeers her ſich fortdauernd brechen, ſo daß ſelbſt bei ſtillem Wetter die Brandung ſehr bedeutend iſt, zeigen uns den Rieſenſeetang (Fucus giganteus) der oft 100 bis 120 Fuß lang wird, und durch Luftblaſen auf der Oberfläche des Meeres gehoben, herumſchwimmt. Hier drängen ſich die Mollusken, die Heere der Fiſche, die bizarren Knorpelbildungen der Geſchlechter Oſtracion, Diodon, Tetrodon u. ſ. w.; hier erſcheinen in unglaublicher Menge Delphine und Wallfiſche, vor allem aber die Seehunde. Mehrere Gattungen finden ſich auf allen Inſeln, es wimmelt von dieſen Thieren in allen Meerbuſen und der rieſenhafte Rüſſelſeehund (Phoca proboscidea Peron.) der 20, 25 ja 30 Fuß lang wird, mit einem Umfang von 15 bis 18 Fuß, iſt auf einigen Inſeln ſo häufig, daß die Robbenſchläger in kurzer Zeit viele hunderte tödten. (Die Fortſetzung folgt.)

An die Redaction des Lit. Conv. Blatts.

Wien, im Auguſt 1822.

Die Gaſtrollen des Hrn. und der Mad. Stich in Leipzig und Dresden beſchäftigen die Theaterkritiker der dortigen Zeitſchriften ſo angelegentlich, als es dies Doppelgeſtirn des ſceniſchen Himmels verdient, und erinnert mich an den Winter 1820, wo es auf unſern Bühnen glänzte. Wir haben ſeitdem eine Unzahl ſolcher Wanderſterne (und mitunter erſter Größe) durch die heitre Sphäre unſrer Kunſtgenüſſe gleiten ſehen, aber keiner hat ſo lebhaften und bleibenden Eindruck hinterlaſſen, keiner ſo die journaliſtiſchen Bienenſtöcke zum Schwärmen, ſo alle luſtigen Fliegen und Libellen der ſchönen Welt in Regung gebracht.

Dieſes beinahe übertriebene Schwärmen und Summen reizte einen hieſigen humoriſtiſchen Feuerwerker, ein Bündel Witzraketen, jedoch wegen örtlicher Bedenklichkeiten nur inter privatos parietes loszulaſſen, welche ich Ihnen meines Orts um ſo unbedenklicher mittheile, als dieſe unſchädlichen Witzfunken den Lorbeerkränzen des werthen Künſtlerpaars ſo wenig, wie ein Tafelfeuerwerk den eleganten Anzügen der Gäſte ſchaden werden, wonächſt ich von der joialen Laune Ihrer Converſationsmuſe hoffe, daß ſie dem muthwilligen Wortſpieler einige angebrachte Knallerbſen verzeihen möge. Komme ich mit dieſen beinahe zwei Jahr alten Späßchen nicht zu ſpät, ja vielleicht noch zum Deſert, wo man die witzigen Einfälle eben nicht auf die Goldwage zu legen pflegt, — ſo darf ich nicht verzweifeln, beſagter Muſe, trotz ihrer ernſten und immer ernſter werdenden Stimmung, einiges Lächeln und auch die Bemerkung abzugewinnen, daß unſer Humor nicht alles Salzes entrathe. Geben Sie uns nur freiere Luft und feinere Lacher, ſo werden auch bei uns freiere und feinere Scherze umherflattern und über den beengten Spielraum des Theaterwitzes hinaus ſich in die heitern Regionen wagen, wo Ihre Spottvögel und Edelfalken zum Nutzen und Vergnügen des Muſenreichs ihr Weſen treiben. — Doch ich komme von meinen Stichianis ab — und kehre zu Ihnen mit der Bitte zurück, daß Sie nichts für ungut, ſondern die Scherze für ſo unſchuldig, als ſie wirklich ſind, nehmen mögen. Leben Sie wohl.

Stichiana.

Titelverleihung.

Ich möchte gern die Wiener Ephemeren
Der letzten Zeit mit einem Titel ehren —
Mit Lob und Tadel nenn' ich ſie
Stichblätter der Dramaturgie.

Publicandum.

Zu wiſſen, daß jetzt unſre Journaliſten ſich
Nicht mehr auf Hieb und Schuß — nein! — ſchlagen auf den Stich.

Reviſion der Journaliſtik.

Sie männiglich
Mit Federſtrich
Und Seidenſtich
Um Madam Stich
Und um Herrn Stich,
Sie loben faſt zu Zucker ſich —
Und oft hält die Kritik nicht Stich.

Poeten-Drang.

Jetzt machte jeder Musensohn,
Wenns möglich wär', ein Distichon.

Chronostichon.

aCCIDIt In pVnCtIs, qVoD non DeserVIt In anno.

Acrostichon.

So lebe wohl, du nördliches Gestirn!
Thalia's concentrirte Sonne!
In deinen Strahlen schwamm das ganze Wien in Wonne:
Critik ward krank — du senktest ihrer Weisen Hirn,
Hier ins — dort außerhalb der Tonne.

Distichon.

So auf dem Cocus zu schweben vermag nur der Himmlischen Eine —
So nur Melpomens selbst steht auf dem hohen Kothurn.

Monostichon.

Noch das Monostichon fehlt! — Sie selbst ist Monostichon — Einzig.

Hemistich a.

Zwei Hemistiche gibt das Ehepaar, doch der Geschmack läßt
Um den schwächeren Theil willig den stärkern im Stich.

Logogriph.

Fünf Zeichen sinds: Als die drei Letzten
In Anschauung des Ganzen sich ergetzten
Und laut zum Plan wollten sich versteigen,
Gebot der Neid mit beiden Ersten Schweigen; —
Und darum hüllt' ich klug in diesen Räthselkunst
Das Ganze: — Meisterstück ists von Natur und Kunst.

Das Stichwort.

Natur und Kunst rivalisiren
Das Stichwort zu soufflirn.

An die Theaterkritiker.

O tadelt doch so viel an den Actricen nicht!
Nicht Haltung, Anzug, Gesten, Kosten —
Nein! (freilich der Souffleur gebricht)
Stichwörter sind's, die ihnen fehlen.

Genügsamkeit.

Der .... schenkt' ich gern die ganze Rolle —
Hört ich das Stichwort nur — das seelenvolle.

An ....

Geh' Stümperin! packe dich fort!
Dir fehlet ewig das Stichwort.

Effect.

Der Vorhang sank herab, doch schauernd himmelwärts
Erseufzte das Parterre: „das waren Stich' ins Herz!"

Aliud.

Wie tönt's von Seufzern dort in des Parterres Gedränge! —
Das macht — die Westen sind um einen Stich zu enge.

Stichomantie.

Den Aberglauben vertreibt ihr nie —
Denn seht! jetzt herrscht die Stichomantie. *)

Est Deus in nobis — agitante calescimus illo.

Uebersetzung.

Feurig der Pegasus geht den Wiener — es sticht ihn der Hafer.

Allerlei Volksstimmen.

Schuster und Schneider.

Der Schuster froh erschrocken
Schrie: „In Kothurn und Socken
Noch nie sah' ich
Dergleichen Stich!"
Der Schneider krächzt: „Ich lobe
Mir solche Garderobe
Alles ist meisterlich
Genäht im Ketten-stich.

Der Wirth.

Wie curios! es fällt stets das Theater sich —
Bei mir ists leer, ob auch mein Bier hat einen Stich.

Metallurg.

Sucht nicht nach Gleichnissen herum
Zur Wirkung solcher Liebesbolzen!
Es ward das ganze Publicum
Im Stich geschmolzen.

Der Spieler.

Die Spielerin wird nicht labet,
Wenn gleich ihr auch ihr Stich entgeht.

Item.

Bei ihr kann sich von wärmenden Gefühlen
Der Kälteste nicht stichfrei spielen.

Der Philosoph.

Nil admirari! — so dacht' ich
Und wappnete mit Stoa mich —
Doch ließ Vernunft das Herz im Stich!

Der Verliebte.

Seit sie ich gesehen, so werde
Nimmer ich ruh'n,
Bis sie mich thun
Drei Stiche tief unter die Erde.

Der Epigrammen-Dichter.

Du willst auf sie ein Sinngedicht? —
Freund! — Amor sticht!

Der Theaterkritiker.

Wie finster macht jetzt unsre Bühne sich! —
Trotz Doppelbrillenglas seh' ich doch keine Stich.

Derselbe.

Wer lobte solche Gäste nicht,
Wenn einen so die Kunst bestichtt?

Der Kupferstichsammler.

Das holde Frauenbild — o wie ergetzt es mich!
Avant la lettre wär' unschätzbar so ein Stich!

Der Grammatiker.

So wie Plural und Singular verhält es sich —
Die Stich' ist mehr werth als der Stich.

Derselbe.

Eine neue Periode pflegt dann anzugehn,
Wenn auf dem Theaterzettel duo puncta stehn.

Der Sprachbemerker.

Theater-Coup — das Wort ist ganz entwichen —
Man redet jetzt nur von Theater-Stichen.

Der Allbemerker.

Sey in Gesellschaft wo du willst — bei groben Michels,
Bei feinen Elegants hörst du doch nichts als — Stichels.

Der Meteorolog.

Die Wintersonne wärmt jetzt nicht,
Doch die Theater-Sonne sticht.

Der Autor vorstehender Epigramme.

Mir mögen alle, so die Stichiana lesen
Verzeihen, dieweil dabei viel Stichelei gewesen;
Und dann — wer sich pikirt, wie ich auf alle Classen
Zu sticheln, wird vom Witz gar leicht im Stich gelassen.

*) Lectio varians „Stichomanie"
„Stichomantie" eine abergläubische Spielerei mit heiligen Büchern, welche man aufs geradewohl aufschlägt und die durchs Ungefähr bezeichnete Stelle als Orakelspruch annimmt. Die Römer thaten dergleichen mit den Sibyllinischen Büchern, die Herrnhuter und Methoden thun es noch mit der Bibel.

Literariſches
Converſations-Blatt.

No. 219.

23. September 1822.

Ueber Neuholland und van Diemensland und beſonders über den neueſten Zuſtand des letztern.

(Fortſetzung aus No. 218.)

Die Vögel ſind dem Lande ſo eigenthümlich, wie die Pflanzen. In großer Menge findet man ſie allenthalben. Unter den Raubvögeln mögen größere Arten da ſeyn, die noch nicht bekannt ſind. In King Georg Sund fand Flinders große Neſter, die auf dem Boden gebauet waren, ſich zwei Fuß über denſelben erhoben und ſo groß, daß die Aeſte und andere Stoffe, aus welchen ſie gebauet waren, hinreichten, um zwei kleine Karren anzufüllen. Aehnliche Neſter entdeckte Cook auf der Adlerinſel, und ſie laſſen vermuthen, daß Vögel da ſind, die dem americaniſchen Condur an Größe wenig nachgeben. Waſſervögel, Enten, Taucher, Meven, Pelicane ſind in Menge vorhanden, ſowohl auf den Küſten, wie im Innern des Landes. Wie die Eigenthümlichkeit der Vegetation vorausſetzt, ſind ſaamen- und fruchteſſende Vögel ſelten, deſto häufiger ſolche, die ſich von Inſecten nähren. Papageien, buntgefiederte Raben u. ſ. w. zeigen ſich noch in van Diemensland. Unter allen zeichnen ſich aber auf eine eigenthümliche Weiſe die ſchwarzen Kakadus, der mehr als ſieben Fuß hohe, ſchwanzloſe Caſuar und die ſchwarzen Schwäne aus. Die letztern zeigen ſich häufig in allen Meeresbuſen.

Wie die glühende Vegetation, die herrliche Blumenwelt, die kühnen Palmen, die nährenden und erquickenden Früchte, die Gewürze Indiens im Auſtrallande verſchwunden ſind, ſo auch alle großartige thieriſche Bildung, die das tropiſche Indien auszeichnet. Es gibt kein ſo bedeutendes Land der Welt, welches eine ſo dürftige Bildung der höhern Landthiere zeigte. Das Meer wimmelt von großen Wallfiſchen und Seehunden, ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der rieſenhafte Manatus ſich von Rieſentang nährt; aber auf dem Lande findet man nichts als Känguruhs — zwar ſehr viele Gattungen und noch immer entdeckt man neue — die an Gattungen reichen Beutelthiere, wilde Hunde, Eichhörner, Ratzen u. ſ. w. In den Gebüſchen ſchleichen die wunderbaren Schnabelthiere, die im Innern eine merkwürdige Annäherung zum Vogelbau zeigen. Alle Säugthiere zeichnen ſich durch eine ſeltſame Bildung aus, die in andern Gegenden mehr angedeutet als entwickelt iſt.

Und in dieſem wunderbaren Lande, in den wüſten Sümpfen, in den ſtummen Wäldern ſchleichen die Einwohner, dürr, mit thieriſch dünnen Armen und Schenkeln, die Weiber beſonders mit dicken Bäuchen und mit darmähnlich herunterhängenden Brüſten, mit ſtumpfnaſigen Geſichtern, platt zugedrängter Stirn, dunkel gefärbt, mit Ocker angeſtrichen, in geringer Menge, auf der tiefſten Stufe der Bildung feſtgehalten, einſam meiſt, faſt waffenlos herum. Mehreres werden wir in der Folge von den Einwohnern, indem wir ſie mit denen des van Diemensland vergleichen, erwähnen.

Betrachten wir nun aber das Ganze — wie der große Theil des Landes noch in Bildung begriffen iſt, wie die Sümpfe ſich anhäufen, das Kalkgebirg noch immer ſich bildet, wie die Vegetation, zwar reich an Arten, ſich mannichfaltig entwickelt, aber die höhern Bildungsſtufen zurückdrängend, etwas Unreifes, Unfruchtbares entdecken läßt, wie die Säugthierbildung offenbar gehemmt iſt; vergleichen wir dann das Auſtralland mit den zwei großen ſüdlichen Continenten, die mit ihm in Geſtalt und Verhältniß zu den nördlichen Ländern der Erde eine ſo bedeutende Aehnlichkeit haben; dann entdecken wir ein merkwürdiges Uebergewicht der höhern thieriſchen Bildung in Africa, der Vegetation in Südamerica, der noch fortdaurenden Bildung des Landes im Auſtrallande.

Ueber den neueſten Zuſtand der engliſchen Colonien in Neuſüdwallis, über das muſterhaft eingerichtete Erziehungsweſen der Kinder, von verbrecheriſchen Aeltern erzeugt, über die wichtigen Entdeckungsreiſen im Innern, hat das Morgenblatt ſehr intereſſante Nachrichten geliefert. Nur eins müſſen wir hier noch bemerken. Das iſt die höchſt ſeltſame Fruchtbarkeit der aus Europa herübergebrachten Thiere in Neuſüdwallis. Die Kühe geben mehr Milch, die Schafe, die Pferde, das Rindvieh vermehrt ſich unglaublich, ja londner Luſtdirnen, durch Ausſchweifungen in Europa unfruchtbar, werden hier fruchtbare Mütter. Manches Wichtige konnte dieſer kurze flüchtige Umriß nicht berühren. Er ſoll zur Vergleichung dienen mit einer Darſtellung der van Diemensländer, die wir nach den neueſten Nachrichten liefern werden, durch welche wir auch die höchſt überraſchenden Fortſchritte der Cultur jener Gegend erfahren.

In the Quarterly Review vom Juli 1822 finden wir dieſe Nachrichten von dem van Diemensland und dem Fortgang der dort angelegten Colonien, vorzüglich aus einer Schrift ausgezogen, deren Titel: „A Geographical, Historical and Topographical Description of Van Diemen's land, with important Hints to Emigrants and useful Information respecting the Application for Grants of Land etc. etc. By George William Evans, Surveyor General of the Colony. London 1822,“ und wir wollen das Wichtigſte dieſes Auszuges mit einigen einzelnen Bemerkungen mittheilen.

Van Diemensland iſt offenbar geographiſch als eine Fortſetzung des großen öſtlichen Gebirgzuges zu betrachten und beſteht, wie alle frühern und ſpätern Nachrichten einſtimmig bezeugen, vorzüglich aus Urgebirgen. Nun ſind zwar die Beſtimmungen ſowohl der franzöſiſchen als engliſchen Beobachter ſehr unbeſtimmt und wiſſenſchaftlich nicht brauchbar, doch ſteht dieſes Hauptreſultat feſt und wird durch die neueſten Nachrichten beſtätigt. Indeſſen beſteht dieſe Inſel nicht ausſchließlich aus Urgebirgen.

Die Geſtalt der Inſel iſt merkwürdig, denn ſie ſcheint die Geſtalt des großen Auſtrallandes, mit einigen Modificationen zu wiederholen. Der Meeresbuſen, der gebildet wird durch das, auf Flinders Generalcharte nicht genannte ſüdliche Cap gegen Weſten (nicht das ſogenannte Südweſt-Cap) und durch Cap Pillar gegen Oſten, durch eine verlängerte Landſpitze und durch eine Inſel in drei Theile getheilt und deſſen mittlere Einfahrt der d'Entrecaſteaux Canal iſt,

Peron beſchreibt Gebäude, die er für Begräbnißplätze anſieht. Es waren plumpe, aus Baumrinde gebildete Kegel. Mehrere Stücken Rinde ſtacken in der Erde und waren oben mit einem Bande von gleichem Stoffe zuſammengebunden. Vier lange, in die Erde geſteckte Stangen dienten die Rinde zu ſtützen, und zugleich auch, wie es ſchien, zur Zierde, denn ſie waren nicht, wie die Rinde oben zuſammengebunden, ſondern ſie liefen da, wo ſie aus dem Dache des Gebäudes hervortraten, kreuzweiſe übereinander, ſo daß daraus eine vierſeitige Pyramide entſtand, deren Spitze gerade der des Kegels entgegengeſetzt war. Dieſe ſeltſame Form machte einen guten Eindruck. Auf jeder der vier Seiten dieſer Pyramide erhob ſich über die Spitze derſelben ein Bandſtreifen von Baumrinde, deſſen beide Enden von dem großen Bande feſtgehalten wurden, mit welchem die Baumrinden zuſammengebunden waren und bildeten zwiſchen den Spitzen der Stangen einen ovalen Ring, der zur Verſchönerung des Ganzen beitrug. Dieſes ſind die einzigen Spuren von Kunſtſinn, die man bei dieſen Völkern gefunden.

Als Flinders und Baß den Derwentfluß beſuchten, hörten ſie eine Stimme von den Bergen her, ſie entdeckten drei Perſonen, zwei Weiber und einen Mann. Die erſtern hatten eine kurze Bekleidung, die loſe über die Schültern hing, und die ſie, als ſie von den Fremden verfolgt wurden, ſchnell in die Gebüſche warfen, indem ſie entſchlüpften. Der Mann näherte ſich ihnen ohne eine Spur von Furcht oder Mistrauen. Man konnte ſich ihm weder durch Worte aus der neuholländiſchen Sprache, noch durch die auf den Südſeeinſeln herrſchende, verſtändlich machen. Es war ein kleiner, unanſehnlicher Mann, von mittlerm Alter, deſſen Phyſiognomie eher Gutmüthigkeit und Verſtand, als Wildheit und Stumpfſinn andeutete, wie ſie die Einwohner von Neuholland zu charakteriſiren pflegt, auch war das Geſicht nicht ſo platt und negerartig, wie das der Neuholländer. Er war mit rothem Ocker angeſtrichen und trug zwei oder drei plumpe Sperre von Holz.

Dieſes Volk, durch die Natur ſo völlig waffenlos, hat gleich im Anfange der Anſiedelung eine unüberwindliche Abneigung gegen die Coloniſten gefaßt. Ein junger Officier von dem neuſüdwalliſchen Corps bemerkte eine Anzahl Eingeborner, die von einem benachbarten Berg herabſteigend, grüne Zweige trugen und im Fortſchreiten ſangen. Auf eine ungereimte Weiſe glaubte er in dieſem Benehmen eine feindliche Abſicht wahrzunehmen, und richtete ein paar Feldſtücke, die ihm anvertrauet waren, gegen ſie. Von dieſem Augenblick an iſt ein jedes Vertrauen verſchwunden, und treffen ſie durch einen Zufall mit den Coloniſten zuſammen, ſo iſt ſicher ein feindlicher Angriff die Folge. Dieſes Mistrauen und Widerwillen begünſtigen die Unternehmungen der entlaufenen Räuber, ſowohl wenn ſie Weiber entführen (die bei der harten Behandlung der Männer nicht ſehr unwillig ſind), als auch wenn ſie die Schiffsmannſchaft, die ſich an den Küſten um Seehunde und Wallfiſche zu fangen, aufhalten, berauben wollen. Lieutnant Jeffreys beſchreibt die Weiber angenehmer als die bei Port-Jackſon. Ihre Glieder ſind im beſſern Verhältniß, ihre Geſichtszüge einnehmender. Sie zeigen die treuſte Anhänglichkeit gegen denjenigen, der ſie in Schuz nimmt und die wärmſte Zuneigung. Wenn die Schiffe in See gehen, ſtimmen ſie einen Geſang an, in welchem ſie den guten Geiſt bitten, den Abreiſenden in ſeinen Schuz zu nehmen und ihn bald wieder zurückzubringen. Der Geſang iſt begleitet mit recht anmuthigen Bewegungen und ertönt keinesweges unharmoniſch.

Die Ureinwohner werden ohne allen Zweifel immer mehr verſchwinden, hier wie in dem Auſtrallande, indem ſie ſich immer mehr in die innerſten Gegenden zurückziehen.

Peron's und Flinders Nachrichten vom van Diemensland gehören noch zu den neueſten, obgleich ihre Reiſen im Anfange des Jahrhunderts Statt fanden. Ganz entgegengeſetzte Umſtände, obgleich beide in der politiſchen Lage von Europa gegründet, verſpäteten die Herausgabe ihrer Reiſen. Als dieſe Reiſenden die Inſel beſuchten, hatte noch kein Europäer feſten Fuß da gefaßt. Nur auf die umliegenden Inſeln, beſonders auf den Furneauxinſeln und auf der Kinginſel in der Baßſtraße wurden einzelne Männer hingeſchickt, die ſich einige Monate lang mit Seehundsfang beſchäftigten. Wie überraſcht muß man daher werden, wenn man erfährt, daß jezt ſchon zwei bedeutende Niederlaſſungen dort ſind. Gegen Norden liegt bei der Mündung des Tamar, auf der Oſtſeite Georgetown, gegen Süden auf dem weſtlichen Ufer an der Spize eines ſchönen Meerbuſens, Hobarttown, welche Niederlaſſung als der Hauptſiz der Inſel betrachtet werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Trieſt.

Zwei ganz eigene Erſcheinungen, mein F., ſind mit den vierzig Recite der opera seria verbunden. Der berühmteſte lebende italieniſche Componiſt — dieſe Eigenſchaft wird man Roſſini auch als ſein Gegner nicht beſtreiten können — wird verbannt aus unſerm italieniſchen Opernhauſe — und die größten, furchtbarſten Feinde, die Rom, außer der eigenen Herrſchſucht wohl gehabt hatte, werden durch italieniſche Opern verherrlicht. Eine ausdrückliche Clauſel des Vertrages zwiſchen den jezigen Operiſten und dem Impresario verpflichtet nämlich denſelben: keine Oper von Roſſini geben zu dürfen. Herrmann und Hannibal ſind dafür erkohren worden; und endlich iſt unſere prima donna auch noch eine Engländerin.

Den Eindruck, den Arminio von Pavesi hier machte, kennſt Du ſchon aus meinem lezten Briefe, und weißt auch, wie geſpannt wir alle auf den Annibale in Bitinia von Nicolini waren, da Madame Feron, die erſte prima donna, wie man ſie hier mit einer komiſchen Tautologie zu nennen pflegt, durch ihr vorausgeſendetes Urtheil über das reiche Feld, was dieſe Oper zur Entwickelung der ganzen Stärke der erſten Singſtimmen darbieten ſollte, die Erwartungen ſehr ſpannte. Annibale iſt gegeben, und keiner, der nicht die ungemeine Kunſtfertigkeit der Feron anſtaunte, doch auch keiner, der die Oper für mehr als mittelmäßig gehalten hätte. Das Publicum blieb im Ganzen kalt, und gab auch hier einen Beweis der richtigen Würdigung der Compoſition und der ausführenden Sänger.

Das Sujet würde einen unvergleichlichen Stoff zu einer Oper mit einigen Abänderungen und Schattirungen der Worte bieten, ſobald man nur das hiſtoriſche Gewiſſen einſchlafen läßt.

Pruſias König von Bithynien (Hr. Luciano Bianchi), feiert eben ſeine Vermählung mit Barſene (Eliſabetta Feron), der Tochter des in ſein Reich geflüchteten Hannibal (Hr. Gaetano Crivelli). Da erſcheint plözlich Mitrane, ein Krieger des Königs, und bringt die Nachricht, daß Truppen, die über den Helleſpont drangen, das Hoflager umringt hatten, und ein Abgeſandter Roms unter ihnen ſey. Hannibal ſucht ein Alleingeſpräch mit ſeiner Tochter. Schon früher hat es ſich enthüllt, daß Barſene nur aus kindlichem Gehorſam dem König Pruſias die Hand reicht, da ſie mit nicht zu erſtickender Glut an einem jungen Römer, den ſie bei den Unterhandlungen zwiſchen Rom und Karthago in ihrer Vaterſtadt kennen lernte, hängt. Jezt erfüllt ihre Seele nur ein Gedanke, die Rettung ihres Vaters. Doch Hannibal heiſcht mehr — wenn er fallen ſollte, Rache am Abgeſandten Flaminius. — Das trägt Barſene nicht, es iſt der Name ihres Geliebten. Hannibal hält ihre Erſchütterung für Entſezen vor ſeinem Feinde. Flaminius, von doppeltem Schmerz über ſeinen grauſamen

[illegible] [illegible] [illegible] [

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 220.

24. September 1822.

Lord Byron's Leben.

Schon längst verkündigte das Gerücht, daß wir von dem berühmten brittischen Dichter, dem Erforscher finsterer Busen (searcher of dark bosoms), wie ihn Walter Scott neulich nannte, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu erwarten hätten, und Mancher mag sich verleiten lassen, begierig zuzugreifen, wenn er den Titel: Memoirs of the life and writings of the right hon. Lord Byron, with anecdotes of some of his contemporaries. (London, bei Colburn 1822) liest. Ein ganz andres Werk, als die Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit (Memoirs of his own life and times), die jedoch bereits ebenfalls geschrieben sind. Wie wir in diesem Buche (S. 206 ff.) lesen, hat L. Byron die vollendete Handschrift dem Dichter Thomas Moore — den er einst in einer bittern Spottschrift „den melodischen Sachwalter der Wollust" nannte — mit dem Auftrage geschenkt, das Werk nicht eher herauszugeben, bis der Tod den Ueberlebenden in Stand gesetzt haben wird, eine Grabschrift und ein Klagelied auf den Biographen zu machen; aber sonderbar genug hat der Verleger von Byron's Werken (Murray in London) nach des Gebers Verfügung bereits für 2000 Pf. St. das Geschenk an sich bringen müssen. Das vorliegende Buch ist jedoch ein so guter Beitrag zur Kenntniß des sonderbaren Mannes, dem es gewidmet ist, daß wir die wichtigsten Angaben, die wir darin finden, hier niederlegen wollen. Der ungenannte Verfasser ist ein sehr strenger, doch keineswegs ungerechter Richter des moralischen und literarischen Charakters seines Schriftstellers, aber er führt immer, wenn auch hier und da seine Ansichten, besonders politischer Verhältnisse, befangen seyn möchten, die Sache der Sittlichkeit und Religion gegen die unglücklichen Verirrungen des hoch begabten Dichters, und die Geschmacksurtheile über Byron's Werke sind, wenn sie auch eben nicht das Gepräge von feinem kritischen Geiste und poetischem Sinn haben, doch sehr oft treffend und in einem Tone, womit der Dichter meist zufrieden seyn kann. Wir sehen schon aus der Widerung an W. Gifford, den Herausgeber des Quarterly Review, das der Verfasser die erste Zeitschrift in Europa zu nennen beliebt, was sein Zweck ist. Er macht es dem Herausgeber zum Vorwurf, daß eine Zeitschrift zeither so viel Nachsicht gegen den beliebtesten und zugleich ruchlosesten Dichter unsrer Zeit gezeigt habe; er fodert ihn mit strengem Ernste auf, aus seiner literarischen Erstarrung zu erwachen, seine starken Waffen gegen den ausgemachten Wüstling (chartered libertine) zu richten, der Himmel und Erde trotze, und die Meinung des Publicums zu widerlegen, daß die steten Lobsprüche, wodurch der Lord ihn immer ausgezeichnet habe, nicht der Grund seyen, warum das Critical Review auf Byron's literarische Verbrechen (literary delinquencies) so wenig achte.

Die Schrift enthält eine ausführliche Erzählung der wichtigsten Lebensereignisse des Dichters und eine kritische Betrachtung seiner Werke. Jene wollen wir in gedrängter Kürze mittheilen; auf diese aber können wir nur hier und da flüchtig hindeuten, da eine nähere Prüfung derselben uns zu weit führen würde. Die Familie Byron oder Buron (bis auf Heinrichs II. Zeiten wurde der Name auf beiderlei Art geschrieben) verfolgt ihren Ursprung bis zu Wilhelm dem Eroberer, und war ohne Zweifel von normannischer Abkunft. Mehrere ihrer Vorfahren zeichneten sich durch Kriegsthaten aus. Nach der Reformation erhielt John Byron die Augustiner-Abtei Newstead, in der Grafschaft Nottingham, die seitdem bis auf den heutigen Tag der Stammsitz des Geschlechts war. Einem der Nachkommen des ersten Erwerbers wurde im J. 1643, zur Belohnung seiner Tapferkeit, die Würde eines Barons Byron von Rochdale ertheilt. Der jüngere Bruder des fünften Lords Byron war der berühmte Admiral Byron, dem bald nach Georgs III. Thronbesteigung der Oberbefehl über das Geschwader übertragen wurde, welches man zur Erforschung des südlichen Festlandes ausrüstete. Sein ältester Sohn, John Byron, der Vater unsers Dichters, führte ein so wüstes Leben, daß der Admiral, wiewohl ein sehr gutmüthiger Mann, lange vor seinem Tode seine Hand ganz von ihm abzog. Er war so verschwenderisch, spielsüchtig und liederlich, daß der Umgang mit ihm Jedermann verdächtig machte. Nach der Auflösung seiner ersten Ehe mit der geschiedenen Marquise von Carmarthen, die er verführt hatte, heirathete er ein Fräulein aus dem alten schottischen Hause Gordon, verließ aber bald, von Schulden gedrängt, Frau und Kind, und starb 1791 in Valenciennes. Sein einziger Sohn Georg, unser Dichter, der am 22. Jan. 1788 geboren ward, und nach einer in Großbrittanien, besonders in Schottland, gewöhnlichen Sitte, früher den mütterlichen Familiennamen Gordon führte, erbte im Jahre 1798, als seines Großvaters Bruder ohne

Bericht, Abschrift, Kopie, Durchschlag, Vervielfältigung, Fotokopie, Mikrofilm, Mikrofiche, Mikrokopie, Mikrofilmaufnahme, Mikrofilmkopie, Mikrofilmvervielfältigung, Mikrofilmabschrift

Fig. 1. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 2. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 3. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 4. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 5. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 6. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 7. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 8. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 9. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 10. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 11. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 12. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 13. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 14. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 15. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 16. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 17. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 18. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 19. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 20. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 21. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 22. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 23. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 24. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 25. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 26. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 27. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 28. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 29. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 30. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 31. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 32. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 33. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 34. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 35. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 36. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 37. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 38. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 39. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 40. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 41. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 42. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 43. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 44. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 45. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 46. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 47. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 48. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 49. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 50. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 51. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 52. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 53. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 54. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 55. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 56. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 57. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 58. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 59. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 60. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 61. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 62. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 63. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 64. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 65. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 66. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 67. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 68. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 69. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 70. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 71. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 72. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 73. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 74. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 75. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 76. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 77. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 78. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 79. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 80. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 81. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 82. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 83. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 84. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 85. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 86. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 87. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 88. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 89. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 90. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 91. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 92. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 93. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 94. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 95. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 96. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 97. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 98. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 99. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 100. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 101. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 102. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 103. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 104. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 105. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 106. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 107. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 108. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 109. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 110. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 111. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 112. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 113. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 114. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 115. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 116. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 117. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 118. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 119. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 120. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 121. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 122. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 123. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 124. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 125. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 126. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 127. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 128. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 129. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 130. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 131. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 132. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 133. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 134. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 135. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 136. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 137. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 138. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 139. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 140. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 141. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 142. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 143. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 144. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 145. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 146. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 147. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 148. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 149. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 150. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 151. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 152. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 153. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 154. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 155. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 156. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 157. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 158. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 159. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 160. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 161. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 162. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 163. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 164. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 165. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 166. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 167. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 168. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 169. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 170. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 171. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 172. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 173. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 174. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 175. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 176. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 177. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 178. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 179. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 180. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 181. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 182. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 183. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 184. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 185. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 186. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 187. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 188. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 189. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 190. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 191. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 192. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 193. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 194. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 195. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 196. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 197. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 198. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 199. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 200. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 201. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 202. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 203. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 204. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 205. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 206. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 207. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 208. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 209. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 210. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 211. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 212. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 213. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 214. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 215. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 216. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 217. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 218. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 219. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 220. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 221. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 222. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 223. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 224. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 225. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 226. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 227. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 228. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 229. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 230. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 231. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 232. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 233. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 234. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 235. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 236. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 237. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 238. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 239. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 240. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 241. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 242. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 243. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 244. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 245. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 246. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 247. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 248. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 249. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 250. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 251. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 252. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 253. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 254. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 255. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 256. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 257. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 258. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 259. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 260. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 261. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 262. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 263. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 264. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 265. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 266. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 267. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 268. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 269. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 270. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 271. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 272. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 273. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 274. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 275. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 276. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 277. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 278. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 279. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 280. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 281. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 282. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 283. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 284. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 285. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 286. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 287. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 288. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 289. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 290. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 291. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 292. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 293. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 294. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 295. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 296. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 297. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 298. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 299. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 300. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 301. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 302. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 303. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 304. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 305. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 306. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 307. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 308. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 309. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 310. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 311. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 312. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 313. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 314. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 315. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 316. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 317. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 318. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 319. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 320. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 321. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 322. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 323. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 324. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 325. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 326. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 327. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 328. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 329. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 330. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 331. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 332. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 333. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 334. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 335. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 336. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 337. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 338. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 339. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 340. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 341. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 342. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 343. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 344. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 345. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 346. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 347. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 348. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 349. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 350. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 351. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 352. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 353. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 354. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 355. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 356. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 357. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 358. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 359. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 360. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 361. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 362. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 363. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 364. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 365. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 366. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 367. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 368. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 369. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 370. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 371. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 372. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 373. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 374. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 375. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 376. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 377. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 378. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 379. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 380. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 381. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 382. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 383. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 384. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 385. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 386. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 387. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 388. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 389. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 390. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 391. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 392. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 393. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 394. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 395. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 396. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 397. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 398. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 399. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 400. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 401. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 402. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 403. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 404. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 405. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 406. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 407. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 408. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 409. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 410. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 411. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 412. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 413. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 414. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 415. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 416. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 417. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 418. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 419. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 420. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 421. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 422. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 423. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 424. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 425. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 426. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 427. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 428. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 429. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 430. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 431. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 432. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 433. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 434. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 435. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 436. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 437. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 438. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 439. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 440. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 441. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 442. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 443. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 444. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 445. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 446. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 447. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 448. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 449. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 450. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 451. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 452. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 453. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 454. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 455. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 456. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 457. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 458. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 459. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 460. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 461. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 462. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 463. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 464. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 465. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 466. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Est.

Fig. 467. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Est.

Fig. 468. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Sud-Ouest.

Fig. 469. — Le Grand Bassin supérieur, vu du Nord-Ouest.

Fig. 470. — Le Gr

Gottlieb Sonntag. Bilder aus dem Leben eines Studierenden. Herausgegeben von C. F. Hesekiel, evangelischem Prediger zu Halle an der Saale. Zwei Bändchen. Leipzig, bei C. H. Reclam. 1822.

Wie es uns zu Muthe wird, wenn wir an hellem, warmen Sonntage in das einfache, aber reinliche Haus einer frommen Bürgerfamilie eintreten, wenn der Vater sich eben von einem seiner geputzten Kinder die Epistel oder das Evangelium des Tages verlesen läßt, oder, wenn wir eine zahlreiche Gemeinde im Sonnenschein aus der Kirche strömen, und sich dann in den nahen Spaziergängen in Gottes schöner, freier Natur zertheilen sehen, um eine zweite stille Weihestunde zu feiern — so ungefähr wird der Leser sich angesprochen fühlen, wenn er das vorliegende Buch aufschlägt und einige Abschnitte daraus mit offenem Sinne liest. Die Frömmelei ist uns in der schönen Literatur Deutschlands gegenwärtig immer verdächtig, weil sie zur Mode gehört, und wir freuen uns wahrhaft, hier einmal von einem Buche reden zu können, das aus ächter Religiosität und Gottinnigkeit entsprungen ist, und fern von mystischem Nebel, spielender Bilderei und naturphilosophischer Ueberschwänglichkeit, von dem Geiste des reinen Christenthums in ernst heiterer Seligkeit durchdrungen, sich klar und gefällig über das Aussprechbare unserer Religion ausspricht.

Der Inhalt der achtzehn Abschnitte umfaßt das Leben eines Studierenden der Theologie, von seinem Auszuge aus dem väterlichen Dorfe, bis zu seiner Prüfung. Die Begebenheiten sind weder groß, noch wichtig, noch besonders romantisch oder gar wunderbar, aber der Geist, in dem Alles durchlebt, genossen oder gelitten ist, knüpft das Ganze zu einem, in Gott bedeutendem Leben zusammen. Die meisten Scenen, Schilderungen und Betrachtungen tragen das Gepräge des Selbsterlebten und Selbsterrungenen, und sind uns in diesem Betrachte um so willkommener, indem wir so mit dem Schriftsteller auch den Menschen kennen lernen. Eine besondere Erwähnung verdienen die eingeflochtenen Gedichte, theils Kinder des augenblicklichen Gefühls, Erläuterungen und Ergänzungen der Schilderung einer Scene oder einer Stimmung, theils auch selbständige Lieder von allgemeinerem Charakter, unter denen sich mehrere befinden, die als Choräle eine christliche Gemeinde wohl erbauen könnten. Sie tragen denselben einfachen, milden und bescheidenen Charakter, den wir dem ganzen Buche nachgerühmt haben, und zeichnen sich durch den leichten Fluß der Sprache und den Wohlklang der Verse und Reime auch von Seiten der Form aus. Zur Probe und zu unsrem Schluß einige Strophen aus einem Liede nach der ersten Predigt (Th. 2. S. 120 ff.)

Das Wort, das ich verkündet,
Dem Herzen gabst du's ein,
Und wo es Stätte findet,
Machst du die Herzen rein.
Ich kann es nicht vollbringen
Aus eigner Kraft und Macht,
Du lässest es gelingen,
Drum sey dir Dank gebracht!

Du bist der Herr des Lebens,
Der alles Wirken lenkt;
Die Krone meines Strebens,
Du hast sie mir geschenkt!
Dir hab' ich mich geweihet
Im Leben und im Tod,
Ob Lust an Lust sich reihet,
Ob Freude Schmerz und Noth!

Wollst ferner mich bewahren
Mit deiner Vaterhand,
In Kampf und in Gefahren
Mir schützend zugewandt;
Und heiliger mich leiten
Auf deiner Liebe Bahn,
Und herrlich mich bereiten,
Dir selig einst zu nahn.

Die reinen, treuen Seelen,
Die meine Liebe umschlingt,
Dir, Vater, zu empfehlen,
Mich meine Freude dringt;
Und was nach deinem Segen
Sich sehnt und deiner Huld,
Dir an das Herz zu legen
Voll Langmuth und Geduld.

Ich flehe nicht vergebens
Für Alle, wie für mich.
Die Noth des Erdenlebens
Erhörst du ewiglich!
Du lässest uns erreichen,
Was unser Herz begehrt,
Wenn's deiner Weisheit Zeichen,
Und wenn das Herz dich ehrt!

31.

Neueste Erzählungen von Aloys Schreiber. 2 Bändchen. Stuttgart bei Sattler.

(Beschluß aus No. 217.)

Unter den neun Erzählungen des zweiten Bandes befinden sich etliche gehaltvolle, und unter diesen nimmt Sabina die oberste Stelle ein. Erwina von Steinheim, des Erbauers des straßburger Münsters kunstvolle Tochter ist hier als eine holdselige Jungfrau von tiefem und innigem Gemüth abgeschildert; wie man sich sie gern denken mag. Ein Verführer naht ihr und dem Bruder, in Gestalt eines griechischen Künstlers, der nur die antike Kunst und heidnische Religion, die auf Gegenwart und sinnliche Erscheinung gegründet ist, anerkennt, und ihren Gegensatz die heilige, aufs Irdische verzichtende, nach Jenseits die Blicke richtende Christuslehre, und die neuere Baukunst, die in Stein und Bildwerk das auszusprechen sich bemüht, was das Element des Christenthums ist, ganz verwirft. Solche gräcisirende Künstler, in die der böse Feind, statt, wie Mephistopheles im Faust in einen fahrenden Schüler fährt, sind für alle, die in Taschenbüchern und Zeitblättern sich umsehen, keine unbekannte Personagen, aber sie drücken sich nur in der Regel viel geschraubter, unverständlicher und spitzfindiger aus, als dieser Leonte, von dem man doch annehmen darf, er wisse was er wolle, welches bei den andern Herrn seines Geschlechts der umgekehrte Fall zu seyn scheint.

Saab, eine persische Geschichte, ist satyrisch gedacht, ein Spott über die Verbildung der heutigen Bildung; da jedoch die Faschings-Perser für scherzende Ironie zu bitter, für erhabenen Ernst zu seicht sich äußern, so könnte man die kleine Erzählung als eine, nicht der Idee, aber der Ausführung nach verfehlte, bezeichnen.

Der Babemonat (von F. L. W.) ist sogar mit philosophischem Geist entworfen, ermüdet aber durch Weitschweifigkeit und Wiederholungen. Nebenher ist die Geschichte nicht recht geendigt. Vielleicht wird sie in einem dritten Bändchen fortgesetzt, das einem im Voraus den Stoßseufzer auspreßt, der Verfasser möge sich und das Publicum höher achten, und es mit seinen Productionen genauer nehmen.

19.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 221

25. September 1822.

Politische Literatur.

Les mille et une calomnie ou extraits des correspondances privées inserées dans les journaux anglais et allemands pendant le ministère de M. le Duc Decazes. T. I. et II. Paris 1822. 8.

Der Herzog Decazes muß in den Augen derer, welche sich jetzt der Gewalt in Frankreich bemeistert haben, noch immer ein Gegenstand der Furcht seyn, denn er ist noch die Zielscheibe ihres Hasses, die bête noire, welcher sie alles mögliche Unheil aufzubürden suchen. Die vor uns liegenden beiden Bände sind fast allein gegen ihn gerichtet, obgleich darin, wie es dem Ref. vorkommt, sehr unschädliche Waffen von sehr ungeschickten Händen gebraucht werden. Man weiß, daß der Herzog während seines Ministeriums auf die öffentliche Meinung (oder auch auf die individuelle Meinung, an welcher ihm am meisten gelegen war) dadurch zu wirken suchte, daß er in einem der gemäßigten englischen Oppositions-Blätter, den Times, eine regelmäßige Correspondenz mittheilen ließ, in welcher seine Verwaltung gegen die beiden entgegenstehenden Parteien der Ultra-Royalisten und Ultra-Liberalen vertheidigt wurde. Beide Gegenparteien betraten den nämlichen Weg um Dinge, welche Censur- und Preßgesetze in Frankreich zu sagen nicht gestatteten, von England aus in Umlauf zu bringen, und natürlich fanden sie damit in den gleichgesinnten Tagesblättern eine willige Aufnahme. Tagesneuigkeiten, wahre und falsche; übertriebene Ansichten jeder Seite; boshafte Verunglimpfungen der Gegner und richtige Bemerkungen; halb officielle Notizen und leere Zeitungsklatschereien sind in dem Ganzen auf das bunteste durcheinander gemengt. Denn der Verf. hat ohne weitere Richtung alles zusammengerafft, was er in den englischen Zeitungen aus jenem Zeitraume an Artikeln über Frankreich fand und macht in diesen Bänden den Anfang, es seinen Landsleuten in einer — wir wissen nicht in welchem Grade richtigen und vollständigen — Uebersetzung zu wiederholen. Er überschreibt diese Sammlung, welche ihm wenigstens keine allzugroße Mühe kosten konnte, Tausend und Eine Verläumdung, wobei man wieder in Zweifel gerathen kann, wo denn eigentlich die Verläumdungen zu finden sind, ob in dem, was aus dem liberalen Morning Chronicle, aus den ministeriellen Times, aus dem ultraroyalistischen New Times, Courier u. s. w. genommen ist, oder ob sie in den Noten des Verfassers geliefert werden, was wohl das wahrste seyn möchte. Ohne diese Noten, in welchen der Herzog Decazes auf eine eben so unwürdige als alberne Weise behandelt wird, wüßte man auch gar nicht, wem der Verf. mit seinem Zusammenkehren fremder Gifte eigentlich zu schaden gedenkt, ob er die rechte oder die linke Seite mit den alten, halbvergessenen Steinwürfen der Gegner ärgern und welche Anklagen er der Vergessenheit entreissen will. Aber aus den Noten merkt man freilich, daß nur auf den Herzog Decazes gezielt wird, obgleich kein einziger Wurf zu treffen scheint.

Wir wissen denn auch nicht, was wir aus diesem Haufen, wo so viel Unrath mit wenig Brauchbarem vermischt ist, zur Unterhaltung oder Belehrung unserer Leser herausuchen sollen, zumal da das Wichtigste, die ministerielle Correspondenz in den Times aus den Jahren 1818 und 1819 noch nicht vollständig geliefert ist, und gerade der letzte interessanteste Abschnitt noch fehlt. Diese ministerielle Correspondenz allein verdiente wohl in einer besondern Sammlung aufbewahrt zu werden, da sie eine Art von öffentlicher Rechenschaft des Ministers ist und der Geschichte angehört, für welche sie in den Times zwar nicht verloren ist, aber doch in einem unbequemen Orte steht und mit fremdartigen Dingen vermischt ist. Schon aus dem ersten Theile dieser Correspondenz, deren ministeriellen Charakter wir auf die allgemeine Sage um so mehr für richtig annehmen können, als der Inhalt allerdings damit übereinstimmt, wird man recht deutlich gewahr, wie schwer, ja wie unmöglich zu lösen die Aufgabe des Herzogs Decazes als Minister war. Er war zwischen zwei Parteien gestellt, welche ihn von verschiedenen Seiten angriffen, und gegen welche er sich nicht vertheidigen konnte, ohne die Niederlage des einen seiner Gegner zu einem Siege des andern zu machen. Was seine individuellen Grundsätze seyn mögen, können wir gänzlich dahin gestellt seyn lassen, aber als Minister war es ihm, wie einem jeden seiner Vorgänger oder Nachfolger ganz unmöglich, sich mit einer von den beiden kriegführenden Parteien zu verbinden. Ueberhaupt wird ein Ministerium, welches seine Stärke nur auf den Factionsgeist gründet, niemals lange bestehen können, weil es in dem Augenblicke fallen muß, als es sich nicht blos als blindes Werkzeug der Partei brauchen lassen will, und abgesehen von dem persönlichen Streben nach einem selbständigen Wirken, kann nichts anti-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Bonnet and Schwendener, and others, to the effect that the cortical layer of the stem is the principal seat of the assimilation of carbonic acid, and that the leaves are only subsidiary to it. Mr. Sachs has shown that the leaves are the principal seat of assimilation, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of starch, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of sugar, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of gum, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of oil, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of resin, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of wax, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of caoutchouc, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of gutta-percha, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of balata, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of chicle, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of jelutong, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of pontianak, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of sundek, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of perak, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of kumbang, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of tabang, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of tampang, and that the cortical layer of the stem is only subsidiary to it. Mr. Sachs has also shown that the leaves are the principal seat of the formation of tap

...ung Mittwoch, den 19. Mai 1926, 20 Uhr, im Vereinslokal, Gasthaus zum Hirschen, Hauptversammlung mit Vortrag des Herrn Dr. Meier über „Die Bedeutung der Vogelwelt für den Obstbau". Gäste willkommen. Der Vorstand.

Bekanntmachung. Am

spanischer, portugiesischer oder französischer. Die Temperatur des van Diemensland ist nicht hoch genug für den Weinbau; aber durch die Einführung von Merinoschafen hat die Wolle sich schon so bedeutend verbessert, daß man mit Grund hoffen darf, daß sie einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach dem Mutterlande abgeben wird. Wentworth glaubt, daß binnen zwanzig Jahren diese verschiedenen Artikel die Colonie in Neusüdwallis und van Diemensland so weit bringen werden, daß sie in Rücksicht des Wohlstandes und des Glücks sich mit einem jeden andern Besitz der englischen Krone in den übrigen Welttheilen werde messen können, und daß sie im Stande seyn werde, alle Jahre für Großbrittanien Waaren, deren Werth eine Million Pfund betragen, einzuschiffen.

Die Ausfuhr besteht gegenwärtig vorzüglich in Rindvieh, Schafen, Wolle, Mehl, geräuchertem Fleisch, Zungen, getrockneten Fischen, Häuten, Talg, Barilla (Soda), Rinden für die Gerbereien, Seehundsfelle und Fett, Wallfischfett; die Handelsplätze, die den Colonisten offen stehen, sind: England, Cap der guten Hoffnung, Mauritius (Isle de France) und Ostindien. Man hat schon bedeutende Ladungen von Schlachtvieh, Korn und Kartoffeln nach Port Jackson gesandt.

Von dem blühenden und sich bedeutend verbessernden Zustande der Colonien kann der Bericht des Gouverneurs Macquarie eine hinlängliche Bürgschaft geben. Er untersuchte sie im Winter 1821. Die elenden Hütten und Scheunen, aus welchen Hobarttown im Jahre 1811 bestand, hatten sich in regelmäßige und dauerhafte Wohnungen verwandelt, viele zwei Stockwerk hoch, geräumig gebaut und nicht ohne Geschmack. Die Industrie, der Unternehmungsgeist und die Redlichkeit der Einwohner scheint Schritt zu halten mit dem Wachsthum der Colonie, und alles, was wesentlich zur Aufnahme derselben dient, hat sich durch die zweckmäßigen Einrichtungen des Stellvertreters des Gouverneurs Hrn. Sorell vervielfältigt, unter dessen Administration alle diese Verbesserungen anfingen und begründet wurden. Auch in Georgetown, in Dalrymple Port, findet man jetzt Quartiere für Civilbeamte und Officiere, ein bequemes Pfarrhaus, eine für den gegenwärtigen Bedarf eingerichtete Capelle, ein Gefängniß, ein Wachthaus, ein Wohnhaus für den Commandanten; das Schulhaus war fast fertig. Die Truppen sind gut gepflegt und die Lebensmittel werden in reinlichen Hütten aufbewahrt, in deren Nähe Gärten die Gemüse in Ueberfluß liefern. Die Lage von Georgetown ist, nach dem Bericht des Gouverneurs, nicht allein äußerst angenehm, sondern auch im hohen Grade für den Handel bequem. Diese Niederlassung liegt an dem Ufer eines Stromes, der schiffbar ist für Fahrzeuge mit der größten Ladung, in einer unbedeutenden Entfernung von der Baßstraße und hat den Vortheil, daß eine reichliche Menge von frischem Wasser in der Nähe hervorquillt.

Von Georgetown ist der Gouverneur bis Launceston gegangen und weiter mitten durch die Insel hindurch bis Hobarttown, und hat die bequemen Stellen für neue Niederlassungen ausgezeichnet. Alle liegen in der Mitte weiter Strecken des fruchtbarsten Landes und bilden eine regelmäßige Kette von Stationen zwischen Hobarttown und Georgetown, durch welche die Verbindung zwischen diesen beiden Plätzen sicher und bequem wird. Bisher hat Lieutnant Jeffreys die Insel am meisten in allen Richtungen zwischen Hobarttown, Launceston und Georgetown, eine Strecke von 124 Meilen, durchkreuzt. Er legte diesen Weg in einem kleinen zweirädrigen Wagen (Barouche) zurück mit drei, zuweilen mit vier Pferden. In diesen Gegenden fand er nicht zwanzig Meilen hindurch irgend etwas, einem Wege Aehnliches, alles Uebrige bestand aus schönen Wiesenplänen, mit so wenigen Bäumen, daß sie weder das Fortkommen, noch die Aussicht hemmten.

Gouverneur Macquarie schließt seinen Bericht mit einer Darstellung der großen Gefälligkeit, mit welcher man ihm allenthalben entgegen kam. Das Aufblühen der Colonien, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit und Anmuth der Gegenden überzeugten ihn, daß diese Niederlassung binnen kurzer Zeit eine der bedeutendsten der englischen Krone seyn wird; eine Zeit, die, wie er sagt, durch den erneuerten Einfluß achtbarer, freier Ansiedler mit hinreichendem Vermögen, bedeutend beschleunigt werden kann. Er fügt die Resultate einer Zählung, die kurze Zeit vor seiner Ankunft stattgefunden hat, bei, nach welcher die Bevölkerung auf van Diemensland, Civilbeamte und Officiere nicht mitgerechnet, 6372 Mann beträgt. Man findet 28,838 Stück Rindvieh, 182,468 Schafe, 421 Pferde und 10,683 Morgen bebautes Land.

Erwägt man nun, daß ein gesundes Clima und Arbeit, ohne übermäßige Anstrengung, Gesundheit verspricht, daß keine Orcane hier wüthen wie in Westindien, keine Erdbeben wie in Südamerica, daß man nicht in furchtbaren Sümpfen widerstrebende Waldungen auszuroden hat wie in Nordamerica, daß keine Ueberschwemmungen unerwartet die Felder verwüsten wie in Neusüdwallis, daß keine giftigen Schlangen den Ansiedler bedrohen, keine wilden Thiere mit Angriff drohen, daß selbst die Ureinwohner waffenlos und ohne irgend einen Widerstand allmählich abzunehmen, ja zu verschwinden scheinen, so scheint in der That in diesem begünstigten Lande alles Unheil, wenn es in der Zukunft sich zeigt, nur aus der Colonie selbst sich erzeugen zu müssen — dieser Gegend aber, in Verbindung mit Neusüdwallis, eine bedeutende Rolle für die Zukunft bestimmt zu seyn.

128.

Das neue französische Douanensystem in seiner fortschreitenden Entwickelung, oder die Vernichtung des Handels des südwestlichen Deutschlands mit Frankreich. Carlsruhe und Baden in der D. R. Marx'schen Buchhandlung, 1822.

Um den in der bekannten Dankadresse der französischen Deputirten-Kammer an den König ausgesprochenen Wunsch, die Leiden des Agriculturstandes berücksichtigen zu wollen, Befriedigung zu gewähren, wurde derselben am 19ten Jan. d. J. ein Gesetzesentwurf vorgelegt, der für das südwestliche Deutschland von besonderem Interesse ist, weil er einen neuen Tarif für dessen wichtigste Ausfuhrartikel nach Frankreich betrifft. Da indessen in der damaligen Sitzungsperiode der Kammern das Project nicht mehr zur Diskussion und Abstimmung gebracht werden konnte, so erließ der König einstweilen, auf den Grund des Antrags des Hrn. v. Bourienne, eine, dessen Bestimmungen nach bei weitem erhöhende, Ordonnanz, die sofort in Gesetzeskraft trat. In Gemäßheit derselben sind nun die von mehreren landwirthschaftlichen Erzeugnissen, insbesondere dem Schlachtvieh, zu entrichtenden Eingangszölle in dem Grade gesteigert worden, daß die im Tarif des J. 1816, den man als den ersten Versuch des neuen Systems betrachten kann, angenommenen Zollsätze für diese Gegenstände, um das Achtzehn- ja selbst Fünfundzwanzigfache erhöht erscheinen, so daß solche etwa 20 Proc. ihres Durchschnittswerthes betragen mögen. — Noch ehe die königliche Ordonnanz verkündet wurde, erschien über den befragten Gesetzesentwurf eine Schrift, betitelt: „Das neue französische Douanensystem, in seiner fortschreitenden Entwickelung, oder die Vernichtung des Handels des südwestlichen Deutschlands in Frankreich" — die man einem hocherfahrnen praktischen Staatsmanne und im Fache der Staatswirthschaft bereits ausgezeichnetem Schriftsteller beimißt. In derselben werden die Nachtheile dargethan, welche jenes System dem Handel des südwestlichen Deutschlands bringen muß, dem, nach des Hrn. Verfassers Meinung, hierdurch ein unabwendbares Verderben erwachsen wird. Weit

Ausgabe und einer Einnahme, die Ausgabe ist dann gleich der Einnahme, der Gewinn ist Null. Wenn wir nun die Einnahmen und Ausgaben in Abhängigkeit von der Produktionsmenge darstellen, so erhalten wir zwei Kurven, die sich in einem Punkt schneiden. Dieser Punkt ist der Gewinnpunkt, die Produktionsmenge, die diesem Punkt entspricht, ist die Gewinnschwelle. Wenn wir nun die Einnahmen und Ausgaben in Abhängigkeit von der Produktionsmenge darstellen, so erhalten wir zwei Kurven, die sich in einem Punkt schneiden. Dieser Punkt ist der Gewinnpunkt, die Produktionsmenge, die diesem Punkt entspricht, ist die Gewinnschwelle.

Abb. 1: Gewinnschwelle

Wenn wir nun die Einnahmen und Ausgaben in Abhängigkeit von der Produktionsmenge darstellen, so erhalten wir zwei Kurven, die sich in einem Punkt schneiden. Dieser Punkt ist der Gewinnpunkt, die Produktionsmenge, die diesem Punkt entspricht, ist die Gewinnschwelle.

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 24. September 26.

Histoire du jury par M. Aignan, membre de l'institut. Paris 1822.

Die engliſche Criminaljuſtiz iſt ihrer, der unſrigen ſo entgegengeſetzten Form wegen ſeit langer Zeit der Gegenſtand mannichfacher Betrachtungen geweſen. Viel und oft iſt über die Zweckmäßigkeit und den Urſprung dieſer Gerichtshöfe geſprochen worden. Uns Bewohnern des feſten Landes dünkte jedes gerichtliche Verfahren der Inſulaner ſeltſam genug. Wir ſind gewöhnt an einen, in einem langſamen Rhythmus ſich fortbewegenden Gang der Unterſuchung, welche, nachdem Sätze und Gegenſätze in gehöriger Form aufgeſtellt ſind, aus der Reflexion des Richters durch eine lange Reihe von Schlüſſen das Urtheil hervorgehen läßt. Das ganze Verfahren hat man ſchwarz auf weiß; es iſt mit einem Worte papieren. Dieſem entgegen erblicken wir nun die engliſche Criminaljuſtiz; wir möchten ſie nennen ein lebensvolleres Geſchöpf, im Leben erhalten, durch die ſich immer erneuenden Beziehungen auf das Unendliche. Jene bei uns gewöhnliche Form ſcheut zur Zeit das Licht; ſie bringt bei verſchloſſenen Thüren die Reſultate hervor: welches wir ihr um ſo weniger zum Vorwurf machen können, da bekanntlich Athens Vogel, der dem Alterthume als Symbol der Weisheit galt, die Stille, ja die nächtliche Stille liebte. Die engliſche Criminaljuſtiz bewegt ſich frei, Angeſichts aller, die hören und ſehen wollen. Jene Form ſchließt ſich ihrem Weſen nach an eine ſtreng monarchiſche Regierung an; dieſe freiere, mehr an eine conſtitutionelle oder demokratiſche Staatsform, inſoweit letztere wirklich zu realiſiren iſt. Dadurch gewann ſie Eingang in Frankreich, deſſen Criminaljuſtiz in der allgemeinen Ausartung das ausgearteteſte Kind einer Cultur geworden, deren Schattenſeite beſonders eine in fürchterliche Irrgänge geſtürzte Reflexion war. Die franzöſiſche Rechtspflege hatte in einem Sinne ſich in ſich ſelbſt vernichtet, wie es jedesmal der Fall ſeyn muß, wenn die Reflexion alle höheren Beziehungen aufgehoben.

An die Stelle des ſchlachtenden Ungeheuers in Frankreich trat die engliſche Criminaljuſtiz mit ſehr vielen Modificationen. Durch die Eroberungen des franzöſiſchen Reichs, kam dieſelbe in einige deutſche Provinzen, wo auch jetzt noch, nachdem das Verband derſelben mit Frankreich aufgehört, dieſe criminelle Gerichtsform in großem Anſehen ſteht. Das Intereſſe an dieſer Gerichtsform wurde nun bei deutſchen Juriſten und Philoſophen in mannichfachen Beziehungen rege. Der verehrte Feuerbach ließ ſich über dieſe Gerichte vernehmen, und die juridiſche Fakultät in Tübingen ſetzte ſogar einen Preis feſt, für eine befriedigende Geſchichte dieſer Gerichte. Dieſelbe Aufgabe hat ſich Herr Aignan geſteckt, und er kann in jedem Falle des Dankes der für die Sache ſich Intereſſirenden auch unter uns Deutſchen verſichert ſeyn.

Man hatte zunächſt England als die Heimath dieſer Criminalgerichte bezeichnet: man hat Gelehrſamkeit und Scharfſinn verſchwendet, um zu beweiſen, daß die brittiſche Inſel das eigentliche Mutterland dieſer Gerichte wäre und ſeyn müßte. Thatſache iſt es, daß die Inſulaner ihre Gerichtsform vor umwandelnden Einflüſſen geſchützt haben: nicht ſpätere Einwanderungen und Volksbewegungen, nicht hierarchiſche Einwirkungen im Bunde mit den Beſtrebungen des Feudalweſens haben ſie umgeſtalten können. Sollten nur die Engländer eine ganze Gerichtsform, die ſo weſentlich mit dem individuellen Leben verzweigt iſt, aufgenommen haben? Wir ſehen aber auch wieder in den Verfaſſungen der alten deutſchen Völkerſchaften die Grundform jener Gerichte herrſchen. Sind dieſe Gerichte vielleicht aus den deutſchen Wäldern nach England hinüber gewandert? Auch dieſes hat man darzuthun geſucht. Herr Aignan erklärt dieſe Fragen für überflüſſig, und unſerer Anſicht nach mit vollem Recht. Er hat ſeine Aufgabe aus einem höhern Geſichtspuncte aufgefaßt, mit dem Herr von Feuerbach nicht ganz zufrieden ſeyn möchte; aber jeder, der Geiſt, Scharfſinn und ein ſeltenes Quellenſtudium bei dem Geſchichtsſchreiber zu ſchätzen weiß, wird Herrn Aignan's Werk den beſſern hiſtoriſchen Schriften beigeſellen.

Herr Aignan läßt die zufälligen Modificationen der Jury fallen, und erkennt in derſelben nur das Urtheil des Landes, natürlich hervorgehend aus dem geſelligen Leben, iſt deſſen Einfachheit und natürlicher Charakter nicht ſchon durch die überwiegende Erſcheinung eines Einzelnen gewaltſam zerſtört worden. Von dieſer Anſicht ausgehend, durchwandert der Verfaſſer die Geſchichte der Völker, überall zeigend, in welchen Modificationen jene Grundform natürlicher Rechtspflege zur Erſcheinung gekommen. Manches hätte ſich zur nähern Bezeichnung des Weſens der Jury an dieſe allgemeine Anſicht noch anknüpfen laſſen. Ein dunkles Gefühl der Nothwendigkeit, dem Kalkül der individuellen, irrenden Reflexion den Gegenſtand der Verurtheilung inſoweit zu entziehen, um über denſelben die unmittelbare Erkenntniß möglichſt vieler Unbefangenen zu vernehmen, ſcheint uns ein Hauptzug in dem Menſchen, der zu der Grundform dieſer Gerichte geführt haben könnte. Haben doch immer die Ausſprüche der unmittelbaren Erkenntniſſe mit denen einer künſtlichen Reflexion in einem gewiſſen Widerſtreite gelebt! Die nicht deutlich zum Bewußtſeyn gekommene Scheu vor der Reflexion eines Individuums fand eine gewiſſe Befriedigung, die Sache dem Volke zum Ausſpruche zu übergeben. Der Ausſpruch des Volkes ſtand in frühen Zeiten beſonders hoch; die Entſcheidung vieler ſcheint einmal im Allgemeinen zuverläſſiger, was man für einzelne Beiſpiele dagegen aus der Geſchichte auch anführen möge; zum andern ſtand die natürliche, nicht durch logiſche Kunſtſtücke getrübte, unmittelbare Erkenntniß in allen ernſten Angelegenheiten des Lebens höher als alle Theorie und Sophiſtik. Die Stimme des Volkes, wiſſen wir ja, galt für die Stimme Gottes. Wir ſagen nicht, daß dieſes aber wirklich ſo iſt, ſondern nur, daß dieſe Empfindungen dunkel geherrſcht haben mögen in der fortſchreitenden Anordnung dieſer Gerichte. Eben dieſe dunklen Empfindungen, die das Urtheil auf eine möglichſt objective Weiſe hervorgehen zu laſſen fordern, haben wohl die Ordalien in allen ihren Geſtalten erzeugt. Man ſetzte die Entſcheidung in einen, von allem menſchlichen Meinen unabhängigen Zufall, der die Stimme Gottes ſelbſt war, nach damaliger Zeitanſicht.—

Nachdem der Verfaſſer einige Worte über den Unterſchied der europäiſchen von den aſiatiſchen Staatsverfaſſungen geſprochen, unterwirft er zuerſt die richterliche Einrichtung der Juden einer Betrachtung. Vorweg berührt der Verfaſſer noch die von Moſes angeordnete Theokratie, die ihm aus dem Principe der Gleichheit entſtanden iſt. Alle Bürger hatten gleiche Rechte; Abraham war ihr gemeinſchaftlicher Vater; keins ſeiner Kinder ſuchte das andere zu erniedrigen, indem es edler zu ſeyn behauptete; in keinem Momente der ſich ändernden Staatsverwaltung, ſelbſt in dem monarchiſchen haben andere Privilegien vorgeherrſcht, als die Bevorrechtigung des Stammes Levi zu dem Prieſterſtande. Aus dieſem Vorſtellungskreiſe bildet der Verfaſſer ſich die Anſicht der jüdiſchen Staatsform. Ungeachtet des Verfaſſers ſchätzbarer Beleſenheit über dieſen Gegenſtand, hat er ſich doch wohl verleiten laſſen, dieſe Bevorrechtigung der Leviten nicht in der vollen Beleuchtung zu ſehen. Der Stamm Levi war ein

erblicher Priesteradel, der, betrachten wir ihn unbefangen, bald die Vorrechte der bei uns getrennten Classen, des Adels und des Priesterstandes, verband, und welcher, als ein in der politischen Organisation des jüdischen Staats bedeutendes Institut, der Ansicht, die der Verfasser von der Staatsform der Hebräer zu begründen sucht, schroff entgegen tritt. In der Auffassung der Organisation der richterlichen Gewalt in dem jüdischen Staate ist der Verfasser glücklicher. Es würde die gesteckten Grenzen eines Berichtes in diesen Blättern überschreiten, wollten wir dem Verfasser durch die ganze Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in dem jüdischen und in den andern Staaten, die er zu seinem Zwecke einer Betrachtung unterwirft, folgen; wir werden nur den allgemeinsten Umriß des Ganges und einige Andeutungen über die individuelle Ansicht des Verfassers geben. Daß das von ihm aufgefaßte gerichtliche Verfahren der Juden das frühere derselben war, bedarf kaum einer Bemerkung; das spätere hatten sie, nachdem sie hellenisirt worden, entlehnt von den Athenern, zu denen Herr Aignan von den Hebräern wandert. Es ist nicht zu läugnen, und Herr Aignan's Darstellung gibt ihm die höchste Anschaulichkeit, daß die Organisation der gerichtlichen Gewalt in Athen und Rom, das Wesentliche der Jury gehabt. Daß aber ein solches gerichtliches Verfahren mit einer freien Verfassung nothwendig verbunden seyn soll, welche Meinung der Verfasser oft hervorblicken läßt, will uns nicht recht einleuchten. Wir haben schon zugegeben, daß diese Organisation gerichtlicher Gewalt einen freiern Charakter behaupte, der sie den constitutionellen Formen gewissermaßen nähere; aber dennoch sind diese freieren Gerichte auch in einer reinen Monarchie möglich, wie es in Frankreich selbst der Fall gewesen. Wir können uns auch umgekehrt unser criminelles Verfahren in einer Republik denken, und zwar als kein widerstreitendes Element, zumal, wenn ihm die Oeffentlichkeit gegeben wäre. Noch müssen wir bemerken, daß der Verfasser die Gerichtsformen Athens und Roms in allen ihren Umwandlungen verfolgt, so wie er durch die Mittheilung einzelner Rechtsfälle seiner Erzählung Leben zu geben weiß. Jedem, für den die Geschichte bürgerlicher Einrichtungen ein Interesse hat, werden die Capitel über Athen und Rom in Betreff ihrer gerichtlichen Gewalt ein angenehmes Geschenk seyn; eine aus den Quellen geschöpfte, geistreiche Darstellung irgend einer Seite der großen Vergangenheit ist immer willkommen. Könnten wir doch auch sagen, daß Hr. Aignan's weitere Darstellung der sich umgestaltenden Gerichtsbarkeit seit dem Untergange des römischen Reichs denselben Werth hätte. Der Verfasser war zu befangen von gewissen Zeitbegriffen, die ihrer Natur nach eine, aus einem höhern Gesichtspuncte hervorgehende Anschauung des politischen Lebens, der politischen Einrichtungen der europäischen Völker seit dem sechsten Jahrhundert nicht gestattet. Dem Verf., der über die Republiken Rom und Athen wahre und schöne Worte gesprochen, fehlt ganz der Sinn für die Großartigkeit der monarchischen Formen des Mittelalters. Gewisse leere Zeitbegriffe haben den Herrn Aignan zum Nachtheile seines Werkes geleitet. Sein Räsonnement wird von dem Augenblicke, wo er sich dem Grunde der Einrichtungen unserer jetzigen Staaten nähert, sehr polemisch; seine Polemik, die man ihrem Inhalte nach oft hören muß, steht mit dem andern Theile des Inhalts, der in vielfacher Hinsicht Lob verdient, in einem großen Gegensatze. Es kann nicht befremden, daß diesem nach Herrn Aignan's Würdigung der gerichtlichen Gewalt, wie sich solche aus den neuen monarchischen Organisationen entwickelt hat, zum Theil sehr verfehlt ausgefallen ist. Seinem Zwecke gemäß, der ja kein anderer ist, als die Grundform der Jury nachzuweisen, hält sich der Verfasser nicht lange auf bei dem Entwickelungsprocesse der criminellen Justiz der neuesten europäischen Völker. Er geht über zur englischen Gerichtsform, über die er wieder eine Reihe trefflicher Betrachtungen anstellt. Er gedenkt dann der Verpflanzung dieser Gerichtsform nach Nordamerica mit einigen Worten, und verweilt bei ihrer Einwanderung und mehrmaligen Umgestaltung in Frankreich besonders lange. Er dient hier als ein trefflicher Wegweiser in dem chaotischen Drange der, auf die Form des Criminalgerichts Einfluß habenden Ereignisse in der englischen Geschichte der französischen Revolution bis zu Napoleon, unter dessen Gewalt auch das Criminalgericht eine feste Form wieder gewann. Zum Schlusse gibt Herr Aignan ein Capitel, in dem er beantwortet, was eine repräsentative Verfassung sey und welches in einer solchen Verfassung die wesentlichen Merkmale der Jury wären. Auch hier spricht der Verfasser wieder von einer freien Verfassung und von einer Jury als von zwei sich gegenseitig fordernden, sich gegenseitig bedingenden Einrichtungen, worüber wir schon unsere Ansicht mitgetheilt. Haben wir auf der einen Seite des Verfassers Gelehrsamkeit, einen ihm vor den meisten seiner Landsleute eigenthümlichen Untersuchungsgeist anerkannt, so müssen wir aber auch auf der andern schließlich bemerken, daß er, ungeachtet der genannten trefflichen Führer auf dem Wege seiner Untersuchung, dennoch sich nicht selten von der rechten Bahn hat abführen lassen, von dem augenblicklichen Glanze gewisser Schemen — freieren Ansichten, Ansichten der Zeit genannt. 116.

Etwas zur Erläuterung der Glaubwürdigkeit literarischer Berichte von Dänemark in fremden periodischen Schriften.

Das politische Journal, welches in Hamburg herausgegeben wird, hat im Junihest dieses Jahres eine Uebersicht der Hauptperioden der dänischen Literatur. Man bemerkt in einem unserer Blätter, daß diese Uebersicht viele Unrichtigkeiten und unhaltbare Urtheile enthält, und daß beide in dem norwegischen „Morgenblatt" (Christiania, 1821, Nr. 18 und 19) gerügt worden. Wir haben jenen Aufsatz des politischen Journals nicht gesehen; gewiß ist's aber, daß auf solche Weise öfters gesündiget wird. Nicht selten findet man in deutschen periodischen Schriften über literarische und andere Gegenstände aus Dänemark, Berichte, welche den lächerlichsten Irrthum darbieten. Wenn solche Nachrichten in Deutschland geschrieben sind, hat die Unkunde, zwar nicht ganz, jedoch einigermaßen, in der Entfernung ihre Entschuldigung. Manche dieser Nachrichten aber schreiben sich direct aus Kopenhagen, und lassen so keiner Entschuldigung Raum. Die Ursache ist, daß die Correspondenten bisweilen den Gegenstand, worüber sie berichten, gar nicht kennen, sondern die Nachrichten der Tageblätter geradezu abschreiben, anstatt sie nur mit Behutsamkeit zu benutzen. Vorzüglich in Hinsicht des Theaters (worüber doch fast am häufigsten berichtet wird) sind jene Blätter eine unzuverlässige Quelle, indem man hieselbst bereits in mehreren Jahren eine ordentliche Theaterkritik vermißt. Man hat in deutschen Blättern weitläufige Theater-Nachrichten aus Kopenhagen gelesen, die so albern waren, daß es kaum angenommen werden könnte, daß der Berichter je in Kopenhagen gewesen war. Jedoch ist es wohl nicht in Deutschland der Fall, was notorisch in England geschehen ist, daß man erdichtete Correspondenz in periodische Schriften einrückt. Solche grobe Verletzung der Wahrheit hat nämlich das Edinburger Magazin des biedern Herrn Blackwood sich mehrere Male zu Schulden kommen lassen. Die Verfasser dieses Magazins machen ihren Lesern — oder vielmehr sich selbst — bisweilen das Vergnügen, untergeschobene Briefe, mit der Unterschrift im Auslande wohlbekannter Namen mitzutheilen. So, z. B., findet man im Septemberheft 1820 ein erdichtetes Schreiben aus Kopenhagen, wo Alles vom Anfang bis zu Ende gelogen, und wo (zwei anderer gemisbrauchten Namen nicht zu ge-

denken) der Name Oehlenschläger's fälschlich untergeschrieben ist. Zu diesem wackern Schreiben gesellt sich eine vorgegebene Uebersetzung einer Scene aus Oehlenschläger's Aladdin. Und solche Falsa haben die Verfasser zum Theil nur begangen um dem edlen Partei-Hasse (hier gegen die Whigs) Luft zu machen, und um fernern Anlaß zu erhaschen, ihre Gegner mit einer Menge armseliger Witzeleien und beshafter Schmähungen zu überhäufen! *) — In das Septemberheft desselben Edinburgh Magazine fürs vorige Jahr ist über den ersten Theil der im selbigen Jahre dort erschienenen Schrift: „Denmark delineated (Gemälde von Dänemark) durch A. A. Feldborg" eine Art weitläufiger Recension eingerückt, wo man beinahe auf jeder Seite falsche Nachrichten und lächerliche Erdichtungen antrifft. Dieser Aufsatz bietet ein sonderbares Gemisch dar von selbstgefälliger Altklugheit und von kindischen oder vielmehr babischen Spaßmachereien. Die mit vieler Anmassung und prätendirter genauen Kenntniß der dänischen Literatur ausgesprochenen, übrigens sehr gnädigen Urtheile über verschiedene im Werke erwähnte Schriftsteller und Künstler (Oehlenschläger, Ewald, Foersom, Thorwaldsen ꝛc) stechen ganz lustig ab neben den spaßhaften Bubenstreichen, neben den kleinlichen läppischen Neckereien gegen den Verfasser, so wie vorzüglich neben den groben Irrthümern, und den theils aus Unkunde herrührenden, theils auch vorsetzlichen, aus kindischem Uebermuth entsprungenen, Unwahrheiten. Animosität gegen den Verfasser des „Denmark delineated" leuchtet sehr deutlich hervor. Die ungesittete, läppische Weise, auf welche sich diese Animosität ausspricht, macht sich schon im Anfange kund, und diesen setzen wir demnach als Probe her: „Gibt es wohl in Edinburg oder Kopenhagen Jemand, welcher Feldberg (Feldborg), den Dänen, nicht kennt? — der muntre, der lustige, der lebhafte, der witzige, der gesellige Feldberg! — der Weise des Boudoirs, der Anodonis des Thee-Tisches, das *dulce decus* des Punsch-Napfes! (!!) Feldberg, der Gefährte Oehlenschläger's, der Liebling Thorwaldson's, der Busenfreund Baggesen's und Rambohr's! (!!) Wenn Er einher tritt um die Rechte der Literatur seines Vaterlandes zu behaupten und sie an der Vernachlässigung zu rächen, mit welcher sie, zur Schande der Nationen Europas, so lange gekämpft hat, (!!!) gibt es denn jemand, der ihm sein Ohr nicht leihen wolle?" ꝛc. ꝛc. Rambohr wird nächst Oehlenschläger und neben Baggesen von diesem blackwoodschen Recens. erwähnt, sowie als eingeborner dänischer Schriftsteller, und zwar als ein in Dänemark sehr geschätzter philosophischer Kritiker und Literator mit vieler Wärme gepriesen! „Rambohr, sagt er, ist der Jeffrey Dänemarks — — ja in Hinsicht der Literatur steht er viel höher — kein Zweig der (dänischen) Literatur, in welchem er sich nicht ausgezeichnet hat" — — ꝛc. (risum teneatis?) — Zu den vorsetzlichen Erdichtungen, in welchen der kindliche Muthwille des ohne Zweifel blutjungen Recensenten sich ergießt, gehören ein sehr fades Epigramm, welches er dem verstorbenen dänischen Dichter Thaarup, und eine Ballade, welche er dem Professor Molbech beimißt. — Doch wir legen den Hrn. Blackwood nebst seinen jungen hoffnungsvollen Mitarbeiter bei Seite, um einige Bemerkungen niederzuschreiben zu den literarischen Berichten aus Dänemark, die einem deutschen Journale einverleibt worden.

In einer umständlichen Uebersicht der dänischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert, welche Uebersicht die jenaische Literaturzeitung in den Ergänzungsblättern für 1819 angefangen, im Jahre 1820 fortgesetzt und endlich im vorigen Jahre vollendet hat, finden sich unläugbar nicht nur mehrere Irrungen, sondern zugleich einige unhaltbare Urtheile. Solche aber zu widerlegen ist gewöhnlich vergebliche Mühe, wogegen es wohl seinen Nutzen haben möchte, die fehlerhaften Nachrichten etwas zu berichtigen. Es kommen die mehrsten dieser Fehler in den Ergänzungsblättern für 1821 vor; nur einige davon erwähnen wir hier. In den Berichten der beiden vorhergehenden Jahre findet man weniger Unrichtigkeiten der hier gerügten Art. Jedoch können wir nicht umhin, vorläufig ein Paar zu bemerken. Das befreite Israel, ein Epos von dem Dichter und Bischof Hertz, wird unter „Theologie" angeführt; und einige von dem Rector Hansen gesammelte und herausgegebene Nachrichten von schiffbrüchigen dänischen Grönlandsfahrern, werden als eine Beschreibung der eigenen ausgestandenen Gefahren des Verfassers erwähnt.

Die in dem Ergänzungsblatt Nr. 20 fürs vorige Jahr fortgesetzte Uebersicht macht den Leser zuerst mit der mathematischen Literatur in Dänemark bekannt. Unter andern kommt daselbst die sonderbare Aeußerung vor, daß man in dem schwerbeweglichen aber leichtgläubigen Dänemark angenommen habe, daß die mathematische Schwärmerei sich in Deutschland weit mehr verbreitet habe, als es wirklich der Fall war. Worauf der Recensent diese Behauptung, und die unwarmherzigen Beschuldigungen der Schwerbeweglichkeit und Leichtgläubigkeit gründet, ist schwer zu errathen. — In die vom Recensenten ertheilten, biographischen Nachrichten über verschiedene der angeführten Schriftsteller haben sich mehrere Irrthümer eingeschlichen.

Wenn, in Veranlassung der Reise nach Paris von dem verstorbenen Prof. der Astronomie, Bugge, berichtigt wird, „daß er von dem französischen Directorium dahin berufen wäre, um zur Bestimmung eines neuen metrischen Maßes (Mètre) mit zu wirken;" so muß dabei bemerkt werden, daß Bugge auf Kosten und Befehl der dänischen Regierung (im Jahr 1798) reiste, um zugleich mit dem durch das Directorium erwählten Sachkundigen über die Bestimmung allgemeiner Etalons zu berathschlagen.

„Sander, Baggesen und ganz neuerdings selbst Oehlenschläger, sagt der Recensent, wurden, sämmtlich als Dichter für die Bühne betrachtet, in Händel verwickelt, die zum Theil erst vor dem bürgerlichen Richterstuhl beigelegt werden konnten." Dies letzte trifft jedoch nur den Justizrath Baggesen allein. Die Irrung, als wäre Justizrath Baggesen, mittelst eines richterlichen Urtheilspruchs, schuldig des Plagiums in Hinsicht des Singstücks: Tryllehaspen erkannt, ist schon im Intelligenzblatt der jen. Lit. Zeitung von einem Sohne Bs. berichtigt worden; übrigens auf eine ziemlich unedle, von dem Recensenten gar nicht verschuldete Weise; denn dieser hatte Baggesen mit Schonung behandelt, und die angezogene Irrung war keineswegs vorsetzlich, was auch in der mit Würde geschriebenen Antwort des Recensenten bemerkt, und ohnedies von jedem Unbefangenen leicht vermuthet wurde. Der Irrthum rührte wahrscheinlich aus der Doppelheit der von Baggesen angefangenen Rechtssache her, indem sie nicht nur die in einer besondern kleinen Schrift gethane Beschuldigung des Dr. P. Hjort wegen Plagiats, sondern auch einige andere harte Beschuldigungen desselben in der Schrift: Zwölf Paragraphen über Jens Baggesen, betraf. In Hinsicht dieser letzten, hinlänglich bewiesenen, Beschuldigungen wurde Baggesen aber nicht freigesprochen, welches dagegen in Hinsicht jener, welche sich nicht juristisch documentiren ließ, der Fall war.

Die „ausgewählten Schriften Holberg's" sind nicht von Rahbek und Nyerup, sondern von Rahbek allein herausgegeben.

„Der ernsthafte Proceß, worin Rahbek im J. 1794 mit dem damaligen französischen Minister am dänischen Hofe, P. Grouvelle, verwickelt war, wegen einer freimüthigen Aeußerung in einer seiner (Rahbek's) Zeitschriften,

*) Ein anderes, gleich edles, Lieblings-Geschäft der Verfasser des Magazins ist, den Nationalhaß gegen die Irländer nach bestem Vermögen zu hegen und zu pflegen.

the Board were paid, and £1,000 left for dividend. Another Bank failed in Bedford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hertford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ware, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hitchin, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Baldock, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Royston, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Buntingford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Stevenage, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Letchworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Welwyn, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Harpenden, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in St. Albans, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Watford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Rickmansworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Uxbridge, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hayes, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Southall, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ealing, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Acton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chiswick, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hammersmith, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Fulham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Putney, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wimbledon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Kingston, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Surbiton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Esher, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Walton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Weybridge, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chertsey, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Staines, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Windsor, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Eton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Slough, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Maidenhead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Reading, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wokingham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bracknell, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ascot, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sunningdale, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Virginia Water, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Egham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Englefield Green, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Thorpe, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chertsey, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Addlestone, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Byfleet, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Woking, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Guildford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Godalming, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Haslemere, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Petersfield, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Liphook, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Liss, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Petersfield, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Midhurst, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chichester, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bognor Regis, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Littlehampton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Worthing, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Shoreham-by-Sea, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Lancing, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hove, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Brighton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Rottingdean, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Saltdean, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Peacehaven, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Newhaven, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Seaford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Eastbourne, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Pevensey, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hastings, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in St. Leonards, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bexhill, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Battle, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Robertsbridge, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hawkhurst, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Cranbrook, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Tenterden, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Rye, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Winchelsea, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hythe, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Folkestone, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Dover, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Deal, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Walmer, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sandwich, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ramsgate, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Margate, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Broadstairs, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Birchington, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Westgate-on-Sea, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Herne Bay, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Whitstable, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Faversham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sittingbourne, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Milton Regis, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sheerness, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Queenborough, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Minster, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Eastchurch, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Leysdown, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Warden, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Harty, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Elmley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Kingsferry, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Grain, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Stoke, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Allhallows, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Cliffe, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Higham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Gravesend, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Northfleet, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Swanscombe, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Dartford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Crayford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bexley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sidcup, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chislehurst, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bromley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Beckenham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Penge, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Anerley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Norwood, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Dulwich, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Camberwell, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Peckham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Nunhead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Brockley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ladywell, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Lewisham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Blackheath, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Greenwich, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Deptford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Rotherhithe, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bermondsey, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Southwark, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Lambeth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Vauxhall, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Kennington, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Stockwell, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Brixton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Clapham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Battersea, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wandsworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Putney, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Barnes, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Mortlake, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Richmond, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Kew, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Brentford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Isleworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hounslow, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Feltham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Staines, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ashford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sunbury, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Shepperton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Walton-on-Thames, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Hersham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Esher, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Claygate, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Oxshott, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Leatherhead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Bookham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Great Bookham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Little Bookham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Effingham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Horsley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in East Horsley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in West Horsley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ockham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wisley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Pyrford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Woking, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Send, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ripley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Clandon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in West Clandon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in East Clandon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Merrow, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Guildford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Shalford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chilworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Albury, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Shere, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Gomshall, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Abinger Hammer, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Abinger, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wotton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Dorking, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ranmore, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Westhumble, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Box Hill, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Mickleham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Headley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Walton-on-the-Hill, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Tadworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Kingswood, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Banstead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sutton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Cheam, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Worcester Park, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ewell, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Epsom, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ashtead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Leatherhead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Fetcham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Great Bookham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Little Bookham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Effingham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Horsley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in East Horsley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in West Horsley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ockham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wisley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Pyrford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Woking, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Send, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ripley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Clandon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in West Clandon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in East Clandon, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Merrow, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Guildford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Shalford, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Chilworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Albury, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Shere, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Gomshall, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Abinger Hammer, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Abinger, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Wotton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Dorking, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ranmore, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Westhumble, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Box Hill, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Mickleham, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Headley, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Walton-on-the-Hill, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Tadworth, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Kingswood, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Banstead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Sutton, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Cheam, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Worcester Park, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ewell, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Epsom, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Ashtead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Leatherhead, and all the shareholders were ruined. Another Bank failed in Fetcham, and all the shareholders were ruined.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 223.

27. September 1822.

Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822.

Ein Blick in die Bäder der Schweiz und des Rheins im Juni, Juli und August 1822 ꝛc.

Das Leuckerbad, bain de l'Oueche von den Franzosen genannt, ist das wichtigste, sowohl seiner eigenen Naturlage wegen, als um des Gehaltes seines Wassers, der wohl eine Folge seiner Lage ist. Was kann ein Berg, der 9000 Fuß hoch ist, nicht für Mineraltheile enthalten und kochen, den wahren und eingebildeten Schwächen der Menschen abzuhelfen! Hier ist, möchte ich sagen, die deutsche Welt zu Ende. Schweizer besuchen das Leuckerbad, aber noch weit mehr findet man da Bewohner Frankreichs, Wohlhabende aus den vier Städten des Walliserthales Leuck, Sitten, Martigny und St. Maurice, und Hülfe Suchende aus den Mittelständen des ganzen angrenzenden Thals. Aus Paris, dieser mir noch jüngst von der Herzogin von Broglio als so ungesund beschriebenen Stadt, fand ich viele, die die Mineralbäder Leucks besuchten: Pairs von Frankreich, grand' croix St. Louisorden, Marquisinnen von Nantes, und Damen, die mir versicherten, schon im vorigen Jahre 400 Lieues gemacht zu haben, um diese wirksamen Bäder zu besuchen. Diese thaten aus der großen Entfernung diese große, kostbare Reise, mit Zurücklassung ihrer Familie, in Begleitung einer einzigen Kammerjungfer. An mehreren, sonst hübschen Gesichtern bemerkte ich, daß die Reinigung des Teint wohl die Haupturſache der Badereise war. Von keiner Seite kann Leuck in gewohnter Gemächlichkeit der Reisewagen besucht werden, selbst wenn man die Kosten nicht scheut, um von Frankreich aus durch das viele Poststationen lange Walliserthal über Genf und durch ganz Savoyen zu fahren. Jedermann, der dies Bad besuchen will, muß — er mag Reiter oder Reiterin seyn — es hier ganz werden. Wie angstvoll stöhnten die Kammerjungfern, die noch weniger als ihre Herrinnen auf Pferden oder Maulthieren gesessen hatten, am allerwenigsten auf diesen Bergpfaden, wie die auf der Gemmi und an der Daub la dube, ein Gletscher noch ganz mit Schnee und Eis bedeckt, waren, so daß man es dem Thiere mehr als dem Reiter anheimstellen mußte, den wahren Weg zu treffen, der hier und da mit Stangen besetzt ist. Und so vertrauungsvoll uns von Kindheit an die Saumthiere an den gefährlichen Bergpfaden der Schweiz als unfehlbar geschildert werden, so muß ich doch hier bemerken, daß man diese nur für die Bagage erhält, und den reisenden Herren oder Damen nur Pferde gegeben werden, sowohl von Canderſteig als von der Stadt Leuck. Das Aengstliche ist, daß wenn auch das Thier sicher geht, der darauf Sitzende bei dem Anblick der großen Höhe schwindlich werden kann.

Das Bad Leuck, oder eigentlich dort Baden genannt, liegt zwei Stunden von der Stadt Leuck, in einem Seitenthal des Walliserthales, das so romantisch eng liegt, daß kein Fuhrwerk durch kann. In der Stadt Leuck muß jeder seinen Reisewagen lassen und sich und seine Bagage mit Pferden und Maulthieren zum Bade bringen lassen; daher begegnet man in diesem Thale immer Zügen von Reisenden in ihren verschiedenen Landescostümes, die nebst den begleitenden Führern der Thiere zum Bade eilen. Dies gibt in dem engen, entlegenen Thale eine Unterhaltung eigner Art. Dem Leucker Bade werden alle Lebensmittel durch diese Maulthiere zugeführt, daher ich niemand rathe, sich von Leuck zu entfernen, ohne alle seine leiblichen Bedürfnisse gestillt zu haben. In den Dörfern zwischen Leuck und dem Bade findet man nicht einmal ein Wirthshaus; das Brot, welches die Hausleute in ganz Wallis aufs ganze Jahr backen, — es kam mir anfänglich unmöglich zu glauben vor, daß sie alle Jahr nur einmal bäken — das Brot ist so hart, daß der gefällige Pfarrer eines kleinen Interims-Dörfchens zwischen dem Bade und der Stadt Leuck — einen Hammer und ein Messer zur Hand nahm und es förmlich wie Zucker zerschlug. Dieser Pfarrer, der, um dem Bedürfniß ein wenig abzuhelfen, Wein schenkt und eben Erdbeeren in Commission hatte, wie er vielleicht der geistlichen Schicklichkeit wegen sagte, ißt selbst kein anderes Brot. Die Fremden, die nicht durch den Canton Wallis sondern von Thun aus der Schweiz über den schönen Weg am Thunersee herkommen, beim Stockhorn, Riesenstock und Eingang ins Simmenthal, über die Canderbrücke ins Thal der Cander eingehn, sich bei Schipsweiler in dem Bergknoten der Chaussee drehn, immer höher in das Thal bis Fruttingen bringen, denn dieses Alpthal, das so oft von wilden Wettern verheert wird, daß die Kartoffeln ausgewühlt nach dem Gewitter aus dem Ueberguß von Sand geholt werden, diese Fremden müssen in ihrem Reisewagen das Thal bis zu Canderſteig hinauffahren (schon beschwerlich genug für die Postpferde von Thun) und da ihre Reisewagen stehen lassen und ohne Barmherzigkeit alles, was die pariser

Modehändlerinnen, in die Wachen der Reisewagen bestimmt hatten, dem Rücken eines Maulthiers anhängen. In Vergleich der 9000 Fuß Höhe, die man hat, nach Leuck von Thun aus zu kommen, mag dieser Ort Candersteig wohl nicht hoch vorkommen, indem ein Senner, den wir Abends fragten, ob Candersteig noch hoch läge, antwortete Top eben, (?) obgleich Candersteig 3000 Fuß hoch liegt. Es macht eine eigene Wirkung, nachdem man eine solche jähe Höhe erstiegen und hie und da die Cander in großen Fällen stürzen sah, sie nun auf einmal wie einen breiten Strom einen großen Kreis machen sieht, wie jeder andere große Fluß in der Ebene. Von Candersteig geht man früh ab, die ungeheure Höhe der 9000 Fuß zu erreichen, und nun verläßt uns Pferd und Maulthier, nur der Mensch vermochte es, senkrecht solche Höhe herabzusteigen, denn von der höchsten Höhe erblickt man das Bad von Leuck unten im Thal. Eine Gesellschaft vereinigte sich, die Felsen mit Hülfe des Pulversprengens gangbar zu machen, und diese wohlthätige Gesellschaft ruinirte sich bei den Auslagen, doch machte sie den Uebergang möglich. Kranke Schwache können nicht anders als herunter getragen werden, wie Kinder auf dem Arm. Aber der Anblick der Ameisenwelt von der Höhe, wo man so schnell herunter soll, ist ganz neu. Wer stand oft so hoch und sah senkrecht die Felsen herunter ohne eine Spur von Weg? Oft scheint auch der Weg unglaublich und nur die Spur des gebohrten Halbrohres an dem gesprengten Felsen dient zur Leitung. Auf der Höhe, gegenüber Weilers unten im Thale, liegt das Dorf Albinnen, daß nur durch Leitern mit der übrigen Welt correspondirt. Die Fremden sind größtentheils in Pension bei den Bewohnern Badens, die den Tag sechs Franken nehmen, auch waren Einige der besten Gesellschaft bei Mad. Roth zu vier Franken. Der erste Gastgeber ist Hr. Schläfli, den die Regierung von Bern jeden Sommer sendet, und der den Winter über Pension in Burgdorf hält, wie seine hinfahrenden Frauenzimmer es nannten, welches in der Ideenverbindung mit Burgdorf und Pestalozzi eher an eine geistige als eine leibliche Pension oder Kostanstalt erinnert. Das Leucker Bad scheint so für das wahre Krankseyn und Pflegen des Körpers eingerichtet, daß man keine Anlagen, keine Erfindungen, ja nicht einmal Schattenbäume gepflanzt hat, obgleich die Hitze hier in dem senkrechten Felsenthal groß ist, so wie in dem angrenzenden Walliserthal. Ja man gibt die vielen Misstaltungen der Menschen dieser sich in dem Thale sammelnden Hitze schuld, und die Empfindung dieser erschlaffenden Hitze gibt der erste Eintritt von der Felsenhöhe. Auch mögen die Menschen sich hier in dem wirksamen Wasser am besten befinden, denn es ist die Vorschrift, es früh von 3 Uhr an bis gegen 9 zu gebrauchen. Früh wirkt es am meisten.

Nur das Ausziehen geschieht in eignen erwärmten, an das allgemeine Bad stoßenden Zimmerchen; im Bad ist man wie in einem Salon versammelt, jeder in seinem Bademantel. Man scherzt, man spricht, man liest, man frühstückt und jeder findet diese Zeit als die angenehmste. Jeder Kurgast bezahlt das Bad mit zwei Kronen und darf nur auf einen guten Erfolg rechnen, wenn er zwei oder drei Jahre wiederkehrt, es sechs Wochen, vier oder wenigstens drei gebraucht. Die Armen, die den Bewohnern des Ortes auch Vortheil bringen und bei ihnen wohnen, haben das Bad frei. Dieses ist dem Bade der bezahlenden Kurgäste gegenüber, unter dem nämlichen Dache, ganz von der nämlichen Größe wie jenes. Nach dem Bade legt man sich nieder, um halb zwölf geht das große Hauptessen an, welches den Badegästen so vorgeschrieben ist, damit ein leichtes Nachtessen früh genug folgen könne, um so zu Bette zu gehn, daß man einigermaßen für das Aufstehen um drei Uhr zum Baden entschädigt werde. Die Fremden, die von Thun nach Candersteig fahren, sind verschiedenen Prellereien ausgesetzt, die ich Gelegenheit hatte zu bemerken, da ich einige Tage in Candersteig blieb. Man muß in der Nacht von Thun abfahren, um zu Wagen, zu Roß und zu Fuß von da nach dem Leucker Bade in Einem Tage zu kommen. Die acht Stunden von Thun bis Candersteig hatte die Marquisin von Rechievre von Nantes schon um ein Viertel acht Uhr Morgens mit der Post von Thun zurückgelegt. Sie saß vor der Thür des Wirthshauses, die Pferde zu erwarten, die sie und ihre Kammerjungfer die sechs Stunden über den Gemmi bis an die Daube bringen sollten; das Bagage-Maulthier ging ab; nun wurde es neun Uhr, bis sie die Pferde erhalten konnte, um den in der Hitze doppelt beschwerlichen Weg zu machen. Mit den Pferden kam die unerhörte Rechnung von 18 Fl.; sie erschrak und ich befragte den Wirth um die Ursache; er sagte, die Pferde kämen nun in Einem Tage nicht zurück, sie müßte also zwei Tage zahlen. Das war, sagte ich, nicht der Dame Schuld, sie kam zeitig genug; ja aber die Pferde sind nicht gleich bei der Hand, sie müssen erst von der Weide geholt werden; dies ist ein Vorwand um die Doppelbezahlung zu erpressen, wie ich Gelegenheit hatte, noch an demselben Nachmittag deutlich zu sehn, an welchem ich den Pferden der Marquise gegen fünf Uhr auf dem Rückwege nach Candersteig begegnete; über das einzige Häuschen Schwarrenbach, das in den zehn Stunden zwischen den Häusern im Bad und Cantersteig steht, waren diese Thiere schon verüber, folglich mußten sie an dem nämlichen Tage wieder nach Hause, und man hatte der Marquise das doppelte Geld fälschlich abgenommen. Aber wer konnte es ändern? Die Marquise nahm zwar die Klage mit ins Bad, aber sie konnte nichts beweisen, und jeder Fremde ist so froh, die Freuden der Reise ohne Fehde zu genießen, daß er gern das Ueberstandene vergißt. Hier gäbe es wohl ein Mittel, den Wirth in Candersteig zu benachrichtigen, daß er die Pferde bereit halten solle um sieben oder acht Uhr, damit er das Suchen oder Holen derselben auf der Weide für keinen Vorwand nehmen dürfe. Die angstvolle Kammerjungfer meinte, für so vieles Geld hätten sie beinahe die grande route des Walliserthales machen

Digitized by Google

können, ohne auf den Pferden die hohen mühsamen Schneepfade zu suchen. C'est abominable, comme on écorche les étrangers, sagte die Marquise. Sobald die Wirthe französisch hören, rufen sie ihre Helfer, an den Orten der Schweiz wo nicht allgemein französisch geredet wird, und die Rechnung wird nun auf höhern Fuß gestellt; doch mehr noch zahlt ein Engländer; der Deutsche wird am mäßigsten in der Rechnung gehalten. Ein Bette, was sie für sechs Batzen anrechnen, wird einem rechten Engländer zum Kronenthaler angesetzt. Schade nur, daß statt des so häufigen Besuches, jetzt, in dem trefflichen Jahre, die englischen Güste umsonst erwartet wurden, und das Vergnügen, wie uns ein deutscher Kellner in Rolle am Genfersee versicherte, hier nichts als Fürsten und Grafen zu sehn, diesmal gemindert war. Wir sahen öfters genug die prächtigen Vierspänner um den Genfersee fliegen, aber sonst hätte man 16 bis 20 Kutschen der Art auf einmal vor den Wirthshäusern stehen sehn, versichert man uns. Der Wirth in Ganderfteig hatte verschiedene Arten, das Geld in seine Canäle zu locken auch auf dem Rückweg aus dem Leucker Bade. Die Marquise wollte ihre Kutsche von Thun in drei Wochen wieder bestellen, er gab es nicht zu, um ihr dann auf die nämliche Art, wenn sie nicht eine Nacht in seinem Gasthause zubringen will, die Pferde nach Thun für zwei Tage anzurechnen. Die dritte Art ist wahr rein patriotisch; er kann es nicht ertragen, daß bei so vielem Jagen nach Wasserfällen, Seen und Gletschern, die Natur um Ganderfteig nicht einmal so weit in Betracht komme, daß ein Fremder eine Nacht darum zubringen, ein Mittagsmahl darum verzehren oder wenigstens eine Flasche Wein darum bei ihm trinken müßte. Da werden dann die Wunder des Uschisees gepriesen, in welchen vierzehn Wasserfälle fallen. Wahr ist es, und der erste beim Hingehn ist groß und schön, aber die vierzehn sind klein und schwach, und der aufrichtige Fremde, der nun seinen Tag da bleibt, findet sich nicht befriedigt, und folgt nicht mehr, wenn ein enges Felsenthal ihn zu einem Gletscher bringen soll, vor welchem sich im Sommer ein Dorf ansiedelt, das die Gefahr des Winters hier zu seyn nie wagen darf. Bei guter Witterung der vorgerückten Jahreszeit und geschmelzenem Schnee kann man mit einem bekannten Führer, den Weg von dem Uschisee aus, auf einem kurzen Fußsteig in das Lauterbrunner-Thal an den Staubbach kommen. Der gewöhnliche Weg geht über den Brienzersee, den die wilde Aar durchläuft, Interlacken und durch das Thal der zwei Lutschinen in das von Lauterbrunn, wo nur eine Lutschine rauscht, aber mit den herabrollenden Wasserbächen ein solches Getöse macht, daß es sehr wohl thut, wenn das Ohr wieder Ruhe hatz auf diese Weise genießt man das Thal am angenehmsten und sein nach und nach immer Engerwerden, bis zum Eintritt des majestätischen Gletschers der Jungfrau, die ein hoher Koloß gegen dem Staubbach über hehr dasteht, und in Wolken verschwindet. Viele Fremde durchschneiden das Thal zum Staubbach, da wo er fällt, bei Lauterbrunn, sie kommen aus dem Oberhasli-Thal über den Reichenbacher Wasserfall die Gletscher vorbei, und statt bei Grindelwald durch das Thal der zwei Lutschinen in das Lauterbrunner-Thal zu kommen, gehn sie von dem Gletscherwege über die Wengeralp und kommen bei dem Staubbach herunter. Dies heißt den Knoten nicht auflösen aber zerschneiden. Auch das Bad von Interlacken wird fleißig besucht. Es liegt angenehm an dem Ende des Brienzersees, Brienz gegenüber, und der am See liegende Gießbach liefert dem Badegast eine angenehme Partie, wo neben dem Wasserfall auch das Ohr mit lieblichen Liedern der Kinder des Schulmeisters, der im Sommer da wohnt, und der Gaum mit seiner guten Butter, süßen Rahm, gebratenem Käse gelabt wird; ein Piano hier zu finden, hätte man sich in der abgeschiedenen Wassereinsamkeit, mit Grün umfangen, wohl nicht gedacht. Wenn die wilde Aar bei Interlacken wieder aus dem Brienzersee fließt, bildet sie bald wieder im Verein mit den zwei Lutschinen den Thunersee. Sollte Interlacken nicht seinen Namen von der Lage zwischen diesen beiden Lacs oder Seen, des Brienzer und Thuner, erhalten haben; auch ist der Gang dieser Gewässer von dem einen zum andern See sehr angenehm, reizend und belebt. Die Brücke von Untersee gibt noch einmal den Anblick der hohen Jungfrau in unendlicher Majestät und Schönheit, man ist drei Stunden weiter von ihr als in Lauterbrunn, und sieht darum mehr von ihr. Die Brücke war bedeckt, meine Begleiter kauften von dem Kuchen und Obste, was unter der Bedeckung zu verkaufen war, während dessen ich noch einmal an den Anfang der Brücke trat, die Jungfrau noch einmal zu schauen, — und es war das Lebewohl, ich sah sie nicht wieder, so bestimmt, so allein. Was ist es doch mit der wahrhaft weichen Sehnsucht, die wir für diese starren Riesen haben; der Felsblock mit Schnee und Eis glacirt und kandirt kann uns so anziehen, daß wir ihn mit Theilnahme in seinen verschiedenen gesammten Erscheinungen aufsuchen, ihn umgehen, wenn er nicht zu erreichen ist, ja sogar wie jener Engländer auf der Schweizer Miethe in Hasen unweit Schwyz, uns ein Seil um den Leib binden lassen, um dem Führer folgen zu können. Gleich bei Untersee ist Neuhaus, wo eine Menge Wagen die Befehle des zur See angekommenen Fremden erwarten, und dabei findet der Badeliebhaber auch wieder ein Bad, das die Schweizer sehr zu lieben und zu brauchen scheinen, da sie sogar mittelst Leitern in das Pfefferbad in Graubünden klettern. Kaum bis Thun gekommen, kann der badeliebende Fremde, ehe er auf den Stockhorn geht, wieder ein besuchtes Bad beschauen. Wer von der Rousseau's oder Petersinsel im Bielersee kommt, kann einen schönen weit nähern Weg kennen lernen, wenn er über das Brütlybad, das Moos (le marais) eine Strecke ohnweit des Murtensees in die Chaussee, die von Meuden kommt, einbeugt. Dies Brütlybad liegt angenehm in einer Tiefe. Das große Gewitter, das so viel Schaden, wie ich bei meiner Rückreise sah, in Strasburg that, und wie mir E. H. aus Triest meldete, viel Schiffe in der Rhede zerschmetterte, dies nämliche Gewitter ließ sich um fünf Uhr eine halbe Stunde über diesem Brütlybade aus und Schuhhoch liegende dicke Schloßen, die wir noch am andern Tage wie Zuckerklümpchen im Munde schmelzen ließen, waren die Folgen davon. Diese hatten alle Kirschbäume und Aeste angegriffen und zu Boden geschlagen, die Aehrenärnte sah aus als wäre sie schlecht gemäht. Ganze Gemeinden schafften den Sand von der Erde weg, und die Erde von den Wiesen. (Die Fortsetzung folgt.)

Lord Byron's Leben.

(Beschluß aus No. 221.)

Nach einer Wanderung durch das nördliche Italien und einem kurzen Aufenthalt in Venedig, wo er seinen alten Reisegefährten Hobhouse wiederfand, ging er mit diesem nach Rom. Er vollendet hier den Childe Harold mit dem vierten Gesange, den er seinem Reisegefährten widmete, welcher nicht nur viele Anmerkungen zu dem Gedichte beitrug, sondern auch eine besondere erläuternde Schrift: Illustrations of Childe Harold heraus gab. Der Gesang erzählt die Reise von Venedig über Ferrara und Florenz nach Rom, dessen Denkmäler und Erinnerungen ihn zu den schönsten Stellen begeisterten. — Um die Zeit, wo er mit der Vollendung dieser Dichtung sich beschäftigte, gab er ein humoristisches Gedicht: „Beppo, eine venetianische Geschichte" heraus, ein leichtes Geistesspiel, worin die Beschreibung des Carnavals ausgezeichnet ist. Kurz nachher erschien ohne Namen ein burlestes Gedicht: „Ankündigung und Probe eines herauszugebenden Nationalwerkes von William und Robert Whistlecraft, Sattlermeister zu New-Market in Suffolk, welches

Digitized by Google

die wichtigsten Begebenheiten des Königs Arthur und seiner Tafelrunde enthalten soll." Der Ton dieses Gedichts, das offenbar eine Verspottung der poetischen Erzählungen des Hofdichters Robert Southey war, erinnert so sehr an Beppo, daß man es allgemein dem Lord zuschrieb. — Der „Vampyr" hingegen, eine prosaische Erzählung, war ein untergeschobenes Werk, das einige Schriftsteller in London gemeinschaftlich bearbeiteten, und unter des Lords berühmtem Namen herausgaben, um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen. Byron's Verleger deckte den Betrug auf; ein Arzt aber, der den Reisenden im Auslande behandelt hatte, erklärte dagegen, die Ausführung der Erzählung sey zwar sein Eigenthum, der Grundgedanke aber gehöre allerdings dem Lord, der die Geschichte während seines Aufenthalts am Genfersee in einer Gesellschaft erzählt habe. Einer von den Theilnehmern an diesem literarischen Betrug, den jener Umstand, wenn er auch gegründet wäre, nicht entschuldigen konnte, war früher ein niedriger Schmeichler des Lords gewesen, und suchte seitdem, so viel er vermochte, mit der bittersten Feindseligkeit den Ruf desselben zu untergraben.

Das Gedicht: „Mazeppa", das ein Abenteuer des berühmten Kosacken-Anführers erzählt, weicht im Ton und Darstellung auffallend von Byron's frühern Dichtungen ab; so anziehend aber das reiche Gemälde ist, so nachtheilig wirken die häufigen Mängel der gezierten Sprache. Zugleich mit dieser Erzählung erschien die „Ode an Venedig" worin er den Verlust der Freiheit Venedigs durch Despoten beklagt, die er in der neuesten Zeit zu sehen glaubt.

Der Gedanke, den Byron, wie wir oben erwähnten, in seinem Harold auszuführen aufgab, scheint ihm so werth geworden zu seyn, daß er ihn noch einmal ergriff, aber hatte er in seinen frühern Dichtungen die Schilderung ruchloser Charaktere mit furchtbaren, grausenerregenden Umständen verbunden, so kleidete er einen ähnlichen Charakter in seinem Don Juan in das gefährlicher anlockende Gewand munterer Laune; einen Charakter, der als Repräsentant wilder Ruchlosigkeit auf der Bühne fast sprichwörtlich geworden war. Die beiden ersten Abtheilungen dieses, auf zwölf Gesänge angelegten Gedichts erschienen 1819 ohne Namen des Verfassers und Verlegers, obgleich jener sich in einer Stanze, wo er der Durchschwimmung des Hellesponts gedenkt, so gut als namentlich bezeichnete. Diese Odyssee von Unsittlichkeit — wie der Biograph sie nennt — ist bis jetzt ein dämonischer Torso geblieben.

Während seines Aufenthalts in Venedig ergriff Byron den Gedanken zu zwei Trauerspielen, aus der, an romantischen Stoffen so reichen Geschichte des alten Freistaats. Das erste war Marino Faliери. In der Vorrede erklärt er, das Stück sey nicht zur Aufführung bestimmt, weil die englische Bühne in Verfall sey. Dieser Verwahrung ungeachtet, wurde das Trauerspiel in Drurylane auf die Bühne gebracht, ungeachtet der Verleger im Namen des Verfassers ein Verbot der Vorstellung nachgesucht und erhalten hatte. Der Ausspruch des Publicums aber entschied wirksamer und die undramatische Dichtung verschwand von der Bühne. Einen Anhang des Trauerspiels bildete ein Gedicht in vier Gesängen: Dante's Prophezeihungen, in Terzinen. Dante wird darin redend eingeführt, um die Schicksale Italiens in den spätern Jahrhunderten zu erzählen. — Die ungünstige Aufnahme des ersten Trauerspiels schreckte ihn nicht ab, und bald folgte Sardanapalus, eine Dichtung, die zwar, wie die übrigen Schauspiele, ohne dramatische Wirkung, aber doch reich an Interesse und Wahrheit der Charakterzeichnung ist. Auch hier verwahrt er sich in der Vorrede gegen die Darstellung auf der Bühne und kommt dabei auf die Grille, den Sachwalter der drei Einheiten zu machen, welche, sagt er, bis neuerlich, als Literaturgesetz in der ganzen Welt gegolten haben. Zu dem zweiten, zugleich mit dem vorhergehenden und dem folgenden Drama erschienenen wenig anziehenden Stücke: „Die beiden Foscari," hat B. den Stoff gleichfalls aus der Geschichte von Venedig entlehnt. Das dritte Drama „Cain," dessen Bekanntmachung Gifford und selbst Hobhouse widerriethen, überbietet die verwegensten Angriffe, die Byron bis dahin gegen das Heiligste gemacht hatte. Dem Teufel und seinem Zöglinge ist hier das Feld allein überlassen, und selbst ein englischer Kritiker, der dem Verfasser keine böse Absicht zutraut, und den kräftigen poetischen Zügen, die sich auch hier finden, Gerechtigkeit widerfahren läßt, sieht doch in dem Ganzen nur eine, gegen die Güte, oder Macht der Gottheit und die Vernunftmäßigkeit der Religion überhaupt, gerichtete Erörterung. Ein Nachdrucker lieferte kurz nach der Erscheinung dieses Stückes eine wohlfeile Ausgabe, wogegen der Verleger ein Verbot nachsuchte. Der Kanzler verwarf das Gesuch, und unser Biograph billigt dies, weil in der bewilligten Beschützung der Originalausgabe gewissermaßen eine Billigung der Schrift gelegen haben würde. Byron ließ darauf einen Brief drucken, worin er erklärte, daß der Druck des Stückes die Folge seiner hartnäckigen Beharrung sey, und sich erbot, im Fall man „den Verleger übertäuben" wolle, persönlich zu erscheinen und alle Verantwortung für seine Schrift gegen jede Anklage zu übernehmen. Mit einer gerichtlichen Verfolgung war jedoch der Verleger keineswegs bedroht worden.

Ein Anhang zu jenen drei Trauerspielen enthält einen heftigen Angriff gegen R. Southey. Der Hofdichter und der Lord waren schon durch ihre politischen Grundsätze getrennt, aber Southey hatte in seinem letzten seltsamen Gedichte auf Georg III.: The Vision of Judgment von der „satanischen Schule" gesprochen, und die Schriften derselben mit den Werken der Ungläubigen verglichen, welche nach seiner Meinung die französische Revolution hervorgebracht haben sollen. Diese Anspielung auf Byron war zu deutlich, aber wenn der Lord auch mit vollem Rechte (was unser auch hier befangener Biograph freilich nicht zugeben will) jene Meinung bekämpft und dagegen treffend behauptet, daß Handlungen der Regierungen und nicht Schriften gegen sie, alle frühern Erschütterungen herbeigeführt haben, und künftige vorbereiten: so ist es doch Verblendung über seine literarischen Sünden und Verkennung seines Verhältnisses zum Publicum, wenn er meint, daß der, gegen ihn gerichtete Tadel, das Werk einer Partei sey, und durchaus unwürdig ist die Art, wie er einen Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und unbescholtenem Charakter behandelt und selbst in seinen Privatverhältnissen angreift. Southey blieb die Antwort nicht schuldig; sie war heftig wie der Angriff, und sagte unter andern: „Ich habe den Goliath der satanischen Schule mit einem Stein aus meiner Schleuder auf die Stirne getroffen, und seinen Namen an den Galgen geheftet, zu Schimpf und Schande, so lange er dauern wird. Nehme ihn herab, wers kann!" Der Lord schrieb eine Parodie der Apotheose des Hofdichters, die aber, wie der Biograph sagt, so höchst unanständig ist, daß kein Buchhändler sie herauszugeben wage; nach einer Nachricht im diesjährigen Augustheft des New Monthly Review wird jedoch ehestens eine dem Lord zugeschriebene Satyre: The Vision of Judgment, by Quevedo Redivivus, bei J. Hunt in London erscheinen.

Bekanntlich lebt L. Byron jetzt in Pisa, wo er sich nicht mehr, wie früher in Venedig, dem Umgange mit seinen Landsleuten entzieht. Er steht an der Spitze einer literarischen Gesellschaft, die unter andern auch den erwähnten Shelley unter ihre Mitglieder zählt, und die Herausgabe einer Zeitschrift vorbereitet. Byron ist durch sein beträchtliches Vermögen in Stand gesetzt, dieses Unternehmen zu unterstützen, und wie wir hier erfahren, hat er auch dadurch seine Freigebigkeit gezeigt, daß er das Verlagsrecht seiner beliebtesten Werke entweder Freunden, für welche solche Gunstbezeigungen wichtig waren, oder seinem Buchhändler schenkte.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 224.

28. September 1822.

Neue Ausgabe von Ersch Handbuch der deutschen Literatur.

Das große Schriftstellerheer der deutschen Gelehrtenrepublik ist immer überzählig. Zu seiner Vermehrung bedarf es keines Heerbanns und keiner Conscription: mit jedem Jahre drängen sich freiwillig neue große Schaaren zu den Waffen, und der friedlich lebenden Bürger gibt es in jenem Reiche nur wenig. Allerdings geht es bei diesem freiwilligen Eintritt mitunter etwas bunt her. Da stellen sich neue Recruten, welche zum wirklichen Dienste ganz untauglich sind, ohne Weiteres mit in Reihe und Glied; andere begehren aus Eigensinn unter einer Waffe zu dienen, für welche sie nicht passen: noch andere verschmähen den ehrlichen Dienst ganz und schweifen nur als Nachzügler und Marodeurs herum. Alle aber scheinen sich dabei so wohl zu gefallen, daß selten einer von selbst an den Austritt denkt, und selbst invalide oder höchstens nur noch zum Garnisondienste taugliche Veteranen verlangen noch mit ins Feld zu ziehen. An ein ordentliches Dienstreglement, an Disciplin und Manneszucht ist nicht zu denken; die Stimme des Publicums, welche in den ausländischen Literaturen soviel gilt, vermag wenig oder nichts über den ungezügelten deutschen Schriftstellerhaufen, und selbst die täglichen Kriegsgerichte, welche in Jena, Halle, Heidelberg, Göttingen und Leipzig gehalten werden, reichen kaum hin, die Ordnung nothdürftig zu erhalten. Es war daher eine wahre Wohlthat, daß vor zehn Jahren der Kundigste aller Kundigen in Deutschland, der seit langer Zeit bei einem der vorgedachten Kriegsgerichte präsidirende Ersch, eine allgemeine Heerschau über die Schaaren hielt, welche nach der seit 1750 in Deutschland angenommenen literarischen Taktik eingeübt sind. Die Nation lohnte sein, mit eben so großer Unparteilichkeit als Umsicht ausgeführtes Geschäft mit dem allgemeinsten Beifalle, und wirklich hätte er die Zeit zu demselben damals nicht glücklicher wählen können. Kaum war seine Generalrevue beendigt, als die Herrschaft des bisherigen Zwingherrn von Deutschland zertrümmert und das, seit langer Zeit auf einen kläglichen Friedenszustand gesetzte deutsche Schriftstellerheer zu einem allgemeinen Landsturm entboten ward. Die Schlachten, welche in diesem fast zehnjährigen Kampfe geliefert worden, brauchen wir nicht aufzuzählen; sie sind noch im frischen Andenken. Jetzt, da die einzelnen Heereshaufen — freiwillig und unfreiwillig — allgemach wieder nach Hause kehren und die Waffen weglegen, war eine neue, strenge Revue wieder sehr nothwendig geworden. Viele Streiter waren invalid geworden oder nur noch zur Reserve tauglich geblieben, andere hatten mit unredlichen Waffen gekämpft oder waren feig geflohen, zahlreiche Freicorps waren aufzulösen, und eine Menge literarischer Troßbuben und Wegelagerer, welche in Pamphlets und in Tag- oder Wochenblättern Freund und Feind mit giftigen Pfeilen verletzten, waren vom Heere zu jagen. In der That ein mühsames und schwieriges Geschäft, daher denn auch Ersch sich diesmal einige Adjutanten zugesellt hat, welche ihm von den einzelnen Truppengattungen die Rapports überbringen, und bei denselben unter seinem Oberbefehl die Specialrevue halten mußten. Bereits haben die Philologen, Philosophen, Theologen und Mediciner die Musterung passirt. Die Philologen haben während der jetzigen Feldzüge nichts eingebüßt, da sie unterdessen zu Hause den Garnisonsdienst versehn haben. Mehr haben die Philosophen gelitten, weil diese in Deutschland mehr zur Parade, als zum activen Dienst abgerichtet sind, und wie manche Garderegimenter erst noch ein paar Mal ins Feuer kommen müssen, ehe sie recht zu brauchen sind. Bei den Theologen sind diesmal viele Abschiede ausgetheilt worden; dagegen nimmt es uns Wunder, daß bei den Medicinern unverhältnißmäßig wenig Reductionen und fast nur Vermehrungen und Avancements vorgefallen sind, da wir aber doch nichts von so besondern Heldenthaten dieses Corps vernommen haben.

Ohne Metapher zu reden, dieses Werk, dergleichen jetzt keine andere Nation aufzuweisen hat, ist eins der trefflichsten und unentbehrlichsten, welche uns der diesjährige Büchermarkt brachte, und Verfasser und Verleger haben sich durch dasselbe ein neues ausgezeichnetes Verdienst um unsre vaterländische Literatur erworben. Der Name Ersch allein gilt seit langer Zeit allgemein als die treffendste Bezeichnung der Tugenden, welche den wahren und echten Bibliographen ausmachen. Encyklopädische Vielseitigkeit der seltensten Art, heller und klarer Ueberblick, strenge Ordnungsliebe und eine gewandte und die verschiedenartigsten Bedürfnisse und Anforderungen berücksichtigende und befriedigende Technik in der innern Einrichtung, endlich eine nichts zu wünschen übrig lassende Genauigkeit bis auf die kleinsten Daten und Angaben herab, dies sind die Eigenschaften, welche den wahren Herrn und Meister seiner Wissen-

dass der Ausdruck $\frac{\partial \varphi}{\partial x} \cdot \frac{\partial \varphi}{\partial y} \cdot \frac{\partial \varphi}{\partial z}$ nur dann verschwindet, wenn mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet. Wenn also φ eine Function ist, welche nur für solche Werthe von x, y, z verschwindet, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet, so ist φ^{-1} eine Function, welche nur für solche Werthe von x, y, z unendlich wird, für welche mindestens eine der Ableitungen $\frac{\partial \varphi}{\partial x}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial y}$, $\frac{\partial \varphi}{\partial z}$ verschwindet.

Man schlage eine Seite auf, welche man wolle, und man wird finden, wie leicht und bequem sich das, was man sucht, durch innere und äußere Einrichtung dem Auge darbietet. Wem es an Uebung fehlt, das logische System der Anordnung in seinen mannichfachen Verzweigungen zu verfolgen, der darf nur die Materienregister nachschlagen, um auf den ersten Griff zu finden, was er sucht, und ist es ihm darum zu thun, die nähere Angabe einer ihm bereits bekannten Schrift zu finden, so geben ihm die Autorenregister die gewünschte Auskunft. Und mit welchem unbedingten Vertrauen kann man sich auf diese einzelnen Angaben und Titel verlassen! Da hat jeder Buchstabe, jede Abkürzung eine bestimmte und überall gültige Bedeutung, da fehlt keine Notiz, welche man nur irgend von einer Titelangabe verlangen kann. Diese Vorzüge, welche durch einen musterhaft correcten Druck noch mehr gehoben werden, springen erst dann recht sichtbar ins Auge, wenn man irgend eine der jetzigen Alltagsliteraturen, gleichviel welche, neben das Erschische Werk legt, von welchem die meisten derselben nur fehlerhafte und ungeschickte Copien sind. Wie aber auf diese Art das Erschische Handbuch ein, jedem gründlichen deutschen Gelehrten unentbehrliches, wissenschaftliches Repertorium ist, so ist es zugleich eine dem Literarhistoriker unschätzbare Urkundensammlung zur Geschichte der deutschen gelehrten Thätigkeit neuerer Zeit. Es ist zu diesem Behufe desto tauglicher, da es nur das ganz Bedeutungs- und Gehaltlose ausgeschlossen, Alles aber, was nur irgend von Interesse und Einfluß für seine Zeit war (wäre es auch nicht eben das Wahre und Richtige gewesen), mit einer Unparteilichkeit in seinen Plan aufgenommen hat, die kein Benutzer des Werkes, welchen Ansichten er auch huldigen möge, unbewürdigt lassen wird — eine Eigenschaft dieses Werkes, welche bisher noch nicht so allgemein anerkannt worden zu seyn scheint, als sie es verdiente, und welche nicht blos für den historischen, sondern auch für den eigentlichen wissenschaftlichen Gebrauch von der größten Wichtigkeit ist. Wir kennen kein literarisches Werk neuerer Zeit, von welchem wir in solchem Grade und mit solcher Wahrheit versichern könnten, daß jeder hier finden werde, was er sucht und braucht. Endlich aber liegt es zugleich am Tage, daß ein in Stoff und Form so gelungenes Werk insbesondere auch als ein wahrer Codex bibliographicus und Musterbuch jedem dringend zu empfehlen sey, welcher sich mit bibliographischen Studien beschäftigt. Quintilian's Worte: „Nur derjenige, der an Cicero Gefallen findet, darf überzeugt seyn, etwas Tüchtiges zu wissen; können ohne alle Uebertreibung auch auf das Erschische Werk angewendet werden. Wer lernen will, was wahre Bibliographie sey, der studire dieses Werk täglich, und keiner unternehme es, selbst in dieser Wissenschaft arbeiten zu wollen, der sich nicht deutlich des Willens und der Kraft bewußt ist, etwas, eines solchen Meisters nicht Unwürdiges zu liefern. Dann erst werden für die deutsche Bibliographie bessere Tage anbrechen, und die Schülerarbeiten, mit welchen jetzt in Deutschland so häufig die Ehre der wahren und echten Bibliographie gefährdet wird, werden dann von selbst unterbleiben.

In Frankreich und England würde ein so vollendetes Werk mit einem Enthusiasmus aufgenommen werden, welcher die ganze Nation durchdringt. Wollen wir Deutschen denn allein das Volk seyn, welches seine Würdigen nicht zu ehren, seine National-Ehrendenkmale — und ein solches ist das Erschische Werk — nicht zu schätzen versteht? Nein! Ehre, dem Ehre gebührt! Ehre dem würdigen Ersch, dessen bibliographische Werke schon so viele literarische Unternehmungen unterstützt und befördert haben. Ihn lohne der Dank seiner Nation und die thätige und freudige Anerkennung aller Bessern und Edlern. Ehre aber auch dem wackern Verleger, der seinen lebendigen Sinn für Literatur durch Veranlassung und würdige Ausstattung dieses Werkes aufs Neue bethätigte. Von beiden Seiten ist hier Alles, ja mehr noch geleistet, als man erwarten konnte. Es ist nun die Pflicht des deutschen Publicums, durch die That zu zeigen, daß es gegen so verdienstliche Bestrebungen nicht unempfindlich und undankbar sey. 65.

Fragmente aus einer Schweizerreise im Sommer 1822.

(Fortsetzung aus No. 223.)

Auch bei Schwyz gehört ein Bad zu den Vergnügungen. Ein großes Badehaus kündigt sich an, am lowerpar See kommt Alles zusammen. Das Bad belebt vereint; unsere Rudelplätze mit gutem Riedel angemacht und im vollen Schmalz ausgebacken mit italienischem weißen Wein und vino rosso erquickt die Badenden. Unter dem Rigi auf der Seite von Küßnacht, besucht man Maria zum kalten Bade; dies wird oft theilweise gebraucht, an einen Arm, an einem Bein; die es ganz gebrauchen, gehen mit allen Kleidern hinein, so ist die Mode, der Glaube — wenn es nutzen soll. Um den ganzen Genfersee fand ich nur ein Bad, mit einer Ueberschrift auf der savoyschen Seite, zwischen St. Gvian und Tonen. Man hatte wohl Ursache Aachen, Aix la chapelle zu bezeichnen, da es in der Provence noch ein Aix und in Savoyen ein drittes Bain d'Aix gibt. In dem romantisch felsigen Münsterthale, Valle de Moutier, ist noch ein Bad hinter Courandolin und gleich bei der Stadt Delmont. Dieses Thal verdiente seiner Felsen wegen, von dem Freund der Natur und dem Mahler studirt zu werden. Ein zwölf bis vierzehn Stunden langes Thal, ohne zu ermüden, ohne sich zu wiederholen, so fanden wir es. Zuweilen war uns der Ausgang völlig verschlossen. Der Anfang des Thales ist bei Biel und der Felsen, der sich kühn quer über in den Weg legte, wurde von Julius Cäsar gesprengt, die Inschrift ist von der Zeit, doch sieht man noch die Befestigungen, die General Frimont machen ließ, um in dem französischen Kriege die Franzosen nicht durchzulassen. Balken, wie an einer Scheune, waren gelegt, Kanonen dahinter gepflanzt und Pierre pertuis völlig wie eine Festung besetzt. Die Baseler haben ihre nächsten Bäder in dem Oberland und Schwarzwald; Zell ist ein erst ganz neu erbautes Bad, indem es mit allen Gebäuden vor zwei Jahren rein abbrannte. Es war, obgleich neu erbaut, mit Badegästen besetzt; Alles sieht so frisch und reinlich in einem Orte aus, wo Alles abbrannte, und auch kein altes Geräth zu finden ist. Die Bestandtheile aller dieser Bäder sind ein treffliches Sauerwasser, das weit zum Trinken verschickt wird und beim Kochen zum warmen Bade schneeweiß wird, als wäre Seife darin. Die schneeweißen, neuen Badewannen in der langen Reihe von Bädern, die weißen Betten mit den gleichen rothen Decken, lassen nur wünschen, daß auch die Anlagen, die das Bad wieder umringen sollen, bald grünen mögen. Der Forellenbach fließt (er heißt die Wiese) in einem zwölfstündigen Thal, von Basel bis an den Feldberg, wo er in der Höhe entspringt. Dieser herrliche Berg lockt Viele zur Bewunderung seiner ausgezeichneten Aussicht. Die Badegäste in Zell machen häufige Spaziergänge auf die umgrenzenden Berge, in das romantische Thal nach Schönau, wo die Mädchen des Landes viel Perlenstickerei für Mieder, Häubchen ꝛc. machen, da es wenig Land zu bearbeiten gibt, und nach der 1½ Stunde entfernten Haselhöhle, die romantisch im Gebirgsgrund liegt; man sieht es dem Walde, dem Berge an, daß sie so eine Höhle enthalten können. Die Berggeister scheinen hier zu walten, und der Tropfstein figurirt sogar ein Fürstengrab oder Sarkophag mit allen Lichtern, in dieses Grabes Tiefe und Stille. Sie hat viel Aehnliches mit der Biels- und Baumannshöhle im Harzgebirge, nur sind dort viel mehr Säle oder Abtheilungen. In Carlsruhe hat man eine Kupferausgabe aller Sehenswürdigkeiten der Haselhöhle. Der Großherzog, der auch da war, hat sie dem Schulmeister, der den Cicerone macht, versprochen. Es war romantisch, wie wir nach einem ganz eigenen charaktervollen Weg beim Mondschein ankamen. Der Schulmeister bekleidete uns alle mit Berg-

mannswesten. Alle Kinder freuten sich der ungewohnten Kleider. Mit einem Pack Kienfackeln unter dem Arm, wandelte er mit einer brennenden Fackel voran, von dem Dörfchen Hasel etwa zehn Minuten. Der Mond leuchtete magisch, es öffnete sich die Höhle, jeder zündete eine Kienfackel an, mit der Weisung, nicht zu nah zu gehen, um sich nicht zu verbrennen, und so durchwandelten wir die vielen Formen des Tropfsteins, der uns oft kaum Höhe zum Durchkommen ließ. Am andern Morgen merkte ich an den Haaren, daß diese Masse nicht blos reines Wasser, sondern Zusätze klebriger Art haben müsse. — In dem Badeort Zell wird, so wie in und um Zürich, viel Mull, Mousselin, Linon zu Kleidern, Vorhängen und zum Drucken gewebt. Sehr feinen Mull, zu 15 Kreuzer die Elle, sah ich da; der weiße Cattun zum Drucken wird aber nicht verlaufst; ein Fabrikant, der in Lorrach, drei Stunden von Basel, auch an der Wiese, Fabriken hat, baut auch eine sehr beträchtliche im Badeort Zell, und verkauft dann nur en gros. Die Forellen sind hier wohlfeil, aber noch mehr weiter oben an dem Feldberg; in dem letzten Orte vor den Alpen und Sennen des Feldbergs, Brandeburg, nahmen wir frisch gefangene in die Sennenhütte mit, die da wohl bereitet wurden, wo es an frischer Butter nicht fehlt. Hinter Freiburg im Breisgau, wenn man erst Zähringen, das Stammschloß, vorbei ist — führt der Weg nach Klotzenthal, ein Bad, das meistens von den Freiburgern besucht wird. Weil nun ein gar zu nahes Bad bei der Stadt zu wenig fremdartige Berührungen gestattet, so ist es oft den verschiedenartigen Fehlern der Kleinstädterei ausgesetzt, mitgebrachte Vorurtheile und Klatscherei. Weiterhin bei Waldburg ist die Arche, ein Wallfahrtsort in jäher Höhe und ein altes Schloß daneben. Nun geht es in dem schönen Oberlande von Baden oder Schwarzwalde weiter bis Elsach. Die Leute wollen nie eher Schwarzwälder seyn, als bis es nicht anders möglich ist; so lange man auf der Grenze ist, sagt ein jeder: wir sind nicht im Schwarzwald. Von Elsach hat man einen, für Kutschen über den Knieb is bequem gemachten Weg, aber er bleibt doch so beschwerlich, daß wir die meisten, aus dem Bade von Ripoldsau ankommenden Wagen, bei dem Uebergang, der lange dauert, unbesetzt fanden, und die Badegäste vor oder hinterher wandeln sahen. Von Haslach, wo man herunterkommt, kann man nach einen zweiten Badeort Zell kommen, welches an der Kinsig liegt, die von hier aus in den Rhein fließt, und von Colmar, Straßburg ꝛc. aus fleißig besucht wird. Aber bäderreicher ist es der Wolf, die in die Kinsig fließt, zu folgen, zu dem Städtchen Wolfach, das ein ansehnliches Schloß hat, und dann das Dorf oder Altwolfach im schönen fünfstündigen Thal zu verfolgen, bis zu dem Badeort Ripoldsau. Dies Thal enthält nur ein Dorf außer Wolfach, und unterhält sehr; seine Häuser gehen längst des ganzen fünfstündigen Weges so, daß Niemand hier ein einsames Plätzchen zum Ruhen findet; die Spazierfahrenden im Thal finden hier ihren Ausflug, und im Thal der See decken Berge die andere Seitee, rechts der Knieb is. Dieses Bad Ripoldsau war sonst Fürstenbergisch und gehörte nach Donauschingen, aber jetzt ist es unter badischer Hoheit. Die Markgrafen Wilhelm und Leopold waren da, der Großherzog, der es liebt, wurde erwartet. Alle Gebäude waren besetzt, das ganze benachbarte Rheinthal schien versammelt. Alles war nach dem Modell von Baden geformt, der Koch aus der Senne, auch der nämliche Preis. Nur wird eine Stunde früher gegessen. Eine große Allee von Schattenbäumen verkündet, daß dies Bad eine ältere Anstalt ist; das Brunnenhaus ist umringt mit Buden, die den Gästen immer Veranlassung geben, dahin zu gehen. Die Flaschen, worin das Wasser versandt wird, sind schmale Cylinder, damit der Geist nicht verfliege. Um vier Uhr wurde das Zeichen zum Wasserschenken für die Badegäste gegeben, Alle versammelten sich, den perlenden Nectar zu trincken; mir schmeckte das Wasser sehr gut. Im Tanzsaal sah heute die Gesellschaft mit Vergnügen den Thalmädchen des Seventhales zu, die ihren eigenen Tanz tanzten, mit den kurzen Röckchen und weißen Strümpfen; denn vorgestern eben war der größte Theil der Brunnen- und Badegesellschaft, mit Einschluß der Markgrafen, bei dem Sevenbauer im Seventhal zum Mittagsessen gewesen. Die Champagner Flaschen waren geflogen, bei dem so selten genossenen Vergnügen im Freien zu essen. Am Sonntage nach dem Mahl, kam der reiche Sevenbauer in seiner Barutsche im Bade Ripoldsau angefahren. Seine Frau und Tochter waren so geschmückt, daß man ihnen die Wohlhabenheit ansah; er fuhr selbst, und als er die Allee herabkam und schon beim Herunterspringen von den Brunnengästen, die bei ihm waren, begrüßt wurde, fragte jeder neu angekommene Fremde: wer ist das? — Der Charakter des Badeortes Ripoldsau war frei, ungebunden, gutmüthig und meistens deutsch, aber in den Bädern, die einige Stunden weiter unten am Knieb is in dem Lande was ehemals dem Herzog von Rohan gehörte, liegen, hörte ich meistens französisch reden, und die Haltung des Ganzen war mehr fremdartig, auch die Menschen, obgleich im badischen Lande, meistens aus Straßburg und dem Ueberrhein. Grießbach kann von Ripoldsau in zwei Stunden über einen ungeheuern Berg, der das ganze Rheinthal mit Straßburg und seinen hervorragenden Münster sehen läßt, erreicht werden. (Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch-Literatur

Wir zeigen hierdurch vorläufig an, daß das beliebte Taschenbuch Urania auf das Jahr 1823 fertig geworden ist; da über dasselbe in diesen Blättern nächstens ein umständlicher Bericht wird gegeben werden, so beschränken wir uns hier auf die bloße Angabe des Inhaltes und der Kupfer.

Inhalt:

Kupfer und ihre Erklärung.

I. Sabina an der Küste von Neapel. Von C. A. Böttiger.
II. Edelstein und Perle. Von Friedrich Rückert.
III. Florentin. Novelle von Friedrich Mosengeil.
IV. Selbstgespräche. Sonettenkranz von K. Streckfuß.
V. Wanderlieder von Wilhelm Müller. Die Winterreise in 12 Liedern.
VI. Der Gefangene. Novelle des Montemayor von Otto Freiherr von der Malsburg.
VII. Gedichte von Gustav Schwab.
VIII. Rosen und Lilien. Erzählung von Gustav Schilling.
IX. Lieder von Friedrich Rückert.
X. Die Eroberung von Constantinopel im J. 1204. Von Friedrich von Raumer.
XI. Ländliche Lieder. Von Wilhelm Müller
XII. Fragmente aus Casanova's handschriftlichen Memoiren. Von Wilhelm von Schütz.
1. Casanova in London.
2. Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig.
XIII. Sonette vom Grafen von Platen.

Die Kupfer bestehen diesmal:

1. In Böttiger's Bildniß nach Vogel von Schwerdgeburth gestochen.
2. In sechs Darstellungen aus Shakspeare's König Lear, Othello, Macbeth nach Opiz von Adam, Leclerc, Goupé und Delvaux in Paris.

Der Preis dieses Taschenbuchs ist 2 Thlr. 6 Gr. und auf Velinp. in größerem Formate mit Kupferabdrücken vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr. Böttiger's Bildniß in den besten Abdrücken in gr. 4. kostet 20 Gr.

Bis Ende October können alle deutsche Buchhandlungen mit Exemplaren versehen seyn.

Leipzig, Ende September 1822.

Buchhandlung Brockhaus.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 225.

30. September 1822.

Stimme aus England für die Griechen.

Endlich vernimmt Europa eine Stimme der christlichen Nächstenliebe für die unglücklichen Söhne Griechenlands aus einem Eiland, welches von jeher bekannt war durch seinen hochherzigen Weltbürgersinn.

Die Liebe aber ist thätig; und eben unter den Britten hat sich der christliche Gemeingeist für das allgemeine Wohl sonst immer thätig bewiesen. Wird dies auch jetzt der Fall seyn? Die Gelegenheit dazu ist da. Der Aufforderungen kommen täglich mehr. Das Unglück der Scioten hat den Britten endlich das Auge aufgerissen; der Nothschrei von hunderttausend Schlachtopfern ist ihnen in das Herz gedrungen. Ein achtbarer Mann, der vor Kurzem eine der lehrreichsten Reisebeschreibungen über jene, der Sclaverei und dem Tode geweihten Völker Griechenlands und Albaniens, herausgegeben hat, der wahrhaft würdige T. S. Hughes (Author of the Travels in Sicily, Greece and Albania) schrieb am 9. Julius 1822, zu Great-Yarmouth, wo er jetzt sich aufhält, einen Aufruf oder eine Zuschrift an das brittische Volk in der Sache der Griechen, veranlaßt durch die letzten unmenschlichen Mezzeleien auf der Insel Scio.

An Address to the People of England in the Cause of the Greeks, occasioned by the late inhuman Massacres in the Isle of Scio etc. London. 1822. 44 S. 8.

Sein Hauptzweck ist, unter den großmüthigen Bewohnern Großbritanniens, welche er die first-born sons of modern liberty nennt, eine Unterzeichnung zur Unterstützung der unglücklichen Griechen zu Stande zu bringen. Der Ertrag seiner Schrift soll diesem Zweck gewidmet seyn.

Er bezieht sich auf die bekannten Debatten im brittischen Unterhause am 29. Junius, wo Mr. W. Smith den Markis von Londonderry fragte, ob denn wirklich fünfundachtzig Geiseln der Scioten in Constantinopel hingerichtet und darunter sechs Personen lebendig gespießt worden wären, aus keinem andern Grunde, als weil sie für ihre Landsleute, die Scioten, Bürgschaft geleistet hätten? Diese entsetzliche Thatsache konnte nicht geleugnet werden.

Hughes fährt hierauf so fort: „Ich weiß wohl, daß die Cabinets-Politik nur auf das bedacht ist, was sie Gleichgewicht und den Frieden von Europa nennt, daß sie also die Fortdauer einer treulosen Regierung in Schutz nimmt, und das Bündniß mit planmäßigen Mördern aufrecht erhalten will, mit Barbaren, die den abscheulichsten Lastern ergeben und erklärte Feinde des christlichen Glaubens sind."

— „Ich weiß, daß türkische Festungen durch englische Schiffe mit Lebensmitteln und Geschützvorrath versehen worden sind; daß englische Officiere bei der türkischen Marine und Artillerie dienen, daß auf den ionischen Inseln alle Pflichten der Gastfreundschaft gegen die unglücklichen Griechen verletzt werden, — darum fühle ich, wenn ich noch länger schweige, würde ich ein Verräther seyn an mir selbst, ein Verräther an meinem Vaterlande, an der Menschheit und an meinem Gott!"

Nun entwirft der Verf. von der Barbarei und Lasterhaftigkeit der fanatischen Türken, die er aus eigner Anschauung kennt, ein schauderhaftes Bild. Er beruft sich auf das Zeugniß seines Freundes Pouqueville, auf Walpole, Chateaubriand u. s. w., und führt Thatsachen an, die das Herz mit Jammer und Abscheu erfüllen. Dann schildert er den Zustand der Griechen, wie er ihn gesehen hat, — ein entsetzliches Nachtstück! Nun prüft er die Beweggründe, welche christliche Staaten bewegen können, die türkische Macht zu begünstigen. Es könne nicht die Besorgniß wegen Rußlands Vergrößerung seyn: denn früher oder später werde doch der in sich selbst wankende Coloß der Pforte zusammenstürzen. Sey es also nicht besser für das Gleichgewicht, wenn ein unabhängiger griechischer Staat in die Stelle der Pforte einträte, als wenn jene Trümmer dennoch zuletzt eine Beute der Nachbarstaaten würden und dadurch zu einem europäischen Kriege Anlaß gäben?

Aber der Handelsgeiz — fährt der Verf. fort — widersetzt sich der Unabhängigkeit der Griechen. Mit den plumpen, trägen, unwissenden Türken handle sichs viel leichter und vortheilhafter! Eine thätige und aufgeklärte Nation bewillige nicht die ausschließenden Privilegien, welche man von der Pforte erlange! — Als ob ein Land, das immer tiefer im Wohlstande sinkt, und eine dem Seewesen ganz entfremdete Nation von Barbaren dem Völkerverkehr größere Vortheile darböte, als ein geistvolles und civilisirtes Volk, welches alle Hülfsquellen seines Bodens aufsucht!

Die Fahne des Kreuzes, fragt unser Verf., gegen den Halbmond erhoben, nennt ihr ein Feldzeichen der Empörung gegen die Legitimität? „Gütiger Himmel! darf denn dieser Charakter so sehr misverstanden und einem tyrannischen Despotismus beigelegt werden?" — Nichts als Schrecken fesselte die Griechen an den Thron

§ 3. Absatz 2 wird gestrichen.

§ 4. Absatz 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Gebühr für die Ausstellung eines Ausweises beträgt 10 Deutsche Mark.

§ 5. Absatz 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Gebühr für die Ausstellung eines Ausweises beträgt 10 Deutsche Mark.

§ 6. Absatz 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Gebühr für die Ausstellung eines Ausweises beträgt 10 Deutsche Mark.

§

thal iſt noch ein Bad gelegen, das Erlsbad. Nicht weit von dem Wege Stock, worauf man lieſt: Chemin pour le monument de Turenne. Wir folgten ihm und fanden das alte, welches der Herzog von Rohan gleich nach der Schlacht ſetzen ließ, als noch dieſe Länder ſein Eigenthum waren, durch ein neues erſetzt, welches unter den General Moreau Turenne geſetzt war. Neben dem Monument, auf der Mitte eines mit Raſenteppig gefaßten Thränenweiden-Plazes, ſteht ein Dreieck, das den Punct bezeichnet, wo der Held gefallen iſt. Gleich daneben ſteht der ehrwürdige Eichenſtamm, an welchen er, wie er die tödtliche Wunde erhielt, gelehnt wurde. Dieſer iſt mit einem Viereck von Holzſtaketen umgeben. Eine rührende Sorge für das Andenken an einen großen Mann, deſſen eigentliches Begräbniß und einfaches Monument ich in der Kirche aux invalides in Paris bewunderte. In Achern wurde ſein übriger Körper begraben. Das: Ici fut tué Turenne auf dem Dreieck iſt ſehr bezeichnend, nur unbegreiflich unkundig das Deutſche: Hier wurden vertödtet Turenius. Unter unſre letzten Badebeſuche in dieſem ſchönen Jahre, das uns die Schweiz ſo zeigte, wie es kein Engländer mit ſeinem Golde kaufen kann, gehörte Baden, welches auch, wenn man aus der großen Natur der Schweiz kommt, einen ſehr vortheilhaften Eindruck macht. Ich ſah es von einer neuen Seite, von Steinbach aus über den Berg und das Kloſter, nicht herunter nach Lichtenthal, aber gerade dem ganzen Ort Baden gegenüber. Da es ſeit einigen Jahren ſo ſehr vergrößert und verſchönert iſt, ſo macht es mit ſeiner üppigen Vegetation, ſeiner alten Burg, einen ſehr angenehmen Eindruck, in der Anſicht von dieſer Seite. Das ſchönſte Abendroth leuchtete zu dieſer glanzvollen Scene, in der Allee wandelten die Geſtalten, andere kamen aus den Zugängen der Anlagen. Das nah gelegene Komödienhaus bringt einen Zuſaz von Leben in die Allee, ſelbſt das Hinein- und Herausgehen wird für die Zuſchauer in der Allee ein Schauſpiel. Auch der Bau des neuen großen Tanzſaals gewährt eine Unterhaltung. Der badiſche Hof iſt ein beträchtliches Gebäude, in dem alle Bedürfniſſe des Bades vereinigt ſind. Um ein Uhr zieht der größte Theil der Wandelnden in der Allee durch die Anlagen, um ſich dorthin zur Tafel zu begeben. Es wird in der Allee größtentheils Franzöſiſch geredet, daher war es mir doppelt angenehm den König von Baiern Deutſch ſprechen zu hören. Er liebt dies Bad und beſucht es ſchon mehrere Jahre. Ganz einfach im grünen Rock erſchien er am Morgen um eilf Uhr in der Allee, ohne Jemand zu ſtören. Er führte zwei wohlgewachſene, ſich völlig ähnlich ſehende Prinzeſſinen, die auch völlig gleich gekleidet waren. Am Nachmittag fuhr er nach Kloſter Lichtenthal. Dieſes Kloſter war früher mit Nonnen beſezt, die alle männliche Inſtrumente ſpielten, gleich wie in der größten Capelle. Als ich das lezte Mal in Baden weilte, hörte ich dieſelben noch eine Meſſe aufführen, und wie froh war ich; ich hätte es jezt nicht mehr gekennt; verſtummt ſind die Geſänge, es wohnt jezt ein Wirth im Kloſter. Am Morgen verſammelt ſich Alles in dem antiken Tempel, wo die römiſchen Alterthümer bewahrt werden. Inſchriften werden auf den Bergen und in der Umgegend gefunden, auch ein kleiner Merkur der auf dem bei Baden ſich befindenden Merkurienberge gefunden wurde; dieſer Berg erſtreckt ſich bis Gernsbach, zwei Stunden davon in dem bekannten Thale der Murz. Außer dem badiſchen Mineralwaſſer kann man auch gemachtes Carlsbader bekommen; nach dem Trinken und Baden wird die Allee beſucht, an deren Ende man ein Caffeehaus findet, welches das Frühſtück in die Allee liefert. Mir war es angenehm die Probe des Oberen in dem, an der Allee gelegenen Komödienhauſe zu hören, der den Abend gegeben wurde. Es kommen die Zeitungen, die Badeliſten. Dieſe leztern ſollten auf kleinen Blättchen herauskommen, damit man ſie um ſo öfters haben könnte. Gegen eilf Uhr kommt Alles in die Allee; in dem Salon hinter dem Caffeehauſe beginnt das beliebte Rouletto und Rouge et Noir, welches ſo viel Mitſpieler als Zuſchauer und Zuſchauerinnen hat. Nachmittags hört man eine gute Muſik von blaſenden Inſtrumenten in der Allee. Nichts ging über das Quatuor, welches mit vieler Zartheit und Präciſion Abends ſpät vorgetragen wurde. Ich hörte es ſeyen Juden von Straßburg, die nur in dem Gaſthauſe der Juden in Baden ſpielten. Abends wurden wieder Hazardſpiele bis neun Uhr geſpielt. Bei dem ſchönen Wetter zerſtreute ſich Alles in die herrliche Umgebung. In Gernsbach wird zuweilen das Mittagseſſen beſtellt, um den Anfang des Murgthals, die Burg Oberſtein und die Tellscapelle zu ihren Füßen zu ſehen. Nah dabei liegt ein großes Badehaus, dem nur ein Wirth fehlt, der es gut einzurichten weiß; über die Berge von Gernsbach kann man auf einem romantiſchen Wege nach Pforzheim kommen, über die alten Klöſter Herrnalp und Frauenalp. Schöne Felſen liegen in dem Thal. In Neuſalz hat man eine ungemein hohe Ausſicht auf das ganze Rheinthal bis auf die Höhen hinter Heidelberg, den durlacher Thurm ſieht man genau. Einige Stunden von da und Pforzheim liegt das Wildbad, welches ſeinen Namen von ſeiner Lage hat. Es hat die beſondere Eigenſchaft der Temperatur ſeines Waſſers. Es braucht weder geheizt zu werden, noch zu ſtehen, um ſich abzukühlen. Dieſes Jahr war es beſonders beſucht, da das Jahr ſehr trocken iſt, und das Wildbad als etwas tiefliegend ſich nur für ein ſolches gut ſchickt. Unter den merkwürdigſten Schweizerbädern muß ich noch der von Iverdun am Neuſchatellerſee erwähnen. Ihre Lage iſt angenehm, und obgleich dieſe Anſtalt neu, ſo findet man doch, daß die alten Römer ſchon Bäder hier angelegt hatten. Dr. Kaiſer, Lehrer in dem Inſtitute Peſtalozzi's, begleitete uns auf die Wieſe, wo durch neueres Graben viele dieſer alten Anlagen zu Tage gefördert wurden. Auch Theile gehauener Steine von Säulen und architektoniſchen Ueberreſten findet man daſelbſt. Aber ich habe den Namen des Menſchenfreundes Peſtalozzi genannt. Wer kann es, ohne von ihm zu reden! Seit ich ihn im Jahr 1803 auf einer ähnlichen Familienreiſe in Paris beſuchte, wo er mit unter den Schweizer-Deputirten war, dacht' ich ihn mir ſehr gealtert, er iſt aber noch jung genug, um ſich nach ſo vielem Wandel des Schickſals, ſich ſeiner Erziehung zu freuen, und ſein Inſtitut wachſen und gedeihen zu ſehen. Seinen Sohn verlor er früh; und ſo haben Sie, ſagte er uns, mehr als ich von Erziehung aufzuweiſen, aber ſein Enkel war eben bei Aarau, um ein neues Local für das Inſtitut zu errichten, auf einem Landgute Peſtalozzi's. Seine Schriften ſetzten ihn in den Stand, dies zu thun; denn ſeine Erziehung war nie Speculation, er arbeitete um gute Menſchen und ganz hauptſächlich, um Lehrer zu bilden. Ich weiß, ſagte er mir, daß die gute häusliche Erziehung die beſte iſt, ich will es ja nur den Müttern erleichtern. Viele Engländer bildete er, die nun nach ſeiner Methode in England lehren. Seine Armenſchule, die nur durch den Tiſch von den andern unterſchieden iſt — im Lernen verkennt man die Armen nicht, zu allgemeinen Vergnügungen werden ſie zugezogen — ſeine Armenſchule iſt von einigen Mitgliedern gebildet, die die engliſche Nation ihm zur Bildung für den Lehrſtand ſchickte. Viele engliſche Familien wohnen hier in Iverdun oder den nahe gelegenen Landhäuſern, um ihre Kinder unter ihren Augen von Peſtalozzi erziehen zu laſſen. Sie erkennen das einzig Unſpeculative, Unintereſſirte im Geiſte der Peſtalozziſchen Erziehungsanſtalt, und hängen ganz mit Liebe an ihm. Nous aimons tous le vénérable Pestalozzi, ſchrieb die edle Bewohnerin von Champitat am Neuſchatellerſee, die drei ihrer Kinder täglich in die Anſtalt ſendet, und die ich oft des Morgens ſelbſt mit ihrem Gemahl da traf. Dieſe häuslich fromme Familie, die lange in der großen Welt, in Malta, America, Paris, in allen Verbindungen gelebt hatte, freute ſich jezt, hier ſo ganz ſtill und frei der Erziehung leben zu können. Peſtalozzi weiß wohl, daß durch das Bilden der Lehrer, er die Engländer, die nun

Google

die Lehrart in ihrem Lande verbreitet wissen, verliert, dadurch, daß sie zurückgehen. Er aber arbeitet nicht für sich, sondern für das Ganze. Er besitzt einen Schatz von trefflichen Lehrern; Schmitt, sein Zögling, der als echter Naturmensch einmal öffentlich gegen die Erziehung in Instituten auftrat, hilft ihm jetzt Lehrer bilden, und Schüler auf die Ihnen am besten bekannte Methode. Zwei der Schwestern dieses trefflichen Naturkopfs unterstützten Pestalozzi in Allem, was er hervorbringen wollte. Auch der weibliche Theil der Erziehung, der ganz vom männlichen getrennt ist, gewinnt bei diesem Wesen voll Zartheit und Gediegenheit, die dem Ganzen auch das im Äußern verleihen, was der weiblichen Hand oft mehr als der männlichen gelingt. 104.

Assunto primo della scienza del diritto naturale, par J. D. Romagnosi. (Mailand 1820. 1. B. 8.)

Der Verf. beginnt sein Werk mit einer Definition des natürlichen Rechtes, das er unter den drei Gesichtspuncten der Wissenschaft, des Gesetzes und des angeborenen Rechtes betrachtet. Die Begründung dieses Rechtes sucht er aber wieder in der Natur selbst und in der Religion, worauf er dann die Bedingtheit und Unwandelbarkeit der natürlichen Gesetze erklärt und zeigt, welchen Sinn man diesem Ausspruche zu geben hat.

Weiterhin, wo er die Staatsverfassungen in ihren Beziehungen zu dem Naturrechte betrachtet, werden mehrere interessante Fragen von ihm verhandelt. Ackerbau, Handel, öffentliche Erziehung und Unterricht, politische Lage der Staaten untereinander, werden nach und nach von ihm unter dem gegebenen Gesichtspuncte betrachtet, und alsdann den Begriffen von Unabhängigkeit, Freiheit, Gesetzlichkeit, Wahrhaftigkeit und Schicklichkeit in Bezug auf das natürliche Recht, eigene Abschnitte gewidmet; endlich aber auf die Gründung der positiven Gesetzgebung kommend, zeigt er ihren nothwendigen Zusammenhang mit dem Naturgesetz, die Bedingungen, welche sie erfüllen muß, um im Einklange mit der Vernunft zu stehen; die Grenzen, welche der Gesetzgeber nicht zu überschreiten wagen darf, will er anders nicht Unrecht statt Recht auf den Thron des Rechts erheben, und die Gegenstände über welche sich überhaupt rechtmäßig die positive Gesetzgebung erstrecken kann.

Man wird hieraus sehen, welchen weiten und umfassenden Plan sich der Verf. entwarf, und wie viele wichtige Gegenstände hier zur Behandlung kommen, und nach Lesung des Werkes um so mehr in den meisten Puncten mit ihm übereinstimmen, da seine Urtheile und Absichten rein und gesund sind, und überhaupt von einem Standpuncte ausgehen, der der Höhe, auf welcher die Wissenschaft steht, angemessen ist.

Weniger ansprechend dürfte im Ganzen die Form seyn, welche Hr. R. zu seinen Erklärungen wählte. Statt die analytische Methode einzuschlagen, hat er sich die synthetische erkoren, die nur zu oft den Leser zwingt, gleichsam auf seine Schritte wieder zurückzugehen, um endlich, nach einem mühsamen Kreislauf, zum Ziele zu gelangen; auch ist das häufige Vorkommen scholastischer Ausdrücke und Wendungen nicht geeignet, dem Ganzen Reiz zu geben.

Eine andere Aufstellung dürfte das Mißverstehen von Rousseau in dessen Contract social seyn. Bekanntlich setzte der genfer Philosoph das ganze Wesen des Contract social in die einzige Grundlehre: daß die Entäußerung jedes Einzelnen von allen Particularrechten zum Besten des Ganzen, die Grundlage der allgemeinen Rechte sey, und unser Verf. meint hingegen, daß dies ein Eingriff in die unverletzlichen Naturrechte wäre, und daß es Rechte des Einzelnen von so heiliger Art gäbe, daß nimmer ein Staat, ohne ungerecht zu werden, die Entäußerung derselben begehren könne.

So wahr und unbestreitbar dies ist, so wenig paßt es jedoch als Widerlegung gegen den von Rousseau ausgesprochenen und von Hr. R. offenbar misverstandenen Satz, wie der Verf. ohne Zweifel selbst würde gefunden haben, hätte er sich die Mühe genommen, im Contract social nur einige Stellen weiter zu lesen, wo ausdrücklich steht: „Outre la personne publique, nous avont à considérer (im Staate nämlich) les personnes privées qui la composent et dont la vie et la liberté sont *naturellement indépendantes* d'elle (de la communauté). Il s'agit donc de bien distinguer les *droits respectifs* du citoyen et du souverain, et les devoirs qu'ont à remplir les premiers, en qualité de sujets, *du droit naturel dont ils doivent jouir en qualité d'hommes*. Uns dünkt, daß diese Stelle eine hinreichende Erklärung des ersten Satzes gibt, und daß man demnach ohne Unrecht den scharfsinnigen Genfer nicht beschuldigen kann, das natürliche Recht jedes Einzelnen durch jene Aufstellung beleidigt zu haben, die in Wahrheit Alles enthält, was eine gesunde Gesetzgebung bezwecken und feststellen soll.

92.

Neueste Erzählungen von Aloys Schreiber. 2 Bändchen. Stuttgart 1822.

(Vergl. eine andere Rec. in Nr. 217.)

Die Erzählungen des ersten Bändchens führen insgesammt in das Mittelalter zurück. Zum Glück wird das Ritterthum keineswegs in so poetischen Glanz gestellt, wie es neuerlich Sitte geworden ist. Dagegen hat es aber freilich der Verf. in seinen Darstellungen so wenig an ritterlichem Abschaume fehlen lassen, daß einem bisweilen bange werden möchte in der Gesellschaft eines so ruchlosen Gesindels.

Bei weitem mehr als dieses erste Bändchen, (worin der Mangel an Abwechselung im Gegenstande und Vortrage etwas Einförmigkeit hervorbringt, und der Ton mitunter an die Sprache der deutschen Ritterromane aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erinnert) hat uns das zweite angesprochen, in welchem für einen recht anmuthigen Wechsel gesorgt worden ist. Viel besser als das Alterthümliche, worin dem geschätzten Verf. der Dialog nicht selten zur bedenklichen Klippe wird, gelingen Hrn. S. die Schilderungen aus der jetzigen Welt im Heitern, wie im Ernsten. Vielleicht könnte man die Erzählung: Das Gelübde, die schwächste von allen nennen. Wenigstens verräth es doch ein allzugutmüthiges Ding von ritterlichem Gewissen, wenn der, sonst als wacker geschilderte, Ritter, welcher gelobt hat, seine Tochter dem Kloster zu widmen, sich durch die Amme überreden läßt, das Gelübde sey ungültig, weil jenes arme Schlachtopfer dasselbe schon als Kind, ein (wahrhaft kindliches) Gelübde gethan hat, dessen Erfüllung sich mit Annahme des Schleiers durchaus nicht vereinigen läßt. — Gerade wie diese Erzählung, mit welcher die ganze Sammlung beginnt, für die schwächste, so dürfte wohl die letzte des zweiten Bändchens: Der Bademonat, für die vorzüglichste zu achten seyn. Inhalt und Form, nebst einer Menge trefflicher Bemerkungen machen sie so anziehend, daß gewiß viele Leser mit uns wünschen werden, durch den Verf. auch von den künftigen Schicksalen der Hauptpersonen unterrichtet zu werden.

Bisweilen kommen Provinzialismen und seltsame Worte vor. So steht im ersten Theile S. 77: sie standen „verfelst," statt versteinert. Auch an Druckfehlern ist kein Mangel. Man findet z. B. S. 139 im zweiten Theile „ungeschüchtert" wo wahrscheinlich eingeschüchtert stehen soll, und weiter unten, auf derselben Seite, ein „entweder" welches auf sein „oder" vergebens wartet. 17.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

ed by Google

Literariſches
Converſations-Blatt.

No. 226

1. October 1822.

Politiſche Literatur.

1. The State of the nation at the commencement of the Year 1822. Considered under the four Departments of the finance, foreign relations, home department, colonies and board of trade etc. 6th. edit. With an Appendix Lond. 1822. 220 S. 8. *)
2. An Answer to the State of the nation at the commencement of the Year 1822. And the Declarations and conduct of his Majesty's Ministers fairly considered. *Pro grege, lege et rege.* Lond. 1822. 102 S. 8.

I.

Napoleon fing bekanntlich in den erſten Jahren ſeiner Regierung an, eine Art von öffentlicher Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung abzulegen und der berühmte Etat de la France à la fin de l'an VIII. (Paris. Oct. 1800) von Hauterive wurde in ganz Europa mit der Aufmerkſamkeit aufgenommen, welche ein ſo wichtiger Gegenſtand verdiente. Damals konnten darin, ſoviel Napoleons eigne Regierung betraf, faſt nur Verſprechungen gegeben werden, und wenn er von der einen Seite, in Anſehung kriegeriſchen Glanzes und äußerer Macht bei weitem mehr geleiſtet hat, als er verſprach, ſo iſt er auf der andern Seite, in Beziehung auf innere Beruhigung und feſte Gründung einer naturgemäßen Ordnung deſto mehr ſchuldig geblieben. In der Folge wurden dergleichen Ueberſichten dem geſetzgebenden Corps noch einigemal, wiewohl in ſehr abgekürzten Umriſſen, vorgelegt, zuletzt unterblieben auch dieſe, und Napoleon äußerte mehrmals unverholen, daß er als oberſter und einziger Repräſentant der Nation Niemanden als ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen habe.

In England hatten die Miniſter von Alters her (d. h. hauptſächlich ſeit der Revolution von 1688) faſt in jeder Parliamentsſitzung Gelegenheit genug, ſich öffentlich über die Grundſätze ihrer Verwaltung und deren Reſultate vernehmen zu laſſen. Die königliche Eröffnungsrede bezeichnet ſchon immer die wichtigſten Puncte der innern und äußern Staatsverhältniſſe und der Antrag, dieſelbe durch eine Dankadreſſe zu beantworten, iſt das Signal für die Oppoſition, alle Beſchwerden gegen das Miniſterium zur Sprache zu bringen. Allein Erläuterungen, welche bei dieſer und ſo manchem andern zufälligen Anlaſſe von den Miniſtern im Parliamente gegeben werden können, waren denſelben doch nicht genügend, und ſie haben es nöthig gefunden, eine zuſammenhängendere und umfaſſendere Darſtellung ihrer Verwaltung bekannt zu machen. Sie iſt, wie ſich aus der Zahl von 6 Auflagen ſchließen läßt, von der Nation mit großem Intereſſe aufgenommen worden; ſie hat wenigſtens eine directe Antwort veranlaßt, und es kann nicht fehlen, daß ſie nicht noch mehr beſprochen werden und manche Gegenrede darauf erfolge. An ihrem officiellen Charakter zweifelt Niemand; der Eingang ſpricht im Namen der Miniſter, obgleich der Verfaſſer im Fortgange auch zuweilen in den Ton eines dritten, rechfertigenden und lobenden Freundes fällt. Sie bleibt daher immer eines der merkwürdigſten Actenſtücke der neuern Zeit, um ſo merkwürdiger als nun derjenige, welchen man für die Seele des Miniſteriums, für den Leiter der engliſchen Politik hielt, eben als er einer neuen ungemein wichtigen Monarchenverſammlung beiwohnen ſollte, auf eine eben ſo traurige als noch unerklärte Weiſe freiwillig vom Schauplatze abgetreten iſt.

Wer irgend die neuere europäiſche Politik im Auge behalten will, kann dieſe Schrift nicht ungeleſen laſſen. Sie berührt nicht blos Englands innere Verhältniſſe, obſchon auch dieſe mit dem Wohl aller andern Länder von europäiſcher Cultur in vielfachem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen, ſondern ſie verbreitet ſich auch über die Grundſätze des allgemeinen Staats- und Völkerrechts, über die Geſtaltung der großen europäiſchen Völkerfamilie (auch eine jener napoleoniſchen Ideen, deren Wahrheit und praktiſche Wichtigkeit immer heller hervortritt), über die Urſachen der allgemeinen innern Unruhe, welche man wahrzunehmen glaubt, und über die dagegen anzuwendenden Heilmittel, alſo alles Gegenſtände, welche für uns alle, für den Bürger des kleinſten deutſchen oder italieniſchen Staats, wie für den Engländer und Franzoſen ein unmittelbares Intereſſe haben. Eben darum aber auch Gegenſtände, über welche das öffentliche Urtheil ſich nicht auf die Grenzen Englands beſchränkt, ſondern welche größtentheils der geſammten Menſchheit angehören, und deren poſitive Beſtimmung in der That ſchon eine bedeutende Annäherung der völkerrechtlichen Verhältniſſe zu einem Weltſtaat vorausſetzen würde. Dieſes allgemeine Intereſſe der vor-

*) Man vergleiche einen frühern Artikel in dieſen Blättern in No. 120.

liegenden Schrift hat sich auch durch ihre Uebertragung ins Französische und Deutsche bereits bewährt, und wir dürfen ihren Inhalt bei den meisten unserer Leser als bekannt voraussetzen. Desto nothwendiger wird aber eine gründliche Prüfung derselben und man darf wohl im Voraus hinzusetzen, eine Berichtigung der vielen darin aufgestellten unrichtigen Ansichten. Vollständig würde eine solche die Bestimmung und den Raum dieser Blätter bei weitem übersteigen; die wichtigsten Puncte zu bezeichnen, die Gegengründe mehr anzudeuten als auszuführen: ist alles was Ref. hier unternehmen darf.

Es wird nicht an Leuten fehlen, welche auch dies Unternehmen schon im voraus als vermessen verdammen. Ein englisches Ministerium und ein einfacher deutscher Gelehrter, welche ungleiche Partie. Jenes, das Schicksal einer halben Welt und einer Reihe kommender Geschlechter in seinen Händen haltend, unterrichtet von den Gesinnungen der Mächtigen wie von dem Thun und Treiben der Gehorchenden, die wahren Bedürfnisse der Völker von dem höchsten Standpuncte übersehend und wägend, erleuchtet nicht nur durch die eigene Erfahrung eines Genuß- und Thatenreichen Lebens und Wirkens, sondern auch durch alles was die Nation von Talenten und Kenntnissen aufzuweisen hat: dieser, beschränkt mit seinem Wissen und Thun auf den kleinen Kreis, welchen die Studirlampe zu erhellen vermag; verwiesen von dem reichen großen Markt des Lebens auf den dürren Boden falscher und unfruchtbarer Theorie; spielend mit leeren Worten und erträumten Idealen, wie die Kinder mit bleiernen Soldaten anstatt der lebendigen Heere, welche jenes in Bewegung setzt! — Und dennoch! — Der alte Streit zwischen Praxis und Theorie ist keineswegs zu Gunsten der Ersten entschieden; der Widerwille, mit welchem die Letzte zuweilen behandelt wird, ist vielmehr ein Anerkenntniß ihrer Wichtigkeit. Es ist nicht das Leben, welches die Schule beherrscht, wohl aber dringt die Schule mit ihren Lehren langsam doch sicher in das Leben ein, und dieses ist für die Wahrheit nur Probe, nicht Quelle. Die Höhe des Standpunctes, die Weite des Gesichtskreises hindern die Klarheit des Erkennens, die Nebel vorgefaßter Meinungen verwirren den Blick. Das sicherste Urtheil wird nur durch das Beschränken auf das Unveränderliche, auf das einzig Nothwendige gewonnen, und dies unverrückte Festhalten des Zieles gelingt nur dem, welcher aus dem Reiche der Ideen seinen Compaß entlehnt. Die Theorie allein ist es, nicht die Empirie des Weltmannes, welche die Gebrechen der Zeit verstehen und heilen lehrt.

Die Eintheilungen, nach welchen das Ministerium sich über den Zustand des Volkes verbreitet, haben etwas unbequemes, weil sie von keinem richtigen Theilungsgrunde ausgehen, und keine wahre Absonderung der Gegenstände gewähren. Die auswärtigen Angelegenheiten stehen mit Colonien und Handel von der einen Seite, mit den Finanzen durch Subsidien und eignes Kriegswesen von der andern Seite in so genauer Verbindung, daß immer eins in das andere übergreift. Allein man hat auch keine schulgerechte Trennung beabsichtigt, sondern es sind die eines Departements des englischen Ministeriums, welche nach einander ihre Rechenschaft ablegen. Nach der frühern (aber seit dem Ministerium des Marquis von Londonderry veränderten) Observanz, welche den Kanzler der Schatzkammer, als den eigentlichen Führer des Ministeriums betrachtete, macht der Finanz-Minister, Nicholas Vansittart den Anfang; dann folgt der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis Londonderry; auf ihn Sir Robert Peel, welcher den bejahrten Viscount Sidmouth seit kurzem im Polizei-Ministerium (als Staats-Secretair im Departement des Innern) ersetzt hat, und den Beschluß macht Graf Bathurst als Staats-Secretair für Colonien und Handel; dies wird selbst im Vorwort als Grund der Abtheilungen angegeben, nnd dabei die Geschäftskreise der vier Minister folgendermaßen beschrieben. „Das Finanz-Ministerium (bestehend aus dem Ersten Lord der Schatz-Commissien, und dem Kanzler der Exchequer) hat für Erhaltung und gehörige Verwendung der öffentlichen Einkünfte, und für die Integrität aller jener Quellen, der Schiffahrt, des Handels, der Manufacturen, des inländischen Verkehrs und Gewerbfleißes, aus welchen diese Einkünfte herfließen, zu sorgen; es hat zugleich in Verbindung mit den besondern Behörden, welche dazu bestellt sind, die Kriegsmacht des Reiches zu Wasser und zu Lande, und die Verwaltung aller Schiffswerfte, Zeughäuser, der Artillerie u. s. w. unter sich. Dem Minister des Innern liegt die Sorge ob, den öffentlichen Frieden zu erhalten und die Gesetze in Beziehung auf die innere Ordnung und Ruhe zu handhaben. Die Geschäftskreise der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Colonien werden durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet." — Von diesen führen die drei letzten den Namen der Staatssecretairs. Bis auf Heinrich VIII. war nur Einer, dann wurden zwei ernannt, einer für die nördlichen Länder, der andere für den Süden; die innern Angelegenheiten besorgten sie, wie sie zufällig dem einen oder dem andern in die Hand kamen. Unter Jacob I. kam ein Staatssecretair für die schottischen Sachen hinzu, welcher nach der Union (1707) wieder wegfiel. Dagegen wurde ein Staatssecretariat für die Colonien errichtet, aber nach dem americanischen Kriege (1783) wieder eingezogen. Im letzten Kriege wurde ein eigener Minister für den Krieg bestellt, welcher nun das Departement der Colonien hat. Dazu gehört aber Ostindien nicht, dessen Angelegenheiten bekanntlich durch ein Directorium der Compagnie, und in so weit die Regierung daran Antheil nimmt, durch ein im J. 1784 errichtetes Collegium, Board of Controul, besorgt werden. Von den Geschäften eines Justiz-Ministers hat das meiste der Staats-Secretair für das Innere, nur einen kleinen Theil der Lord Groß-Kanzler zu besorgen.

Ueber den Zweck der Schrift erklären sich die

Digitized by Google

Minister im Eingange mit folgenden trefflichen Worten: „Die Minister eines freien und hochherzigen Volkes können nicht umhin, den Werth eines öffentlichen Charakters gehörig zu erkennen. Sie wissen, daß ein guter Name in dem öffentlichen noch mehr als im Privatleben zur vollen und wirksamen Erfüllung der Pflicht unentbehrlich ist; daß das persönliche Ansehen vom Charakter abhängt, und die Grundlage der Amtsgewalt ist; daß eine auf persönliches Vertrauen gegründete Gewalt ihre Wirksamkeit dahin erstreckt, wohin die Macht des bloßen Gesetzes und des positiven Zwanges nicht reicht; daß der gute Wille (freie Gehorsam) der Völker in allen Zeitaltern das beste Mittel einer kräftigen Staatsregierung gewesen ist. Daher müssen natürlich die Minister für sich, und ihre Freunde für sie, wünschen, in der öffentlichen Meinung wohl angeschrieben zu seyn. Sie wünschen es für sich und für das Land. Für sich müssen sie sich bewußt seyn, daß sie durch gewissenhafte und wirksame Erfüllung ihrer Pflichten das Vertrauen des Volkes verdienen; zum Wohl des Landes müssen sie wünschen, und wünschen es sehnlichst, daß ein allgemeiner Eifer für das öffentliche Wohl und eine allgemeine Ueberzeugung, daß die Regierung keinen andern Zweck als dasselbe habe, eine solche Eintracht des Strebens zwischen Regierenden und Regierten hervorbringen möge, wodurch die Gesinnungen die Wirksamkeit und die Kraft der Gesetze erhalten, und solche Verordnungen, welche in Zeiten der Unruhe zu Erhaltung der öffentlichen Ordnung nothwendig werden, von selbst wieder außer Gebrauch kommen."

So wahr alles dieses ist, so zieht sich doch ein Grundton durch die ganze Schrift, welcher der Grundton der ganzen neuern Politik, aber auch die Quelle aller Spannungen und aller Mißverständnisse in unsern bürgerlichen Verhältnissen ist. Es ist der Glaube an einen Hang der Völker zur Zügellosigkeit, welcher von eigennützigen Menschen auf eine künstliche Weise geweckt werde, durch Gewalt und Schrecken unterdrückt werden könne und müsse. Jenem Hange oder diesem Glauben, welcher im Anfange der französischen Revolution hauptsächlich durch die Auswanderer aus Frankreich in alle höhern Zirkel verbreitet wurde, verdankt Europa bis in das Jahr 1815 einen mehr als zwanzigjährigen Kampf gegen das neue Frankreich; ihm verdankt es die gewaltsame Umgestaltung so vieler Staatsverhältnisse; die ungeheure Vermehrung der Bedürfnisse und Schulden aller Staaten; einen Kriegsstand, welcher bei tiefem äußern Frieden noch im Innern aller Staaten fortdauert, und das Mark der Völker zu verzehren droht. England insbesondere verdankt diesem Glauben eine Vermehrung seiner Staatsschuld von 268 Millionen Pf. St. auf die ungeheure Masse von 960 Millionen; es verdankt ihm die reißende Steigerung des Mißverhältnisses zwischen übermäßigem Reichthum Weniger und einer Armuth des Volkes, welcher die ersten Bedürfnisse des physischen Daseyns fehlen; und es verdankt ihm, als Folge dieses Mißverhältnisses die Gefahren, womit eine Volksmasse, die nichts mehr zu verlieren hat, als ein elendes Leben, jede Verfassung und jede Regierung bedroht. Gesetzt nun, jener Glaube sey wirklich gegründet gewesen: so würden doch Mittel, welche das Uebel, welches man bekämpfen wollte, selbst zu erzeugen im Stande waren, immer verwerflich gewesen seyn, und da das Uebel nach dreißigjähriger Bekämpfung überall größer und unheilbringender erscheint als im Anfang, so ist schon diese Erscheinung allein hinreichend, gegen die Richtigkeit der Voraussetzung die stärksten Zweifel zu erregen. Diese Zweifel verdoppeln sich, je mehr man in das Einzelne der Sache eingeführt wird.

93.

(Wird fortgesetzt.)

Sydoniens Wittwenjahre. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Fanny Tarnow. 2 Theile. Leipzig. Rein'sche Buchhandlung.

Der Kampf des Mannes mit dem Schicksal, gleichviel wer Sieger bleibt, wird auch, wenn das Schicksal grell heidnisch als harte Willkür, der Mensch als sich dagegen trotzig auflehnend, genommen ist, tief ergreifen und tragisch erschüttern, ohne das Gefühl zu empören. Ganz anders ists, wenn eine Frau ihn besteht; der darf sich die Idee des unerbittlichen theilnahmlosen Fatums nicht unterschieben, sie muß, will sie unser Gemüth nicht verletzen, nie den Glauben an eine liebevoll waltende weise Vorsehung, die alles zum Besten lenkt, wenn es auch dem schwachen, irdischen Auge nicht so erscheint, aufgeben. Trotz gegen Herausfordern des Schicksals würde ihr die Krone vom Haupte reißen, sie unfehlbar ihrer schönsten und eigensten Tugend, der Weiblichkeit entkleiden, sie zu einem abstoßenden Mannweib umschaffen. Bei dem Weibe ist sittliche Würde von Frömmigkeit unzertrennlich, bei dem Manne läßt sich unter gewissen Bedingungen jene ohne diese denken. Darum zieht uns Sydonie in ihren Leiden so an, daß sie so rein weiblich, so ergeben und gläubig, und dagegen auch nicht eine überschwengliche Tugendheldin ist; sie empfindet bitter ihre geistigen und körperlichen Leiden, ja es erscheint ein Augenblick, wo der Trieb der Selbsterhaltung sich Herrschergewalt anmaßt, aber das Edle, die Liebe siegt, sie verliert niemals unsre Achtung und innigste Zuneigung, und scheucht durch übermenschliche Eigenschaften uns nicht von sich. Hart prüft sie das Geschick. Dem Gespielen ihrer Kindheit, dem Geliebten ihrer Jugend muß sie entsagen, um einem Mann ohne Adel der Seele, der nur schlau, aber nicht verständig ist, geopfert zu werden. Unverschuldete Armuth drückt sie im baldigen Wittwenstande, ihr eine um so schwerer lastende Bürde, als sie dadurch gezwungen ist, dem unschuldigen Kinde, ihrem Sohn, die Freuden seines Alters zu bereiten, ja ihm das Nothwendige zu verschaffen. Die Liebe zu ihrem ersten und einzigen Geliebten heischt von ihr, jeden Heirathsantrag abzulehnen, und Arthurn, ob gleich dieser vermählt ist, treu zu bleiben. Der angestrengteste Fleiß kann sie nicht gegen Mangel schützen; dabei erduldet sie die Pfeile der Verleumdung, und vor allen die, für einen zarten Sinn so empfindlichen Wunden, die pöbelhafte und boshaftige Gemeinheit schlägt. Den Trost der Freundschaft schmeckt sie nur tropfenweise, da ihr die Freundin selten zur Seite stehen kann. Ein räthselhafter Freund tritt vermittelnd ein, in dem Augenblick, wo die Noth aufs Höchste sich steigerte. Durch ihn, der verkleideten Gemahlin Arthurs, einer trefflichen Matrone, lösen sich sanft die Leiden der schwer Geprüften in Freuden; sie wird mit dem Geliebten vereinigt.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser verkappte Rosen etwas Romanteskes in seiner Handlungsweise hat, aber der edle großartige Charakter der Gräfin von Nordenschild versöhnt mit dieser Sonderbarkeit, und macht das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, das zweifelsohne in der französischen Urschrift viel stärker hervortritt. Bezeichnendere Züge, nicht sowohl der Nationalität, als des Typus, der in französischen Romanen für jugendliche, sentimentale Liebhaber angenommen ist, hat August, Sydoniens Verehrer, aufzuweisen, der in seiner Zärtlichkeit breite Redseligkeit befürchten läßt, aber es bleibt nur beim Anlauf dazu, im Original erscheint sie vermuthlich wirklich. Daß er's nicht möglich macht, Sydonien beizustehen, ohne ihr Zartgefühl zu verletzen, spricht nicht zum Lobe seines Erfindungsgeistes; er ist ein gutmüthiger, herzlicher, wohlgearteter Jüngling, der die Zuneigung einer so herrlichen Frau, wie Ottilie es ist, rechtfertigt; allein man sieht zu wenig von der Gegenliebe, es scheint seiner Seits nur ein bloßes Nachgeben gegen Sydonien, die seine Liebe für sie auf Ottilien übergetragen haben will, zu seyn, und die edle

Digitized by Google

Frau ist eines vollen Herzens werth. Der Kampf, der sie körperlich fast verzehrt, mit ihrer Neigung, die ihr bei ihren überaus strengen Begriffen von Pflicht, als unziemlich bedünkt, ist meisterhaft dargestellt, und in dieser einfachen Klarheit sicherlich allein das Verdienst der deutschen Verfasserin.

Der kleine Julius, Sydoniens Sohn, ist ein allerliebstes Kind, wirklich ein Kind, kein abgerichteter Musterknabe, wie sie auf der Bühne und in Romanen so häufig herumlaufen.

Arthur kömmt wenig vor, zeigt sich dann liebens- und achtenswerth. Nur daß er Sydonien, die der Vater einem ihr so unwürdigen Mann bestimmte, so schnell aufgibt, ist für einen so feurigen Liebhaber doch allzu besonnen, allzusehr über den Ehrenpunct die Leidenschaft hintansetzend.

Die Schattenseite des Charaktergemäldes, in den Personen des boshaften Wüstlings des Kammerherren, der gemeinen zudringlichen Klätscherin Müller, des plumpen Landjunkers und seinem Gelichter, der kalt vornehmen ceremoniösen Gräfin u. s. w., wird durch ihr lebendiges und wahres Colorit gleichsam zur Lichtseite. Es sind nur Gattungen, und doch meint man Portraits vor sich zu sehen. Dasselbe gilt auch von den Nebenpersonen auf der wirklichen Lichtseite, der Eberstein, dem Hofrath u. s. w. Letzterem schmollt man aber doch ein wenig, daß er nicht früher sich Sydoniens erinnerte, ihr hülfreich nahte. Sollte er in Zweifel über ihre Lage geblieben seyn, das läßt sich doch kaum denken?

Eingestreute Reflexionen zeugen auf das Vortheilhafteste von der Verf. tieferen Kenntniß des menschlichen, zumal des weiblichen Herzens, und von ihrem beschaulichen Geist, der dadurch, daß er das Besondere als einen Ausfluß des Allgemeinen betrachtet, es adelt, und es als der Reflexion würdig steigert.

Die Schreibart noch besonders erwähnen, hieße zweifeln, als könne Fanny Tarnow eine andere als meisterliche haben.

19.

Rundgemälde der Gegend von Dresden. Von W. A. Lindau. 2te verbesserte Auflage. Dresden 1822.

Das so schnelle Erscheinen einer 2ten Auflage dieses erst im Jahre 1820 herausgekommenen neuen Wegweisers durch das meißnische Gebirgsland, oder die sächs. Schweiz, das böhmische Grenzgebirge u. s. w. zeugt von der Theilnahme des Publicums an der sehr nützlichen Schrift. Bei der Sorgfalt, womit der rühmlich bekannte Verfasser in Ausarbeitung derselben zu Werke ging, Alles über seinen Gegenstand bereits Vorhandene treu benutzte und durch Untersuchungen an Ort und Stelle und manche mündlich ihm geschehene Mittheilung, theils viel interessantes Neue hinzufügte, theils das früher schon Bekannte, vervollständigte und berichtigte, war wohl solch ein Beifall mit allem Recht zu erwarten.

In der jetzigen neuen Gestalt hat sich dieses Buch einen noch weit größern Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Gebildeten erworben, da von Seiten des Hrn. L. sowohl als der Verlagshandlung Alles aufgeboten worden, ihm sehr wesentliche Vorzüge vor der ersten Auflage zu verschaffen. Hr. L. hat seinem Zwecke zu Liebe, eine neue Reise in das meißnische Hochland und mehrere Gegenden der Oberlausitz unternommen, auch in Folge derselben und sonstiger Erkundigungseinziehungen, überall die mit Geist und Einsicht nachhelfende und bessernde Hand bewiesen, zudem in der Vorrede zu dieser Auflage, manchen nützlichen Wink gegeben. Zur besondern Zierde des Buches dient die beigefügte neue, sehr schön gestochene Reisecharte von Lehmann und Becker, auch daß die zu demselben gehörigen 70 Kupferblätter, mahlerische An- und Aussichten, vom Professor Richter dargestellt, enthaltend, (welche übrigens beim Ankaufe des Werks nicht nothwendig mitgenommen werden müssen, und auch ohne dasselbe zu kaufen sind) weit vollendeter, als bei der ersten Ausgabe erscheinen. Das Buch, das mit der Charte nicht mehr als 1 Thlr. 16 Gr. kostet, ist für jeden, durch Dresden reisenden sowohl, als in dieser Stadt einheimischen Freund der Natur und Kunst, ein fast unentbehrliches Noth- und Hülfsbüchlein, und wird durch seine Vollständigkeit um so nützlicher, als darin Fingerzeige ertheilt werden, wie der Besuch der merkwürdigsten Puncte der Umgegend mit größter Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Zeitersparniß vorzunehmen ist.

Eine der angenehmsten Erinnerungen müssen jedem, der sich in den Umgebungen Dresdens des dortigen großen, landschaftlichen Reichthums erfreute, die 70 in Kupfer gestochenen Darstellungen in Quartformat gewähren, welche durch Richtigkeit und Geschmack in der künstlerischen Behandlung sich so sehr empfehlen und doch für den ganz geringen Preis von 5 Thlr. nebst Erklärung zu haben sind. —

Recht gut kolorirt kauft man diese Blätter in der Verlagshandlung, das Stück zu 8 Gr. — Das Ganze wäre auch zu einer recht freundlichen und geschmackvollen Zimmerverzierung anzuwenden.

Dieses Zweckes halber, würde es indessen noch weit bequemer für den Beschauer seyn, wenn unter jedem Blatte selbst, statt der auf die gebrauchte Erklärung hinweisenden Nummer, der Hauptgegenstand des Kupfers angezeigt wäre, damit man, auch ohne erst jene Erklärung zur Hand nehmen zu müssen, sich sogleich im Ganzen zurecht finden könnte. —

Uebrigens macht das auch für sich bestehende Rundgemälde nebenbei den 2ten Theil des im Jahre 1820 erschienenen Buches: Dresden und die Umgegend, von demselben Verfasser, aus; eine Topographie, welche nebst zugehörigem, sehr genauem Plane der Stadt, den Besuchern Dresdens durch die bestimmtesten Nachweisungen alles Merkwürdigen der, besonders in den Sommermonaten mit angesehenen Fremden sehr angefüllten Residenz zum sichern Leitfaden dienen und auch jedem Einheimischen in so manchem Falle große Erleichterung bieten kann.

Mit diesem ersten Theile sind ebenfalls 30 Quartkupferblätter von dem Professor Richter, nebst Erklärung verbunden.

17.

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt und solches vierteljährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 3 Jahrgänge oder 6 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819 und 1820 zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 1. October. F. A. Brockhaus, Eigenthümer und Redacteur.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 227.

2. October 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

2. Aurora.

Da dieses Taschenbuch zum ersten Male erscheint, so müssen wir den vollständigen Titel abschreiben. Er lautet: Aurora. Taschenbuch für 1823. Von F. Bernstein, G. Ch. Braun, de la Motte Fouqué, A. Gebauer, Haug, Theodor Hell, Franz Horn, Fr. Richter (NB. nicht Jean Paul Friedrich), Wilhelm Müller, K. Stille, der Verfasserin der Rolands Abenteuer, dem Verfasser von Wahl und Führung, Heinrich Voß und Andern. Mit Kupfern nach Gemälden berühmter Meister gestochen. Mannheim. In der Schwan- und Göhl'schen Buchhandlung.

Das Büchlein ist in eine rosenrothe Schale gehüllt, und zeigt uns auf dem Titelkupfer die Patronin, welche ihm den Namen gegeben hat, nach dem Freskogemälde im Palast Rospiglioſi in Rom gezeichnet. Diese streuet mit zwei vollen Händen Rosen über die Erde aus, und die Erklärung des Kupfers sagt: Wir wollen sie als Verkünderin des sicher nachfolgenden schönen Tages der Aufklärung der Menschheit einstweilen mit Freuden betrachten, und an ihren farbenduftenden Gaben uns erfreuen.

Dazu sprechen wir Amen! Denn es ist, Dank sey es den Krebskutschern, die den Wagen der Zeit lenken, jetzt wohl so weit gekommen, daß ein Recensent, ohne zu fürchten, für einen Nikolaiten gehalten zu werden, den Wunsch nach Aufklärung der Menschheit eben so offen äußern darf, wie ein Almanach-Kupfererklärer. Aber fragen müssen wir doch: Was soll und will alle diese coiffe Allegorie in einem Taschenbuche? — Will diese Duodezaurora uns den verkündigten Tag heraufführen? Oder auch nur einen neuen Tag am Himmel der Almanachsliteratur? — Alsdann kömmt sie mindestens zu spät, denn die Minerva hat gewiß ihre Lampe mitgebracht und schon ein künstliches Licht verbreitet, das den rosigen Morgenstrahlen der Aurora ihren Schein schwächen und verderben könnte, und die Liebe und Freundschaft mit ihren Fackeln folgen ihr auch auf den Fersen.

Lassen wir aber das Allegoriſiren und erfreuen uns einstweilen, so viel wir mit gutem Gewissen können, an den farbenduftenden Gaben der Aurora.

Die Sprache des Lebens und des Todes, von F. Bernstein. Ein sehr unreifes Jugendproduct, in welchem ein unüberschwänglicher Enthusiasmus für die Musik sich auszusprechen ringt, aber es kaum bis zum Stammeln bringt. Das Gedicht: Frühlingsbund, von Demselben, ist, als ein lyrischer Herzenserguß, schon gelungener zu nennen.

Das Mädchen in der Fremde, von Sophia. Zarte Liederknospen, so zart, daß wir uns scheuen, einzelne Fleckchen mit unser Kritik anzutasten.

Am Weihnachtsabende 1821. Unwürdige, Kindlichkeit affectirende Spielerei mit dem Heiligsten. Man höre nur den Schluß:

Christkindchen! drum geschwind zu Ihr, (d. h. der Geliebten des Herrn Poeten.)
Die mir ihr Herz genommen,
Das einst in voller Liebe mir
So wonnig war erglommen!
Und bring' es mir nach langem Schmerz,
Bring's wieder, das geliebte Herz!

Das Gedichtchen ist Willibald unterzeichnet.

Das Doppelbild. Eine, mit Salbung aufgetischte Gespenstergeschichte à la mode, und für einen Almanach, der ja zunächst dem Modepublicum geweihet ist, in diesem Betrachte nicht unpassend. Die eigentliche Zauber- und Beschwörungs-Geschichte ist sehr detaillirt gegeben, so daß man die Wunderdinge nachzumachen versucht werden könnte. Desto schneller geht die Entwickelung von Statten.

Wir übergehen unbedeutende, poetische oder doch versificirte Kleinigkeiten von Haug, K. Stille, Franz Horn, J. B. Rousseau ꝛc.

Honoria, eine Erzählung von de la Motte Fouqué, welche eine Lieblingsidee des Dichters, die Vereinigung der Ehre mit dem Christenthum, in den Begebenheiten des dänischen Schiffscapitains Munk darstellt, und die wahre und falsche Ehre, oder, wie der Dichter sich ausdrückt, die Engelslehre und Teufelslehre, in zwei allegorischen Gestalten verkörpert aufführt, deren erste der Erzählung den Namen gibt.

Wär' die Honoria entschwunden
Für diese dunkle Erdennacht,
Du weißt ja, wo sie lichtumwunden
Auf Ewigkeiten lieblich lacht!
Und wann dir in der bangen Ferne
Das Herz vor Sehnsucht nach ihr brach,
Zieht dich in's Reich der sel'gen Sterne
Honoria freundlich winkend nach.

Zwei allegorische Wesen, als verkörperte Ideen, in der Seele eines Schiffskapitains von 1620, können nicht anders als fremdartig und seltsam erscheinen, und

sie contrastiren besonders mit der Einleitung der Erzählung, die ein Gespräch zwischen dem Kapitain und seinem sterbenden Steuermann bildet, das ein Charakterstück verheißt. Die Allegorie verzwittert hinterdrein das Ganze, und die Personen wissen nicht recht, ob sie dazu dienen sollen, die zum Grunde liegende Idee zu versinnlichen, oder ob die Idee dazu führen soll, ihnen Gelegenheit zu ihrer eigenen Charakterentwickelung zu geben.

Tafellieder und Romanzen von Wilhelm Müller. Die Tafellieder werden deutschen Liedertafeln eine willkommene Gabe seyn, und der Leser wird sich wundern, den Sänger der Griechenlieder hier so gemächlich beim Becher sitzen zu sehen. Wir theilen ein Lied zur Probe mit:

Guckt nicht in Wasserquellen
Ihr lustigen Gesellen,
Guckt lieber in den Wein!
Das Wasser ist betrüglich,
Die Quellen sind anzüglich —
Guckt lieber in den Wein!

Narziß, der hat's erfahren
In seinen schönsten Jahren:
Er sah nicht in den Wein,
Nein, in dem Quell der Wildniß
Sein allerliebstes Bildniß —
Guckt lieber in den Wein!

Trink' ich aus vollem Glase,
Da spiegelt meine Nase
Sich lang und roth im Wein:
Sie ist nicht zum Verlieben,
Sie ist nicht zum Betrüben,
Drum guck' ich in den Wein.

Schon Mancher ist versunken,
Noch Keiner ist ertrunken
In einem Becher Wein.
Die sich darin betrachten,
Sie können nicht verschmachten,
Drum guck' ich in den Wein.

Ihr lustigen Gesellen,
Guckt nicht in Wasserquellen,
Guckt lieber in den Wein!
Doch über euer Gucken
Vergeßt auch nicht zu schlucken:
Trinkt aus, trinkt aus den Wein!

Das letzte ist ein provinzielles Trinklied: die freie Elbe, und preist die Segnungen der freien Elbschifffahrt für anhaltinische Trinker.

Unter den Romanzen von demselben Dichter zeichnen wir die letzte, leichtfüßige und leichtfertige aus, welche der grüne Kranz überschrieben ist.

Phantastische Liebe. Eine Erzählung von dem Verfasser von Wahl und Führung. Das Phantastische, welches der Titel verspricht, haben wir umsonst in der Erzählung gesucht, die eben so passend die Ueberschrift: Alltägliche Romanenliebe führen könnte. Eine seltsame Wahl und Führung des Publicums, die diesen Schriftsteller in so großen Ruf gebracht hat. Die Darstellung ist unter der Mittelmäßigkeit und der Styl selbst ganz vernachlässigt. Man höre nur den Anfang:

Ob sie krank seye (sic!), daß sie nicht esse und auch gar ein freundliches Wort nicht spreche, redete die kleine Emma ihre ältere Schwester und liebevolle Pflegerin Emilie an, welche ihr an dem kleinen Tische gegenüber, in Betrachtung versunken, schweigend da saß.

Siebzehn Lieder von H. Heine, der unlängst eine Gedichtsammlung zu Berlin herausgegeben hat, verdienen Aufmerksamkeit. Es herrscht in ihnen ein freier, eigenthümlicher Klang, und unter einigen unbedeutenden und verfehlten, zeichnen sich mehrere durch Originalität der Empfindung aus, z. B. das 8te, 13. 14. 15. und andre mehr. Eins zur Probe:

Seit die Liebste war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich sie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab.
Fast vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

Fräulein Esche. Nach Marie de France. Von der Verfasserin der Rolandsabenteuer. Eine alte Armorikanische Sage, nach einem Gedicht der Marie de France, deren Poesieen Roquefort 1820 in 2 Bänden herausgegeben hat, bearbeitet. An vielen Stellen ist Roquefort's prosaische Paraphrase übersetzt. Das alte Gedicht steht im ersten Bande S. 138 ff. und heißt: Lai del Freisne.

Gegen Ende des Almanachs scheinen dem Herausgeber die Materialien ausgegangen zu seyn, daher denn ein journalistischer Mischmasch folgt: Kirchhofs-Idyllen von L. M. Fouqué; eine Scene aus Shakespeare's Richard dem dritten von Heinrich Voß; das Abendmahl des Herrn, eine matte Declamation, von K. C. Tenner; Gemüthserhebungen aus Stellen der Schrift, von Theodor Hell, und ein unbedeutendes Epigramm aus Kästners Nachlasse — und Alles dieses auf ungefähr 25 Seiten zusammengeworfen.

Den Schluß machen Blätter und Blüthen von August Gebauer: klare Herzensergüsse, Blüthen eines frommen Gemüths, die sich natürlich und frei entfalten und anspruchslos duften. Sie scheinen sich als Fortsetzung an die Blumenstücke aus der Natur und dem Menschenleben anzuschließen, welche unlängst bei den Verlegern der Aurora erschienen sind.

130.

Vivian's Unterredung mit Napoleon auf Elba.

Unter dem Titel: Auszüge aus Notizen bei einer Reise aufs europäische Continent in den Jahren 1814 und 1815 gesammelt, hat Hr. Vivian, ein geachteter Engländer, ein kleines Werk herausgegeben, welches sich besonders, dem Charakter des Verfs. zufolge, durch Wahrheit und Echtheit auszeichnet. In dieser Hinsicht ist seine Unterredung mit Napoleon, welche er gleich, nachdem sie geschehen, mit möglichster

Beibehaltung der eigenthümlichsten Ausdrücke desselben niederschrieb, sehr interessant, und wir glauben durch Uebertragung und Mittheilung derselben, unsern Lesern Freude zu machen.

Vivian ward nebst einem Freunde am 26. Januar 1815 durch Bertrand bei Napoleon eingeführt. Wir lassen ihn nun selbst sprechen.

„Wir zogen, da der Abend des 26. zu unserer Einführung bei Napoleon bestimmt war, unsre Uniform an, tranken Kaffee mit dem Grafen Bertrand, und gingen kurz nach 8 Uhr aus dessen Zimmern unter Regenströmen in die kaiserliche Wohnung. Nachdem wir in dem linken Flügel derselben eingetreten, kamen wir in ein Vorzimmer mit zwei Fenstern, worin mehrere gute Kupferstiche hingen. Hier blieben wir, während der Graf uns meldete. Er kam bald zurück und führte uns ohne weitere Umstände zu Napoleon. Dieser stand am Kamin im Hintergrunde eines, an das Vorzimmer stoßenden Gemachs, in das er, als er unsre Ankunft vernommen hatte, gegangen war. Dieses Gemach war ungefähr von derselben Größe wie das vorige, und mit alten gedrehten Tapeten behangen, die ihm, dem Vernehmen nach, seine Schwester aus Piombino geschickt hatte. Als wir eintraten, schritt er auf uns zu, und so kamen wir mit dem Rücken an einen Tisch zu stehen, der sich zwischen den Fenstern befand. Schon als er auf uns zukam, begann das Gespräch mit seiner Frage: Welche Uniform ist dies, die Sie tragen? — „Die der Landmiliz." — Welcher Grafschaft? — „Von Cornwall." — Das ist eine sehr gebirgige Gegend. — „Allerdings." — Wie hoch sind die Berge darin? Sind sie so hoch wie die auf dieser Insel? — „Sie sind höher, aber von verschiedenem Charakter — weniger isolirt." — Sind sie so hoch wie die in Wales? — „Nicht ganz." — Wie viel Toisen sind sie hoch? 6 oder 800? — „Nein, nicht so hoch, vielleicht 3 bis 400." — Wie heißt die Hauptstadt von Cornwall? — „Truro ist eine der vorzüglichsten Städte." — Wie? Truro bei Falmouth? — Wie lange bleibt die Landmiliz in jedem Jahre zusammen? — „Einen Monat lang." — Wer bezahlt Sie? — die Regierung? — „Ja, die Regierung bezahlt uns, doch der Prinz Regent uniformirte uns." — Welchen Rang bekleiden Sie? — Oberst? — „Nein, Major." — Ah, Major. — „Wir sind die Landmiliz der Bergleute von Cornwall." — Ah! — es gibt dort wohl Zinnbergwerke? — „Ja, und auch Kupfer." — Bezieht der Prinz Regent Abgaben von den Bergwerken? — „Ja, vom Zinn, aber nicht vom Kupfer." — Wieviel betragen diese jährlich? — „Zwischen 9 und 10,000 Pfund Sterling."

Nun wendete Napoleon sich zu meinem Freunde M. W. und sagte: Und Sie? — „Ich bin auch von der Landmiliz?" — Welcher Grafschaft? — „Von Kent." — Ah, also Nachbarn. — Dann wendete er sich wieder an mich, und befragte mich nach der Tour, die ich auf meiner Reise befolgte und wenn ich England verlassen habe. Ich antwortete, daß dieses vor beinahe Jahresfrist geschehen, und daß ich über Paris und Bordeaux nach Toulouse gereist sey, um dort einen Bruder zu besuchen, einen Oberofficier, der daselbst sehr gefährlich verwundet worden. Darauf entgegnete er nichts, sondern bemerkte blos: Da kamen Sie also über die Garonne und durch Montauban, das ist ein allerliebstes Städtchen, wo köstlicher Wein wächst. — Sie trinken ein wenig viel in England.

Man hatte mir gesagt, daß er schon früher dieselbe Bemerkung gegen ein Paar ihm vorgestellte englische Reisende gemacht hatte. Ich antwortete also, daß man sonst viel mehr in England getrunken habe als jetzt, und daß die Gewohnheit, lange nach dem Essen sitzen zu bleiben, großentheils abgekommen; da wir aber doch noch einige Zeit, nachdem die Frauen die Tafel verlassen, daran säßen, wir auch mehr Zeit und Verdauung zum Trinken hätten, als andere Nationen.

Wo kamen Sie über die Rhone, fuhr er fort, bei Lyon? — „Nein, bei Avignon." — Also kamen Sie über Pont de Gard. Ist die Brücke zu Avignon fertig? — „Nein, nur erst über einen Arm des Flusses." — Ah! Aber Sie kamen auch über die Durance, über die ich eine große hölzerne Brücke bauen ließ. Sahen Sie Nizza? — „Ja." — Gingen Sie nach Genua? — „Nein, ich wünschte es zwar, aber der Wind war ungünstig." — Die Straße, die ich bauen ließ, ist noch nicht fertig, nicht wahr? — „Nein, wir gingen über die Seealpen nach Turin." — Ah, über den Col de Tende?. — „Ja, eine schlechte Straße, und sehr schlecht gehalten." — Die ist nicht von meiner Arbeit; der König von Sardinien ließ sie machen. Vor 25 Jahren kam ich auch darüber. Nur aber über den Col de Tende ist sie so schlecht. Ich ließ Einiges sprengen, und hatte einige Ideen, dort eine gute Straße anzulegen, bekümmerte mich aber nicht viel darum. — Ich wünschte auch über Italien zu herrschen. — Meine Hauptabsicht war, dies Land so viel möglich mit Frankreich durch gute Straßen beim Simplon und dem Mont Cenis zu verbinden.

Darauf erzählte ich ihm, daß ich über den Simplon gekommen sey, und machte ihm meinen Lobspruch über die Größe dieses Unternehmens und dessen herrlicher Ausführung. Er sagte darauf: eine andere große Straße, die von Wesel nach Hamburg angelegt, und die beträchtliche Summen gekostet habe, sey auch noch nicht fertig. Ich entgegnete: „daß Reisende bei jedem Schritte Werke von ihm verehrten." — Damit schien er sehr zufrieden, und fragte weiter: ob die Straße über den Simplon in gutem Stande erhalten werde? Ich sagte ihm, daß dieses bis jetzt geschehen, aber fürchte, sie dürfte künftig vernachlässigt werden, weil das Wallisse Land und die andern Nachbarländer die Kosten der Unterhaltung nicht auftreiben könnten. Er erwiederte: so muß man einen Zoll anlegen, der sich gut verinteressiren würde. Darauf fragte er, ob ich durch Mailand — eine schöne Stadt — gekommen sey, und besonders, ob die Brücken, die er zwischen Turin und Mailand zu erbauen angefangen, vollendet? Ich erzählte ihm, daß die Brücke über den Tessin noch nicht fertig sey, die Pfeiler jedoch schon über die Wasserfläche sich erhöben. — Sind die über die Sesia zu Vercelli und über die Bora vollendet? frug er weiter, und ich antwortete mit Ja. Von den Straßen sprang er auf die Canäle, und fragte, ob der Canal von Pavia nach Mailand zu Stande? Ich entgegnete, daß ich daran zweifle und fragte selbst, ob er nicht den Plan gehabt habe, den Rhein mit der Donau zu verbinden? Er antwortete, daß dieses sehr leicht sey, und blos 20 Millionen Franks würde gekostet haben, daß er den Rhein mit der Rhone und folglich das deutsche Meer mit dem mittelländischen verbunden habe. Als er nun fragte, wo ich zuletzt herkomme? und ich Wien nannte, rief er aus: — Eine kleine arme Stadt mit ungepflasterten Vorstädten — und die Wälle? Ich erzählte ihm, daß sie noch ganz so seyen, wie er sie verlassen habe, worauf er erwiederte: Ja, Bertrand vollzog diesen Freundschaftsdienst an ihnen sehr kräftig. Ich bemerkte, daß man zu Frankfurt und Mannheim, wo er auch die Festungswerke habe abtragen lassen, sehr schöne Anlagen aus den gewonnenen Plätzen mache. Ja, fügte er hinzu, allerliebste Spaziergänge.

Der nächste Gegenstand unsers Gesprächs betraf die Politik. Er fragte mich, wie es mit dem Congresse gehe? Ich erzählte ihm, daß man sehr viele Feste feiere, die Geschäfte aber nicht viel vorrückten, und führte das Witwort des Prinzen von Ligny an: le Congrès danse, mais ne marche pas, wozu er lächelte. Ich fügte hinzu, daß Polen ein Stein des Anstoßes sey; daß der Kaiser von Rußland, wie man sage, ein Königreich daraus bilden wolle, die andern Mächte aber Rußlands wachsende Größe fürchteten. Er bemerkte, daß allerdings dieser Staat eine wachsende Macht, ein sich sehr vergrößernder Staat sey, und fügte dann hinzu, daß in dem Frieden mit den Verbündeten, den er zu Frankfurt hätte unterzeichnen sollen, Deutschland ganz von Frankreich wäre

Bruno Bauer, Die Judenfrage, Braunschweig 1843, S. 3.

Ebenda, S. 4.

Ebenda, S. 5.

Ebenda, S. 6.

Ebenda, S. 7.

Ebenda, S. 8.

Ebenda, S. 9.

Ebenda, S. 10.

Ebenda, S. 11.

Ebenda, S. 12.

Ebenda, S. 13.

Ebenda, S. 14.

Ebenda, S. 15.

Ebenda, S. 16.

Ebenda, S. 17.

Ebenda, S. 18.

Ebenda, S. 19.

Ebenda, S. 20.

Ebenda, S. 21.

Ebenda, S. 22.

Ebenda, S. 23.

Ebenda, S. 24.

Ebenda, S. 25.

Ebenda, S. 26.

Ebenda, S. 27.

Ebenda, S. 28.

Ebenda, S. 29.

Ebenda, S. 30.

Ebenda, S. 31.

Ebenda, S. 32.

Ebenda, S. 33.

Ebenda, S. 34.

Ebenda, S. 35.

Ebenda, S. 36.

Ebenda, S. 37.

Ebenda, S. 38.

Ebenda, S. 39.

Ebenda, S. 40.

Ebenda, S. 41.

Ebenda, S. 42.

Ebenda, S. 43.

Ebenda, S. 44.

Ebenda, S. 45.

Ebenda, S. 46.

Ebenda, S. 47.

Ebenda, S. 48.

Ebenda, S. 49.

Ebenda, S. 50.

Ebenda, S. 51.

Ebenda, S. 52.

Ebenda, S. 53.

Ebenda, S. 54.

Ebenda, S. 55.

Ebenda, S. 56.

Ebenda, S. 57.

Ebenda, S. 58.

Ebenda, S. 59.

Ebenda, S. 60.

Ebenda, S. 61.

Ebenda, S. 62.

Ebenda, S. 63.

Ebenda, S. 64.

Ebenda, S. 65.

Ebenda, S. 66.

Ebenda, S. 67.

Ebenda, S. 68.

Ebenda, S. 69.

Ebenda, S. 70.

Ebenda, S. 71.

Ebenda, S. 72.

Ebenda, S. 73.

Ebenda, S. 74.

Ebenda, S. 75.

Ebenda, S. 76.

Ebenda, S. 77.

Ebenda, S. 78.

Ebenda, S. 79.

Ebenda, S. 80.

Ebenda, S. 81.

Ebenda, S. 82.

Ebenda, S. 83.

Ebenda, S. 84.

Ebenda, S. 85.

Ebenda, S. 86.

Ebenda, S. 87.

Ebenda, S. 88.

Ebenda, S. 89.

Ebenda, S. 90.

Ebenda, S. 91.

Ebenda, S. 92.

Ebenda, S. 93.

Ebenda, S. 94.

Ebenda, S. 95.

Ebenda, S. 96.

Ebenda, S. 97.

Ebenda, S. 98.

Ebenda, S. 99.

Ebenda, S. 100.

Ebenda, S. 101.

Ebenda, S. 102.

Ebenda, S. 103.

Ebenda, S. 104.

Ebenda, S. 105.

Ebenda, S. 106.

Ebenda, S. 107.

Ebenda, S. 108.

Ebenda, S. 109.

Ebenda, S. 110.

Ebenda, S. 111.

Ebenda, S. 112.

Ebenda, S. 113.

Ebenda, S. 114.

Ebenda, S. 115.

Ebenda, S. 116.

Ebenda, S. 117.

Ebenda, S. 118.

Ebenda, S. 119.

Ebenda, S. 120.

Ebenda, S. 121.

Ebenda, S. 122.

Ebenda, S. 123.

Ebenda, S. 124.

Ebenda, S. 125.

Ebenda, S. 126.

Ebenda, S. 127.

Ebenda, S. 128.

Ebenda, S. 129.

Ebenda, S. 130.

Ebenda, S. 131.

Ebenda, S. 132.

Ebenda, S. 133.

Ebenda, S. 134.

Ebenda, S. 135.

Ebenda, S. 136.

Ebenda, S. 137.

Ebenda, S. 138.

Ebenda, S. 139.

Ebenda, S. 140.

Ebenda, S. 141.

Ebenda, S. 142.

Ebenda, S. 143.

Ebenda, S. 144.

Ebenda, S. 145.

Ebenda, S. 146.

Ebenda, S. 147.

Ebenda, S. 148.

Ebenda, S. 149.

Ebenda, S. 150.

Ebenda, S. 151.

Ebenda, S. 152.

Ebenda, S. 153.

Ebenda, S. 154.

Ebenda, S. 155.

Ebenda, S. 156.

Ebenda, S. 157.

Ebenda, S. 158.

Ebenda, S. 159.

Ebenda, S. 160.

Ebenda, S. 161.

Ebenda, S. 162.

Ebenda, S. 163.

Ebenda, S. 164.

Ebenda, S. 165.

Ebenda, S. 166.

Ebenda, S. 167.

Ebenda, S. 168.

Ebenda, S. 169.

Ebenda, S. 170.

Ebenda, S. 171.

Ebenda, S. 172.

Ebenda, S. 173.

Ebenda, S. 174.

Ebenda, S. 175.

Ebenda, S. 176.

Ebenda, S. 177.

Ebenda, S. 178.

Ebenda, S. 179.

Ebenda, S. 180.

Ebenda, S. 181.

Ebenda, S. 182.

Ebenda, S. 183.

Ebenda, S. 184.

Ebenda, S. 185.

Ebenda, S. 186.

Ebenda, S. 187.

Ebenda, S. 188.

Ebenda, S. 189.

Ebenda, S. 190.

Ebenda, S. 191.

Ebenda, S. 192.

Ebenda, S. 193.

Ebenda, S. 194.

Ebenda, S. 195.

Ebenda, S. 196.

Ebenda, S. 197.

Ebenda, S. 198.

Ebenda, S. 199.

Ebenda, S. 200.

Ebenda, S. 201.

Ebenda, S. 202.

Ebenda, S. 203.

Ebenda, S. 204.

Ebenda, S. 205.

Ebenda, S. 206.

Ebenda, S. 207.

Ebenda, S. 208.

Ebenda, S. 209.

Ebenda, S. 210.

Ebenda, S. 211.

Ebenda, S. 212.

Ebenda, S. 213.

Ebenda, S. 214.

Ebenda, S. 215.

Ebenda, S. 216.

Ebenda, S. 217.

Ebenda, S. 218.

Ebenda, S. 219.

Ebenda, S. 220.

Ebenda, S. 221.

Ebenda, S. 222.

Ebenda, S. 223.

Ebenda, S. 224.

Ebenda, S. 225.

Ebenda, S. 226.

Ebenda, S. 227.

Ebenda, S. 228.

Ebenda, S. 229.

Ebenda, S. 230.

Ebenda, S. 231.

Ebenda, S. 232.

Ebenda, S. 233.

Ebenda, S. 234.

Ebenda, S. 235.

Ebenda, S. 236.

Ebenda, S. 237.

Ebenda, S. 238.

Ebenda, S. 239.

Ebenda, S. 240.

Ebenda, S. 241.

Ebenda, S. 242.

Ebenda, S. 243.

Ebenda, S. 244.

Ebenda, S. 245.

Ebenda, S. 246.

Ebenda, S. 247.

Ebenda, S. 248.

Ebenda, S. 249.

Ebenda, S. 250.

Ebenda, S. 251.

Ebenda, S. 252.

Ebenda, S. 253.

Ebenda, S. 254.

Ebenda, S. 255.

Ebenda, S. 256.

Ebenda, S. 257.

Ebenda, S. 258.

Ebenda, S. 259.

Ebenda, S. 260.

Ebenda, S. 261.

Ebenda, S. 262.

Ebenda, S. 263.

Ebenda, S. 264.

Ebenda, S. 265.

Ebenda, S. 266.

Ebenda, S. 267.

Ebenda, S. 268.

Ebenda, S. 269.

Ebenda, S. 270.

Ebenda, S. 271.

Ebenda, S. 272.

Ebenda, S. 273.

Ebenda, S. 274.

Ebenda, S. 275.

Ebenda, S. 276.

Ebenda, S. 277.

Ebenda, S. 278.

Ebenda, S. 279.

Ebenda, S. 280.

Ebenda, S. 281.

Ebenda, S. 282.

Ebenda, S. 283.

Ebenda, S. 284.

Ebenda, S. 285.

Ebenda, S. 286.

Ebenda, S. 287.

Ebenda, S. 288.

Ebenda, S. 289.

Ebenda, S. 290.

Ebenda, S. 291.

Ebenda, S. 292.

Ebenda, S. 293.

Ebenda, S. 294.

Ebenda, S. 295.

Ebenda, S. 296.

Ebenda, S. 297.

Ebenda, S. 298.

Ebenda, S. 299.

Ebenda, S. 300.

Ebenda, S. 301.

Ebenda, S. 302.

Ebenda, S. 303.

Ebenda, S. 304.

Ebenda, S. 305.

Ebenda, S. 306.

Ebenda, S. 307.

Ebenda, S. 308.

Ebenda, S. 309.

Ebenda, S. 310.

Ebenda, S. 311.

Ebenda, S. 312.

Ebenda, S. 313.

Ebenda, S. 314.

Ebenda, S. 315.

Ebenda, S. 316.

Ebenda, S. 317.

Ebenda, S. 318.

Ebenda, S. 319.

Ebenda, S. 320.

Ebenda, S. 321.

Ebenda, S. 322.

Ebenda, S. 323.

Ebenda, S. 324.

Ebenda, S. 325.

Ebenda, S. 326.

Ebenda, S. 327.

Ebenda, S. 328.

Ebenda, S. 329.

Ebenda, S. 330.

Ebenda, S. 331.

Ebenda, S. 332.

Ebenda, S. 333.

Ebenda, S. 334.

Ebenda, S. 335.

Ebenda, S. 336.

Ebenda, S. 337.

Ebenda, S. 338.

Ebenda, S. 339.

Ebenda, S. 340.

Ebenda, S. 341.

Ebenda, S. 342.

Ebenda, S. 343.

Ebenda, S. 344.

Ebenda, S. 345.

Ebenda, S. 346.

Ebenda, S. 347.

Ebenda, S. 348.

Ebenda, S. 349.

Ebenda, S. 350.

Ebenda, S. 351.

Ebenda, S. 352.

Ebenda, S. 353.

Ebenda, S. 354.

Ebenda, S. 355.

Ebenda, S. 356.

Ebenda, S. 357.

Ebenda, S. 358.

Ebenda, S. 359.

Ebenda, S. 360.

Ebenda, S. 361.

Ebenda, S. 362.

Ebenda, S. 363.

Ebenda, S. 364.

Ebenda, S. 365.

Ebenda, S. 366.

Ebenda, S. 367.

Ebenda, S. 368.

Ebenda, S. 369.

Ebenda, S. 370.

Ebenda, S. 371.

Ebenda, S. 372.

Ebenda, S. 373.

Ebenda, S. 374.

Ebenda, S. 375.

Ebenda, S. 376.

Ebenda, S. 377.

Ebenda, S. 378.

Ebenda, S. 379.

Ebenda, S. 380.

Ebenda, S. 381.

Ebenda, S. 382.

Ebenda, S. 383.

Ebenda, S. 384.

Ebenda, S. 385.

Ebenda, S. 386.

Ebenda, S. 387.

Ebenda, S. 388.

Ebenda, S. 389.

Ebenda, S. 390.

Ebenda, S. 391.

Ebenda, S. 392.

Ebenda, S. 393.

Ebenda, S. 394.

Ebenda, S. 395.

Ebenda, S. 396.

Ebenda, S. 397.

Ebenda, S. 398.

Ebenda, S. 399.

Ebenda, S. 400.

Ebenda, S. 401.

Ebenda, S. 402.

Ebenda, S. 403.

Ebenda, S. 404.

Ebenda, S. 405.

Ebenda, S. 406.

Ebenda, S. 407.

Ebenda, S. 408.

Ebenda, S. 409.

Ebenda, S. 410.

Ebenda, S. 411.

Ebenda, S. 412.

Ebenda, S. 413.

Ebenda, S. 414.

Ebenda, S. 415.

Ebenda, S. 416.

Ebenda, S. 417.

Ebenda, S. 418.

Ebenda, S. 419.

Ebenda, S. 420.

Ebenda, S. 421.

Ebenda, S. 422.

Ebenda, S. 423.

Ebenda, S. 424.

Ebenda, S. 425.

Ebenda, S. 426.

Ebenda, S. 427.

Ebenda, S. 428.

Ebenda, S. 429.

Ebenda, S. 430.

Ebenda, S. 431.

Ebenda, S. 432.

Ebenda, S. 433.

Ebenda, S. 434.

Ebenda, S. 435.

Ebenda, S. 436.

Ebenda, S. 437.

Ebenda, S. 438.

Ebenda, S. 439.

Ebenda, S. 440.

Ebenda, S. 441.

Ebenda, S. 442.

Ebenda, S. 443.

Ebenda, S. 444.

Ebenda, S. 445.

Ebenda, S. 446.

Ebenda, S. 447.

Ebenda, S. 448.

Ebenda, S. 449.

Ebenda, S. 450.

Ebenda, S. 451.

Ebenda, S. 452.

Ebenda, S. 453.

Ebenda, S. 454.

Ebenda, S. 455.

Ebenda, S. 456.

Ebenda, S. 457.

Ebenda, S. 458.

Ebenda, S. 459.

Ebenda, S. 460.

Ebenda, S. 461.

Ebenda, S. 462.

Ebenda, S. 463.

Ebenda, S. 464.

Ebenda, S. 465.

Ebenda, S. 466.

Ebenda, S. 467.

Ebenda, S. 468.

Ebenda, S. 469.

Ebenda, S. 470.

Ebenda, S. 471.

Ebenda, S. 472.

Ebenda, S. 473.

Ebenda, S. 474.

Ebenda, S. 475.

Ebenda, S. 476.

Ebenda, S. 477.

Ebenda, S. 478.

Ebenda, S. 479.

Ebenda, S. 480.

Ebenda, S. 481.

Ebenda, S. 482.

Ebenda, S. 483.

Ebenda, S. 484.

Ebenda, S. 485.

Ebenda, S. 486.

Ebenda, S. 487.

Ebenda, S. 488.

Ebenda, S. 489.

Ebenda, S. 490.

Ebenda, S. 491.

Ebenda, S. 492.

Ebenda, S. 493.

Ebenda, S. 494.

Ebenda, S. 495.

Ebenda, S. 496.

Ebenda, S. 497.

Ebenda, S. 498.

Ebenda, S. 499.

Ebenda, S. 500.

Ebenda, S. 501.

Ebenda, S. 502.

Ebenda, S. 503.

Ebenda, S. 504.

Ebenda, S. 505.

Ebenda, S. 506.

Ebenda, S. 507.

Ebenda, S. 508.

Ebenda, S. 509.

Ebenda, S. 510.

Ebenda, S. 511.

Ebenda, S. 512.

Ebenda, S. 513.

Ebenda, S. 514.

Ebenda, S. 515.

Ebenda, S. 516.

Ebenda, S. 517.

Ebenda, S. 518.

Ebenda, S. 519.

Ebenda, S. 520.

Ebenda, S. 521.

Ebenda, S. 522.

Ebenda, S. 523.

Ebenda, S. 524.

Ebenda, S. 525.

Ebenda, S. 526.

Ebenda, S. 527.

Ebenda, S. 528.

Ebenda, S. 529.

Ebenda, S. 530.

Ebenda, S. 531.

Ebenda, S. 532.

Ebenda, S. 533.

Ebenda, S. 534.

Ebenda, S. 535.

Ebenda, S. 536.

Ebenda, S. 537.

Ebenda, S. 538.

Ebenda, S. 539.

Ebenda, S. 540.

Ebenda, S. 541.

Ebenda, S. 542.

Ebenda, S. 543.

Ebenda, S. 544.

Ebenda, S. 545.

Ebenda, S. 546.

Ebenda, S. 547.

Ebenda, S. 548.

Ebenda, S. 549.

Ebenda, S. 550.

Ebenda, S. 551.

Ebenda, S. 552.

Ebenda, S. 553.

Ebenda, S. 554.

Ebenda, S. 555.

Ebenda, S. 556.

Ebenda, S. 557.

Ebenda, S. 558.

Ebenda, S. 559.

Ebenda, S. 560.

Ebenda, S. 561.

Ebenda, S. 562.

Ebenda, S. 563.

Ebenda, S. 564.

Ebenda, S. 565.

Ebenda, S. 566.

Ebenda, S. 567.

Ebenda, S. 568.

Ebenda, S. 569.

Ebenda, S. 570.

Ebenda, S. 571.

Ebenda, S. 572.

Ebenda, S. 573.

Ebenda, S. 574.

Ebenda, S. 575.

Ebenda, S. 576.

Ebenda, S. 577.

Ebenda, S. 578.

Ebenda, S. 579.

Ebenda, S. 580.

Ebenda, S. 581.

Ebenda, S. 582.

Ebenda, S. 583.

Ebenda, S. 584.

Ebenda, S. 585.

Ebenda, S. 586.

Ebenda, S. 587.

Ebenda, S. 588.

Ebenda, S. 589.

Ebenda, S. 590.

Ebenda, S. 591.

Ebenda, S. 592.

Ebenda, S. 593.

Ebenda, S. 594.

Ebenda, S. 595.

Ebenda, S. 596.

Ebenda, S. 597.

Ebenda, S. 598.

Ebenda, S. 599.

Ebenda, S. 600.

Ebenda, S. 601.

Ebenda, S. 602.

Ebenda, S. 603.

Ebenda, S. 604.

Ebenda, S. 605.

Ebenda, S. 606.

Ebenda, S. 607.

Ebenda, S. 608.

Ebenda, S. 609.

Ebenda, S. 610.

Ebenda, S. 611.

Ebenda, S. 612.

Ebenda, S. 613.

Ebenda, S. 614.

Ebenda, S. 615.

Ebenda, S. 616.

Ebenda, S. 617.

Ebenda, S. 618.

Ebenda, S. 619.

Ebenda, S. 620.

Ebenda, S. 621.

Ebenda, S. 622.

Ebenda, S. 623.

Ebenda, S. 624.

Ebenda, S. 625.

Ebenda, S. 626.

Ebenda, S. 627.

Ebenda, S. 628.

Ebenda, S. 629.

Ebenda, S. 630.

Ebenda, S. 631.

Ebenda, S. 632.

Ebenda, S. 633.

Ebenda, S. 634.

Ebenda, S. 635.

Ebenda, S. 636.

Ebenda, S. 637.

Ebenda, S. 638.

Ebenda, S. 639.

Ebenda, S. 640.

Ebenda, S. 641.

Ebenda, S. 642.

Ebenda, S. 643.

Ebenda, S. 644.

Ebenda, S. 645.

Ebenda, S. 646.

Ebenda, S. 647.

Ebenda, S. 648.

Ebenda, S. 649.

Ebenda, S. 650.

Ebenda, S. 651.

Ebenda, S. 652.

Ebenda, S. 653.

Ebenda, S. 654.

Ebenda, S. 655.

Ebenda, S. 656.

Ebenda, S. 657.

Ebenda, S. 658.

Ebenda, S. 659.

Ebenda, S. 660.

Ebenda, S. 661.

Ebenda, S. 662.

Ebenda, S. 663.

Ebenda, S. 664.

Ebenda, S. 665.

Ebenda, S. 666.

Ebenda, S. 667.

Ebenda, S. 668.

Ebenda, S. 669.

Ebenda, S. 670.

Ebenda, S. 671.

Ebenda, S. 672.

Ebenda, S. 673.

Ebenda, S. 674.

Ebenda, S. 675.

Ebenda, S. 676.

Ebenda, S. 677.

Ebenda, S. 678.

Ebenda, S. 679.

Ebenda, S. 680.

Ebenda, S. 681.

Ebenda, S. 682.

Ebenda, S. 683.

Ebenda, S. 684.

Ebenda, S. 685.

Ebenda, S. 686.

Ebenda, S. 687.

Ebenda, S. 688.

Ebenda, S. 689.

Ebenda, S. 690.

Ebenda, S. 691.

Ebenda, S. 692.

Ebenda, S. 693.

Ebenda, S. 694.

Ebenda, S. 695.

Ebenda, S. 696.

Ebenda, S. 697.

Ebenda, S. 698.

Ebenda, S. 699.

Ebenda, S. 700.

Ebenda, S. 701.

Ebenda, S. 702.

Ebenda, S. 703.

Ebenda, S. 704.

Ebenda, S. 705.

Ebenda, S. 706.

Ebenda, S. 707.

Ebenda, S. 708.

Ebenda, S. 709.

Ebenda, S. 710.

Ebenda, S. 711.

Ebenda, S. 712.

Ebenda, S. 713.

Ebenda, S. 714.

Ebenda, S. 715.

Ebenda, S. 716.

Ebenda, S. 717.

Ebenda, S. 718.

Ebenda, S. 719.

Ebenda, S. 720.

Ebenda, S. 721.

Ebenda, S. 722.

Ebenda, S. 723.

Ebenda, S. 724.

Ebenda, S. 725.

Ebenda, S. 726.

Ebenda, S. 727.

Ebenda, S. 728.

Ebenda, S. 729.

Ebenda, S. 730.

Ebenda, S. 731.

Ebenda, S. 732.

Ebenda, S. 733.

Ebenda, S. 734.

Ebenda, S. 735.

Ebenda, S. 736.

Ebenda, S. 737.

Ebenda, S. 738.

Ebenda, S. 739.

Ebenda, S. 740.

Ebenda, S. 741.

Ebenda, S. 742.

Ebenda, S. 743.

Ebenda, S. 744.

Ebenda, S. 745.

Ebenda, S. 746.

Ebenda, S. 747.

Ebenda, S. 748.

Ebenda, S. 749.

Ebenda, S. 750.

Ebenda, S. 751.

Ebenda, S. 752.

Ebenda, S. 753.

Ebenda, S. 754.

Ebenda, S. 755.

Ebenda, S. 756.

Ebenda, S. 757.

Ebenda, S. 758.

Ebenda, S. 759.

Ebenda, S. 760.

Ebenda, S. 761.

Ebenda, S. 762.

Ebenda, S. 763.

Ebenda, S. 764.

Ebenda, S. 765.

Ebenda, S. 766.

Ebenda, S. 767.

Ebenda, S. 768.

Ebenda, S. 769.

Ebenda, S. 770.

Ebenda, S. 771.

Ebenda, S. 772.

Ebenda, S. 773.

Ebenda, S. 774.

Ebenda, S. 775.

Ebenda, S. 776.

Ebenda, S. 777.

Ebenda, S. 778.

Ebenda, S. 779.

Ebenda, S. 780.

Ebenda, S. 781.

Ebenda, S. 782.

Ebenda, S. 783.

Ebenda, S. 784.

Ebenda, S. 785.

Ebenda, S. 786.

Ebenda, S. 787.

Ebenda, S. 788.

Ebenda, S. 789.

Ebenda, S. 790.

Ebenda, S. 791.

Ebenda, S. 792.

Ebenda, S. 793.

Ebenda, S. 794.

Ebenda, S. 795.

Ebenda, S. 796.

Ebenda, S. 797.

Ebenda, S. 798.

Ebenda, S. 799.

Ebenda, S. 800.

Ebenda, S. 801.

Ebenda, S. 802.

Ebenda, S. 803.

Ebenda, S. 804.

Ebenda, S. 805.

Ebenda, S. 806.

Ebenda, S. 807.

Ebenda, S. 808.

Ebenda, S. 809.

Ebenda, S. 810.

Ebenda, S. 811.

Ebenda, S. 812.

Ebenda, S. 813.

Ebenda, S. 814.

Ebenda, S. 815.

Ebenda, S. 816.

Ebenda, S. 817.

Ebenda, S. 818.

Ebenda, S. 819.

Ebenda, S. 820.

Ebenda, S. 821.

Ebenda, S. 822.

Ebenda, S. 823.

Ebenda, S. 824.

Ebenda, S. 825.

Ebenda, S. 826.

Ebenda, S. 827.

Ebenda, S. 828.

Ebenda, S. 829.

Ebenda, S. 830.

Ebenda, S. 831.

Ebenda, S. 832.

Ebenda, S. 833.

Ebenda, S. 834.

Ebenda, S. 835.

Ebenda, S. 836.

Ebenda, S. 837.

Ebenda, S. 838.

Ebenda, S. 839.

Ebenda, S. 840.

Ebenda, S. 841.

Ebenda, S. 842.

Ebenda, S. 843.

Ebenda, S. 844.

Ebenda, S. 845.

Ebenda, S. 846.

Ebenda, S. 847.

Ebenda, S. 848.

Ebenda, S. 849.

Ebenda, S. 850.

Ebenda, S. 851.

Ebenda, S. 852.

Ebenda, S. 853.

Ebenda, S. 854.

Ebenda, S. 855.

Ebenda, S. 856.

Ebenda, S. 857.

Ebenda, S. 858.

Ebenda, S. 859.

Ebenda, S. 860.

Ebenda, S. 861.

Ebenda, S. 862.

Ebenda, S. 863.

Ebenda, S. 864.

Ebenda, S. 865.

Ebenda, S. 866.

Ebenda, S. 867.

Ebenda, S. 868.

Ebenda, S. 869.

Ebenda, S. 870.

Ebenda, S. 871.

Ebenda, S. 872.

Ebenda, S. 873.

Ebenda, S. 874.

Ebenda, S. 875.

Ebenda, S. 876.

Ebenda, S. 877.

Ebenda, S. 878.

Ebenda, S. 879.

Ebenda, S. 880.

Ebenda, S. 881.

Ebenda, S. 882.

Ebenda, S. 883.

Ebenda, S. 884.

Ebenda, S. 885.

Ebenda, S. 886.

Ebenda, S. 887.

Ebenda, S. 888.

Ebenda, S. 889.

Ebenda, S. 890.

Ebenda, S. 891.

Ebenda, S. 892.

Ebenda, S. 893.

Ebenda, S. 894.

Ebenda, S. 895.

Ebenda, S. 896.

Ebenda, S. 897.

Ebenda, S. 898.

Ebenda, S. 899.

Ebenda, S. 900.

Ebenda, S. 901.

Ebenda, S. 902.

Ebenda, S. 903.

Ebenda, S. 904.

Ebenda, S. 905.

Ebenda, S. 906.

Ebenda, S. 907.

Ebenda, S. 908.

Ebenda, S. 909.

Ebenda, S. 910.

Ebenda, S. 911.

Ebenda, S. 912.

Ebenda, S. 913.

Ebenda, S. 914.

Ebenda, S. 915.

Ebenda, S. 916.

Ebenda, S. 917.

Ebenda, S. 918.

Ebenda, S. 919.

Ebenda, S. 920.

Ebenda, S. 921.

Ebenda, S. 922.

Ebenda, S. 923.

Ebenda, S. 924.

Ebenda, S. 925.

Ebenda, S. 926.

Ebenda, S. 927.

Ebenda, S. 928.

Ebenda, S. 929.

Ebenda, S. 930.

Ebenda, S. 931.

Ebenda, S. 932.

Ebenda, S. 933.

Ebenda, S. 934.

Ebenda, S. 935.

Ebenda, S. 936.

Ebenda, S. 937.

Ebenda, S. 938.

Ebenda, S. 939.

Ebenda, S. 940.

Ebenda, S. 941.

Ebenda, S. 942.

Ebenda, S. 943.

Ebenda, S. 944.

Ebenda, S. 945.

Ebenda, S. 946.

Ebenda, S. 947.

Ebenda, S. 948.

Ebenda, S. 949.

Ebenda, S. 950.

Ebenda, S. 951.

Ebenda, S. 952.

Ebenda, S. 953.

Ebenda, S. 954.

Ebenda, S. 955.

Ebenda, S. 956.

Ebenda, S. 957.

Ebenda, S. 958.

Ebenda, S. 959.

Ebenda, S. 960.

Ebenda, S. 961.

Ebenda, S. 962.

Ebenda, S. 963.

Ebenda, S. 964.

Ebenda, S. 965.

Ebenda, S. 966.

Ebenda, S. 967.

Ebenda, S. 968.

Ebenda, S. 969.

Ebenda, S. 970.

Ebenda, S. 971.

Ebenda, S. 972.

Ebenda, S. 973.

Ebenda, S. 974.

Ebenda, S. 975.

Ebenda, S. 976.

Ebenda, S. 977.

Ebenda, S. 978.

Ebenda, S. 979.

Ebenda, S. 980.

Ebenda, S. 981.

Ebenda, S. 982.

Ebenda, S. 983.

Ebenda, S. 984.

Ebenda, S. 985.

Ebenda, S. 986.

Ebenda, S. 987.

Ebenda, S. 988.

Ebenda, S. 989.

Ebenda, S. 990.

Ebenda, S. 991.

Ebenda, S. 992.

Ebenda, S. 993.

Ebenda, S. 994.

Ebenda, S. 995.

Ebenda, S. 996.

Ebenda, S. 997.

Ebenda, S. 998.

Ebenda, S. 999.

Ebenda, S. 1000.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 25. October 1.

Literarische Notizen aus Wien.

Eine neue Gabe aus dem poetischen Garten des Orients führt den Titel: Juwelenschnüre Abel-Maalns (des Vaters der Bedeutungen), das ist: Bruchstücke eines unbekannten persischen Dichters. Gesammelt und übersetzt von Joseph von Hammer. Kl. 8. Wien (Ant. Doll) 1822; XIX, 168 S. auf Schreibpapier (in Umschlag broschirt, 3 Fl. W. W.) Indem der gelehrte, selbst mit dichterischem Talent begabte Orientalist diesen bisher unbekannten Dichter in die deutsche Lesewelt einführt, hat er zugleich die poetischen Edelsteine systematisch geordnet, und sie gleichsam nach ihren mannichfaltigen Bedeutungen an Schnuren gereiht. Ein Sapphir zum Lobe Gottes eröffnet die Reihe, der Diamanten sind 9, dann folgt: Corallen, ein Spottgedicht. Diesem folgen 2 Smaragde, 4 Türkisse, 7 Amethiste, 25 Perlen, 9 Granaten, 11 Rubine, 9 Rauchtopase, 15 Achate, 12 Carneole machen den Beschluß. Nur das Beste wurde auserlesen, und daher sind über 100 Distichen nicht übersetzt. Die Versart schmiegt sich auf mannichfaltige Weise dem Stoff an, und vieles ist gereimt. Das Werk ist dem Archäologen Creuzer und dem theol. Prof. Umbreit in Heidelberg zugeeignet.

Von Küffners Artemidor im Reiche der Römer ist des 1sten Bandes 1ste Abtheilung erschienen. Virgil's Brustbild im Profil ziert das Titelblatt. Der Inhalt zerfällt in zwei Bücher, das erste wieder in fünf, das zweite in acht Abschnitte. Dieser Theil beginnt mit der Reise nach Kreta, worauf im folgenden Buch die Reise nach Sicilien folgt, und schließt mit Betrachtungen über die römischen Dichter des zweiten Ranges von der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts nach Roms Erbauung bis zu Tibers Regierung. Hierzu noch eine Reihe von Anmerkungen. Ueber die Wahl und Behandlung der Gegenstände maße ich mir kein Urtheil an, sondern überlasse dieses den in der classischen Literatur wohlbewanderteren, tiefern Kennern des Alterthums. Der Styl ist leicht, klar und faßlich, und der Verfasser hat seine gelehrten Mittheilungen interessant zu machen gewußt. Hier ein kleines Beispiel aus einem zwischen dem Sicilianer Nikasio und dem Römer Septimius gehaltenen Gespräch über die Dämonen. „Die Seelen der Gestorbenen, sagt der Römer, nennen wir Manen. Mania, eine Göttin der Unterwelt, ist ihre Beherrscherin. Einst wurden der Furchtbaren Knaben geopfert. König Tarquinius der Hochmüthige ordnete das grausame Opfer an; nach seiner Vertreibung eilte Junius Brutus, es sogleich wieder abzuschaffen, und die blutdürstige Göttin mußte sich statt der Knabenhäupter mit Mohnköpfen begnügen. Die Seelen der Verstorbenen sind aber, nach ihrem Einflusse auf die Lebenden, gut und wohlthuend, oder schädlich und böse. Die ersteren nennen wir Manen oder Laren, die letzteren Manien, Leinuren oder Larven. Sie erscheinen manchmal auf der Erde sichtbar, bewachen ihre Gräber, oder irren umher und schrecken die Lebenden, doch sind sie noch bei weitem nicht so gräßlich, als ihr Griechen die gespenstischen Lamien und Empusen euch denkt. Dagegen kann es wohl kaum ein lieblicheres Bild geben, als die Vorstellung, welche wir Römer uns von dem guten Genius machen, dem wir alle huldigen. Allerdings ist jedem Menschen ein wohlwollender Genius beigegeben, dieser will uns zur reinen Freude eines schuldlosen Lebensgenusses führen, aber ohne Zwang, nur durch sanfte Warnung. Folgt der Mensch dem guten Geist aus freier Neigung, so bleibt dieser ihm hold, in glänzend weißer, lieblicher Gestalt, welche sich aber zu schwarzem Nachtgrau verdüstert, wenn der schützende Freund sich von dem Unfolgsamen, welcher sein Ohr der warnenden Stimme verschließt, zürnend und trauernd abwendet. Wir sollen uns des Lebens freuen, — der Genius will's — aber weise und edel" ꝛc.

Bei Gerold ist herausgekommen die erste Lieferung (zwei Hefte) des Prachtwerks: Darstellung der Weltkunde nach ihrem Fortschreiten durch Zeit und Raum, in synchronistisch-historischen und historisch-kosmographischen Tafeln. Von Johann von Kriebel, k. k. Regierungsrath. Pränumerations-Preis für ein Heft in Umschlag, auf feinstes großes Royal-Velin-Zeichen-Papier 6 fl. C. M.; auf feinstes groß R. V. P. 4 fl. C. M. Der Zweck dieses Werks, in Kürze ausgedrückt, ist: die gesammte, Geographie und Geschichte verbindende Weltkunde in wohlgeordneten Tabellen darzustellen, so daß alle Ereignisse und Thatsachen der politischen und Culturgeschichte in Abtheilungen, welche von dem Allgemeinen zum Besondern herabsteigen, sich leicht überblicken lassen, nämlich nach Angabe der Chronologie also folgend: 1) merkwürdige physische Ereignisse; 2) Geschichte der Erde und Menschheit; 3) Geschichte der verschiedenen Erdstriche und Völkergemeinschaften; 4) Geschichte der merkwürdigen Länder und Völker; 5) der merkwürdigen Reiche und Staaten; 6) merkwürdiger Verbindungen und Gesellschaften; 7) merkwürdiger Städte (worunter auch Denkmäler); endlich 8) Geschichte merkwürdiger Menschen.

Das erste Heft enthält die Vorrede und Einleitung; das zweite den ersten Abschnitt der alten Geschichte: von dem Anfang menschlicher Dinge bis zu dem Anfange der Cultur Griechenlands; die Zeit der Macht Babylons und des großen assyrischen Reichs, der Blüthe Aegyptens und Phöniciens. — Das ganze Werk wird auf zwanzig Hefte anwachsen.

Bei Wallishauser ist erschienen: Beiträge zur politischen Gesetzkunde im Oesterr. Kaiserstaate. Herausgegeben von J. C. E. Graf v. Barth-Barthenheim. Dritter Band. Enthält 1. Verfassung der landesfürstlichen und freien Ortschaften im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ems. 2. Hauptzüge der allerneuesten politischen Gesetzgebung im Oesterr. Kaiserstaate. gr. 8. 1823. Preis 4 fl. 30 kr.; brosch. 4 fl. 45 kr. W. W. — Da die Munizipal-Verfassung in Oesterreich bereits eine bedeutende Ausbildung erhalten hat, so liefert die umständliche Darstellung derselben einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Landesverfassung. Die Grundzüge der politischen Gesetzgebung, welche den zweiten Artikel dieses Bandes bilden, enthalten eine systematische Skizze alles dessen, was die Oesterr. Gesetzgebung und Staatsverwaltung im Verlauf des letzten Triennium im Gebiet der politischen Administration erlassen und verfügt hat.

In Mösle's Buchhandlung: Darstellung der Oesterreichischen Zollverfassung in ihrem gegenwärtigen Zustande von Dr. Jos. Oberhauser. gr. 8. 1823. Preis 2 fl. 48 kr. C. M. — In diesem Werke sind die bestehenden, auf das Zollwesen sich beziehenden Verordnungen kurz, deutlich und in systematischem Zusammenhang dargestellt, überall die Quellen mit Anführung der Hofstellen-Verordnungen angeführt, und dadurch den höheren und niederen Zollbeamten ein Compendium alles dessen, was in diesem Fach zu wissen nöthig ist, in die Hand gegeben worden.

Der Commerzialstempel in Oesterreich von Otto v. Ottenthal (bei Wallishauser) bietet in drei systematisch bearbeiteten Abschnitten einen bequemen Auszug für diejenigen dar, die sich die weitläuftigen und kostspieligen Gesetzsammlungen im politischen Fache nicht anschaffen können, und dieses Unternehmen muß um so willkommener seyn, als dieser wichtige Theil des administrativen Wirkungskreises,

wie der Verfasser selbst sich äußert, bisher keiner eignen Behandlung noch gewürdigt wurde.

Bei Heubner erscheint: Synodus Botanica omnes Familias, Genera et Species Plantarum illustrans Editore Leopoldo *Trattinnik* etc. — „Es fehlte der Botanik bisher an einem Werke, das man zu jeder Zeit und aller Orten als ein vollständiges Repertorium sämmtlicher Beobachtungen der äußerlichen Pflanzenformen ansehen durfte, an einem unwandelbaren Cataster, das keine Neuerungen, kein System, keine neueren Entdeckungen und Berichtigungen in seinem Werth verletzen, das vielmehr mit jedem Tage an Vollständigkeit gewinnen muß und sich zu jedem System, so wie zu jeder Art von Gebrauch „ganz und in seine konstituirenden Theile vereinzelt, schickt." Diesem Bedürfniß soll nun das angekündigte Werk abhelfen. Es erscheint in Bänden von 24 Bogen in 8. auf Schreibpapier. Wenn die angebotene Subscription gelingt, so wird der Preis nicht über 1 fl. 15 kr. C. M. für den Band sich erstrecken.

Bei Ant. Schmid ist zu haben: *Andreae Oberleitner* Fundamenta Linguae Arabicae etc. Viennae 1822. in 8. maj. 3 fl. C. M. Ein Handbuch nach den besten Quellen bearbeitet, sowol für Anfänger als Unterrichtete. Das reichhaltige Material ist faßlich und systematisch zusammengestellt, zugleich aber durch dreierlei Typen so geschieden, daß jeder mit Sicherheit erkennen kann, was vor Allem aufgefaßt und dem Gedächtniß eingeprägt, und was erst später als nähere Erörterung und weitere Begründung über den künstlichen Bau, über die mancherlei Eigenheiten und gelehrten Notizen dieses übrigens durchaus regelmäßig ausgebildeten Sprachidioms, vorzüglich bei der Interpretation selbst, durch gelegentliche Anwendung, nachgetragen werden soll.

Bei C. Gerold: Die Stereotypie im Oesterreichischen Kaiserstaate. Ein Ueberblick des John William Wattsschen Etablissements von Stereotypen und Stereotyp-Ausgaben zu Ofen in Ungarn. Mit einem Vorwort über Stereotypie überhaupt und einer gedrängten Darstellung des entschleierten Geheimnisses, nach acht Methoden erhobene Schrift-(Stereotyp-) Platten zum Druck zu verfertigen. Von A. Mittig von Flammenstern. gr. 8. 1822. 20 kr. W. W.

In der Wenglschen Kunst- und Musikhandlung: Weber und Rossini, musikalische Skizze für das Pianoforte, von Hieronymus Payer. Pr. 2 fl. Eine Zusammenstellung der beliebtesten Stücke beider Tonsetzer. „Der schmeichelhafte Gesang des Italieners, und der gediegene gründliche Styl unsers Amphions wandeln hier, durch eine kunstgerechte Hand brüderlich verbunden, einträchtig neben einander her, gleichsam eine Allegorie dessen, was den Freunden der Tonkunst zu thun obläge: beide als Sterne erster Größe zu betrachten, von denen keiner das Licht des andern verdunkelt." — Von Weber finden sich in dieser Zusammenstellung Themate aus dem Freischütz, aus Lützow's Jagd, und der Jubel-Ouverture; von Rossini Stellen aus der diebischen Elster, Richard und Zoraide, Zelmira, Othello und Corradino. Am Schlusse werden die Gedanken beider Tonsetzer mit einander verwebt. „Der Lachchor aus dem Freischütz und Davids (des italienischen Tenorsängers) Arie aus Zelmira. Eine glückliche Idee, welcher der allgemeine Beifall (welche des allgemeinen Beifalls) gewiß ist." — Ob aber die großen Meister applaudiren werden, ist eine andre Frage.

Auch etwas für die Unterhaltung. Bei Tendler und v. Manstein: Historische Unterhaltungen von Franz Gräffer. Als Fortsetzungen der Historischen Raritäten oder Magazin der Denkwürdigkeiten u. s. w. anzusehen. (Wien 1823.) Dieses Büchlein ist sehr reichhaltig an Aufschlüssen, Anekdoten, Notizen u. dgl. aus der ältern und neuern Zeit- und Literaturgeschichte. Leser, die aus verschiedenen Quellen das Wissenswürdige zu schöpfen lieben, mehr um die Neugierde zu befriedigen, als um sich an systematischen Zusammenhang und Gründlichkeit zu halten, finden hier angenehme Nahrung. Wenn auch manches Bekannte sich an weniger Bekanntes reiht, so leuchtet doch überall die Sorgfalt eines fleißigen Sammlers hervor, die Nützliches und Interessantes zu vereinigen bemüht ist. Der Zusammensteller hat auch Aufsätze und Bemerkungen beigemischt, die ihm eigens angehören. Dahin ist zu rechnen die Betrachtung: „Blicke auf den Buchhandel." überschrieben, was früher schon in dem damals von dem Verfasser selbst redigirten Conversationsblatt mitgetheilt wurde. Der Aufsatz ist mit Sachkenntniß und Gewandtheit geschrieben, wie sich's von einem Manne erwarten läßt, der so sehr in diesem Fache bewandert ist. Hr. Gr. besitzt auch einen seltnen Schatz von bibliographischen Kenntnissen, und eine unbegränzte Thätigkeit. Seiner Mitwirkung erfreut sich jetzt die Redaktion des literarischen Anzeigers, wie auch die des Archivs für Geschichte, Geographie ꝛc. was für dieses letztere um so vortheilhafter werden muß, als der Herausgeber bei ausgebreiteter literarischer Wirksamkeit auch die bedeutendsten Aufsätze für die Zeitschrift zu liefern pflegt. In kurzer Zeit erscheint eine neue Sammlung von Gräffer, die in zwanglosen Heften fortgesetzt und den Titel Ceres führen wird, bestehend aus Aufsätzen historischen, ästhetischen, poetischen und kritischen Inhalts.

Ich zeige noch ein neues Geschenk aus der Feder einer Dame an: Licht- und Schatten-Gemälde in gemüthlichen Erzählungen von M. Freiin von Gallot. Der Titel ist recht weiblich, vielleicht um dem Misverständniß vorzubeugen, wozu der Name der Verfasserin etwa noch führen könnte. Ueberflüssige Sorge! Alles geht sehr natürlich zu, und der Lakonismus ist eben nicht ein Fehler der Erfinderin. Unter den mitgetheilten sechs Erzählungen zeichnen sich zwei durch die Veranlassung aus: „Die Kunstreise, nach aufgegebenen Worten sehr wortreich gerathen, hat aber einige interessante Parthieen. Dann die gespenstische Natte. Eine komische Erzählung. Verspricht viel, hält aber wenig, auch kommt es hier ja auf ein Mann, ein Wort! nicht an. Ferner ist diese Art von Komik, wie wir wissen, der Damen starke Seite nicht." Ein Winterspiel (eine Spielerei) veranlaßte dieses Produkt. Ein Glied der Gesellschaft nämlich mußte sich den Stoff zu einem schriftlichen Aufsatz wählen, in welchen jeder von den Uebrigen einen Satz willkürlich einschalten konnte. Binnen vier und zwanzig Stunden sollte der Aufsatz fertig seyn. Freilich läßt sich da nicht viel erwarten, und der Erfolg wird nicht zur Nachahmung reizen. Doch nicht genug verwundern kann man sich, daß eine Dame auf den Gedanken kam, zum Hauptmotiv des Komischen eine Rattenhecke in einer weiblichen Perücke zu erkiesen. Pr! — Die Dame hat Courage.

Ich lasse etwas Herzstärkendes in aller Eile darauf folgen. Ueber Feuer-Versicherungs-Anstalten, oder Darstellung des Zweckes, des Nutzens, der innern Einrichtung und der Verwaltung der Brandkassen. Von Joseph Dorninger, D. der Rechte. 8. Wien, 1822. Der Gegenstand ist rein wissenschaftlich behandelt, unpartheiisch und mit Bündigkeit. Der Verfasser erklärt sich für keine der ausländischen Assekurenzen ausschließend, zeigt aber die Vorzüge und auch die Kehrseite von jeder. Kein wichtiger Gesichtspunkt, der auf den Entschluß zur Einführung und zum Beitritt Einfluß haben kann, bleibt unberührt.

Ein zweites, diesen Gegenstand betreffendes Werklein, das nicht in den Buchhandel gekommen, sondern den Herrschaftsbeamten unentgeldlich vertheilt worden ist, führt den Titel: Vorschlag zur Theilnahme an den in Oesterreich unter der Ems, in Oesterreich ob der Ems mit Salzburg, in Böhmen, Mähren mit Schlesien, in Illyrien und in Steyermark zu errichtenden Brandschaden-Versicherungs-Privat-Anstalten. 4. Wien, aus der k. k. Hof- u. Staats-Aerarial-Druckerei. 1822. Verfasser ist der k. k. Oberstwachtmeister, Ritter von Hügelmüller. Diese Abhandlung

könnte als der praktische Theil der vorher genannten Schrift und als eine Anwendung derselben auf die Lokalität der Oesterr. Monarchie angesehen werden. Beide Verfasser haben, ohne vorhergehende gegenseitige Mittheilung, denselben Gegenstand, der Eine als Rechtsgelehrter, der Andere als praktischer Patriot, bearbeitet. Der Verf. des letztgenannten Werks hat bereits über 200 Subskribenten aus den höheren geistlichen und weltlichen Ständen gesammelt und für Unterösterreich die zur Verwaltung der Anstalt nöthigen Vorstände, mittelst handschriftlicher Zusicherung besorgt. Selbst bereist er alle Viertel unter der Ems, um die Kenntniß seines Vorschlags u. s. w. zu verbreiten. Die günstige Aufnahme berechtigt zu den erfreulichsten Hoffnungen, daß man eine Anstalt auch hier zu Lande nicht länger entbehren werde, deren segensreiche Wirkungen die seit einiger Zeit häufiger, als je, auf einander folgenden Feuersbrünste sehnlichst wünschen lassen.

Ein neues Original-Lustspiel von Ziegler: Die Schöne und die Häßliche, wurde auf dem Palffyschen Theater aufgeführt. Schönes ist eben nichts darin; die Schöne und die Häßliche sind aber Eine Person; jene will ihren Liebhaber auf die Probe stellen. Zu einem englischen Wettreiten um die Braut findet sich eine Menge, meistentheils Karikaturen ein. Unter andern will ein verrückter Lord nur die Allerhäßlichste heirathen, um ein Weib für sich allein zu haben. Als die vermeintliche Häßliche sich ihm endlich entschleiert, stürzt er voll Entsetzen ab. Das Stück ist etwa um ein Paar Akte zu lang; die Begebenheiten laufen buntscheckig durch einander; man lacht wohl, aber man wird so oft dazu gezwungen, daß einem der Spaß vergeht.

Ueber die Verpachtung des Kärnthnerthor-Theaters wird so mancherlei geäußert, was den Stempel der Befangenheit an der Stirn trägt, daß ein Paar unbefangen, ganz einfach zusammen gestellte Worte hier nicht am unrechten Orte stehen mögen. Seine Majestät der Kaiser hatte beschlossen, die großen Ausgaben, welche die Erhaltung der Oper und des Ballets verursachten, möglichst einzuschränken. Es ging die Rede von gänzlicher Auflösung des Tanzpersonals, wozu der kecke Eigensinn eines übermüthigen Meisters eben so gut Anlaß mit gegeben hatte, als von einer andern Seite die dummdreiste Anmaßung manches Singkünstlers, der sich mehrere Monate krank melden ließ, um nicht in dieser oder jener Oper aufzutreten. Die Weisheit und väterliche Sorgfalt des tugendhaftesten Monarchen, der unaufhörlich die glänzendsten Beweise seiner strengen Gerechtigkeitsliebe giebt, indem er ohne Ansehen der Geburt und des Ranges das Laster den Gesetzen unterwirft, pflegt jedoch nicht eher über einen Gegenstand von einigem Belang entscheidend zu verfügen, bis er einer einsichtsvollen Prüfung unterliegen. Eine Commitee wurde daher niedergesetzt, an deren Spitze die Chefs der höchsten Autoritäten sich befanden. Es ward beschlossen, das Theater zu verpachten, wenn sich ein Pächter, des Vertrauens und der Führung eines kaiserlichen Hoftheaters würdig fände. Ein Italiener, der durch mehrere, mit Glück geführte Unternehmungen Beweise seiner ökonomischen Umsicht und Gewandtheit in diesem Fach gegeben hatte, trat nun auf und meldete sich in Verbindung mit Andern, zum Theil angesehenen Einheimischen, zur Uebernahme, die ihm nach gehöriger Ausweisung einerseits, und vielfacher Deliberation andrerseits, nebst der allerhöchsten Zusicherung eines sehr bedeutenden jährlichen Zuschusses, unter nachdrücklichen Bedingungen für die Dauer von zehn Jahren zugestanden wurde. Außerdem ist Domenico Barbaja ein so vermögender Mann, daß ihm der Verlust einer Million allenfalls noch nicht verderblich seyn würde. Fragt man nun, warum das Privilegium einem Ausländer verliehen worden? so dient die Gegenfrage statt der Antwort: Wenn nun kein Inländischer sich fand, oder wenn im bejahenden Fall die nöthigsten Befugnisse ihm fehlten. Erfahrungen riethen zur Behutsamkeit — doch, ich will nicht gern ins Breite fallen. Die Sache selbst liegt mir wenig am Herzen; die Gerechtigkeit desto mehr. Ich habe nicht alle Aeußerungen über diesen Gegenstand gelesen, vielleicht ist eine und die andere sehr billige darunter; von solchen kann hier nicht die Rede seyn. Sollte aber von Misgriffen der neuen Unternehmung die Rede seyn, so muß man erst erwägen, ob diese im Anfang überhaupt zu vermeiden waren; dann, ob eine deutsche sie bestimmt vermieden haben würde, und endlich, ob nicht selbst eine längst bestehende Direktion hier und dort sich eines Misgriffs schuldig macht? — Einschränkungen waren für nöthig erachtet worden; eine Privatperson kann in diesem Fall einen Schritt weiter gehen, als die Liberalität eines glänzenden Hofes gern sich selbst gestatten will. Daß der innere Gehalt des Opernpersonals verringert worden, läßt sich nicht erweisen. Einige bedeutende Mitglieder sind zwar ausgetreten, aber auch mehrere weniger bedeutende. Außerdem mußte der Baum gelichtet werden, auf daß er wieder frische, kräftig grünende Zweige treiben möge. Das Ganze hat an Mitteln durch die mögliche Verwendung der Mitglieder des Theaters an der Wien bereits gewonnen. Daß es der Direktion Ernst sey, die deutsche Oper in den besten Flor zu bringen — würde nicht das Gegentheil sehr thöricht seyn? — hat sie Anfangs gleich gezeigt, und geht jetzt mit aller Macht daran. Ausgezeichnete Individuen betreten schnell nach einander, und fast zu gleicher Zeit die Bühne. Daß nicht alle eben so schnell zu erlangen sind, kann der Unternehmung zu keinem Vorwurf gereichen. Was die Gesellschaft der italienischen Operisten unlängst hier geleistet hat, wissen Alle, die es wissen wollen; nur so viel sey jetzt noch gesagt, daß die Zahl der Tadler gegen die Zufriedenen, wie Eins zu Hundert sich verhält. Einige armselige Kläffer, die sich zur auswärtigen Korrespondenz, sey es wo es immer sey, gewaltsam drängen, schließen sich an den und jenen, der Patronschaft wegen, an, und finden auch wohl einen literarischen Pseudo-Götterboten, der an seinen abgenutzten Sohlen ihre leeren Hülsen weiter trägt. Ein plumper, unverschämter Gesell meldete vor einiger Zeit von einem hiesigen, nicht unbegabten, nun aber hingeschiedenen Dichter, er fabrizire seine Verse im Br—ter—haus. Sind solche Bemerkungen für den Druck geeignet? und soll man den unzarten Verbreiter, oder den boshaften Schulknaben, der sie mittheilt, nach Standesgebühr für diesen Vorwitz züchtigen? müßte jener, wenn er unfähig wäre, aus der Lieferung zu schließen, nicht nach dem Lieferanten sich vorerst erkundigen? Freilich könnte er sehr leicht auf einen Gewährsmann stoßen, der dem kecken Stümperer ein schönes Attestat ausfertigte, oder ein lächerliches Empfehlungsschreiben für ihn inserirten ließe, blos des lieben alten Sprichworts halber: eine Hand wäscht die andre. Die Unwürdigkeit solcher Gesellen sichert sie von meiner Seite überall vor der Publizität. Ich gehöre zu keiner Partei, darum nur dieses noch: wenn die bisher unbillige Tadelsucht Einzelner für Patriotismus gelten soll, so ist sie in die Kathegorie desjenigen zu setzen, dessen ein französisches Blatt, bei Gelegenheit der Aufführung des englischen Othello in Paris, unlängst Erwähnung that.

Unter den Gastspielen haben die der Sängerinnen Sonntag und Siegel, erstere aus Prag, letztere aus München, große Sensation gemacht. Jene trat bald auf dem Theater an der Wien, bald auf dem Theater am Kärnthnerthor auf, und zwar als Prinzessin von Navarra, als Agathe, Rosine, Pamina, Myrrha u. s. w. Angenehme Gestalt, edles Benehmen, Lieblichkeit der Stimme, richtiges Gefühl und eine schon bedeutende Bildung vereinigen sich mit zarter Jugend, diese Sängerin zu einer ausgezeichneten Erscheinung auf der Bühne zu erheben.

Mlle. Siegel, vielleicht in gleichem Alter, tritt als Bravoursängerin glänzend hervor. Ihre Höhe erregt Erstaunen, bei großer materieller Kraft, deren Aeußerung jetzt noch dem Ton zuweilen Nachtheil bringt, besitzt sie im gemäßigten Vortrag seltene Anmuth und eine lebendige Darstellungskraft

Digitized by Google

des Gesanges. Auf dem Hofopern-Theater trat sie zuerst als Königin der Nacht, dann als Amenaide (im Tankredi) auf. In letzterer konnte man sie nicht genug bewundern. Wie es heißt, ist die Sonntag mit ihrer Mutter, einer verdienstlichen Schauspielerin, von der neuen Administration gewonnen.

Das Hoftheater an der Burg hat eine treffliche Acquisition an der jungen Schauspielerin Möller aus Mannheim gemacht, die im vorigen Jahre in einer Reihe von Gastrollen ungemein gefiel. — Die Sängerin Lembert, früher bei dem Theater am Kärnthnerthor, ist nun als Schauspielerin und Mitglied des Burgtheaters, mit Beifall aufgetreten.

Nächstens wird das Kunstwerk des genialen Canova, den Kampf des Theseus darstellend, aufgerichtet werden. Der dazu bestimmte Tempel, mit den Katakomben in Verbindung, wird bald fertig seyn, und der Künstler selbst wird erwartet. Napoleon soll dieses Kunstwerk bestellt und einen Theil der Summe schon vorausbezahlt haben.

Der Fürst Alexander von Hohenlohe hält sich seit einiger Zeit hier und in der Nähe auf. Bald nach seiner Ankunft las er Messe im fürstlich Schwarzenbergischen Sommerpalais. Viele fromme und viele gebrechliche Seelen sollen sich ihm hoffnungsvoll genähert haben; mit welchem Erfolg, ist nicht bekannt.

Du Piémont à la fin de 1821, ou effet de l'influence des sociétés secrètes. A Paris 1822.

Wir Ausländer sind noch zur Zeit wenig aufgeklärt über die piemontesische Revolution, über ihre innere Verzweigung, über den Charakter der in ihr aufgetretenen Personen, und über die auch im Piemontesischen verbreitete geheime politische Verbindung: daher wir mit großer Spannung zur Lectüre der oben mit vollständigem Titel angegebenen Schrift schritten. Könnten wir doch sagen, daß die in uns sich drängenden Fragen beim Lesen dieses Buches auch nur zum Theil eine Beantwortung in demselben gefunden hätten. Der Verfasser hebt an mit rednerischen Perioden gegen die piemontesischen Revolutionäre, geht dann über auf die Carbonari, von denen er bekannte Thatsachen erzählt, unter andern auch die, daß diese Verbindung schon unter Napoleons Herrschaft existirte. Wie Napoleons kraftvolle Politik, die so unerbittlich strenge in ihrem, kein Opfer scheuendem System nach allen Richtungen vernichtend wirkte, nicht vermögend gewesen, diese Verbindung zu vernichten, befremdet uns, und läßt uns auf die äußere und innere Stärke derselben schließen. Dem deklamatorischen Geschwätze über die Carbonari folgt eine Art von Geschichte Piemonts, in der der Verfasser manches Unnütze sagt. Nachdem der Verfasser erzählt, wie es den französischen Revolutionären gelungen, Piemont seinem alten königlichen Hause zu entreißen, spricht er überhaupt über die Unruhestörer in Europa: überall sieht der Verfasser, nur unter verschiedenen Namen, die Revolutionäre auftreten: in England als Radikale, in Frankreich als Liberale, in Italien als Unionisten, in Spanien als Communeros; selbst in unserem Deutschlande, behauptet er, wären dergleichen, und zwar verborgen unter der Maske geheimer Gesellschaften. Der Fremdling muß entweder mit den Erscheinungen unseres gesellschaftlichen Lebens bekannter seyn, als wir, oder er hat durch ein gefärbtes Glas gesehen, wie wir beinahe glauben möchten. Der Verfasser meint, wie er im Laufe seiner Rede sich endlich mit klaren Worten ausdrückt, unter den geheimen Gesellschaften, die er der Ausbreitung revolutionärer Gesinnungen anklagt, besonders die Verbindungen der Freimaurer. Ist der Verfasser mit dem Gegenstande überhaupt, worüber er schreibt, so wenig bekannt, als er es ist mit dem Wesen dieser Gesellschaft in Deutschland, so möchte er recht eigentlich zu der großen Schaar der Unberufenen auf dem literarischen Gebiete gehören. Unverbrüchliche Treue dem Fürsten ist eins der Grundgesetze dieser Verbindung, so viel wir wissen; auch ist der Zweck derselben jeder Politik ganz fremd. Was mag wohl dem Verfasser Veranlassung zu dieser Ansicht von unserem Vaterlande gegeben haben? Vielleicht, daß die politischen Gesinnungen einiger namhaften Leute der öffentliche Verdacht getroffen? Wie berechtigt ihn dies, von einer revolutionären Secte in Deutschland zu sprechen? Von wem sollten solche Verbindungen ausgehen? Meint er Jahn, Arndt und andere, so entgegnen wir ihm, daß, sollten sie sich auch von dem Verdachte unreiner politischer Gesinnungen nicht gerechtfertigt haben, welches wir zur Zeit nicht wissen, ihre Wirksamkeit einem Knalleffecte ganz ähnlich war: denn längst sind die sehr wenigen, durch die Ansichten jener Leute aufgeregten Gemüther dem excentrischen Unsinn abhold geworden; zum Theile sind sie schon wieder, wie wir zu bemerken Gelegenheit gehabt, mit ihrer schönen Aneignungsfähigkeit die Beute ganz anderer Zeitbestrebungen geworden. Unserer Ansicht nach hat der Fremdling nur gegen ein Phantom, welches nach seiner Behauptung Leben und Wirklichkeit unter den Deutschen haben soll, eine Lanze gebrochen. Wir sind um so geneigter, dieses zu glauben, da der Verfasser dadurch seine Nichtkenntniß unseres Vaterlandes ausspricht, daß er gegen den längst vergessenen, nach seiner Versicherung aber auch jetzt noch bestehenden Orden der Illuminaten eifert. Auch unseres Bode, des trefflichen Uebersezers, wird bei dieser Gelegenheit auf eine sehr unwahre Weise gedacht. Nach dieser, bald ganz Europa umfassenden Anklage spricht der Verfasser insbesondere über die Revolutionäre in Neapel, Spanien und Portugal, ohne jedoch eine geschichtliche Aufklärung gewisser, noch im Dunkel liegender Thatsachen zu geben, oder auch irgend eine neue und eigenthümliche Ansicht der bekannten Ereignisse. Nach langem Umherschweifen, wie wir gesehen, kommt endlich der Verfasser auf den glücklichen Zustand Piemonts, den die Revolutionäre zu stören beabsichtigt haben. Hier erwarteten wir wenigstens eine genügende Schilderung des innern Zustandes aller bürgerlichen Verhältnisse dieses Landes zu finden, aber auch hier bekamen wir — leere Declamationen. Zum Nachtische wird noch ein allgemeines politisches Räsonnement gereicht, welches besonders das politische Gleichgewicht Europas berührt, dessen Wandelbarkeit von dem Verfasser ganz vergessen zu seyn scheint. Es ist in der ganzen Schrift keine Gelegenheit dazu gegeben, die der Verfasser nicht benuzt habe, den Monarchen Schmeicheleien zu sagen, woraus wir schließen möchten, daß der Verfasser zu den Umgebungen eines Fürsten gehöre, vielleicht gar zu denen des Königs Karl Felix, mit dessen Lebehoch! diese Schrift endigt.

Zur Notiz.

Es wird von dem Verf. der in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung befindlichen Recension über die in meinem Verlage erschienene „Encyklopädie der Freimaurerei; erster Theil," als etwas kaum zweifelhaftes angenommen, daß der Herausgeber dieses Werks Herr Dr. Krause in Dresden sey. Jedem das Seine! und halte ich mich deshalb für verpflichtet, hierdurch einstweilen zu erklären, daß der eigentliche Begründer des Werks, obwohl ein Deutscher, in Paris lebt, der Herausgeber in Deutschland aber keineswegs Hr. Dr. Krause ist, so sehr es auch zur Empfehlung dieses Buches gereichen möchte.

Leipzig, den 25. Sept. 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 228.

3. October 1822.

Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung in den preußischen Staaten. *)

Was auch auf der Welt vorhanden ist, hat immer zwei Seiten! Wie es die Menschen und die Regierungen machen mögen, es wird immer sein Gutes und sein Böses haben! Indessen muß nothwendigerweise doch immer eins im Ganzen besser seyn, als das andre, und ihm um deswillen der Vorzug gebüren. So verhält es sich denn ebenfalls mit der Thätigkeit der Gesetzgebung. Ist sie außerordentlich rege, so häufen sich die gesetzlichen Bestimmungen; die Dauer derselben wird theilweis so kurz, daß kaum die Sachverständigen davon Kenntniß nehmen können, daß sie in das öffentliche Leben gar nicht übergehen, und daß sie einen hohen Grad von Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit um das, was die Gesetze mit sich bringen, erzeugen; die Sammlungen der Rechtsquellen schwellen zu ungeheuern Lasten an, deren Anschaffung höchst kostbar wird, und zu deren Erlernung ein Menschenalter hinzureichen aufhört; es kommt am Ende dahin, daß vor der Menge von Rechtsbestimmungen das Recht selbst nicht mehr zu erkennen ist, wie die Gelehrten oft vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen können. Nichts desto weniger ist diese Betriebsamkeit der Gesetzgebung doch bei weitem der Trägheit derselben vorzuziehen. Leben ist Bewegung und Kraftanwendung. Wo die Gesetzgebung träge ist, da findet sich auch das politische Leben im Schlafe, oder gar in Erschlaffung. Es beweiset wenigstens ein emsiges Streben nach dem Bessern, wenn die Regierung eines Landes unermüdet beschäftiget ist, die Gesetzgebung zu vervollständigen und zu vervollkommnen. Möge auch zuweilen dies Bestreben mehr werth seyn, als seine Frucht; immer bleibt es die Bedingung aller Fruchtbarkeit, und gelangt durch sich selbst zu höherer Vollendung, indem es nicht müde wird, die begangenen Fehler zu verbessern. Dem Uebel aber, daß das geltende Recht aus der Masse der Gesetze herauszufinden zu schwierig werde, kann dadurch vorgebeugt werden, wenn die Gesetzgebung nicht nur bei der Bearbeitung einzelner Rechtstheile alle noch geltenden Vorschriften verbindet, und dagegen alle vorangegangene Verordnungen außer Kraft setzt; sondern wenn sie auch von Zeit zu Zeit die Früchte ihrer Arbeitsamkeit sammeln, nach der Ordnung der Gesetzbücher zusammenstellen, und solchergestalt authentische Ergänzungen derselben publiciren läßt. Einen solchen Anhang, sowohl für das allgemeine Landrecht, als für die allgemeine Gerichtsordnung, hat die preußische Regierung bereits ausgegeben. Die älteren Gebürentaxen aber hat sie im Jahre 1815 einer allgemeinen Revision unterworfen und neuerdings edirt. Indessen sind seit ihrem und des ersten Anhanges zur Gerichtsordnung Erscheinen über sechs Jahre verflossen; und die Gesetzgebung ist in dieser Zeit so unermüdet gewesen, daß es ein großes Bedürfniß wird, einen neuen Anhang für beide zu erhalten. Diesem Bedürfnisse hilft das vorliegende Werk ab. Denn ob die Redaction einer solchen Ergänzung auf Befehl des Gesetzgebers erfolgt, oder auf den eignen Antrieb eines Sachverständigen, ist im Grunde einerlei, da ja auch im letzteren Falle nur authentische Vorschriften wiederholt werden, deren Gültigkeit an sich dadurch keinen Zuwachs erhält, daß auch die Wiederholung authentisch ist. Nur darauf kommt es an, daß die Zusammenstellung den Anforderungen entspreche, die daran für ihre Brauchbarkeit zu machen sind, nämlich:

1) daß die Wiederholungen und Auszüge der Verordnungen ganz treu sind, und genau den Sinn wiedergeben, den sie bei der Promulgation der letztern hatten;

2) daß sie in derselben Ordnung, welche in den Gesetzbüchern befolgt ist, und mit Hinweisung auf die dadurch betroffenen §§., aufgeführt werden;

3) daß die Sammlung vollständig ist; so daß sie nicht nur alle und jede Abänderungen, Erläuterungen und näheren Bestimmungen der Gesetze, sondern auch die etwa ausgesprochenen Bestätigungen oder authentischen Anwendungen derselben in sich faßt; endlich

4) daß die Quellen angegeben sind, aus denen geschöpft worden ist. Dies ist nicht bloß darum nöthig, weil bei der Auslegung und Anwendung einzelner Bestimmungen es oft sehr gut ist, den ganzen Zusammenhang und die Veranlassung nachzusehen; sondern auch, weil man sorgfältig den Ursprung einer jeden Vor-

*) Der Titel heißt vollständig: „Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebürentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebürentaxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register.“ Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckp. und 2 Thlr. auf Schreibp.

schrift in Acht zu nehmen hat. Denn obgleich im Preußischen die Gerichtshöfe bei allen Verfügungen, außer den eigentlichen Erkenntnissen, den Anweisungen des Justizministerii Folge leisten müssen, und obgleich von diesem zu präsumiren ist, daß dasselbe darin nicht variiren werde, so bleibt doch eine ausgemachte Sache, daß Ministerialverordnungen keine Gesetze sind, und daß besonders der erkennende Richter beide wohl zu unterscheiden habe.

Daß das vorliegende Werk von einer Meisterhand gefertiget, und daß es eben wegen seiner Vortrefflichkeit für Alle, welche mit der preußischen Gesetzgebung fortgehen müssen oder wollen, eine mit Dank zu erkennende Gabe ist, kann Rec. um so zuversichtlicher versichern, da er dasselbe mit der strengsten Genauigkeit durchgesehen hat.

Vor allen Dingen unterliegt es keinem Streite, daß eine solche, den Materien der Gesetzbücher folgende Ergänzung derselben bei weitem praktischer ist, als ein bloßes Repertorium; daß es aber ganz besonders bequem ist, wenn, wie hier, ein chronologisches und ein Sach-Repertorium mitgegeben ist. Demnächst ist die Anordnung überaus zweckmäßig, vermöge der die neue Ordnung für das Verfahren der und vor den Generalcommissariaten von der Gerichtsordnung abgesondert und in einem eignen Titel vollständig vorgetragen worden ist. An Präcision, Vollständigkeit und richtiger Stellung läßt das Ganze in allen seinen Theilen nur sehr wenig zu wünschen übrig, so daß Rec. bezweifelt, ob, wer auch ein solches Werk unternommen haben möchte, Jemand etwas Zweckmäßigeres zu liefern vermocht haben dürfte, als der Verf.

12.

Orangenblüthen, von Carl Borromäus von Miltitz. 2 Sammlungen. Leipzig, bei Enobloch.

Die Manier, welcher der Herr Verf. sich bediente, Bemerkungen, Erfahrungen und kleine Abenteuer seiner Reisen zur Kunde des großen Publicums zu bringen, ist als eine glücklich angewandte zu preisen. Sie gab ihm Freiheit, nach Belieben hie und dort zu verweilen, die Episode, das Bruchstück zu einem Ganzen zu runden, der Dichtung ein unbeschränkteres Feld einzuräumen. In einer eigentlichen Reisebeschreibung hätte das Einzelne nicht, ohne die Harmonie zu stören, so sehr hervortreten dürfen, manches an sich Uninteressante der Vollständigkeit wegen doch auch angeführt werden müssen. Eine Reisebeschreibung liest man selten ohne Vorurtheil; man meint, schon hundert Mal erzählte Dinge abermals erzählen zu hören, und erwartet die Befangenheit oder die Eigenliebe des Beschreibers aus jeder Seite herausschauen zu sehen, wie es dann wohl in der Mehrzahl von Schriften dieser Art sich zu ereignen pflegt. Herr von Miltitz hat dadurch, daß er nationelle Züge in seine Erzählungen verwebte, uns die Sitten, die Eigenthümlichkeit fremder Länder abgespiegelt, und glücklich die Klippen umschifft, an der so mancher Reisebeschreiber scheitert. Hesperiens Lüfte wehen und düften uns aus jenen Geschichten an, die er zum Theil als Augenzeuge berichtet und die meistens in diesen herrlichen Breiten verfielen. Glanzvoll, wie das Blatt der Orange, zart und Wohlgerüche hauchend, wie die Blüthe dieses Gewächses, sind sie in ihrer poetischen Auffassung und sinnigen, klaren Darstellung, aber auch südliche Gluth, südliche, vernichtende Leidenschaftlichkeit haucht uns das Ergebniß zu, daß unter dem schönen Himmelsstrich, wo die goldnen Südfrüchte reifen, auch giftiges Gewürme gedeiht, und daß, wenn unsere heimischen Bäume keine so lieblichen Blüthen erzeugen, keine immergrünen Blätter wie die der Orange, sie auch nicht mit ihren Düften die Sinne verwirren, das Gewissen und den redlichen Willen berauben. Wie in der mächtig schaffenden Natur der Trieb stärker ist am Gestade des mittelländischen Meeres als an der Ostsee, so ist er es auch in der moralischen Welt, und selbst die Religion fügt sich ihm, ja sie ist oft ein Mittel, durch Sophismen sich in den Schlaf zu lullen; sie entzündet die Einbildungskraft dieser leidenschaftlichen Südländer, oder im bessern Fall reizt sie zur sanften Schwärmerei; aber sie läutert nicht die Gefühle, erhellt nicht die Vernunft und setzt der rohen, verheerenden Leidenschaft keine Schranken.

Das erste Bändchen enthält zehn Erzählungen. Gleich die erste, der sterbende Fechter, in der ein junger, deutscher Maler durch die Herzlosigkeit einer verführerischen Tänzerin und ihrer groben Habsucht zu Grunde gerichtet wird, und in Wahnsinn verfällt, der theilnehmende Landsmann (Miltitz selbst), der nicht helfen kann und sich ärgert, daß man das schändliche Betragen der Tänzerin ganz in der Ordnung findet, und Niemand den Raub, den sie an der Verlassenschaft des Künstlers beging, ihr entziehen will; diese Geschichte macht uns anschaulich, daß man sich „aus dem schwülen Lande, wo die Citronen blühen," in die vaterländischen Eichen- und Tannenwälder zurückwünschen könne.

Die Freunde von Terni ist eine schauderhafte Sage aus alter Zeit, die an diesem Ort, der mit schöner Helle, nicht überladener Farbengebung, uns im Gemälde gezeigt wird, noch im Munde Einzelner lebt. Damit der Nebenbuhler die diesen liebende Rosaura nicht erhalte, stürzt Ruggiero ihn und das Mädchen und sich in die Wasserhölle.

Die Catacomben warnen, die Rachsucht, den Neid und die Bosheit des neapolitanischen Pöbels nicht zu reizen und überhaupt stets auf seiner Hut zu seyn. Ein fremder Maler ist nahe daran, in ihren Labyrinthen zu verschmachten, weil er zu arglos einem Führer folgte, der sich ihm anbot, um ihn, den Nebenbuhler, desto sicherer zu verderben.

Aus dem gewöhnlichen Kreis der Erscheinungen in eine höhere poetische Welt gehoben ist Pellegrin, der unter eigener Constellation geboren, als Kind verwaist, Wunderbares erfährt. Er verkennt seinen eigentlichen Beruf zum Künstler, treibt sich an Höfen und in der großen Welt umher, sein sichtbar werdendes Gewissen leuchtet ihm in den blutrothen M. M. nur dann auf der Stirn, wenn die Verirrung schon geschehen ist; früh genug, heilsame Reue in ihm zu erwecken, aber zu spät, die That ungeschehen zu machen. Erst am Sarge seiner Schwester, die er für die Ruhe des Herzens auch zu spät in Anastien entdeckt, wird ihm seine wahre Bestimmung klar, durch kunstgemäße und seelenvolle Melodien die Gläubigen zu hoher Andacht zu erwecken, die erhabenste Wirkung der Tonkunst. Zu viel hat er erlitten, in zu schweren Kämpfen gerungen, als daß er, da ihm geistige Gesundheit wurde, auch dauernd körperlich gesund werden könnte, sein Leben ist im Mark verletzt, er endet bald. Eine schwüle, beengende Luft weht in dieser Erzählung, die daher das Gemüth des Lesers beunruhigt, und nicht zu so erquicklichen und bei aller Wehmuth doch versöhnenden Betrachtungen Veranlassung gibt wie die übrigen; sie ist zu künstlich angelegt, und das stört den reinen Genuß.

Selbstbiographie einer kalabresischen Tanne. Naiv der Grundidee nach, aber sentimental, auf gewisse Weise tragisch und fatalistisch der darin verfolgten Fabel, den geäußerten Reflexionen nach. Ein Fluch macht die Tanne verdorren, ihr Holz bringt Verderben einem Jeden, der es zu seinem Gebrauch benutzt. Endlich wird es zu einer Laute bearbeitet, die eiserne Lanzenspitze von einem späten Abkömmling des fluchenden, zornigen Grafen Roccadura, der sie in den Schaft des Baumes schleuderte, gefunden, und dadurch die erste Ursache gegeben, den Bann zu lösen, die verfeindeten Häuser werden in Liebe verbunden, der Fluch ist gehoben. Die Erzählung neigt sich dem Mährchenhaften zu, ohne fratzenhaft zu werden.

Menechella, nach einer wahren Begebenheit, überrascht durch ihren von dem gewöhnlichen Hergange solcher Geschichten abweichenden Schluß. Der aufgedrungene Bräutigam der Schönen, ein Advocat und echter Buffo der komischen Oper, ist ehrlich, befördert das Glück der Liebenden, ohne dabei in den weinerlichen dramatischen Edelmuth zu verfallen. Das Geständniß des Pietro, wie er durch die Goldbarren, die er statt Kupferbarren sich eintauschte, ein reicher Mann geworden, wird ihm sauer, eben so sauer geht es ihn an, seine Hoffnungen aufzugeben, aber am Ende ist er doch noch redlicher und gutmüthiger als eigennützig und verliebt, und so wird er dann der Schutzgeist des jungen Paares, statt ihr Verfolger zu seyn.

Marianne, eine Kriegsscene, herb, durch und durch gräßlich, endet ohne mildernde Versöhnung. Der Menschenfreund wird an ihrer Wirklichkeit zweifeln, der Menschenkenner ihrer Möglichkeit gewiß seyn.

Die heilige Rose von Viterbo reicht lindernden Balsam auf jene schmerzenden Wunden, man athmet freier, auch wenn die Geschichte keinen heitern Ausgang nahm, hätte sie nicht jene Schrecknisse gezeigt, keine Darstellung der losgebundenen Thierheit im Menschen.

Das zweite Bändchen beginnt mit dem traurigen **Sänger**, der entsühnt stirbt, als der Enkel das Verbrechen, das er an dem Vater beging, und das den Schuldigen von den Furien des Gewissens gepeitscht, wahnsinnig in der Irre umhertrieb, ihm verzeiht, ob es gleich anfangs die Miene hatte, als werde seine Selbstprophezeihung ausgehen, der Jüngling des Vaters Rächer, des Greises Mörder werden.

Maskenfreiheit zeigt die Schlange im Paradiese. Zügellosigkeit, freche, schadenfrohe Scherze sind wohl in jeder großen Stadt heimisch, aber solche durchdachte Bübereien, die auf den physischen oder moralischen Tod eines Dritten abzwecken, möchten mit dieser Leichtigkeit doch nur in einer Gegend, in der die Schrecknisse und das Entzücken der Natur dicht, ohne Uebergangsgrenzen, in Neapel vorfallen können.

Die Bilder des Andrea del Sarto sind schauerlich ernst und verständig ausgeführt. Ein weichlicher Dichter hätte mit einer Hochzeit und allerseitigen Zufriedenheit geschlossen; Militz dagegen keines solchen Mißgriffs fähig, wußte recht gut, daß wo die ganze Geschichte den Helden zu Boden drückt, wo die Anlage gleich von vorn herein schwermüthig und unglückverkündend ist, der Dichter für ihn keine andere Beruhigung finden darf, als im Grabe. Nur ein kindisches Mitleid kann eine innere Nothwendigkeit aufheben, da schonen zu wollen, wo dies thörigt und eben deshalb in seinen Folgen härter, als der Untergang wäre.

Don Giuseppe stellt uns ein echt italienisches Original auf, von der ernst humoristischen Art, eine Gestalt, die man belächeln und bewreinen muß. Die Verwünschungen tragen zuweilen ein ganz besonderes Gepräge, und möchten in Zusammensetzungen und Ausdrücken wohl schwerlich jenseits der Alpen gefunden werden.

Ist dieser Giuseppe ein Geisteskranker, der jedoch im gesunden Zustand schwerlich so anziehend war, denn der Wind von Nordost weht aus der Region verhaltenen Grimms, in launenhafte Possierlichkeit getaucht, so trägt in der **Vallisneria** dem jungen Griechen der Südwest verlorenen Liebesglücks Unheil auf seinen Schwingen; seine Gemüthskrankheit wird völliger Wahnsinn, dort ist sie nur humoristische Verwirrtheit. Die Selbstthümlichkeit Giuseppe's ist ausgezeichneter, sein Unglück aber nicht ohne eine lächerliche Beimischung; sein Geschick gäbe Stoff zu einer Tragicomödie, in der der Narr nicht fehlen dürfte; Zaccar dagegen ist blos durch sein Schicksal bedeutend. Es wäre dies in ein bürgerliches Trauerspiel mit Knalleffect zu verarbeiten, denn den Knoten schürzt ein in die Luft gesprengtes Schiff. — Die Selbstmystification des Erzählers, der den Kopf voll von abenteuerlichen Nachrichten, wie christliche Jünglinge von verkappten Türken mitten in dem Hafen von Venedig gekapert wurden, sich schon in barbarischer Sclaverei sieht, mit grimmigen Gebehrden und noch grimmigern Worten sich vernehmen läßt, bis er zu seiner Beschämung einsieht, wie sehr die Einbildungskraft täuschen kann, ist ergötzlich; sie bildet einen anmuthigen Gegensatz mit den sanft rührenden Stellen der Geschichte.

Ottello sollten Jünglinge zärtlichen Gemüths, die gesonnen sind, nach Italien zu reisen, wohl beherzigen, damit sie sein vorsichtig bei ihren Liebesabenteuern zu Werke gehen, damit ihnen nicht des Eifersüchtigen Gift oder Dolch schade, wie denn überhaupt nichts Gedeihliches für ein deutsches Herz aus der Verbindung mit solch einer flammenden Italienerin entspringen kann. Eine solche Dame wird zwar Liebe mit Liebe erwidern, aber nicht in weiblicher Hingebung sich für das Glück, die Ruhe des Geliebten aufopfern, ihrer selbst um seinetwillen ganz vergessen, wie es doch die jungen Männer von ihren Heldinnen fordern, wenn sie's auch nicht immer mit dürren Worten sagen.

Die Statue ist eine sinn-, geist- und gemüthvolle Motivirung einer bekannten, in manchen Lesarten fast widrigen Anecdote. Reine Erfindung oder Wahrheit und Dichtung ist meisterlich, zumal in der Individualisirung Fernandos, dessen Charakter nur bei einer so methodisch abgeschmackten Erziehung sich auf diese Weise gestalten, durch edle, unschuldige Liebe plötzlich zum Bewußtseyn, zur Klarheit sich läutern, durch boshafte, gemeine Treulosigkeit in Blödsinn sinken und durch den unvermutheten Anblick einer Statue, in welcher er das Bildniß seiner Geliebten zu sehen glaubte, wieder zur vollen Besinnung erwachen konnte. Naturen, wie die seine, aus ätherischen Atomen zusammengesetzt, können hienieden nicht dauernd glücklich seyn; die Sehnsucht, die bei ihnen mehr als bei andern die vorherrschende Seelenkraft ist, läßt keine Befriedigung zu, und so ist es ganz in der Ordnung, daß seine Wünsche, wie er nahe an ihrem Erreichen ist, noch im Hafen Schiffbruch leiden, er zeiht sich selbst der Untreue, und doch liegt der Keim dazu in ihm tiefer, als er meint; das Reale, sey es nun schön oder häßlich gestaltet, wird den jederzeit abstoßen, der einzig von dem Idealen sich angezogen fühlt; auch die schöne Rosaura würde aufgehört haben, die Dame seiner Gedanken zu seyn, wenn sie als seine Gattin von dem Fußgestell herabstieg, auf dem seine, Alles poetisirende Neigung sie erhob. Schwärmer, wie er, können kein stilles, gleichmäßiges Glück ertragen.

Hoffentlich blühen in des Verfassers Gärten noch manche süßduftende Zweige, und zugleich grünt in ihm auch der freundliche Wille, Andere durch seine edle Kunstgärtnerei zu erfreuen und zu belehren.

19.

(2) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the claim shall be deemed to be recorded in the name of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(3) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(4) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(5) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(6) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(7) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(8) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(9) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(10) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(11) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(12) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(13) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(14) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(15) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(16) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(17) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(18) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(19) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(20) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(21) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(22) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(23) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(24) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(25) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(26) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(27) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(28) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(29) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(30) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(31) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(32) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(33) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(34) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(35) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(36) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(37) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(38) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(39) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(40) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(41) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(42) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(43) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(44) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(45) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(46) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(47) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(48) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(49) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(50) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(51) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(52) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(53) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(54) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(55) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(56) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(57) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(58) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(59) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(60) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(61) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(62) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(63) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(64) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(65) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(66) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(67) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(68) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(69) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(70) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(71) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(72) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(73) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(74) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(75) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(76) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(77) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(78) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(79) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(80) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(81) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(82) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(83) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(84) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(85) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(86) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(87) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(88) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(89) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(90) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(91) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(92) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(93) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(94) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(95) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(96) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(97) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(98) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(99) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

(100) Where a claim is recorded in the name of a person who is not a natural person, the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded shall, within thirty days after the recording of the claim, file with the recorder a statement in writing signed by him setting out the name and address of the person in whose name the claim is recorded and the name and address of the person who is the agent of the person in whose name the claim is recorded.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 229.

4. October 1822.

Göthe.

(Artikel aus der dritten Lieferung der neuen Folge des Conversations-Lexicons, welche noch im Laufe dieses Jahrs ausgegeben werden wird. *))

Seitdem der Artikel im vierten Bande (von einem andern Vf.) ausgearbeitet worden, welchen das Conversations-Lexicon, dessen Fortsetzung und Erweiterung die gegenwärtige neue Folge liefert, bei seiner ersten Erscheinung über Göthe mittheilte, hat der seltene Mann nicht aufgehört, das Feld der Kunst anzubauen und das Gebiet der Wissenschaft zu bereichern. Indem er aber fortgefahren, mannichfach die vaterländische Kunst und die vaterländische Wissenschaft zu zieren, haben die neueren Schöpfungen in Beziehung auf seinen eigenen Geist, dessen Auffassung und Verständniß noch bei weitem nicht vollendet scheint, uns zugleich befähigt, manchen tiefern Blick zu wagen, manchen belehrenden Fortschritt zu unternehmen.

Dieser Gewinn wird um so mehr Gewinn für das Ziel, nach und nach den ganzen Mann zu ergründen, als wir in den Arbeiten des Künstlers und Gelehrten mehr erhalten haben, als nur die Früchte der letzten sechs oder sieben Jahre. Zur Reife gekommen sind die inmittelst erschienenen Werke freilich in dieser Zeit. Aber manche mögen während derselben nicht viel mehr erhalten haben, als das, was ihnen für den Eintritt in die Welt hier und dort noch fehlte. Das Zögern des Verfassers mit ihrer Herausgabe vermehrt die Berechtigung, das Licht zu benutzen, welches sie zurückwerfen auf die früheren Aeußerungsweisen seines Geistes, denn mit diesen hängen sie doch gewiß zusammen.

Der Dichtung und Darstellung gehören unter den neuern Arbeiten an: der westöstliche Divan, ferner der erste Band vom Roman, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Schon diese zwei Bücher enthalten vieles, was rein belehrend zu nennen ist. Und noch mehr findet sich dessen in den beiden Theilen, welche des Autors Lebenserinnerungen fortsetzen, demnächst auch in einzelnen Gedichten, welche als heitere Unterbrechungen des ernsteren Vortrags die reinwissenschaftlichen Werke zieren. Der Zweck dieser letzteren Werke ist Kunststudium und Naturstudium. Jenem ist die in kleineren Lieferungen erscheinende Schrift für Kunst und Alterthum gewidmet, die einer früheren, Rhein und Main genannt, folgte. Mit der Naturbetrachtung beschäftigen sich die Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt, insbesondere zur Morphologie, deren erster Band durch die bis jetzt erschienenen vier Hefte geschlossen ist.

Wo mehr wie die Bogenzahl das Verhältniß entscheidet, wie hier es der Fall ist, da läßt sich behaupten, daß nach den vorliegenden Resultaten, während der letzteren Jahre Göthe's wissenschaftliche Thätigkeit im Vergleich zur schaffenden und zur darstellenden das Uebergewicht behauptet habe. Wenigstens befand sich jenes Uebergewicht während früherer Lebensperioden auf entgegengesetzter Seite. Die jetzt hervorragenden wissenschaftlichen Werke aber gewähren eine zwiefache Ausbeute. Reich an neuen und wichtigen Aufschlüssen über Gegenstände des objectiven Wissens, enthalten sie zugleich Aufklärungen über die tiefe Natur ihres Verfassers. Bemühungen für Optik und Farbenlehre, für die Erklärung der Erscheinungen des Lichts, für Mineralogie, Geognosie und Botanik, für Anatomie, Physiologie und Astrologie, für Wetterkunde und für manche, den genannten sich anschließende Gegenstände, kündigen allen diesen Wissenschaften eine neue hoffnungsvolle Bahn an. Aber neben dieser Verheißung geben sie zugleich Aufschlüsse über ihren Autor. Diese Aufschlüsse selbst endlich zeigen denjenigen Mann in tiefer und inniger Eintracht mit aller Wissenschaft, dessen erstes Auftreten die entgegengesetzte Erscheinung darbot. Es ist eine frühere Bemerkung Anderer, daß, seinen eigenen Selbstbekenntnissen nach, der junge Autor sich weder mit der Welt, noch mit der Wissenschaft recht habe vereinigen können. Mit der Philosophie, deren Geschichte ihn schon früher beschäftigt, blieb es beim alten Widerspruch. Wunderbar kam ihm die Logik vor, wenn sie Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit größter Bequemlichkeit verrichtet, aus einander zerrte, vereinzelte und gleichsam zerstörte, um deren rechten Grund einzusehen. Von Gott und der Welt glaubte er so viel zu wissen wie der Lehrer, und an mehr denn einer Stelle schien es ihm in der Theologie gewaltig zu hapern. Den juridischen Collegien war gar kein Interesse abzugewinnen. Die Anlockungen der Chemie und Anatomie waren nicht kräftig genug, um den regsamen Geist ganz für sich zu erobern. Die Stimme der Poesie scheint es gewesen zu seyn, die den lebensvollen Mann von den letzteren beiden

*) Diese neue Folge des Conversations-Lexicons, oder der 11te und 12te Band, erscheint in acht Lieferungen jede von 25 Bogen und sind davon zwei ausgegeben. Der Pränumerationspreis auf das Ganze ist für die Ausgabe No. 1. 4 Thlr. 16 Gr. No. 2. 6 Thlr. 8 Gr. No. 3. 7 Thlr. 12 Gr. No. 4. 9 Thlr. No. 5. 12 Thlr. No. 6 in 4. 12 Thlr.

Wissenschaften wieder abrief. Doch die Art, wie damals das Vaterland die Dichtkunst übte, war seinem Geiste zu kraft- und seelenlos. Große Widersprüche in den Geschmacksurtheilen drohten die Musenkunst ihrem Günstling gleichfalls zu verleiden. Dabei hatte er einen Blick in die seltsamen Irrgänge gethan, welche den Zustand der Gesellschaft untergruben. Er sahe wie Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit nur die Oberfläche desjenigen Daseyns beherrschte, dem er zunächst stand, nämlich des städtischen. Was sich im Aeußern reinlich und anständig zeigte, fand er im Innern oft desto wüster. Das mußte sein Gemüth immer wieder von Neuem erfüllen mit Betrachtungen über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über jenes Hohe und Tiefe, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Und während Alles dem Blick sich trostlos darstellte, was Leben, Wissenschaft und Kunst boten, wogte im Busen tiefe, unstillbare Sehnsucht nach dem Wahren und dem Vollkommenen, für dessen wirkliches Daseyn fast keine andere Bürgschaft zu sprechen schien, denn eben die Kraft und Beschaffenheit jener Sehnsucht. Wenn den Alten der Lethe ein Strom des Vergessens war, so rauschte ein Strom alles verklärender Sehnsucht dem deutschen Dichter in der Seele, und nirgends fand dieser das Entsprechende. Daher die Richtung, von welcher Göthe sein ganzes Leben über nicht abweichen wollte, nämlich dasjenige, was ihn quälte, was ihn erfreute und was ihn beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mit sich selbst im Innern darüber zur Ruhe zu kommen.

Vielleicht bleibt es Vermuthung, vielleicht wird es aber auch mehr wie diese, daß nur bis zur Erscheinung von Wilhelm Meisters Lehrjahren, Göthe Kunst und Poesie in jener Art und in jener Absicht benutzte. Von einem Extrem zum andern geworfen, versöhnte er sich mit einem jeden derselben durch jenes künstlerische Bilden, welches einzelne Lebensmomente erfaßte. Mit dieser oder jener Erscheinung der Außenwelt gerieth er dadurch in Eintracht. Kaum war es auch viel anders mit der Natur. Für immer hatte sie ihm den erquickenden Lebensbecher nicht gereicht; nur in einzelnen Momenten des Entzückens war er von ihrer Allgewalt ergriffen. Aus einem andern Triebe und aus einer andern Ahnung scheinen Wilhelm Meisters Lehrjahre entstanden zu seyn. Hier ist Versuch, durchgreifende Harmonie in das Leben zu bringen. Freilich bleibt arge Skepsis im Spiel, eine Skepsis, die den ganzen Versuch so ziemlich scheitern macht. Aber der Anlaß zu derselben liegt auch sehr nahe, und der Grund, sie in das Buch einzuführen, war von dringender Triftigkeit. Göthe, wenn ihm eine dichterische Conception entstehen sollte, sah sein Inneres gern in Begegnung mit irgend etwas Aeußerem, am liebsten mit irgend einer vorherrschenden Regung in der Zeit, oder der ihn zunächst mitberührenden Welt. Daß die Kunst ihm Italien in mehr als einer Beziehung aus einem neuen Standpunct gezeigt, bezweifelt wohl Niemand. In jenem Lande stellte sie sich als das hauptsächlichste Treiben vieler, ja fast aller Menschen dar. Sie und ihr Leben, beides erschien durch Kunst erhöht. Wer sich ihr ganz widmete, den schien der Zwiespalt einer trostlos zersplitternden Welt wenig zu berühren. Und den Virtuosen schlossen sich andere Personen an, die, wenn auch selbst nicht die Kunst übend, doch in ihrem Genuß und ihrer Betrachtung ein glücklicheres Daseyn zu genießen schienen, wie mancher andere Sterbliche. Die Künstler wußten alle Wirklichkeit in schöne Erscheinung zu verwandeln, der Thätigkeitstrieb des Lebens setzte sich ihnen in ein schönes Bilden, in ein Vervollkommnen der schöpferischen Kraft um. Die Weltleute dagegen erlernten im Lande der Kunst einen höheren Lebensgenuß; es war nur eine andere Art der Kunst, welche sie übten. Sie bildeten das Talent aus, die Dürre des bürgerlichen Daseyns hier durch Freude an eigener und fremder Virtuosität mancher Art zu befruchten, dort wenigstens sie wie mit schönem Schmuck dadurch zu umgeben. So konnte dem deutschen Dichter auf eine liebliche Weise jene Qual beschwichtigt scheinen, die aus tieferer Sehnsucht quillend, unter diesem Himmel den Charakter einer oft wohlthuenden Milde angenommen hatte. Auf diesem Grund und Boden war vielleicht etwas Bedeutendes zu lernen. Doch Weimar selbst darf keineswegs vergessen werden. Es fing diese Stadt an, einer aus dem Mutterlande der Kunst abgezweigten Pflanzschule zu gleichen. So schwebte Göthe zwischen einer zwiefachen Heimath des Lebens und der Kunst. Hier und dort fand er in Gestalt harmonischer Bildung das Daseyn von einem gewissen Zauber umspielt, von dem entkleidet, ihm alle Befriedigung fehlte. Wie schön sich indessen dies alles machte, im Hintergrunde blieb unbeantwortet die Frage zurück, ob der Zwiespalt zwischen dem innern und äußern Leben bis zur Wurzel versöhnt worden, und ob der Dichter gegen jedes Wiedererwachen gesichert sey? Wenn es aber nicht der Fall, wenn die Versöhnung nicht bis zum Kern gedrungen ist, war Göthe von einer Vorahnung darüber unangerührt geblieben? Dies scheint nicht der Fall zu seyn. Selbst aus dem, was in Italien gedichtet worden, läßt sich mancher Grund für das Gegentheil abnehmen. Der Sänger, dessen Lyrik früherhin nur den Gefühlen einer tief bewegten Menschennatur Luft gemacht, empfindet zwar zu Rom und Venedig in seinen Elegien und Epigrammen nur nach Dichterweise. Aber er selbst, der Dichter, wirft einen Blick in das Leiden, welches auch diesen erfassen kann, sobald in seiner Poesie der Zwiespalt der Welt eintritt. Rein dichterisch in den Elegien, gönnt er, noch in antiker Form dichtend, durch Iphigenia dem sehnsüchtigen Verlangen nach der Heimath den Lauf. Dabei sinnt er auf ein Drama, Nausikaa, das dem Wechsel von Heimath und Fremde eine andere Art der Auffassung gönnt.

Und zugleich malt er noch auf Italiens Fluren die traurigen Schicksale des Dichters, dem auf seinem abgesonderten Grund und Boden der Zwist ausbricht, welcher die künstlerische und die bürgerliche Welt, die Bedürfnisse des Herzens und die Traumbilder der Phantasie verfeindet. Es wird der Tasso gedichtet; eine Tragödie, in welcher die Schönheit des Dichterdaseyns zugleich dessen Seligkeit zerstört. Die letzteren drei Dichtungen beweisen, wie jene Lebensanschauung von künstlerischem Daseyn und harmonischer Ausbildung, nebst der ihr verwandten Seelenstimmung, woraus Meisters Lehrjahre hervorgegangen zu seyn scheinen, nicht ganz den Widerspruch unterdrücken konnten, welcher einen Schatten von Zweifel auf die dauernde Allgültigkeit jener Lebensrichtungen zurückwirft, obwol sie sowohl Göthe selbst, wie seinen Freunden nebst manchem Zeitgenossen, wohlthätig scheint gewesen zu seyn. Dieser Zweifel, diese Ahnung von Unzulänglichkeit haben sich in den Roman Wilhelm Meister hinübergetragen. Sie möchten daher wohl gewisse bekannte Urtheile veranlaßt haben, daß der Roman als Ganzes unbefriedigend sey, daß ungewiß und räthselhaft bleibe, was Göthe eigentlich damit gewollt, daß nur eins mit völliger Gewißheit hervortrete, nämlich daß Wilhelm Meister noch kein Meister geworden. Indessen waren späterhin Proben aus Wilhelm Meisters Wanderjahren erschienen. Man hoffte daher auf eine Fortsetzung von den Lehrjahren; und durch sie ward für möglich gehalten, das einstweilen noch mangelhafte Urtheil in Zukunft zu vervollständigen. So blieb ein zureichender Ausspruch über das Werk als Ganzes und als Einheit von Manchem noch aufgeschoben. Nun ist der erste Theil jener Wanderjahre erschienen; aber man hat sich seitdem vom erwünschten Aufschluß über das Werk viel mehr entfernt gefunden, als ihm näher gerückt gesehen. Trotz diesem bieten sich Gründe dar, welche bestimmen müssen, die Aufgabe nicht für unlösbar zu halten. In allen seinen letzteren Werken, den künstlerischen wie den wissenschaftlichen, zeigt sich Göthe in wachsender Uebereinstimmung mit dem Leben und mit den Gegenständen des Wissens. Diese Werke fallen in den Zeitraum, welcher zwischen der Abfassung des früheren Artikels im Conversations-Lexikon und der Ausarbeitung des jetzigen liegt. Sie bieten eine Erscheinung dar, die jene frühere aufzuheben scheint, welche damals der Dichter gegeben. Die Beschäftigung mit dieser Veränderung liegt also hiesigen Orts am nächsten, und die Erklärung derselben dürfte zugleich von manchem Räthselhaften in Meisters Lehrjahren das Dunkel wegnehmen.

Einer Enträthselung wenigstens haben die obigen Betrachtungen bereits vorgearbeitet. Jene mit dem Schluß der Lehrjahre sich steigernde Nichtbefriedigung, die kein Leser sich entschließen möchte, einer dichterischen oder künstlerischen Unfähigkeit zuzuschreiben, weil hinter ihr eine verborgene Absichtlichkeit zu lauern scheint, trifft etwas, das für sie spricht, in der Behauptung an, die Lehrjahre seyen ein Vermittlungs-Versuch mit dem Leben in seiner Ganzheit, aber kein vollständiger, kein unbedingt gelungener Versuch. Der Mensch, der durch harmonische Ausbildung und künstlerische Vervollkommnung in schöne Eintracht und befriedigende Uebereinstimmung mit der Außenwelt gesetzt war, fühlte sich vielleicht trotz des Reichthums von Anschauungen, die das bestätigten, nicht frei von Zweifeln über die Art und über den Werth der letzteren. Nun bleibt es ihm dunkel, wohin diese Art, das Leben zu nehmen, führen möchte. Mußte diese Ansicht nicht in das Werk eines Dichters übergehen, dem die Dichtungen jedesmal aus dem Gemüth quellen, dessen ganze Beschaffenheit abspiegelnd? — Göthe zweifelt noch, und zweifelt um so mehr, je näher er den Resultaten der Bildung rückt. Gerade so zweifelt auch das Werk. Das Schönste, was wir von den Situationen und Ansichten erwarten, verschüttet fast überall eine unbezwinglich hervorbrechende Ironie. Die Wahrheit und Echtheit dessen, was sich trefflich und erhaben darzustellen versucht, belächelt ein unvermuthet sich einstellender Unglaube. Und immer gewaltsamer bemächtigt sich gegen den Schluß des Werkes, alles Raumes ein eintretendes Leeres und Gemachtes. Eine Bildung, die nichts zu bilden findet, die, der Unterlage eines tüchtigen, bildungsfähigen Stoffs entbehrt, geglättete Allgemeinheit wird, eine Entwickelung, die das zur Entwickelung zu bringende Wesen durch Uebermaas in der Richtung verflüchtigt und vernichtet; beiden gegenüber aber ein geheimnißvoll verschlossener, doch in der Entwickelung zertretener Keim, der zu höheren Ahnungen berechtigte; diese zwei Gegensätze bringen Meisters Lehrjahre in fortlaufender Abwechslung zur Erscheinung. Ihnen schließt in manchen Figuren sich jene Selbstgefälligkeit an, die mit übertriebener Unbefangenheit Alles in ihrer Bildung zu besitzen vermeint, während ihr Alles damit abgegangen ist. Der Schluß endlich gibt ein tragisches Aushauchen des durch übertriebene Bildung oder Verbildung unterdrückten Lebens, und jener Naturen, denen unmöglich war, ihre tiefe Kraft jener zum Opfer zu bringen. Ein bloßes Gerüst, ein conventionelles Wesen, eine Schaubühnenartige Lebensverbindung und ein Lehrbrief verdrängen die Fülle der früheren Erwartungen. Sie sind das Ergebniß, welches die mannichfachen Bemühungen krönt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der Anzeige von Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten von Jacobs. Dritter Band.

(Siehe No. 227.)

Zerstreute Blätter von Ode's Hand sind einer reichen Perlenschnur zu vergleichen, wo die schöne sich an die noch schönere reiht, und man in der Wahl zweifelhaft bleibt, welches die beste sey. Wie herzig ist die Geschichte des Berchtesgadner, den der wilde Jugendtrieb in die Welt, auf die Wanderschaft hinausjagte, und den die Sehnsucht nach dem heimischen Herd und einem Mädchen, in dem er die künftige Geliebte ahnet, sie war noch Kind, als er sie zuletzt sah, keine Ruhe läßt, und ihn nach den vaterländischen Bergen und Seen zurückzieht. Im Besitz des geliebten Weibes dünkt ihm das kleine Haus in dem Felsenthal die herrlichste Wohnung, der Hausvaterstand der ehrwürdigste und naturgemäßeste, ihn verlangt nicht mehr hinaus in die Fremde, nicht mehr die Geschäfte des Handelsmanns, die für seinen Wohnsitz passenden, die des Jägers und Hirtens nehmen seine Thätigkeit in Anspruch. Die Feuerrettungsscene will mir nur nicht gefallen, die findet sich in den meisten Romanen, und war hier ganz überflüssig. Nanny würde den wackern Burschen eben so warm geliebt haben, wenn er sie auch nicht aus den Flammen gezogen hätte.

Die Geschichte eines durchaus tüchtigen Ehepaars, ja sogar von zarter Gesinnung (wie denn ein gesunder natürlicher Verstand, ein liebevolles, reines Herz die besten Lehrmeister sind, die zwar keine äußerliche Zierlichkeit anbilden, aber Rohheit und Gemeinheit fern halten), ist in ihrer edlen Einfalt tief ins Gemüth dringend, und von der echten, rührenden Art; bei der man sich, wenn die kühlere Ueberlegung eintritt, der Thräne nicht zu schämen braucht. Die wackern Leute, die durch Vorurtheil und andere ungünstige Ereignisse auseinander gehalten waren, finden sich unvermuthet wieder. Das treue Mädchen schlägt die Anerbietungen und Bewerbungen eines annehmlichen Freiers aus, um dem im Krieg verkrüppelten Thomas die Hand zu reichen. Dürftig, doch durch Genügsamkeit und die innigste Zuneigung beglückt, ist der Anfang ihres Ehestandes, bald scheinen freundlichere Aussichten sich ihnen zu eröffnen; es waren Verlockungen zum Bösen, welche die tugendsame Mariane ohne weiteres Klügeln und Mäkeln von sich weist; aber nun umgarnt sie rachsüchtige Bosheit, man zeiht sie eines Verbrechens, und auch als ihre Unschuld einigermaßen gerechtfertigt ist, verliert sich das allgemeine Mistrauen gegen sie nicht; sie versinken in die bitterste Armuth, der Mann erkrankt, von übermäßiger Anstrengung auch die Frau; der redliche Wille, aber die schwachen Kräfte ihres einzigen Kindes vermögen nur wenig zu lin-

Google

dern, und so sehen sie gelassen dem Tod entgegen, da die sanften Bitten Marianens, der der wahre Christusglaube inwohnt, auch das Murren des Mannes sänftigten, und ihm Ergebung einhauchten. Wie die Noth am höchsten ist, erscheint ihnen der Helfer; mit einer leidlichen Lage bessert sich auch ihre Gesundheit; die Möglichkeit, fleißig zu schaffen, ist ihnen zurückgegeben; noch mehr im Glauben, wie vor ihrem Unglück, sind sie auch noch zufriedener in beschränkter thätiger Häuslichkeit wie zuvor.

Das Walten der Nemesis wird in des aufgeblasenen, herzlosen Augustins Schicksalen recht anschaulich vor die Augen gebracht. Was er an drei Frauen, besonders an der dritten, frevelte, wird ihm durch die vierte, um derwillen er die vorige verstieß, vergolten; verarmt, verachtet, sein Schicksal verfluchend und doch nicht aufrichtig seine Missethaten bereuend, endet er schrecklich.

Außer diesen Erzählungen enthalten die zerstreuten Blätter gar gemüthliche und sinnige Betrachtungen und Lebensregeln, die beschaulicher und frommer Art sind. Aber sie haben nichts Trübes, nichts Frömmelndes; die rechte Lebensfreudigkeit wird für keine Sündhaftigkeit angesehen. Der treffliche Pfarrer in Mainau, ein echter Jünger des Herrn, ist ebenfalls kein Kopfhänger; er weiß, daß auf Erden unsre Heimath nicht ist, daß unsre Sehnsucht erst jenseits gestillt werde, wohin unsre Wünsche und Hoffnungen und Gedanken gerichtet seyn sollen; aber die Erde ist ihm kein Jammerthal; er meint nicht, daß es verdienstlich sey, jedes unschuldigen Vergnügens sich zu entziehen, und die Gottheit als einen grämlichen Eiferer sich vorzustellen, der zürnt, wenn Jemand die innigsten und zartesten Bande liebt, der Natur sich erfreut, und nicht stets von der Verdorbenheit, der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts zerknirscht ist. Gott ist ihm ein gerechter, aber kein schrecklicher Richter; wie erhebend und beruhigend sind daher des andächtigen Sebastians Meinungen von Tod und Fortdauer, wie erbaulich und erwecklich ist sein sanftes Verlöschen; er ist sich des nahen Scheidens bewußt, es schmerzt ihn, sich von der treuen Lebensgefährtin zu trennen, aber wie mild und edel ist dieser Schmerz, der auch die trauernde Wittwe aufrichtet, sie im Glauben stärkt; ihre Traurigkeit ist eine göttliche, die, wie der Apostel verheißt, nicht den Tod, sondern das Leben bringt. Sebastians Lehren lindern auch den bittern Jammer der Wittwe aus seinem Dorf, die Mann und Kinder kurz hinter einander verlor. Die Art, wie sie ohne menschliches Hinzuthun, recht durch eine höhere Schickung für ihr geduldiges Ausharren belohnt wird, indem drei Waisen in ihre Obhut kommen, die sie über ihre Kinderlosigkeit täuschen, und durch liebevollen Gehorsam ihre mütterliche Sorgfalt belohnen, ist ungemein rührend und schön.

In demselben Sinne sind Odos Reflexionen, auch ohne Prunk und künstlich gemachte Einfalt, so recht aus dem Herzen und aus einer gereiften klaren Urtheilskraft entstanden. Ich kann mich nicht enthalten, einige davon auszuziehen, um meinen Mitschwestern einen Vorschmack von dem zu geben, was beim Lesen des Buchs ihrer wartet.

„Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an Andern thut. Der Gute liebt den, welchen er Gutes erweist, wie der Böse den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat."

„Die Grundsätze der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Genußgier, welche in der Nacht des Lebens die Leitsterne unzähliger Menschen sind, gleichen den tückischen Ginen, die den verirrten Wanderer Hülfe bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und endlich in einer Sandwüste abwerfen, wo er vor Durst und fern von menschlichem Troste verschmachtet."

„Das tiefste Wesen der Menschheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe ist die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr bestehen. Sie ist ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verstandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, gibt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit analog ist. Selbst eine unglückliche Liebe hat davon so viel, daß um dieses Restes willen, selbst ihre Schmerzen uns theuer sind."

„Für ein Herz, das sich der Dankbarkeit nicht entschlagen kann, ist es das größte Misgeschick, Menschen verpflichtet zu seyn, die es verachten muß."

„Die Tugend ist nicht das letzte Ziel des Menschen, sondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf diesem Wege trifft Moral und Religion zusammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Heiligung zu Gott dringen; die falsche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienst, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern."

„Die Religion vereinigt die Gesinnungen, die Theologie spaltet sie, der Glaubenszwang fesselt sie. Die Religion gleicht der stillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubenszwang einer sternlosen Winternacht. Die erste erleuchtet und erwärmt, die andere verwirrt, der Glaubenszwang tödtet." 70.

De antiquis quibusdam scripturis et inscriptionibus in Sibiria repertis. Petropoli 1822. IV Vorrede und 6 Seiten Text mit sieben lithographirten Tafeln. 4.

Denkmäler und Ueberreste einer frühern Zeit geben oft da Auskunft, wo Tradition und Geschichte nicht hinreichen. Mauern, Grabhügel, Waffen und Geräthschaften, der jetzigen Bevölkerung fremd, sind neuerdings in verschiedenen Gegenden Sibiriens aufgefunden worden. Unter diesen wird die Aufmerksamkeit des Forschers auch durch hieroglyphische Bilder und Inschriften angezogen, die auf Felsen oder alten Denksteinen eingegraben, sich bis jetzt erhalten haben. Man findet die erstern besonders auf hohen, steilen Uferklippen, wo sie vermuthlich das Gedächtniß irgend einer merkwürdigen Begebenheit haben erhalten sollen, aber die jetzigen Bewohner des Landes kennen ihre Bedeutung nicht. Einige derselben hatte schon Pallas abgezeichnet und in seinen nordischen Beiträgen bekannt gemacht. Vollständiger aber sind diese merkwürdigen Bilder und Inschriften von Herrn Georg Spasky, Adjunct der St. Petersburgischen Academie der Wissenschaften auf einer Reise in jenen Gegenden abgezeichnet worden. Jetzt hat er sie durch Unterstützung des Reichskanzlers Grafen Romanzoff auf sieben Tafeln im verjüngten Maasstab lithographiren lassen, und von der kleinen obengenannten, in lateinischer Sprache abgefaßten Schrift begleitet, den gelehrten Forschungen übergeben. Resultate lassen sich indessen aus Herrn Spasky's begleitenden Blättern nicht anführen; er greift keiner Hypothese vor, und beschränkt sich darauf, genau anzugeben, wo und in welchem Stande er jene Bilderschrift gefunden. Die auf der ersten Tafel abgezeichneten hieroglyphischen Bilder, welche an den Ufern des Flusses Tom, oberhalb der Stadt Tomsk, in einen siebenzig Fuß hohen Fels eingegraben sind, erinnern durchaus an die Figuren, die von Humboldt auf den Klippen der americanischen Wüsten ebenfalls eingegraben gesehen und abgezeichnet hat. Die folgenden drei Tafeln enthalten die Abbildungen hieroglyphischer Zeichen, die gleichfalls in verschiedenen Orten Sibiriens in Felsen und Ufergestein eingegraben und in der Art und Ausführung den americanischen Denkmälern nicht unähnlich sind. Dagegen sind auf den letzten drei Tafeln Inschriften nachgebildet, deren Schriftzeichen leicht für neuere orientalische erkannt werden, jedoch haben Kenner der mongolischen und Mantschu-Schrift sie nicht entziffern können, so daß ihr Sinn verschlossen bleibt, bis er sich vielleicht den vereinten Bemühungen gelehrter Orientalisten erschließt. Dann aber verbreitet sich auch vermuthlich Licht über die vielleicht weit ältere hieroglyphische Zeichenschrift und den noch wenig bekannten Zusammenhang der Völker des nördlichen Asiens und Americas.

121.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 230.

5. October 1822.

De la Révolution Piémontaise, Troisième Edition revue, corrigée et augmentée de notes et de l'analyse de la Constitution Sicilienne. Paris, chez Corréard 1822. 224 pages. *)

Bekanntlich ernannte der Prinz Carl Albert von Carignan am Tage vor der Nacht seiner Entfernung von Turin, den Grafen von Santa-Rosa zum Chef des Kriegsdepartements. Der kräftige und bedeutungsvolle Tagesbefehl, den dieser zwei Tage darauf an die piemontesische Armee erließ, ist eines der merkwürdigsten Actenstücke in der Geschichte dieser dreißigtägigen Weltbegebenheit, und gibt seinem Urheber Ansprüche auf einen historischen Namen. Eben derselbe ist es auch, den der Herausgeber der vorliegenden Schrift als deren muthmaßlichen Verfasser nennt. Recensent glaubt daher, daß dieselbe auf ein desto größeres Interesse Anspruch machen kann, da solche aus der Feder eines Mannes geflossen ist, der in den verhängnißvollen Tagen der piemontesischen Revolution selbst eine Hauptrolle gespielt hat, und welcher es hier unternimmt, dem Publicum eine Darstellung jenes merkwürdigen Ereignisses in seinen Ursachen, Wirkungen und endlichen Erfolgen, zu überliefern. Die, über denselben Gegenstand seither erschienenen Werke tragen sämmtlich das Gepräge der Parteilichkeit, und obwohl auch gegenwärtiges nicht ohne Vorliebe für die Sache abgefaßt scheint, so ist doch eine tiefe und gründliche Einsicht des Verfs. in dieselbe unverkennbar **). Indessen sind die Begebenheiten selbst, deren Gemälde derselbe uns unter die Augen stellt, noch in zu frischem Andenken, als daß solche nicht dem größten Theile unserer Leser noch gegenwärtig seyn sollten. Daher werden wir uns begnügen, sie hier mit demjenigen Theile des Buchs bekannt zu machen, wo dessen Verfasser ihre Triebfedern ans Licht zieht.

Um diese bis zu ihren innersten Tiefen zu ergründen, geht derselbe bis zur Epoche der Wiederherstellung des Hauses Savoyen in seine Besitzungen auf dem Festlande Italiens zurück, die er eine Katastrophe nennt, welche für alle Classen der Unterthanen Victor Emanuels die Veranlassung zur innigsten Freude gewesen, indem sie hierdurch zu den frohesten Hoffnungen für die Zukunft belebt wurden. Doch nur zu bald sahen sie sich in diesen getäuscht. Der gute Fürst war von Rathgebern umringt, die ihn beredeten, daß man die Monarchie seiner Väter auf ihren alten Grundvesten wiederherstellen müsse, und so verschwanden denn alsbald jene heilsamen Einrichtungen, welche die constituirende Nationalversammlung Frankreichs erschaffen und die selbst der aufgeklärte Despotismus Buonaparte's unangetastet gelassen hatte. Dagegen behielt man von der französischen Verwaltung alles dasjenige bei, was ihre Vorzüge verdunkelte, ohne auf die dem ehemaligen System eigenthümlichen Vorzüge, bei der Rückkehr zu demselben, Bedacht zu nehmen. Zu diesen letztern gehörten vornämlich die große Sparsamkeit im Staatshaushalte, und die Polizeiverwaltung, die den Händen der Magistrate selbst anvertraut war. Auch die früher bestandene Autonomie der Gemeinden wurde nicht wiederhergestellt, und die Privilegien, deren sonst mehrere Provinzen und die meisten Städte genossen, blieben abgeschafft. Durch diese Verfügung wurden auch die nicht bevorrechteten Städte und Provinzen ihrer Schutzwehr beraubt, da früherhin die Regierung diese schon um deswillen mit Schonung behandelte, um den Wirkungen einer gehässigen Vergleichung zuvorzukommen. Da nun jene neuern Institutionen, im Einzelnen genommen, dahin streben, eine Monarchie factisch unumschränkter zu machen, und die willkürliche Gewalt mit allen Mitteln zu versehen, um schnell und ohne die heilsamen Hindernisse gerichtlicher Formen sofort ihre Wirksamkeit zu üben, so litt Piemont desto empfindlicher durch alle Nachtheile der alten Regierungsart. Zudem waren in den verschiedenen Departements Männer aus der französischen Verwaltungsschule angestellt, die ohne weise Unterscheidung deren Formen und Gebräuche in die alte Regierungsmaschine einzuführen suchten, und woraus denn zwei Parteien hervorgingen, die sich niemals einander verstanden und so wechselseitig ihr Werk zerstörten.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verf. in die Details der Staatsverwaltung ein, zeigend, wie die, bei den einzelnen Zweigen derselben getroffenen Einrichtungen, die Unzufriedenheit der Nation zur Folge haben mußten. Unter diesen war es vornämlich die Polizeipflege, welche der Willkür freien Spielraum gewährte und zu häufigen Mißbräuchen der Gewalt Veranlassung gab. Denn dieser Verwaltungszweig befand sich unter der Oberleitung eines Ministers, zu dessen unumschränkter Verfügung eine große Anzahl von Inspectoren u. s. w., und das Corps der königl. Carabiniers stand. Es bildete derselbe mithin gleichsam eine mächtige Hierarchie im Staate. — Die Mängel der Justizverfassung waren nicht minder bemerklich. Insonderheit war die Sicherheit des Eigenthums im höchsten Grade gefährdet durch die königlichen Gnadenbriefe, die zum Besten der Schuldner und nach Gunst ertheilt wurden. Im Gefolge dieser Begünstigungen verlor der Adel, der davon am häufigsten Nutzen zog, viel in der öffentlichen Meinung, und wurde demnach bald Gegenstand des allgemeinen Mistrauens und des Volkshasses. Dem geraden Sinne des Königs entging die Ursache dieser Stimmung nicht, und um dem Strome der Ungerechtigkeit einen Damm entgegenzusetzen, untersagte er sich

*) In Nr. 162 u. 165 dieser Blätter befindet sich zwar schon eine Anzeige dieser Schrift; da indessen die Blicke Deutschlands in diesem Augenblicke aufs neue nach Italien gezogen werden, so dürfte ein nochmaliger Bericht über sie um so weniger überflüssig erscheinen, da die gegenwärtige von andern Gesichtspuncten ausgeht, als die frühern.
d. Red.

) Es sind der Werke über die piemontesische Revolution bis jetzt drei zu unserer Kenntniß gelangt, nämlich: Trente jours de Révolution en Piémont, par un témoin oculaire, Druckort: Lyon; — Précis historique sur les révolutions des royaumes de Naples et de Piémont en 1820 et 1821, par Mr. le Comte D*; und — Histoire de la Révolution de Piémont, par Mr. Alphonse de Beauchamp, Druckort: Paris. Anm. d. Ref.

selbst, durch eine höchste Erklärung, die Befugniß der Einmischung in civilrechtlichen Transactionen. Allein seltsam genug war es, daß demungeachtet noch Gnadenbriefe ausgetheilt wurden. Und diese Uebertretung einer, aus eigner allerhöchsten Machtvollkommenheit erlassenen, gesetzlichen Bestimmung, schreibt der Verf. den Einflüsterungen einiger alten richterlichen Personen zu, die es nicht billigten, daß der Souverain der Fülle seiner Gewalt Schranken gesetzt hatte, welches sie eine gefährliche Neuerung nannten. — Hindernisse anderer Art erwuchsen dem Gange der Rechtspflege aus dem Mangel ihrer Uebereinstimmung mit der Polizeiverwaltung; denn diese, anstatt mit der Justiz gemeinschaftlich demselben identischen Staatszwecke nachzustreben, leistete selten die Dienste, die man in dieser Beziehung von ihr zu erwarten berechtigt war.

Bei der Finanzverwaltung vermißte man schmerzlich die erforderliche Sparsamkeit bei Bestimmung der Ausgaben.

Während dem Kriegswesen der Marquis de St. Marsan vorstand, waren mehrere zweckmäßige Einrichtungen, besonders bei der Infanterie, getroffen worden. Unter seinem Nachfolger aber traten höchst nachtheilige Veränderungen ein.

Die im August 1819 erfolgte Ernennung des Grafen Balbe zum Minister des Innern hatte die Hoffnungen der Nation aufs neue belebt. Allein dieser Staatsmann hatte mit zu großen Hindernissen zu kämpfen, um das von ihm beabsichtigte Gute bewirken zu können. Ueberdies blieb derselbe mit der öffentlichen Meinung unbekannt, da es in Piemont an denjenigen Instituten fehlte, die zu deren Kenntniß führen konnten. Denn die Freiheit der mündlichen Aeußerung über politische Gegenstände kann diese um so weniger gewähren, als sie sich selten auf Sachkenntniß stützt, und daher oftmals mit bitterem und ungegründetem Tadel verknüpft ist, dem die Regierung keine Rücksicht schenken kann.

Selbst das permanente Conferenzconseil, womit der König sich umgab, und das aus den Ministern mit Portefeuille bestand, verfehlte seinen Zweck, weil an dessen Spitze kein Staatsminister von überwiegendem Einfluß stand. Demungeachtet hing die Entscheidung einer jeden Sache von einiger Wichtigkeit von der Uebereinstimmung dreier verschiedener Willensmeinungen ab: der des Königs, des Grafen von Revorent, seines Vertrauten, und endlich der des einschlägigen Departementalministers; und so geschahe es denn, daß eine Vereinigung der Ansichten oftmals die Wirkung zufälliger Umstände war.

Den Einfluß der Königin auf die Staatsgeschäfte gibt zwar der Verf. zu, jedoch nicht in dem Grade, als von Andern behauptet worden ist. „Es ist nur zu wahr," sagt derselbe, „daß diese Fürstin, welche durch die Anmuth ihrer Person, die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und die Annehmlichkeiten und Lebhaftigkeit ihres Geistes die Freude unseres Hofes gewesen war, die man in Piemont mit Ungeduld erwartete, mit Enthusiasmus empfing, bald gegen die Nation eingenommen wurde. Sie glaubte dieselbe verändert; sie brachte gegen die gesellschaftlichen Verbesserungen Vorurtheile mit, die eine unglückliche Folge ihres langen Aufenthalts in Sardinien waren." Endlich nennt uns der Verf. unter den Triebfedern der Staatsmaschine den Abbé Botta, Beichtvater des Königs, der diejenigen Anordungen veranlaßte, die im geistlichen Departement getroffen wurden und wobei man die unverzeihlichsten Fehler beging.

Nach dieser Schilderung der innern Lage des Staats werden wir zunächst auf die Bühne geführt, wo die Ereignisse des Jahrs 1821 sich zutrugen. Die Vorschritte des Grafen Balbe ließen eine Verbesserung der Gesetzgebung und Justizpflege erwarten, die nicht in dem Sinne seines Vorgängers, des Grafen Borgarelli, war. Dieser, an die Spitze des Senats von Turin gestellt, erlaubte sich in der am ersten Tage des Jahres gewöhnlichen Anrede, dem Könige unter andern zu sagen: „Sire, geruhen Sie sich zu erinnern, daß die alten Gesetze des Staats die Schutzwachen seiner Sicherheit und seines Glanzes sind. Erlauben Sie nicht, daß eine unbescheidene Hand dieselben antaste. Dergleichen Neuerungen können großes Unglück herbeiführen." Da diese unbedachtsame Aeußerung Borgarelli's ohne weitere nachtheilige Folgen für ihn blieb, so verschwanden alle diejenigen Hoffnungen, die man von der, durch Balbe beabsichtigten Abstellung der seitherigen Mißbräuche gehegt hatte und jede Aussicht, daß durch eine feierlich verkündete Gesetzgebung und durch eine Achtung gebietende Justizpflege, woran die Nation ein so lebhaftes Interesse nahm, die unumschränkte Regierungsform ein Gegengewicht erhalten würde, ward für immer entrückt. Hierzu kam noch die Besorgniß vor einer Finanzcrisis, in deren Gefolge man entweder einem Staatsbanquerotte entgegensah, oder einer gänzlichen Auflösung des Staates selbst, die das Volk als ein Werkzeug den Händen einiger Factionsmänner überliefern mußte.

Betrachtungen dieser Art führten den aufgeklärten Theil der Piemonteser zu der Ansicht, daß ihr Land einer Verfassung bedürfe, welche die Minister verantwortlich mache, und der Obhut eines Parlaments, das die Regierung zur Annahme eines regelmäßigen Verwaltungssystems veranlasse, dem Deficit in den Finanzen zuvorkomme, der Nation gute Gesetze gebe und deren Vollziehung verbürge. Es mangelte an einer jeden, auch noch so unvollkommenen Einrichtung, um der Regierung auf dem gewöhnlichen Wege über jene Bedürfnisse des Landes Aufklärung zu geben, und man fing an zu glauben, daß zuletzt nur noch das Mittel einer Revolution zum Zwecke führen könne. Jedoch hätten Rücksichten gegen den verehrten Souverain noch lange verhindert, zu diesem Extreme zu schreiten, wenn nicht gleichzeitig äußere, politische Verhältnisse eingetreten wären, die diese Katastrophe beschleunigten.

Die Revolution zu Neapel und die Vorbereitungen, welche getroffen wurden, um deren Resultate rückgängig zu machen, waren die unmittelbare Veranlassung zu derselben. Diese Ereignisse des Augenblicks glaubten die piemontesischen Patrioten benutzen zu müssen, um dem Hause Savoyen diejenige reelle Macht in Italien wieder zu verschaffen, die früher in den Bestimmungen über dieses Land, der Erweiterung des Territorialbesitzes ungeachtet, ihm geraubt zu seyn schien; zu gleicher Zeit schmeichelten sie sich, einem andern Hause das in Italien erlangte Uebergewicht entreißen zu können. Bei der jetzt folgenden Darstellung der Begebenheiten, mehr noch aber bei Entwickelung der eigenthümlichen Ansichten, ist des Verfassers Antipathie gegen das erlauchte Kaiserhaus vorherrschend, gegentheils seine Absicht unverkennbar, dem Selbstherrscher Rußlands Weihrauch zu streuen. „O Du," apotheosirt er diesen Monarchen, „dessen Herz die mächtigste Krone des Weltalls noch nicht hat verderben können, geruhe uns zu sagen, ob der heldenmüthige Spanier sein Haupt mit dem von dem Blute, das er für seinen König vergoß, gefärbten Mantel verhüllen sollte, um ruhig die Streiche zu empfangen, die ihm dieselbe Hand, der er den Scepter wiedergab, versetzte? Es gibt Leute in Europa, die dies zu sagen wagen möchten; denn sehen sie nicht die Völker als Heerden an, die der Willkür des Herrn überliefert sind? Allein Alexander gehört nicht zu diesen Leuten."

Wir übergehen, was der Verf. über die Neapolitaner und ihre Revolution sagt. Bemerkenswerth aber ist es, daß ihm die sicilianische Constitution vom J. 1812, deren Analyse dem Werke beigefügt ist, für Neapel bei weitem angemessener erscheint, als die spanische, für welche die Liberalen Piemonts sich nur um deswillen ebenfalls in der Folge entschieden, „weil sie ihre erste Pflicht gegen das Vaterland verletzt haben würden, wenn, aus halsstarriger Anhänglichkeit an politischen Theorien, sie dem gemeinschaftlichen Vaterlande

das traurige Schauspiel liberaler Italiener dargeboten hätten, die in zwei Parteien getheilt gewesen, zu einer Zeit, wo Einigkeit und Eintracht das einzige Mittel des Heils waren."

Demungeachtet gab es in Piemont Personen, die den Wunsch und die Hoffnung hegten, in ihrem Vaterlande eine mehr monarchische Verfassung einzuführen, die sie erst dann aufgaben, als der Uebergang der Oesterreicher über den Po zu Turin bekannt wurde. Dieses Ereigniß vereinigte die Ansichten Aller, denen die Freiheit und Unabhängigkeit Piemonts am Herzen lag. Es brachte zur schnellen Reife ein Unternehmen, das, nach den militairischen Berechnungen, die der Verf. über die möglichen Erfolge desselben anstellt, zwar kühn, aber nicht verwegen zu nennen war. Denn das Gelingen desselben war bedingt, nicht durch die Siege, wohl aber durch den Widerstand der Neapolitaner; und da erschien es keineswegs als eine Thorheit, wenn man annahm, daß eine Armee von 50,000 Mann regulairer Truppen, unterstützt von 60,000 bewaffneten und exercirten Milizen, einige Monate der österreichischen Armee widerstehen, blutige Gefechte liefern, und so den Italienern das Bild eines Krieges darbieten könnte, anstatt daß sie, wie es wirklich geschah, plötzlich und wie durch einen Zauberschlag, von der Erde verschwand. Unter dieser Voraussetzung wäre die piemontesische Armee, acht Tage nach der Revolution, in die österreichische Lombardei mit 20,000 bis 25,000 Mann eingerückt, denen der übrige Theil derselben, den man, vermittelst einiger Bataillone Nationalgarden, leicht auf 70,000 Mann hätte bringen können, bald gefolgt wäre. Da sich hier nur wenige österreichische Truppen befanden, so hätten sich die Piemonteser recht zeitig der Linie an der Etsch bemächtigen und Mantua einschließen können. Noch vor der Ankunft einer neuen kaiserlichen Armee würden die, der Herrschaft der Fremden müden Völkerschaften des obern Italiens die Fahne der Nationalfreiheit aufgepflanzt haben.

Die Unruhen, welche am 12ten Januar unter den Studenten zu Turin Statt fanden, erklärt der Verf. als durchaus fremd der zwei Monate später ausgebrochenen Revolution, obwohl man sie als eine Vorbedeutung derselben ansetzen könnte. Auch die Verhaftungen, die in den ersten Tagen des März an der Person des Prinzen de la Cisterna, des Marquis de Prié und des Chevalier de Perron vollzogen wurden, trafen diese Männer, ohne daß sie wirklich Theil an einer Verschwörung genommen hatten. Diese hatte mehrere Häupter aber kein Oberhaupt, wozu denn endlich jene sich entschlossen, den Prinzen Carl Albert v. Carignan zu erwählen, der einen großen Eifer für die italienische Sache an den Tag gelegt hatte, und der, seit der Revolution von Neapel mit dem Gedanken umzugehen schien, der große Mann des neuern Italiens zu werden. „Allein," so bemerkt der Verf.: „wenn die Einbildungskraft des Prinzen sich an dieser Idee ergötzte, so war sein Geist nicht erhaben genug, um ihm die Rolle vorzuzeichnen, welche die Umstände des Landes ihm anwiesen und vollkommen rechtfertigten; und sein Herz war weit entfernt, den erforderlichen Muth zu besitzen, um diese Rolle zu erfassen und mit Standhaftigkeit durchzuführen, der Hindernisse ungeachtet, welche die Ereignisse in den Weg legen könnten. Hieraus erklärt sich sein Betragen und die plötzlichen Ausbrüche italienischen Geistes, die durch ihre scheinbare Energie selbst diejenigen Personen erschreckten, die der Sache des Vaterlandes am meisten ergeben waren, und im Gegensatze hiermit wieder diese Augenblicke gänzlicher Muthlosigkeit, wo, nach des Prinzen Ansicht, nichts mehr zu thun, nichts mehr zu hoffen blieb."

Selbst während den verhängnißvollen Tagen vom 6ten bis zum 13ten März, wo das Werk der piemontesischen Revolution durch Verkündung der spanischen Constitution vollbracht wurde, offenbarte sich dieser schwankende Charakter des Prinzen, und die Verschwornen hatten mehr als einmal Gelegenheit, sich den bangsten Ahndungen für die Zukunft hinzugeben. Diese Besorgnisse hatten, wie die folgenden Erscheinungen es bewiesen, nur zu viel Grund, und die kurze Dauer der Regentschaft des Prinzen, die durch eine unheilbringende Unthätigkeit und falsche Fortschritte sich auszeichnete, bereitete im Voraus des Vaterlandes Schicksal, das durch die denkwürdigen Begebenheiten des 8ten Aprils endlich seine Vollendung erhielt.

53.

Göthe.

(Fortsetzung aus No. 229.)

Allgemein und skizzirt konnte dieser Umriß nur seyn, weil seine Bestimmung es mit sich brachte. Also weder über die Composition von Wilhelm Meisters Lehrjahren im Ganzen verbreitet er Licht, noch gibt er zu jeder viel bedeutenden Situation oder jeder Eigensinnigkeit in diesem Buche den Schlüssel. Aber niemand fordert von beiläufigen Erwähnungen jene erschöpfende Ausführung, die verdient, Inhalt eigner Werke zu werden. Dagegen gibt die aufgestellte Andeutung mehrmals einen erwünschten Anhalt. Sie führt auf einen Standpunct, von dem aus manche Partie, manche Gruppe des Gemäldes sich bestimmter überschauen läßt. Sie stellt, wie sie auch Zweifel hinterlassen oder Widerspruch hervorrufen mag, den Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre wenigstens richtig zwischen den Geist der früheren und zwischen den der späteren Göthischen Werke. Das Buch unternimmt mit halbem Glauben den Versuch, gewisse Mißhelligkeiten des Dichters zwischen seinem, also zwischen des Menschen Innern mit sich und mit der Außenwelt zu vertragen. Mag doch vielleicht der Dichter, als er anfing zu schreiben, gehofft haben, einen befriedigendern Erfolg darstellen zu dürfen, wie den, welcher sein Werk schließen mußte. Tadeln dies auch wahrscheinlich diejenigen Kritiker, welche unerschütterliche Feststellung des Plans der beginnenden Ausführung wollen vorangehen lassen, so kann sich Göthe deshalb beruhigen. Jede Einbuße von dieser Seite ersetzt ein Gewinn höherer Art; und eine Erklärung des Werkes in diesem Geiste ist nichts weniger denn Tadel. Freilich dürfen dramatische Dichter ihre Pläne zu dramatischen Compositionen nicht deshalb, weil sich in den Meinungen und Systemen während der Arbeit eine Veränderung und ein Wechsel ereignet, umändern, ein Fall, welcher mit Schillers Don Carlos eingetreten war; Romane machen hier einen Unterschied. Sie werden vielleicht gerade dann recht bedeutend, wenn der Dichter, statt sie plangemäß zu schreiben, in seinem Lebensgange einen Genius besitzt, der ihm den Gang der Begebenheiten und die Hauptwendungen vorschreibt. Und wenn irgend wo, so dürfen sie dann einen Einfluß von dem Leben des Dichters Raum gönnen, wenn jenem sich anzuschließen ihr Zweck und ihre Bestimmung war. Der Einfluß, welcher von einem sich zufällig in der Zeit hervorthuenden System hervorgebracht wird, ist und bleibt ein willkürlicher, und dieser zerstört. Aber wohl darf das Leben selbst mit der ihm inwohnenden Gewalt der Wahrheit wirklich da eintreten, wo es bestimmend einzutreten befugt ist. Dies möchte bei Wilhelm Meisters Lehrjahren der Fall gewesen seyn. Dem Dichter ward es überflüssig, für das Werk einen Schluß zu erfinnen. Er bedurfte nicht, zur Erdichtung seine Zuflucht zu nehmen. Dem Inhalt nach war alles durch gewisse Erfolge in der eigenen Innenwelt und in der gesammten Außenwelt gegeben. Der Erfindung bedurfte es nur Behufs der Form und zum Behuf der Einkleidung. Göthe scheint

an sich, scheint an äußern Umgebungen, ja scheint an gewissen allgemeinen Folgen und Erfolgen der bekannten lediglich auf Bildung und Kunstsinn gerichteten Bemühungen die Erfahrung gemacht zu haben, daß sie am Ende nicht leisten, was sie versprachen. Diese Betrachtung gibt einen erklärenden Leitfaden, und derselbe führt um so weiter, wenn unvergessen bleibt, daß vieles für Wilhelm Meisters Lehrjahre bereits vorgearbeitet seyn mochte, bevor Göthe den Feldzug in der Champagne mitmachte, welchen der fünfte Band seiner Denkwürdigkeiten so ungemein anmuthig beschreibt. Erzählt er aber sein Leben oft selbst, um das Entstehen mancher Werke zu erklären, so ist auf seinen Seelenzustand, wie er ihn an jenem Ort in der sehr merkwürdigen Zwischenrede schildert, und auf alles dasjenige Gewicht zu legen, was ihm, so weit wir Kenntniß davon erhalten haben, entgegentrat und beschäftigte, nachdem er von Pempelfort und Düsseldorf nach Weimar zurückkehrte. Von außen angenehm angeregt, innerlich bereits mit naturwissenschaftlichen Gegenständen, und namentlich mit der Farbentheorie beschäftigt, hatte er, frohen und heiteren Sinnes, einen Augenzeugen jenes Feldzuges abgegeben und war dadurch näher Beobachter eines großen und historisch wichtigen Ereignisses geworden. Aber dessen unglückliche Wendung — ein sich erneuernder Anblick des Nichtigen in allem, was die Zeit geschichtlich entstehen ließ, hatte die alte Wunde erneuert. Nur erfüllte der Wiederanblick von Mißhelligkeit und Spaltung diesmal die Seele beinahe mehr mit unruhiger Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, Tieferen und Ernsten, das der Flüchtigkeit menschlicher Neigungen und der Wandelbarkeit alles Wesens gegenüber liegt, als mit quälendem Mißbehagen über die Werke der Zeit. Pempelfort mit seinen damaligen Bewohnern, Jakobi, Hemsterhuis und den Anhängern von Stolberg entsprachen und widersprachen auf merkwürdige Weise dem Gemüthszustande des Dichters. Als er den Kreis derselben verließ, um sich in Weimar der Kunst wieder zu widmen, schien ihn keine Begeisterung stark und kräftig genug zu durchdringen, für eine Kunstschöpfung voll und unendlich, wie es die herrlichsten der früheren Früchte seines Geistes gewesen. Er gesteht, bei den zunächst folgenden Arbeiten, Fehlgriffe im Stoff und in der Ausführung begangen zu haben. Aber eine neue Periode bereitet sich vor. Als Fortsetzung der alten und neuen Thalia erscheint eine bekannte Zeitschrift, die Horen. Hier schien die Kunst ihre Vermählung mit der Philosophie feiern zu wollen. Aber schon die in den Vorgängern der Horen vernommenen Erinnerungen des ältern Schlegel an die göttliche Komödie des Dante ließ nie vorausahnen, was noch vor Ende des Jahrhunderts in seinen ersten Aeußerungen sich kund gab. In welchem Geiste und auf welche Weise Novalis Behauptung, „die Anarchie sey das Zeugungselement der Religion," zu verstehen sey, legte sich an den Tag. Man schien diese Religion nicht mehr entbehren zu können, und zuerst ward die Kunst sich dessen, was sie von ihr zu empfangen habe, bewußt. Man kennt genugsam die Zeit, welche sich nun in der deutschen Poesie ausbildete, und es war der Anfang dieser Periode gewesen, mit der auch die öffentliche Erscheinung von Meisters Lehrjahren begonnen hatte. Vieles, ja vielleicht alles schien nach dem Schluß dieses Buchs im Verfasser wieder aufgeregt worden zu seyn. Daß der Faust ein Thema, allseitig wie das Leben selbst, darbiete, und daß mehrere Perioden aus dem Leben Göthe's sich in dieser Dichtung berührten, haben schon andere geurtheilt. Die Wiederaufnahme jenes Thema in einem bewegten Gemüthszustand erklärt sich daher leicht, und der Dichter selbst gesteht sie in der dem Gedicht vorangestellten Zueignung ein, indem er die schwankenden Gestalten wieder hervorruft, die sich einst seinem trüben Blick gezeigt, indem er sich abermals zugendlich erschüttert bekennt, und indem er beginnt, des Lebens labyrinthisch irren Lauf zu wiederholen. Von Außen her aber begegnete sich hiermit in dem Gebiet, worin Göthe bisher am liebsten verweilt hatte, die Wiederaufnahme des Zusammenhangs christlicher Kunst mit christlicher Religion. Nicht blos ältere christliche Religionshymnen gab man ihrer rhythmischen Form nach im deutschen Idiom wieder, sondern man verpflanzte auch die romanischen Formen gewissermaßen wieder zurück in die deutsche Poesie. Vielleicht traf das Ereigniß auf dem deutschen Parnaß mit der Nothwendigkeit zusammen, die sich in Göthe's Gemüth angeregt hatte. Er, niemals eine gewisse Richtung auf die Töne verschmähend, welche die Gegenwart anzustimmen begann, wußte den eigenen Zustand sowol mit dem innern Wesen, wie mit dem äußern poetischen Charakter, den der neue Zeitgenius ankündigte, zu verschmelzen. Man thut aber Unrecht, wenn man die Tragödie Faust für eine Erweiterung des Fragments dieses Namens und für weiter nichts ansieht. Sie gleicht vielmehr einer Verwandlung desselben. Im Fragment liegen dem unersättlichen Triebe des Doctors Reinheit der Natur und fromme Unschuld gegenüber. Der Tragödie ist vom Anbeginn an ein Zusatz religiöser Heiligkeit beigegeben. Des Fragmentes Schluß erscheint zwar milder. Aber wenn dieser Schluß auch das Herz weniger zerreißt, so liegen doch gerade deshalb diejenigen beiden Gegensätze, auf welchen die Anlage des Ganzen hauptsächlich beruht, am Schluß ungleich ferner auseinander. Faust, der in den letzten Szenen des Fragments wieder bei mondhellen Nächten auf den Höhen der Berge wandelt, entläßt uns eigentlich mit nicht mehr, denn einem leisen Hoffnungsschimmer. Ganz anders in der Tragödie. Margarethe, bevor sie gerichtet worden, graut vor Faust, und was Mephistopheles als ein Gericht betrachtet, das über sie gehalten wird, erklärt eine Stimme von oben für ihre Rettung, ganz wie in allen Völkergeschichten wirklich einst alle Gerichte Versöhnungen oder Explationen waren. Nun mag Mephistopheles auch mit dem von ihm angegriffenen Faust verschwinden; der geretteten Margarethe graut nicht mehr vor ihrem Verführer, sondern sie ruft ihm ihr Heinrich nach. Die Betrachtung über das tiefsinnige und vieldeutige Gedicht muß sich auf die Herausbildung jener beiden Züge beschränken. Der Leser ist gerade deshalb von dem zerreißenden Schluß mehr ergriffen, weil die beiden Gegensätze sich um vieles näher gerückt sind. Und hierauf gerade kömmt es an. Nachdem Faust gedichtet war, ist der Zwiespalt im Leben noch einmal, jedoch nun in anderer Form angeregt worden vom Dichter in den Wahlverwandtschaften. Der Kampf des bewußten Willens und des innigen Triebes, oder der Natur mit einer Ordnung, welche die Menschen willkürlich schaffen, endet hier auf eine Weise, die zur tiefsinnigsten Betrachtung hinziehet. Wissenschaft und Leben, Betrachtung der Natur- und der Menschenthätigkeit fangen seitdem an, dem Dichter eine befriedigendere Seite darzubieten. Beide entsprechen aber vollkommen demjenigen Geist, aus welchem man die ersten Eigenthümlichkeiten zu erklären hat, welche Göthe in seinen frühesten Aeußerungsweisen als Dichter bezeichnen, ein tiefes Verlangen nach organischem Daseyn. Aber ein jedes Verhältniß, worin er sich zur wissenschaftlichen oder zur praktischen Außenwelt zu stellen versuchte, verweigerte bis dahin mit solcher Herbigkeit ihm diesen tiefsten Wunsch der Seele, daß er genöthigt war, den ganzen darnach durstenden, dafür siedenden Sinn in den eigenen Busen zurück- und zusammenzudrängen. Um aber die gehörige Muße zur Betrachtung zu gewinnen, wie sich die nun eintretende Geistesverwandlung an seinen späteren wissenschaftlichen Arbeiten bekundet, mag die Darlegung an den künstlerischen Hervorbringungen, nämlich dem weltöstlichen Divan und Wilhelm Meisters Wanderjahren vorangehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 231.

7. October 1822.

Politische Literatur.

Des partis en France et dans la Chambre des Députés pendant la Session de 1822. Paris 1822. 40 S.

Ein reiches Thema wird in diesen wenigen Blättern mit Geist und lebendiger Darstellungsgabe abgehandelt. Es ist eine Rang- und Stammliste der beiden Heere, welche in Frankreich um die Herrschaft ringen; ohne Blutvergießen in der Deputirtenkammer und in den Wahlversammlungen; aber ernsthafter, wiewohl hier die Unterliegenden zum Theil von ihren Meinungsgenossen verleugnet werden, in den überall ausbrechenden Verschwörungen. Die Eintheilung in Regimenter und die Angabe der Bundesgenossen jedes Theils, wodurch die scheinbare und wirkliche Stärke derselben nachgewiesen werden soll, scheint unter andern den Zweck zu haben, die Wähler an das zu erinnern, worauf sie zu sehen, und was sie zu thun haben, um recht im Sinne ihrer Partei zu wählen. Denn, sagt der Verf., gar vieles ist in dieser Hinsicht selbst in Paris nur wenigen bewußt, in den Departements aber gänzlich unbekannt. Vornämlich aber wird auch hier wieder der Satz ausgeführt, daß die Revolution in Frankreich unerschütterlich begründet und alles Bemühen vergeblich sey, die Grundlagen der geselligen Ordnung, welche sie gelegt habe, wieder umzustürzen. Vielmehr fordere der allgemeine Geist der europäischen Cultur gleiche Grundlage für alle Völker, und unaufhaltsam ziehe der Siegeswagen der Revolution nach und nach durch alle Länder der Erde.

In diese letzte Frage wollen wir uns hier um so weniger einlassen, je bedenklicher an sich unter den gegenwärtigen Umständen die Behauptung ist, und je weniger unser Verf. selbst bei derselben verweilt. Wenn er als den Grundcharakter der Revolution die Gleichheit vor dem Gesetz angibt, so könnten sich alle Staaten dieselbe gefallen lassen, denn sie verträgt sich recht gut mit dem monarchischen Princip, welches so sehr das allgemeine Gesetz der alten Welt geworden ist, daß nur einige wenige und sehr unbedeutende Ausnahmen davon Statt finden. Ein Staat, welcher einen Unterschied in der Heiligkeit und Sicherheit der Rechte machen wollte, würde den Namen eines Staats nicht verdienen, und des Erhaltens nicht werth seyn. Das Grundgesetz der Allianz vom 26. Sept. 1815 ist kein anderes, indem die Gebote Christi allen Menschen ein gleiches Recht auf Sicherheit, Gerechtigkeit und Liebe geben. Die Frage ist nur, ob jene fromme Außenseite der Revolution nicht bloßer Trug ist, und darüber wird die Welt freilich sobald noch nicht einig werden.

Doch in dem Sinne, wie der Verf. die Revolution nimmt, mag sie wohl in Frankreich unerschütterlich befestigt seyn. Der Vergleich mit der Lage, in welcher sich die christliche Kirche unter Julian befand, ist allerdings nicht unpassend; auf den Sieg unter Constantin folgte eine kurze Reaction, wobei sie mit denselben Waffen angegriffen wurde, welche sie vorher für sich gebraucht hatte. Aber eben der Gebrauch dieser Waffen, die Anwendung der von der christlichen Kirche selbst aufgestellten Grundsätze, machte ihre Gegner nach und nach zu ihren Anhängern. So ist auch von den Royalisten in Frankreich anfangs alles verworfen und angefeindet worden, was zu dem repräsentativen System gehört, die Wahlen, das Recht der Steuerverwilligung, das Recht, die Minister anzuklagen, u. s. w. Allein in der Zeit, da sie von der Staatsverwaltung verdrängt waren und sich in der Minorität befanden, haben sie alle diese Institutionen und constitutionellen Grundsätze für sich benutzt, (selbst die Preßfreiheit fand unter ihnen die eifrigsten Vertheidiger, solange die Censur nicht in ihren Händen war) und sich mit ihnen so ausgesöhnt, daß jetzt nur davon die Rede ist, dieselben zu ihrem ausschließlichen Vortheil anzuwenden. Dieses wichtige Resultat verdankt Frankreich theils dem festen Sinne, mit welchem der König das repräsentative System bei seiner zweiten Restauration aufrecht gehalten hat, theils dem Benehmen der Deputirtenkammer im J. 1815.

Diese Chambre introuvable hat zwar nach der Ansicht des Verfs. Frankreich großen Schaden zugefügt und noch mehreres beabsichtigt, allein sie ist sowohl als historisches Ereigniß von Wichtigkeit, als der Nation durch die Wirkung nützlich geworden, welche sie auf die Denkungsart der aristokratischen Wortführer gehabt hat. Sie hat, bei allen ihren Verirrungen, doch jene großartige Weise behauptet, welche der Kraft und Bestimmtheit immer eigen ist. In ihr entfalteten sich die kraftvollsten Männer der alten Aristokratie und ihrer Clientenschaft ohne Rückhalt, ohne Reue für die Vergangenheit, ohne Sorge für die Zukunft. Von der Tribüne herab regierten sie Frankreich, und ihre furchtbarsten Gegner wurden mit Gewalt niedergeschlagen und zum Stillschweigen gebracht. Seitdem sind jene wieder

of Texas which comes and goes with the seasons and which is not a permanent body of water. Lake Texoma is a man-made lake on the Red River which forms the boundary between Texas and Oklahoma. Lake Texoma is a permanent body of water.

mit ihnen gemein haben, ausgenommen einen kleinen Anstrich von feiner Sitte, durch welchen sich die ersten auszeichnen, und dessen Mangel die letzten in den glänzenden Gesellschaftszimmern der Minister so bemerkbar macht. Sie machen die eigentliche Macht der Minister aus, und aus ihnen ist Herr Corbieres hervorgegangen. Sie bilden die Masse der Deputirten, welche sich regelmäßig bei ihrem Collegen Piet (Advocat, aus dem Dep. der Sarthe) versammeln, und hier, wenn sie drei oder vier Reden gehört haben, beschließen, was den folgenden Tag in der Kammer geschehen soll. Selten ist dabei die Rede von allgemeinen Grundsätzen und Interessen, desto mehr aber von localen und persönlichen Rücksichten. Die Reunion-Piet ist jetzt für die Wirksamkeit der Minister eine große Erleichterung, weil sie bei ihr sehr in Ansehen stehen; sie könnte ihnen aber einst sehr gefährlich werden, wenn es irgend einem Ehrgeizigen gelänge, die Minister aus ihrer Gunst zu verdrängen.

(Der Beschluß folgt.)

Irrenhäuser in Italien.

Wir haben früher in diesen Blättern einige Nachrichten über die Einrichtung der Irrenhäuser und die Behandlung der Geisteskranken in England, und beiläufig in Frankreich, mitgetheilt, und zwar, bei dem Blicke auf die großen Fortschritte, welche unsere deutschen Anstalten für Seelenkranke gemacht haben, mit stolzer Anwendung des Klopstockischen: Das hebt uns über sie! Aehnliche Regungen erwachen, wenn wir vernehmen, was uns ein spanischer Arzt, Dr. Valentin, in seiner Reise durch Italien (Voyage médical en Italie — Nancy et Paris) von den Irrenanstalten dieses Landes erzählt. Wir führen die Thatsachen an, die er mittheilt. Das Irrenhaus zu Aversa, 8 Meilen von Neapel, steht unter einem alten Geistlichen, Giovanni Mana Langueti, der sich rühmlich bemüht, durch alle psychischen Mittel auf den zerrütteten Geist seiner Pfleglinge zu wirken; Ketten und Schläge, die sonst überall in Italien noch üblich, sind abgeschafft, aber die Zwangweste bei Wüthenden eingeführt. Man gibt nur sehr wenig Arznei. Das Schwungrad hat man angewendet, aber ohne Erfolg. (In der Heilanstalt auf dem Sonnenstein aber hat man es, wie den Drehstuhl, sehr wirksam gefunden, um Tobende zur Ruhe und hartnäckig schweigende Irre zum Reden zu bringen.) Die Genesenen und die minder verrückten Kranken spielten auf einem eigens errichteten Theater Lustspiele. Unser Reisender hörte am Sonntage vor der Messe ein Concert, das die Geisteskranken aufführten. Nicht weit von ihnen, in einem Gange, befanden sich mehrere seelenkranke Priester, welche in priesterlicher Kleidung ihr Brevier beteten. Gegen Mittag gingen alle in die Messe, wo man gleichfalls Musik mit Gesang aufführte. (Der Berichterstatter über das vorliegende Werk, in der Bibliothèque universelle, vermuthet, daß dieses Mittel, die Irren zu zerstreuen und ihre geistigen Fähigkeiten zu üben, nur in gewissen, bestimmten Fällen wirksam sey, dagegen aber bei allen denjenigen, wo es gefährlich ist, die Phantasie zu erregen und die bei Geisteskranken so reizbare Eigenliebe zu wecken, schädlich werden könne, und meint, daß körperliche Bewegung, kurz, jede Behandlung, welche die Muskelkraft in Thätigkeit setzt, wesentliche Vorzüge habe. Wir bemerken dagegen, daß Aufführung von Schauspielen allerdings eine sehr bedenkliche Zerstreuung seyn mag, da sich auch bei der sorgfältigsten Wahl der Stücke kaum verbürgen läßt, daß nicht die kranke Seele durch Gedankenverkettung nachtheilig werde gereizt werden. Musik aber ist wohl nur in sehr wenigen Fällen nachtheilig. In Sonnenstein hat man sie heilsam gefunden, wiewohl man bei den Concerten, welche mehrere Pfleglinge einmal wöchentlich aufführen, jetzt mit Recht, nicht mehr wie sonst, eine fremde Gesellschaft als Zuhörer oder Theilnehmer zuläßt. Dem sonntäglichen Gottesdienste [mit Gesang und Orgel] wohnen hier die meisten Irren bei.) In Rom werden die Irren in dem Hospital Santa Maria della pietà unbarmherzig mit häufigem Blutlassen, Ketten und Ochsenziemerhieben behandelt, und man kennt die Zwangweste nicht. Als der treffliche Degerando als Commissair der französischen Regierung in Rom war, suchte er dieses Mittel einzuführen, aber Vorurtheile, die sich auf religiöse Gründe berufen wollten, haben diese Bemühung vereitelt. Wohnungen, Nahrung, Reinlichkeit — alles ist durchaus nicht, wie es in solchen Anstalten seyn soll. Auch in Livorno gebraucht man Handschellen und Ketten. Valentin sah zwei Tobende, die man mit Ketten in ihrem Bette hielt. In Bologna legt man den Wüthenden Ketten an die Füße, doch fängt man schon an, das Zwanghemd zu gebrauchen. In Venedig, Vicenza, Verona, Mailand, Genua, Turin sind auch noch Ketten im Gebrauche. Valentin sah in dem Hospital Senavra, zwei Meilen von Mailand, in einem Zimmer dreißig Wüthende, wovon die meisten, an Händen und Füßen gefesselt, ein schreckliches Geheul ausstießen. Hatten sie eine Hand frei, so schlugen sie mit dem Ende der Kette auf den Fußboden oder auf Bänke. Man war aber im Begriff, die Zwangweste einzuführen. Das von Dr. Valentin vorgeschlagene Brennen auf dem Kopfe — und zwar im Genick und auf dem Hinterkopfe — mit einem heißen Eisen, wurde bei einigen Kranken mit Erfolg angewendet. — In Nancy thun dieß die barmherzigen Schwestern im Hospital der Wahnsinnigen mit eigener Hand. — Im August 1820 befanden sich in der Senavra 470 Seelenkranke, und zwar mehr Weiber als Männer, ein Verhältniß, das in den vorher gehenden Jahren in noch weit höherem Grade Statt gefunden hatte.

Ueber das, unter ähnlichen Anstalten in Italien sich auszeichnende Irrenhaus in Florenz, dessen Dr. Valentin nicht erwähnt, finden wir eine willkommene Nachricht von Pictet im Maistück der Bibliothèque universelle. Die Anstalt befindet sich seit 1788 in dem großen Hospital San Bonifazio, das aber noch immer Ausschlagkranke, Invaliden und Soldaten aufnimmt. Seit jener Zeit wurde durch die Sorgfalt des Professors Chiarugi die frühere Behandlungsweise der Geisteskranken gänzlich geändert. Die Anstalt steht jetzt unter dem wackern Romanelli, und hatte im März 1821 eine Zahl von 137 Seelenkranken, die in einer besondern Abtheilung des Gebäudes sich befinden. Diese Abtheilung besteht aus langen, jedoch zu schmalen Gängen, die von der einen Seite Licht erhalten und auf der andern von den Zellen eingefaßt sind, deren jede von einem Irren bewohnt wird. Diejenigen, welchen man einige Freiheit erlauben kann, gehen in den Gängen umher, und dürfen auch, unter Aufsicht einiger Wächter, in den Höfen des Hospitals zu gewissen Stunden sich aufhalten. Das vergitterte Fenster jeder Zelle öffnet sich nach außen, die Thür nach innen. In jeder ist ein eisernes Bett mit einer Matratze und sehr reinlichen Tüchern und Decken. Die den Kranken bestimmte Nahrung wird auf eine besondere Art in die Zelle gebracht: Eine halbkreisförmige Marmorplatte, worin sich drei Löcher in Gestalt von Trichtern befinden, dreht sich auf einer Angel, und wird, sobald man im äußeren Gange die drei Höhlungen mit Speisen angefüllt hat, in die Zelle gedreht. Unschädliche Geisteskranke wohnen auch wohl beisammen (In Sonnenstein wohnen gewöhnlich 2 — 4 Kranke beisammen, selten einer allein, Tobende ausgenommen). Man hat hier die Zwangweste bei Tobenden so nachtheilig gefunden, daß man sie fast gar nicht mehr anwendet. Wüthende werden mit Handschellen, die man an beide Seiten der Bettstelle heftet, auch sogar mit Schellen an Füßen und Hals im Bette fest gemacht. Unter

den Irren waren mehrere Weiber, die durch Leidenschaft in Geisteszerrüttung gerathen waren, unter andern eine junge Frau, die wahnsinnig geworden war, weil ihr Mann ihr verboten hatte, ihren Cicisbeo zu sehen. Arme werden unentgeldlich aufgenommen; für diejenigen, welche bezahlen können, gibt es drei verschiedene Preise, und zwar 35, 39 und 41 Franken monatlich. Im Ganzen beschäftigt man sich in dieser Anstalt weniger mit der Heilung, als mit der Sicherung und der Pflege der Kranken, wie auch aus obigen Angaben zur Genüge hervorgeht.

48.

Kritische Hefte für Aerzte und Wundärzte, von Dr. J. Chr. Gf. Jörg. Leipzig 1822.

Unter diesem Titel will Hr. Prof. Dr. Jörg neue Mittel, herrschende Meinungen, neue Methoden, neue Theorien und neue Vorschläge von Wichtigkeit in dem Gebiete der Medicin und Chirurgie streng prüfen, und es sind bereits zwei solche kritische Hefte erschienen, von denen das erste, als Einleitung zum Ganzen, die wichtige Frage beantwortet: „wie sollen wir als Aerzte prüfen, um das Gute zu erhalten?“ Das zweite würdigt Dr. Sam. Hahnemann's Homöopathie; das dritte soll die Wundercuren des Fürsten von Hohenlohe zum Gegenstande haben. Diese Hefte sollen in unbestimmten Zeitabschnitten erscheinen, und jedes auch für sich ein Ganzes ausmachen. — Zwar scheint es uns eine kühne, ja verwegene Idee zu seyn, wenn man sich zum Richter über alles dasjenige aufwerfen will, was in dem ganzen großen Gebiete der Medicin vorkommt, und recht Wenige möchte es geben, welche diesem Geschäfte gewachsen sind. Auch wird die Wahrheit, zumal bei entgegengesetzten Ansichten und bei Revolutionen, welche in dem Ganzen der Wissenschaft sich vorbereiten, oder unvorbereitet keck hervortreten, durch die Kritik eines Einzelnen, und wenn es auch ein eminentes kritisches Genie wäre, selten, wenn irgend je, in ihrer ganzen Allseitigkeit, Klarheit und Bestimmtheit ausgemittelt werden; im Gegentheil zeigt die Geschichte der ältern und neuern Zeiten, daß dies immer nur in Folge der vereinten Anstrengungen von vielen geschah; durch eine Beurtheilung ist noch kein System um seine usurpirte Herrschaft gekommen. Auf der andern Seite aber ist es eben so gewiß, daß die Ansichten und Urtheile der Mehrzahl immer von Einzelnen ausgehen, als es einleuchtet, daß die Mehrzahl aus Einzelnen besteht. Auch ist unser Verf. nicht blos auf dem Gebiete der Geburtshülfe, sondern auch auf dem Felde der Medicin und Chirurgie einheimisch, und immerhin wird es interessant seyn, die Urtheile von denkenden Köpfen, die sich zu nennen keinen Anstand nehmen, über manche Ereignisse der Zeit zu hören, ja es muß auch unbezweifelt dies von großem Einflusse auf die Zeitgenossen und ihren Geist seyn; und wir wünschen aufrichtig, daß das Unternehmen von Jörg nicht nur Beifall, sondern auch Nachahmung finden möge. Die Charlatanerie und Verfinsterungssucht wird dann trotz des breiten Bettes, in welchem sie dahin strömt, einen Damm finden, durch den sie aufgehalten wird. —

Es ist schon oben gesagt worden, daß in den vor uns liegenden beiden Heften, außer der Einleitung, die Homöopathie gewürdigt wird. Wenn dies nun auch hier nicht gerade zum erstenmal geschieht, und wenn auch mehrere andere bereits früher ihre Stimme über dies Product der neuern Zeit bald in ausführlichen Abhandlungen, bald in kurzen Urtheilen, immer aber in der Hauptsache meistens in Uebereinstimmung mit unserm Verf. abgaben, so hat denn doch die gegenwärtige Würdigung einige Eigenthümlichkeiten, auf welche wir unsre Leser aufmerksam zu machen für dienlich erachten. Erstens ist sie in einer solchen Sprache und Form abgefaßt, daß sie auch den Nichtärzten zugänglich ist, ja es scheint dies mit Absicht geschehen zu seyn. Wenn nun freilich auch weder Aerzte noch das größere Publicum einen Vortheil davon haben, daß ärztliche Streitschriften vor das letztere gebracht werden: ja wenn es sich sogar erweisen läßt, daß die Kranken dadurch oft irre geleitet werden und am Ende alles vernünftige Vertrauen zu Aerzten und ärztlicher Kunst verlieren können; so hat in dem gegenwärtigen Falle Hahnemann selbst allen diesen Nachtheil zu verantworten. Denn er war es, der von dem Urtheile der Aerzte an das des größern Publicums zuerst appellirte. Er machte seine Klagen über andere Aerzte in öffentlichen Blättern, die ein gemischtes Publicum haben, bekannt; hier empfahl er seine Mittel und Methoden, und setzte die letztern in soweit auseinander, als er es für sich dienlich fand. Wohl mag es daher verzeihlich und erlaubt, vielleicht auch für das allgemeine Beste nützlich seyn, wenn ihm Jemand auf eine Weise antwortet, die Jedem verständlich ist und in eben derselben seine Meinungen und Behauptungen beurtheilt. Man wird finden, daß dies in dem zweiten kritischen Hefte geschehen ist. — — Ferner, und das ist eine zweite Eigenthümlichkeit der krit. Hefte, gab sich Jörg die Mühe, einen Theil der Beweisstellen, welche Hahnemann aus ältern Schriften für seine Behauptung aufstellte, nachzusehen, und fand dabei, daß die untersuchten Citate theils ganz falsch sind, theils den citirten Worten einen Sinn andichten, der nicht in ihnen liegt, und „nicht das finden läßt, was ihnen der Autor unterlegt.“ Dagegen bemerkt Jörg gelegentlich, daß einige Schriften, in welchen das Princip der Homöopathie ganz klar und deutlich ausgesprochen wird, und welche Hahnemann höchstwahrscheinlich kannte, gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden; z. B. eine Schrift von Paracelsus, einige Behauptungen von de Haen ꝛc. Das Resultat, welches Jörg aus dieser Untersuchung zieht, lautet S. 124 folgendermaßen: „Wer eine neue Lehre mit solchen Gründen, wie H. für seine Homöopathie aufgestellt hat, zu stützen sucht, wer so unbesorgt, so unvorsichtig und öfters so ohne alle Prüfung fremde Autoritäten für sich redend einführt, wo selbige geradezu widersprechen, wer unpassende Sätze und ungeeignete Fälle so commentirt, wie man es im Organon finden kann, wer, mit einem Worte, seine Sache mit so wenig Zuverlässigkeit und mit solcher Hintansetzung der Wahrheit vorträgt und versicht, der ist nicht im Stande, tausendjährige Erfahrungen niederzuwerfen.“ — Endlich erwarb sich Jörg das große Verdienst, mit einigen Arzneimitteln Versuche an Gesunden anzustellen und dabei die Grundsätze in der größten Strenge zu befolgen, welche Hahnemann aufstellt. Ausführlich werden hier die Versuche beschrieben, welche er mit der China und dem Schwefel machte. Das erste von diesen Mitteln heilt bekanntlich mit großer Sicherheit die kalten oder Wechselfieber; Hahnemann hatte behauptet, daß es auch Wechselfieber erzeuge, und es war ihm entschlüpft, daß eine Unze innerhalb 24 Stunden dies nothwendig bewirken müsse. Sieben Studirende nahmen China und vier von ihnen verschlangen sogar eine ganze Unze, aber — keiner von ihnen bekam das Fieber. — Der Schwefel ist ein bekanntes Heilmittel der Krätze und soll nach Hahnemann einen der Krätze ähnlichen Hautausschlag erzeugen. Neun Studirende nahmen Schwefelblumen, aber nicht ein Einziger bekam irgend einen Ausschlag. Diese Versuche werden mit diplomatischer Genauigkeit beschrieben. — Außerdem wird summarisch erwähnt, daß auch mit andern Mitteln Versuche gemacht worden wären, welche die Hahnemannischen Angaben von den Symptomen derselben im Ganzen eben so wenig bestätiget hätten. Am Ende der Schrift wird endlich das neulich bei Reclam erschienene Archiv für die Homöopathie mit kurzen Worten, aber charakteristischen Zügen und mit treffenden Bemerkungen beurtheilt.

23.

Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 232.

8. October 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze.

Ein Doctortitel und ein Almanachstitel — wie reimt sich das zusammen? Diese Frage bietet sich mir, indem ich dieses Taschenbuch aufschlage, so ungesucht dar, daß ich sie nicht aus meiner Recension zu weisen wage. Denn wir Recensenten haben auch unsern Aberglauben, obgleich wir, weil der Aberglaube jetzt in der schönen und häßlichen Literatur Mode ist, als Oppositionsmänner, also gewissermassen auch aus Mode, gegen den Modeaberglauben zu Felde ziehen. Wir sind allzumal Sünder; jedoch stehen die Almanachsschriftsteller im Sündenregister über uns; denn ihre Sünden sind immer die Vorläufer und Anreizer zu unsern, und hielte mir z. B. keine Eva — wir mögen nun darunter die Wilmans'sche Buchhandlung oder die Redaction des literarischen Wochenblatts verstehen — diesen literarischen Adamsapfel vorden Mund, so könnte ich mich nicht daran versündigen.

Der erste Einbiß gibt einen angenehmen Geschmack, zwar nicht sonderlich stark und würzig, aber doch frisch und reinlich — oder, um wieder als Recensent und nicht als Hans Adam zu reden: das kleine Lustspiel zur Erklärung der bekannten zwölf Monatsvignetten, oder vielmehr umgekehrt, illustrirt durch diese Kupferchen, ist nett und wohlgefällig. Der Verfasser desselben ist der Herausgeber des Taschenbuchs, und es führt den Titel: Der Freiwerber wider Willen. Ich will hierbei noch bemerken, daß ich einem Redacteur gute Beiträge für sein eigenes Taschenbuch immer besonders gut anschlage, aus dem einfachen Grunde, weil er, als Almanachsmonarch, und zwar in einem ganz unbeschränkten und unconstitutionellen Staate, aufnehmend und belohnend, verwerfend und beschneidend, wie es ihm beliebt und ohne alle Rechenschaft, weil er, sage ich, in diesem Stande der Dinge seine eigene Arbeit, die keinen Richter über sich erkennt, als ihn selbst, zu der Leser und des Verlegers Nachtheil, nach Willkür und ohne Accise in das Taschenbuch einführen darf, wenn sie ihm nur gefällt. Da lobe ich mir doch die constitutionellen Almanache!

Datura fastuosa, auf deutsch: Der schöne Stechapfel, eine von Hoffmann's letzten Arbeiten. Daß diese Erzählung eine der letzten sey, die aus der nun versiegten Feder des Verfassers der Phantasiestücke geflossen, steht zwar nicht auf dem Titel derselben; aber wir wissen, daß Journal-Almanachs-Quartalschriften-Novellensammlungen-Herausgeber den bereitwilligen Mann nie zu Vorräthen kommen ließen, und seine Waare wegging — wie warme Semmel, die denn leider nicht oft ganz ausgebacken war. Wenn wir Hoffmann's erste Arbeiten mit seinen letzten vergleichen, so haben wir alle Ursach, von Seiten der deutschen Literatur nicht so sehr über seinen frühen Tod, als über die frühe Verwüstung und Verschleuderung seines eminenten Talents zu condoliren; denn bei der Richtung, die sein Leben und Streben einmal genommen hatte und immer entschiedener verfolgte, ließ sich freilich nur eine tiefere Verirrung und Entwürdigung seines Geistes befürchten. In der vorliegenden Erzählung herrscht, möchten wir sagen, eine gewisse Mäßigung, wenn wir sie mit andern Producten der letzten Jahre Hoffmann's vergleichen. Keine Hexen und Kobolde treiben hier ihr Wesen, und selbst das teuflische Princip spukt nur, jedoch ohne Pferdefuß und Hahnenfeder, in einem jesuitischen Proselytenjäger, und da ist es an seinem Platze. Dagegen ist fast die ganze Geschichte aus widernatürlichen, also freilich wohl auch neuen und seltsamen, Charakteren und Verhältnissen zusammengesetzt, die dem überreizten Leser zusagen können, der Kritik aber nicht Stand halten, mögen sie auch hie und da durch glückliche, lebhaft kolorirte Darstellung den Schein des natürlichen Lebens erringen.

Außer dieser Erzählung liefert unser Taschenbuch noch drei, von denen sich eben nicht viel mehr oder weniger sagen läßt, als daß es Erzählungen sind nach dem neuen Almanachsleisten, welchem, nebenher gesagt, Hacke und Spitze trotz der Neuigkeit gar sehr abgenutzt sind. Alles Lob, das wir ihnen spenden könnten, würde nur negativ seyn, und unser Tadel müßte sich weit über das Gebiet der Almanachsnovellen hinaus verbreiten, und die ganze deutsche Romanenliteratur der Gegenwart mit Krieg überziehen. Sie ist aber jetzt schon bedrängt genug, und wir lassen unsern Angriff lieber bleiben. Denn aus Schottland ist ein gewaltiger Feind in ihr Gebiet eingerückt und greift im Publicum fürchterlich um sich. Da mögen denn unsre beliebten und lieblichen Romanschreiber und Romanschreiberinnen ihre sieben Sächelchen nur bei Zeiten einpacken, sonst tritt der Riese die Männchen und Weibchen von Papier-Maché, die in ihrem Krame figuriren, stracks

zu Boden und bläst mit einem natürlichen Athemzuge die Schlösser von Goldflitter und die Berge von Zuppfeite über den Haufen.

Doch ich will nicht vergessen, daß ich keinen Folianten, sondern einen Almanach recensire, gegen den man so grobe Waffen nicht gebrauchen darf, wie ich sie eben probirt habe. Also die drei Novellen, die sich mit fast allen, welche ich in den Almanachen von 1823 bis heute gelesen habe, furchtlos messen dürfen, heißen: Die Braut von Arkadien, von Linna Reinhard; Die Trauernden, von F. Laun; Das Versprechen, von Carl Borromäus von Miltitz.

Unter den Beiträgen in Versen und Reimen, die man vulgo poetische Beiträge zu tituliren pflegt, finden wir manchen bekannten und beliebten Namen: Langbein, Louise Brachmann, Friedrich Kind, Silvio Romano, Otto Heinrich Graf von Löben, Tiedge und bedeutendere und unbedeutendere mehr. Als Neuigkeit muß ich einen deutschen Stegreifer mittheilen, unter den der Setzer, wahrscheinlich ohne böse Absicht, aber sicher als Druckfehler den Namen F. Kind gestellt hat. Er heißt:

Wähle Wolle dir zum Kleide;
Prächt'ges — Wahrheit ist mir Pflicht —
Atlas, Freundin, ziemt dir nicht;
Denn — sonst käm' ja Seid' auf Seide!

Wenn Einem auch stegreifsweise eine solche Fadaise entschlüpfte, so sollte man doch seinen eigenen Trost darin suchen, daß das Wort geflügelt ist, und das Ohr keine Druckerpresse. Aber sie nun gar aufschreiben, von Dresden bis nach Frankfurt am Main und Offenbach schicken, um dort durch den Druck verewigt zu werden — das ist stark. Unter den schon oben angeführten poetischen Beiträgen ist viel Unschuldiges und Harmloses, auch mancher natürliche Klang, z. B. in einigen Liedern von Louise Brachmann und Tiedge. Dabei viel Gemachtes, z. B. das Sonett Einheit von Silvio Romano, der gute Sonette machen kann. Dieses ist keins von den guten. Der Schluß lautet:

Der sinnigen Frau wird Mannes That behagen,
Den thät'gen Mann erfreut der Sinn der Frauen:
Extreme sind es, die sich liebend küssen.

Extreme! Wenn es mit der deutschen Poesie auf diesem Wege fortgeht, so wird sie freilich bald an einem Extreme stehen, aber weder der Thatkraft, noch der Sinnigkeit. 130.

Politische Literatur.

Des partis en France et dans la Chambre des Députés pendant la Session de 1822. Paris 1822. 40 S.

(Beschluß aus No. 231.)

Eine zweite Abtheilung der rechten Seite ist weniger zahlreich als die erste, ihr aber an Talenten und Celebrität sehr überlegen. Ihre gewöhnlichen Sprecher sind die Herrn de la Bourdonnaye, Delalot, de Vaublanc und de Bouville, an sie schließen sich die Herren de Berbis, Brennet, Carrelet de Loisy, de Kergorlay, de Loissen, Laroux de Chatelet u. s. w. an. Man kann sie die Systematiker (die doctrinaires) der rechten Seite nennen. Sie streiten nicht blos um persönliche Interessen; sie stellen Grundsätze auf, und ihre Glaubensartikel sind im Conservateur (von Chateaubriand) zu finden. Von dem constitutionellen System nehmen sie alles an, was der Macht der Minister und der Aristokratie günstig ist, allein dem Volke wollen sie nur einen untergeordneten und gleichsam nur scheinbaren Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gestatten. Gegen die Hofleute nehmen sie eine gewisse stolze Haltung an, gegen das jetzige Ministerium ist ihr Betragen beinahe verächtlich; sie waren ganz überrascht, daß ein royalistisches Ministerium ohne sie gebildet werden konnte; sie verhehlen es nicht, daß sie das jetzige nur für den Vorläufer der rechten und echten royalistischen Regierung erkennen. Bekämen sie die Macht in die Hände, so würden sie sich weniger mit den Personen beschäftigen, aber dafür merkwürdige Sachen unternehmen. Ein solches Ereigniß würde der Opposition noch vortheilhafter seyn, als die letzte Ministerialveränderung es war.

Eine kleine Abtheilung von 8 — 10 Deputirten läßt sich von ihnen noch unterscheiden, welche sich zwar die Charte, doch blos aus Respect gegen den König, gefallen läßt, allein im übrigen so streng an ihren Grundsätzen der alten Ordnung der Dinge hängt, daß sie sich allemal von der ministeriellen Mehrheit trennt, so oft etwa über ein Gesuch eines Emigrirten um Zurückgabe seiner Güter zur Tagesordnung geschritten werden soll.

Wenn man sich nun der Mitte der Deputirtenkammer mehr nähert, ohne noch die Reihen der ministeriellen Majorität zu verlassen, so findet man sich in der Abtheilung, welche unter dem Namen des rechten Centrums bekannt ist. Es theilt sich in zwei Unterabtheilungen. Die erste davon besteht aus Männern von ausgezeichneter Redlichkeit, und gemäßigten unabhängigen Grundsätzen. Patrioten im Jahre 1789, geächtet 1793, Mitglieder der Provinzialverwaltungen unter dem Directorium, Präfecten oder Präsidenten unter Napoleon, haben sie von der Revolution alles angenommen, was unmittelbar auf rechtliche Sicherheit der Einzelnen hinwirkt, verwerfen aber alles, was auf einen Antheil des Volkes an öffentlichen Angelegenheiten berechnet ist. Sie gehörten 1815 zur Minorität, nach der Auflösung der Kammer (5. Sept. 1815) zur Majorität; allein die Reden der linken Seite, die Wahl des alten Grégoire, der Mord des Herzogs von Berry, die unruhigen Auftritte in Paris im Junius 1820, die spanische Revolution — haben sie auf die rechte Seite getrieben, und sie werden daselbst verweilen, solange sie eine linke Seite neben sich erblicken, ob sie gleich nur selbst auf diese zu treten brauchten, um diejenigen, welche sie so sehr scheuen, daraus zu vertreiben. Der Charakter dieser Abtheilung besteht in einem großen Eifer für die öffentliche Ordnung, aber etwas zu viel Neigung zur Ruhe, in gänzlichem Unglauben an das Fortschreiten der Menschheit, und einem kleinen Zusatz von gekränkter Eitelkeit. Sie können darauf stolz seyn, daß ein solches Muster von Beredtsamkeit und Rechtschaffenheit, wie Hr. Lainé, an ihrer Spitze steht; die namhaftesten von ihnen sind die Herrn Maine de Biran, de Cordoue, Borel de Bretizel, Ribard, Duvergier de Hauranne, Morgan de Belloy, de Fabry u. s. w.

Die zweite Unterabtheilung des rechten Centrums besteht aus einer bunten Mischung verschiedenartiger Charaktere. Hier sitzen die Anhänger der Macht, gleichviel in wessen Händen sie sich befinde; diejenigen, welche jetzt mit der rechten Seite stimmen, wie sie im J. 1819 mit der linken gestimmt haben: Präfecten, Staatsräthe, Directoren und General-Procuratoren, welche sich vergeblich bemühen, der

herrschenden Partei soviel Eifer zu beweisen, daß man darüber denjenigen vergessen möge, welchen sie einst dem Herrn Decazes bewiesen haben. Zu ihnen halten sich noch einige alte Anhänger des Hrn. de Serre, und einige abtrünnige Doctrinairs der linken Seite, deren Stolz sie verhindert, zu ihren alten Freunden zurückzukehren. Einige von dieser Abtheilung behaupten sogar eine Art von Unabhängigkeit, und man kann nicht dafür stehen, daß sie jederzeit weiße Kugeln in die Urnen werfen. Sie werden daher auch von keiner Seite anerkannt und gehoben, und sie verschwinden nach und nach aus der Kammer, so wie ihre 5 Jahre ablaufen, wie die Herren de Serre, Voisin de Gartempe, Blanquart-Bailleul u. A. bereits verschwunden sind. Zu den noch übrigen gehören die Herrn Froc de la Boulaye, Wendel, Beugnot, Becquey, de St. Cricq, Dartigaux, Favard de Langlade, de Mezy, de Lascour u. s. w.

Dies ist die Zusammensetzung der rechten, oder ministeriellen Seite, und man tritt, wenn man den schmalen Gang in der Mitte überschreitet, in die Reihen der Opposition ein. Allein hier findet man zuerst an der äußersten Spitze des linken Centrums noch ein kleines Häufchen von Beamten, welche sich nur stillschweigend gegen die Anträge der Majorität erheben und vielleicht froh sind, wenn ihre Deputirtenstellen, die sie mit den Forderungen ihrer Amtsvorgesetzten so schwer vereinbaren können, zu Ende gehen. Unter ihnen war Herr Gourvoisier, dessen Beispiel bewies, daß man in dieser Stellung wenigstens nicht als Redner auftreten könne, ferner gehören dazu die Herrn Hariś, Doublat, Lepescheux, Despans, Albert, und Hay.

Das linke Centrum hat ebenfalls, wie das rechte, zwei Unterabtheilungen, nicht verschieden durch ihre Grundsätze, sondern nur durch ihre bürgerlichen Verhältnisse. Die eine besteht aus reichen Kaufleuten und Fabrikherren, wie Benjamin Delessert, Delaunay, Jobert, Laruelle, Got u. s. w. und an ihrer Spitze steht Hr. Ternaux. Gewählt im J. 1818 als ministerieller Candidat, wurde im J. 1822 von den Ministern alles aufgeboten, seine Wiedererwählung zu verhindern, aber gerade dadurch seine parlementarische Wichtigkeit erhöht. Dieser Partei kommt zu Statten, daß man sie nicht im Verdachte ehrgeiziger und eigennütziger Absichten haben kann, und Hrn. Ternaux insbesondere, daß er bei jeder Gelegenheit eine unzweideutige und thätige Anhänglichkeit an die Monarchie und die Bourbons bewiesen hat, und daß so uneigennützige Dienste, als er der Regierung 1819 leistete, nicht wohl vergessen werden können.

Die andere Abtheilung des linken Centrums wird durch ausgezeichnete Männer, die echte Whigpartei Frankreichs, gebildet, Männer von gemäßigten aber festen Grundsätzen, von politischer Unbescholtenheit und anerkannt lautern monarchisch-constitutionellen Absichten. Sie sind die Aristokratie der Opposition, vollkommen entsprechend der Opposition in der Kammer der Pairs. Daher kann auch nicht wohl ein Mitglied der Opposition seinen Platz im Centrum nehmen, wenn es diese Stellung nicht durch besondere Ansprüche rechtfertigen kann. Die linke Seite vertritt auf das genaueste die Opposition außerhalb der Kammer, das linke Centrum ist von denselben Grundsätzen beseelt, als jene, und nur durch eine Mäßigung von ihr unterschieden, welche ihren Grund in besondern persönlichen Verhältnissen oder politischen Combinationen hat. In dieser Abtheilung sitzen der gewesene Staatsrath Royer Collard, H. de St. Aulaire, der vormalige Finanzminister Baron Louis, die Hrn. Cassaignoles, Laisné de Villevesque, Chabaud-Latour, Pavée de Vandeuvre, v. Türckheim, Guittard, Ganilh u. s. w.

Der zweite Haupttheil der Opposition, die linke Seite, ist bekannt genug. Daß in ihr ein Uebergewicht von Talent, Geist und Kenntnissen, von Beredtsamkeit, von historischer Wichtigkeit und politischer Bedeutsamkeit angetroffen wird, läßt sich nicht abstreiten. Die Namen Lafayette, Sebastiani, Chauvelin, Girardin, Manuel, Etienne, Foy, Bignon, Benjamin Constant, Laffitte, Perier, Lameth, Larochefoucault, Daunou, d'Argenson, Savoye-Rollin, Dupont u. s. w. bedürfen in dieser Hinsicht keines Commentars. (Ueber die Absichten dieser Männer wollen wir uns in keinen Streit einlassen. Man wirft ihnen einen ungemessenen Ehrgeiz vor, wie so manchem andern, welcher nicht zur Fahne der unbeschränkten Gewalt schwören will. Aber wie viel leichter wäre es nicht einem jeden, nur nicht ganz von Talent entblößten Manne auf dem entgegengesetzten Wege äußere Ehre, Decorationen, hohe Staatsämter zu erlangen? die Bahn, welche das Talent zu durchlaufen hat, wird dabei immer kürzer. Junge Männer von Kenntniß und Geist fangen bei nahe damit an, womit ihre Väter aufzuhören sich glücklich schätzten. Es wäre eine besondere Bizarrerie des Ehrgeizes, dem sichern, gebahnten und kürzern Pfade den gefahrvollen, ungewissen und weiten vorzuziehen.)

Zwischen der linken Seite und dem Centrum haben früher einige Meinungsverschiedenheiten Statt gefunden, welche aber jetzt, wie der Verf. versichert, ganz verschwunden sind. Der eine Theil hat sich mit der Mäßigung, der andere mit dem Eifer derer ausgesöhnt, welche nicht über den Zweck, sondern nur über die Mittel andere Ansichten haben. Beide machen vereinigt etwa zwei Fünftheile der Kammer aus, allein sie gewinnen bei jeder Erneuerung der Wahlen, und die Gebrechen der jetzigen Wahlgesetze vermindern sich je länger je mehr in der Anwendung. Die Opposition hat den größern Theil des Volkes auf ihrer Seite, so versichert wenigstens der Verfasser.

Zum Beweis dieser Behauptung, geht er dann die einzelnen Elemente durch, auf welche der Einfluß beider Parteien gegründet ist. Die Ministerialpartei hat für sich 1) den alten Adel; dessen Ansehen besonders in den südlichen Provinzen sehr groß ist, und zu welchem sich fast alle diejenigen halten, welche in der Revolution nur ein Mittel sich zu bereichern gefunden haben; 2) die Geistlichkeit; 3) die öffentlichen Beamten, besonders in der jetzigen Abhängigkeit, in welcher sie bei den Wahlen von der Regierung gehalten werden; 4) die Gleichgültigen, welche sich immer auf die Seite der Machthabenden zu stellen pflegen; 5) die Furcht vor der Revolution, und die Sehnsucht nach Ruhe; 6) die Erinnerungen an den alten Glanz der Monarchie, und die Gewöhnung an die alte Formen derselben; 7) den gerechten Widerwillen gegen die Grundsätze und die Einrichtungen der Napoleonischen Regierung; 8) die heilige Allianz. Ueber sie bemerkt der Verf., daß sie eigentlich alle alten Streitigkeiten zwischen den Völkern gehoben habe. Die Aristokraten Frankreichs haben ihre Ansichten allen andern europäischen Aristokratien eingeimpft; alle Gedanken an Eroberungen sind verschwunden; es gibt nur Einen Feind, den man bekämpft, die Neigung der Völker zum repräsentativen System. Dagegen stehen der Opposition, nach des Verf. Ansicht, zur Seite: 1) die Besitzer von Nationalgütern; 2) die alten Republikaner aus den ersten Zeiten der Revolution; 3) der ganze Gelehrtenstand; Advocaten, Aerzte, lesende und denkende Menschen (doch wohl einige Ausnahmen!); 4) der Gewerbestand; 5) die Protestanten; 6) die Jugend, welche unter Fontanes und Abbé Eliçagaray wurde, was sie ist, und welche Abbé Fraissinous nicht anders machen wird; 7) die Anhänger des vorigen Ministeriums und die von dem jetzigen abgesetzten Beamten (hier nennt der Verf. mehrere sehr achtungswerthe Namen, aber er vergißt die Officiere auf halbem Sold, und die ganz entlassenen, deren Unterstützung freilich von sehr zweideutiger Natur ist.). 8) die Charte; 9) der gemeinschaftliche Geist, der Verf. nennt es den heiligen Bund der Völker, von welcher wir nur wünschen möchten, daß er überall auf das

Rev. Lewis Gaylord Clark, editor of the Knickerbocker, and Mr. Charles Fenno Hoffman, editor of the American Monthly Magazine, were also present.

The Rev. Dr. Bethune, in a few appropriate remarks, introduced Mr. Bryant, who delivered the following address:

Ladies and Gentlemen,—I am not a little embarrassed by the duty which has been assigned me on this occasion. I am not accustomed to speak in public, and I am not sufficiently familiar with the subject of which I am to treat, to do it justice. I am not a physician, and I am not a man of science. I am not even a man of leisure, and I have had but little time to prepare myself for the task which I have undertaken. I am, however, a friend of the Institution, and I am willing to do what I can to promote its interests. I am also a friend of the deaf and dumb, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the blind, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the insane, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the idiot, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the criminal, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the poor, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the sick, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the dying, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the dead, and I am willing to do what I can to promote their welfare.

Ladies and Gentlemen,—I am not a little embarrassed by the duty which has been assigned me on this occasion. I am not accustomed to speak in public, and I am not sufficiently familiar with the subject of which I am to treat, to do it justice. I am not a physician, and I am not a man of science. I am not even a man of leisure, and I have had but little time to prepare myself for the task which I have undertaken. I am, however, a friend of the Institution, and I am willing to do what I can to promote its interests. I am also a friend of the deaf and dumb, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the blind, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the insane, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the idiot, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the criminal, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the poor, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the sick, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the dying, and I am willing to do what I can to promote their welfare. I am also a friend of the dead, and I am willing to do what I can to promote their welfare.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 233.

9. October 1822.

Halidon Hill, a Dramatic Sketch from Scottish History. By Sir Walter Scott, Bart. Edinburgh 1822.

Knights, squires and steeds shall enter on the stage. *)
Ritter, Knappen und Rosse sollen die Bühne betreten.

So lautet das Motto zu diesem ersten dramatischen Versuche eines der größten lebenden Dichter Englands, der als Erzähler, sowohl in gebundener als ungebundener Rede, der Liebling seiner Nation ist, und, als Romanschreiber, auch zu seyn verdient. Wenn eine lose Zusammenreihung von ritterlichen und kriegerischen Scenen, mit genauer Beobachtung der Sitten und Gebräuche der Zeit und des Landes, aber ohne einen das Interesse an der Handlung zusammenhaltenden Mittelpunct, ohne Verwickelung und Lösung von Verhältnissen, Begebenheiten oder Intriguen, ein Drama heißen kann, so ist Halidon Hill nicht eben eins der schlechtesten. Aber der Dichter selbst sagt in der Vorrede, daß er nicht wage, seine dramatische Skizze ein Drama zu nennen, und daß sie keineswegs zu einer theatralischen Darstellung bestimmt sey. „Sie soll militairische Alterthümer und ritterliche Sitten erläuternd darstellen." **) Diese Erklärung schon gibt deutlich zu verstehen, wie wenig Scott das Wesen aller dramatischen Kunst erkennt, und kann gewissermaßen als eine Kritik des Werkes selbst angesehen werden. Wir können daher auch diesem Versuch nicht einmal den bescheidenen Titel einer dramatischen Skizze gönnen, sondern nennen ihn: dialogisirte Scenen, zur Erläuterung schottischer und englischer Sitten und Gebräuche, besonders des Ritterwesens und der Kriegsalterthümer, aus den Zeiten König Eduards III.

Es wird nicht uninteressant seyn, Walter Scott selbst als den Kritiker seines verunglückten dramatischen Versuchs zu hören, und wir theilen daher eine Stelle aus seiner Lebensbeschreibung Fielding's ***) mit, worin er über den Unterschied erzählender und dramatischer Darstellung handelt, und daraus den Grund herleitet, daß Fielding, Le Sage und andre ausgezeichnete Erzähler in ihren dramatischen Versuchen so unglücklich gewesen sind.

„Es ist das Geschäft des Romanendichters, dem Leser eine so vollständige und genaue Darstellung der erzählten Begebenheiten vorzuführen, als durch die bloße Kraft einer erregten Phantasie, ohne den Beistand körperlicher Gegenstände, gegeben werden kann. Er nimmt lediglich die Welt der Phantasie und der Gedanken in Anspruch, und hierin liegt seine Stärke und seine Schwäche, seine Armuth und sein Reichthum. Er kann nicht wie der Maler, eine sichtbare, gleichsam handgreifliche Darstellung seiner Städte und Wälder, seiner Schlösser und Burgen geben; aber durch Aufregung der Phantasie eines gleichgesinnten Lesers stellt er vor das geistige Auge Landschaften, schöner als Claude, und wilder als Salvator sie schuf. Er vermag es nicht, wie der Schauspieldichter, die Helden der Vorzeit, oder die schönen Schöpfungen seiner Phantasie, verkörpert in der Anmuth und Hoheit eines Kemble oder einer Siddons, vor unser leibliches Auge zu stellen, aber er kann seine Leser dahin bringen, noch edlere und reizendere Gestalten, als jene sind, zu beschwören. Gleiche Verschiedenheit zeigt sich in jedem Zweige seiner Kunst. Der Romanendichter hat, mit einem Worte, weder eine Bühne, noch einen Theatermaler, weder eine Schauspielergesellschaft, noch Ankleider und Kleidervorräthe; Worte allein, so geschickt er sie nur zu gebrauchen vermag, müssen allen Beistand ersetzen, den jene dem Schauspieldichter leisten. Bewegung, Ton und Geberde, das Lächeln des Liebenden, der finstre Blick des Wüthrichs, die Verzerrungen des Possenreißers, alles muß erzählt, nichts kann gezeigt werden. Selbst das Gespräch wird mit Erzählung gemischt, da er nicht nur, ganz wie der Schauspieldichter, seine handelnden Personen wirklich sprechen lassen, sondern auch Ton, Blick, Geberde, die Begleiter der Rede, beschreiben, kurz alles erzählen muß, was im Schauspiele der Darsteller ausdrückt. Es muß sich daher oft zutragen, daß ein Schriftsteller, der sich in einem Gebiete auszeichnet, wo alles darauf ankömmt, seine Gedanken und Gefühle, ohne Zwischenmittel, dem Leser mitzutheilen, der Geschicklichkeit ermangelt, seine Geistesschöpfungen für die Bühnendarstellung einzurichten, wo dieselben Eigenschaften, die bei einem Romanendichter zu den trefflichsten Gaben gehören, nicht an ihrer Stelle und ein Hinderniß des Gelingens sind.

*) Aus dem Essay on Criticism.

**) It is designed to illustrate military antiquities and the manners of chivalry.

***) Sie steht im ersten Bande der zu Edinburg erscheinenden englischen Romanenbibliothek (Novelist's library). Uebersetzt von Lindau in der Muse, Mai 1822.

Beschreibung und Erzählung, das Wesentliche des Romans, müssen nur sehr sparsam in dramatischen Dichtungen angebracht werden, und thun selten gute Wirkung auf der Bühne. Man begreift leicht, daß derjenige, dessen vorzüglichste Anlage es ist, nur die Phantasie anzureden, und dessen Darstellung daher sich ausbreiten und umständlich werden muß, in Geisteserzeugnissen unglücklich seyn kann, wo den Anstrengungen des Schauspielers und dessen Verbündeten und Gehülfen so vieles überlassen werden muß, und wo jeder Versuch in ihr Gebiet einzugreifen, ein dem Erfolge des Stücks nachtheiliger Irrthum ist."

Scott wird, nach dem vorliegenden ersten dramatischen Versuche zu schließen, ein gleiches Schicksal mit Fielding haben, wenn er, wie wir nicht hoffen, eine Laufbahn verfolgt, die derjenigen, welche er mit so vielem Glücke betreten hat, entgegenläuft. Aber zu verwundern ist es immer, wie Scott, der in dem Dialog seiner Romane so viel dramatisches Leben entwickelt, in Halidon-Hill sogar einen größtentheils lahmen und schwer beweglichen Dialog hat.

Der historische Grund des Stücks ist die Schlacht auf Homildon-Hill, 1402, in welcher die Schotten von der englischen Armee unter Hotspur-Percy aufs Haupt geschlagen wurden. Die englischen Bogenschützen führten den glücklichen Ausgang der Schlacht herbei, und die schottischen Ritter fielen ohne Gegenwehr unter den Pfeilen englischer Bauern. Ein kluger schottischer Ritter, Swinton, rief in dieser Noth aus: O meine tapfern Landsleute, welche Verblendung hat euch ergriffen, daß ihr euch wie Thiere erschießen laßt und nicht hinunter in das Feld stürzet, um dem Feinde, Arm gegen Arm, zu begegnen? Wer Lust hat, gehe mit mir hinab, damit wir Sieg und Leben erringen, oder wie Männer fallen! Das hörte Adam Gordon, der mit Swinton in einer alten Familienfehde lebte, die manchem Gliede beider Häuser das Leben gekostet hatte, und fiel dem Feinde zu Füßen, ihn um Verzeihung bittend für die Beleidigungen, welche ihm von den Seinigen widerfahren, und den Ritterschlag von ihm begehrend, den er für den weisesten und tapfersten Ritter Schottlands halte. Swinton that, wie der Jüngling verlangte, und beide fanden mit ihren Mannen den Tod auf dem Schlachtfelde.

Diese schöne Ritterthat hätte wohl, als Episode, ein Drama schmücken können, oder auch Stoff zu einer Romanze dargeboten. Aber zwei Acte kann sie nicht ausfüllen, und daher hat Scott denn eine Menge unnützer Personen darangehangen, und die Vorbereitungen und Anordnungen der Schlacht von beiden Theilen damit verschlungen, auch einige Schlachtscenen selbst auf die Bühne gebracht; doch allem diesen glänzenden, bunten Apparat sieht man es nur zu deutlich an, daß er ein ausdehnender Lückenbüßer für die einfache Handlung ist, die dem Dichter, wie dem Zuschauer, eigentlich allein am Herzen liegt, nämlich Swinton's und Gordon's Versöhnung und Tod. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die Scenen, welche auf die Darstellung dieser Handlung beschränkt sind, manche, selbst dem Drama anstehende Schönheiten offenbaren, und die beiden Heldencharaktere recht glücklich skizziren. Wie unbedeutend ist dagegen das übrige Personal und die übrige Handlung!

Noch ein Uebelstand darf nicht übersehen werden. Scott wagte nämlich nicht — und daran that er wohl — den Heißsporn Percy nach Shakspeare zum zweiten Male auf die Bühne zu bringen, und dies wäre nicht zu vermeiden gewesen, hätte er die Schlacht von Homildon-Hill, in welcher ja Percy die Engländer kommandirte, zum Gegenstande seines Drama gemacht. Er verlegte also Swinton's und Gordon's Heldenthat in die Schlacht von Halidon-Hill, die unter Eduard III. mit gleichem Erfolge für die englischen Waffen geliefert wurde. Dadurch ist nun aber ein seltsames Gemisch von historischen und selbst geschaffenen Personen zusammengekommen, und der ganze historische Hintergrund wird überhaupt schwankend und unsicher. So ist z. B. der Regent von Schottland ein bloßes Phantasiegebilde, wie erbärmlich der Charakter auch ist, und der Dichter erklärt in der Vorrede ausdrücklich, er habe darin keineswegs Douglas von Halidon-Hill vorstellen wollen, noch auch den späteren Douglas von Homildon-Hill. Warum aber nicht? Waren ihm diese beiden historischen Personen zu gut oder zu schlecht für seinen Regenten?

31.

Göthe.

(Fortsetzung aus No. 230.)

Durch alle Lieder des Divan weht das ungetrübte Gefühl einer unerwartet eingetretenen Befriedigung mit dem Leben und einer heitern Zufriedenheit mit jedem Zustande des Daseyns. Der Zeitraum, um welchen diese Sammlung lyrischer Gedichte entstanden ist, kündigt sich deutlich durch dasjenige Lied an, welches sie eröffnet. Es ist die Periode, wo das seit lange drohende Unheil den Ausbruch ankündigte, wo alles zersplitterte, Throne barsten und Reiche zitterten. Jetzt, wo alles trauern und verzweifeln mußte, hatte Göthe den Kampf mit sich und der Außenwelt ausgekämpft, und er vermochte wohlgemuth in des Ursprungs Tiefe zu dringen, wo die Menschen noch von Gott empfingen Himmelslehr' in Erdensprachen, und sich nicht den Kopf zerbrachen. Beiläufig gesagt, verbirgt sich hierin eine wichtige moralische Wahrheit. Der mit sich und der Außenwelt einig gewordene Mensch widersteht den äußern Drangsalen und wird keineswegs durch sie entmuthigt. Ist es aber wohl möglich, vollkommener und reiner guten Muthes zu seyn, wie der Dichter des Divan? Nur scheint diese Sammlung noch nicht das richtige Verständniß gefunden zu haben, dessen sie bedarf. Denn dem heiteren Sinn, welcher sie vom Anfang bis zum Ende durchwohnt, liegt doch etwas sehr Tiefsinniges zum Grunde, und dies ist ganz aus der Zeit gegriffen. Man scheint nicht eingesehen zu haben, wie sich in jenem Osten, den Göthe aufsucht und durchwandelt, eigentlich das Schicksal des Westen abgespiegelt

hat. Denn abgesehen von der Persönlichkeit des Dichters, und die objektive Seite jener Liedersammlung betrachtet, gibt sie ein Bild von dem, was der Mensch im abgeschlossenen Despotismus aus seinem Leben macht. Hier steht er einzeln, und isolirt da mit allem seinen Treiben, Denken und Empfinden. Dies, was Anfangs Göthe so bitter geschmerzt, hat für ihn die Herbigkeit verloren. Er selbst ist zum Nachbilde eines jener glückseligen Weisen geworden, welche wir so oft im Morgenlande antreffen, deren ungetrübte Seelenklarheit nichts Zeitliches zu stören vermag, die überall ein Vaterland finden, weil im eigenen Busen Ruhe und Heiterkeit wohnt. Wie sein Divan in dem Buche des Sängers und in dem Buche Hafiz es schildert, so vermag der Dichter in der Despotie, wo Vaterland und bürgerliches Wohl ihm fern rücken, glücklich und weise zu leben und zu singen. Daß er eben so liebt, nur in sich und dem geliebten Gegenstande lebend, unbekümmert um alles weitere, zeigt uns das dritte Buch, das Buch der Liebe. Das Buch der Betrachtungen breitet den nämlichen Gegenstand als willige Ergebung unter den Willen des Herrn, Gottes und des Geschickes aus. Das Buch des Unmuthes richtet sich gegen die Neidischen, Gehässigen, mit sich und der Welt Unzufriedenen, die dem in sich glücklich Gewordenen gern sein errungenes Glück verbittern, und ihn aus seiner Ruhe vertreiben möchten. Im Buch der Sprüche kühlt sich dieser Unmuth durch Betrachtungen ab. Das Buch Timur scheint nur den Uebergang zu dem Buch Suleika zu bilden, welches einer besondern Liebe gewidmet ist, in deren holdes Spiel der Dichter sich ganz versenkt. Im Schenkenbuche hat der Sänger keinen Unmuth wegzuspülen, sondern ungestört mit sich selbst lebend, kennt er nur den Genuß, den dieses Alleinseyn und der Duft des Rebennektar gewährt, wenn Bülbül in stillen Nächten flötet. Die Bücher der Parabeln, des Parsen und des Paradieses scheinen bestimmt, den Empfänglichern unter den Lesern den Sinn und die Absicht der Sammlung überhaupt zu verrathen. Kurz Natur, Liebe, Wein, Gesang, alles lacht dem heitern Alten nunmehr statt der Sehnsucht, Befriedigung entgegen, und was die Menschen unter sich oder in Beziehung auf ihn treiben, kümmert und bekümmert seinen Sinn nicht ferner. Je mehr allein er mit sich ist, um so froher fühlt er sich. Die Despotie aber, weit davon entfernt, ihn zu drücken oder seinen Sinn zu trüben, erhält diesen viel mehr um so heiterer, je mehr auch ihm sie ein von Gott gegebener Zustand ist. Göthe selbst drückt sich hierüber sehr bestimmt in den Zugaben zum Divan aus. Denn er sagt: „Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herrn und Obern, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten;" ferner „die persische Poesie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen."

Je bedächtiger man auf das Lesen von Göthe's morgenländischen Dichtungen im Divan, die erörternden Abhandlungen zum Gegenstand der Beschäftigung macht, so mehr zeigt sich darin ein Bemühen, auch das Fremdartige zu verstehen, und seiner innern Beschaffenheit durch ein Urtheil, das seine Grenzen überschreitet, keineswegs vorzugreifen. Eben dasselbe ist in der Fortsetzung des Göthischen Romans wahrzunehmen, und insofern gibt es einen Anhalt für die Beurtheilung, oder vielmehr für das Verständniß der Wanderjahre. Doch ist nicht zu vergessen, daß diese bis jetzt nur im ersten Theile vorliegen, und billig sollte erst der Schluß des ganzen Werkes abgewartet werden, bevor sich das Verlangen äußern kann, ein Ganzes zu durchblicken, dessen etwas räthselhafter Charakter sich wohl keinem Auge verbirgt. So werden denn die jetzigen Aeußerungen über dieses Buch auch nur provisorisch wahr und gültig seyn können, indem sie sich auf vorläufige Andeutungen beschränken müssen.

In seiner Zeitschrift für Naturstudium und Gestaltenbildung sagt uns der Dichter von sich selbst: „was ich nicht erlernet hab', das hab' ich erwandert." Und in Wahrheit, es vervollkommnet und ergänzt das Wandern nicht nur oft die erlernte Kunde, sondern es ersetzt auch wohl das, was beim ersten Lernen übersehen worden, ja es berichtigt uns in Absicht dessen, was man uns fälschlich oder irrthümlich beigebracht hat. Im Leben des Handwerkers lernt der Lehrling gerade während der Lehrjahre am wenigsten. Seine beste Erbschaft aus dieser Periode ist willige Fügsamkeit. Alles arbeitet und stutzt an ihm; der Eine will den Knaben so, der Andere so haben. Das Beste, was der Lehrling unter solchen widersprechenden Bemühungen, die mit ihm vorgenommen werden, thun kann, bleibt sich einer gewissen allgemeinen Fügsamkeit zu ergeben. Am sichersten verhindert dies, daß er nicht unbedingt das Produkt der einen oder der andern meisternden Hand ohne alle Selbstständigkeit werde. Erwägt man nun, daß Wilhelm Meister in den Lehrjahren eben nur bis zum Schluß des Lehrlingsstandes, daß er nur so weit gelangt, wo er den Lehrbrief erhält, welcher ihm eigentlich erst sagt, was alles er noch zu lernen habe; erwägt man, daß von seinem Meisterbriefe in jenem ersten Roman keineswegs die Rede ist; so möchte man sich über das wunderbare, durchaus nicht zur Sache gehörige Urtheil der Zeitgenossen wundern, die nicht wußten, was sie aus dem beständigen Erziehen an Wilhelm Meister machen sollten, ja die sich glaubten über Göthe's Ansicht von Meisterschaft überheben zu müssen, und vermeinten, sie hätten einen ganz andern Meister aus Wilhelm erziehen wollen, während sie doch das nächste übersahen, nämlich übersahen, wie ja eigentlich des Lehrlings Schicksal das ist, bildsamer Stoff zu bleiben, mit dem Meister und Gesellen nach Belieben schalten. Keiner lernt sich und die Welt weniger kennen wie der Lehrling, keiner läuft mehr wie er Gefahr, verzogen und einseitig verbildet zu werden. Daher ließen schon unsere Vorfahren die wohlthätige Periode des Wanderns der Lehrzeit folgen. Jetzt darf mit geübter und gebildeter Fertigkeit der Gesell sich einer freieren Betrachtung der Gegenstände hingeben, und sich mit derselben, aller Arten ihrer Erscheinung nach, bekannt machen. Er muß sich ihnen mit der Ueberzeugung nahen, daß sie seine Aufmerksamkeit verdienen, und daß, bevor er über ihre Beschaffenheit urtheilt, mancherlei zu erwägen ist, die Bedingung ihres Entstehens, der Zweck, zu dem sie dienen sollen, und manche scheinbare Zufälligkeit, die erst in einem erweiterten Zusammenhang der Dinge Begründung findet. In diesem Geiste tritt aber Wilhelm Meister dem Leser entgegen, und in diesem Geiste erhält er sich in den Wanderjahren, so weit wir sie besitzen. Als ein gewissenhafter Wanderer vollbringt er seine Reisetage; er beobachtet, er stellt seine Beobachtungen zusammen, er hütet sich abzuschließen, er wünscht der organischen Vereinigung aller einzelnen zum Theil widersprechenden Beobachtungen um so mehr förderlich zu werden, je weniger er sich übereilt. Daher gewinnt er manchem Sonderbaren, manchem, was einem minder fügsamen Sinn unverständlich, ja abgeschmackt hätte erscheinen können, schon vorläufig eine Seite ab, die jedoch mehreres noch als sie wirklich gezeigt hatte, ahnen läßt. Aber schon die Lehrjahre sind zu reich und zu tief, als daß man behaupten könnte, es sey etwas Genügendes über sie gesagt, wenn sie, wie hier erklärt worden ist, den Lehrlingszustand des sich bildenden Menschen darstellen. Sie enthalten zugleich jenen tieferen Sinn, jene tiefere Bedeutung, deren Entwicklung früherhin im gegenwärtigen Artikel versucht, und zu welcher die Andeutungen aus dem Leben des Dichters entlehnt worden. Aber nächst diesem bleibt noch sehr viel anderes zurück, was nicht in der Darstellung jener Hauptansicht mit aufgefaßt werden konnte, weil es ihnen nicht nach jener beschränkten Regel angehört, die sich wohl bei Erklärung eines Mechanismus, nie jedoch bei Erklärung eines Organismus erschöpfen läßt. In weiterem Umfange noch läßt sich dies von den Wanderjahren

Digitized by Google

behaupten. Die obige Erörterung hatte nur eine Art von Licht auf die Situation des wandernden Wilhelm geworfen; und die leichteste Auffassung, vielleicht aber auch das Unwichtigste im Buche möchte dieses seyn. Die objektive Welt, mit welcher der Wanderer sich herumzuschlagen und bekannt zu machen hat, diese ist das bei weitem Wichtigere und ihre Betrachtung beinahe unerschöpflich. Aber um nicht gegen sie sich zu verblenden und abzustumpfen, ist es nöthig, keineswegs die aus den gewöhnlichen Romane entlehnte Vorstellung von einem Helden mit hinüber zu bringen. Diese muß jedes Urtheil irre leiten und dem Sinn Befangenheit geben. Eine Fülle unendlicher Beziehungen und Stoff für unermüdliches Nachdenken wird dem Leser die Reihe der objektiven Erscheinungen gewähren, welche Wilhelms Wanderjahre bereichern. Jene Erscheinungen machen es möglich, das Buch von den verschiedenartigsten Seiten aufzufassen, auch ganz entgegengesetzte Ansichten bei seiner Entwicklung zu verfolgen, und doch behält deren jede eine Wahrheit. Allein wenn, wie hier, mehr von dem Dichter, wie von einem einzelnen Werke desselben die Rede ist, und wenn diese Werke zum Theil nur als Belege zur Geschichte seiner innern Entwicklung betrachtet werden, dann stellt sich die mehrmals erwähnte Betrachtung, von Uebereinstimmung der Kunstschöpfungen mit den wissenschaftlichen Leistungen, und namentlich von der in beiden sich bekundenden innigeren Befreundung im Gebiet der Innen- und Außenwelt, so wie beider Welten mit einander dem Sinne voran. Den wandernden Wilhelm ergreift nicht ferner bei jedem Anlaß eine stürmische Leidenschaft, die bald ihn quält, bald ihn von dem einen Extrem zum andern schleudert. Er hat, wie uns der erste Brief an Natalie zeigt, entsagen gelernt, d. h. er will nicht alles fernerhin mit zermalmender Glut, mit verzehrendem Durst im ersten Moment gleich bis zum innersten Mark erfassen, durchdringen und, der ersten bis zur letzten Regung nach, zu seinem Eigenthum verwandeln. Dies hat er aufgegeben. Er hat gelernt, sich jedesmal mit gerade so viel zu begnügen, als ihm zwanglos dargeboten wird. In dieser gehaltenen Ruhe und Mäßigkeit wird er freilich von mancher sonderbaren Erscheinung überrascht, aber es zeigt ihm jede, bald hier bald dort, eine anziehende oder verständliche Seite. Von dieser geleitet, schließt sich allmählig inniges Verständniß, tieferes Geheimniß auf, und je mehr dies geschiehet, um so mehr wird selbst manches bizarre Aeußere, manche Uebertreibung der Richtung wahrhaft belustigender, und sie gestaltet sich zu reinem Scherz. Dieser vorläufige einseitige Abriß möchte einstweilen, wenigstens an diesem Ort genügen. Will man, wenn die meisten Werke Göthe's, namentlich die Romane, mit einem Zeitereigniß und einem in der Gegenwart vorherrschenden Charakterzug correspondiren, die Wanderjahre von der Seite dieser Correspondenz betrachten: so geräth der Schriftsteller nicht nur in ein andres Gebiet, sondern auch wohl zu andern Resultaten, deren Wahrheit zu erweisen ganz eigene Schwierigkeit findet. Der Umstand, daß von den Wanderjahren nur erst ein Band vorliegt, vermehrt diese um vieles. Genug, daß Wilhelm der Wanderer die fremden Länder, und in ihnen manches verstehen lernt, wofür und wogegen er einst vielleicht zu leidenschaftlich sich geäußert hatte, vielleicht desto unzufriedener, je minder er ruhige Vertrautheit damit gepflogen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Wayland-Schmidt. *)

Die Leser des Kenilworth wissen, wie der „große Unbekannte" (so nannte ihn unlängst ein englischer Kritiker) mit dem ihm eigenen Glücke in der Benutzung der Volksüberlieferungen, jenen unsichtbaren Schmidt einführt, der unter seltsam gestalteten Felsen in einem einsamen Thale in Berkshire wohnt, und alle ihm gebrachten Pferde beschlägt, wenn nur ein Stück Geld auf einem Steine zurückgelassen wird. Schon Camden spricht davon in seiner Britannia, aber es ist keineswegs blos eine örtliche Ueberlieferung, sondern eine sehr alte, woran man auch in verschiedenen andern Ländern Spuren findet. In einer, von Ritson (Ancient english metrical Romances. London 1802. Vol. 3) bekannt gemachten alten Romanze von König Horn kommt schon der kunstreiche Schmidt Weland vor. Eine noch ältere Nachricht aber von jener Ueberlieferung findet sich in der angelsächsischen Uebersetzung des Boethius von König Alfred (Oxforder Ausgabe von 1693 S. 43 und 162), wo er ein berühmter Goldschmidt heißt, und in einem angelsächsischen Gedichte auf die Stiftinger, das zuerst Thorkelin (De Danorum rebus gestis, poëma danicum — Havniae 1815.) herausgab, wird (Gesang 6) einer Rüstung von Velant's Arbeit erwähnt. Eben so waren Velant's Waffen in Frankreich bekannt, wie wir aus der, im 12ten Jahrhundert geschriebenen Chronik von Angouleme (in Labbe's Biblioth. M. S. nov. Bd. 2) sehen, und nicht minder in Deutschland, wie sich aus dem lateinischen Gedicht auf Attila's ersten Zug nach Gallien ergibt. In den deutschen Gedichten aus dem Mittelalter kommt er unter dem Namen Weilandt vor, dessen Waffen hoch gepriesen werden. Gottfried von Straßburg macht ihn in dem Gedichte Tristan zu einem Herzog, welcher von zwei Riesen aus seiner Heimath vertrieben, in König Eiberichs Lande als Schmidt lebte. Vorzüglich aber ist im Norden von Europa die Sage vom Schmidt Velant einheimisch, und kommt hier am häufigsten in Gedichten vor. Es gibt eine ganze Romanze von dem Leben und den Abenteuern des berühmten Schmidts, wovon man im 2ten Bande von P. E. Müller's Sagenbibliothek (Sagabibliotec, Kopenh. 1818) mehr findet. Dieser hält den Ursprung der Sage für skandinavisch, wie denn auch im Isländischen Velant, oder Woelund, Schmidt bedeutet. Die älteste Erwähnung des Schmidts Velant in der nordischen Literatur findet man in der Edda, wo ein ganzer Gesang Volundar gnida heißt; die erwähnte Romanze aber ist ein Theil der isländischen Vilkina Saga. Oehlenschläger hat die anziehende Geschichte zweimal erzählt, einmal nach der Edda und dann nach der isländischen Sage, die er größtentheils (S. Scandinaviske Literatur Selskabs Skrifter Kopenh. 1809. Hft. 2) übersetzte. Auffallend ist die Aehnlichkeit zwischen dieser Geschichte und der griechischen Dädalus-Fabel. Der isländische Velant war, wie Dädalus, ein geschickter Mechaniker, der sich Flügel machte. Merkwürdig auch, daß das Wort Labyrinth, das im Griechischen nach deren Erfinder Daidalos genannt wird, im Isländischen Volundar-Hus, Velant's Haus, heißt. Sollte die Dädalus-Fabel früh ihren Weg in dem Norden gefunden haben, wo sie mit den Abenteuern eines kunstreichen Eingebornen zusammenschmolz? In ältern Zeiten lebte vielleicht ein Schmidt, Namens Veland, im Norden, wie daraus hervorzugehen scheint, daß noch im 16ten Jahrhundert die Besitzer der Herrschaft Voetland in Schonen einen Hammer und eine Zange im Wappen führten. (Oder hätte die, durch die Aehnlichkeit des Namens erweckte Erinnerung an den Helden der alten Sage, Anlaß zu dem Wappen gegeben?) Den Ursprung der Sage noch weiter zu verfolgen, möchte schwer genug werden, und wenn man auf den Umstand, daß in Ceylon Künstler und Handwerker Woelundes heißen, etwas bauen wollte, käme man am Ende in die alte Wiege der Fabeln.

48.

*) Nach dem New Monthly Magazine 1822, Junius.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 234.

10. October 1822.

Nigels Schicksale. Novelle von Walter Scott. Frei nach dem Englischen, mit Anmerkungen von B. J. F. v. Halem. 3 Bände. Leipzig bei Herbig.

Betrachtet man die große Eilfertigkeit, mit der so rasch nach dem Erscheinen des Originals, die zwei ersten Bände der Uebersetzung folgten, so kann man billigermaßen mit der Arbeit sehr zufrieden seyn. Loß, u. a. haben sichs mit den Nachbildungen Scottischer Romane noch viel bequemer gemacht, und öfters den ursprünglichen Sinn häßlich entstellt. Solcher Fehler kann man Herrn von Halem nicht zeihen, aber so gut wie die Uebersetzungen von Lindau und Spieker ist die seinige nicht, was übrigens durch die Schnelligkeit, mit der sie gefertigt worden, entschuldigt wird. Zuweilen stößt man auf falsche oder undeutliche Ausdrücke, z. B. heißt to quilt nicht steppen, sondern ausfüttern, wattiren, und heantscase Viola tricolor, mit Jelängerjelieber zu benennen, ist darum nicht zu billigen, weil es nur ein Provincialname eines kleinen Districts von Deutschland ist, in andern Gegenden trägt Geißblatt honeysuckle diesen Namen. Daß er König Jacobs lateinische Reden kürzte, ist zu loben, besser wäre es jedoch, er hätte es auch in den deutschen des Moniplie u. a. gethan, die, obgleich charakterisch, doch etwas Langweiliges und Ermüdendes haben. An den Anmerkungen ist nur auszusetzen, daß es deren zu wenige sind.

Die Erzählung nun selbst betreffend, so theilt sie die bekannten Vorzüge ihrer ältern Geschwister. Man wird, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, an den Hof König Jacobs von England versetzt, man siehet die Ränke und Feinheit der Höflinge, den Gewerbfleiß, das häusliche Leben der Bürger in London, und wird, wie in einem Rundgemälde mitten in die Hauptstadt und ihre Umgebung geführt. Wenn König Jacob und sein Hof nicht so anziehend ist, wie der der Elisabeth in Kenilworth, oder der Maria Stuart im Abt, so liegt die Schuld nicht am Dichter, sondern an den dargestellten Personen; der königliche Pedant ist nicht so liebenswürdig wie seine reizende Mutter, noch so geistvoll wie seine königliche Base. Buckingham ist kein Leicester, die Zeit überhaupt nicht so interessant, wie um etliche Jahrzehnte früher, wo alles noch einen poetischen Anklang hatte, noch mehr Spuren ritterlicher Courtoisie sichtbar waren. Man kann jedoch Jacob I. schwerlich genauer bezeichnen, als es der Verf. in diesen Worten that: „Er war sehr gelehrt, ohne nützliche Kenntnisse zu besitzen; scharfsichtig in vielen einzelnen Fällen; jedoch ohne wahre Klugheit; sehr eingenommen von seiner Macht, voll Verlangen, sie zu behaupten und zu vermehren, und dennoch bereit, die Leitung derselben, so wie seiner persönlichen Handlungen den unwürdigsten Günstlingen zu überlassen; mit großem Redefluß und vieler Kühnheit wußte er seine Rechte zu vertheidigen, wenn es auf Worte ankam; doch ließ er sie, wo es Thaten galt, verzagt mit Füßen treten; er hatte große Vorliebe für Unterhandlungen, in welchen er gleichwohl allemal überlistet ward, und fürchtete den Krieg, selbst dann, wenn er ihm leichte Eroberung darbot. Sehr eingenommen von seiner Würde, setzte er sie dennoch unaufhörlich durch ungebührliche Vertraulichkeiten herab; fähig zu den anhaltendsten Arbeiten in Staatsgeschäften, vernachlässigte er sie gleichwohl nicht selten, um sich den kleinlichsten Zeitvertreiben hinzugeben; er war ein Witzling und dabei doch ein Pedant; — arbeitsam in Kleinigkeiten, und ein Kleinigkeitskrämer, wenn es ernste Arbeit galt, ein Andächtler in seinen Gesinnungen, und dennoch nur zu oft unheilig in seinen Ausdrücken; von Natur gerecht und wohlthätig, ließ er gleichwohl den Ungerechtigkeiten und Bedrückungen Anderer freien Lauf. Er war karg mit Geldern, die er unmittelbar unter seinen Augen mußte auszahlen lassen, jedoch unbedachtsam und verschwenderisch in der Verfügung über Summen, deren Verwendung er nicht sah. Kurz, die guten Eigenschaften, die er in einzelnen Fällen und Gelegenheiten an den Tag legte, waren nicht fest und nicht eingreifend genug, um das Ganze seines Benehmens zu regeln, und, nur in einzelnen Fällen hervortretend, konnten sie ihn zu keiner günstigern Charakterschilderung berechtigen, als derjenigen, welche Sully von ihm gab: er sey der weiseste Thor in der ganzen Christenheit.“

Originelle Charaktere treten außer ihm noch mehrere auf, aber leider sind es, nur der mindern Zahl nach, erfreuliche, unter welchen dem redlichen pedantischen, aber linkischen Diener, Richie der Ehrenplatz gebührt. Es ist dieser kein gewöhnlicher, gutmüthiger Tölpel, wie sie auf der Bühne und in Romanen zu Dutzenden an uns vorbeiziehen, nein, er ist gar nicht dumm, auch nicht eigentlich unbeholfen, nur außer dem gewohnten Bereich, und just dann, wenn ers recht gut vorhat, unbrauchbar. Nächst ihm ist Jin Vin eine anziehende Selbstthümlichkeit, zugleich Individuum und

des Zufalls, durch böse Einwirkungen, und eigne Fahrlässigkeiten zu fallen, und endlich im Hafen der Ruhe einzulaufend, wo er's am wenigsten erwartete. Dieser Meister Heriot, Goldschmidt, Juwelier und Bankier ist ein recht lieber Mann, mit dem man gleich vertraut wird, und den man zu seinem Gesellschafter wählen möchte. Er hat eine Seelenverwandtschaft mit dem ehrlichen Edin im Alterthümler, in Ansehung der gesunden Vernunft, des praktischen Blicks, der Willigkeit, Menschen die er liebt, zu dienen; im Begreifen der sichersten Mittel dazu, und einer heitern Laune. Natürlich muß zwischen einem herumstreifenden Bettler, und einem in der Hauptstadt ansässigen, von König und den Hofleuten, und von seinen Mitbürgern geschätzten, wohlhabenden Mann manche Verschiedenheit Statt finden, aber sie beschränkt sich nur auf äußere Zufälligkeiten, das innerste Wesen ist dasselbe.

Margarethens Vater, der grübelnde Uhrmacher Ramsay, ist ein wunderlicher Kauz, trotz seiner höchst prosaischen Natur, ein Schwärmer, indem er alles um sich her vergißt, wenn er in seine mathematischen Forschungen sich vertieft.

Andere Nebenpersonen sind mit der an dem Verfasser gewohnten Schärfe und Meisterlichkeit der Zeichnung dargestellt. Nur gegen die episodische Figur und Geschichte der Lady Hermian läßt sich viel einwenden, beide greifen nicht in die Hauptcomposition ein, die Dame scheint nur deshalb anwesend zu seyn, um Margarethen Geld zu leihen, denn daß sie mit Dalgarno in Beziehung kömmt, verändert den Gang der Geschichte wenig oder nicht, und ihre Begebenheiten sind romanhaft und unwahrscheinliche Fehler, die man ihrem Erfinder nicht zutrauen sollte. Die poetische Gerechtigkeit wird übrigens in diesem Romane auf die schicklichste Weise gehandhabt, denn Laster und Tugend bestraft und belohnt sich durch sich selbst, oder ganz natürlich durch die daraus hervorgehenden Folgen, die Lüge zerfällt in sich selbst, die Wahrheit verscheucht diese verfinsternden Wolken, die Schlechten werden uneins unter sich, und fallen in die eignen Schlingen.

Die Verstöße gegen die Einheit des Orts und der Handlung sind zuweilen störend. Die Einbildungskraft wird allzu sehr in Anspruch genommen, sie muß sich bald zu dieser bald zu jener Person, bald hier bald dorthin versetzen, die Composition ist nicht genugsam zusammengehalten, die Gruppen und die Beleuchtung sind getrennt und zersplittert, wodurch etwas unruhiges und buntes entsteht, das dem schönen Styl nicht angemessen ist.

Die Art sehr witzigen Gespräches zwischen dem Captain Luthbert Glutterbuck, dem Herausgeber des Klosters, und dem Schattenbild des Verfassers von Waverley, widerlegt allerlei Kritiken, die gegen die Romane desselben Unbekannten gemacht wurden, und neckt diejenigen, welche sich beeiferten den Anonymus zu enthüllen. Manche Bezüglichkeiten in der Unterredung dieser beiden phantastischen Personen sind für ein deutsches Publicum unverständlich. Daß die satyrischen Hiebe aber gut treffen, merkt man, so wie es sich behaupten läßt, daß gute Laune und ein gebildeter Geschmack, nicht gemeine hämische Grämlichkeit sie austheilte. In dem Buche selbst bekommen die Bibliomanen und Alterthümler einige gewiß nicht unverdiente Sticheleien, wie denn überhaupt der Humor des Verfassers, heiße er nun wie er wolle, echter Sterlingswitz ist, so ungezwungen heiter und harmlos, daß selbst die dabei Betheiligten, wenn sie nicht wahre Sauertöpfe sind, darüber lachen müssen. Diese schöne Eigenthümlichkeit des Schöpfers von Waverley ist noch bei weitem nicht genug anerkannt, und so wäre es denn wohl nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen.

10.

Göthe.

(Beschluß aus No. 253.)

Eben dieses, was Göthe seinem Wanderer begegnen läßt, ereignet sich ihm selbst in Beziehung auf die Wissenschaft, die ihm einst so dürr erschienen, die er so leidenschaftlich ergriffen und wieder weggeworfen hatte, mit der er fast eben so verfahren war, wie der bekannte Monolog es schildert, der das Fragment Faust eröffnet. Was die Menschen hervorbringen, was die Natur schafft, ehemals, bald mit der Freude entzückender Begeisterung überschüttend, bald mit der Qual einer schmerzlichen Ungenüge peinigend, wird zum Gegenstande ruhiger und langsamer Betrachtung und Befreundung. Die Schrift für Alterthum und Kunst bemüht sich dem Standpunkt näher zu rücken, aus welchem jede Hervorbringung des Menschengeistes betrachtet werden muß, bevor deren richtige Würdigung gelingen kann. In diesem Sinne betrachtet sie frühere Werke der Kunst und das, was die Zeit leistet, indem bald das Verständniß desselben befördert, bald das Gelungene, und wenn es auch nur zum Außenwerk gehört, angezeigt wird. Doch erscheint hier Göthe mehr belehrend wie lernend. Denn auch das hat er eigen, daß am herrlichsten und am tiefsten er da zu belehren pflegt, wo er selbst mitlernt. Nie geschieht dies vollkommener, als wenn er das Buch der Natur liefet. Was er in diesem Wege erworben, das theilt er in den naturwissenschaftlichen und morphologischen Beiträgen mit, welche sich als eine der folgereichsten Erscheinungen in allen Literaturen dereinst bewähren dürften. Es galt nichts Geringeres, als an die Stelle jenes auseinanderzerrenden, vereinzelnden Zerstörens, welches die Wissenschaft, um mit Bequemlichkeit ihr Ziel zu erreichen, in den Geistesoperationen eben sowohl, wie im objektiven Inhalt der Erscheinungen vornahm, wieder ein lebendiges, zur vollkommenen Ganzheit führendes Band zu gewinnen. Der erste Schritt geschah dazu, indem Beobachtung, Zergliederung, Folgerung, Ahnung und geschichtliche Erzählungen, als mannichfache Thätigkeiten, in welche ein und derselbe Geist sich verwandelt, zusammengefaßt und benutzt wurden, das Geheimniß zu begreifen. Die wissenschaftliche Zerreißung hatte zur Folge gehabt, daß jedes Organ, gleichsam jeder Sinn, alles nur auf seine Weise zu verstehen, und dann seine Art des Verstehens obenan zu setzen trachtete. Die eine Disciplin wollte alles Wissenswerthe inne werden durch das Sehen. Auch dasjenige, was nur zu hören, nur zu fühlen, nur zu schmecken oder nur zu riechen ist, sollte ihr Gegenstand des Gesichts werden. Sie läugnete alles ab, was sich nicht dem Auge sichtbar machen ließ, und was zum Gegenstande des Sehens würde, gleich als ob nöthig wäre, um die Musik zu begründen, die Töne zu schauen, oder als ob man die Düfte nicht riechen, sondern sehen müsse, und als ob man sie verspotten dürfe, wenn sie sich nicht sichtbar machten. Eine andere Wissenschaft wollte wieder mit dem Ohre sehen und riechen, statt zu hören. Eine dritte sollte mit dem Gaumen sehen, riechen und hören, statt zu schmecken. So zerstörten sich die vereinzelten Geistesoperationen, weil man mit jeder das Ganze erobern wollte, und weil man vergaß, daß nur der ganze Mensch in der Zusammenwirkung aller seiner Sinne und Kräfte des Ganzen inne zu werden vermag. Diese neue Methode, diese Erlösung der Naturwissenschaften von der tödtendsten Fessel haben wir Göthe einzig und allein in einer Zeit zu verdanken, wo die Noth dringend war, einen Hauch der Beseelung, welche das Ganze durchdrang, in sie aufzunehmen.

Aber auch den objektiven Inhalt der Wissenschaft haben die bisher in einem Band erschienenen vier Hefte jener Schrift wieder zu einem lebendigen Ganzen werden lassen, welches nichts Todtes jenseits liegen läßt. Das Werden, das Erscheinen und das ursprüngliche Substract von beiden, alles dreies

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 235.

11. October 1822.

Theodor Duka's Reisen durch Europa von Karl Mills.

Referent las vor zwei Jahren mit großem Interesse die erste Ankündigung dieses Werkes und wartete sehnlich auf dessen wirkliches Erscheinen. Ja mit einer Art literarischen Neides gönnte er dem englischen Verf. nicht einmal die Idee eines solchen Unternehmens. Jetzt liegt das Werk vor ihm, mit Begierde und Aufmerksamkeit las er es durch und — sein Neid wie seine Begierde ist verschwunden. Die anfangs so sehr aufgeregte und die jetzt so sehr verminderte Theilnahme verdient hier eine kurze Erörterung. Doch vorerst den vollständigen Titel:

The Travels of Theodore Ducas in various countries in Europe at the revival of letters and art. Edited by *Charles Mills.* Part the first: *Italy.* London printed for Longman etc. 1822. Vol. 1. 388; II 399 S. 8.

Ref. kennt noch heute in dem ganzen Gebiete der Weltgeschichte keine in jeder Hinsicht größere und herrlichere Zeit als die zweite Hälfte des funfzehnten und etwas mehr als die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Man denke an das Wonnegefühl des armen Schiffers, der nach einer furchtbaren Sturmnacht das Anbrechen des Tages und mit ihm die sichern Anzeigen von der baldigen Beruhigung des Meeres gewahr wird, oder an den armen Gefangenen, der den diesmal erlösenden Schlüssel seines Kerkermeisters klirren hört. Die Nacht des Mittelalters endete allmählig und eine fröhliche Morgenröthe brach an; nur einzelne Sterne und Sternenbilder hatten, und auf der dunkeln Folie freilich um so leuchtender, hin und wieder die tiefe Finsterniß wenn auch nicht ganz erhellet, doch hin und wieder und theilweis durchstrahlt. So leuchten Muhamed, Karl der Franke, Haroun der Gerechte, Kreuzzüge, Ritterthum und Minnesang, so der große Hohenstaufe Friedrich II., und die ersten Universitäten, Marco Polo, Dante und Petrarka, Wikliffe und Huß u. a. hoch auf, auch an Nordlichtern und Kometenscheinen, wie Dschingis-Chan und Tamerlan, und an Hildebranden und Innocenzen ist kein Mangel. Aber die wenigsten dieser Erscheinungen sind bleibend. Dagegen waren es andere, minder erfreuliche, desto mehr. Hierarchie und Feudalsystem, im Mittelalter die traurigen Abusiva für Kirche und Staat, schlugen die germanische oder westeuropäische Menschheit in Fesseln, die um so schwerer lasteten, weil sie Körper und Geist gleich sehr erdrückten; in der osteuropäischen Slaven- und Finnenwelt ein rohes, ungenießbares Wogen und Treiben, selbst kaum für eine durchgreifende Idee, wie Kirchenallmacht und Lehensclaverei empfänglich; im weitern Asien (den Norden Africas ganz zu geschweigen) eine tausendjährige wilde Völkerjagd, und nur an den äußern West- und Südenden ein staatenähnliches Gestalten — — das ohngefähr war das Mittelalter.

In diesem rohen Herumtummeln war aber der Hahnenschrei einer bald anbrechenden bessern Zeit zwar erschollen aber überhört worden. Doch war er erschollen und täuschte nicht. Daß man eine längst gemachte Erfindung durch neue mörderischere Anwendung zum zweitenmal erfand und gegen die eisernen Mauern der Adels-Ordnungen und Lehen-Banner Pulver und Blei verschoß; daß man auf Universitäten bei allem scholastischen Unsinn durch glückliche Reibung der Idee allmählig die Geister reizbarer und elastischer und für Prüfung und Forschung empfänglicher machte; daß man Heiligenbildlein zum heiligen, und Spielkarten zum weltlichen Zeitvertreib in hölzerne Formen schnitt und zur Erklärung der mit unter wohl wunderlichen Gestalt die zwischen Affen oder indischen Götzen die freie Deutung gestatten möchte, auch einen Namen hinzuschnitt, und endlich aus einzelnen buchenen Stäben Buchstaben schnitzte, die man bald mit metallenen vertauschen konnte; daß eine wild-fanatische Nomadenhorde unter Osman und Orchan das griechische Kaiserthum erst in Asien abblättert und endlich ihm ein Jahrhundert später auch in Europa die letzte Hülfe erweiset (es hatte so lange gestanden, nur weil sich niemand recht die Mühe genommen, es umzuwerfen; oder weil es der Vorsehung schicklich schien, Italien und das westliche Europa erst so weit geistig reifen zu lassen, um die von dort vor dem halben Mond flüchtende classische Bildung beherbergen oder verdauen zu können); daß ein apanagirter portugiesischer Prinz an Schifffahrtkunde und Astronomie Geschmack fand und durch seine Seefahrten die beiden großen Entdeckungen des Seeweges nach Ostindien und Americas vorbereiten half; daß zwei oder drei Päpste zu gleicher Zeit sich wechselsweise verfluchten, unstreitig alle drei darin infallibel, daß keiner etwas tauge, und so eine Kirchenversammlung sich noch mehr heiligen Geist und geistliche Machtvollkommenheit zusprechen konnte als dem Papste selbst; daß endlich der Geistlichen Unsittlichkeit, des Lehrbegriffs Entstellung, der

wird Barthelemy's Anacharsis und Küffner's auf 10 Bände projectirter Artemidor im Reiche der Römer*) an Bändezahl weit überflügelt werden. Doch wird es hoffentlich keine Noth haben, weil dem Verf. nicht bei allen Staaten die Hülfsquellen zu einem so reichen Kenntnißstrome zusammenfließen würden, wie bei Italien, wo Tiraboschi, Mazzuchelli, Vasari (Vite de' Pittori), Lanzi, Füßli, den der Verf. immer Fuseli schreibt, Muratori, Crescimbeni, Ginguené, Sismondi, Foscarini, Fontanini und andere mehr fleißig citirt werden, so wie ganze Stellen aus den berühmten italienischen Dichterwerken selbst.

Mit Rom, Leo X. und seinen gelehrten Umgebungen und Instituten, der Vatikan-Bibliothek, der Universität und Akademie beschäftigt sich das erste Capitel, so wie das zweite mit den schönen Künsten daselbst, besonders unter den Händen eines Raphael, Michelangelo. Was der Verf. S. 140 über Albrecht Dürer und seinen Nachahmer Raimondi sagt, wird schwerlich einen deutschen Leser sehr befriedigen, dagegen ist, was über das Entstehen der christlichen Kirchenmusik gesagt ist, sehr wohl begründet. Neapel, Perugia und Siena behandelt das dritte Capitel. An den Vorschriften der salernitanischen Arzneischule erkennt man den großen Hohenstaufen Friedrich II., z. B. da die Ausübung der Heilkunde als ein Theil der christlichen Nächstenliebe betrachtet wurde, so durfte ein Arzt von einem Armen keinen Lohn nehmen. Jeden Patienten innerhalb der Stadt mußte er zweimal besuchen, und mußte sich auch einmal des Nachts stören lassen dürfen; alle drei Besuche wurden mit zwölf Kreuzer (Pence) honorirt. Kein Arzt durfte einen Kramladen halten, oder sich mit einem Apotheker über den Preis der Medicin verstehen. Auch die Arznei hatte ihre Taxe. In Florenz (Cap. 4) hält sich der Verf. lange bei Dante, Petrarka und Boccaccio, den drei ehrwürdigen Heroen und Altvätern der neuitalienischen Literatur auf. Freilich lagen sie eigentlich außer dem Bereiche unsers Reisenden hinter dem Ofen; aber es ließ sich so viel Erbauliches über sie sagen, daß sie zu übergehen ganz unthunlich gewesen wäre. Die Divina Comedia wird nach Entstehung und Inhalt S. 205—240 durchgegangen und excerpirt. Wir überlassen unsern Lesern zu Nutz und Frommen ein solches anglisirtes Excerpt, um zu sehen, wie der Verf. Dante's Dichterglutheu seinen Rost-braf-Männern gemüthlich macht. Es behandelt die furchtbare Verhungerungsscene Graf Ugolinos mit seiner Familie im Kerker von Pisa. „Im neunten und letzten Kreise der Hölle, wo die Verräther gefoltert werden, sah der Dichter zwei Geister in einem Graben voll Eis. Einer der Köpfe war wie eine Kappe für den andern, und wie ein hungriger Mann Brot ißt, so hatten sich die Zähne des obersten in den andern Schädel, wo Rückgrath und Gehirn an einanderstoßen, eingeschlagen. „O du" rief ich aus „der du ein so wildes Zeichen von Haß gegen den, den du verschlingst, uns sehn läßt, nenne mir die Ursach deines Hasses, damit ich nach meiner Rückkehr zur Erde dein Andenken rächen kann, wenn anders meine Zunge nicht aufgetrocknet ist;" der Verbrecher hob nun seine Kinnladen von ihrer schrecklichen Mahlzeit in die Höhe, wischte sie mit dem Haar des angefressenen Hauptes und rief: „meinen hoffnungslosen Kummer wollt ihr wieder in das Leben rufen, woran zu denken mir schon mein Herz zerdrückt, ehe ich nur davon spreche. Kann aber meine Rede den Keim zur Schande dieses Verräthers, den ich benage, legen, so höre meine thränenvolle Geschichte. Zwar weiß ich weder, wer du bist, noch wie du diesen Ort erreichen konntest, aber deine Sprache verkündigt einen Florentiner. Wisse also, ich bin Graf Ugolino, und dieser hier ist Erzbischof Ruggieri. Ich will dir sagen, warum ich so auf ihn erpicht bin. Ich brauche nicht zu erzählen, wie im Vertrauen auf ihn ich gefangen und in Folge seiner treulosen Rathschläge ermordet worden bin. Aber was du nicht gehört haben kannst, die Umstände meines Todes sollst du hören und dann urtheilen, ob er mich beleidigt hat. Im Thurm, der durch mich der Hungerthurm heißt, in welchem andere seitdem vermauert wurden, hatte mir eine schmale Oeffnung schon das Licht mehrere Monde gezeigt, als ein furchtbarer Traum den Schleier von der Zukunft zog. Dieser Erzbischof erschien als Führer einer Jagd und trieb den Wolf und seine Jungen in das Gebirge, welches Lucca den Pisanern verbirgt. Vor ihm hetzten die Gualandi, Sismondi und Lantranchi mit magern und beutgierigen Doggen, und ich glaubte schon die scharfen Zähne dieser Thiere in ihren Seiten zu sehen. Als ich vor Tag erwachte, hörte ich meine Kinder, die mit mir eingeschlossen waren, in ihrem Schlafe weinen und nach Brot schreien. Du aber bist der hartherzigste Verstockte, wenn dich's nicht rührt, zu denken, was mein Herz voraussagte; und wenn du jetzt nicht weinst, so sag' warum du je geweint hast! Nun waren sie wach, und die Stunde wo uns die tägliche Kost gereicht zu werden pflegte, war gekommen; aber Träume hatten jeden von uns mit Zweifeln über die Zukunft geängstet. Ich hörte das Abschließen der Pforte dieses schrecklichen Thurms. Sprachlos sah ich auf die Gesichter meiner Kinder. Ich weinte nicht, so versteinert war ich in meinem Innern. Sie aber weinten, und mein kleiner Anselm sagte: Wie du um dich schauest, Vater, was fehlt dir denn? Noch immer weinte ich weder, noch antwortete ich diesen Tag, noch die nächste Nacht, noch als ein neuer Tag anbrach. Als der erste schwache Strahl in unser schmerzliches Gefängniß fiel und ich mein eigenes Bild in vier Gesichtern sah, zerfleischte ich in Todesangst meine Hände; sie aber, in der Meinung ich thäte dies aus Hunger, sprangen auf und riefen: „„Vater, es würde uns weniger schmerzen, wenn Du uns essen wolltest. Du kleidetest uns mit diesem elenden Fleische, Du mußt es wieder von uns reißen.““ Darauf beruhigte ich mich selbst, um sie nicht noch elender zu machen. Diesen Tag und den nächsten blieben wir alle still. Grausame Erde, warum öffnetest du dich nicht, um uns aufzunehmen! Als der vierte Tag erschien, fiel Gaddo ausgestreckt zu meinen Füßen und schrie: „„Kannst du mir denn nicht helfen, Vater?““ Er starb, und so deutlich, als ihr mich seht, sah ich noch die andern drei, einen nach dem andern fallen, am fünften und sechsten Tage. Nun, blind geworden, kroch ich über sie alle her und bejammerte mit lauter Stimme drei Tage ihren Tod. Dann erlagen diese väterlichen Gefühle, welche mein Leben noch erhalten hatten, im Kampfe mit dem Hunger."

Von Dante geht der Verf. zum Petrarka über, dem (S. 247 u. 260) gewaltiger Ehrgeiz beigelegt wird. Der geliebten Laura läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren; nur bemerkt er, daß nach Petrarka's Schilderungen sie eine vollendete Coquette gewesen seyn müsse, und setzt die feine Bemerkung hinzu, daß ihr Zustand gefährlich als Beispiel sey, als eine Ausnahme von dem Satze, daß, wenn eine verheirathete Frau nur Einen Schritt über die Schicklichkeit heraustrete, ihr nur die Gelegenheit gemangelt hat, wenn sie nicht auch die Linie des Verbrechens erreicht." (S. 257.) Petrarka's Liebe zu Laura mag nur platonischer Natur gewesen seyn; aber seine Behauptung, daß seine Liebe zu ihr seine Gedanken geläutert und seine Leidenschaften gereinigt habe, wird etwas in Zweifel gezogen, „denn er liebte noch andere Weiber auf ordinairem Weg, und zwei Pfänder solcher Liebe erschienen eben in der Periode seiner brennendsten Liebe zu Laura." Auch Boccaccio, der Vater der italienischen Prose, zu welchem der Reisende übergeht, hatte etwas irdische Liebe mit seinem Freunde gemein. Mit dem zweiten Abschnitte über Florenz schließt dieser Band. Von den Todten geht er zu den Lebenden über. Welche Fülle der Gegenstände begegnet sich hier! Die Mediceer, vor allen Cosmus, die Baumeister Brunelleschi, Michelozzo und Alberti. Sculptur: Donatello und Ghiberti, Chrysoloras und sein Patron Palla Strozzi, Ambrosius Traversari, Leonardo Aretino, Poggio Braccielini, Phi-

*) Vergl. Lit. Conversf. Blatt. 1822. Mai. Beil. Nro 11.

zed by Google

leiphus, Plethо, Gennadius, Beſſarion, Georg von Trapezunt und Theodor Gaza, Lorenz von Medicis, die platoniſche Akademie zu Florenz, Ficinus, Landinus, Politianus, Pico von Mirandola, italieniſche Poeſie, Burchiello, die Pulci, Benevieni, u. ſ. w. — (Der Beſchluß folgt.)

Americaniſches Urtheil über Ebeling's Geſchichte Penſylvaniens.

In einer Vorleſung der öffentlichen Sitzung der americaniſchen philoſophiſchen Geſellſchaft zu Philadelphia, den 6ten Juni 1821, hat Hr. Düponſeau folgendes für unſern verſtorbenen Landsmann Ebeling ehrenvolle Urtheil über das Verdienſt ſeiner Geſchichte Penſylvaniens ausgeſprochen: „Die rohen und unvollkommnen, von Robert Proud abgefaßten Annalen ſind, obſchon ſie den Namen: Geſchichte von Penſylvanien führen, dieſes Namens unwürdig befunden worden. Ein Werk von größerm Verdienſt macht Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit. Als ich ſagte, Penſylvanien erwartete noch einen Geſchichtſchreiber, ſo war ich weit davon entfernt, die Arbeiten unſers ehemaligen affectirten Mitgliedes, Prof. Ebeling in Hamburg, herabwürdigen zu wollen, deſſen ſchätzenswerthe Geſchichte von unſern Landsleuten näher gekannt zu werden verdient. In einem kleinen Duodezbande hat er die ganze Geſchichte dieſes Staates, von ſeinem Beginnen bis zum J. 1802, zuſammengetragen. Seine Erzählung hängt überall wohl aneinander und iſt in einem einfachen ungekünſtelten Style abgefaßt, und ohne Anſpruch auf Verzierung; er gefällt eben wegen dieſer Einfachheit. Seine Schreibart iſt gedrängt und methodiſch und zeichnet ſich beſonders durch große Klarheit aus. Die von ihm angeführten Thatſachen ſind aus den glaubwürdigſten Quellen gezogen, und ſeine Gewährsmänner werden regelmäßig angegeben. Sein Werk enthält nur wenige geringe Irrthümer, die in einer Ueberſetzung leicht verbeſſert werden können. Keine langweiligen Documente, keine unbedeutenden Umſtände, keine unnöthigen Anmerkungen hindern bei ihm das Fortſchreiten der Geſchichte; der Verf. zeigt großen Scharfſinn in der Auswahl der Thatſachen, iſt unparteiiſch in der Schilderung der Charaktere, und ſcheint von keinen andern Gefühlen, als welche einem Geſchichtſchreiber anſtehen, geleitet worden zu ſeyn. Eine hiſtoriſche Comité hat früh den Werth dieſes Buches erkannt, und auf ihre Empfehlung hat ein gelehrtes Mitglied der Geſellſchaft (Dr. Eberle zu Philadelphia, vermuthlich ein Deutſcher) eine Ueberſetzung übernommen, die bereits zum Drucke fertig liegt. Es ſteht zu hoffen, daß ſie bald erſcheinen könne, und daß der Abſatz den Herausgeber hinlänglich entſchädigen wird. Die Gedrängtheit und der innere Gehalt empfiehlt das Werk beſonders zum Gebrauche für Schulen in dieſem großen Staate. Da nun aber Penſylvanien immer noch eines Geſchichtsſchreibers bedarf, ſo kann beſagtes Werk demjenigen, welcher die Geſchichte nach einem erweiterten Maßſtabe ſchreiben will, zum Leitfaden dienen und ihm manche Nachforſchungen ſparen, da es die Quellen angibt, wo er Nachweiſungen über jede beſondere Begebenheit erhalten kann. Ich wage zu behaupten, daß es ſeine Arbeit um die Hälfte verkürzen wird, denn nirgends wird er die wichtige Hülfe finden, die ihm dieſes Buch gewähren wird. In einer gedrängten Darſtellung wird es ihm eine vollſtändige Ueberſicht über den ganzen Grund liefern, und ihn in Stand ſetzen, jedwede Zeitperiode und jedwede Begebenheit nach dem Maßſtabe der Wichtigkeit zu meſſen, kurz, er wird ſein Werk ſchon ganz entworfen vor ſich finden, und zwar mit den verhältnißmäßigen Unterabtheilungen, wenigſtens wie ſie der Verf. aufgefaßt hatte. Wer ſich jemals mit hiſtoriſchen Arbeiten abgegeben hat, wird den Werth ſolcher Hülfe, als dieſer, zu ſchätzen wiſſen. Peter Duponſeau's Diſcourſe on the early hiſtory of Penſylvania. Philadelphia 1821. 52.

Anna. Ein Familiengemälde von Johanna Auſten. Aus dem Engliſchen überſetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. Leipzig bei Kollmann.

Junge Leute beiderlei Geſchlechts werden von der Heldin dieſes Familiengemäldes das Urtheil fällen, ſie ſey viel zu alt, um noch mit Fug und Recht zärtliche Gefühle im Buſen zu bergen und welche zu erregen. Frauen von reiferen Jahren werden meinen, die Liebe erſterbe ſpät oder nie im weiblichen Herzen, wenn auch die Hoffnung auf das Glück der Liebe längſt daraus entfloh; auch ſey die ſanfte, beſcheidene, hochgebildete, liebenswürdige Anna mit 27 Jahren nicht ſo alt und weiblicher Anmuth baar, daß nicht ein verſtändiger Mann, wie der Capitain Wentworth gern ihr, der Jugendgeliebten, ſich zuneigen werde, da die Liebe zu ihr in ihm eigentlich nie erſtarb. Daß auch Andere ſich um ſie bewerben, die keine ſüße Rückerinnerung ob der fehlenden Jugendblüthe täuſcht, iſt durch Annas Eigenſchaften, die in ihr eine vortreffliche Gattin, Hausfrau und Mutter verheißen, hinlänglich motivirt, womit ſelbſt Männer, die den Verſtand zum oberſten Rathgeber bei der Wahl einer Gattin ſich erkieſen, einverſtanden ſeyn werden.

Viel eher läßt ſich der Verfaſſerin vorwerfen, ſie habe uns Frau Ruſſel zu wenig achtens- und liebenswerth gezeigt, als daß man, ohne Anna einer argen Schwäche zu zeihen, es begreifen kann, wie ſie, durch eine ſo unbedeutende Frau, die nur durch die Macht der Gewohnheit Gewicht über ſie erhielt, ſich beſtimmen ließ, die früheſten Bewerbungen Wentworth's abzuweiſen. Es fehlt der Frau Ruſſel durchaus an ſittlicher Würde; was hilfts, daß man uns noch ſo oft überreden möchte, ſie beſitze ſie und alle mögliche Verdienſte dazu, wenn wir nirgends davon etwas ſehen, dagegen auf jeden Schritt ſie auf Vorurtheilen, Eitelkeiten, Vergnügungsluſt u. dergl. ertappen.

Die Familie der Heldin iſt überaus langweilig und flach, um nicht zu ſagen, gemein und albern. Ueberhaupt begegnet man im erſten Theil ſehr unbedeutenden Perſonen, und befindet ſich in ſo leerer jämmerlicher Geſellſchaft, daß, wenn ein Miſtern im wirklichen Leben uns darunter führte, wir gewiß alle Kräfte aufbieten würden, uns loszureißen. Sie iſt mit Dennerſchem Fleiß ohne Uebertreibung ausgemalt, aber ein gebildeter Geſchmack verſchmäht ſolche unſchöne Naturwahrheit.

Im zweiten Theile, wo anziehendere Geſtalten auftreten, wächſt auch die Theilnahme, und man freut ſich des vorausgeſehenen, aber dennoch erfreulichen Schluſſes.

Die Ueberſetzung iſt ebenfalls im erſten Theile beſſer, im zweiten nicht immer der richtige Wortſinn getroffen, das Hülfszeitwort ſeyn ſprachwidrig ſtatt des Verbum haben gebraucht, wie es die Eigenheit einiger an Frankreich grenzenden deutſchen Länder iſt. Die kurze Biographie der engliſchen Verfaſſerin iſt eine freundliche Zugabe. 19.

Anekdote.

Zu Oxford, im botaniſchen Garten des königl. Profeſſors der hebräiſchen Sprache, befindet ſich ein Feigenbaum, der aus dem Oriente gekommen, und im Jahre 1648 von dem berühmten Reiſenden Pocock gepflanzt worden iſt. Von dieſem Baume wird folgende Anekdote erzählt. Dr. Kennicott, der berühmte Gelehrte und Herausgeber der Polyglotten-Bibel, liebte die Frucht deſſelben außerordentlich, und da er auf dem Baume eine ſehr ſchöne Feige geſehen hatte, die er zu erhalten wünſchte, ſo ſchrieb er auf einen Zettel: Dr. Kennicott's fig, und befeſtigte den Zettel an die Feige. Ein Oxforder Student, der dies bemerkt hatte, wartete die Zeit ab, bis die Frucht reif war, brach die Feige für ſeinen eigenen Mund ab und hing einen andern Zettel mit den Worten: a fig for Dr. Kennicott, an den Zweig. Philipp's Pomarium brittan. London 1820. 52.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 236.

12. October 1822.

Napoleon in der Verbannung.

Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and Government, in his own words. By Barry E. O'Meara, Esq. his late surgeon. London 1822. 2 Bände. 8.

Die Zeit ist noch nicht da, wo sich alle Urtheilsfähigen in einer klaren Ansicht des außerordentlichen Mannes vereinigen, und wenn auch seit sieben Jahren sich vieles ereignet hat, was große Zweifel gegen das, zu Anfange dieses Zeitraumes uns angesonnene Glaubensbekenntniß erregen mußte, daß er der ärgste Feind der Freiheit Europas sey, und was daher sehr dazu beitrug, ein gerechteres Urtheil über ihn vorzubereiten: so können doch noch Jahrzehnde über sein einsames Grab hinschweben, ehe sich die Nebel völlig verloren haben, durch welche die Gestalt des Gewaltigen, Blitze schleudernd, aber mit Blitzen auch zündende und fortleuchtende Prometheusfunken aussendend, hindurch geschritten ist. Die Blitze haben einen so furchtbaren Flammenschein verbreitet, daß die still leuchtenden Lichter davon überstrahlt und geröthet werden, und der Ursprung derselben aus einem höheren Gebiete nicht jedem Auge erkennbar ist. Die weltgeschichtliche Ansicht des Verhältnisses seiner großartigen Wirksamkeit zu den Bedürfnissen seiner Zeit wird immer klarer werden, wenn wir auch die Aufschlüsse über seine Beweggründe und über den Zusammenhang seiner Handlungen mit andern Begebenheiten, die er geben konnte und der Nachwelt als Vermächtniß hinterlassen hat, noch lange entbehren sollten. Ein Theil dieser Aufschlüsse ist — wie wir auch aus diesem Buche erfahren — allem Anschein nach auf immer für die Geschichte verloren; andre aber werden wir früher oder später gewiß erhalten. Le mensonge passe, la vérité reste, sagte er selber in einer der vertraulichen Mittheilungen, die dieses Buch aufbewahrt.

Zuvörderst ein Wort über die Entstehung des Werkes und über die Bürgschaft, welche O'Meara für die Glaubwürdigkeit seiner Angaben darbietet. Es ist bekannt, daß der Verfasser, den Napoleon schon auf dem Bellerophon kennen lernte, den Antrag von ihm erhielt, ihn in seine Verbannung zu begleiten, und daß die englische Regierung es bewilligte, welche, wie der Admiral Keith sagte, sehr wünschte, daß Napoleon einen, von ihm selber gewählten Wundarzt bei sich hätte. Er blieb in dieser Eigenschaft bei Napoleon bis gegen Ende des Julius 1818, wo er wegen seiner Zwistigkeiten mit dem Gouverneur, Hudson Lowe, St. Helena verlassen mußte. Nicht lange nach seiner Rückkehr gab er in London eine, auch ins Deutsche übersetzte, Geschichte seiner Verbindung mit Napoleon und seiner Streitigkeiten mit dem Gouverneur heraus. Wir erfahren aus der Vorrede des vorliegenden Werkes, daß die Admiralität bereits im September 1817, auf Veranlassung der bekannten Schrift des, auf dem Northumberland angestellten Wundarztes Warden, in einer besondern Verfügung Allen, die sich erdreisten würden, Nachrichten drucken zu lassen, welche sie durch ihre amtliche Anstellung auf St. Helena erhalten haben möchten, mit ihrem höchsten Misfallen drohte. „Dies, sagt er, waren die, allerdings nicht unerklärbaren, Versuche, alles Andenken an Napoleon, wenigstens in seiner Gefangenschaft, zu vertilgen; diejenigen aber, welche solche Befehle erließen, vergaßen, daß die Macht nicht immer mit dem Willen verbunden ist, die Druckschriften der Engländer einem Imprimatur zu unterwerfen." Der Verfasser übertrat ein Verbot, welches, wie er sagt, „besser für den Meridian von Algier, als von England paßte," weil er glaubte, „daß jedes Bruchstück eines solchen Geistes für die Geschichte aufbewahrt werden müßte" weil er „einen Despotismus verachtete, der selbst den Geist einkerkern wollte," und „weil er meinte, daß nur diejenigen zur Verheimlichung mitwirken möchten, die sich Handlungen bewußt wären, welche das Licht scheuten." Das neue Werk, setzt er hinzu, habe er jedoch absichtlich bis nach Napoleons Tode zurückgehalten und auch nicht ohne Vorwissen der, von Napoleon verordneten Vollzieher seines letzten Willens (Bertrand und Montholon) bekannt gemacht. O'Meara hatte durch sein Verhältniß zu Napoleon eine sehr günstige Gelegenheit, ihn zu beobachten, der einem Mann, dessen Anhänglichkeit ihm nützlich seyn konnte, Vertrauen schenken mußte, es aber auch aus freier Neigung geschenkt hat. Wie hat er diese günstigen Verhältnisse benutzt? Er gibt uns darüber folgende Rechenschaft. Er sprach, während er bei Napoleon war, so wenig als möglich, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne anderes dazwischen zu reden, als in der Absicht, das Gespräch auf die Thatsachen zu leiten, worüber er Auskunft zu haben wünschte. Sobald Napoleon

ihm ruhte, und daß die brittische Regierung ihm die strengsten Maßregeln zur Sicherung des Gefangenen vorgeschrieben hatte, daher auch, wie der eben erwähnten englische Journalist meint, der Vorwurf der Unmenschlichkeit, wofern derselbe anwendbar sey, wohl auf einen weit Höhern, als Hudson Lowe, fallen möchte. Läßt man aber auch alles Mögliche zu seinen Gunsten gelten, so muß man doch gestehen, daß er sich — was selbst seine Vertheidiger nicht leugnen — nicht selten aus der ruhigen Fassung setzen ließ, wo Gelassenheit des mächtigen Gebieters weit würdiger gewesen wäre, und offenbar wurde er von seinem persönlichen Hasse gegen Napoleon — den er oft auf eine nicht eben edle Weise aussprach — zur Leidenschaftlichkeit und zu unwürdigen Kränkungen des Gefallenen verleitet. Mit dem Admiral Cockburn, der Napoleon nach St. Helena führte und bis zum April 1816 sein Aufseher blieb, gerieth der Gefangene wenigstens nicht in ein offenbar feindliches Verhältniß. Er war der Bruder des Gesandten in Hamburg, den Napoleon, als Kaiser, verhaften ließ und einige Jahre in Frankreich fest hielt. Als der Gefangene nach Cockburn's Abreise diesen Umstand zufällig erfuhr, wollte er darin den Grund finden, warum die Minister den Admiral zu seinem Wächter ausersehen hätten. Der Aufenthalt in Longwood — einer nackten Ebene auf dem Rücken des Gebirges, deren Lage, nach O'Meara's Schilderung, wegen der abwechselnden Nebel und Regenströme und der sengendsten Sonnengluth, die ungesundeste auf der ganzen Insel war, und wo eben deshalb nie ein Bewohner der Insel seinen beständigen Wohnsitz nahm — in unbequemen und feuchten Gebäuden, welche er, nach einer eiligen Ausbesserung und Erweiterung, schon im December 1815 mit dem größten Theile seines aus fünfundvierzig Personen bestehenden Gefolges bezog, war freilich so unangenehm, daß er den Druck seines Schicksals noch schmerzlicher fühlte; aber Cockburn war immer bereit, Klagen abzuhelfen, und die Beschränkung des Gefangenen hatte wenigstens, bei aller Strenge der Bewachung, einen Anschein von Schonung. Napoleon durfte in einem Umfang von 12 englischen Meilen, ohne Begleitung eines englischen Officiers, gehen und reiten. Jeder, der mit einem Passe von Bertrand — welcher eine engl. Meile von Longwood entfernt wohnte — versehen war, konnte Napoleon besuchen, wiewohl ohne Erlaubniß des Admirals und des Gouverneurs Niemand zu Bertrand gehen konnte. Die Franzosen in seinem Gefolge durften versiegelte Briefe an die Bewohner und andere auf der Insel sich aufhaltende Personen senden. Innerhalb des, dem Gefangenen frei gelassenen Umfanges war das Lager der englischen Besatzung (anfangs das 53ste, später das 66ste Regiment) ungefähr eine Meile von Longwood entfernt; am Eingange von Longwood, etwa 600 Schritte vom Hause, befand sich eine Wache mit einem Unterofficier, und eine Reihe von Schildwachen war rings umher ausgestellt, die Abends um 9 Uhr zusammengezogen und dergestalt in Verbindung gesetzt wurden, daß Niemand unbeachtet aus- und eingehen konnte. Am Eingange des Hauses standen doppelte Schildwachen. Nach 9 Uhr durfte Napoleon nicht anders, als in Begleitung eines Officiers, das Haus verlassen. Der Ordonanz-Officier mußte sich zweimal binnen 24 Stunden von Napoleons persönlicher Anwesenheit überzeugen, was mit so viel Zartgefühl als möglich geschah. Jeder Punct der Küste, wo nur eine Landung möglich war, hatte eine Wache, und selbst auf den unzugänglichsten, zum Ufer führenden Pfaden standen Schildwachen. Zwei Kriegsschiffe kreuzten unaufhörlich, das eine leewärts, das andre windwärts, um die Insel, und sobald von den verschiedenen Signalposten an der Küste, wo man Schiffe oft in einer Entfernung von 24 Seemeilen entdeckte, ein Schiff bemerkt wurde, gab man ihnen Zeichen. Jedes Schiff, brittische Kriegsschiffe ausgenommen, wurde von einem der beiden Kreuzer auf die Rhede geführt und bewacht, bis es entweder Erlaubniß zum Ankern erhalten hatte oder weggeschickt wurde. Fremden Schiffen ward nur im höchsten Nothfall erlaubt, Anker zu werfen. (Die Fortsetzung folgt.)

Theodor Dukas Reisen durch Europa von Karl Mills.

(Beschluß aus No. 235.)

Mit dem dritten Abschnitte über Florenz oder Cap. VI. beginnt der zweite Band. Es waren noch Hauptmänner, wie Machiavell (dessen Hauptgrundsatz so aufgestellt wird: „Jeder Fürst muß ein Schurke seyn, weil die ganze Welt schurkisch ist"), Guicciardini, Cimabue Giotto, Andrea del Sarto, die Petrarchisten und vieles andere zu besprechen. Auch der Buchhandel, die Musik und die Academie della Crusca ist nicht vergessen. In dem Abschnitte von Pisa, Bologna und Parma berührt M. das römische Recht *), Alciacus und die Universität von Bologna, Medicin und Paracelsus, Correggio und Parmigiano. Die persönliche Bekanntschaft des Paracelsus (der hier Bombart und von Einsiedeln gebürtig heißt!) machte Herr Mills-Dukas in dem Hause des berühmten Bologneser Arztes Carpi, und fand an ihm einen groben und stolzen Mann, der weder Latein noch Italienisch fließend sprach, aber um alle seine Handlungen einen Schein von Genialität verbreitete, der ihn sehr interessant machte. Er warf Galen und Avicenna in die Flammen und schrie seinen erstaunten Zuhörern zu: Daß seine Mütze mehr als jene wisse, und sein Bart mehr Erfahrung habe als alle neuere Akademien, und schloß mit den Worten: „Griechen, Lateiner, Franzosen und Italiener, ich will euer König seyn!"

Ein großer Theil des folgenden achten Capitels handelt unter der Rubrik Ferrara von Arioste. Dukas läßt sich bei ihm einführen, findet ihn anfangs nicht zu Hause, wird aber von der gefälligen eiteln Mutter in der ganzen Wohnung herumgeführt. Endlich kommt Ludwig nach Hause, freut sich möglichst über die Ehre der Bekanntschaft und erzählt seine ganze Geschichte. Interessant ist das Gleichniß Arioste's, (S. 136) den päpstlichen Nepotismus Leo des X. zu versinnlichen. Ariost hatte nämlich Johann von Medicis, ehe er Papst geworden war, manche Dienste erwiesen und wurde nachher von ihm (als Leo X.) mit einem Kusse und dem Privilegium, sein Gedicht zu drucken, abgespeiset. „Ein Schäfer suchte Wasser für seine Familie und seine Heerden und fand es nach einem Gebete zu Gott. Da er aber nur einen einzigen kleinen Becher hatte, sagte er zu seinen Gefährten, ihr müßt es nicht übel nehmen, wenn ich den ersten Trunk nehme; der zweite gehört meinem Weibe, der dritte und vierte natürlich meinen Söhnen. Dann kommt jeder nach der Mühe, die er sich zur Auffindung des Quelles gegeben hat. Mein Vieh bekommt den Rest. Zuletzt schrie aber der Papagei, den sein Herr, der Schäfer, sehr liebte: Ich bin keiner von deinen Verwandten, auch habe ich keinen Antheil an des Brunnens Entdeckung; ich bin dir niemals nützlich gewesen und kann dir es nicht seyn; meine Reihe trifft mich, wie ich sehe, zuletzt, und ich muß sterben, wenn ich nicht anderswo Wasser finde. Hätte ich nun warten sollen, bis Leo alle seine Verwandten, seine Gehülfen zur Thronbesteigung und so manche Florentiner mit Wasser versehen hätte, so hätte ich entweder vor Durst umkommen, oder den Quell vertrock-

*) (Novella, die Tochter Johanns von Andrea, war im kanonischen Rechte so bewandert, daß sie, wenn ihr Vater Abhaltung hatte, selbst das Katheder bestieg; da aber ihre Schönheit ihrer Weisheit glich, so pflegte sie, um ihre Zuhörer nicht zu zerstreuen, einen Vorhang vorzuziehen (S. 81). Vielleicht könnte dies auch jetzt das kanonische Recht mehr auf die Beine bringen!)

nen sehn müssen.“ Dieses redende Aufführen historischer Personen ist der einzige scheinbare Vortheil des Vers. von seiner Form, indem er das Ganze beleben soll, wie etwa ein Fragzeichen einen langen erzählenden Satz. Aber gerade desto störender wird diese Manier dem Historiker. Die Illusion, die etwa beabsichtigt werden konnte, geht durch die hin und wieder eingeflochtenen Abhandlungen, wie z. B. 165—182 über das italienische Drama wieder verloren.

In Venedig (Cap. IX.) ziehen die Büchersammlungen, der Markusplatz (das Hez-Theater aller Reisenden), dann der Grieche Johann Laskaris und besonders die Aldinische Buchdruckerei den Wanderer an. Dabei gibt es auch ein Excurs über die Erfindung der Buchdruckerei, welche durch zwei deutsche Schweinheim und Arnold Pannartz nach Italien ins Kloster Subiacum in der Campagna di Roma gebracht wurde. Auch Erasmus lebte einige Monate bei Aldus oder Paulus Manutius, soll sich aber nach S. 209, über den magern Tisch desselben mit ihm überworfen haben. Auch den berühmten Zirkel der schönen Tullia von Aragonien, Tochter eines Cardinals, so wie den der Cassandra Fidelis besuchte der reisende Grieche. Die Hauptmaterien des folgenden Capitels sind Tizian, Tintoretto, Paul Veronese und Cardanus zu Padua. Im eilften und letzten Capitel jagt unser Grieche durch Vicenza, Verona, Mantua, Cremona, Genua und Mailand, und Leonardo da Vinci; S. 314 ist eine Novelle eines übrigens unbekannten Ser Giovanni erzählt, welche keine andere ist, als die Shakspeare's Kaufmann von Venedig zu Grunde liegt. Der Vers. ist aber so gewissenhaft in seinem sechzehnten Jahrhundert zu Hause, daß er diesen ihm gewiß bekannten Umstand sogar in den Anmerkungen übergeht. Zum Beschluß theilen wir noch unsern Lesern eine kleine Novelle von Giralamo Parabosco frei nach S. 330 mit: „Ein Mönch, der immer die christlichen Tugenden der Milde und Herzensreinigkeit im Munde führte, war ein sehr zärtlicher aber auch verschlagener Anhänger des schönen Geschlechts. Vorzüglich zog ihn eine fromme Beichttochter durch ihre Züchtigkeit und Schönheit an. Er erklärte ihr seine Leidenschaft und bot alle Ueberredungskunst und Sophisterei, sie zu verführen, auf. Sie stellte sich seinen Wünschen geneigt, erzählte aber ihrem Ehemann zu Hause die Schändlichkeit ihres Beichtvaters. Ein Plan wird also geschmiedet, den Tugendprediger zu fangen. Eines Abends kommt er, in der Voraussetzung, der Herr vom Hause sey abwesend. Schon war der verliebte Beichtvater so weit, daß es zu Bette gehen sollte, als ein plötzlicher Lärm des Mannes Rückkehr verkündete. Halbnackend, wie er war, mußte er sich schnell auf den Rath der Frau in eine große Kiste verbergen und die ganze Nacht in diesem unbequemen Gefängnisse zubringen. Endlich brach der Morgen an, und die Glocke in des Priesters Kloster rief zum Gebet. Es war der Sonntag, wo die Kirche die Auferweckung des armen Lazarus feierte, und schon füllte sich die Kirche voll von Menschen, da unser Mönch ein guter Kanzelredner war. Der Gemahl der Schönen aber schaffte mit andern Verehrern des Redners den Kasten in die Kirche. Als nun die Zeit, den Gottesdienst zu beginnen, ohne Geistlichen verstrich, und das Volk unruhig wurde und sich mit Ernst und Scherz die Zeit vertrieb, schlug ein junger Mann den andern vor, die Kiste zu untersuchen. Sie wird geöffnet und zeigte nun den längst erharrten Kanzelredner in seiner Blöße. Doch ein Mönch muß sich zu helfen wissen. Er benutzte, schnell gefaßt, seinen Zustand, seine Nacktheit, Blässe und Erschöpfung und rief der hocherstaunten Menge zu: „„Seht da den Lazarus, den Heiligen des Tages, seht ihn im Zustand, wie er vom Grabe kam. Ich habe mich selbst in diese Lage versetzt, um die Wirkung dieses Bildes vom Ende aller Dinge auf eure verstockten Sünderherzen zu sehn.““ So fuhr er im erbaulichsten Eifer fort, rührte alle Hörer, und selbst der Ehemann konnte ihm Bewunderung und Verzeihung nicht versagen. —

Literarische Anzeige.

Bei mir wurden so eben folgende interessante Neuigkeiten fertig und an alle deutsche Buchhandlungen versandt.

Behr, D. W. J., die Lehre von der Wirthschaft des Staats oder pragmatische Theorie der Gesetzgebung und Finanzverwaltung, mit Rücksicht auf den Gebrauch akademischer Vorlesungen bearbeitet. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgegeben von W. Müller. Zweites Bändchen: Andreas Gryphius. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Sammlung erschien zur Ostermesse d. J. und enthielt Opitz; das 3te Bändchen, das Flemming enthalten wird, ist ebenfalls unter der Presse.

Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. 2 Bände. Gr 8. (Mit dem allgemeinen Landrecht gleichförmig gedruckt.) Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 4 Thlr.

Die von demselben Verfasser und in derselben Art bearbeiteten Ergänzungen zur Gerichtsordnung kosten 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckp. und 2 Thlr. auf Schreibp.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. Zweiten Theiles erste Abtheilung: Die letzten Könige von Jerusalem und Saladin. Gr. 8. 2 Thlr.

Der erste Theil, der 1820 erschien, und über Tancred und Balduin III. handelte, kostet 3 Thlr.

Henke, A., Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 2te Band wird in einer neuen Auflage noch in diesem Jahr die Presse verlassen, vom 3. und 4. Bd. sind noch Exemplare der 1sten Auflage vorräthig.

Holberg's Lustspiele. Neu übersetzt und bearbeitet von Oehlenschläger. In vier Theilen. Dritter Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Der 1ste und 2te Band dieses Werks erschienen in vergangner Ostermesse; der vierte Band wird ebenfalls noch in diesem Jahre erscheinen. Der Inhalt dieses 3ten Theils ist folgender: Melampe. — Heinrich und Pernille. — Diederich Menschenschreck. — Zauberei. — Der verpfändete Bauerjunge. — Der glückliche Schiffbruch. —

Krug, W. T., Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Rohlwes, J. N., das Ganze der Thierheilkunde nebst allen damit verbundenen Wissenschaften. In fünf Bänden. Erster Band mit 2 Kupfern: Von der Pferdezucht. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schindel, A. von, die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. In 2 Bänden. Erster Band, A—L. 8. Geh. 2 Thlr.

Weitzel, J., das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. 8. Geh. 2 Thlr. 8. Gr.

Der erste Band erschien im vorigen Jahr und kostet 2 Thlr.

Leipzig, 1. Oct. 1822.

F. A. Brockhaus.

(Es sind diese Artikel, wie alle andere meines Verlags durch jede solide Buchhandlung in Deutschland zu erhalten.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 237.

14. October 1822.

Ueber Wilhelm Meisters Wanderjahre von Göthe. Mit Beifügung der darin enthaltenen Alliterationen.

Das idealische Gemälde eines Kreises in manchen schönen Beziehungen verbundener und zusammenwirkender Menschen, welches Göthe vor fünf und zwanzig Jahren in Wilhelm Meisters Lehrjahren darstellte, hat späterhin noch der Phantasie des Dichters so sehr sich angeeignet, daß er an jenen früheren Grundriß seitdem eine neue Folge von Mittheilungen und Beredungen über vielfältige Seiten des allgemeinen und besondern Menschenlebens anknüpfte, ohne diesmal an eine gleichmäßig fortschreitende Erzählung der Begebenheiten der hier wieder, oder neu auftretenden Personen sich zu binden (vergl. Zwischenrede, S. 254); daher denn, im Ganzen genommen, die dramatische Wirksamkeit dieser Begebenheiten äußerlich so wenig bedeutend, der Faden derselben so locker erscheint, daß — nach dem vorliegenden Bande zu urtheilen — dieser Roman insofern wohl einzig in seiner Art seyn dürfte. Wie manche anmuthige Bilder und Begegnisse auf dem Wege dieser Wanderungen, wie viele reiche Spenden der gereiftesten Welterfahrung uns hier begegnen, denkt jeder vorbereitete Leser sich selbst, wenn auch der Verfasser durch die langwierige Darstellung seiner idealischen Erziehungseinrichtungen es nicht jedem Leser dieses Romans zu Danke gemacht haben sollte. Da nun jener Faden keine ängstliche Gleichmäßigkeit zu fodern schien: so wußte der Dichter diese Wanderjahre durch eine Reihe dort und da eingefügter Erzählungen und für sich bestehender Mährchen aufs ergötzlichste zu erheitern, wenn gleich sonst diese Einfügungen so wenig hier, als in Tieck's Phantasus, mit der einschließenden Form ein organisches Ganzes zu bilden vermögen. Zu jenen anmuthigen Erzählungen gehört gleich die erste, als Episode unmittelbar dem Werke angehörende S. 16 Sanct Joseph der II., wie dies auch bei der folgenden, „das nußbraune Mädchen," S. 99 der Fall ist. Der Mann von funfzig Jahren, S. 203. Die neue Melusine, S. 361, ein zierlich-phantastisches Mährchen, ohne die gespenstige Unheimlichkeit andrer solcher Zaubermährchen. Die pilgernde Thörin, S. 420. Wo stickt der Verräther, S. 462—531; diese Erzählung ist eine der gelungensten und wohl am meisten con amore gearbeitete, so leicht und unwirksam hier auch der Punct erscheint, der bei der Entwickelung den Ausschlag gibt. —

Als Meister der deutschen Prosa beurkundet Göthe seinen bildenden und schaffenden Genius auch dadurch, daß jede neue Schrift von ihm als eine höchst erfreuliche Quelle der Bereicherung und Verschönerung der deutschen Sprache aufgenommen werden muß; oder vielmehr, ohne hier noch irgend einen Zweck und Anwendung nach außen zu postuliren, jedes seiner Werke stellt diese Verschönerung und diese unerschöpfte Anlage zu neuen Bildungen in sich selbst dar. Jedes sonst gewöhnliche Wort, hier in einer neuen Beziehung gebraucht, wie wohl dem Gedanken sich anschließend, wie treffend-bezeichnend erscheint es; und jede hier zuerst hingestellte Form, wie zusagend und paßlich wird sie jeder gebildete Sinn finden; während jene müßig-experimentirende Wörterfinder (Campe ꝛc.) nur falsche Münze zum Vorschein zu bringen vermochten, die kaum durch die zweite Hand ging. Wir wollen diese unsre Angabe hier nicht im Einzelnen durchführen; dagegen sey es uns erlaubt, einen andern hieher gehörigen Punct hervorzuheben; der, im Wesen der deutschen Sprache gegründet, das Grundgesetz der ältesten germanischen Verskunst bildend, seit nicht vielen Jahren nicht blos wieder erkannt, sondern auch zum Theil, zu einem ästhetischen Zweck, selbst in der Prosa, wieder angewandt worden ist. Es ist dieses die Alliteration in naheliegenden, verbundenen oder sich ausschließenden Begriffen, die vor mehreren Jahren, ohne Zweifel absichtlich, in einem Werkchen von Jahn („über Staatswaltung," wenn ich nicht irre) in manchen älteren und neueren Formen wieder angebracht wurde. „Derlei ältere, unter uns zumeist in gemeiner Redeweise jetzt gangbaren Alliterationen haben sich noch überaus viele erhalten; von dieser Art nun finden sich in den Wanderjahren wenige; desto mehr aber treffen wir hier auf neue, weniger gangbare Verbindungen der Art, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob der Dichter sie absichtlich so gefügt hat, oder ob sie nach einer ursprünglichen Richtung unsrer Stammwörtersprache sich gerade so zusammen gefunden haben. Eine Anzahl dieser Alliterationen oder Stabreime, bei denen die Vorsetzwörtchen keine Geltung haben, wollen wir aus den Wanderjahren ausheben, wäre es auch nur, um die etwa noch Unvorbereiteten auf diese Erscheinung der deutschen Sprachbildung mehr aufmerksam zu machen; einige, aus einem ähnlichen Princip herrührende Reime geben wir mit in den Kauf.

„Damit ich aber Wunsch und Willen beweise —

ein Schaffner, der die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat — dessen Giebel sich in Wind und Wetter zu befestigen schien — so sorgte ich nun für Dach und Fach — als ich meine Kapelle zu räumen und zu reinigen anfing — in der Fläche, wo große Wiesen und Weiden sich ausdehnen — weil wir Scham und Scheu bei unsern Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen — von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet. — Ueber dieses Schweigen und Stocken (unvollkommene Alliteration) — einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden — wenn ihr Herrn nur nicht so Starr und Steif wäret — aus den Papieren das Wertheste und Wichtigste auszusuchen. — So hin und wieder (wider) geschaukelt wallten und wegten sie verschiedene Tage — zugleich fielen wie Schuppen und Spähne verschiedene Theile herunter. — Mit Recht und Gericht ist nicht zu spaßen — unser Freund wird mehr Zutrauen, als je, zu Bund und Band fassen — wie er die Schweiz durchstreift und durchstiegen — so mußte er in der nächsten Nähe alles doppelt und dreifach entdecken — auch er hatte gelebt, geliebt, und war noch frisch und wohlbehalten — Mastbäume wurden erstiegen, und was man nicht alles für kühnen Schwung und Sprung gewagt sah! — wohin sie (die Jugend) der Ruf des Wissens und der Weisheit verlockt ... ob sie da oder dort eine nutzbare Erfahrung auffinden können (jene Alliteration schon bei Schenkfeld 1533: „Christus, in welchem alle verborgne schätz der weisheit vnd des wissens sind") — ein kleiner Krämer sogar darf nicht versäumen, Messen und Märkte zu besuchen — werden seine (des Maters) Kunstgenossen nicht bald da bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden ist? (diese Alliteration gehört eigentlich Schillern: Vier Elemente, Innig gesellt, Bilden das Leben, Bauen die Welt) — alle Regierungsformen gelten zu lassen, und da sie sämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen." — Wer, ungeübten Gehörs, bei diesen und ähnlichen Alliterationen, gleich als sie nur Buchstaben, und nicht Laute wären, eine bloße bedeutungslose Zufälligkeit gegen uns behaupten wollte, der versuche doch einmal, aus einem Werke von gleichem Umfange, der griechischen, römischen, italienischen, französischen und selbst der englischen Literatur, eine gleiche Reihe von Stabreimen gegen die obige ins Feld zu stellen: er wird sich überzeugen, daß der Trieb zu derlei homogenen Laut- und Begriffsverbindungen nicht dem Geist dieser Sprachen, wohl aber unsrer deutschen, eigenthümlich sey. —

Uebrigens sind die Wanderjahre nicht ganz von Druckfehlern frei, die bei einer neuen Auflage daher sorgfältig verbessert, so wie die, öfter zur Undeutlichkeit für mehrere Leser fehlenden Komma darin ergänzt werden sollten. Einige Sprachfehler würden ebenfalls zu tilgen seyn: z. B. S. 465 der lieblichen Gegenwart des Knaben S entfremdet. Kühn in der Luft hängende (hangende) Gärten. S. 22. Die letzteren foderten; dagegen 38: was dabei gefordert wurde; dieses r steht auch gegen den Wohlklang in: wornach, hierher, hiermit, den Wunsch darnach, hiernach, neben hiedurch; bei weitläufigen Gehöften vorüber, später aber: sein Mährchen weitläuftig ausspinnen. Mit großem Lobe wollen wir dagegen bemerken, daß der französische Genitiv, den wir vorlängst in einem Aufsatz: „der undeutsche Herr Friedrich von Schlegel" gerügt haben, und der dem Genius der deutschen Sprache völlig entgegen ist, in diesen Wanderjahren auch nicht ein einzigesmal angetroffen wird, indem der eine Fall „Kenntniß von der Wechselwirkung aller Regionen," wegen des Zurückbezüglichen „Kenntniß von einer Sache haben," zu entschuldigen ist.

35.

Napoleon in der Verbannung.

Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and Government, in his own words.

(Fortsetzung aus No. 236.)

Gleich bei der ersten Zusammenkunft zwischen Napoleon und Hudson Lowe wurde Grund zu einem unfreundlichen Verhältnisse gelegt, da Napoleon den Besuch des Gouverneurs, der, in Begleitung seines zahlreichen Stabes, zu einer ungewöhnlich frühen Morgenstunde erschien, nicht annahm und ihn erst am folgenden Tage zu einer selbst gewählten Stunde vorließ. Napoleon scheint gegen ihn gleich anfangs so eingenommen gewesen zu seyn, als jener gegen seinen Gefangenen. Il porte le — *) empreint sur son visage, sagte er nach der zweiten Zusammenkunft. Bald nach der Ankunft des neuen Gouverneurs wurden verschiedene Beschränkungen verfügt. Den Krämern in der Stadt ward im Namen des Gouverneurs befohlen, den Franzosen nicht anders als gegen baares Geld etwas zu verkaufen und keine Gemeinschaft irgend einer Art mit ihnen zu haben, bei Strafe der Verweisung von der Insel. Viele Officiere der Besatzung, die oft in Bertrand's Wohnung kamen, erhielten Winke, daß diese Besuche dem neuen Gouverneur nicht angenehm wären, und der Officier der, nicht weit von diesem Hause befindlichen, Wache mußte die Namen der Personen melden, die Bertrand besuchten. Es wurden mehrere Schildwachen ausgestellt, die Annäherung von Fremden zu verhüten, und manche, selbst Frauen, wurden zurückgewiesen. Die Bewohner der Insel zeigten von nun an eine auffallende Scheu, sich den Verbannten zu nähern. Den Franzosen in Napoleons Gefolge, die bei ihm bleiben wollten, wurde einige Tage nach Hudson Lowe's Ankunft angesonnen, eine Erklärung zu unterschreiben, welche aber auf den Befehl ihres Herrn, der ihren Entschluß in dieser Angelegenheit übrigens durch keinen Einfluß geleitet wissen wollte, von Montholon in folgenden Ausdrücken abgefaßt wurde: „Wir Endesunterzeichnete, die wir im Dienste Sr. Maj. des Kaisers Napoleon bleiben wollen, willigen ein, auf der Insel St. Helena, wie abscheulich auch der Aufenthalt seyn möge, zu bleiben und uns den, obgleich ungerechten und willkürlichen Beschränkungen zu unterwerfen, die man Sr. Maj. und ihren Dienern aufge-

*) Die Lücke hat der Verf. nicht ausgefüllt.

legt hat." Die Sicherheitsmaßregel, Napoleon, wenn er ausritt, durch einen Officier begleiten zu lassen, wurde mit größerer Strenge ausgeübt. Warum sie ihm besonders zuwider war, verräth folgende Aeußerung, welche auch überhaupt die Gründe andeutet, die sein Benehmen in der Gefangenschaft leiteten. „Es ist in der Ordnung, sprach er zu O'Meara, daß man mich von der Stadt und der Seeseite abhält. Ich werde auch nie verlangen, mich der einen oder der andern zu nähern. Es ist nichts zu meiner Sicherheit nöthig, als die Seeseite dieses Felsens gut zu bewachen. Mag er seine Wachen rings um die Insel ausstellen, und sie mit einander in Verbindung bringen, was bei der Menge von Leuten, die er hat, leicht ist, und die Flucht würde mir unmöglich seyn. Kann er nicht auch einige Reiter in Bewegung setzen, wenn er weiß, daß ich ausreite? Er kann seine Wachen auf die Berge stellen, oder wohin er selbst will, ohne mir etwas davon zu sagen, und ich will nie thun, als ob ich sie sähe. Er kann alles dies thun, ohne mich zu nöthigen, daß ich Poppleton (dem Ordonanz-Officier) Nachricht gebe, wenn ich ausreiten will. Ich will nichts thun, was die Leute auf den Glauben bringen kann, daß ich ein Gefangener bin. Man hat mich mit Gewalt, gegen das Völkerrecht, hieher gebracht, und ich will nie das Recht, mich hier fest zu halten, anerkennen. Wollte ich einen Officier zu meiner Begleitung verlangen, so würde dies eine stillschweigende Anerkennung dieses Rechts seyn. Ich habe nicht die Absicht, einen Versuch zur Flucht zu machen, obgleich ich mein Ehrenwort nicht gegeben habe, es zu unterlassen. Ich werde es auch nie geben, da ich mich dadurch als Gefangener anerkennen würde, was ich nie thun werde. Es ist zu meiner Gesundheit nöthig, täglich sieben bis acht Stunden weit zu reiten, aber ich will nicht mit einem Officier, oder einer Wache ausreiten. Es war immer mein Grundsatz, daß der Mensch wahren Muth zeigt, wenn er die Drangsale und Unglücksfälle, die ihn treffen, erträgt und ihnen widersteht, als wenn er sich das Leben nimmt. — Ihre Regierung irrt sich, wofern sie glaubt, daß sie meine Geduld ermüden und mich zum Selbstmorde bringen würde, wenn sie alle Mittel aufbietet, mich zu quälen, mich hieher sendet, mich so ganz von meinen nächsten und theuersten Verwandten trennt, daß ich nicht einmal weiß, ob sie noch leben, mich von der Welt absondert, mir unnütze und quälende Beschränkungen auflegt, und den Auswurf der Menschheit zu Hütern bestellt. Sie irrt sich! Hätte ich je einen solchen Gedanken gehegt, so würde der Gedanke an die Freude, welche es ihr machen müßte, mich davon abhalten." Die Commissarien von Rußland, Frankreich und Oesterreich kamen im Junius 1816 an. „Welche Thorheit," sagte Napoleon, „diese Commissarien her zu schicken! Ohne Auftrag oder Verantwortlichkeit werden sie nichts zu thun haben, als auf den Straßen herum zu gehen und auf die Felsen zu klettern." Diese Abgeordneten sahen Napoleon nie. Sie richteten, mit Ausnahme des russischen Abgeordneten, an den Gouverneur das amtliche Verlangen, Napoleon zu sehen; dieser aber äußerte, ganz Europa sollte ihn nicht zwingen, sie als Abgeordnete zu empfangen; er weigerte sich jedoch nicht, sie als Privatpersonen vorzulassen. Nach des Gouverneurs Verfügung durften sie nur bis an das äußere Thor von Longwood kommen, und nach O' Meara's Behauptung war Hudson Lowe eifersüchtig besorgt, alle Verbindung zwischen Napoleon und den Abgeordneten, die er für Spione erklärte, abzuschneiden, worüber auch der russische Abgeordnete in O' Meara's Gegenwart Beschwerde führte, mit der Aeußerung, Kaiser Alexander halte es für sehr wichtig, Napoleons Entweichung zu verhüten, wünsche aber, daß er gut und mit der ihm gebührenden Achtung behandelt werde. Vom österreichischen Abgeordneten erfuhr O' Meara, daß sich der Gouverneur von allen drei Abgeordneten das Ehrenwort hatte geben lassen, ohne sein Vorwissen nicht mit Napoleon zu sprechen. Nicht lange nachher wurden durch eine Bekanntmachung des Gouverneurs Alle, welche mit Napoleon und dessen Gefolge eine Verbindung unterhielten, oder Briefe und Mittheilungen ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouverneurs, von denselben empfingen, oder an sie ablieferten, mit der strengsten Strafe bedroht, und durch einen Brief an Bertrand verbot er allen schriftlichen oder mündlichen Verkehr mit andern Bewohnern der Insel, als solchen, die ihm vorher angezeigt worden.

Ungeachtet dieser Maßregeln, hegte jedoch Napoleon um diese Zeit noch die Hoffnung, nicht lange auf St. Helena zu bleiben. Er meinte, die englische Regierung würde ihm gestatten, nach Europa zurückzukehren, um seine Tage in England zu endigen, sobald die Angelegenheiten Frankreichs geordnet wären. Die englische Regierung, meinte er, würde nicht so thöricht seyn, jährlich acht Millionen für seine Bewachung auszugeben, da er nicht mehr zu fürchten wäre. Die Spannung zwischen ihm und dem Gouverneur ward indeß immer größer, und alle Annäherung mußte unmöglich werden nach einer Unterredung, worin ihm Napoleon unter andern gesagt hatte, daß Regierungen ein solches Amt, als Hudson Lowe bekleidete, nur Leuten gebe, die sich entehrt hätten. In dieser Unterredung hatte Napoleon ihn auch durch die Aeußerung herabgesetzt, daß Hudson Lowe nie an der Spitze eines Heeres gewesen wäre, worauf dieser später zu O' Meara sagte: er habe freilich kein Heer gegen Napoleon angeführt, aber wahrscheinlich mehr als dadurch hätte geschehen können, ihm geschadet durch die Rathschläge und Nachrichten, die er vor und während der Unterhandlungen zu Chatillon gegeben habe, da dasjenige, was er angegeben, späterhin befolgt worden und die Ursache der Entthronung Napoleons gewesen sey. „Lassen Sie ihn dies wissen," setzte er hinzu, „damit er einigen Grund zu seinem Hasse habe." Der Gouverneur zeigte seitdem eine erhöhte Erbitterung gegen seinen Gefangenen, dem er gleich nach jener Unterredung härtere Beschränkungen zugedacht zu haben scheint, und er äußerte seinen heftigen Unmuth unter andern mit den Worten: „Ich halte Ali Pascha für einen weit ehrenwerthern Schurken als Buonaparte."

Graf Montholon mußte um diese Zeit in einem Briefe an den Gouverneur die Beschwerden des Gefangenen darlegen. „Das englische Volk," sagte Napoleon, in Beziehung darauf, „will wissen, warum ich mich Kaiser nenne, ungeachtet ich abgedankt habe. Dies habe ich in dem Briefe auseinander gesetzt. Es war meine Absicht, in England als Privatmann zu leben" (er wollte, wie er bei einer andern Gelegenheit äußerte, den Namen des Obersten Meuron annehmen, der bei Arcole, ihn deckend, seinen Tod fand), „aber da sie mich hieher geschickt haben, und es scheinen soll, als ob ich nie Oberhaupt des Staats, oder Kaiser gewesen wäre, so behalte ich den Titel." Nach des Gouverneurs Aeußerung gegen O'Meara, soll Napoleon sich durch diesen Brief sehr geschadet haben, da, wofern er sich einige Jahre gebührend betragen hätte, das englische Ministerium vielleicht an seine Aufrichtigkeit geglaubt, und ihm die Rückkehr nach England gestattet haben würde. Napoleon erwiederte darauf, er erwarte von den gegenwärtigen Ministern nichts als schlechte Behandlung, aber je mehr man ihn zu erniedrigen suche, desto mehr wolle er sich erhöhen. In Beziehung auf das Schreiben eines Ungenannten über Napoleons Lage, das um diese Zeit in einer zu Portsmouth herausgegebenen Zeitung erschienen war, äußerte der Gouverneur geradezu, der Inhalt desselben sey zwar im Ganzen wahr, die Minister hätten es aber nicht gern, daß etwas über Napoleon bekannt gemacht würde, da alles von ihnen kommen müßte. Einige Tage später sagte er bei einer ähnlichen Veranlassung, daß keiner von den Ministern, als allein Lord Bathurst, an welchen er Berichte sende, von den Vorgängen auf St Helena etwas erfahren sollte, und daß alle Mittheilungen an diesen durch ihn, und nur durch ihn gemacht werden müßten.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 238.

15. October 1822.

Lucchesini über die Ursachen und die Wirkungen des Rheinbundes *).

Es ist von diesem wichtigen, mit diplomatischer Gründlichkeit geschriebenen Werke schon in unsern Blättern die Rede gewesen, und der Werth desselben ist von allen Geschichtsfreunden anerkannt. Denn, wenn man auch nicht leugnen kann, daß darin hier und da die Ansichten eines alten preußischen und reichs-deutschen Publicisten hervorleuchten, welcher sich nicht ganz in die Lage der mindermächtigen deutschen Regierungen hineinzudenken vermag, so muß man doch zugeben, daß der Verf. sich im Allgemeinen auf dem würdigen Standpuncte des Historikers zu erhalten gewußt hat, dem Recht und Wahrheit über Alles gelten, und auf dem Standpuncte eines deutschen Diplomaten, der das Bleibende und Bestehende der vorhandenen Verhältnisse als die Grundlage ansieht, auf welcher deutsche Regierungen ihr politisches System basiren sollen. Das Bleibende aber beruht 1) auf der praktischen Anerkennung des Grundsatzes: der Staat bezweckt das Volkswohl; 2) auf der Achtung für die Heiligkeit des rechtmäßigen Besitzstandes, und 3) auf der Berücksichtigung des Eigenthümlichen in der Natur des Landes und seiner Bewohner, als eines Ganzen sowohl, wie als Theile eines Ganzen. Unabhängigkeit der deutschen Nation von fremder Knechtschaft und die möglichste Beförderung des Gesammtwohls durch das Wohl der Theile, sind also die höchste Aufgabe für die deutsche Staatskunst; und diese Aufgabe liegt auch der wiener Bundesacte zum Grunde. Insofern nun hat der Verf. selbst gegen manche Mächte indirecten Tadel ausgesprochen, wenn sich diese Staaten, als europäische Mächte, zu weit von dem Interesse entfernten, das ihnen das politische Schicksal des gesammten Deutschlandes, an welchem ihr eigenes mit so starken Wurzeln hing, hätte einflößen sollen. Weit herber freilich ist sein Tadel gegen Baierns Minister Montgelas und den Fürsten Primas, die er als die Haupturheber des Rheinbundes mit großer Strenge beurtheilt. Doch verschweigt er keineswegs, wie auch Preußen dazu mit beigetragen habe, zuletzt noch durch den Allianzvertrag zu Paris am 15. Febr. 1806. Das deutsche Reich war seit dem baseler Frieden factisch aufgelöst; dies kann den Rheinbund wohl entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Denn immer blieb ja noch ein mächtiger Abhaltungsgrund von der Allianz mit Frankreich, das ehrwürdige deutsche Nationalband und das Volksinteresse des gesammten Vaterlandes, welches innerhalb des Rheins und der Oder ganz anderer Natur ist und seyn muß, als das Interesse des fremden Volkes, dem seine Lage einen ganz verschiedenen Schauplatz für seine politische, industrielle und merkantile Thätigkeit angewiesen hat. Daß die mindermächtigen deutschen Staaten, durch den dreifachen Einfluß von England, Preußen und Oesterreich verschiedenartig auseinandergezogen, nie zur deutlichen Erkenntniß ihres gemeinschaftlichen Interesse und zu einer, dem gemäßen Vereinbarung ihrer Selbstvertheidigungsmaßregeln gelangen konnten, dies ist der wahre Grund des Rheinbundes gewesen. Bei einer solchen Zerrissenheit ihres politischen Systems, als Theile eines, wenn auch nicht mehr politischen, doch moralischen Ganzen, mußten sie, unter dem Zusammenstoßen der Hauptmächte Europas, nach einem Beschützer sich umsehen, und diesen glaubten sie natürlich da zu finden, wo Genie und Kraft mit Macht und Sieg verbunden war. Daß einige aber dabei den Lockungen von Ländergewinn sich hingaben, und darüber den rechten Zeitpunct nicht fanden, um auf die rechte Art ihre Selbständigkeit und eigene Würde sicher zu stellen und zu behaupten, dies kann nie entschuldigt, geschweige gerechtfertigt werden. Jedoch was Alle in ihrer Gesammtheit, die solche weder dachte noch wollte, verschuldet haben, das darf man keinem Einzelnen zur Last legen. Hätten Alle in dem Gefühle ihres Gesammtinteresse und ihrer Gesammtwürde gedacht und gewollt, so würde nie der 35. Artikel der Rheinbundesacte von sechszehn deutschen Fürsten angenommen worden seyn. Es hatten nämlich in jenem Artikel die Rheinbundesgenossen, wie unser Verf. Th. 2. S. 193 richtig bemerkt, unvorsichtiger Weise dem Kaiser der Franzosen versprochen, „sowohl in ihrer Gesammtheit als einzeln, Theil zu nehmen an den Lasten, Beschwerden und Gefahren, welche einem oder dem andern Bundesgenossen aus irgend einem Kriege auf dem Festlande Europas erwachsen könnten." Kraft dieser Bedingung sollte „jeder Continentalkrieg, welchen einer der paciscirenden Theile zu bestehen habe, unmittelbar für alle Uebrigen eine gemeinschaftliche Sache werden;" — eine Bedingung, deren Bewilligung Unbedachtsamkeit, Furcht oder der

*) Erster Theil 1821. 2 Thlr. 8 Gr. Des zweiten Theils erster Band 1822. 2 Thlr. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem.

welches jeden deutschen Patrioten, vorzüglich die Bürger des preußischen Staats, vielfach interessiren muß, unserer Sprache und Literatur anzueignen. Nur die Stärke einiger Ausdrücke in dem Urtheile über hohe Personen hat er gemildert. Selten stößt man auf Härten oder auf ein Wort, wie „erstühen" oder auf Druckfehler. Er hat seine Uebertragung dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zugeeignet.

26.

Aus Paris.

Ein französisches Journal berichtet eine auffallende optische Erscheinung, die man in der Académie française bemerkt haben will. Dort setzen sich rechts gewöhnlich mehrere der Vierzig zusammen, die dann den meisten Augen, wie umgossen von einem weißblendenden Lichte vorkommen. Die Erscheinung soll bemerkt worden seyn an den Herren D'Aguesseau, Bigot Preameneau, Lacretelle d. Jüng., Raynouard, Auger, Roger, Michaud, Chateaubriand, Ferrand, Levis, Cuvier, Laplace, Pastoret, Deseze, Bonald, Lainé, Fraysinous, und man kann sich um so weniger darein finden, da viele dieser Körper früherhin dreifarbige Lichtstrahlen durchließen. Vielleicht liegt die Sache am Gebäude; denn weit schillernder sey das Weiß an den Inhabern der guten Mitte; Lemontay, Baour-Lormian, Campenos, François de Neufchateau, Villar, Laya, Tally-Tollendal, Villemain, Dacier, und gar ein altes Pigment, bald Blau, bald Roth, nur getrübt durch einen Milchschein, will man an den Gelehrten bemerken, die links die Lehnstühle einnehmen, namentlich an den Herren Daru, Jouy, Aignan, Lacretelle d. Aelt., Lemercier, Ségur, Picard, Andrieux, Duval, Destutt-Tracy, Perceval-Grandmaison, De Cessac. Jemand soll vorgeschlagen haben, dem sonderbaren Scheine, den dies verursacht, durch reichere Vergeldung auf dieser Seite abzuhelfen. Der Versuch gälte. Andere meinen, daß einige kräftige und dauernde Blicke der königlichen Gnadensonne vielleicht eben dies bewirken würden. Unmöglich kann aber ein solches interessantes Phänomen in der Nähe der Académie des sciences lange unerklärt bleiben.

Für die Geschichte des franz. Instituts sind folgende Nachrichten außerdem vielleicht interessant. Seit der königl. Ordonnanz vom 21. März 1816, welche die jetzige Einrichtung des Instituts festsetzte, ist bekanntlich die Acad. française in der Reihe die erste; Raynouard ihr beständiger Secretair und Schatzmeister. Die Stelle des Marquis de Fontanes wurde durch Hrn. Villemain ersetzt; der ehrwürdige Sicard durch den Abbé Fraissinous, und noch ist der Lehnstuhl des Hrn. v. Richelieu, soviel wir wissen, vacant. Diese Classe ist bekanntlich mit der Abfassung eines Wörterbuchs der franz. Sprache beauftragt. Nach einer Verordnung des Königs vom 9. Juli 1816, gehörten zu dem Ausschuß, dem dies obliegt: Sicard, Villar, Auger, Andrieux, Raynouard. Mögen diese Herren mehr Freude an ihrem Geschäfte erleben, als die Besitzer der Crusca zu Florenz. Die Acad. des Inscriptions et belles-lettres, in der Reihe jetzt die zweite, verlor im vorigen Jahre den Marquis Garnier; sein Ersatzmann ist uns noch unbekannt. Statt der Correspondenten, zwei Franzosen und des Schweden Akerblad, wurden zwei Ausländer, Dodwell in London und v. Stempkouski in Odessa und ein Franzose Bodin in Saumur erwählt. Diese Classe zählte am 1. Jan. 1822, 49 Correspondenten; acht Académiciens-libres, darunter Schweighäuser, der Vater, zu Straßburg; acht Associés étrangers, zu denen Deutschland zwei gestellt hat: Wolf in Berlin, Heeren in Göttingen; England gleichfalls zwei: Rennell in London und Chark. Wilkins in Hertford. Italien den einzigen Sestini in Florenz; das große Rußland blos Duvaroff in Petersburg. Außer Europa: die beiden Jefferson in Philadelphia und Wildfort in Calcutta. Beinahe gleiches Verhältniß bemerkt man unter den Correspondenten. Deutschland zählt darunter: Schnurrer in Stuttgart, Eichhorn und Sartorius in Göttingen, v. Hammer in Wien, Wilken in Berlin. England: Gillies, Spencer-Stanhope und Dodwell in London; zu denen man noch Salt in Cairo rechnen kann. Italien: Massa in Nizza, Serofani in Sicilien, Mai in Rom. Griechenland hat Musteridi in Florenz und den Gr. Dem. Valsamachi in Cephalonien. Portugal: Coréa de Serra. Die Schweiz: Prevost und Simonde-Sismondi in Genf; Warschau: Linde; Rußland: Stempkouski in Odessa gegeben. Von den Franzosen erwähnen wir nur die in der διασπορα lebenden: Rusin in Constantinopel, Fauvel in Athen, de Guignes in Canton oder in Paris, Rousseau in Aleppo, Graberg de Hemsö (irren wir nicht, von Geburt ein Däne) in Tanger; Cousinery in Salonichi; Pouqueville in Patras; von Corancez in Bagdad oder in Paris.

Beständiger Secretair dieser Classe ist Dacier. Der Natur der Sache nach ist diese Classe mit mehreren speciellen Aufträgen beschäftigt. Für die Inschriften und Münzen sorgen: Dacier, Quatremère-de-Quincy, Petit-Radel, Silv. de Sacy, und als Zeichner Lemot. Für die Literargeschichte Frankreichs: Dacier, Daunou, Duval, Petit-Radel. Eine eigene Commission, bestehend aus Dacier, Walkenaar, Petit-Radel, G. Laborde, Raoul-Rochette und Dureau de la Malle, ordnet die Nachrichten über alle Denkmäler, die durch einen Befehl des Ministers des Innern den Departementspräfekten abgefordert worden sind. Die gelehrten Arbeiten, welche der Classe aufgetragen sind, z. B. die Fortsetzung der Notice des Manuscrits etc., redigiren: Dom Brial, Langlès, Marq. Pastoret, de Sacy, Daunou, Caussin, Letronne, Boissonade und die Mitglieder des Bureau's. — Die Acad. des sciences besteht aus zwei großen Hauptabtheilungen, deren jede einen eigenen Secretair hat, und zusammen aus eilf einzelnen Sectionen. Associés étrangers zählt sie acht. Alex. v. Humboldt, Gauß in Göttingen, aus deutscher Nation; Herschel (seitdem gestorben), Jenner und Davy aus England; Volta, Scarpa und Piazzi aus Italien. Aus dem Correspondenten führen wir, um nicht zu ermüden, nur die Deutschen an. Die erste Section der Geometrie nennt Pfaff in Halle. Zwei Niederländer und ein Italiener (Paoli in Pisa) sind außerdem hier die einzigen Fremden. Die zweite Section der Mechanik hat außer dem Gen. Bötancourt in Petersburg nur Wiebeking und Reichenbach in München zu Correspondenten im Ausland. Die dritte Section, die Astronomie, darf 16 Correspondenten haben. Zwei davon sind Franzosen im Reiche; der Deutschen dafür sieben: Zach, Olbers, Harding, Bürg, Bessel, Lindenau, Bohnenberger. England hat Pond, Brisbane, Kater, Brinkley; Italien: Oriani; Schweden: Svanberg; außer Europa: Lambton zu Calcutta als Repräsentanten. Dafür geht Deutschland in der Section der Geographie und Schifffahrtskunde (IV. Sect.) ganz leer aus. Vielleicht nimmt sich v. Krusenstern seiner Interessen an; auch in der fünften Section der allgemeinen Physik ist es nicht vertreten, während hier Holland zwei, eben so wie England, Italien und die Schweiz jedes einen Beehrten hat. In der sechsten Section der Chemie wird mit Deutschland nicht correspondirt, G. Landriani in Wien rechnet sich schwerlich ganz zu uns; eher Berzelius in Stockholm. In der Mineralogie (VII. Section) bewahren von Moll in München und von Buch die deutschen Rechte. In der Botanik (VIII. Sect.) der einzige Kunth, so wie der einzige Thaer in der neunten Section der économie rurale. In der Anatomie und Zoologie (X. Sect.) bringen Blumenbach, Sömmering, Tiedemann und Rudolphi Deutschland zu Ansehen. England zählt dafür in dieser Classe

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 26. October 15.

Politiſche Literatur.

Lettre à Mr. le Procureur général de la cour royale de Poitiers, par Mr. Benjamin Constant. Paris 1812, chez les marchands de nouveautés. *)

Es war ſchon ſeit einiger Zeit vorauszuſehen, daß es zwiſchen den ausgezeichnetſten Rednern der Oppoſition in Frankreich und den jetzigen Miniſtern nicht allein zu einem förmlichen Bruche, ſondern ſogar zu Feindſeligkeiten kommen würde. Die beiden Hauptparteien, Liberale und Ultras, ſtehen einander ſo ſchnurſtracks entgegen, daß zwiſchen denſelben an keine endliche Vereinigung oder Verſöhnung zu denken iſt; wenn jedoch jede ihren Weg rechtlich verfolgte und blos conſtitutionelle Mittel wählte, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ſo könnte dieſer Parteienkampf wenigſtens in friedlichen Grenzen bleiben. Daran iſt aber nicht mehr zu denken, ſeitdem die ſiegestrunknen Ultras, ſich auf Hülfe von außen und von innen und auf ihre guten Einverſtändniſſe mit dem Auslande ſtützend, die Freigeſinnten thätlich zu verfolgen und ſie zu ſtürzen ſtreben. Diejenigen Redner beſonders, welche ihren Umtrieben unermüdlich und geſchickt entgegenarbeiten, und die vom Volke allgemein geſchätzt werden, ſind ſeit einiger Zeit die Zielſcheibe ihrer wüthenden Verfolgungen. Es iſt empörend, alle die niedrigen Verunglimpfungen und Schmähungen zu leſen, welche ſich die pariſer Ultrablätter, worun einige miniſterielle Unterſtützung genießen, erlauben, ohne daß ſich je das Miniſterium über ihre Frechheit beſchwert, wogegen das geringſte Vergehen der liberalen Blätter aufs ſchärfſte geahndet wird. Damit hat man ſich aber noch nicht begnügen wollen; ſondern um jene ſchätzenswerthen Männer nun auch in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und wo möglich den Wahlherren verdächtig zu machen, hat man zu auffallenden Maßregeln ſeine Zuflucht genommen. Man hat nämlich verſucht, ob man ihre Namen nicht in einen der vielen Verſchwörungsproceſſe verwickeln könne, womit ſeit einiger Zeit die franzöſiſchen Gerichtshöfe beſchäftigt ſind. Hätte man ihre Perſonen ſelbſt darein verwickeln können, ſo würde man dies vorgezogen haben; da jene Herren aber Welterfahrung beſitzen und mit ihrem Scharfblicke die Schlingen ſehr wohl ſehen, die man ihnen legen will, ſo hat auf dieſem Wege nichts erreicht werden können. Vor der Hand hat man ſich alſo damit begnügt, dem Volke ein Blendwerk vorzuſtellen und ihm weis zu machen, daß Benjamin Conſtant, Lafayette, Laffitte und andre ausgezeichnete freiſinnige Deputirte ſich mit Verſchwörungen abgaben und dieſelben leiteten. Aus den Verhören und Ausſagen der Eingefangenen und vor Gericht Gezogenen konnte ſo ein wichtiges Factum nicht hervorgehen; allein man hat einen Ausweg gefunden, um es doch wahrſcheinlich machen zu können. Einer der flüchtig gewordenen Beklagten ſoll nämlich ausgeſagt haben, er habe mit jenen Deputirten in Verbindung geſtanden, und ſie hätten um den Verſchwörungsplan gewußt. Credat judaeus apella. Auch hat niemand in Frankreich daran geglaubt. So ſehr die Parteiſucht auch verblendet, ſo haben die Ultras es wahrſcheinlich eben ſo wenig geglaubt, aber doch geredet und gehandelt, als ob ſie es für eine ausgemachte Wahrheit annähmen. Bekanntlich hat die linke Seite der Deputirtenkammer in der letzten Sitzung verlangt, der königl. Generalprocurator zu Poitiers, Namens Mangle, der ſich jene verwegenen Beſchuldigungen erlaubt hatte, ſollte vor die Schranken der Kammer gefordert werden. In einer aus unabhängigen, unparteiiſchen Mitgliedern beſtehenden Verſammlung würde dieſer Vorſchlag wahrſcheinlich angenommen worden ſeyn, da der Generalprocurator durch ſeine gewagten Beſchuldigungen wirklich ſich gegen die Mitglieder der Kammer verſchuldigt hatte und nach den Geſetzen der Billigkeit Rechenſchaft über ſeine Aeußerungen abzulegen verpflichtet war. Allein vermittelſt einer dem Miniſterium ergebenen, durch das veränderte Wahlgeſetz bewirkten Mehrzahl konnte es den Miniſtern nicht ſchwer fallen, die Annahme des Vorſchlages zu verhindern. Und Mangle, der nunmehr der Beiſtimmung der Miniſter und ihrer Anhänger in der Kammer verſichert war, konnte jetzt ungeſtraft auf die Deputirten losziehen, welche die Verwegenheit gehabt hätten, ſeine Hoheit vor die Schranken zu fordern. Dies hat er dann auch nicht unterlaſſen, ſondern Mittel gefunden, in ſeinen furchtbaren Ausfällen wider Carbonari, Chevaliers de la liberté und Revolutionaire weit gehäßigere Aeußerungen gegen Benjamin Conſtant, Lafayette, Laffitte u. a. einfließen zu laſſen, als das erſtemal; denn erſtlich mußte ſeine Eigenliebe durch die Debatten in der Deputirtenkammer heftig gereizt worden ſeyn, und zweitens war er nun verſichert, daß, je heftiger er beſchuldigen würde, jemehr man ihm ſeinen Dienſteifer und ſeine Geſinnungen zu gute rechnen würde. Vielleicht mochte es wohl in den eben erwähnten auffallenden Maßregeln liegen, die Hauptredner der Freiſinnigen abſichtlich zu reizen, ſie zu irgend einem unüberlegten Schritt zu verleiten, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, ſie auf eine anſcheinlich geſetzmäßige Weiſe verfolgen zu dürfen.

Mit Ausnahme Benjamin Conſtant's, haben die angegriffenen und verunglimpften Deputirten zu dieſen Angriffen ſtillgeſchwiegen. Benjamin Conſtant konnte nicht wohl ſtillſchweigen; denn was ihn betraf, ſo hatte man ſich nicht damit begnügt, ihn als einen Mitſchuldigen der Verſchwörung darzuſtellen, ſondern der Generalprocurator hatte auch die Verwegenheit gehabt, eine Reiſe, die er im Jahr 1820 in das Sarthedepartement, deſſen Deputirter er iſt, unternommen hatte, als einen abſichtlichen Verſuch, das Volk aufzuwiegeln und als eine Veranlaſſung zu den diesjährigen Unruhen darzuſtellen. Ein Unterpräfect, Namens Carrière, war ſogar ſo unverſchämt geweſen, auszuſagen, Benjamin Conſtant ſey damals mit einer Frau herumgereiſet, womit er nicht verheirathet geweſen wäre. Da letztere hämiſche Beſchuldigung nicht allein ſeine Ehre, ſondern auch den guten Ruf ſeiner Frau befleckte, ſo ſchrieb er ſogleich einen Brief an die conſtitutionnellen Zeitungen, worin er den Unterpräfecten der Niederträchtigkeit beſchuldigte. Dieſer Brief erſchien in jenen Zeitungen. Alsbald ward Beſchlag auf die Blätter gelegt, welche den Brief enthielten, und ihr Abgehen mit der Poſt verhindert.

Dann ließ Benj. Conſtant den Brief an den Generalprocurator zu Poitiers erſcheinen, mit welchem ich die Leſer des Lit. Conv. Bl. hier genauer bekannt machen will.

Er beginnt folgendermaßen: „Herr Generalprocurator! So lange als Sie ſich damit begnügt haben, meinen und meiner Collegen Namen in einer Anklageacte anzuführen, die glücklicherweiſe in unſern Gerichtsverhandlungen ohne Beiſpiel iſt und, ich hoffe es zur Ehre der franzöſiſchen Magiſtratur ohne Nachahmung bleiben wird, habe ich ſtillſchweigen können und müſſen; ich habe es können, weil die Debatten vor Gericht

*) Von demjenigen unſerer pariſer Correſpondenten, den man öfter (ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht unterſuchen) den „Ultra Liberalen" genannt hat. Es ſcheint aber nöthig zu ſeyn, mitunter auch die Stimme dieſer zu hören. D. Red.

sind durch den Tadel, den Deputirte über Ihr nicht zu entschuldigendes Betragen ausgegossen haben, beleidigt worden. Sie haben nicht untersucht, was für Leute diese Deputirten waren, und nicht nachgedacht, daß keiner von denen, welche vorgeschlagen haben, Sie sollten vor die Schranken gefordert werden, unter die Anzahl der von Ihnen angegriffenen Männer gehörte. Das Gefühl unsrer Würde hieß uns bei diesen Debatten ruhig und stumm bleiben. Die Männer, welche Ihre Anklagung verlangt haben, hatten kein Privatinteresse bei dieser Frage. Frankreich ist gewohnt, ihr Talent zu bewundern, ihren Charakter zu verehren, ihre Mäßigung zu billigen. Die Namen Royer Collard, St. Aulaire, Tripier flößen Achtung und Zutrauen ein; und als Sie von solchen Männern sprachen, hat Ihnen ihre beleidigte Eitelkeit folgenden unbegreiflichen Ausdruck eingegeben: Die Beschuldigungen, die man wider mich anzubringen gewagt hat! Gewagt! Was für ein Schwindel hat sich denn Ihrer bemächtigt, Herr Generalprocurator? Was für eine Vergessenheit der Abschätzung der Obrigkeiten! Was für ein Vergehen wider repräsentative Macht, womit der König selbst das Recht hat theilen wollen, Frankreichs Schicksal zu bestimmen? Gewagt! Wie, die Deputirtenkammer kann die Minister in Anklagezustand versetzen; und wenn 127 ihrer Mitglieder vorschlagen, man solle sich dieses Rechtes wider Sie bedienen, so erstaunen Sie über ihre Kühnheit? Was der Präsident des Ministerrathes nicht einmal sagen würde, da er die Macht der Kammer zu wohl kennt; was der Siegelbewahrer, Ihr Oberhaupt, nicht sagen würde, da er unsre constitutionellen Rechte kennt, das sagen Sie, Herr Generalprocurator, in Betreff auf Sich selbst, die Sie eine absetzbare Magistratsperson und das Werk des Ministerwillens sind?"

„Eine solche Verirrung verdient in mehr als einer Rücksicht unsre Nachgebung. Wenn ein Mann sich so weit von seinen Leidenschaften hinreißen läßt, so ist er gleichsam wegen desjenigen, was er sagt, nicht mehr verantwortlich; allein wie bedaure ich die Angeklagten, daß sie Gegner haben, wie Sie; wie bedaure ich die Monarchie, daß sie Werkzeuge hat, wie Sie! Seyn Sie versichert, Herr Generalprocurator, und diejenigen, welche auf demselben Wege fortschreiten, daß Frankreich Ihre Ausbrüche mißbilligt und über Ihre Grundsätze murrt. Es entrüstet sich über die moralischen Beweise, die Sie an die Stelle der materiellen setzen wollen. Dieses revolutionaire Mittel ist bei allen Verfolgungen angerufen worden. Auch im J. 1793 mordete man mit Hülfe der moralischen Ueberzeugung, wenn die materielle nicht zureichte. Frankreich entrüstet sich über die Angehungen, die Sie bei den Verhören erpressen, um die Namen herauszubringen, die man verdächtig machen wollte; über das Forttreiben oder Einsperren derjenigen Zeugen, die anders zeugen, als Sie es verlangen. Frankreich entrüstet sich über Ihre Drohungen wider die Advocaten, die sich nach den unter Ihren Augen abgelegten Aussagen richten, und die bei der Fortsetzung ihrer Verrichtungen stets fürchten müssen, suspendirt zu werden."

„Frankreich entrüstet sich über Ihre Eingriffe in das Recht der Vertheidigung, über Ihre Beschränkung der Rechtfertigung 40 Beklagter in dem Zeitraume von drei Tagen."

„Ich halte ein, Herr Generalprocurator! Es drängt sich eine Menge von Bemerkungen mir auf. Allein wie ich sie auch immer ausdrücken könnte, so würden sie von Ihnen nicht empfunden werden, und damit ganz Frankreich sie empfinde, habe ich nicht nöthig, sie auszulegen."

„Sie haben mich angegriffen; durch meine Antwort habe ich ein Recht ausgeübt, und durch die Ausübung dieses Rechts habe ich meine Pflicht erfüllt. Ich habe gezeigt, wie Sie mich in gehäßigen Verdacht und treulose Anklagen haben verwickeln wollen. Aus dem, was Sie wider mich versucht haben, wird man urtheilen, was Sie gegen Andre haben thun können. Ich habe mich freimüthig ausgesprochen, ohne die Schranken der gesetzmäßigsten Vertheidigung zu überschreiten. Ich habe einen unverdienten Angriff zurückstoßen müssen; ich habe es gekonnt, ohne die Magistratur zu verletzen, denn Sie selbst haben Ihre Unbesugtheit gestanden. Sie haben ohne Beruf gesprochen. Also blos dem Menschen ohne Beruf, wie er selbst zugibt, habe ich geantwortet."

Auf die gehässigen Anschuldigungen Mangin's konnte nicht wohl eine andre Antwort erfolgen; denn wenn ein Mann ohne Schonung an seiner Ehre angetastet wird, muß es ihm erlaubt seyn, mit edlem Unwillen zu erwidern; da nun Mangin zuerst gefehlt hatte, so hätte man ihn mit dieser Züchtigung des beredtsamen Deputirten hingehen lassen sollen. Allein diejenigen, die den Generalprocurator in der Deputirtenkammer kräftig unterstützt hatten, haben ihm bis zu Ende hülfreiche Hand reichen wollen und daher bewirkt, daß auch jener Brief Benjamin Constant's mit Beschlag belegt worden ist, wiewohl in Zeit von 24 Stunden die Auflage desselben größtentheils schon vergriffen war. Da nun dieses Inbeschlagnehmen vor Gericht gerechtfertigt werden muß, so ist ein Criminalproceß wider den ausgezeichneten Deputirten unvermeidlich. Also so weit ist es gelangt, daß endlich einer der ersten Redner Frankreichs und das größte politische Talent unserer Zeit auf der Bank der Beklagten vor den Richtern wird erscheinen müssen. Vielleicht aber haben die Ultras nicht bedacht, was sie noch von der Beredtsamkeit Benjamin Constant's und von seiner Popularität werden zu befürchten haben, und welchen widrigen Eindruck diese unaufhörliche Verfolgung wider die liberale Seite der Deputirtenkammer auf die Nation machen muß. Die Liberalen stehen auf einem vortrefflichen Grunde; sie vertheidigen die Verfassungsurkunde und alle daraus entspringende Rechte. Sie deshalb als Carbonari anzuschwärzen und gewaltsamerweise zum Stillschweigen bringen wollen, kann unmöglich gute Folgen haben; je heftiger die gegen sie gerichteten Maßregeln sind, je mehr steht zu befürchten, daß dieselben auf ihre Urheber zurückfallen werden. Die öffentliche Meinung wird sich gewiß nicht zu Gunsten der Mangier und anderer solcher Werzeuge der Ultrapartei entscheiden.

52.

König Hroar in Leire. Eine altnordische Erzählung von Oehlenschläger. Stuttgart bei Cotta.

Gute und schlechte Schriftsteller haben, wie so manches Andere, auch das mit einander gemein, daß man immer etwas darin findet, was uns überrascht, sey es nun der Gang der Geschichte, die Art der Darstellung, oder der Schluß. Mittelmäßige dagegen verwundern selten, bei ihnen ist meistens alles so, wie man vorher, wenn man ihre Schreibart und ihren Ideenkreis kennt, sich's dachte. Bei einer altnordischen Geschichte, von einem so phantasiereichen Dichter, wie Oehlenschläger, erzählt, könnte man sich mit einigem Grund viel Mährchenhaftes, Schauerliches und Zauberisches vorstellen; und siehe da, alles geschieht auf eine natürliche Weise, die Begebenheiten sind großartig, in gewissem Sinne tragisch, aber durchaus nicht phantastisch, ja eher historisch als idealisch, und daß der Vortrag bei alledem sehr poetisch sey, dürfte Manchem entgehen, der einen gewissen Redeprunk als nothwendiges Erforderniß der Poesie erachtet, indem die Schreibart sehr einfach ist.

In mehr als Einer Hinsicht ist dieser König Hroar sehr anziehend. Er entwickelt, wie es in den Scott'schen Romanen der Fall ist, das Selbstthümliche in den Sitten und den Geist der Zeit und des Volks, in welcher und durch welches die Handlung sich ereignet. Die Charaktere sind an und

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 239.

16. October 1822.

Der Mensch im Staate und in der Kirche. — Insbesondere Deutschland und sein Genius. Von A. Neurohr. Mainz 1822. In Commission bei F. Kupferberg. 8. 208 S.

„Verschwinden werden die Mystiker, die Nebelköpfe, die Jesuiten, die Ultras aller Farben" — so sagt eine der geistreichsten Flugschriften unserer neuesten Zeit. Die Völker aller Staaten, versichert sie, und insonderheit die Nationen Germaniens haben jetzt abgeschüttelt mit kräftigem Geiste alle Vorurtheile, alle Halbheit und Schwachheit, allen Parteisinn und Sektenhaß, alle kleinliche Eifersucht und engherzige Furcht. Sie verkündet uns den baldigen Sieg der Vernunft und der Vernünftigen, des Rechts und der Wahrheit, der Vaterlandsliebe, der Treue, der Ordnung und des lebendigen und belebenden Friedens; sie zeigt uns die ersten Goldstrahlen der Morgenröthe besserer Zeit. Da steigt aber jener Verkündigung trotzend, empor ein schwarzer Zauberdampf, dick und qualmend auch des Beherzteren Brust beengend, ein geistiger Nebel und bildet düstere Wölken am Horizont, die sich lagern vor die aufgehende Sonne; und in dem Nebel sieht man die Dämonen des Obscurantismus und des Parteihasses, der niedrigen Selbstsucht, des Eigendünkels und des heuchlerischen Götzendienstes, wie sie das Reich der Erschlaffung und der Finsterniß setzen wollen an die Stelle des Reichs der Kraft und des Lichtes. Wir reden hier nämlich von der Anmaßung einer Schule, die ihr schwarzumflortes Götzenbild aufstellt mitten im Vaterlande und in mystischen Opfertänzen und widrig tönenden Gesängen dem gesammten Deutschlande Hohn spricht. Ist denn wirklich der Sieg der Vernunft in unserer Zeit so zweifelhaft, daß man glaubt durch einen Schwall gleißnerischer Worte den Blick der Menschheit ablenken zu können von dem, was Noth thut? Alle wissen wir, daß es anders werden muß, aber sicherlich wissen wir auch, daß nicht von dem helfender, fruchtbarer Rath zu erwarten sey, welcher die Reformation einen zweiten Sündenfall des menschlichen Geschlechts nennt, nicht von einem Medicinalrath, welcher durch Wunder geheilt zu seyn glaubt und von keinem träumerischen Jüngling, der mit stolzer Demuth ankündigt: er wolle der Welt sagen, wo der Sitz und, welches die Heilung des Uebels sey; — von keinem dieser und ähnlicher Gesellen. Schon oft sind sie zur Ruhe verwiesen worden die, so den Geist der Zeit einsperren wollen in vermittelte Ritterrüstungen, die in dem Modergeruche alter Burgverließe und in den bestaubten Hallen der Klosterkirchen sich der Gottheit näher fühlen, als in dem freien Dom der Natur, in dem belebenden Strom des lebendigen Aethers. Wir wollen nicht nach den kleinen Künsten forschen, mit deren Hülfe sich diese Schule einschleichen will in das frische Leben der gegenwärtigen Generation, wie der Versucher und die Sünde in das Herz des Unverdorbenen; aber wir und das mit uns lebende Geschlecht wollen und sollen es nicht zugeben, daß nur entfernt daran gedacht werden könne, man dürfte die Völker wieder zurücktreiben in den Stall des Unsinns; die Völker indignirt ein solcher Gedanke und die Fürsten sind zu aufgeklärt und human, als daß sie den plumpen Insinuationen der Versinsterer ihr Ohr nicht verschließen sollten. Denn nicht Empörung, nicht Frivolität, nicht Gesetzlosigkeit und freche Misachtung aller Schranken der gesellschaftlichen Ordnung ist der Geist der Zeit; sondern Vernunftmäßigkeit und ein Streben nach legaler Freiheit: und daher wird keinem der katholischen Protestanten und protestantischen Katholiken Gehör geschenkt werden; sie werden Prediger bleiben in der Wüste, oder vielmehr Vögel der Nacht, die, scheu im hellen Tageslichte flatternd, mit Recht von den Kindern des Tages zurückgetrieben werden in ihre düstern Klüfte. —

Wir verschonen den Leser wie billig mit einer vollständigen Analyse der Neurohrschen Schrift. Er wird es uns Dank wissen, wenn wir ihm sagen, daß sie ganz und gar nur zusammengesetzt ist aus Meinungen von Görres und Behauptungen vom Professor Windischmann in Bonn, auf dessen dem Publicum verheißene Geschichte der Heilung seines Augenübels durch den Fürsten von Hohenlohe, wir dasselbe hier zum Voraus aufmerksam machen. Der Vortrag des Neophyten ist gemodelt nach dem Style des Meisters dieser Schule, den er jedoch bei weitem nicht erreicht. Das Buch enthält keine einzige Originalidee und wenn man sich hindurchgearbeitet hat, möchte man fragen: was ist der langen Rede kurzer Sinn? Denn es bleibt kein anderer Eindruck zurück als der eine, über nichts brütenden, geistigen Dämmerung, in der uns zuweilen einige misgeschaffene Larven abenteuerlicher, politischer Ideen angrinseten. Wir wollen indessen, damit man unser Urtheil nicht der Befangenheit beschuldige, einige der am meisten charakteristischen Stellen des Buchs hier mittheilen, beabsichtigend zur analogen Schlußfolgerung da-

gungen und Zuckungen, auf welche Ermattung, Ohnmacht und zuletzt der Tod folgt." —

Wir eilen an das Ende des Buchs. — In Gefolge einer abgekürzten Darstellung, wie Israeliten und Römer ihre historische Laufbahn zurücklegten, wie, während das Reich der Letztern im „langsamen Vermodern" begriffen war, „hoch aufgingen im Norden die Brunnen des frisch aufstrebenden Lebens der germanischen Völker" und wie in der Erscheinung des Logos, die neue Sonne „verklärte jene struppige Waldnatur der Völker in einen anmuthigen Geistesgarten", hält Hr. Neurohr dem Mittelalter und dem Mysticismus unserer Zeit folgende Lobrede: „Und es stieg in großartigem Tacte das Mittelalter herauf, jene herrliche Zeit, voll der gediegendsten Kraft und Energie, ganz einer magnetischen Somnambüle gleich, losgewunden aus jener unseligen Zerstreuung, die den Menschen im gewöhnlichen sogenannten Wachzustande in die Welt hinein zerschlägt und ihn vielfach lähmt, entkräftet, verwirrt und verdirbt. Und wie nun jene namhafte Kraft sich so recht zu fühlen, und eigentlich ihre Werke zu fühlen begannen, da schlich sich der Hochmuth, jenes uralte Kind des Salomo, das schon seit Anbeginn der Welt die Menschen so sehr bethört hat, in die Welt hinein, und es ließ sich ein großer Theil des Menschengeschlechts vom Irrthume anhauchen. Es trat jetzt durch die Reformation jener merkwürdige Wendepunct in der Geschichte ein, und es kam die neuere Zeit herangeeilt, ganz verschieden von jener mittlern an Geist, Art und Weise, die sich in ihrem Uebermuthe rühmt, die Tagseite der Geschichte zu seyn und in ihrem verneinenden Streben, welches ein Grundzug derselben ist, auf das Mittelalter, als auf eine Zeit der tiefsten Nacht, schimpft, nicht bedenkend, daß sich oft der Nacht des Lebens enthüllt, was sich dem Tage verbirgt, so wie wir in unserm physischen Daseyn am Tage mit unserm Blick blos auf die Erde beschränkt sind, während sich in der stillen Nacht das Universum in seiner ganzen Schönheit vor unserm Gesichtskreis entfaltet, was schon der edle Passavant richtig bemerkt hat." — —

Wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen zu Hrn. A. Neurohr's Fernerarbeit, deren Resultat, wie wir aus der Vorrede schließen, das Werk ist. Derselbe hat es seinen Comilitonen auf den deutschen Universitäten gewidmet. Doch zweifeln wir, daß diese geneigt seyn möchten, ihre, der Vorbereitung zu ihrem dereinstigen Berufe, geheiligte Zeit mit der Lectüre eines Buches zu verderben, dessen Verfasser nicht einmal, gleich den Sophisten der Griechen, mit Gedanken, sondern nur mit tönenden Worten spielt.

53.

Napoleon in der Verbannung.

Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and Government, in his own words.

(Fortsetzung aus No. 257.)

Durch die Unterschrift der verlangten Erklärung war Napoleons Trennung von seinen Schicksalsgefährten abgewendet, und er war sehr erfreut über den Beweis heldenmüthiger Ergebenheit und unerschütterlicher Anhänglichkeit, den sie ihm gegeben hatten, in dem Augenblicke, wo er selber, durch seinen Rath, ihnen den Weg öffnete, der sie aus einem verhaßten Aufenthalte führen konnte. „Je mehr die englische Regierung mich herabzusetzen sucht, sagte er zu O'Meara, desto mehr Ehrerbietung werden diese Männer mir beweisen." Zu den wichtigern Beschwerden kamen neue Klagen über Beschränkungen, die oft nur das Ansetzen gehässiger Neckereien hatten. Dahin gehörte unter andern, daß statt vollständiger Reihenfolgen von englischen Zeitungen, die man dem Gefangenen früher mitgetheilt hatte, man ihm jetzt nur einzelne Stücke zukommen ließ, aber dagegen sorgfältig bedacht war, ihm Blätter mitzutheilen, worin feindselige Aeußerungen gegen ihn standen. Die englische Regierung, sagte der Gouverneur zu O'Meara, halte es nicht für dienlich, ihm alle Zeitungen in die Hand zu geben, und Napoleon müsse dankbar dafür seyn, daß man ihm Blätter vorenthalte, worin Aufsätze zu seinen Gunsten, welche Hoffnungen erregen könnten, deren endliche Vereitelung ihn betrüben müßte. Das Morning Chronicle, Edinburgh Review, und andre Oppositionsblätter waren verbotene Waare. Diese Maßregel ging so weit, daß der Gouverneur ein Exemplar von Hobhouse's Werk: „Die letzte Regierung des Kaisers Napoleon", das der Verfasser für den Gefangenen sandte, zurück hielt; freilich soll auf dem Rücken die goldne Inschrift: Dem Kaiser Napoleon, oder: dem großen Napoleon — zu lesen gewesen seyn. O'Meara erhielt Erlaubniß, für Napoleon Bücher aus des Gouverneurs Sammlung zu nehmen, nur nicht solche, worin dem Gefangenen zu sehr geschmeichelt wurde. Wie die geistige, so ward auch die leibliche Nahrung eingeschränkt. Die für den Unterhalt des Gefangenen und seines Gefolges bestimmte Summe wurde auf 1000 Pfund monatlich herabgesetzt, was bei der Theurung aller Bedürfnisse auf St. Helena nicht viel mehr als ein Drittheil dieser Summe in England seyn würde. Napoleon erbot sich, die gesammten Kosten seines Unterhalts zu bezahlen, wofern man ihm gestatten wollte, durch Vermittelung eines, von der englischen Regierung gewählten Handelshauses in St. Helena, Paris oder London, versiegelte Briefe abzusenden, und Antworten zu erhalten, weil er befürchtete, daß sein Vermögen nicht sicher seyn würde, wenn man wüßte, wo er es niedergelegt hätte. Man ging darauf nicht ein, und nach O'Meara's Erzählung wurde bei der Zutheilung der, von der englischen Behörde gelieferten Lebensmittel auf eine Art verfahren, daß Napoleon äußerte: „Wir haben hier Adjutanten, die über eine Flasche Wein und zwei oder drei Pfund Fleisch mit einem Ernst und einer Wichtigkeit verhandeln, als ob von der Vertheilung von Königreichen die Rede wäre. Ich sehe Widersprüche, die ich nicht vereinigen kann; auf der einen Seite ungeheuren und unnützen Aufwand, auf der andern beispiellose Niedrigkeit und Kleinlichkeit." Eine Folge dieser Einschränkungen war, daß Napoleon von Zeit zu Zeit Silbergeschirr zusammenbrechen und in der Stadt verkaufen ließ, was unter der Bedingung gestattet wurde, daß die daraus gelösten Gelder dem Lieferanten Balcombe übergeben werden mußten, von welchem nach Bedürfniß, kleine Summen gezogen werden konnten. Es fehlte in Longwood oft an Wasser zu Bädern, woran N. gewöhnt war, aber — meinte der Gouverneur — warum braucht er sich so lange und so oft in heißem Wasser zu brühen, während das 53ste Regiment kaum Kochwasser genug hat? Aehnliche Vorwürfe mußte Montholon von ihm darüber hören, daß man in Longwood zu oft die Hemden wechsle!

Schon gegen den Herbst 1816 fing Napoleons Uebelbefinden an, woran nach O'Meara's Bericht, theils die Abwechselungen der Witterung in Longwood, besonders aber der Mangel regelmäßiger Bewegung Schuld war, die sich Napoleon seit den neuesten Beschränkungen fast ganz versagte. Der Gouverneur verlangte von dem Wundarzt einen schriftlichen Bericht über den Zustand des Gefangenen, und äußerte dabei, O'Meara möge bei der Abfassung bedenken, daß das Leben eines Menschen gar nicht in Anschlag komme gegen das Unheil, das er stiften könnte, wenn er frei werden sollte, und zu gleicherwägen, daß Buonaparte bereits der Fluch der Welt gewesen sey und den Verlust des Lebens vieler Tausende verursacht habe. O'Meara's Lage, setzte er nach dieser Bemerkung hinzu, wäre ganz besonders und von großer po-

Google

Abstract—The Fourier transform of a function of a discrete variable is shown to be a function of a continuous variable. The relationship between the two functions is explored, and the effects of sampling are discussed. The discrete Fourier transform is introduced as a means of computing the Fourier transform of a sampled function. Fast algorithms for computing the discrete Fourier transform are described.

I. Introduction

The Fourier transform of a function of a discrete variable is a function of a continuous variable. This paper explores the relationship between the two functions and discusses the effects of sampling. The discrete Fourier transform is introduced as a means of computing the Fourier transform of a sampled function. Fast algorithms for computing the discrete Fourier transform are described.

II. Definitions

Let $f(n)$ be a function of the discrete variable n, where $n = 0, 1, 2, \ldots, N-1$. The Fourier transform of $f(n)$ is defined as

$$F(\omega) = \sum_{n=0}^{N-1} f(n) e^{-i\omega n}$$

where ω is a continuous variable. The inverse transform is given by

$$f(n) = \frac{1}{2\pi} \int_{-\pi}^{\pi} F(\omega) e^{i\omega n} \, d\omega$$

for $n = 0, 1, 2, \ldots, N-1$.

III. Sampling

When a continuous function is sampled at intervals of T seconds, the resulting sequence $f(n) = f_a(nT)$ has a Fourier transform that is periodic with period $2\pi/T$. The relationship between the transform of the sampled function and the transform of the original function is

$$F(\omega) = \frac{1}{T} \sum_{k=-\infty}^{\infty} F_a\left(\omega - \frac{2\pi k}{T}\right)$$

where F_a is the transform of f_a.

Figure 1. Magnitude of the transform of a sampled function.

IV. Discrete Fourier Transform

The discrete Fourier transform (DFT) of a sequence $f(n)$ of length N is defined as

$$F(k) = \sum_{n=0}^{N-1} f(n) e^{-2\pi i k n / N}$$

for $k = 0, 1, 2, \ldots, N-1$. The inverse DFT is

$$f(n) = \frac{1}{N} \sum_{k=0}^{N-1} F(k) e^{2\pi i k n / N}$$

for $n = 0, 1, 2, \ldots, N-1$.

V. Fast Algorithms

Direct computation of the DFT requires N^2 complex multiplications and $N(N-1)$ complex additions. Fast algorithms reduce the number of operations to $N \log_2 N$ when N is a power of two.

A. Decimation in Time

The decimation-in-time algorithm splits the sequence into even- and odd-indexed subsequences and recombines their transforms using the butterfly operation.

B. Decimation in Frequency

The decimation-in-frequency algorithm splits the transform into even- and odd-indexed frequency components. It is the dual of the decimation-in-time algorithm.

VI. Conclusion

The discrete Fourier transform is a powerful tool for analyzing sampled signals. Fast algorithms make it practical for large N. Applications include spectral analysis, filtering, and convolution.

Philosophical Transactions

Containing the Latest Advices from the Curious in Many Parts of the World.

Introduction.

Considering how many Books do at present Daily Come Forth to the Press, the Number whereof is not the least Argument of the Wit of Mankind, it may perhaps Appear Needless to Add any more. But Seeing Those Do Commonly Treat of Things Abstracted and Remote from Common Use, and Those Persons Only Do Write Books, who Either Out of Curiosity, Ambition, or Some Other Motive, Do Think Themselves Qualified for the Undertaking; It is Hoped that a Design to Publish Things Useful, Plain, and Easie, Suited to the Meanest Capacities, and Concerning Matters Obvious to Every Man, Will Find Both Encouragement and Excuse.

The Business of this Paper Shall Be to Give Account of Ingenious Things and Inventions, Books, Experiments, Observations, Stupendous Accidents in Nature, Meteors, Earthquakes, Thunder, Lightning, Tempests, Inundations, Conjunctions of Planets, Eclipses, Spots in the Sun, Comets, Parhelia, Halos, Rainbows, Discoveries in Anatomy, Chymistry, Mechanicks, Navigation, Husbandry, Gardening, Architecture, Dyeing, Colours, Mines, Minerals, Vegetables, Animals, Fishes, Birds, Insects, Monsters, Fossils, Rarities, Curiosities, Antiquities, Inscriptions, Coins, Medals, Natural Histories, Geographical Descriptions, Maps, Prints, Models, Engines, Mathematical Problems, Solutions, Theorems, Demonstrations, Astronomical Tables, Ephemerides, Calculations, Arithmetical Questions, Musical Compositions, Poems, Romances, Plays, Operas, Sculptures, Paintings, Limnings, Embroideries, Tapestries, Curious Needleworks, Laces, Fringes, Perfumes, Distillations, Liquors, Beverages, Sauces, Pickles, Cookery, Confections, Preserves, Salads, Dishes, Meats, Fruits, Herbs, Roots, Seeds, Plants, Trees, Timber, Stones, Earths, Clays, Glasses, Crystals, Enamels, Colours, Varnishes, Lutes, Cements, Gums, Resins, Bitumens, Amber, Jet, Coral, Pearl, Ivory, Bone, Horn, Tortoise-shell, Shell-work, Feather-work, Leather, Parchment, Paper, Ink, Sealing-wax, Wax-work, Hair-work, Glass-work, Pottery, Earthenware, Porcelain, Japan-work, Basket-work, Cane-work, Reed-work, Wicker-work, Straw-work, Rush-work, Cork-work, Bone-work, Horn-work, Tortoise-shell-work, Shell-work, Feather-work, Leather-work, Parchment-work, Paper-work, Ink-work, Sealing-wax-work, Wax-work, Hair-work, Glass-work, Pottery-work, Earthenware-work, Porcelain-work

den nämlich) wenigstens den Ausspruch des Weisen: festina lente! zuzurufen, — hindert nicht, auf das, was zu einem reifen künftigen Urtheil unumgänglich nothwendig-seyn dürfte (z. B. die Kenntniß des in den Rheinprovinzen üblichen, so manchem deutschen Juristen von Ruf ganz unbekannten gerichtlichen Verfahrens, — einige Aufhellung des, gleich einer Zauberformel von Unkennern angestaunten Satzes: die Geschwornen entscheiden nach ihrer Ueberzeugung u. s. w.) aufmerksam zu machen. Es sey demnach unsre

„erste Betrachtung über den Fonkschen Proceß" der Frage geweiht:

„welche Eigenschaften sein Beurtheiler nicht, und welche er dagegen nothwendig haben müsse."

Wir wollen mit dem „nicht" — mit den negativen Eigenschaften anfangen. Vor allen Dingen darf sich dieser anmaßliche Urtheiler

1) nicht nach den einseitigen, ins Publicum verstreuten Schriften Fonk's und seiner unmittelbaren oder zahlreichen mittelbaren Vertheidiger richten, wenigstens sie nicht allein zur Basis seines Urtheils machen. Sollte man es glauben, daß sehr, sehr Viele, welche in der Verurtheilung Fonk's einen Justizmord zu finden geneigt sind, nicht einmal den Abdruck der Verhandlungen vor dem Assisenhof zu Trier, welcher bei Gall oder Dü Mont-Schauberg erschienen ist, sondern entweder blos die Reden der Vertheidiger, Aldenhoven und Grebel, in den Beilagen der frankfurter Zeitung, oder doch nur die von Fonk selbst herausgegebene Schrift:

„der Kampf für Recht und Wahrheit in dem fünfjährigen Criminalproceß gegen Peter Anton Fonk — Erstes Heft, 332. S. Zweites Heft, 379. S. und Nachtrag 41. S."

und selbst diese nur wie im Halbschlaf gelesen haben? Und doch ist nichts gewisser! Ref. hat sich bei sehr Vielen, welche er unmerklich über die Gründe und Quellen ihres Urtheils ausforschte, vollkommen überzeugt, daß Einige kaum diese und jene Beilagen der frankfurter Zeitung im Husch durchlaufen hatten, aber gleichwohl mit Entsetzen ausriefen: „da haben die Geschwornen wieder einmal einen Unschuldigen verurtheilt!" — Noch kann sich Ref. nicht rühmen, auch nur bei einem der unzähligen „Eilpost-Kritiker", welche er über das Schuldig der trierschen Geschwornen das Verdammungsurtheil aussprechen hörte, Grund gefunden zu haben, ihm etwas mehr, als höchstens die oberflächliche Durchlesung jener Fonkschen Schrift „der Kampf für Recht und Wahrheit" zuzutrauen *).

Wer nur einigermaßen richtig urtheilen will (wie werden im Verfolg sehen, was dieses einigermaßen zu bedeuten hat), sollte eigentlich sogar

a) die Criminalprocedur gegen den Kiefer Hamacher, welche in der in Cöln bei Thiriart im vorigen Jahr erschienenen Ausgabe allein 464 enggedruckte Quartseiten beträgt, muß aber

b) durchaus und unerlaßlich die Criminalprocedur gegen Fonk selbst, welche in der, vor dem Ref. liegenden Ausgabe bei Gall,

589 und 231, zusammen 820 S.

enggedruckte Quartseiten beträgt, ganz genau, ja Seite vor Seite gelesen haben! Es wäre ja wohl offenbarer Unsinn, über einen nach den Grundsätzen des geheimen schriftlichen Inquisitionsprocesses geführten Criminalproceß und das von einem Dicasterio oder Tribunal in ihm gesprochne Verdammungsurtheil die Klage, „hier ist abermals ein Justizmord begangen", hören zu lassen, wenn man in den betreffenden Criminalacten blos die Schutzschrift des Angeklagten, ja von dieser sogar blos einen Theil durchlaufen, die Zeugenverhöre, das Obductionsprotocoll u. s. w. aber ganz überschlagen hätte! Sollte es nun wohl unter den Unzähligen, die, wir sagen nicht in Deutschland, sondern in Europa, ja in allen policirten Staaten unseres Planeten, (wohin deutsche, englische und französische Zeitungen gelangen), zum Nachtheil des von den trierschen Geschwornen ausgesprochnen „Schuldig" geurtheilt haben, Viele geben, welche die 1318 enggedruckten Seiten der Hamacherschen und Fonkschen Criminalproceduren auch nur gelesen, mithin sich jenes Unsinns nicht schuldig gemacht hätten? Sollten Viele (die Hand aufs Herz!) die Aussagen der vor den trierschen, so wie früher den cölnischen Assisen abgehörten Hunderte von Zeugen mit Aufmerksamkeit einzeln geprüft, sollten sie sie unter einander sorgsam verglichen, sollten sie die Gutachten der Sachverständigen über die Fonkschen Handelsbücher, über die Reinigung und Untersuchung des Brunnens, den Leichenfundbericht, das Zergliederungsprotocoll, die Gutachten der crefelder und trierschen Aerzte, der marburger medicinischen Facultät, des Hrn. v. Walter, die mündlichen Aussagen der Hrn. D. Servaes, D. Riedel, D. Schneider, des Hrn. Wundarzt Lereur, des Hrn. Hofrath Seibold, des Hrn. D. Burkhard und Hrn. v. Walther erwogen haben? Und gleichwohl glauben solche Schnell-Urtheiler jedem erbärmlichen eleganten oder uneleganten Journalisten, wenn er (vermuthlich, gleich einer Marionette, von dem hinter der Coulisse stehenden, leicht zu errathenden Alten „überall und nirgends" gehörig abgerichtet) sagt: „es ist noch gar nicht erwiesen, ob Cönen sich nicht freiwillig in den Rhein

*) Dieses sowohl als alles Nachherige darf keineswegs auf die Aufsätze, welche man früher in diesem Blatt über den Fonkschen Proceß gelesen hat, bezogen werden. Sie rühren von einem hochachtungswürdigen Gelehrten und tiefen Sachkenner her. Allein so wie sich der Verf. des gegenwärtigen Aufsatzes nicht anmaßt, über den Gesichtspunct, aus welchem dieser Gelehrte den Fonkschen Proceß betrachtet hat, abzusprechen, so wird wohl dieser Gelehrte Jedem das Recht gönnen, diesen Criminalfall auch aus einem andern Gesichtspunct anzusehen, mithin weit entfernt seyn, hier eine Opposition gegen sich zu ahnen.

gestürzt habe; noch gar nicht dargethan, daß er wirklich ermordet worden. Wie entsetzlich ist es, den unschuldigen Fonk wegen eines gar nicht vorgefallenen Mordes zu verurtheilen!"

Gewiß ist es eine nicht kleine Mühe und Arbeit, nur die 820 Seiten der Fonkschen Criminalprocedur (wozu die Verhandlungen vor dem Cassationsgerichte in Berlin noch nicht einmal gerechnet sind), auch nur ganz durchlesen zu haben, (gewiß wird es wenige Kritiker des „Schuldig" der trierschen Geschwornen geben, welche sich dieser vollständigen Lektüre mit Wahrheit rühmen können!); aber wie so höchst wenig wäre selbst dieses Viele, um zu einem richtigen Urtheil über das Schuldig der Geschwornen tauglich zu seyn! — Denn es ist ja nun augenscheinlich nöthig, daß man

2) kein Unkenner des, in den preuß. Rheinprovinzen Statt findenden öffentlich-mündlichen Verfahrens vor dem Geschwornengericht seyn dürfe!

Es kann hier nicht der Ort seyn, über die Eigenthümlichkeiten des Geschwornengerichts überhaupt, oder der in den Rheinprovinzen eingeführten französischen Jury und ihrer Formen insbesondere in ganz genaue und vollständige Erörterungen einzugehen. Ref. beschränkt sich vorjetzt (denn in einer zweiten Betrachtung wird er sein künftiges Urtheil über den Fonkschen Proceß auch durch eine kurze Darstellung des in den Rheinprovinzen Statt findenden französischen Verfahrens — welche vielleicht so manchem Leser des Convers. Bl. willkommen seyn dürfte — vorzubereiten suchen), auf das Allernothwendigste, was durchaus gesagt werden muß, um die unzähligen „Schnell" und Vor-Urtheiler über das „Schuldig" der trierschen Geschwornen wo möglich zu beschämen, und ihren Lästerungen des trefflichen Instituts der Jury den Giftzahn auszubrechen! —

Wenn im geheimen schriftlichen Inquisitionsproceß das Tribunal oder Dicasterium, an welches die Acten zu Abfassung des Urtheils abgegeben werden, den Angeklagten verurtheilt, so geschieht dies blos in Folge der in den Acten enthaltenen Geständnisse, Zeugenaussagen, Gutachten der Kunstverständigen und sonstigen gesetzlich vorgeschriebenen Beweise. Der Verfasser des Urtheils hat die Zeugen und den Angeklagten in der Regel *) nicht selbst gesehen und befragt; er verläßt sich auf die Berichte (Protocolle) des Untersuchungsrichters über ihre Aussagen. Seine Sorge ist es blos, das Urtheil den Acten und Gesetzen gemäß zu sprechen. Ihn bestimmt dabei eine gesetzlich vorgeschriebene Beweistheorie z. B. des Inhalts: „so und so viel Zeugen, gegen welche kein Verdacht in den Acten laut geworden ist, wirken vollen Beweis einer Anzeige; so und so viele nahe Anzeigen sind nöthig, um auf eine außerordentliche Strafe (sonst auf Tortur) zu erkennen; die Absicht eines Mordes kann nur durch das Geständniß des Angeschuldigten ausgemittelt werden u. s. w." Wüßte ein solches Dicasterium sogar den Vorfall ganz anders, als er in den Acten steht, so dürfte es doch nicht nach seiner (außer den Acten oder durch sorgsame Combination aller Umstände), erlangten bessern Kenntniß entscheiden, sondern könnte nur dann auf das Lob gerechter Entscheidung Anspruch machen, wenn es das Urtheil streng den Acten angepaßt hätte. Ein solches Dicasterium hätte z. B. den berüchtigten (vormaligen) Pfarrer T...s, trotz der Ueberzeugung, daß er die angeschuldigten Mordthaten ganz gewiß begangen habe, doch nicht zur Todesstrafe zu verurtheilen gewagt, ihn vielmehr blos zur Ausführung seiner Unschuld zur (lebenslänglichen) Detention im Zuchthause verurtheilt. Mangelte doch zur Todesstrafe des Böswichts Geständniß! —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Denn z. B. in Churhessen hat man, soviel Ref. weiß, angefangen, die gewöhnlich getrennten Aemter des Untersuchungsrichters und Urtheilsverfassers in einem Collegio zu combiniren — eine Combination, die allerdings als ein sehr wichtiger Schritt zum Bessern betrachtet werden muß, aber auch bald zu Einführung des Geschwornengerichts führen wird.

Napoleon in der Verbannung.

Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and Government, in his own words.

(Fortsetzung aus No. 259.)

Im April 1817 war Napoleon mit Bemerkungen über Friedrichs des Großen Werke beschäftigt. Diese Schrift sollte, nach seiner Angabe, blos Bemerkungen über Kriegsverhältnisse und nicht mehr geschichtliche Thatsachen enthalten, als zur Erläuterung der Kriegsunternehmungen nöthig wären. — Ueber Lord Bathurst's Antwort bei Lord Holland's Antrag auf Vorlegung der, Napoleon betreffenden Papiere, war er sehr unwillig. „Das Reich der Lügen wird nicht immer dauern" sagte er. Einige Zeit nachher gab es eine Veranlassung zu neuer Erbitterung gegen den Gouverneur. Ein Künstler in Livorno schickte eine Büste von Napoleons Sohn nach St. Helena, in der Absicht, sie dem Gefangenen anzubieten. Das Gerücht hatte bereits davon gesprochen, und hinzugefügt, der Adjutant des Gouverneurs habe den Schiffshauptmann bewegen wollen, die Büste über Bord zu werfen, und ihrer nicht zu erwähnen, als endlich, vierzehn Tage nach der Ankunft des Schiffes, der Gouverneur dem Grafen Bertrand Nachricht davon gab, jedoch mit der Bemerkung, die Büste sey für den verlangten Preis von hundert Guineen zu schlecht. Der Schiffshauptmann widersprach zwar jenem Gerüchte, das aber durch die Aussage eines andern Seemanns, der die Nachricht aus des Schiffshauptmanns eignem Munde gehört haben wollte, bekräftigt wurde. Der Adjutant hatte wenigstens erklärt, der Versuch, einen solchen Gegenstand in Napoleons Hände zu bringen, sey den bestehenden Anordnungen zuwider, und dem Schiffshauptmann strenges Stillschweigen empfohlen. Napoleon war entzückt über das trefflich ausgeführte Kunstwerk. „Dieses Gesicht, sagte er, würde das Herz des wildesten Thieres schmelzen. Der Mensch, der Befehl gab, dieses Bild zu zerstören, könnte dem Original ein Messer in das Herz stoßen, wenn er im Stande dazu wäre." Während er die Büste lange betrachtete, fährt O'Meara fort, erheiterte Lächeln sein Gesicht, worin sich die väterliche Liebe und der Stolz, der Vater eines so lieblichen Knaben zu seyn, kräftig ausdrückten. Ich hatte die beste Gelegenheit, ihn genau zu beobachten, als er die schönen Züge des Marmorbildes aufmerksam ansah, und Niemand, der Zeuge dieses Auftrittes war, konnte läugnen, daß Napoleon von der zärtlichsten Vaterliebe beseelt war. — Man erzählte sich auf der Insel, die Kaiserin Marie Luise habe die Büste in Livorno machen lassen, und dieselbe ihrem Gemahl durch den Konstabel des Schiffes, als ein stummes Zeichen ihrer unwandelbaren Zuneigung, gesendet. Napoleon, der es glaubte, wünschte sich davon zu überzeugen, und gab dem Grafen Bertrand den Auftrag, dem Konstabel die Erlaubniß zu einem Besuche in Longwood zu verschaffen. Nach einiger Zögerung, während welcher der Konstabel von dem Gouverneur eidlich vernommen und scharf durchsucht wurde, erhielt er die verlangte Erlaubniß; aber wenige Minuten nach seiner Ankunft in des Grafen Wohnung erschien der englische Ordonnanz-Officier, mit den Befehle, den Mann nur in seiner Gegenwart mit den Franzosen sprechen zu lassen, worauf Bertrand, der dieses Benehmen beleidi-

gend fand, den Konstabel sogleich gehen ließ. Auf Napoleons Befehl wurde ihm eine Anweisung auf 300 Pf. Sterling gegeben, die ihm aber, durch unwürdige Ränke, wie O'M. versichert, beinahe zwei Jahre lang vorenthalten wurden. Noch kleinlicher war des Gouverneurs Benehmen, als der Bruder des Hauptmanns Elphinstone, welcher Tags vor der Schlacht von Waterloo gefährlich verwundet und gefangen, durch Napoleons Sorgfalt war gerettet worden, einige Geschenke aus Canton nach St. Helena sandte. Hudson Lowe überlieferte sie zwar, jedoch mit der Bemerkung, daß er sie, nach dem Buchstaben seiner Vorschriften, eigentlich zurück halten sollte, da man mit Grund etwas dagegen einwenden könnte. Der Buchstabe N. mit einer Krone darüber war auf den Geschenken zu sehen, und der Gouverneur meinte, es könnten selbst unter dem Schachbrete, das sich dabei befand, Briefe verborgen seyn.

Im Herbste 1817 zeigten sich die ersten Veränderungen in Napoleons Gesundheitszustand, welche die anfangende Leberkrankheit verriethen. So dringend nothwendig diese Umstände eine tägliche Bewegung, und besonders zu Pferde, machten, so beharrte doch Napoleon standhaft auf seinem Entschlusse, sich den Unannehmlichkeiten nicht auszusetzen, welche die angeordneten Beschränkungen für ihn herbei führen konnten. Der Gouverneur wollte zwar erlauben, daß Napoleon selber, nur Niemand von seinem Gefolge, sich von der hohen Straße entfernte, aber der Gefangene nahm dies nicht an, weil er in den Fall gekommen seyn würde, von allen Schildwachen angehalten zu werden, welche, da sie ihn nicht kannten, es hätten thun müssen, um sich von aller Verantwortlichkeit zu befreien. Er bestand darauf, daß alles wieder auf den Fuß gesetzt werden sollte, wie es unter Cockburn gewesen war. Lowe, meinte er, wäre nicht berechtigt, andere Beschränkungen zu machen, als die von der englischen Regierung bestätigten. Aber wie ausgedehnt mochte des Gouverneurs Vollmacht seyn, da man ihn selber sagen hörte, er könne sich über die Natur der erhaltenen Befehle nicht auslassen, und er habe, außer Napoleons Festhaltung, noch einen andern wichtigen Auftrag zu erfüllen. Unter diesen Umständen, wozu noch die Nachtheile der feuchten Wohnung kamen, nahm Napoleons Krankheit anfangs nur langsam zu, verschlimmerte sich aber im Frühjahr 1818. O'Meara war mit dem Gouverneur in ein unfreundliches Verhältniß gerathen, das offenbar durch die Abneigung des Wundarztes, den Gouverneur, wie dieser es deutlich verlangte, von allen Vorgängen in Longwood zu unterrichten und ihm alle Aeußerungen Napoleons buchstäblich mitzutheilen, herbeigeführt wurde. Diese Zurückhaltung, die dem Wundarzte die Forderungen des Ehrgefühls vorzuschreiben schienen, zogen ihm oft heftige Vorwürfe und endlich den Verdacht zu, daß er den Verkehr der Gefangenen in Longwood mit den Inselbewohnern vermittle. Die Folge davon war der Befehl (im April 1818), Longwood nicht zu verlassen, worauf O'Meara um seine Dienstentlassung ansuchte. Es gelang dem Gouverneur nicht, dem Gefangenen einen andern Wundarzt annehmlich zu machen, und die drei Abgeordneten stellten ihm vor, daß, wenn Napoleon während O'Meara's Haft, oder unter den Händen eines aufgedrungenen Wundarztes sterben sollte, seltsame Vermuthungen in Europa erwachen würden. O'Meara wurde freigelassen und widmete dem Gefangenen wieder seine Dienste; im Julius 1818 aber erhielt er, zufolge einer Verordnung des Grafen Bathurst, den Befehl, allen Verkehr mit den Bewohnern von Longwood abzubrechen und sich zur Abreise bereit zu halten. „Le crime se consommera plus vite, sprach Napoleon, als O'Meara ihm diesen Befehl mittheilte. „Ich habe zu lange für Jene gelebt. Votre ministère est bien hardi, setzte er hinzu. Als der Papst in Frankreich war, hätte ich mir lieber den rechten Arm abhauen lassen, als einen Befehl unterschreiben wollen, ihm seinen Wundarzt zu nehmen." Beim Abschiede gab er ihm Aufträge an seine Verwandten, und die Vollmacht, von seinem Bruder Joseph die diesem in Rochefort übergebenen vertraulichen Briefe vieler europäischen Fürsten an Napoleon in Empfang zu nehmen, und sie drucken zu lassen. O'Meara erzählt, er habe sich nach seiner Heimkehr alle Mühe gegeben, diesen Auftrag zu vollziehen, aber erfahren, daß Joseph Buonaparte vor seiner Abreise nach Amerika, aus Furcht in feindliche Hände zu fallen, jene Briefe einem Manne, dessen Redlichkeit ihm erprobt gewesen wäre, übergeben habe; dieser Vertraute aber schien den Grafen verrathen zu haben, da vor wenigen Monaten diese Schriften für 30000 Pfund St. in London wären ausgeboten worden, und man habe ihm versichert, der russische Gesandte habe die Briefe seines Gebieters für 10000 Pf. St. eingelöset.

Dies wären die Hauptumstände, die das reichhaltige Buch zur Erläuterung der Geschichte Napoleons in der Verbannung liefert. Nur für eine Nachlese aus dem übrigen, zum Theile schon durch andere Blätter bruchstückweise bekannt gemachten Inhalte, der größtentheils aus Napoleons mündlichen Aeußerungen über merkwürdige Begebenheiten und Zeitgenossen besteht, ist hier noch Raum. Wir wählen vorzüglich solche, die das Gepräge seiner Eigenheit verrathen.

„Wofür hielten Sie mich, ehe Sie mein Wundarzt wurden? fragte Napoleon. Was dachten Sie von meinem Charakter, und wozu hielten Sie mich fähig? Sagen Sie mir offen ihre Meinung." O'Meara antwortete: Ich hielt Sie für einen Mann, dessen außerordentlichen Geistesgaben nur ihr unmäßiger Ehrgeiz gleich wäre, und wiewohl ich nicht ein Zehntheil von den mir bekannten Schmähschriften gegen Sie glaubte, so meinte ich doch, Sie würden kein Bedenken getragen haben, ein Verbrechen zu begehen, wenn Sie es für nothwendig gehalten, oder nützlich für Sie erachtet hätten. „Gerade diese Antwort habe ich erwartet, sprach Napoleon, und es ist vielleicht auch die Meinung von Lord Holland und selbst vieler Franzosen. Ich bin auf einen zu hohen Gipfel menschlicher Herrlichkeit und Größe gestiegen, als daß ich nicht Neid und Eifersucht hätte erwecken sollen. Man wird sagen: Ja, er hat sich auf die höchste Stufe des Ruhmes erheben, mais pour y arriver, il commit beaucoup de crimes. Aber das Wahre ist, ich habe nie ein Verbrechen begangen und dachte nicht einmal daran. J'ai marché toujours avec l'opinion de cinq ou six millions d'hommes. Ich habe mir immer wenig aus der Meinung Einzelner gemacht, aber viel aus der Meinung des Publicums. Wozu hätte es mir denn nützen sollen, ein Verbrechen zu begehen? Trotz allen jenen Schmähschriften, fuhr er fort, ist mir nicht bange für meinen Nachruhm. Die Nachwelt wird gerecht gegen mich seyn. Man wird die Wahrheit erkennen, und das Gute, das ich gethan, und die Fehler, die ich begangen habe, wird man vergleichen. Ich bin nicht bekümmert um das Ergebniß. Wäre ich glücklich gewesen, so wäre ich gestorben mit dem Ruhme des größten Mannes, der je lebte. Auch jetzt werde ich, obgleich ich unglücklich gewesen bin, für einen außerordentlichen Mann gelten. Meine Erhebung war beispiellos, weil sie von keinem Verbrechen begleitet war. Ich habe ein Gesetzbuch entworfen und in Kraft gesetzt, das meinen Nahmen auf die fernste Nachwelt bringen wird. Aus dem Nichts habe ich mich zu dem mächtigsten Herrscher der Erde aufgeschwungen. Europa war zu meinen Füßen. Mein Ehrgeiz war allerdings groß, aber von kalter Natur (d'une nature froide), und durch die Ereignisse und die Meinung großer Massen herbei geführt. Ich war stets der Meinung, daß die höchste Gewalt im Volke liegt. Die kaiserliche Regierung war in der That eine Art von Republik. Durch die Stimme des Volks an die Spitze des Staats gerufen, hatte ich den Grundsatz: la carrière ouverte aux talens, ohne Unterschied der Herkunft, oder des Vermögens, und eben dieser Grundsatz der Gleichheit ist die Ursache, daß eure Oligarchen mich so sehr hassen."

(Der Beschluß folgt.)

Wissenschaftliche Werke

Von Dr. Hermann Cohen

Band I: Hermann Cohen. Jugendbriefe nebst philosophischen Aufsätzen und Abhandlungen. Herausgegeben von Bruno Strauß. Mit einem Bildnis. Berlin 1928. Bruno Cassirer. XII, 384 S. 8°. Geh. RM 16.—, Ganzleinen RM 18.—

Band II: Hermann Cohen. Kants Begründung der Ethik. Nebst einer Abhandlung über Kants Moralbeweis für die Unsterblichkeit. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1910. Bruno Cassirer. XII, 560 S. 8°. Geh. RM 16.—, Ganzleinen RM 18.—

Band III: Hermann Cohen. Kants Begründung der Ästhetik. Nebst allen drei Kritiken in einem Band. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1917. Bruno Cassirer. XII, 640 S. 8°. Geh. RM 16.—, Ganzleinen RM 18.—

Band IV: Hermann Cohen. Logik der reinen Erkenntnis. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1914. Bruno Cassirer. XII, 616 S. 8°. Geh. RM 16.—, Ganzleinen RM 18.—

Band V: Hermann Cohen. Ethik des reinen Willens. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1907. Bruno Cassirer. XII, 624 S. 8°. Geh. RM 16.—, Ganzleinen RM 18.—

Band VI: Hermann Cohen. Ästhetik des reinen Gefühls. Zwei Bände. Berlin 1912. Bruno Cassirer. XII, 1. Band 464 S., 2. Band 512 S. 8°. Geh. RM 32.—, Ganzleinen RM 36.—

Band VII: Hermann Cohen. Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte. Herausgegeben von Albert Görland und Ernst Cassirer. Mit einem Bildnis. Berlin 1928. Bruno Cassirer. XII, 1. Band 464 S., 2. Band 512 S. 8°. Geh. RM 32.—, Ganzleinen RM 36.—

förmigkeit zurückzuführen Miene machen dürfte. Um aber doch nicht unfreundlich und hartnäckig dem Ihr jeden Zugang zu verschließen, so lassen wir es immerhin zugeben, wenn die Männer unter einander, wo sie es passend finden, sich mit dem alten, und, wie sie vielleicht meinen, gemüthlicheren Ihr wieder begrüßen und anreden wollen. Dieses halb ernst-, halb scherzhafte schwäbische „ihrzen" wird in der feineren Welt ja nicht allgemein werden, so wenig, als man aus den deutschen Lustspielen, wo ich nun einmal stehe, mich wird wegdrängen können. In einer Tragödie freilich, wie in dem Julius von Tarent, muß ich gestehen, daß ich mir jetzt selbst unsäglich abgeschmackt vorkomme. *) In allem Uebrigen helfen Sie, wertheste Leserinnen, mir meinen Ehrenstand vertheidigen, und — Ihr, vester, bescheidener Leser, möget es in dem Fall, den ich Euch angewiesen habe, mit uns beiden halten, wie es Euch gut bedünken wird. Und hiemit allerseits Gott befohlen! —

N. S. Erst später finde ich, daß schon in den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Mannheim (III. 253), nun vor 34 Jahren, eine ebenfalls gegen den Gebrauch unsers Sie gerichtete Abhandlung „über das Sonderbare der deutschen Höflichkeitssprache im Gebrauche der Fürwörter" vorkömmt. In den geschichtlichen Angaben des Verfassers ist Einiges ganz irrig und durch obigen Aufsatz schon berichtigt. Sehr auffallend für den jetzigen Leser erscheint dort folgende vergleichende Aeußerung des Verfs.: „Es wäre widersinnig, dieser herrschenden Höflichkeitssprache eine Fehde ankündigen und sie aus ihrem Besitze vertreiben zu wollen; eben so widersinnig, als wenn es einem einfallen wollte, gegen den verkünstelten hohen Hauptschmuck des Frauenzimmers oder die Haarlocken und Haarbeutel der Herren zu predigen, um sie zum einfachen ungezwungenen Putze der Natur zurückzuführen." Wir denken jetzt, daß es, umgekehrt, sehr vernünftig gewesen wäre, wenn damals Jemand das Abgeschmackte und Unnatürliche solcher Haarzurichtungen dargethan hätte, die allenfalls in dem schon damals, 1787, wo ich nicht irre, herauskommenden Journal des Luxus und der Mode in effigie geschaut werden können. So hätte also jenes Argument sich seitdem ganz zu Gunsten dessen gewendet, was die Ueberschrift des vorliegenden Aufsatzes nennt —

Wir haben fünf verschiedene Formen der deutschen Anrede aufgeführt, ohne zu bemerken, daß noch eine sechste, wenigstens in Adelung's großem Wörterbuche 1801, zur Wahl sich dargeboten hätte. „Da die Sprache des Wohlstandes so veränderlich ist wie die Moden, so hält man auch das Sie für hohe Personen schon für zu gemein und gebraucht dafür oft das Demonstrativum Dieselben." — In welchen Jahren, und wo dieses Sie zuerst unter uns in Brauch gekommen ist, darüber erfahren wir bei Adelung nicht das mindeste. —

35.

Napoleon in der Verbannung.

Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and Government, in his own words.

(Beschluß aus No. 235.)

Den Vorwurf der Krankenvergiftung in Jaffa, der auch jetzt wohl bei allen Unbefangenen für eine falsche Beschuldigung gilt, läugnet er durchaus ab; er zeigt, wie das Gerücht aus einem, von Larrey gemachten, aber von Desgenettes verworfenen, Antrage entstanden ist. „Nein," setzte er hinzu, „wenn ich fähig gewesen wäre, meine Soldaten heimlich zu vergiften, oder solche Grausamkeiten zu begehen, als über die Todten und die noch blutenden Verwundeten zu fahren, so würden meine Soldaten nicht mit so beispielloser Begeisterung und Zuneigung für mich gefochten haben. Nie hätte ich so etwas zweimal thun können. Man würde mich, wenn ich vorüber gekommen wäre, erschossen, ja selbst Verwundete, die noch Kräfte genug gehabt hätten, ein Gewehr abzudrücken, würden mir eine Kugel durch den Kopf gejagt haben."

Ueber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien äußerte er sich auf folgende Weise. „Ich ließ den Herzog von Enghien verhaften, weil die Bourbons Meuchelmörder in Frankreich hatten landen lassen, mich umzubringen. Ich wollte ihnen zeigen, daß das Blut von einem ihrer Verwandten für ihre Versuche büßen sollte, und er ward angeklagt, die Waffen gegen die Republik geführt zu haben, schuldig befunden und erschossen, nach den bestehenden Strafgesetzen gegen ein solches Vergehen, die lange vorher, ehe ich die höchste Gewalt in Frankreich hatte, waren gegeben worden. Er ward von einer Militair-Commission, die aus den Obersten aller, zur Besatzung von Paris gehörenden, Regimenter bestand, gerichtet. Aus den Geständnissen einiger Verschwörer hatte sich ergeben, daß der Herzog ihr Mitschuldiger war, und nur an der Grenze die Nachricht von meiner Ermordung erwartete, um dann als königlicher Statthalter nach Frankreich zu kommen. Er zeigte viel Entschlossenheit vor dem Gericht. Aus Strasburg schrieb er mir einen Brief, worin er, wenn er Begnadigung erhielte, alles zu entdecken versprach, die Erlöschung aller Ansprüche seiner Familie anerkannte und seine Dienste anbot. Talleyrand erhielt den Brief, den er mir erst nach der Hinrichtung übergab. — Wahrscheinlich hätte ich ihm verziehen, wenn mir der Brief zur rechten Zeit wäre überliefert worden; er war der beste von der Familie." (B. I. 335, 417, 450, 453, II. 59.)

Ueber Pauls Ermordung findet man (I. 378—80) einige merkwürdige Angaben. „Wäre Paul am Leben geblieben, sagte Napoleon (I. 382—83) so hätte England Indien schon verloren. Es ward zwischen Paul und mir ein Angriff dagegen verabredet. Ich gab den Plan dazu. Ich sollte 30,000 gute Truppen schicken; er stellte eben so viele der besten russischen Soldaten und 40000 Kosaken. Ich unterzeichnete 10 Millionen zur Anschaffung von Kameelen und andern Erfordernissen zum Zuge durch die Wüste. Den König von Preußen hätten wir beide ersucht, meinem Heere den Durchzug durch sein Land zu gestatten, und er würde sogleich gewährt worden seyn. Ich hätte zu gleicher Zeit den König von Persien um den Durchzug gebeten, der auch bewilligt worden wäre, und die bereits angeknüpften Unterhandlungen würden guten Erfolg gehabt haben, da die Perser gern für sich etwas gewinnen wollten. In Warschau hätte sich mein Heer mit den Russen und Kosaken vereinigt, und wir wären nach dem kaspischen Meere gezogen, wo wir uns entweder eingeschifft hätten, oder zu Lande weiter gezogen wären, nach den Umständen. Ich war den Engländern mit einer Gesandtschaft zuvor gekommen, um Persien zu gewinnen. Seitdem sind eure Minister schwachköpfig (imbeciles) genug gewesen, die Russen vier Provinzen erobern zu lassen, wodurch sie ihr Gebiet über das Gebirge hinaus erweitert haben. Sobald England mit den Russen in Krieg geräth, wird es Indien verlieren." Auf die Frage, ob N—ds Beherrscher Absichten gegen die Türkei gehabt habe, erwiderte Napoleon: „Alle seine Gedanken sind darauf gerichtet. Wir hatten viele Erörterungen darüber. Anfangs war ich seinen Vorschlägen geneigt, weil ich glaubte, die Vertreibung dieser viehischen Türken aus Europa würde zur Erleuchtung der Welt beitragen. Als ich aber die Folgen erwog

---

*) Noch weit abgeschmackter, in vielen unsrer Lustspiele so wie im wirklichen Leben, ist das vornehme Sie unter verheiratheten Personen; das französische Madame, Vous — ist noch golden dagegen; versteht sich, in wirklich französischen Familien.

by Google

und die furchtbare Macht sah, die R—d dadurch erlangen sollte, weil die zahlreichen Griechen im türkischen Reiche sich auf die Seite der R—n schlagen mußten, verweigerte ich meine Zustimmung, zumal da A—r Konstantinopel haben wollte, was ich nicht zugeben konnte, weil das Gleichgewicht in Europa dadurch wäre zerstört worden. Frankreich hätte freilich Aegypten, Syrien und die Inseln erhalten, aber dies wäre nichts gegen R—ds Erwerbungen gewesen."

In Napoleons Bemerkungen über Englands Politik heißt es: „Was würden die Engländer, die vor hundert Jahren lebten, sagen, wenn sie aus ihren Gräbern hervorgehen könnten und, von euren glorreichen Siegen hörend, ihre Blicke auf England richteten, das Elend des Landes sähen und vernähmen, daß im Friedensvertrage nicht eine einzige Bestimmung für Englands Vortheil enthalten wäre, und daß es im Gegentheil alle Eroberungen und alle zu seinem Bestehen nothwendigen Handelsrechte aufgegeben hätte! Wenn Oestreich 10, Rußland 8, Preußen 10 Millionen Einwohner, wenn Holland, Baiern (?) Sardinien, und jede andere Macht Zuwachs an Gebiet erlangt hat, warum nicht auch England? Es war ja der Haupthebel aller glücklichen Erfolge. Statt viele unabhängige Seestaaten zu gründen, wie Hamburg, Stralsund, Danzig, Genua, die euch als Niederlage für eure Manufacturen hätten dienen können, unter geheimen oder sonst günstigen Bedingungen für euren Handel, habt ihr unwürdig Genua an Sardinien überlassen und Belgien mit Holland vereinigt. Ihr habt euch den Italienern und Belgiern verhaßt gemacht und euerm Handel unersetzlich geschadet. Es ist zwar sehr wichtig für euch, daß Belgien von Frankreich getrennt ist, aber seine Vereinigung mit Holland ist euch sehr nachtheilig. Holland hat keine Manufacturen, und würde daher eine Niederlage für die eurigen geworden seyn, woher ein unermeßlicher Zufluß auf das feste Land gekommen wäre. Nun aber wird Holland, da es Belgien erhalten hat, lieber von seinen Unterthanen als von Fremden seine Waaren nehmen, und ganz Belgien ist gleichsam eine Manufacturstadt. Ueberdies muß sich in einem künftigen Kriege Holland mit Frankreich vereinigen, aus Furcht, Belgien zu verlieren.— Ihr waret sehr böse, als ich euch ein Krämervolk nannte. Hätte ich damit sagen wollen, ihr wäret ein Memmenvolk, so hättet ihr Ursache gehabt, unwillig zu seyn, obgleich es nur lächerlich und gegen die Geschichte gewesen wäre; aber das meinte ich nicht. Ich wollte sagen, ihr wäret ein Volk von Kaufleuten, und alle eure großen Reichthümer, eure großen Mittel, gingen aus dem Handel hervor, was wahr ist. Worin anders liegt Englands Reichthum? Aber euer Regent und eure Minister wollen gern den Geist des Volks umwandeln und euch zu einem andern Volke machen; ihr sollt euch eurer Läden und eures Handels schämen, wodurch ihr alles geworden seyd, und sollt nach Adel, Würden und Ordenskreuzen verlangen, ihr sollt den Franzosen gleich werden... Ihr seyd nun alle Edelleute, statt schlichte Alt-Engländer.— Haltet Euch an euern Handel und eure Läden und überlaßt Ordensbänder, Kreuze und Cavallerie-Uniformen dem festen Lande, wo so etwas gedeiht. Selbst Lord Castlereagh schämte sich, euch ein Volk von Kaufleuten nennen zu hören, und sagte oft in Frankreich, es sey eine irrige Ansicht, zu glauben, daß England vom Handel abhange, oder dem Handel seine Reichthümer verdanke, und er behauptete, es hätte den Handel keineswegs nöthig. Wie lachte ich über diesen falschen Stolz! Er hat sein Land beim Friedensschluß verrathen. Er wollte vielleicht die Verbündeten überzeugen, daß ihr kein Kaufmannsvolk wäret, wenn er bewiese, daß ihr gar nicht Willens wäret, einen vortheilhaften Handel für euch zu machen, wenn er großherzig alles aufgäbe, damit die Völker ausriefen: O wie edel hat sich England betragen! Hätte er auf den Vortheil seines Landes gesehen, Handelsverträge geschlossen, für die Unabhängigkeit einiger Seestaaten und Städte sich verwendet, einige Vortheile für England gesucht, um es für so viel verspritztes Blut, für so ungeheure Opfer zu entschädigen, so würde es freilich geheißen haben: Was für ein habsüchtiges Volk! Ein rechtes Kaufmannsvolk! Wie es handelt! Und Lord Castlereagh wäre nicht mehr so angenehm in den Gesellschaftssälen gewesen. Talent mag er in einigen Fällen gezeigt haben, und große Beharrlichkeit, meinen Sturz zu befördern; aber wo es die Kenntniß und Beachtung der Vortheile seines Landes galt, hat er keines von beiden bewiesen. Wahrscheinlich wird in tausend Jahren nicht wieder eine ähnliche Gelegenheit kommen, England zu vergrößern. Bei der Lage der Dinge hätte man ihm nichts verweigern können. Aber nach so wunderbaren und beispiellosen Siegen, nachdem es so von Gott und von Zufällen begünstigt worden, und fast Unmöglichkeiten, ja Dinge bewirkt hatte, welche die kühnste Hoffnung nie erwartete, was hat England gewonnen? Die Ordensbänder der Verbündeten für Lord Castlereagh!"

„Das Gemüth eines Feldherrn muß so klar seyn, als das Glas in einem Teleskop, et jamais se faire de tableaux. Unter allen Generalen vor ihm, und vielleicht auch nach ihm, war Türenne der größte. Der Marschall von Sachsen — nichts als General, ohne Geist, Luxemburg viel Geist, der große Friedrich viel und einen lebhaften, schnellen Blick. Marlborough ein großer General, und auch viel Geist. Urtheilt man nach Wellington's Thaten, nach seinen Berichten und vor allen Dingen nach seinem Betragen gegen Ney, so muß ich sagen, er hat wenig Geist, keine Großmuth, keine Seelengröße. So urtheilte auch Benjamin Constant und Frau von Stael; diese sagte, von seinem Feldherrntalent abgesehen, hätte er nicht zwei Gedanken. Will man seines Gleichen unter den Engländern finden, so muß man bis auf Marlborough zurück gehen, aber in andern Rücksichten wird die Geschichte ihn wohl für einen beschränkten Kopf erklären."

„Die Schmähschriften haben gesagt, ich hätte mich von Talma unterrichten lassen, mich wie ein König zu benehmen. Nach meiner Rückkehr von Elba sagte ich eines Tags beim Frühstück zu ihm: Nun, Talma, man sagt, Sie hätten mich unterrichtet, wie ich auf dem Thron sitzen muß. Das ist ein Zeichen, daß ich gut darauf sitze."

48.

Miscellen.

— Nach seinen ersten Feldzügen in Deutschland befahl Napoleon, zwölf oder sechzehn der in jenen Kämpfen gefallenen Feldherrn Standbilder auf der Brücke Ludwigs XVI. zu errichten. Die Namen der Gewählten waren bestimmt, und die Künstler ernannt. Später, als neue Feldzüge Statt gefunden hatten und so viel Feldherren gefallen waren, daß alle Brücken in ganz Paris nicht Raum genug für ihre Standbilder gehabt haben würden, trieb man die Künstler nicht zur Vollendung ihrer Arbeiten, und die Namen der zuerst gewählten waren überdies schon in Vergessenheit gesunken. Nur neun Standbilder waren vollendet, als Napoleons Herrschaft fiel.

Die königliche Regierung ließ sie in ein Magazin schaffen, in der Absicht, sie den verschiedenen Departements zuzutheilen, wo die abgebildeten Feldherren geboren waren. Sie sind aber noch immer in den Magazinen. Man befahl indessen, zwölf neue Standbilder von Männern, die sich vor der Revolution im Land- und Seedienst oder in Staatsämtern ausgezeichnet hatten, zu verfertigen, z. B. von Bayard, Sülly, Cardinal Richelieu, Admiral Duquesne. Zwischen diesen zwölf Standbildern werden Siegeszeichen angebracht. Es sind bereits mit den Künstlern Verabredungen getroffen, und für ein Standbild 29000, für jedes Siegeszeichen 30000 Franken bewilligt worden. Ob sie nun wirklich auf die Brücken kommen, oder den Hrn. Lafalle, Valhubert und andern Stützen des Kaiserthrons in den Magazinen Gesellschaft leisten sollen, wird die Zeit lehren.

48.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 242.

19. October 1822.

Six mois en Espagne. Lettres de M. Joseph Pecchio a Lady J. O***; traduites de l'italien par M. Léonhard Gallois etc. à Paris chez Alexandre Corréard 1822.

Diese angeblich an eine englische Dame gerichteten Briefe haben einen Helden der piemonteſiſchen Revolution zu ihrem Verfaſſer. Wir halten uns an dieſe franzöſiſche Ueberſetzung, deren Inhalt und Geiſt wir dann bezeichnen wollen, wenn wir der kleinen, dieſen Briefen vorangeſchickten Schrift werden Erwähnung gethan haben, die allerdings als Einleitung zu jenen dienen kann, in dem Verhältniß, als der jetzige Zuſtand Spaniens das Reſultat der früher auf der Halbinſel ſtattgefundenen Ereigniſſe iſt. Es verheißt dieſe kleine Schrift in ihrem Titel: eine Ueberſicht der in der Regierungsform Spaniens ſtattgehabten Veränderungen in den Jahren 1808 bis 1814 zu geben; ihr Verfaſſer iſt der in Spaniens neueſter Geſchichte bekannt gewordene Graf Torreno; die vor uns liegende franzöſiſche Ueberſetzung iſt von Dumoyer. Mehr als ihr Titel verſpricht, gibt dieſe Schrift: ſie iſt ein ſeelenvolles Gemälde, in dem wir die ſpaniſchen Nationalverſammlungen, die zwar ſchon vor Jahrhunderten ihrem Weſen nach exiſtirt, aber zu wirken aufgehört hatten, aufs neue in einer drangvollen Zeit mit Ueberwindung äußerer und innerer Schwierigkeiten in neuen, zweckmäßigeren Formen ſich geſtalten ſehen. Sie werden der Nation der feſte Arm, an welchem ſie ſich zur Freiheit und zum Ruhme emporrichtet. Was könnte dem Staatsmanne und dem Gelehrten dieſes Faches eine größere Ausbeute gewähren, als eine genetiſche Darſtellung dieſer Inſtitutionen, gezeichnet mit Wahrheit von einem denkenden Augenzeugen? Torreno's Schrift genügt ganz den Forderungen aus dieſem Geſichtspuncte und iſt zugleich trefflich geeignet, den Beurtheiler des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes Spaniens auf den gehörigen Standpunct zu verſetzen. Die kraftvolle Wahrheit des Räſonnements, welches die Grundfarbe dieſes Gemäldes iſt, iſt in dem Gefühle jedes Uebefangenen verbürgt; in ihm wird gewiß der durch den allgemeinen politiſchen Umſchwung gehobene individuelle Geiſt, der ſo beredt hier ſpricht, ſeine huldigende Anerkennung finden. Wir gehen nach dieſer kurzen, allgemeinen Bedeutung des Charakteriſtiſchen der Schrift von Torreno zu dieſen Briefen über, die uns ein Bild Spaniens in der Gegenwart geben. Der Verfaſſer dieſer Briefe hatte, nachdem er glücklich dem Schiffbruche der piemonteſiſchen Revolution entkommen, welches auch er insbeſondere den Genueſern verdankt, die Schweiz zu ſeinen Aſyle gewählt, von wo aus er der Einladung des Miniſters Bardari nach Spanien folgte, mit welchem ausgezeichneten Manne er in einem innig freundſchaftlichen Verhältniſſe zu ſtehen verſichert, welches auch nicht ohne Wirkung auf ſeine Anſicht der Dinge geblieben zu ſeyn ſcheint. Dennoch ſind dieſe Briefe intereſſant. Wer lernte nicht gern eine originelle und geiſtreiche Nation, ſelbſt in ihren Verirrungen und Thorheiten kennen? Wir erlauben uns das, was uns in dieſen Briefen beſonders intereſſant ſcheint zu berühren, zu beſprechen und auszugsweiſe mitzutheilen; der allgemein herrſchende Geſchmack an gewiſſen Schriftſtellern und an gewiſſen literariſchen Producten kann dem Beobachter als Thermometer der herrſchenden politiſchen Anſicht einer Nation dienen, und inſofern iſt es charakteriſtiſch, daß Alfieri's Tragödien in ganz Spanien mit Enthuſiasmus geleſen werden. Der Verfaſſer der Briefe ſah einige Stücke dieſes Dichters in einer ſpaniſchen Ueberſetzung auf der Bühne in Madrid aufführen, und wurde überraſcht durch den Beifall des Entzückens, den man ſeinem Landsmanne zollte. Schiller und Byron, fügt der Italiener hinzu, die beiden Barden der Freiheit, ſind dem Spanier noch unbekannt. Doch überraſcht es uns nicht auch, wenn wir hören, daß man Voltaire noch auf dem öffentlichen Bibliotheken in einem beſondern Gemache, mit doppelten eiſernen Thüren verſehen, verwahrt?

Man hat oft von einer ſtrengen äußern Geſchiedenheit der Stände und von dem Stolze der Ariſtokraten in Spanien geſprochen, der die andern Stände in tiefer Ehrerbietung von ſich entfernt halte. Wie wenig dies der Fall jetzt ſey, wird uns folgende Mittheilung in einem der Briefe lehren: Kaum waren wir (der Verfaſſer der Briefe und der Miniſter Bardari) aus dem Wagen geſtiegen, als mehrere Perſonen ſich nacheinander dem Hrn. Bardari um den Hals warfen und ihn in ihre Arme ſchloſſen. Anfangs glaubte ich, daß dieſe, welche ſich eine ſolche Vertraulichkeit gegen den erſten Miniſter Spaniens erlaubten, Verwandte deſſelben wären; bald aber wurde ich enttäuſcht, es waren Bewohner des Fleckens. Dieſer Empfang lehrte mich, daß in Spanien ein Miniſter — nur ein Menſch iſt, wie alle andere, und ich wünſchte mir Glück zu dieſer Entdeckung.

Begleiten wir den Verfaſſer in den Saal, in wel-

also diese Worte hier dem Throne gegenüber. Der Thron ist mit Caryatiden verziert. Unser Italiener fühlet durch diese sein Freiheitsgefühl höchlich gekränkt, wahrscheinlich eingedenk des Ereignisses, von dem die griechischen Künstler Veranlassung zu diesen Kunstgebilden genommen haben sollen *); er meint, nur dem Throne eines Tyrannen geziemten Zierrathen dieser Art, und hält bei dieser Gelegenheit der constituirenden Versammlung in Frankreich noch eine Lobrede, daß sie den Fuß der Statue Ludwigs des Vierzehnten habe wegnehmen lassen, der mit allegorischen Darstellungen der Unterwürfigkeit der Nationen geschmückt gewesen sey. Doch an Ort und Stelle angekommen, lassen wir unsern enragirten Cicerone wieder so weit als möglich in den Hintergrund zurücktreten, und überlassen uns unserer eigenen Betrachtung der gegebenen Thatsachen. In gewöhnlichen, aber sehr verschiedenen Kleidungen sehen wir die Repräsentanten der Nation, die ja auch in der Mehrzahl ihrer Individuen nicht einem Costüme huldigt, in mehreren Reihen Platz nehmen. Improvisiren die Redner, so verlassen sie nicht ihren Platz; haben sie aufgezeichnete Relationen von größerem Umfange der Versammlung mitzutheilen, so besteigen sie die Tribüne. Ihre Beredtsamkeit ist ohne allen Prunk; fern von dem Luxus, an dem die benachbarte Nation so reich ist; frei endlich von allen persönlichen Injurien. Ohne Umschweif gibt jeder Deputirte zu den Entschlüssen sein Ja oder Nein. Es ist bekannt, daß die Mehrzahl der Deputirten aus Exilirten und aus solchen, die vor der Existenz der jetzigen constitutionellen Verfassung zum Theil in schauderhaften Kerkern gefangen gehalten wurden, besteht. Der Enthusiasmus des Volkes für die gegenwärtige Verfassung hat sich auf die Personen übergetragen, die für die Errichtung derselben gehandelt oder auch nur gelitten haben. Ein Drittheil der Deputirten besteht aus Geistlichen, welche die Versammlung einem Concilium nicht unähnlich machen. Was wir nicht erwartet hätten von den Repräsentanten einer so leidenschaftlichen und gluthvollen Nation, ist die einförmigste Gesticulation, die bitter von dem Italiener getadelt wird. Ihre Manipulation wird zu dem beschränktesten Mechanismus, der an dem Schlusse jeder Periode regelmäßig wiederkehrt, und der in nichts anderem besteht, als in einer, dem Zeichen des Kreuzes ähnlichen Bewegung mit den drei Fingern der rechten Hand. Ich hatte Mühe, sagt unser Italiener, das Lachen zu unterdrücken, als ich den General Quiroga wie den Papst gesticuliren sah.

Der Name Quiroga erinnert uns an mehrere andere in Spaniens neuester Geschichte, die unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Mancher Beitrag zur Charakteristik derselben, wie überhaupt zur Individualcharakterschilderung, ist in den Briefen gegeben; wir hätten aber hierin gern ausführlichere Mittheilungen gehabt. Ist und bleibt doch bei weitem der Mensch dem Menschen das Interessanteste! Die Persönlichkeit des General Riego, der, wenn eine politische Diagnose nicht täuscht, einst noch in einem höhern Grade unser Interesse verdienen wird, soll uns noch einige Augenblicke unterhalten. Es ist bekannt, daß dieser Mann der Liebling des Volkes ist; eben so bekannt ist im Allgemeinen der tumultuarische, von Enthusiasmus überströmende Empfang, der ihm zu Madrid, wohin er aus der Provinz und aus einer Art von Verbannung zurückgekehrt war, zu Theil wurde. Entheben wir erst noch einen Moment diesem Tumulte. In dem Augenblicke, als Riego aus dem Wagen steigt, sehen wir eine junge Dame die Menschenmassen, welche den Liebling umgeben, durchbrechen. Sie eilt auf Riego zu, bemächtigt sich seines Armes, und weicht den ganzen Tag nicht von seiner Seite. Riego war der Waffengefährte ihres Geliebten, und das in die Sphäre des Gefühls gehörende Phantasiebild dieser jungen Person, daß dieser Mann dieselben Gefahren, die ihr Geliebter bestand, getheilt, fesselte sie so wunderbar an ihn. Diese heldenmüthige Seele, sagt der Verfasser der Briefe, würde eine Frau von Stael zu einer spanischen Corinna begeistert haben; und in uns erzeugt dieser Name den innigsten Wunsch, Spanien in gleich meisterhaften Schilderungen dargestellt zu sehen, in welchen jene andere Corinna Italien verherrlicht. Theilen wir nun hier zum Schlusse eine Schilderung Riego's mit, die eine Spanierin, vielleicht eben jene Corinna, dem Verfasser der Briefe gab, bei der aber nicht aus dem Auge gelassen werden darf, daß eine Spanierin sie gibt. „Ich habe sein Bild so treu in mich aufgenommen," sagt sie, „daß ich, wenn ich mahlen könnte, ihn täuschend ähnlich porträtiren wollte. Um seiner Physiognomie ihren ganzen Ausdruck zu verleihen, ist es nicht hinreichend, mahlen zu können; man muß das heilige Feuer der Freiheit selbst empfinden, welches in seiner Seele brennt, und wovon die meinige ganz erfüllt ist. Riego ist nicht schön, aber was liegt an der Schönheit der Formen? Er besitzt die Leidenschaften, die bei weitem interessanter machen. Immer noch glaube ich seine schwarzen, bewegten Augen zu sehen, die hellbraune Gesichtsfarbe, und den Mund, dessen Umgebungen die Zartheit seiner Empfindungen ausdrücken. Seine Haare sind schwarz; seine Stirne ist beinahe kahl, ob er gleich erst dreißig Jahre alt ist. Sein Wuchs ist von mittler Größe; seine Person hat dennoch viel Kriegerisches. Sein Gang ist der eines Heiden. Seine Liebe zur Freiheit ist verzehrend; er ist so verwundbar von dieser Seite, daß man es sichtbar, während seines fünftägigen Aufenthaltes im vorigen Jahre in der bewegten Hauptstadt, an ihm wahrnehmen konnte, wie sehr er leide. Man kann sagen, daß er durchsichtig sey, weil man alles an ihm sieht, was in ihm sich bewegt. Nichts zeiget sich bei ihm von jener mysteriösen Melancholie, die man an Ehrsüchtigen zu bemerken pflegt. Riego ist zu brennend, zu kühn, um sich lange Zeit in einen Gedanken vertiefen zu können. Brüderlich lebt er mit dem Soldaten; täglich hat er einen Gemeinen und einen Unterofficier seines Regiments zu Tischgenossen. Während des Krieges für Spaniens Unabhängigkeit, lebte Riego zwei Jahre als Gefangener in Frankreich, wo er alle seine Zeit anwandte, seinen Geist durch die Lectüre französischer Schriften zu bilden. Er spricht die französische Sprache gut; eben so die italienische. Liebenswürdig ist er im Umgange mit unserm Geschlechte." — Doch genug hiermit.

Wir schließen die Anzeige des oben genannten Buches, indem wir genug zu unserm Zwecke gesagt zu haben glauben. Die eigentlichen politischen Ansichten des Verfassers, das in den Briefen enthaltene Räsonnement lassen wir, nachdem wir angedeutet, welcher Richtung der Zeit es angehöre, ganz unberücksichtigt, was wir um so mehr zu thun uns berechtigt glauben, da der Verfasser ganz zu denen gehört, welche von gewissen Ideen, die im Umlauf sind, überwältigt genannt zu werden verdienen. Und diese Ideen sind füglich einer besondern und selbstständigen, tiefen Untersuchung zu unterwerfen. Davon sind wir überzeugt, daß diese Briefe ein viel größeres Interesse würden gewonnen haben, wäre der Standpunct des Verfassers ein über Parteiwuth erhobener, ein mehr objectiver gewesen.

116.

*) Schwerlich, denn diese Veranlassung, welche sich auf die Strafe bezieht, mit welcher die Griechen ein zu den Persern knechtisch abgefallenes Volk belegten, müßte gerade Freiheitsideen erwecken.

A. d. R.

Erzählungen von Fr. Laun. Erstes Bändchen. Dresden bei Hilscher. Die Sparcasse. Ein Roman von Fr. Laun. Berlin bei Schüppel. Die Ehe zur linken Hand. Drei Erzählungen von Fr. Laun. Leipzig bei Hartmann.

Viel und gut ist selten beisammen. Schickt ein Autor gleich mehrere Kinder seiner Muße und Laune in die Welt, so läßt sich mit vieler Gewißheit folgern, er habe sichs und den Lesern bequem gemacht, kein schwer zu erreichendes Ziel vorgesteckt, ein correctes, in seiner Gattung meisterhaftes Werk zu liefern, falle ihm nicht ein, er wolle blos unterhalten, wie man etwa in einer heitern Gesellschaft manierlicher Leute vom gewöhnlichen Mittelschlag es wird, nichts weiter.

Erreicht hat Hr. Laun diesen Zweck, den er, wenn nicht alles trügt, ins Auge faßte. Uebung schleift manche Unebenheiten ab, und schwächt eine gewisse breite Redseligkeit, die in einigen seiner frühern Productionen sich allzu bemerkbar macht, hilft auch wohl über geschmackwidrige Auswüchse hinweg. Eine große Gewandtheit und Leichtigkeit des Styls verschafft selbst den alltäglichen Begebenheiten Annehmlichkeit und Beifall, man ergötzt sich an der unverwüstlichen guten Laune, und wünscht blos, daß Hr. Laun sich des Naivthuns, das bei ihm nicht selten Statt findet, entäußere.

In den drei verschiedenen neuesten Beweisen seiner Schöpferkraft finden sich obige Behauptungen bestätigt. Die Sparcasse ist am breitesten gerathen und am meisten in seiner Manier. Ein junger Mensch, der weiter keinen Fehler hat, als daß ihm das Geld durch Beutel und Kasten, er weiß selbst nicht wie, schlüpft, geht recht ernstlich darauf aus, einen neuen Menschen anzuziehen, aber der Naturtrieb siegt über die besten Vorsätze, er wird geprellt, und beschwichtigt sich durch allerlei Scheingründe, wenn er von seinem Plan abweicht. Die Liebe spielt ihm grausam mit, er wird nicht von dem reizenden Mädchen, sondern von ihrer Umgebung gefoppt und hart geprüft, aber die Läuterung dient ihm zum Glück, die Schlacke fällt ab, das reine Gold bleibt, die Naivheit, die Unbekanntheit mit der Welt kleidet den jungen Mann recht niedlich, was zu viel war, wird in der Ehe schon sich abglätten, und er dabei doch nicht die neckische Manier verlieren, mit der er Originale aufstellt; eine kleine Uebertreibung ist dabei zulässlich.

Kürzer und noch drolliger ist unzerstörbare Liebe, im ersten Bändchen der Erzählungen. Ein junger Sausewind, ein kaum den Kinderjahren entwachsenes und noch recht kindisches Mädchen, verlieben sich in einander aus Langeweile, und weil sie meinen, es gehöre sich so. Der stockgemeine Papa des Mädchens macht Querstriche, dafür wird er nun per barbare traktirt, und den Verliebten die schönste Veranlassung gegeben, ein wenig zu verzweifeln, Todesgedanken zu hegen, heimliche Zusammenkünfte zu veranstalten, Entführungen zu projectiren, u. s. w. Tief geht aber alles nicht, Mamsell bleibt bei alledem sehr besonnen, und mag nicht ohne den großen Hebel Geld, am Arm des Geliebten, in die weite Welt spazieren. Die Geniestreiche des jungen Herrn nehmen auch einen betrüblichen Ausgang, nach einigen Ach und O verheirathet sich die Schöne mit einem andern, ihr vom Vater bestimmten Mann, und als sie, nach etlichen Jahren, am Hochzeitstag des kühnen Liebesritters sich wiedersehen, sind ihre Flammen so erloschen, daß sie über ihre unzerstörbare Liebe zu scherzen vermögen.

Der Thronfolger, in demselben Bändchen, ist ernst und sentimental, verletzt aber weit mehr das sittliche Gefühl durch seine spitzfindige Vaterlandsliebe, als wenn er noch so locker wäre. Um sein Land nicht durch einen unwürdigen Nachfolger unglücklich werden zu lassen, fordert er auf dem Sterbebett einen Eid seiner zärtlichen Gemahlin ab, seinen Verfügungen, die er gegen ihren Vater aussprach, Folge zu leisten. Sie bestehen darin, unmittelbar nach seinem Tod mit einem Mann, den sie nie sah, sich zu verbinden, und den Sohn aus dieser Ehe für den seinigen auszugeben. Diese Träume eines Fieberkranken, die so unzart, ja barbarisch in ihrer Realisirung für ein gefühlvolles weibliches Gemüth, als absurd, und auszuführen fast unmöglich sind, werden dennoch im Wachen von sonst vernünftigen Leuten in Erfüllung gebracht. Die Fürstin vermählt sich mit einem schwermüthigen, menschenscheuen Engländer, (eine Gattung Romanmenschen, die außer Curs kam) gibt sich nicht zu erkennen, und verläßt ihn gleich am Morgen nach der Trauung. Vermuthlich um den Fürsten vom Verdacht des Delirirens frei zu sprechen, begehen die gesunden Personen die unwahrscheinlichsten Dinge, bis endlich das Schicksal der Thoren und Weisen sich erbarmt, den bösartigen Prinzen sterben läßt, den vortrefflichen jüngern Bruder zur Regierung hilft, und die Fürstin ihren spleensüchtigen Lord, der unter andern whims auch den bekam, seine Schwester für seine Frau auszugeben, in die Arme liefert.

Unterhaltungsschriftsteller haben sich ganz eigne, recht weitschichtige Regeln gebildet, von einem straffen Zügel wissen sie nichts, aber Erfindungen, die schnurstracks gegen jede Möglichkeit anstreiten, und das Zartgefühl empören, sollten sie sich denn doch nicht gestatten.

Die drei Erzählungen, zu der Ehe zur linken Hand gehörend, sind nicht so frivol als der Titel es fürchten läßt. Die kranke Fürstin tritt wie eine gute Fee in dem Augenblick aus fernen Landen urplötzlich ein, wo ihr Gemahl ein unbefangenes, unschuldiges, von einer listigen, eigensüchtigen Tante umstricktes Mädchen als seine Gemahlin zur linken Hand sich antrauen ließ. Man kommt also mit dem bloßen Schrecken davon; nicht an Leichtfertigkeiten, aber an Unwahrscheinlichkeiten, und zwar von deutlichem Gepräge ist die Erzählung moralisch krank, wie ihre Heldin physisch.

Der höchste Sieg überzeugt abermals, welchen hohen Rang Hr. Laun unter den Erzählern einnehmen könnte, wie zart und bestimmt, wahr und edel er zu gestalten weiß, ja wie er fähig ist, die Tiefen des Gemüths zu erspähen, wenn er sich zusammennehmen wollte, und immer wie hier, sich und das Publicum wirklich achtete.

Leider beweist die fruchtlose Wette gleich wieder das Gegentheil, wo wieder seine Schoossünden, Verletzung des Anstandes und der Wahrscheinlichkeit und geschmacklose Uebertreibung erscheinen. Der Verfasser ist zweifelsohne zu deutsch an Gesinnung und Gemüth, als daß er nicht, wenn auch dunkel und unbewußt empfände, wie Mystificationen der Sache, wie dem Wort nach, den Deutschen fremd seyn und nicht so oft dargestellt werden sollen. Um nun doch das Mystificiren (von den muthwilligen aber harmlosen Foppen sehr unterschieden) nicht aufzugeben, und auch seiner deutschen Natur nicht wehe zu thun, ist er auf den Ausweg gefallen, das Herbe solches, auf Mishandlung eines Dritten gegründeten Spaßes dadurch zu lindern, daß er die Mishandelten zu verächtlichen Zerrbildern gestaltet, die des Antheils, des Mitleids völlig unwerth sich zeigen, und bei denen, den von ihnen Hörenden keine andere Empfindung aufkommen kann, als Widerwillen und Abneigung, und das Verlangen, so bald als möglich der gemeinen, ekeln Gesellen quitt zu werden. Durch eine solche Darstellungsart hat Hr. Laun die Anmahnungen eines zarten Gefühls, das sich an Mitbehagen seines Nebenmenschen unmöglich weiden kann, zufrieden gestellt, aber auch die Anforderungen der Kunst?

Schließlich ist der fromme Wunsch auszusprechen, daß in Hrn. Laun der Ehrgeiz erwachen möchte, mehr als der Schriftsteller des Augenblicks, der flüchtigen Mode zu seyn, und auch für die Nachwelt zu schreiben, was ihm, sobald er seine Kräfte nur ernstlich gebrauchte, sicherlich gelingen würde.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 243.

21. October 1822.

Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale, von Therese Huber. In 2 Theilen. Leipzig, bei Brockhaus.

Die gewiß gegründete Vermuthung der Frau Verfasserin, als brauchte sie nur zu wünschen, um die edelsten Recensenten ihres Werkes zu haben, sollte mich eigentlich wohl abschrecken, den Würdigen mich zuzugesellen, und auch etwas über das Buch sagen zu wollen. Indeß da es doch ganz besonders für uns Frauen geschrieben ist, so wird es die Verfasserin nicht übel deuten, wenn eine ihres Geschlechts bescheidentlich ihre Meinung davon zu erkennen gibt. Kenntnißreichern Federn bleibt es ja deshalb unbenommen, der Sache recht auf den Grund zu kommen, das Für und Wider zu entwickeln, und eine recht gehaltvolle Recension zu liefern. Wie könnte es mir auch nur entfernt einfallen, mit ihnen mich messen zu wollen! — Weiß ich doch kaum etwas mehr über das Buch zu urtheilen, als daß es mir sehr gut gefällt, daß es im schönsten Sinne ein moralisches, belehrendes Werk und dabei nicht weitschweifig, nicht anmaßend ist. Es entwickelt sich so alles von selbst; traurige, unglücksvolle Schicksale sind natürliche Folgen des Uebermuths, der Herzlosigkeit, der Unbesonnenheit. Das erfährt man nun freilich in vielen andern Schriften, die sich mit Sittenlehre und Erziehungskunst beschäftigen, aber in den meisten sieht man den Beispielen gleich an, daß sie nur der Nutzanwendung wegen da sind; die Moral macht sich so breit, und wird so trocken und steif vorgetragen, daß die Tugend selbst die Liebenswürdigkeit verliert, und also auch das Buch seinen guten Zweck. Ursache und Wirkung sind mitunter so regelmäßig neben einander gestellt, ja so romanhaft und unglaublich, daß man gleich merkt, die Geschichte ereigne sich nur in einer erträumten Welt, wo eher das Unwahrscheinlichste geschähe, als daß die poetische Gerechtigkeit nicht sattsam gehandhabt werden könne. Wer weiß, ob das englische Original nicht an diesen Fehlern krankt, die in der feinen Nachbildung durch die geistreiche Verfasserin verwischt wurden; denn vermuthlich ist die Urschrift weitschweifig und eintönig, weil das die englischen Romane dieser Art so ziemlich alle sind. Die Geschichte an sich ist sehr einfach. Ellen Percy, die verzogne Tochter eines prahlhaften reichen Kaufmanns, verliert in früher Kindheit die gute, aber zu weiche Mutter, die sie um so weniger vermißt, da sie in deren Jugendfreundin, Miß Mortimer, eine zweite einsichtigere und eben so liebevolle Mutter wiederfindet. Aber auch diese vermag nicht, des Mädchens Flatterſinn, Gefall- und Selbstsucht und Eitelkeit zu dämpfen; machen ja ihre sanften Ermahnungen einen oberflächlichen Eindruck auf ihr nicht bösartiges, aber tiefer Empfindungen unfähiges Herz, so reißt die nichtswürdige Julie Arnold gleich wieder ein, was die würdige Erzieherin erbaute. Jene Gespielin von Ellen hat jeden Fehler, der aus einem kalten, seinen Vortheil wohl erwägenden Gemüth und einer abhängigen Lage entstehet, und alle die Eigenschaften, die zum Emporkommen durch Abhängigkeit erforderlich sind; Biegsamkeit, Leichtigkeit im Umgang, Gesellschaftswitz, und zwar der bösartigsten Gattung, ein Talent, sich unbefangen anzustellen, keck zu schmeicheln, und gerade nur so viel äußere Annehmlichkeit, um nirgends zu misfallen, und doch keine Eifersucht auf sich zu ziehen. Dies verderbte Mädchen verleitet die unüberlegte Ellen zu allerlei Thorheiten, veranlaßt sie, der trefflichen Miß Mortimer schnöde und geringschätzig zu begegnen; einen wackern Mann, Herrn Maitland, der sie wahrhaft liebt, und für den auch sie nicht gleichgültig ist, durch Kokettenkünste zu necken, ihn schnippisch aufzuziehen und ihn endlich von sich zu scheuchen. Die Eifersucht, der Neid, welchen Ellen gegen die ihr nur an Rang überlegene Lady Maria, einer modischen Dame, wie sie, empfindet, ihr gleich an ihren Vorzügen und Fehlern, nur daß diese bei der Lady aus wirklicher Herzens- und Geistesleere, bei Ellen nur aus Verschrobenheit und Verblendung entstehen, wird durch Juliens Aufhetzen noch geschärft; um die Nebenbuhlerin zu demüthigen, verletzt sie Anstand und Schicklichkeit; ein Beweggrund mehr, die Bewerbungen des geckenhaften Lord Friedrichs, Marias Bruder, gefällig anzunehmen, ist der, seine Schwester dadurch zu ärgern. Ohne ihn zu lieben, ja ohne nur einigermaßen Gefallen an ihm zu finden, wird sie aus Widersprechungsgeist gegen ihren Vater, der zum erstenmal ihren Willen beschränkte und die Einwilligung zu einer Heirath mit dem Lord versagte, durch die Ränke eines buhlerischen Weibes und der arglistigen Julie und ihre eigne Thorheit zu dem Aeußersten getrieben, mit Lord Friedrich nach Schottland fliehen zu wollen. Der Bankerott des Vaters bricht unmittelbar zuvor aus; der junge Wüstling hat nicht Lust, die Tochter eines Bettlers zu heirathen, er zeigt sich in seiner ganzen Schlechtigkeit. Der geldstolze Percy legt Hand an sich selbst, die vornehmen Freunde fliehen das unglückliche Mäd-

chen, Julie, wendet sich auf eine empörende Weise von ihr und der Lady Maria zu. Ellen, von allen verlassen, wird von der kränklichen Miß Mortimer, die durch Undank und Kälte aus dem Hause getrieben wurde, aufgesucht und mit sich genommen, sie durch milden Trost aufzurichten und sie zu der Erkenntniß zu bringen, daß alles, was der himmlische Vater uns auferlegt, uns zum Besten diene. Es dauert einige Zeit, ehe die Bitterkeit, der herbe Schmerz, die Menschenverachtung, das Hadern mit der Vorsehung sich bei Ellen in demüthige Selbsterkenntniß, in fruchtbringende Reue verwandelt, ehe sie das Nichtige wirklich als solches betrachten lernt, und kindlich fromme Gesinnungen sie im Glauben und in der Liebe stärken. Noch ist ihre sittliche Veredlung nicht vollendet, als Miß Mortimer stirbt, und sie von neuem hülflos sich in die Welt geschleudert sieht. Nach den schmerzlichsten Erfahrungen, wo sie mit Kälte, Gemeinheit, der niedrigsten Bosheit, Verachtung und Mangel zu kämpfen hat, in ein Irrenhaus gesperrt wird, und nur in der Person einer originellen Hochländerin einen Lichtpunct auf ihrem sternlosen, nachtdunkeln Wege findet, kann sie der Feindin Julie, die krank und noch hülfloser wie Ellen, aber durch Leiden keineswegs gebessert ist, wohlthun.

Ellen ist mehr am Ende ihres Jammers; Mfr. Graham, eine eben so liebens- als achtungswerthe, noch ziemlich junge Dame, nähert sich ihr liebevoll, nimmt sie nach Juliens Tod zu sich und reiset später mit ihr in die Hochlande, wo sie bald in Charlottens väterlichem Hause in die Rechte und Pflichten einer geliebten und liebenden Tochter eintritt. Von einem abwesenden Bruder, Heinrich, der wegen eines leichten, aus edlem Beweggrund erzeugten Vergehens aus der Heimath verbannt wurde, und den in der Folge ein veränderter Lebensplan außer derselben festhielt, spricht Vater und Schwester und Hausgenossen und Landleute mit der innigsten Liebe, dem höchsten Entzücken; er kehrt zurück, es ist Maitland. — Erst nach Monaten ruhigen Zusammenlebens erklärt er Ellen seine unwandelbare Liebe, die durch Achtung sich erhöhte, indem nicht länger widrige Angewohnheiten Ellens Vorzüge verdunkeln, und bittet sie um ihre Hand. In aller Demuth ihres Herzens fühlt sie dennoch sich seiner nicht unwerth; sie werden ein glückliches Paar.

Die Episoden sind mit Verstand und Bescheidenheit der Haupthandlung zugegeben, sie machen sich weder allzubreit, noch stören sie und sind überflüssig. Die Hochländerin, Cecile, in ihrer nationellen Eigenthümlichkeit der dichterischen Sprache ihrer Berge, ist eine interessante Nebenfigur, wie denn überhaupt nach alledem, was in neuester Zeit über Sitten und Charakter der Hochländer geschrieben wurde, gewiß mit Vergnügen und Theilnahme das, was in diesem Buche darüber bemerkt ist, gelesen werden wird.

Nur scheinbar verderbte, eigentlich blos durch Eitelkeit und Leichtsinn getrübte Charaktere, die ein Ueberströmen von Freude und Glück, von Nachdenken, von ernster Einkehr in sich abhielt, bessert das Unglück, wie man deutlich an Ellen und Julien sieht, deren schlechte Eigenschaften in ihrem Elend sich nicht mindern, ja noch greller hervortreten. Fade Leerheit, wirkliche Herzenskälte ist unverbesserlich, da helfen keine Prüfungen; das Schlummernde ist zu erwecken, das Todte, das gar nicht Vorhandene nicht ans Licht zu rufen, und so bleibt Lady Maria auch mit Ellens schmerzlichen Schicksalen verschont; das Schmerzlichste könnte sie zu weiter nichts erziehen, als sie schon ist, einer seelenlosen Alltäglichkeit.

Ein Freund wollte finden, daß Ellen in ihrem tollen Taumel zu wenig von ihrer angebornen Güte blikken lasse, ja nicht einmal ein liebenswürdiges Teufelchen sey, das man in dem einen Augenblick hassen, in dem andern lieben müsse, und daß ein so hirnloses, nicht einmal drolliges Mädchen unmöglich einen Mann, wie Maitland, fesseln könne. — Hm, hat denn der Freund in der Wirklichkeit nicht allzu häufig das Beispiel vor Augen, wie oft die geistvollsten Männer von weiblichen Wesen angezogen werden, die bei näherer Betrachtung auch nichts Besonderes an sich haben, als ein petit air de caprice, das jedoch zum grand air wird, und zum keckſten Uebermuth sich steigert, die alles, was ihnen durch den Kopf (Gehirn dürfte man kaum ihnen zutrauen), läuft, so kraus und ungezogen es auch ist, herausprudeln. Das wollten die mächtigen Herrn der Schöpfung nur nicht eingestehen, da soll ausbündige Schönheit, der holdeste Liebreiz, ausnehmende Talente, und wer weiß was noch, die Augen verblenden, wenn die Neigung auf einen Gegenstand fällt, der ohne sittliche Würde, aus Launen und Thorheiten zusammen gesetzt ist. Die Solimans, die kalt den edelsten Schönheiten vorübergingen, und von un petit nez retroussé sich fangen ließen, sind noch nicht ausgestorben, so wenig wie das Geschlecht der Roxelanen, das auch unter den Christen der Anhänger und Sclaven viele mit dem eisernen Scepter der Laune beherrscht. Ellen ist noch dazu schön und mit allerlei zierlichen Talenten ausgeschmückt, und wenn die Momente, in denen ihre bessere Natur aus dem sie verfinsternden Dunstkreis durchbricht, selten sind und wenig hervortreten, so muß man nicht vergessen, daß die Art der Darstellung, Selbstbiographie, dies nicht erlaubte. Ellen sieht mit Unwillen auf ihr damaliges Wesen zurück, sie verfährt zu hart und ungerecht gegen sich, sie will nur ein Bild der Verkehrtheit, der Zerstreuungssucht, die Geist und Herz ihr verdarben und sie keine wahre Zufriedenheit schmecken ließen, entwerfen, nicht sich entschuldigen, die einzelnen bessern Stimmungen, die schnell und spurlos verschwanden, haben sich aus ihrem Gedächtniß verwischt, und hätte sie noch die volle Erinnerung ihrer momentanen Liebenswürdigkeit, so hätte sie nicht wirklich so von Grund aus einen neuen Menschen angezogen.

Der Tadel, als bliebe sich Mfr. Percy bei ihrer Erziehungsweise nicht gleich, läßt sich ebenfalls entkräf-

ten. Wieviel Mütter, die nichts weniger als unverständig sind, gibt es doch, die es wissen, daß übergroße Nachsicht und Verzärtelung ihren Kindern verderblich wird, die häufig von Aenderung ihres Verfahrens sprechen, ja auch den Willen hegen, sie auszuführen, aber von einem Tag zum andern es verschieben, gleichsam auf ein Wunder hoffend, daß mit eins alles umwandele. Es gibt solche, auf diesen einen Punct befangene Frauen, die sich scheuen hierin entschieden durchzugreifen, die außerdem von entschlossener Gemüthsart sind, und Mfr. Percy ist eine der sanften, nachgiebigen Seelen, die sich gern unterordnet und leicht von ihrer Umgebung beherrschen läßt. Bei dem Mann findet sie keinen Anklang. Das Kind vermag sie nicht zu beugen, sie irrt in den Maßregeln, des Kindes Herz zu Gott zu erheben, und beruhigt sich endlich in dem frommen Glauben, der Allweise werde schon die rechten Mittel finden, auch das verirrte Herz zu sich zu führen. In dieser Ueberzeugung lebt und beruhigt sich auch Miß Mortimer, die nur mütterliche Liebe zu Ellen, nicht mütterliche Gewalt über sie hat, deren Einsicht in ihren Verkehrtheiten ihr vollends nicht hilft, da sie schon viel zu tief einwurzelten, von allen Seiten genährt wurden, als die fast ganz Erwachsene ihrer Obhut anvertraut wurde. Ihre Nachgiebigkeit ist nicht Schwäche; Strenge ist ihrer sanften, versöhnlichen, liebevollen Natur ohnedem fremd, und nur durch Gelindigkeit konnte sie das Vertrauen eines Mädchens zu gewinnen hoffen, das von Vorurtheilen wider sie eingenommen und durch schlechte Umgebung verstrickt war. Nicht Schwäche ist also das Betragen der Miß Mortimer, sondern Klugheit und Charakternothwendigkeit.

Die vorzügliche Schreibart der Frau Verfasserin ist zu bekannt, als daß es bedürfte, ihrer in diesem Buche noch besonders zu erwähnen. Wenige Schriften, deren Zweck sittliche Veredlung ist, sind zugleich so unterhaltend wie obiges Werk, und daher so ganz geeignet Mütter, wie Töchter zu befriedigen, indem es eben so sehr belehrt, als vergnügt und anzieht. 70.

Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß.

(Fortsetzung aus No. 240.)

Anders verhält sich dies alles bei Geschwornen! Vor ihnen tritt der öffentliche Ankläger eben so, wie der Angeklagte, vor ihnen treten alle Ueberführungs- und Vertheidigungszeugen, alle Kunstverständige, alle Personen, die sonst von den Thatsachen wissen, persönlich auf. Die Geschwornen können, wenn sie wollen, die Zeugen und Kunstverständigen selbst befragen. Eben dies steht dem Angeklagten durch Vermittelung des Präsidenten, es steht den beisitzenden fünf rechtsgelehrten Richtern (den Assisen) und dem öffentlichen Ankläger frei. Ist so die öffentliche und mündliche Verhandlung des ganzen Criminalprocesses vor den Geschwornen und Assisen beendigt, so dürfen die erstern nur nach ihrer Ueberzeugung urtheilen, ob sie den Angeklagten der in der Anklageacte beschriebenen That (des angeklagten Verbrechens) für schuldig halten oder nicht. Zwölf ehrenwerthe, gebildete, (präsumtiv) aus den besten eines großen Landesbezirks ausgewählte, vom Angeklagten selbst gewissermaßen anerkannte Männer, welche nicht das mindeste persönliche Interesse daran haben, ob das „Schuldig" oder „Nichtschuldig" ausgesprochen wird, vielmehr sogleich, als die Entscheidung erfolgt ist, in das Privatleben zurücktreten; — zwölf solche Männer — sollte man denn doch denken — würden nicht vor der in tiefer Todesstille ihres Ausspruchs harrenden Gerichtssaals-Versammlung, würden nicht vor der ganzen Mit- und Nachwelt auftreten und erklären:

„auf unsern geleisteten Eid, vor Gott und den Menschen, und auf unsere Ehre und Gewissen: N. N. ist schuldig!"

wenn sie ihr Inneres nicht genau geprüft, in diesem nicht volle Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Urtheils gefunden hätten!

„Ja ja! Ueberzeugung (höre ich nicht Wenige der erwähnten Vor- und Schnell-Urtheiler hier ausrufen), Ueberzeugung ist das schönklingende Wort, ist die Zauberformel, unter der die Geschwornen ihre Unwissenheit, ihr Auffassungsunvermögen, ihren Mangel an Beurtheilung der wahren Beweise verbergen! Eben weil sie nicht wissen, was Beweis einer Thatsache, was objective Wahrheit und blos subjective Meinung ist, eben weil sie entfernte Wahrscheinlichkeit für Gewißheit, unsre weltberühmten juristischen halben oder Viertels-Beweise für ganze halten, eben um deswillen sind sie stets bereit, ihre subjective Meinung, ihre irrige Ansicht für die davon unabhängige Wahrheit selbst zu halten! Was Wahrheit — objective Wahrheit nämlich — sey, bleibt ihnen, als Unjuristen, ja als (gewöhnlich) Unstudirten ewig verborgen. Wehe, wehe dem Lande, wo die subjective Ueberzeugung von zwölf oder sieben unstudirten, unjuristischen Gewerbsmännern über Leben, Freiheit und Eigenthum entscheidet! — Ach wie ganz anders ist es doch in Ländern, wo die Beweismittel, welche die Wahrheit einer Thatsache vollständig darthun sollen, genau in den Gesetzen vorgeschrieben sind, wo man also gewissermaßen durch Addition und Subtraction finden kann, ob die angeschuldigte That ganz, dreiviertel, halb, oder nur zum vierten Theil erwiesen sey! Dem Himmel sey Dank! bei uns entscheiden die Richter nicht nach bloßer Ueberzeugung, sondern nach objectiven Beweisen!"

Indem Ref. diese pathetische Rede der urtheilenden Schnellsegler überdenkt, sieht er sich leider in dem Innersten eines Labyrinths befangen, aus dem nicht so leicht Erlösung möglich ist! Dieses Labyrinth ist leider — das Innerste der Philosophie und Metaphysik, mithin solcher Wissenschaften, vor welchen jeden ehrlichen Vor- und Schnell-Urtheiler der gütige Himmel bewahren möge! Leider sieht nämlich Ref. klar und deutlich ein, daß man, um nur leidlich, nur einigermaßen erträglich über den Fonkschen Criminalproceß urtheilen zu können, im Stande seyn müsse, folgende sechs kleine Fragen zu beantworten:

a. was ist Ueberzeugung überhaupt?

b. was ist subjective und objective Ueberzeugung insbesondre? und ist die letztere möglich?

c. was heißt Wahrheit, theils überhaupt, theils insbesondere, Wahrheit in Bezug auf eine vorgefallene Begebenheit (ein Verbrechen)?

d. was heißt, eine Thatsache oder einen Satz beweisen *), und durch welche Mittel ist dies überhaupt oder allein möglich?

---

*) Während ganzer dreier Jahrhunderte bewies man in den berüchtigten Hexenprozessen unzählige Bündnisse mit dem Teufel, unzählige Zaubereien; man bewies die ungeheuersten Verbrechen der vortrefflichen Tempelherren, man bewies, daß Calas seinen Sohn ermordet habe; noch jetzt lieset man Beweise der Wundercuren eines Fürsten von Hohenlohe! — Die aufgeworfene vierte Frage dürfte daher wohl, wo nicht für jeden vernünftigen Menschen, doch ganz gewiß für jeden Beurtheiler von Criminalurtheln unabweislich seyn.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 244.

22. October 1822.

Kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete.

Der zweite Theil dieses Werks von dem, leider nun schon verewigten, königl. preuß. Kriegsrath Gervais ist dem ersten (siehe Nr. 132) am Schrot und Korn, d. h. an Tüchtigkeit und edler Gesinnung, gleich. Wir lassen, wie bei diesem, hier auch von jenem den Inhalt der einzelnen Abhandlungen folgen, die er enthält.

Nr. XII. Gedanken über den Einfluß der Wissenschaften in politischer Hinsicht.

So nützlich für Wissenschaft und Kunst die Errichtung gelehrter und praktischer Vereine ist, so ganz verlieren die Gesellschaften für Wissenschaften und Künste ihre Bestimmung und ihren Nutzen dadurch, daß sie zu Staatsinstituten gemacht und ihre Mitglieder besoldet werden. „Das Privilegiren solcher Gelehrtenvereine erzeugt einen Zunftgeist, in dem ein zerstörendes Gift liegt, und der sich für nichts weniger paßt, als für Wissenschaften und Künste. Untersucht man, was alle gelehrte Gesellschaften im Gebiete der Wissenschaften hervorgebracht haben, so ist es eine taube Nuß gegen das, was von einzelnen Gelehrten in freier Wirksamkeit geschaffen worden ist.

„Die Krankheit unsrer Zeit ist die Oberflächlichkeit des Wissens, erzeugt von der Sucht nach Universalität desselben, und erzeugend die Flachheit der Gesinnung. Die Zeit der Philantropine hat dieses Miasma entwickelt. Zu heilen ist diese Krankheit nur, indem wiederum auf Gründlichkeit in bestimmten Fächern gehalten und gedrungen wird. „Der Hauptzweck alles Lernens und Wissens ist und bleibt nur dieser: Kraft des Geistes durch Anstrengung zu erwecken und zu stärken." Gerade diese wird durch die Oberflächlichkeit der Universalität vermieden, und jene dadurch gelähmt.

„Läßt sich das wahre Fortschreiten nicht trennen vom thätigen Erkennen der Wahrheit, so müssen Erfolge den Beweis liefern, daß die Wahrheit erkannt sey. Aber wo finden wir diese Erfolge? —" Dem mit dem Zustande der gegenwärtigen Bildung unzufriedenen Verf. müssen wir indessen den Einwand machen, daß der Fortschreitende noch nicht am Ziele, sondern erst unterwegs ist; ja daß auch der Gang der Wissenschaften und in denselben, wie der Lauf der Welten, und auf denselben, in sphärischen Krümmungen sich fortbewegt, so daß dem Zuschauer wahre Fortschritte oft wie Rückschritte aussehen; und daß nur erst die erworbene Wahrheit den Willen befruchtet, die Erwerbung derselben aber nur die Kraft des Verstandes übt. Wenn es unmöglich ist, zu behaupten, daß der Zustand der wissenschaftlichen Bildung im Jahre 1818 wesentlich von dem J. 1812 sich unterschieden habe, so muß der Verf. offenbar darin Unrecht haben: „daß es ein Beweis der Erbärmlichkeit unsrer Zeit sey, die sich nur in schimmernden Phrasen gefällt, und an muthiger That winselnd verzweifelt, wenn so schnell die Lorbeerkränze zerrissen wurden, die die merkwürdige Epoche von 1814, reich an herrlichen Thaten gewunden hatte, ehe sie noch welken mochten; wenn auf den Blutfeldern des Vaterlandes, wo edle Kämpfer für Freiheit und Recht modern, nur Unkraut üppig gedeiht, und die bessere Saat unter ihm verschmachtet; wenn genug Gärtner, den verwildernden Gottesgarten bejammernd, vorübergehen, aber die Hand zagend verbergen vor dem Brennen der Nesseln und den Spitzen der Dornen." Der Verf. thut den Lebenden Unrecht, sagen wir. Die Menschen sind noch dieselben, nur der Zustand ist ein anderer; der Himmel bewahre uns vor allen blutigen Kämpfen, in denen die Kraft neuen Glanz erwerben könnte;

Nr. XIII. Bruchstücke über verschiedene Gegenstände des inneren Staatslebens, aus Beaumelle's Schriften, mit beifälligen Marginalien.

„Wohl ist es nützlich, alte Ideen, wenn sie es werth sind, immer wieder aufs neue zur Sprache zu bringen, weil wir sonst in Gefahr sind, manche auch für unsre Zeit höchst wichtige Wahrheit ganz aus dem Gesichte zu verlieren," oder uns ob der neuen Weisheit zu blähen oder zu ärgern, die im mindesten nicht neu ist. Es ist z. B. schon 70 Jahr her, daß Beaumelle geschrieben hat:

„In allen Gesetzbüchern müßte oben an das Gebot stehen: Alle die ihr im Staatsdienste lebt, Ihr sollte den Namen des Herrn, Eures Fürsten, nicht misbrauchen! Denn im Namen der Großen werden die Kleinen täglich unterdrückt, ohne daß jene es wissen." Der Verf. ist aber der Meinung, „daß ein großer und häufiger Misbrauch des Namens nur unter solchen Fürsten vorkommen könne, die keine Kraft und keinen eignen Willen haben, noch haben wollen, und denen das Selbsthören, Selbstsehen und Selbstprüfen beschwerlich fällt." Beaumelle hat sich auch erlaubt, zu behaupten: „daß in einem Lande, wo es nicht gestattet ist, seinen Geist zu erheben, es an großen und erhabenen Köpfen fehlen müsse;" ferner: „Umstände und Verhält-

nisse lehrten uns die Fähigkeiten eines Menschen kennen lernen; die Fürsten aber müßten die Kunst verstehen, sie zu beurtheilen. Denn wer die Kunst besitze, Talente am rechten Orte zu benutzen, erschaffe die Talente;" endlich: „Der weise Mann vergesse seiner Brüder wegen, die er nicht sieht, nicht die, die er immer vor Augen hat; er opfere keinen entfernt von ihm lebenden Verwandten auf zu Gunsten des ihm nähern; sein Herz umfasse alle Tugenden, und alle seine Entwürfe bezögen sich auf die ganze Menschheit."

Doch, was soll uns ein so armer Wicht lehren, der nicht an den Hof kommen durfte, und öfter sogar sein Vaterland meiden mußte, um den Verfolgungen derer zu entgehen, durch deren Maximen der Sohn seines Königs auf das Schafot gebracht wurde! Kann auch ein Mensch, der nicht Minister, oder wenigstens Kammerherr ist, etwas Beachtungswerthes über Regierungsangelegenheiten zu Markte bringen?

Nr. XIV. Blicke ins Gebiet der Aufklärungs-Politik. Reminiscenzen aus Lüders Kritik der Statistik und Politik, mit Anmerkungen.

„Wir behaupten, unser Zeitalter sey aufgeklärt, d. h. Kenntnisse seyen gefunden und preisgegeben. Der Geist freier Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauet. Dennoch sind wir in mancher Hinsicht noch Barbaren. Worin liegt dies? — In den Dingen nicht! in den Gemüthern der Menschen muß etwas seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, im Wege steht. Ein alter Weiser hat dies schon empfunden, indem er den viel bedeutenden Ausdruck wählte: sapere aude! (erkühne dich, weise zu werden) Muth gehört allerdings dazu!"

Nicht sowohl Muth, als Kraft zur Selbstüberwindung gehört dazu; und das aus einem dreifachen Grunde. Denn erstens ist keine Arbeit mühsamer, anstrengender, und eben darum im Anfange unangenehmer, als die geistige, und unter dieser besonders diejenige, womit die formelle Ausbildung der Geisteskräfte selbst betrieben wird. Man betrachte nur die Mühe und die Gewalt, die es kostet, die Kinder an diese Arbeit zu bringen und dabei zu erhalten! Und wenn die Kinder groß geworden sind, ohne darin erkleckliche Fortschritte gemacht zu haben, so sind sie große Kinder, die sich von den kleinen nur dadurch unterscheiden, daß Hans nicht mehr lernt, was Hänschen nicht gelernt hat. Lektüre, welche ein angenehmes Spiel der Phantasie erregt, allenfalls eine leichte Beschäftigung des Witzes veranlaßt, und höchstens die Schätze des Gedächtnisses vermehrt, dazu sind die Menschen wohl zu bringen. Aber den Scharfsinn anzustrengen, das Urtheil zu schärfen, nach den strengen Gesetzen der Vernunft zu prüfen, und durch Abstraction die Seele von der Sinnenwelt und von ihrem eignen Leibe zurückzuziehen, das schmeckt Wenigen, denn es ermüdet unglaublich den Körper, und entfremdet den Genüssen des Sinnes und der Einbildungskraft. Erst wenn der Geist die Früchte seiner anhaltenden Thätigkeit zu schauen und zu schmecken anfängt, kommt ihm auch der Geschmack daran; allein solche Früchte reifen nicht in Einem Tage. Daher trachten so Wenige darnach, weil sie keinen Geschmack davon haben kennen lernen. Im Gegentheil, zweitens, wächst die Fähigkeit zu ihrem Genusse nur immer im gleichen Verhältnisse mit der Kraft, ihn sich zu verschaffen. Denn alle Früchte des Geistes sind Licht! Licht aber blendet das blöde Auge des schwachen Geistes und kann nur den erfreuen, der es zu fassen, stark geworden ist und sich allmählig daran gewöhnt hat. Endlich versetzt die Erkenntniß des Geistes die Menschen in den Widerspruch mit den Begierden ihrer Sinnlichkeit. Denn was als wahr und gut erkannt ist, das muß der Geist auch wollen; aber um diesem Willen sich zu fügen und dadurch mit sich selbst einig zu werden, muß der Mensch die Kraft haben, aufzugeben die Wünsche seines Herzens, und seine Sinnlichkeit zu unterdrücken. Diejenigen, denen diese Kraft gebricht, die sich von ihren Neigungen nicht los zu machen, ihre Triebe nicht zu überwinden, und also dem Zwiespalte sich nicht zu entziehen vermögen, in welchen sie hierdurch mit ihrer besseren Erkenntniß gesetzt werden, fliehen diese, um sich selbst das unangenehme Gefühl des Bewußtseyns dieses Widerspruches und ihrer Schwäche zu ersparen. Wer z. B. den Genuß einer unumschränkten Herrschaft sich zu versagen keine Stärke besitzt, wird alle diejenigen hassen und verfolgen, die ihn mit den vom Rechte und der Politik gebotenen Grenzen derselben bekannt machen wollen.

Daß wahre Aufklärung die Grundlage aller Wohlfahrt eines Volkes sey, und daß nur durch eine gänzliche Umgestaltung des Erziehungswesens unsrer Jugend darin erhebliche Fortschritte zu machen sind, mögen wir dem Verf. nicht bestreiten. Auch pflichten wir demselben darin ganz bei, daß die drei höchsten Aufgaben der Erziehung die seyn müssen:

1) die körperliche Ausbildung der geistigen nicht nachzusetzen, sondern vorausgehen zu lassen;

2) im Menschen die Thierheit durch die religiöse, moralische und artistische Bildung zu ersticken; und

3) die Ausbildung aller Geistesanlagen, als die Krone der Erziehungskunst, zu betrachten.

Allein, daß hiermit schon die schwierige Frage gelöst sey: Wie die Besserung der Menschen durch allgemeine Verbesserung der Erziehung zu bewerkstelligen sey? will uns noch nicht einleuchten.

Nr. XV. Beurtheilung einiger Aussprüche Montaigne's über Volksgehorsam.

Montaigne sagt: „Ein Haufe aufgebrachten Volkes ist wie ein Ungeheuer zu betrachten, von dem, wenn es einmal im Toben ist, nichts weniger zu hoffen bleibt, als es durch Sanftmuth und Menschlichkeit zu bändigen. Nur durch Furcht und Drohen läßt es sich in seinen Schranken halten. — Glücklich ist das Volk,

welches das Gebotene thut, ohne sich weiter um die Ursache den Kopf zu zerbrechen, und welches sich eben so willig fortwälzen läßt, als sich die Sterne am Himmel fortwälzen. Kein reiner und stillergebner Gehorsam ist in dem, der über Befehle grübelt und sie tadelt. Glücklich ist das Volk, welches das Gebotene thut, dem alten hergebrachten Gange der Dinge sorglos folgt, und weder vernünftelt, noch nach den Gründen forscht!"

Den ersten Satz, als unleugbare Thatsache anerkennend, sieht der Verf. nicht ab, wie daraus etwas andres zu folgern sey, als daß man sorgfältig vermeiden müsse, ein Volk aufzubringen und zum Toben zu reizen. Daß Furcht und Drohungen aber hierzu das rechte Mittel wären, bezweifelt er ganz. Denn einmal wird das Gefühl des Widerwillens im Volke entflammt, wenn es sich immer und blos bedroht sieht, und der Haß nistet sich um so tiefer ein, wenn die Liebe weicht; zweitens ist es ein natürlicher Trieb des Menschen, sich der Furcht zu entledigen und dazu seine Kräfte zu gebrauchen. Bloße Drohungen zu Dingen, die nicht zugleich von der Vernunft geboten werden, müssen also immer mit der Zeit den Erfolg haben, alle Bedrohte zum Widerstande aufzuregen. Nicht die Furcht, sondern die Ehrfucht und die Liebe bändigen die Völker; die Liebe, welche durch Liebe erweckt wird, und die Ehrfurcht, welche von der sittlichen Erhabenheit des Regenten eingeflößt wird. Dann werden sie willigen Gehorsam leisten, wie Kinder, die einem guten und verständigen Vater gern folgen. Wer aber die Völker stets wie unmündige Kinder behandeln zu müssen glaubt, der vergißt, daß kein Kind ewig ein Kind bleiben kann, noch soll. Zu den abgeschmacktesten Vorurtheilen gehört das: ein unwissendes Volk sey leichter zu beherrschen, als ein aufgeklärtes. Wenn die Menschen blos zahme Thiere wären, denen ihr Futter in die Krippe geschüttet und das Lager untergestreut wird, die für nichts zu sorgen und zu denken haben, und sich gedankenlos anspannen lassen, um gedankenlos nach vollbrachtem Tagewerke heim zu kehren, da möchte die Probe bestehen. Da aber kein Fürst seine Unterthanen zu ernähren vermag, sondern sie selber für ihren und seinen Unterhalt sorgen und sinnen müssen; da der Mensch sich nicht blos satt zu essen und auszuschlafen begehrt, sondern mit der Befriedigung der bekannten Bedürfnisse immer neue in ihm erwachen; und da eben dadurch sein Verstand geübt, seine Vernunft erweckt, und sein Selbstgefühl mit dem Bewußtseyn seiner Menschenwürde und Freiheit später oder früher zum Bewußtseyn gebracht wird, so handelt offenbar derjenige verkehrt und naturwidrig, der die Menschen wie das Vieh zu behandeln versucht. Man sperre die Grenzen eines Landes, wie man wolle; man erfinde noch so viele Kappzäume für den Geist und errichte zahllose Scheiterhaufen auf dem Wege des Nachdenkens: alles vergeblich, das Selbstbewußtseyn vindicirt doch mit der Zeit sein Recht.

Die Gesetze und Einrichtungen des Landes nicht prüfen, nicht beurtheilen zu sollen, ist ebenfalls ein unnatürliches Verlangen, weil das prüfende Denken über das von der Seele Wahrgenomme unwillkürlich und eben darum unvermeidlich geschieht. Es ist aber auch ein sträfliches Verlangen, weil der Gebrauch der Vernunft, und ihre Vervollkommnung durch den Gebrauch die Bestimmung des Menschen ist, und keine menschliche Einrichtung der göttlichen Anordnung widerstreben darf. Weder der Einzelne, dem sein freies Urtheil verschränkt wird, noch die Gesammtheit der Staatsbürger kann unter dieser Voraussetzung sich glücklich fühlen. „Ein Despot, der über Geschöpfe herrscht, denen der freie Gebrauch der Vernunft abgeht, sinkt selbst zum schmählichen Stande eines Viehtreibers herab." Nur ein freiwilliger Gehorsam ist werkthätig und befördert mit eigener Kraftanstrengung die löblichen Zwecke der Regierung, dahingegen der erzwungene Gehorsam immer nur ein leidender bleibt und nur soviel bewirkt, als er genöthiget werden kann.

Endlich kann jede Regierung dem Tadel ihrer Anordnungen ruhig zuhören. Daß derselbe nicht in Ungehorsam ausarte, dazu sind ihr die Mittel gegeben. Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß während er spricht oder schreibt, er nicht anderweitig handelt. Unbesonnener und grundloser Tadel kann keinen Eingang bei einer Menge vernünftiger Mitbürger finden; gründlichen Tadel zu erfahren, kann Niemand ein größeres Interesse haben, als eine wohlmeinende Regierung selbst. Sie kann ihn aber nicht erfahren, wenn nicht das Urtheil der Unterthanen und dessen Mittheilung durchaus frei ist.

Nr. XVI. Einige kritische Bemerkungen über verschiedene angegebene Ursachen der 1816 und 1817 vorgewalteten Brodtnoth, und über die ideale Magazinirung des Grafen von Soden.

Da der Magen von Ideen nicht satt wird, so helfen ideale Magazine bei eintretender Noth nichts. Es steht nicht in der Macht der Menschen, das Ideale und Materielle zu vermischen. Festhaltung an dem unerschütterlichen Grundsatze der Freiheit des Getraidehandels stellt sich immer als das kräftigste und zuverlässigste Mittel dar, den Bedarf herbeizuschaffen. Indessen darf dabei nicht übersehen werden, daß die Kornfrucht einmal die Grundbedingung des physischen Lebens geworden ist; daß sie also nicht blos die Eigenschaft einer Handelswaare hat. „Sie darf daher auch nie Gegenstand eines niedrigen Wuchergeistes werden. Dies erzeugt Angst und empört das Gefühl. Es muß deßhalb für den ganzen Staat dieselbe Fürsorge getragen werden, die ein sorgsamer und vorsichtiger Hausvater anwendet: bei Zeiten Vorrath anzuschaffen. In den meisten Staaten erscheinen immer nur erst in Zeiten des schon wirklich eingetretenen Mangels Vorschriften und Verordnungen. Das heißt: die Spritzen bauen, während die Feuersbrunst um sich greift."

„Die Macht des Zufalles aus den Verhältnissen der sittlichen Welt zu verdrängen, das ist und bleibt die erste und die höchste Aufgabe, welche die Regierungen zu lösen verpflichtet sind."

Nr. XVII. Ein Wunsch, in Beziehung auf Abänderung unserer bisherigen Dorfsanlagen.

Keine großen Dörfer mehr! Alle sind abzubauen und jedem Landmanne seine Grundstücke rund um seine Gehöfte anzuweisen! — So der Verf.; weil dadurch die Bodencultur ungemein gewinnen würde! So aber nicht wir, weil dadurch die Geistescultur ungemein verlieren würde. Der Verf. hat in einer andern Abhandlung den Grundsatz anerkannt, daß das Verhältniß der Menschenzahl zum Raume den Maßstab für die Mittheilung und durch diese für das Wachsthum der Geistescultur der Menschen abgebe. Es fragt sich also nur, was Zweck, und was Mittel, welches von beiden wichtiger sey: die Bodencultur, oder die Geistescultur?

Nr. XVIII. Zeit-Stimmen; Andeutungen und Wünsche; Stoff zum weitern Nachdenken.

Was der Verf. ahnet und wünscht, wird aus nachstehenden Beispielen klar werden: „Jede Regierung begeht den größten Fehler, wenn nicht Wahrheit und Offenherzigkeit der Leitstern ihres Verfahrens ist. Sie muß daher auch die Uebel, an welchen der Staat leidet, den Augen des Volkes und der Welt nicht entziehen wollen; dies ist klein, unwürdig und überdies unnütz. Wie der Credit des Kaufmannes, so hängt auch der Credit der Regierungen von dem Glauben an ihre Wahrhaftigkeit ab."

„Wann werden die Klagelieder über die Mangelhaftigkeit der Gesetze, die wir überall und noch immer vernehmen, aufhören? Wenn unsre Staatsgesetzbücher dem Rechte der Natur so angemessen, als nur möglich, seyn werden, d. h. wenn sie in der Natur des Menschen, in der Natur der Gesellschaften, und in der Natur der Dinge gegründet sind, die sie angeben. Jedes positive Staats- und Privat-Gesetzbuch müßte die Ehre des Beinamens: natürlich, zu erstreben su-

chen. Die letzte Instanz, welche die Menschen haben, ist immer — der Mensch.“

Wenn aber der Verf. deshalb meint, es bedürfe gar keiner, oder nur sehr weniger positiver Gesetze, weil das natürliche Rechtsgefühl der Menschen das wahre Recht am leichtesten entdecke, so hat er wohl die Geschichte und die Natur der Sache aus den Augen verloren und durch dieses einzige Beispiel erwiesen, wie unzuverlässig die Meinung und das Urtheil der Individuen, und wie unentbehrlich eben darum die positive Bestimmung dessen sey, was Rechtens seyn soll. Das Bedürfniß nach der Sicherheit des Rechts, welche von der Unwandelbarkeit des Rechtsgesetzes ausgeht, hat alle Völker dahin geleitet, ihre Präjudizien, Gewohnheiten und Vereinigungen zu sammeln, um der Veränderlichkeit der Rechtsbestimmungen ohne positives Recht Einhalt zu thun. Die Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit des deutschen Gewohnheits-Rechtes ist die alleinige Ursach gewesen, was unsre Vorältern vermocht hat, von freien Stücken und ohne Nöthigung durch die Fürsten, die fremden Gesetzbücher unter sich einzuführen. So wenig alle Menschen Aerzte, Chemiker oder Astronomen seyn können, so nützlich es ihnen seyn würde, wenn sie es seyn könnten, eben so wenig können sie insgesammt Rechtsverständige seyn. Jeder bleibe bei seinem Leisten! Was Noth ist, ist allein, daß ein Jeder seine Pflichten, als Bürger, und die besondern Gesetze für seinen Geschäftsbetrieb kennen zu lernen, in den Stand gesetzt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Des Pfarrers Heimath. Ein romantisches Gemälde nach dem Englischen der Miß Anna Porter von Constantia v. B. Zwei Theile. Berlin bei Stuhr.

Romantisch! welches vieldeutige Eigenschaftswort! Besonders bequem, zur Bezeichnung von Geschichten zu gebrauchen, die weder der Wahrheit noch der Dichtung angehören, dafür aber reich an Abenteuern sind, und eine falsche Aehnlichkeit mit wirklichen Begebenheiten haben. Der unterhaltungslustige Leser, dessen abgestumpfter Gaumen sich nach neuen pikanten Saucen sehnt, wird nicht unbefriedigt vom Gastmahl aufstehen; denn was wurde ihm alles aufgetragen! Da gibts die friedliche Familie eines Pfarrers in Schottland, bei der es einem recht wohl wird, und die einen recht ruhigen Fortgang der Geschichte, und mehr ein Gemüthsleben, als wunderbare Abenteuer zu Wasser und Land, verheißt; aber wie schnell ändert sich diese Aussicht! Nun kommen verführerische Roués, die am Ende nicht so schlimm wie ihr Ruf, und von den schönsten Eigenschaften sind, reisende Sängerinnen und Tänzerinnen, stolze und zärtliche Spanier, (an türkischen gebrichts späterhin auch nicht,) verschiedenes Herzeleid, geheimnißvolle verfallene Schlösser, Sieurs, ditto ditto geheimnißvolle Zusammenkünfte mit einer schönen herrschsüchtigen Kaiserin, und ihrer ränkevollen koketten Vertrauten vor; ferner gibts erschreckliche Cabalen, Zweikämpfe, Lebensrettungen, Feuersbrünste, Räuberangriffe, Biedermänner, Renegaten, Bekehrungen, Gefechte mit Gläubigen und Ungläubigen, Helden- und Großthaten, zuletzt weichherzige Papa's, ihr Unrecht erkennende, die Tugend belohnende Fürsten, und zuletzt Freude und Wonne die Hülle und Fülle — dabei sind manche Charaktere, als z. B. der falsche, nur nach dem äußern Schein beurtheilte Herzog von Wharto gut ausgeführt, auch werden die Leser zuweilen nicht blos verblüfft, sondern wirklich von der Situation und den Individuen angezogen. Feste aller Art, die im Jahre 1725 in Wien Statt fanden, Sitten, Lebensweise dieser Hauptstadt sind umständlich beschrieben, ohne daß ein deutliches Bild zur Anschauung gelangt; ja die Beschreibung möchte mit einigen angeführten Original-Stellen aus englischen Dichtern in gleichem Verhältniß stehen, hier soviel Fehler als Worte, dort soviel Verstöße gegen Localitäten, Gebräuche und Sitten, als Schilderungen davon!—

Will sich's der Dichter ganz mundrecht machen und keine langen historischen Studien anstellen, je nun, so wähle er einen Stoff aus der Geschichte, wo diese noch der Fabel angehört, aber nicht aus einer nächst vergangenen, mit der unsern noch gewissermaßen zusammenhängenden Zeit, und vor allen keine Personen, die man genau kennt, daß sie Willkür ihrer Charakterisirung, bei den abgeschilderten Vorfällen ihres Lebens ertragen könnten.

Die Uebersetzerin zumal hätte schonender mit vaterländischen Personen und Ereignissen umgehen, nicht Männer aufführen sollen, die nie existirten. Wo gabs denn im Jahr 1725 eine verwittwete Kurfürstin Maria von Baiern? Die Josephinische Erzherzogin, die damit gemeint zu seyn scheint, hieß Amalie, und war die Gemahlin des nachmaligen Kaiser Karl des VII, der um zwanzig Jahre später starb. Da soviel Politik getrieben wird, von Plänen der Cabinete, pragmatischer Sanktion, Staatsinteresse, und Gott weiß was noch von staatswissenschaftlichen Dingen, die bei einer Schriftstellerin sonderbar auffallen, die Rede ist, so müßte über die dabei betheiligten Personen, (denn die Kurfürstin intriguirt trotz der spanischen Königin und ehrgeizigen Kaiserin Elisabeth,) keine Irrung obwalten. Die Sprache der Höfe scheint die Verfasserin auch nur von Hörensagen zu kennen, nebenher aber starke Schlagschatten, zerstreute Lichter, und eine recht bunte Färbung zu lieben. Das fesselt das Auge; richtige Zeichnung und Perspective, und eine geistvolle Grundidee zu würdigen, ist einem schon geübten Blick überlassen; indeß werden selbst sehr genügsame Kritiker es verwunderlich finden, daß hier die berühmte Maria Thereſia wie eine halb erwachsene Pensionsmamsell in kindischen Liebeleien sich abhärmt und läppische empfindsame Brocken ausstößt! Am Hof gibts glatte Fußböden; wie mancher stolpert darauf, und begegnet dies einem Autor, ach so merken es soviel Leute! Warum denn nicht lieber in niedrigen Sphären sich ergehen, wo man heimischer ist? Das Staatskleid lastet, das Hauskleid der Bewohner des einsamen schottischen Landhauses ist behaglich und steht gut an; warum es gegen den schwerfälligen Putz, der nicht für die Glieder, die er belastet, gemacht zu seyn scheint, vertauschen?

Die vielen Druckfehler sind störend, nicht alle wurden angezeigt, auch sind nicht alle Druckfehler, die es scheinen, manche müssen dafür gelten, die eigentlich blos mißverstandene Ausdrücke des Originals oder Uebersetzung der Uebersetzung, Unrichtigkeiten der englischen Schriftstellerin sind, z. B. Carinthia statt Kärnthen, Luxemburg statt Luxenburg, Boudoir für Closet, ist eine unpassende Benennung für das Gemach, worin die Gemahlin Kaiser Karl VI., an dessen Hof die abgemessenste Etikette herrschte, Besuche empfängt u. d. gl. m.

Constantia v. B. hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach, besser gethan, sich beim Uebersetzen die Abänderung zu erlauben: die kaiserliche Familie in eine königliche zu verwandeln, nicht Ort noch Zeit, noch Land und Namen, zu nennen; ein Kreuz oder ein einzelner Buchstabe hätte ausgereicht. Spielt man das Besondere ins Allgemeine, so spannen sich ganz von selbst die Forderungen ab; man hat es mit einem Roman, nicht mit einer wahren Geschichte zu thun; da kommt's nicht auf strenge Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit an, wenn die Geschichte nur in sich zusammenhängt und poetisch wahr und schön ist. Möge die Uebersetzerin diese Bemerkung sich zum Fingerzeig dienen lassen; fürwahr es wird ihr in der Folge reichliche Früchte tragen! —

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 245.

23. October 1822.

Politische Literatur.

1. The State of the nation at the commencement of the Year 1822. etc. 6. Ed.
2. An Answer to the State of the nation etc. Lond. 1822.

Zweiter Artikel.

Der Abschnitt von den Finanzen (S. 5—85.) ist derjenige, mit welchem sich die Antwort am meisten beschäftigt. Er läßt sich unter die drei Gesichtspuncte bringen, welche als die Cardinaltugenden eines Finanz-Ministers betrachtet werden müssen, Sparsamkeit, geschickte Verwaltung und strenge Ordnung in derselben, (formale Verwaltung) und zweckmäßige Behandlung (schonende Benutzung) der Hülfsquellen des Landes (materiale Verwaltung) und in der That folgt auch die Rechenschaft der Minister dieser Anordnung.

Das Capitel von der Sparsamkeit zerfällt wieder in zwei sehr ungleiche Gegenstände, den die Ersparungen, welche durch den Friedensetat der Land- und Seemacht bewerkstelligt worden sind, und die Einziehungen einiger Stellen, mit welchen Besoldung, aber keine Art von Arbeit verbunden ist, und welche unter dem Namen der Faulstellen, Sinecuren, immer der Opposition eine Veranlassung zu Beschwerden gegeben haben.

In Ansehung der Kriegsmacht nahmen die Minister den Friedensfuß von 1792 zwar zur Grundlage an, aber nicht ohne ihn bedeutend zu erhöhen. So groß ist noch immer das ministerielle Ansehen des verstorbenen Pitt, dieses großen Gründers der englischen Nationalschuld (auf seine Rechnung kommen von 1793 bis 1802 in runder Summe 414 Millionen Pf. St.), daß seine Privatäusserungen noch jetzt von den Ministern gebraucht werden, um diese Erhöhungen zu rechtfertigen (S. 8). Der Friedensetat der Landmacht von 1792 war für England und Schottland 17000 M., für Ireland 12000, für die Colonien (nämlich Gibraltar, Canada, Jamaica und die übrigen englischen Inseln des westindischen Archipelagus; Ostindien kommt als Eigenthum der Compagnie bei den Staatsfinanzen nicht in Betracht) 17000 M., zusammen 46000 M. Im J. 1816 wurde der Etat so regulirt: für England und Schottland 25000 M., für Ireland gleichfalls 25000 M., für die alten eben genannten Colonien 23000 M. und für die seit 1792 eroberten neuen Colonien (Malta, die ionischen Inseln, die Niederlassungen in Afrika, St. Helena, das Cap der guten Hoffnung, die Insel Mauritius, Surinam, Trinidad, Berbice, Essequebo, Sta. Lucia und Tabago) ebenfalls 23000, zusammen 96000 M., aber mit Einrechnung derjenigen Truppen, welche durch eine neue Ablösungsweise der Colonial-Besatzungen erfordert werden, 99000. Die Marine wurde von mehr als 100000 auf 33000 M. herabgebracht, so daß von dem Kriegsetat bis zu Ende des J. 1816 über 300000 Soldaten und Seeleute entlassen worden waren. Im J. 1817 wurde die Kriegsmacht noch mehr vermindert, die Landmacht auf 81000, die Seemacht auf 19000 herabgesetzt. Gleiche Verminderung fand bei dem Geniewesen und der Artillerie Statt, so daß die Kosten der gesammten Kriegsmacht, welche im J. 1816 zu 21½ Mill. Pf. St. angeschlagen wurden, in den spätern Jahren auf nicht volle 17 Millionen herabgekommen sind.

Wir wissen nicht, ob es die Opposition wirklich ernstlich meint, wenn sie, wie zuweilen geschieht, noch größere Reductionen der Landmacht verlangt. Es liegt einmal in dem Wesen einer Opposition überhaupt, und ist zu Erfüllung ihrer Pflicht erforderlich, dem ministeriellen Dogmatismus überall einen Skepticismus entgegen zu halten, welcher der Staatsverwaltung die wünschenswerthe mittlere Richtung gibt. Ein Grund, welchen die Minister für einen, in Vergleich mit 1792 so sehr (von 46000 auf 81000 M.) erhöhten Friedens-Etat der Landmacht anführen, daß nämlich der unruhige Zustand des Landes, die Bewegungen, welche zuerst unter den Fabrikarbeitern, später unter der geringsten Klasse der Landbauer Statt gefunden haben, und welche jetzt Ireland abermals mit Aufruhr, Brandstiftungen und Mordthaten heimsuchen, eine Vermehrung des stehenden Heeres erfordern, ist wenigstens ganz gewiß eine Folgerung aus unrichtigen Vordersätzen. Es kommt hier wieder jener Grundirrthum der ganzen europäischen Politik zum Vorschein, welcher die Ursachen öffentlicher Spannungen und Unruhen in einem künstlich erweckten bösen Willen der Völker sucht, und sie durch Gewalt und Strafe glaubt heben zu können. In Beziehung auf England liegt aber das Irrige dieser Ansicht um so offener vor Augen, als die Minister in ihrer Schrift selbst an mehreren Stellen die Wahrheit nicht verhehlen, daß die Unruhen in England sich sogleich wieder gelegt haben, als die Verlegenheiten des Fabrikwesens gehoben worden sind.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 246.

24. October 1822.

Archivwesen.

Sie glauben nicht, wie stutzig mich bei der letzten Ständeversammlung in Baiern die Stimmen einiger Deputirten machten, welche den an sich schon mäßigen Staatsaufwand auf sämmtliche Landesarchive (wenn ich nicht irre, 44 bis 46 tausend Gulden) übertrieben, überhaupt ganz unnöthig fanden, und verlangten, man solle alle alten Papiere auf Einen Haufen und unter ein wohlfeiles Vorlegschloß bringen. — Es ist ja zu fürchten, daß die Nachkommen aus unsern Papieren, die wir leider zu fruchtlosen Eisbergen aufthürmen, dereinst weniger lernen, als wir aus den frühern, von denen die Kenner und Gelehrten nur bedauern, daß ihrer so wenig gerettet worden sind. Die Archive haben einmal doch wenigstens eben so vielen wissenschaftlichen und künftigen Werth, als die andern Ueberbleibsel des Alterthums in seinen Marmoren, Tafeln, Schriftrollen, Bildern, Särgen, Töpfen, Mumien, Münzen, Kolben und Keulen, wozu es gleichwohl in jedem gebildeten Staate an der sorgfältigsten Sammlung und Bewahrung nicht ermangelt. Allein ausserdem besteht in diesen Archiven noch ein großer politischer Werth, besonders in constitutionellen Reichen, wo nicht, wie in Constantinopel, das freilich kein Archiv haben mag, der Gewaltwille des Sultans die ewige Urkunde, und die eintönige Sklavengeschichte der Vorwelt und der Nachwelt ist; sondern wo die bürgerliche Freiheit auf den zartesten Verhältnissen zwischen Regenten und Unterthan, auf den feinsten Zusammenhang der alten und neuen Gesetze, und auf den mannichfaltigsten Abschattungen des Eigenthums und der gesellschaftlichen Rechte beruht, davon die Echtheit und der letzte Ring immer nur in dem Heiligthum der Archive zu erkennen ist.

Wie eigenthümlich und großartig ist auch hierin die Handelsweise des constitutionellen Englands! Am 11ten Jul. 1800 übergab das Unterhaus dem König eine Adresse über den Zustand der öffentlichen Urkunden des Reichs (Records), dahin verlautend: „Sie hielten sich von der Nothwendigkeit einer bessern Ordnung, Aufbewahrung und eines gemeinnützigern Gebrauchs derselben, im Gegentheil aber von der Unzweckmäßigkeit und Unsicherheit der gegenwärtigen Einrichtung und Gebäude überzeugt; fänden es für räthlich, den Plan des unmittelbaren königl. Staatsarchivs auch auf alle übrigen auszudehnen, und die wichtigsten alten Monumente der Geschichte und Gesetzgebung in der Art drucken zu lassen, wie dieses früher schon mit dem *Domsday Book* und den alten Parlamentsrollen geschehen sey. Sie bäten daher den König, hierüber geeignete Anordnungen treffen zu lassen, mit dem Erbieten: „alle und jede Unkosten dafür recht gern zu übernehmen." Dieser treffliche Antrag ward alsobald, den 17ten Jul., vom König genehmigt, und eine Comitte aus den angesehensten Staatsbeamten und Parlamentsgliedern niedergesetzt, die ermächtigt wurde, alle Urkunden einzufordern, einzusehen und auszuwählen, Secretaire und Redacteure zu ernennen und zu instruiren, und die geprüften Arbeiten in Druck zu befördern; welche Commission im Jahr 1806 noch weiter erneuert und verstärkt wurde.

Als Frucht dieses eifrigen Bestrebens gingen in kürzester Zeit hervor:

1) eine ganz neue Ausgabe des *Domsday-Book*, in 2 Foliobänden ohne Titel, weil die Commission darüber nicht einig werden konnte. Dieses Buch wurde unter der Regierung Wilhelms des Eroberers binnen den Jahren 1080—1086 durch ausgesendete Commissarien gefertigt, welche amtliche oder gerichtliche Verzeichnisse (daher Domsday, oder Gerichtstag), über die vorhandenen Bischofssitze und Kirchen, Herrschaften, Städte, Burgen und den Umfang ihrer Besitzungen aufnehmen mußten; (Terra quomodo incoleretur, a quibus hominibus, quidque Rex ipse habere, et quantum census annui deberet percipere ex eo Comitatu). Eine herrliche Geschichtsquelle, welcher die deutschen Stadt- und Landbücher erst um 200 Jahr später nachgefolgt sind. Ein Nachtrag zum Domsday-Book erschien noch im Jahr 1816 mit dem Titel: Libri censualis, vocati Domsday-Book, additamenta.

2) *Taxatio ecclesiastica Angliae et Walliae*, auctoritate Papae Nicolai IV. circa annum 1291 (1802 f.)

3) *Calendarium Rotulorum Patentium*, in Turri Londinensi. 1802 f.

4) *Calendarium Rotulorum Chartarum* (d. i. chronologische Auszüge der Gnadenbriefe, Privilegien, Adelsverleihungen, vom Jahr 1199 anfangend) et *Inquisitionum ad quod Damnum;* (d. i. der den Gnadensverleihungen vorausgegangenen Untersuchungen, ob kein drittes Interesse dadurch verletzt werde), vom Jahr 1307 anfangend, 1803 f.

5) *Rotulorum Originalium in Curia Scaccarii* (Ex-

über Nacht zu behalten. Wenn berechnet wird, daß sich K. Wilhelms Einkommen täglich auf 1060 Pfund, also jährlich auf 386,900 Pfund beliefen, so ist dieses ungefähr 7 bis 8 mal mehr, als damals der Herzog Ludwig I. von Baiern jährlich eingenommen, dessen Einkünfte Matthäus von Paris auf 100,000 Mark jährlich angegeben. Nach ihren persönlichen Verhältnissen waren die alten Engländer:

1) *Taini, Thani*, die alten angelsächsischen Ur-Baronen, ihre Herrschaften heißen Thainland.
2) *Drenchs*, die zweite Klasse der gleichfalls freien Landbesitzer, vor der Normänner Zeit.
3) *Sokemanni*, (Schuckmanne?) gleichfalls ächt freie Mannen, die sich mit ihrem Grundbesitz einer höhern gerichtlichen Clientel unterworfen, von Saca et Soca, Gerichtsbarkeit und Schutz.
4) *Cottars*, Cottagers, Cotmanni, Cotseti, Cozeti, Cotarii (Kotsaßen), persönlich Freie, aber ohne Eigenthum und Pächter.
5) *Coliberti*, Coloni liberti (Barschalken?) eine Art Bauern, ursprünglich unfrei, aber gegen gewisse vorbehaltene Zinsen und Dienste freigemacht.
6) *Buri*, Bauern, Mittelding zwischen Freien und Knecht, vermuthlich die unter strenger Hörigkeit stehenden Landbewohner.
7) *Sacmen*, unfreie hörige Menschen, die gegen bestimmte Naturalabgaben als Afterpächter oder Afterlehnleute lebten.
8) *Hucwardi*, Huwarden, Personen, die, obgleich außerhalb dem Gutsbezirke lebend, dennoch zu gewissen Diensten oder Abgaben verpflichtet blieben; vermuthlich mit Bedingung auf Urlaub entlassene Unfreie. Im Altbaierischen hießen Huwardi Zehntpflichtige; Redemtio decimarum, quarto quolibet anno, quae vulgo *Huwart* dicitur. dipl. Brixen. de anno 1186.
9) *Berdarii*, Häusler und Pestdienstboten, qui non habent suam propriam terram. Die Huscarls, Hausdiener, scheinen eigentliche Ministerialen gewesen zu seyn. Die Buzecarls, Buscarles waren Seeleute.

Der vornehmste nach dem König war auch in England der Palatinus, Comes Palatinus, der in seinen Hofämtern dasselbe Zeremonial, wie der König selber führte. Die eigentlichen englischen Grafen, Earls, hießen in der Canzleisprache Consules, nicht Comites. Vice Comes war der Sherif, und dieser, nicht der Earl, war der königl. Commissarius, Domänenpächter und Schatzeinnehmer in der Grafschaft; die Senescals, Stewards hießen Dapiferi; die Shirmans waren die Richter der Grafschaft. Sonst noch erwähnt das Domsday-Book unter andern Hofdienern des Königs einen Medicus, einen Tonsorator, einen Accipitrarius, Aurifaber, Balistarius, Piscator, Dispensor, Hostiarius, einen Artifex, (Festungsbaumeister und Ingenieur), eine Adelina Joculatrix, Adeline the minstrel, Sängerin, Zitherschlägerin; da auch in den baierischen Urkunden, unter den Zeugen häufig die *Joculatores* vorkommen, so möchte wohl darunter schon das alte Sang- und Minnespiel verborgen seyn. Bei der Stelle des Domsday-Book: „Manentes de Parochia matris ecclesiae, quae non poterat capere totam parochiam, erweist Herr Kelham auch aus der englischen Geschichte, daß ursprünglich jedes Bisthum nur Eine Kirche hatte, welche die Ecclesia Parochialis hieß, einerlei mit Kathedralkirche. Alle andern waren Nebenkirchen, ohne Grenzen, ohne Pfarrzwang, in die gehen konnte wer mochte, besonders wo die Kathedrale zu entfernt war. Die ersten Stiftungen der Bisthümer oder Kathedralen in England hielten genau die Grenze mit den einzelnen Heptarchien. Als später andere Große in ihren Manerien gleichfalls Parochien errichteten, so hatten ebenso Parochien und Manerien einerlei Grenzen. Späterhin ward es Regel, daß für jedes Manerium eine eigne Parochia entstand, so daß die spätern Pfarr- und Erzbisthumssprengel ganz richtig auf die Grenzen der alten Manerien und der 7 Königreiche zurückweisen. Eine Anwendung der Diöcesangrenzen auf die alten Gauen und Herzogthümer, die man doch wohl auch in Baiern nicht länger wird miskennen und zurückweisen dürfen! Das Wort Diocesis selbst ist ja nicht einmal ächt hierarchisch, sondern auch von der römischen weltlichen Provinzialeintheilung hergenommen.

121.

(L. Gervais) Kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete.

(Beschluß aus No. 244.)

Nr. XIX. Boden-Cultur. Gewinnung roher Producte in allen Beziehungen.

„Unerschöpflich ist der aus dem Schooße der Erde zuströmende Reichthum, unermeßlich nach seinem Umfange. Fortwährende Hervorbringung ist hier.“ Auch gibt es kein Gewerbe, welches dem eigentlichen Bürgersinne so zuträglich wäre, als der Landbau. Schon Plinius der ältere macht die Bemerkung, „daß der Feldbau die stärksten und muthvollsten Menschen liefere, die am wenigsten böse Gedanken haben.“ „Bodencultur aller Art verdient daher vor allen andern Gewerben die größte Betrachtung und Aufmerksamkeit der Regierungen. Als den großen Mittelpunct müssen sie dieses Gewerbe betrachten, in welchen alle Radien der Staatsfläche zusammenlaufen, als das höchste Interesse, dem jedes andre untergeordnet seyn sollte.“ Versteht sich unter den nationalwirthschaftlichen und materiellen! Geht man aber auf die Frage über: was die Regierungen dabei zu thun haben, und prüft man die verschiedenen Meinungen, die hierüber kund gegeben worden sind: so kommt man auf das Resultat: „daß kein Fortschreiten, keine Verbesserung von oben durch positive gesetzliche Vorschriften zu erwarten sey. Alles Bessere muß vom Volke selbst, auf Anregung des verständigeren Theiles desselben, ausgehen.“ Namentlich sind alle agrarischen Gesetze zur Erhaltung einer gemessenen Landvertheilung eben so unausführbar, als sie widersinnig sind. Bei der großen Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse läßt sich überhaupt keine Regel dafür finden, ob größere oder kleinere Wirthschaften einträglicher sind. Auch hierin wird der freie Verkehr das Beste treffen, und die Gesetzgebung kann ihm füglich das Zusammenlegen und Zertheilen der Grundstücke anheimgeben, wenn sie nur verhindert, daß auf keiner Seite die Grenze überschritten werde, die auch hierbei zu beobachten ist. Ueberhaupt ist die größtmögliche Freiheit in der Benuzung des Bodens und dem Vertriebe der gewonnenen Erzeugnisse das kräftigste Mittel zur Beförderung der Bodencultur. Außerdem aber können die Regierungen noch viel dafür thun, theils indem sie die mancherlei Hindernisse, selbst zwangsweise, aus dem Wege räumen, theils indem sie, jedoch ohne allen Zwang, das Nüzliche befördern.

Zu den fruchtbringenden Mitteln der leztern Art zählt der Verf. vornämlich Unterricht und Beispiele. Rücksichtlich des ersteren läßt er die ökonomischen Gesellschaften, Musterwirthschaften und Lehranstalten, die schon existiren, bei ihrem ganzen Werthe; behauptet aber, daß der Trivial-Unterricht des eigentlichen Landmannes noch unendlich viel mehr werth seyn würde, als sie. Die Ausbietung von Prämien hält er für wenig ersprießlich; desto mehr, glaubt er, würde die Erhöhung der bürgerlichen Ehre des Standes der Landbauer von Erfolg seyn. Die Begünstigung und Unterstützung von Anstalten, durch welche entweder gewissen Beschädigungen vorgebeugt, oder das daraus entstandene Unglück ersezt wird, kann nur wohlthätig seyn. Vorzüglich redet der Verf. der Ansiedelung der Colonisten aus Gegenden, wo bereits eine

höhere Cultur zu Hause ist, das Wort. Ja er möchte sogar unter den Landleuten Wanderjahre gern eingeführt sehen. Zu dem letztern können wir indessen unsre Stimmen nicht geben, so sehr wir für das Wandern der Gesellen sind, weil das Wandern dem Geiste des Landbaues so geradezu entgegen ist, daß kaum der 10te Theil der Gewanderten dahin zu bringen seyn möchte, ihr Feld mit Lust zu bearbeiten.

Zur Curiosität noch eine Stelle aus diesem Capitel, die eben so viel heitern Scherz als bittre Wahrheit enthält! „Man will behaupten, daß jeder Mensch so viel Dünger erzeugt, als zur Befruchtung des Landes erforderlich ist, welches er zu seiner Ernährung bedarf. Welch ein ganz neuer Gesichtspunct zeigt sich hiermit für die staatswissenschaftliche Theorie! Wir dürfen also, wollen wir einigermaßen gerecht handeln, den blos consumirenden Staatsgliedern, den sogenannten fruges consumere natis, ihren Platz unter den producirenden nicht mehr so geradezu versagen. Ihr befruchtender Entgelt vergütet den Betrag ihrer Verzehrung. Ihre stärkere Consumtion bewirkt eine stärkere Reproduction. Wenn nun schon die Güte der Nahrung den Zustand der Thiere und ihre Feistheit fördert, mithin auch zur Güte des Düngers viel beiträgt: so verdient denn auch wohl der wohlbeleibte Staatsbürger in dem Maße, daß er besser sich nährt, einen höheren Rang in der Classe der Productiven. Er leistet auch selbst in der Hinsicht mehr, als der hagere, sich kümmerlich nährende Arbeitsmensch."

Nr. XX. Fragmente. A. über Bildungsanstalten für Geistliche und Schullehrer lutherischen Bekenntnisses.

„Weltliche Ehre und Auszeichnung werden den geistlichen Stand nimmermehr heben. Die Achtung und Ehrwürdigkeit, welche ihm die Verwaltung seines Berufes erwirbt, bestimmen seinen Platz. Darum ist vor allen Dingen für die intellectuelle, moralische und praktische Würdigkeit der Geistlichen und Schullehrer zu sorgen. Die Hochschule arbeitet nur darauf hin, den gelehrten Forscher zu liefern. Der Hauslehrerstand verdirbt demnächst meistentheils sehr viel. Seminarien, in denen der künftige Beruf praktisch geübt wird, und die Candidaten praktisch darin eingeweiht werden, sind es, die Noth thun. Aber sie dürfen keine Klosterschulen werden. Die gänzliche Umschmelzung des Volksschulwesens — ja da stehen wir, und bleiben immer noch stehen bei der wichtigsten Anforderung der Zeit.

B. Einige Bemerkungen über den Wollmarkt in Breslau.

Man will behaupten: er sey der größte dieser Art in Europa. Der Verkehr auf demselben ist jetzt völlig frei für Einländer und Ausländer, und die Abgaben sind gering. Der Marktplatz selbst ist in polizeilicher Hinsicht überaus tadelnswerth, und noch andre damit verbundene Anstalten sind dem Verkehre nicht günstig; ja es fehlt sogar noch an einem eignen Handelsgerichte, und das sonst übliche Gastrecht (judicium extraneorum) ist außer Uebung gekommen. Dennoch erhält ihn *) Gewohnheit und die von ihr herbeigeführte Concurrenz.

C. Ist der Erb-Adel ein absolut nothwendiges Element im Staate?

Wenn er auch nicht absolut nothwendig ist, so ist er doch darum höchst nützlich, weil außerdem der Dienst- und der Geld-Adel seinen Platz unfehlbar wieder einnehmen würden, aus denen jener entsprungen ist. Da er in allen germanischen Ländern so alt, als ihre Geschichte ist, so kann er so wenig ausgerottet werden, als irgend etwas Volksthümliches.

12.

*) Den Wollmarkt in Breslau überhaupt? Einen so bedeutenden Umsatz, der in den letzten Jahren noch immer im Steigen begriffen war, kann unmöglich blos Gewohnheit erhalten und fördern, sondern offenbar nur die übereinstimmende Convenienz der Verkäufer und Käufer, welche einzelnen Mängel ihm auch mit Recht vorgeworfen werden können.

A. d. R.

Denkschriften von de Las Cases.

Kaum hat uns O'Meara's Stimme von St. Helena merkwürdige Aufschlüsse über Napoleons Lebensverhältnisse und Ansichten gegeben, und schon werden uns neue Mittheilungen von einem Manne, der vor allen im Stande ist, wichtige Eröffnungen zu machen, von Paris aus in einer „Denkschrift von St. Helena, oder Tagebuch, worin sich Tag für Tag alles, was Napoleon während eines Zeitraums von achtzehn Monaten gesagt und gethan hat" in acht Bänden angekündigt. Der Herausgeber, Graf de Las Cases sagt in der, in Passy bei Paris geschriebenen Vorrede zu der Ankündigung: „Die außerordentlichsten Umstände haben mich lange an der Seite des außerordentlichsten Mannes fest gehalten, den die Geschichte der Zeiten kennt. Die Bewunderung bewog mich, ihm zu folgen, ohne ihn zu kennen, und die Liebe würde mich auf immer an ihn gefesselt haben, sobald ich ihn kannte. Die Welt ist voll seines Ruhmes seiner Thaten, seiner Denkmäler; aber Niemand kennt die wahren Licht- und Schattenseiten in seinem Charakter, seine Eigenschaften als Privatmann, die natürliche Stimmung seines Gemüthes, und diese Lücke ist es, die ich hier auszufüllen suche, wobei ein, in der Geschichte einziger Vortheil mir zu Statten kommt. Ich habe während der achtzehn Monate, wo ich um Napoleon war, Tag für Tag alles, was ich von ihm gesehen und aus seinem Munde gehört habe, gesammelt und aufgezeichnet. In diesen ganz vertraulichen Unterhaltungen, die gleichsam schon wie in der andern Welt vorfielen, hat er sich wie in einem Spiegel, und in allen Stellungen, von allen Seiten gezeigt. Jedermann kann ihn nun erforschen; am Quellenvorrath liegt nicht mehr die Schuld." Der Graf setzt hinzu, er habe seine Handschrift erst vor Kurzem von der englischen Regierung zurückerhalten, auf deren Befehl er bekanntlich gegen Ende des Jahres 1816 von St. Helena nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und endlich nach Europa gebracht wurde. Von ihm läßt sich viel erwarten; wenn man sich aber erinnert, was wir aus O'Meara's Werk von dem Tagebuche des Grafen wissen, wenn man in eben diesem Buche liest — das man nur nicht nach den beiden verstümmelten deutschen Uebersetzungen *) beurtheilen darf — in welcher Art sich Napoleon über Zeitverhältnisse und Zeitgenossen äußert, in welchem Tone er von dem wieder eingesetzten alten Herrscherstamme Frankreichs spricht, so hört man mit Erstaunen, daß wir solche Mittheilungen aus Paris erhalten sollen. Hätte der Graf das Empfangene gemildert, um ihm Eingang zu verschaffen, oder hätte O'Meara übertrieben? Das wird sich ausweisen, und die Erscheinung sey als eine, ohne Zweifel wichtige Quelle zur Zeitgeschichte willkommen. Der erste Band wird, wie man versichert, ehestens ausgegeben werden und in jedem Monat regelmäßig ein Band herauskommen. Um übereilten Unternehmungen vorzubeugen, stehe hier die Nachricht, daß man in Paris selbst mit einer Verdeutschung umgeht.

48.

*) Die Eine bei Cotta ist die vollständigere und gibt sogar die Ausfälle auf den Kaiser A. und den K. v. P., nur statt der Namen blos Sternchen. Die bei Hilscher in Dresden ist sehr expurirt, aber auch mancherlei weggelassen, was gar nicht anstößig, aber doch wichtig ist.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 247.

25. October 1822.

Vermischte Schriften von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen, 1822.

Anstatt No. II der lyrischen Blätter, sehen wir hier die dritte für sich bestehende Sammlung des jugendlichen Dichters erschienen. Sie bestärkt unsere Meinung von seinem entschiedenen Berufe zur Dichtkunst, und namentlich zur lyrischen. Zwar wird uns gleich am Eingang auch ein dramatischer Versuch: Marat's Tod, mitgetheilt, allein er verdiente es nicht, dem vielen Erfreulichen und zum Theil Trefflichen an der Seite zu stehn, was uns namentlich in den Liedern und Ghaselen begrüßt. Seine Beschaffenheit verleitet zu der Annahme, daß er eigentlich eine aufgelöste Erzählung seyn mag, ja sogar denkbar eine Darstellung in Briefform, oder wenigstens den Drang hatte, es zu werden; nur von Dramatischem ist in der That auch nicht eine Spur. Es ist unbegreiflich, wie der Verfasser bei seinem Geist, sein Pult nicht, wie die Wiege, so das Grab dieses Fehlgriffs werden lassen konnte. Denn selbst das Interessante des Irrthums in der hoffnungswarmen Jugendzeit scheint uns diesem eigensinnigen Erzeugniß gänzlich zu fehlen. Einzelnes in der Sprache schön Gefaßtes kann gegen den Haupttadel nicht aufkommen.

Schöner gedacht und ausgeführt sind die meisten der darauf folgenden, unter dem Titel: „Oden und Cantaten" zusammengestellten Gedichte. Besonders angezogen hat uns darunter Dreilieben, der Seelenwanderer, die Antiken, Christnacht, Licht. Sie schweben in Andacht und Liebe, tief, heiter und klar. Wir heben eines heraus.

Der Seelenwanderer.

Scherzend rief ich solche Worte,
Da mein Licht herabgebrannt mir:
Dich beklag' ich, armes Kerzchen,
Daß zum Nichts dein Seyn sobald wird!

Antwort aber gab die Kerze,
Dieses hört' ich voll Verwundrung:
Ueberhebe dich nicht also,
Denn auch ich war einst, was nun du.

Starb ich, modert' ich; doch wieder
Wuchs ich aus dem Grab als Agley,
Kam ein Bienchen, naschte fleißig,
Nützte mich im Korb zur Arbeit.

Ward ich Wachs, woraus man endlich
Diese Kerze nun für dich goß:
Staub und Erde mußt du werden;
Ich verzehre mich im Lichtstoff.

Die Lieder, die hierauf folgen, wagen wir unbedenklich dem Erfreuendsten zuzuzählen, was die letzten Jahre in dieser Gattung gebracht haben. Nicht daß unter den XL. und vier verschiedenen Gedichten, die der Dichter hier zusammenreihte, nicht manches noch weniger Gediegene und Bedeutende sich fände (z. B. gleich No. I. dann X. XII. XVIII. XXV. XXIX. XXXVII. Auch das Glossenartige XXIV. scheint uns kein reiner Guß); aber das Geistige, klar und musikalisch Schwebende, schnell und leicht Treffende, das reizend Bewegliche der Form, die Anmuth ohne Weichlichkeit, die Sinnigkeit ohne Schwere, die Zartheit ohne Unkraft, die Zierlichkeit ohne Spielerei, in Frischheit und Liebe des aufblühenden Genius, hat uns an vielen erfreut, (z. B. das dichterische Lied II. das innigschlichte VIII., das verklärt elegische XVI., das XIX., die musikalischen XX. XXIII. XXXI., das in Schmerz und Liebe klar gediegene XXI., das zarte XXXVIII., das XL. und die Leser, im Bewußtwerden zur Heiterkeit aufgehend, die beiden Sonette und der wunderbare Epilog), an mehreren entzückt. Wir fügen zu dem Gesagten einige Proben.

III.

Euch, kleine Wellen, sah' ich stäuben
Den Fels hinab im raschen Lauf,
Ihr sucht den Kummer zu betäuben,
Und regt ihn um so tiefer auf.

So rührten meine Liederklagen,
Zwar nicht mit Willen, deine Brust,
Sie sollten dir den Schmerz verjagen,
Sie machten dir ihn neubewußt.

XVI.

Willst du lauen Aether trinken
Auf dem hohen Götterpferde
Wie Bellerophon zur Erde
Bebst du nicht zurück zu sinken?

Daß dein Herz sich nicht verblute,
Lern' unmäß'ger Sehnsucht steuern,
Wie dort Flaccus auf dem theuern,
Einzigen Sabinergute.

Bist du nicht gewohnt vor allen,
Als der Einsamkeit Geweihter,
Ohne Faßpfad und Begleiter
Durch den stillen Forst zu wallen?

Glücklich, wenn die schwarzen Föhren,
Die sapphirne Wolken (?) suchen,
Wenn die dichtbelaubten Buchen
Deine sanften Lieder hören.

Blüh'n doch zum lebend'gen Feste
Ringelblumen und Narcissen,
Pflücke diese, lerne missen
Jene dunkeln Lorbeeräste.

XVII.

Der Schäferknabe horcht des Baches Rauschen,
Der Bach dem Baume, dem die Zweige wallen,
So scheint der Baum nun auch dem Ton zu lauschen,
Den tief im Laub' anstimmen Nachtigallen,
Die wieder wechselnd ihre Lieder tauschen;
Doch alle Töne scheinen zu verhallen,
Wenn sie empor zu deinem Ohre dringen,
Ja du verscheuchst sie, eh sie noch erklingen.
O dürft' ich einmal vor dein Antlitz treten,
Vielleicht erweicht dich ein verliebter Junge;
Der Bildner hat den Marmorblock erbeten,
Brunhildens Hochsinn beg der Nibelunge:
Wir wissen süß zu schwatzen, wir Poeten,
Und Ueberredung liegt uns auf der Zunge;
Dürft' ich dir einmal meine Noth nur klagen,
Du würdest „liebe Seele" zu mir sagen.

Wie in den lyrischen Blättern überrascht uns auch hier bei dem minder Neuen oder Bedeutenden oft ein dem Liede innig eigener Schluß, z. B. in XXVIII. XXXII. XXXIII. und wirft über das Ganze ein Licht zurück, das es verschönert, in dem wir gern verweilen. Auch die Flüchtigkeit dieser Lieder, ihr Bedürfniß, kurz zu seyn, das Göthe zuerst wieder fühlen lehrte, bezeugt das lyrische Talent.

Wir halten uns bei den nun folgenden Versuchen im Reimgespräch, (der Schwank von den neuen Propheten ist mit Tüchtigkeit ausgeführt, mit Phantasie ausgestattet, aber, der Gesinnung nach, mehr noch schwankend, als Schwank zu nennen) dem Epischen, der Elegie nicht auf, um uns bei den Ghaselen noch etwas verweilen zu können, die unter der Aufschrift: „der Spiegel des Hafis," und mit ansprechenden Zueignungsstanzen an einen Freund, die dritte Sammlung östlicher Gesänge des Verfassers ausmachen. — Während die Ghaselen des Verfs. in den einzeln (1821 in Erlangen, 38 Seiten) erschienenen, und in den lyrischen Blättern, im ganzen in einem allgemeineren Element von Beschaulichkeit schwimmen, sprechen die vor uns liegenden zum größten Theil eine bestimmtere Richtung, Neigung zu Einem Gegenstande aus, der, wie der Thautropfen die Sonne, dem Dichter das ewige, unendliche Geheimniß spiegelt. Sie haben sich dem heitern und ungefesselten Geiste des Hafis mehr genähert, aber eine tiefe Sehnsucht, ein höheres Geheimes, konnten sie so wenig, als Hafis Lieder den Eindruck des Mystischen im Gemüth der Nachwelt, abstreifen. Wonne und Wehmuth ziehen in Flötentönen durch die sonnentrunkenen, reich in Phantasienacht und Lichtgesäusel verwachsenen Haine. Die Anerkennung, die wir, was die Form betrifft, der Gewandtheit des Dichters in der Anzeige seiner Ghaselen in den lyrischen Blättern zollten, *) können wir auch den gegenwärtigen nicht versagen. Anmuth und Gestaltigkeit umkleidet diese geflügelten, vom Perlenschmuck der Phantasie wie zarte Blumenkelche lieblich belasteten Genien. Das folgende dürfte, als unseren Liedern am nächsten, vielleicht besonders wohlgefallen, doch bleibt zu besorgen, daß mancher sich an den Schenken stoßen wird.

XI.

Die Sterne scheinen, und alles ist gut,
Sie tadeln keinen, und alles ist gut:
Drum keck, o Schenke, kredenze mir Wein,
Purpurnen, reinen, und alles ist gut:
Die Sonnenaugen entflammen den Stern,
Und mich die deinen, und alles ist gut;
Dein Schmeicheln, Zürnen und Trotzen und Flehn,
Dein Lachen, Weinen und alles ist gut;
Die Welt im Großen, und du mir in ihr
Die Welt im Kleinen, und alles ist gut;
Noch Einen Kuß, ich begehre nur dies,
Versprich noch Einen, und alles ist gut;
Des Hafis Lieder, ich rühme sie laut,
Du rühmst die meinen, und alles ist gut.

Dennoch hat diese Leichtigkeit, Grazie mit Tiefe, Spiel mit Ernst zu verbinden, den Dichter auch auf Abwege geführt, wo ihn bald das eine, bald das andere verläßt. So erscheint im XIII. Ghasel die Verbindung der Reime mit dem „wiewohl du schweigst" nicht zwar allzugewagt, denn das scheinbar Unverknüpfte hält ein höheres Band in der östlichen Poesie, wie der Himmel ferne Sternreihen zu Einem Bilde, zusammen; aber wohl ist sie in der Buntheit hin und wieder matt, z. B.:

Die Rede schießt gewaltig auf, wohin du gehst,
Umrankt sodann gelassen dich, wiewohl du schweigst.

In den früheren Ghaselen schien uns des Dichters Geist wie in einer seligen Höhe überzuschweben, die neuesten haben ihn mehr an sich gerissen, ihm volle Hingabe abgelockt, fast bacchantisch verschmilzt er mit ihrer trunkenen Musik. — Ueber die Tendenz zur östlichen Poesie, die sich vielleicht im Verf. in der stärksten Begeisterung ausspricht, während Rückert leichtmöglich die Nothwendigkeit in sich trägt, Gipfel mit Gipfeln rastlos zu vertauschen, — wird es in einigen Jahren mehr an der Zeit seyn, sich aufzuklären, Vorliebe und Abneigung zu prüfen. Kündigt sich in derselben eine weltgeschichtliche Vorahnung an — und an Zeichen solcher Bewährung fehlt es unsern Tagen nur allzuwenig — so wird sie aus beiden, aus der Neigung wie aus dem Widerstand, als ein Drittes, vielleicht von keinem Gewolltes, sich entwickeln. Alles Entstehende, das sich auf das Bewährte gründet, hat etwas Geheimes und darum nicht zu Berechnendes in sich. —

Die zwei Gestirne, deren Einfluß diese Dichterrebe nicht verläugnet, sind Rückert und Göthe. Wer übersähe hierbei, wie sehr Anregung und Nachahmung unterschieden sind! Jene ist der irdische Stoß, den die Kraft erhalten muß, sich ihres Zieles bewußt zu werden, Nachahmung dagegen deutet auf eine Trägheit von innen. Der elektrische Schlag, den ein Glied der Kette im großen Ring vom andern erhält, ist die Mittheilung

*) Beim Abdruck dieser Anzeige in No. 31 des Conv. Bl. 1822 ist statt: Sudi irrigerweise Sadi gelesen worden.

eines allgemeinen Höheren durch ein Mittelbares. Von jeher aber hat eine trübselige Ansicht die Menge, die sich zum Urtheilen aufdünkelt, beherrscht, und sie droht immer absprechender zu werden. Man bestrebt sich ja doch, die ganze Poesie zu einer dienenden Nachahmerin der Erbärmlichkeit einzufangen, aus demselben Grunde möblirt man die Wohnzimmer mit Porträts, das Theater aus Kupferwerken ꝛc. Alles für den Luxus, den großen Vampyr, der dem Leben das Blut aussaugt.

Im Liede hat Graf Platen bereits eine entschiedene Höhe erreicht. Das echte Aether-Blut des Liedes, das den Weinstock der Poesie von Anakreon zu Göthe durchflutete, hat auch ihm eine Spende seiner köstlichen Tropfen bestimmt. Ein Gedicht dieser Sammlung: Colombo's Geist, voll energischer Großheit, und hoffentlich von einiger Ironie überschwebt, (wenigstens wir können die Vergötterung des jetzigen Americas noch nicht theilen, so innig wir der Wehmuth über Europas Verwüstung im Epilog: Abschied von der Zeit, beistimmen, —) läßt uns vermuthen, der Dichter könne auch Anregung zum Epischen fühlen. Glücklich, wem so die Welt noch offen steht! der Anmaßung beschuldigen wir ihn nicht über manches feurige Wort der inneren Zuversicht; aber was sollen in seinem Munde die Worte der Selbstbelächlung, die so oft wiederkehren, als wäre Leben und Lieben schon blaß und verwelkt? Ein ganz anderes ist es, das Unzureichende der ersten Bestrebungen zu fühlen, eine Empfindung, die, wie unser Schatten mit der Sonne zum Culminationspunct, mit uns fortrückt.

„Schmerz und Freude sind genossen,
Und der Irrthum ist gebüßt,
Verse stehn am Rand als Glossen,
Die das Studium versüßt."

Wer wird sich nicht mit uns wundern, den Eingang zu den holden Liedern mit diesem düsteren und in der zweiten Zeile etwas vorschnellen Spruch bezeichnet zu sehn? Wie weit genügender und schöner, was auf der Rückseite desselben Titelblattes der Lieder steht:

Noch ungewiß, ob mich der Gott beseele,
Zu seinem Priester ob er mich geweiht,
Weil' ich die klaren Bilder meiner Seele
In glücklicher Verborgenheit.

36.

Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß.

(Fortsetzung aus No. 245.)

Subjective*) Ueberzeugung ist der Seelenzustand, welcher in einem, sein ganzes Nachdenken anstrengenden, gleichsam alle Seegel seiner Aufmerksamkeit, ja seines ungetheilten Gemüths aufspannenden Menschen entsteht, wenn vor seinem ernsten Nachdenken, vor seiner allseitigen Auffassung jeder Zweifel schwindet, und sich ihm die in irdischen Angelegenheiten mögliche Gewißheit, daß etwas geschehen oder nicht geschehen sey, aufdringt. Wenn die Mehrheit von zwölf ehrenwerthen Männern bei allem, was ihnen im Himmel und auf Erden heilig und theuer ist, versichert, daß sie nach der genauesten Prüfung der Aussagen aller Ueberführungs- und Vertheidigungszeugen, dem Gutachten der Kunstverständigen und aller Umstände, die ihnen von der That bekannt sind, den Angeklagten der Begehung eines Mordes schuldig halte — so ist allerdings blos eine subjective Ueberzeugung die Grundlage ihres „schuldig." Aber, ist es wohl möglich, von einem menschlichen Wesen eine andere, als diese zu erwarten, und was wäre denn wohl die objective Ueberzeugung, wenn darunter nicht etwa die Allwissenheit Gottes selbst verstanden werden sollte? Vielleicht die, allen Menschen durch sogenannte Entscheidungsgründe mittheilbare? Eine solche gibt es nicht! Sie ist bei Thatsachen*) das lächerlichste Mährchen, das je ersonnen worden ist. Der Urtelsverfasser gibt allerdings scheinbare Entscheidungsgründe. Sie enthalten aber, sofern sie blos die Thatsachen, nicht die Anwendung des Gesetzes auf die Thatsachen betreffen, (über die Anwendung der Gesetze entscheiden bekanntlich die Geschwornen auch nicht, sondern blos die fünf beisitzenden Rechtsgelehrten, die Assisen) nichts weiter, als Anführungen von Actenblättern, wo die Aussagen der Zeugen und Kunstverständigen, die Geständnisse der Angeschuldigten u. s. w. zu lesen sind. Ob diese Aussagen, Geständnisse u. s. w. objective Wahrheit enthalten, kann der Urtelsverfasser, der nicht die allwissende Gottheit ist, eben so wenig wissen, als die Geschwornen. Auch der Urtelsverfasser vergleicht, wie die Geschwornen, alle ihm wahrscheinlich dünkende Aussagen der, dem Schein (d. i. den Acten) nach unverdächtigen Zeugen, so wie alle in den Acten sonst vorkommenden Umstände, hält sie mit der ihm vorschwebenden „Idee der Vollständigkeit des Beweises", oder „der Wahrheit" zusammen, und entwickelt hieraus sein schuldig. Ist aber mit der Anführung aller dieser Gründe etwas anderes ausgesprochen, als — eine subjective Ueberzeugung? Daß die Geschwornen die einzelnen Umstände, deren Zusammenwirken (deren Totalität) die Ueberzeugung in ihrem Innern hervorbrachte, in einzelne Bestandtheile (Entscheidungsgründe genannt) auflösen sollten, ist weder nöthig, noch möglich. Unnöthig ist es, weil ja alle Zeugen und Kunstverständige öffentlich vor allem Volk vereidet und verhört worden sind; unmöglich, weil auf die Ueberzeugung auch eine Menge von Umständen mitgewirkt haben kann, welche sich gar nicht in Worte fassen lassen, als z. B. das höchst verdächtige Benehmen des Angeklagten oder seines Mitschuldigen, die offenbare Unglaubwürdigkeit seiner Vertheidigungszeugen, welche aus dem Zusammentreffen vieler einzelner Umstände, oft aus scheinbar unbedeutenden Aeußerungen, ja aus Kleinigkeiten hervorging. — Die Entscheidungsgründe in der Fonkschen Sache z. B. müßten, sollten sie schriftlich abgefaßt werden, (und wäre eine solche Abfassung möglich), weit stärker seyn, als der dicke Quartant der ganzen Fonkschen Criminalprocedur. Sie müßten ja z. B. die treuesten Schilderungen des ganzen äußern Benehmens jedes einzelnen Zeugen, ja seiner Mienen, Blicke und Geberden enthalten! — Schon dieser Umstand beweiset ihre Unmöglichkeit. Was sind auch gewöhnlich Entscheidungsgründe bei den Urteln der Dikasterien? Nichts als Rechtfertigungen, daß das Urtel den Acten gemäß sey. — Aber ist es deshalb auch der (objectiven) Wahrheit entsprechend? Sind die Protocolle der Untersuchungsrichter, als entfernt wohnender Mittelspersonen, deswegen zuverlässig? Ist deshalb in ihnen nichts, was die Zeugen aussagten, oder der Angeschuldigte geäußert hat, entstellt oder nur halb aufgefaßt? Und gesetzt, dies alles wäre nicht; hat wohl irgend eine positive Gesetzgebung ein so treues und vollständiges Bild der objectiven Wahrheit, und aller zu ihr führenden Straßen und Wege (der Beweismittel) zu entwerfen vermocht, daß jeder Urtelsverfasser im Stande wäre, seine Meinung von dem „Schuldig" oder

---

*) Dieser Zusatz ist blos um deswillen beigefügt, weil Einige von objectiver Ueberzeugung träumen.

*) Denn bei physischen Behauptungen ist die Ueberzeugung allerdings sehr oft mittheilbar, folglich objectiv, sobald nämlich Jedermann durch Experimente zu gleicher Ueberzeugung gelangen und die nöthigen Experimente stets wiederholen kann.

Literariſches

Converſations-Blatt.

No. 248.

26. October 1822.

Ueber Taſchenbücher überhaupt und das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen für 1823 (Leipzig bei Gleditſch) insbeſondere.

Wir hören oft namhafte Kritiker darüber ein Klaglied anſtimmen, daß die Muſenalmanache verſchwunden und an deren Stelle die Taſchenbücher getreten ſind, in welchen man Erzählungen in Proſa, mit rhythmiſchen Poeſien in bunter Reihe zuſammengeſtellt findet, und deren Aeußeres man durch Goldſchnitt, Einband und kleine Kupferblätter verziert. Was will man eigentlich mit dieſer Klage? Und worin waren die Muſenalmanache beſſer? — Letztere hatten keine Erzählungen in Proſa. — Aber gehören dieſe denn unbedingt zur proſaiſchen Gattung, weil ſie in Proſa (d. h. in ungebundener Rede) geſchrieben ſind? Und gibt es nicht poetiſche Meiſterwerke in dieſer Gattung, die wir — vielleicht den Taſchenbüchern zu verdanken haben, in denen ſie das Leſepublicum, als einen weſentlichen Gegenſtand der Unterhaltung, verlangt? Gewiß, die Muſen haben es nicht blos mit Verſen zu thun, ſondern können auch in ſchöner Proſa ſingen; dagegen es wohl Kritiker geben mag, welche die Poeſie erſt an dem Vers erkennen. Nun iſt zwar nicht zu leugnen, daß unter den Erzählungen der Taſchenbücher eine große Anzahl — wenn nicht die größte — proſaiſches Machwerk ohne Geiſt und Erfindung iſt; aber dann hat man es dem einzelnen Taſchenbuch, nicht den Taſchenbüchern vorzuwerfen.

Die rhythmiſchen Poeſieen betreffend, ſo fragen wir, iſt ein Gedicht darum ſchlechter, weil es in einem Taſchenbuche ſteht, und nicht in einem Muſenalmanache, das im Grunde doch auch ein Taſchenbuch iſt? Aber man ſagt, in die heutigen Taſchenbücher liefert jeder Versmacher ſeine Drechslerwaare — wenn nicht gar ſeinen Unrath; zu den Muſenalmanachen aber lieferten Dichter, welche noch heute bei der Nation einen Namen haben; hier Poeſieen, die mit jenen Taſchenbüchern ſich erhalten haben und in eine Menge anderer Sammlungen übergegangen ſind; dort Klingklang, der oft ſchon vor Erſcheinung eines neuen Jahrgangs vergeſſen iſt.

Auch dieſer Vorwurf, wie einſeitig und übertrieben! — Geſetzt, es exiſtirten wirklich zur Zeit der Muſenalmanache die größten Dichter der Deutſchen, und nur claſſiſche Lieder derſelben füllten jene kleinen Bücher aus, ſo wäre dies nur eine Klage, welche die Zeit überhaupt und unſre ganze gegenwärtige Literatur, in Vergleich mit der frühern, träfe. Wie nicht alle Jahre den Früchten gleich gedeihlich ſind, ſo trägt nicht jede Zeit die erſten Genien. Auch machen ja die Taſchenbücher keine allzugroßen Anſprüche, und ſind z. B. weit unſchuldigerer Art, als die Zeitblätter, in welchen die böſen Kritiker ſie befehden. Sie wollen im Jahre nur einmal, dieſe wollen jede Woche, jeden Tag geleſen ſeyn, und drängen ſich um den armen, zum Leſen erſchaffenen Menſchenſohn, oft wie ungeſtüme Gläubiger, herum, — und bei allem dem läßt ſich doch eher erwarten, daß ein ſolches Büchlein ſich gehörig vorbereiten werde, im großen Publicum zu erſcheinen — ja, wo möglich, auch ſchöne Augen auf ſich zu ziehen, (welche Sünde liegt denn darin?) als dieſe Eilfertigen, die täglich im Publicum ſchreien und klatſchen und hinter denen die Preſſe immer ängſtlich mahnend fortrauſcht. —

Aber ſtehen denn in der That nur claſſiſche Poeſieen in den oft gerühmten Muſenalmanachen? Findet nicht hier die gewöhnliche optiſche Täuſchung Statt, daß man das Ferne nur en gros betrachtet, und dabei ſo manches Störende und Unedene aus den Augen verliert. Nehme man ſelbſt die gefeierten Schillerſchen Muſenalmanache, und rechne hinweg, was dieſer reich begabte Geiſt, und die wenigen, die ihm zunächſt ſtehen, zu denſelben beigetragen haben, wie viel Gewöhnliches und Unbedeutendes bleibt noch übrig, was ebenfalls jetzt längſt vergeſſen worden iſt. Im Uebrigen iſt auch unſre Zeit noch nicht ſo arm an Dichtern, daß nicht unſre Taſchenbücher manches treffliche Erzeugniß ihrer Muſe aufzuweiſen hätten; und ſie verſchmähen es um ſo weniger, dieſelben damit zu bereichern, da es ihnen bei einer anſtändigen Vergütung nach einigen Jahren immer noch frei ſteht, das in die Welt Verſtreute zu neuen Kränzen wieder zu ſammeln.

Oder iſt es die Zuſammenſtellung von Erzählungen und rhythmiſchen Poeſieen, welche den Kritikern anſtößig iſt? Warum aber? Scheinen nicht dieſe kleineren Gattungen der Poeſie ſchon von Natur zuſammenzugehören? —

Ein zierliches Aeußeres kann doch keineswegs ein gegründeter Vorwurf ſeyn, und man müßte ein unerhörter Pedant ſeyn, wenn man Schmuck und Putz, der ſonſt jedem unbefangenen Auge wohlgefällig iſt, von Büchern überhaupt verbannen wollte. Oder will man damit tadeln, daß die innere Leere jener kleinen Bücher ſolchen Schmuck und Glanz nicht verdiene, ſo läßt ſich mit einigem Grund erwidern, daß es vielmehr geſchmacklos ſeyn würde, große Werke von ernſtem Werth mit der äußern Zierlichkeit

Theophil, den er im ersten Augenblick befremdet, für den Verlornen seines Freundes, des Justizraths ansieht. In dem äußerst lustigen, nur ein wenig zu weit ausgedehnten Gespräch mit diesem Narren, in welchem der Einfall mit den Knoten im Schnupftuche und die Theorie der Batonik (wir würden es zu deutsch Stocklehre nennen) als die leuchtendsten Puncte des Humors unsers Dichters glänzen, lernt man nicht nur die verschiedenartigen Versuche kennen, welche zu seiner Bildung gemacht worden sind; sondern es zeigt sich auch eine Spur zur Auffindung Raimunds, indem der verschmitzte alte Begleiter des Theophil sich verdächtig macht, und von dem hinzukommenden Justizrathe als der ehemalige Diener Raimunds wieder erkannt wird. Einen Augenblick zeigt sich auch der dem Arzt verloren gegangene Graf, aber entwischt, wie er ihn erblickt, und reitet toll davon, worüber der Pastor, als Schwiegervater in spe, dem Arzte höchlich zürnt. Letzterer drängt seinen Freund, den Ort zu verlassen, um den Verschwundenen desto sichrer wieder an demselben zu überraschen.

Indem wir zu jenem Narrenhaus zurückkehren, finden wir den gedemüthigten Abenteurer, durch das nächtliche Graben ziemlich abgemattet, an die vertrauliche Tafel des Directors gezogen. Es ist äußerst ergötzlich behandelt, wie derselbe sich immer Mühe gibt, das Mißverständniß aufzulösen, und sich in seiner wahren Person darzustellen und wie der mürrische, auffahrende Director, der sich selbst für weichgeschaffen hält, dies immer wieder als einen Rückfall in seine Thorheit ansieht und ansehen muß. Nicht minder fein angelegt ist das Gespräch über die Narrheit zwischen dem Prediger des Hauses, der sich in seinen Verträgen nach den Narren zu bilden strebt, und dem Director, der schon hier im Uebergange zu seinem spätern Zustande begriffen ist, während der Leser den Vernünftigsten der Anstalt vor sich zu sehen glaubt. In dem Gesellschaftssaale zeigt sich darauf die edle Gestalt eines tief melancholischen Jünglings, in welchem der Leser sogleich den Freund des Justizraths, den unglücklichen Raimund zu finden ahnet. Zu rechter Zeit tritt der Ernst in das heitere, bunte Gemälde, und das Gemüth wird von der seltsamen Erscheinung wunderbar schmerzlich und doch tröstend angesprochen. Wie tief und wahr ist es gedacht, daß dieser Jüngling als ein Methusalem unter den andern herumgeht, der durch seinen Schmerz Jahrtausende alt geworden zu seyn glaubt. Der Abenteurer aber kann es, in einer aus Schmerz und toller Laune gemischten Stimmung, nicht versagen, sich auch in einer fremden Rolle bemerkbar zu machen, was ihm wie vordem unglücklich ausschlägt.

Durch einen glücklichen Zufall treffen die reisenden Freunde in der Stadt den alten Schelm Pancraz im lustigsten Aufzuge wieder. Der Arzt übernimmt das Geschäft des Justizraths, und bringt den Alten zu dem förmlichen Geständniß, daß der Vormund Raimunds, Baron Eberhard, ihn zum Ueberbringer der falschen Todesnachricht gemacht habe, welche den Armen um seinen Verstand und sein Vermögen brachte, daß letzterer in dem Narrenhause unter einem andern Namen sich befinde, und daß der einfältige Theophil der Sohn des schurkischen und Empfindung heuchelnden Barons sey, der ihn demselben zur Aufsicht übergeben.

Der Arzt, der eben zum Director jener Anstalt ernannt worden, reist dahin, und findet dort nur den bisherigen Director, der plötzlich ein Kranker seiner eignen Anstalt geworden war, und nach einer feierlichen Rede, alle Thoren des Hauses entlassen hatte. In dieser Rede erreicht der humoristische Grundgedanke der Dichtung gleichsam seinen Culminationspunct, und wie die Vernünftigkeit und Narrheit überall in einander spielen, so sagt der Director eben so komisch, als wahr: Geht nun zurück in die Welt, und gewöhnt euch doch endlich als gesetzte Männer die kindische Aufrichtigkeit ab, mit der Ihr Euch vor jedem Narren eure Narrheit habt merken lassen. Schaut um Euch! Von Allen, die hier vorbeifahren und gehen, die auf dem Flusse schiffen, die in der Stadt dort wandeln und auf ihren Zimmern sitzen, gehören, wenn man die Strenge brauchen wollte, wenigstens zwei Drittheile hierher. Warum wollt Ihr nun so weichherzig seyn, jedem eure Brust zu öffnen und in die curiose Structur eures Innern hineinschauen zu lassen? Ist es denn etwas so Schweres, die gewöhnlichen Redensarten der Vernünftigen zu gebrauchen, ihre Geschäfte zu treiben, trivialen Spaß zu machen und ihnen ihre ganze Ehrwürdigkeit abzusehen und nachzuspielen? Kinder, glaubt mir doch, es gehört weit mehr Genie dazu, ein Narr zu seyn! Daher mag es auch Mangel an Muth seyn, wodurch sich die Meisten abhalten lassen, überzugehen. Denn ein trivialer Narr ist wirklich etwas recht Triviales."

Nun werden Leute aufgeboten, den ausgewanderten Narren nachzusetzen. Aeußerst sinnreich ist es, daß, indem man den Grafen Birken sucht, den wirklichen entlaufen läßt, indem er sich des resoluten Pastors Schwiegersohn zu werden entschließt, und den vermeinten Grafen, den armen Wolfsberg in das Narrenhaus zurückbringt. Der Justizrath erblickt schon den Brautzug, als er vorüberfährt. Um seinem Freunde den entlaufenen Birken zurückzuführen, versucht er denselben laut für den thörichten Flüchtling zu erklären; aber der entschlossene Pastor, der sein Horoscop nicht will Lügen strafen lassen, läßt ihn durch Musik und Schreien übertäuben, und rettet sich so zum zweiten Male seinen Schwiegersohn. Dem Justizrath hilft sein Toben und Schreien dagegen nichts; er wird selbst in seiner Heftigkeit, und da er sich als neuerwählten Gerichtspräsidenten gerirt, für toll erklärt und nolens volens von den, die Tollen aufsuchenden Reitern in die Anstalt geführt.

Dort hat indeß der Medicinalrath den alten heuchlerischen Baron, (welcher in der Gesellschaft seiner Frau und ihres Bruders, der als Schauspieler die Narrheit am Orte zu beobachten die Absicht hat,) das Haus besucht, auf höchst eindringliche und komische Weise zum Geständniß seiner Schändlichkeit, zur Herausgabe des geraubten Vermögens und zur Adoptirung seines einfältigen Sohnes gezwungen. Der zurückgebrachte Wolfsberg erkennt, gedemüthigt und in sich gegangen, in dem neuen Director den Arzt, dem er sich früher als übermüthigen Gecken gezeigt, und in der Gesellschaft des alten Barons Schwester, Freund und eine verlassene Geliebte wieder; es zeigt sich, was auch durch mehrere frühere Züge angedeutet worden ist, daß er nicht Baron Wolfsberg, sondern ein wandernder Schauspieler ist. Auch der Justizrath kommt, man verständigt sich lachend über das tolle qui pro quo, und so finden sich die Drei, welche wir am Eingang der Erzählung im Streite über Lebensansichten erblickten, in verschiedenen Lagen sämmtlich im Narrenhause wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß.

(Fortsetzung aus No. 247.)

Es ließe sich hier noch eine Menge von Eigenheiten des geheimen Inquisitionsprocesses aufführen, von welchen allen der Beurtheiler der Fonkschen Sache absehen muß, wenn er sich nicht des Vorwurfs, „die Sache durch die gelbe Inquisitionsbrille anzusehen", schuldig machen will. Da aber hierzu eine Darstellung des ganzen Inquisitionsprocesses — mithin abermals — wo nicht ein Foliant, doch gewiß ein derber Quartant — erforderlich seyn würde, so begnügt sich Ref. mit dem Angeführten, und eilt nur noch

4) zu der Bemerkung, daß selbst der besonnenste Langsamurtheiler, welcher alle drei vorerwähnte Eigenschaften in sich vereinigte, mithin (1.) die Fonksche und Hamachersche

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 249.

28. October 1822.

Vanderbourg über Lord Byron.

Erster Artikel.

Der Beifall, welchen Byron's Schriften überall finden, macht es interessant, darüber auch einmal die Stimme der Kritik zu vernehmen, so wie sie in andern Ländern erschallt; denn aus je mehrern Gesichtspuncten eine Sache betrachtet wird, je klarer wird auch ihr Verständniß, und dies ist immer gut, zumal wenn von Dingen die Rede ist, wie Lord Byron's Dichtungen, die eben so viele große Schönheiten wie große Fehler, eben so viel Erhabenes als muthwillig und höhnisch Niederschmetterndes in sich tragen, wie dies unser wackerer Landsmann, Wilhelm Müller, im Taschenbuche Urania von 1822 eben so bündig als geistreich auseinander gesetzt hat.

Was nun unsere Nachbarn jenseits des Rheines anlangt, so hat auch bei ihnen der englische Dichter eine ungemein günstige Aufnahme gefunden, und wird nicht allein von ihnen in mehrfachen Original-Ausgaben, sondern auch in Uebersetzungen gelesen. Dies veranlaßte dann den als Gelehrten und Literator gleich rühmlich bekannten Vanderbourg, im Journal des Savans eine kritische Uebersicht der bedeutendsten Schriften des edlen Lords zu geben, die wir hier unsern Lesern im Auszuge darum besonders mittheilen, um ihnen zu zeigen, wie man an der Seine über einen Dichter urtheilt, dessen fremde Töne auch bei uns solchen Beifall finden. Nach einigen einleitenden Worten, in welchen V. von der unbestreitbaren Schwierigkeit spricht, einen ausländischen Dichter, vorzüglich aber einen, wie Byron, dessen Muse es besonders liebt, sich oft in's Dunkle, Wilde und Crasse zu verlieren, richtig zu beurtheilen, und namentlich in einem Lande zu beurtheilen, wo in der Regel im Reich der Poesie nur das für schön erkannt wird, was zierlich und geplättet, geregelt und — wir möchten sagen — zart anständig ist: geht er sogleich zur Betrachtung der vorzüglichsten einzelnen Dichtungen des Engländers über, wo denn mit dem Ghiaur der Anfang gemacht wird.

Dieses Werk — heißt es — ist das erste des Dichters, in welchem sich eine wirkliche Handlung zeigt. Zwar ist es gewissermaßen nur das Fragment einer Erzählung, aber dabei so gut gehalten, daß das absichtlich Fragmentarische nur erst bei näherer Bekanntschaft mit der Muse des Lords, die es einmal liebt, sich stets in einem gewissen räthselhaften Dunkel zu halten, nie klar wird. Die Fabel dieser Dichtung ist im Ganzen sehr einfach, einzelne Stellen von einer großen, furchtbar ergreifenden Wirkung, wie denn überhaupt Byron dunkle, schreckensvolle, Grauen erregende Schilderungen am besten zu gelingen pflegen. Zaila, eine junge Sclavin des Muselmann Hassan, wird durch den Helden der Dichtung, den Ghiaur, verführt. Aus dem Fortgang der Erzählung erräth man mehr, als es wirklich berichtet wird, daß sie sich heimlich entfernt, um mit dem Geliebten zu entfliehen, aber eingeholt und von Hassan, nach türkischer Sitte, in's Meer gestürzt wird. Rache und Wuth entflammen das Herz des Ghiaurs; er legt sich auf dem Wege, den Hassan zieht, um sich eine neue Gattin zu holen, in einen Hinterhalt; Hassan's Gefolge wird zerstreut, er selbst getödtet; ein Tartar, welcher sich rettet, bringt Hassan's Mutter die Reste ihres Sohnes.

In einem griechischen Kloster, dessen Wohlthäter er geworden, finden wir den Ghiaur nach sechs Jahren wieder; hier theilt er zwar die Einsamkeit der frommen Bewohner, aber nicht ihre Frömmigkeit. Ein Mönch entwirft ein schaudervolles Bild von ihm. Endlich sehen wir ihn noch in der Todesstunde seine Beichte einem der Brüder ablegen; von Reue über seine Vergehen ist aber keine Spur. —

In der Braut von Abydos herrscht ein nicht minder düsterer Ton, doch ist die Handlung hier verwickelter. Das Personal ist übrigens gleichfalls nur klein. Es besteht aus Giaffir, dem Pascha von Abydos, dessen Tochter Zuleika, dem jungen Selim, dessen vorgeblichem Sohne, und Harun, einem schwarzen Sclaven und eifrigen Diener des Bruders von Giaffir.

Dieser Harun rettete einst den kleinen Selim, als Giaffir seinen Bruder Abdallah vergiften ließ, um sich in den Besitz von dessen Schätzen zu setzen. Selim ist aber der Sohn Abdallah's. Da Giaffir nur eine Tochter hat, so entschließt er sich, den Knaben Selim zum Sohne anzunehmen, haßt und fürchtet ihn aber nichts destoweniger nach wie vor. Um nun den früh sich kundgebenden Muth des jungen Menschen zu benehmen, läßt er ihn in seinem Harem unter den Weibern erziehen, wo sich dann bald eine Neigung zwischen Selim und Zuleika entspinnt, wo Selim sich um so unbedingter hingibt, da er von Harun erfahren, das Mädchen sey nicht seine Schwester. Zuleika dagegen hält Selim noch immer für ihren Bruder, und nähert sich ihm deswegen nur um so vertraulicher. Endlich unternimmt Giaffir einen

sinnt sich an den Orten der Kindheit auf eine bessere Vergangenheit und wird berauscht in der jugendlichen Frische der Eindrücke. Ihm unbewußt ist auch die genesene Geliebte nah. In einer seligen Müdigkeit wirft er sich in den Schatten des wohlbekannten Baumes nieder und entschlummert. Schön und zart ist es gedacht, daß ihm im Traume die Wahrheit dämmert, und daß der holde Traum in die seligste Wirklichkeit übergeht (S. 268), welche die Liebenden auf immer zusammenführt. Alle die zusammengehören, finden sich wieder, wie es der Komödie ziemt. In den Jubel der Hochzeit, im Hause des Pfarrers tritt endlich auch der Vater des Grafen Birken ein, ein Tollkopf wie der Sohn, dem der Pfarrer zuletzt ebenfalls die Einwilligung abzuzwingen weiß. Und so schließt sich das humoristische Gemälde ohne Störung und Mißlaut. —

Man kann den Verf. nicht tadeln, daß er diesem Bilde zu viele Figuren gegeben hat, weshalb auch nicht jeder Leser es auf das erste Mal übersehen wird; das Thema der Narrenkomödie scheint diese Menge von Figuren selbst zu fordern, und bei genauerm Blicke zeigen sich auch die hier auftretenden Personen alle durch irgend einen eigenthümlichen Zug von einander verschieden. Aber wohl dürfte sich tadeln lassen, daß der Dichter durch die Oekonomie der Erzählung von vorn herein dem Leser das Verständniß etwas erschwert, und einer Verwechselung der entlaufenen und gesuchten Personen nicht genug vorgebeugt hat; ferner daß der Verf. bei einigen Episoden, doch mit zu großer Behaglichkeit verweilt (wie z. B. in dem Gespräch mit Theophil, über dessen Einfalt und Bengelhaftigkeit der Leser doch zu lang unterhalten wird, und in der allzuausführlichen Schilderung des mühsamen Schatzgrabens); endlich daß er seinen reichen Humor, zuweilen ohne Berücksichtigung der sprechenden Personen ausströmen läßt, und dabei den Zug, daß die Narren von ihrem ausgezeichneten Verstande sprechen, mehrmals wiederholt hat. Dagegen müssen wir aber auch dieser Dichtung das Lob zugestehen, daß sie als Ganzes unübertrefflich gehalten und bis in die kleinsten Details motivirt ist; eine Eigenschaft, welche ein nicht gedankenloser Leser erst bei wiederholter Lesung dieser Novelle vollkommen anerkennen und genießen wird. Sollen wir noch einzelne Schönheiten gebührend hervorheben, so erinnern wir an die höchst originelle Einbildung des kleinen Friedrich, dem die Gedanken andrer Menschen sichtbar werden (S. 190), die herrlichen Worte über den Reiz der Narrheit (S. 215), an die schöne Rede des melancholischen Jünglings von dem Schmerz und seinem Einfluß auf die Zeit (S. 228), und den eben genannten Traum, in welchem der Wahnsinn Wahrheit, und was die Menschen Vernunft nennen, ein dämmernder Schlummer ist, aus welchem die Liebe erweckt (S. 268). Viel hätten wir noch von dem schönen, leichten Fluß der Prosa unsers Dichters zu sagen, doch wir fürchten schon zu lang geworden zu seyn; wiewohl uns die Bemerkung rechtfertigt, daß eine solche Erzählung mehr Werth hat, als viele Bände von Romanen und Gedichten.

Um aber auch den übrigen Inhalt des Taschenbuches, welches uns mit dieser Erzählung beschenkt hat, kurz zu bezeichnen, so wollen wir noch erwähnen, daß uns der geistvolle Leopold Schefer, den wir aus Gedichten des letzten Jahrgangs kennen, hier zum ersten Male mit einer neugriechischen Novelle unterhält, wozu er den interessanten Stoff auf seiner Reise durch Griechenland und Italien vor zwei Jahren schöpfte. Die Darstellung athmet den Charakter jugendlicher Frische und Kraft, der man einige Ueberladung im Ausdruck gern verzeiht. Die darin vorkommenden Schilderungen neugriechischer Sitte machen auf Wahrheit Anspruch. Auch die im Anhange beigegebenen neugriechischen Melodien hat der Verf. an Ort und Stelle gesammelt und verzeichnet. Die dritte Erzählung von Elise von Hohenhausen wird denjenigen Lesern geboten, welche nach dem nicht ganz befriedigenden Schluß des Hofmannischen Elementargeistes im vorigen Jahrgange eine geschickte Auflösung, welche diese Erzählung gibt, gern lesen mögen. Die vierte Erzählung: die Großmutter, von H. Clauren, ist für das große Publicum dieses Modeschriftstellers bestimmt. Die Schilderung der sieben Adjutantinnen der verehrten Großmutter, unter denen ihr reicher Erbe, Hr. Blum, wählt, wird Vielen ganz gewiß zusagen.

Unter den Dichtern, die für dieses Taschenbuch beigesteuert haben, sind nicht nur die schätzbarsten Namen zu lesen; die Poesien derselben gehören auch zu dem Vorzüglichsten, was wir von ihnen gelesen haben; so die vortrefflichen Distichen Fr. Rückert's (besonders der wiederhergestellte Hausthalt, Lustspiel in 6 Acten); der dithyrambische Göttergesang am ersten Frühlingstage, von dem verstorbenen Wetzel; ferner W. Müller's Weinlieder (eines von F. Schneider vierstimmig componirt) und Romanzen; Friedr. Förster's (in Berlin) Romanzen und Lieder, besonders der Nachruf an den verstorbenen Dichter Hoffmann und das Sylbenräthsel; endlich auch die zarten erotischen Gedichte der Helmina von Chezy, unter dem Namen Nachtigalleneinsamkeit; in den Liedern des Grafen v. Löben wünschten wir nur einiges Spielende verwischt. A. Wendt hat die poetische Erzählung, der König im Bade (nach einer alten Sage bearbeitet) gegeben, wozu auch eines der besten Kupfer des Taschenbuchs von Ramberg und Böhm gehört; der Stoff ist höchst interessant; doch scheint es der Behandlung hier und da an Leichtigkeit zu mangeln. Außerdem finden wir noch Gedichte von C. W. Contessa (ein hübsches Sonett), Heinr. Döring, Aug. Hagen, Hanson, C. Rese und Leop. Schefer. Zum ersten Male lesen wir hier Gedichte von Carl Clem. Kühnel, dessen Lied: das Leben ein Reisewagen, so wie seine Räthsel ein poetisches Talent verrathen.

Die Kupfer, welche diesen Jahrgang begleiten, zeichnen sich vor vielen der diesjährigen Taschenbücher aus. Als Kunstblätter werden uns gegeben, Raphael's Madonna aux linges von H. C. Müller, und ein Christus von Dolce, von Schmidt recht brav gestochen; ferner der Tempelherrnhof zu Bacharach, die Reichsprälatur Kaisersheim und die St. Martinskirche zu Landshut, nach Quaglio von dem ausgezeichneten C. Aubert gestochen. Zu dem Inhalt des Taschenbuches gehören außer dem oben genannten Kupfer, ein Blättchen zu der Novelle Palmerio von Ramberg und Schwerdgeburth, und eines zu dem Gedicht von W. Müller, Amer in der Vigne, von Ramberg und Jury, letzteres in der bekannten Manier Beider gearbeitet. Auch das Aeußere ist, wie immer, empfehlend.

55.

Miscellen.

— Als der König von England bei der Morgenversammlung des Hofes in Edinburg, in alt schottischer Tracht erschienen war, fragte man sich, ob er nicht auch in der festlichen Abendversammlung in Plaid und Schurz sich zeigen solle. Die vornehmen Frauen hielten Rath, und fast alle Stimmen waren gegen solche Ausschmückung des Königs. Lady H**, die geschwiegen hatte, ward auch um ihre Meinung befragt, worauf man immer viel Gewicht legte. Es thut mir leid, antwortete sie, daß ich gänzlich von ihrer Meinung abweiche, aber da der König nur so kurze Zeit unter uns bleibt, so sollten wir, däucht mir, so viel von ihm sehen, als wir nur können.

— Jouy's Trauerspiel Sylla ist bereits vierzigmal aufgeführt worden, und hat dem Verfasser gegen 60000 Franken eingetragen.

43.

Digitized by Google

VOL. XXXIII.

Entered according to Act of Congress, in the year 1837, by the
PRUDENTIAL COMMITTEE OF THE AMERICAN BOARD OF COMMISSIONERS FOR FOREIGN MISSIONS,
in the Clerk's Office of the District Court of the District of Massachusetts.

etwas von alten Gewohnheiten und ein Ueberbleibsel einer Ueberspannung, die aber auch vergehen wird, ins Spiel, und man fühlt sich versucht, auf den nüchternen Philipp, oder vielmehr auf jenes neue Geschlecht der Franzosen sich zu berufen, dessen Lippen den Zauberbecher nicht berührt haben. Ich überlasse es ihnen, die Rücksichten der Gerechtigkeit und gesunden Politik zu erwägen, und verweise sie, was Strategie betrifft, auf eine treffliche, unlängst erschienene Schrift: De la Suisse dans l'intérêt de l'Europe, die man zwei Genfern zuschreibt, wovon der eine als Gelehrter, der andere als Kriegsmann sich auszeichnet. — Aber man bedroht die Schweiz nicht blos mit einem künftigen Kriege, sondern ist schon jetzt mit ihrem Handel in Feindseligkeit, ohne zu bedenken, daß man dadurch in jeder Rücksicht nur sich selber schadet. Frankreich hat mehr Waaren für die Schweiz, als diese für Frankreich; seine Weine, Tücher, Seidenzeuge und alle Colonialwaaren gegen Käse, Vieh, Uhren und Spitzen *). Der Handel ist nur Tausch und kann nichts anders seyn. Kein Schüler in der Staatswirthschaft glaubt jetzt noch an die günstige oder ungünstige Handelsbilanz. Die Gesammtmasse der Ausfuhr und der Einfuhr ist stets wechselseitig identisch; der zweifache Ausdruck derselben Größe unter zwei verschiedenen Benennungen oder Formen. Was man von einem Gliede der Gleichung wegnimmt, muß man auch vom andern wegnehmen. Wehrt man dem Käse den Eingang, so ists auch mit Zucker und Kaffee vorbei; schließt man die Uhren aus, so hört man auch auf, Champagner und Chambertin zu trinken. Ehedem zog die Schweiz alles aus Frankreich, jetzt aber wird dies, bei mangelnder Gegenseitigkeit, unmöglich. Läßt man sich aus Unwissenheit in diesen Kampf gegen fremde Erzeugnisse ein? Ich glaube es nicht; es ist wohl eher nur eine politische Mislaune; man will einige Fabrikanten gewinnen, und zwar anfänglich auf Kosten anderer Fabrikanten, die ihre Erzeugnisse gegen die Producte des ausländischen Kunstfleisses geliefert hätten, und späterhin auf Kosten des ganzen Volkes, das die Erzeugnisse der, durch das Monopol künstlich erhaltenen Manufactur theurer bezahlt. Der Grundsatz der Ausschließung ist überall so sehr eingewurzelt, daß in England, wo gewiß die richtigen Ansichten des Handels bekannt sind **), die engherzige und falsche Verbotpolitik noch besteht. Die Uhren und Kleinwaaren von Gold und Silber, welche die geduldige Betriebsamkeit der Bewohner des Jura, die über sechs Monate im Jahre von Schnee eingeschlossen sind, weit wohlfeiler als England liefert, sind hier verboten, obgleich man wohl weiß, daß für denselben Betrag englische Waaren würden ausgeführt werden, um den Werth zu bezahlen. Man kann den eben so klaren als trostreichen, in der Staatswirthschaft so gut befestigten Grundsatz nicht genug wiederholen, daß der Reichthum eines Volkes alle andern bereichert, und seine Fortschritte auch andre zum Fortschreiten bringen, da das Gute in der gesitteten Welt endlich sein Niveau findet, wie die Gewässer des Weltmeeres und die Atmosphäre, wiewohl ein wenig langsamer. Die Streitkräfte haben gewöhnlich mit dieser Gemeinschaft des Guten unter allen Völkern nichts zu thun, denn in Hinsicht auf Kanonen und Bajonette gibt es eine Trennung; aber die Schweiz macht eine Ausnahme, da man sagen kann, daß ihre Stärke ihre Nachbarn stark macht."

Der Verfasser gibt uns manche anziehende Nachrichten über die von ihm durchwanderten Theile der Schweiz und des Jura; wir müssen uns aber begnügen, einige Züge von Voltaire und Rousseau mitzutheilen. Ein Quäker aus Philadelphia, Namens Claudius Guy, der eine Reise durch Europa machte, hielt sich auch eine Zeitlang in Genf auf. Er hatte sich durch einige theologische Schriften bekannt gemacht, und gefiel durch seinen gesunden Verstand, seine Mäßigung, seine Einfachheit. Voltaire — der doch des Zudrangs von neugierigen Fremden, die er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Ferney bereitwillig empfangen und gewöhnlich durch glänzende Feste unterhalten hatte, nun schon müde war — hörte von dem Manne reden, und war neugierig, ihn zu sehen; aber der Quäker mochte nichts davon wissen, und nur mit Mühe bewog man ihn endlich, Voltaire's Einladung anzunehmen. Voltaire hatte den Freunden des Amerikaners versprochen, nichts zu sagen, was den Quäker beleidigen könnte. Anfangs freute er sich sehr über des Mannes schönes und ruhiges Gesicht, über den großen breitrandigen Hut, das einfache Kleid und sein stilles, heiteres Wesen. Bei Tische aber reizte die Mäßigkeit des Gastes den Dichter bald zu Spöttereien, die mit der größten Kaltblütigkeit angehört wurden. Die Unterredung kam auf die ältesten Bewohner der Erde und die Patriarchen. Der Philosoph schleuderte einige Epigramme gegen die geschichtlichen Beweise der Offenbarung; der Quäker aber vertheidigte durch Gründe die angegriffenen Beweise, ohne sich aufbringen zu lassen, ohne auf bloße Witzspiele zu achten, wogegen er ganz unempfindlich zu seyn schien. Voltaire's Lebhaftigkeit wurde von dieser Kälte aufgereizt und ging in Zorn über; seine Augen blitzten, so oft sie dem ruhigen Blicke seines Widersachers begegneten, und der Zwist ging so weit, daß endlich der Quäker mit den Worten sich erhob: „Freund Voltaire, du wirst vielleicht einmal diese Dinge besser einsehen; indessen nimm's nicht übel, wenn ich dich verlasse. Gott mit dir!" Trotz aller Bitten der Anwesenden entfernte er sich und ging zu Fuße nach Genf zurück. Voltaire verschloß sich in sein Zimmer, wo folgende Verse, die von ihm sind, ihn wohl nicht wieder mit sich selber ausgesöhnt haben würden, wenn er sich ihrer auch zufällig erinnert hätte:

*) Und Baumwollenzeuge? D. Eins.

**) Das hat man bei Gelegenheit der neulich vorgeschlagenen Beschränkung der Navigationsacte gesehen, welche für jetzt durch den Einfluß der Fabrikanten abgewendet worden ist. D. Eins.

Digitized by Google

Manfred in einen Wortkampf geräth, in welchem letzterer ihm sagt, er habe kein Recht an ihn; nicht durch die Hölle, sondern durch seine eigenen Forschungen habe er Gewalt über die Geisterwelt erhalten; er habe sich selbst, ohne Beistand des Abgrunds, verloren und er gehorche niemanden, als seinem Geschick. Vergebens ruft der Dämon seine Gesellen zu Hülfe; Manfred's Zaubermacht zwingt sie alle zur Flucht; einen Augenblick darauf stirbt er aber selbst in den Armen des Abtes, der über das Heil der Seele des Geschiedenen in Zweifel bleibt.

Man sieht hieraus, welche Ansicht der Verf. aufstellen wollte und wie er, was wir für einen großen Fehler erkennen müssen, zum Behuf der poetischen Ausschmückung, die verschiedenen Glaubensangriffe und abergläubischen Träumereien der entlegensten Zeiten und Völker durch einander warf. Dennoch enthält dieses Gedicht große und ewige Wahrheiten und stellenweise einen Schwung, der es den ausgezeichnetsten Producten dieser Art an die Seite hebt. Daß es an Göthe's Faust vielfach erinnert, gereicht ihm nicht zum Nachtheil, ja es hat sogar vor diesem hochberühmten Werke manches voraus *). (Hier geht der Kritiker in eine kurze, offen gestanden aber nicht ganz begründete Auseinandersetzung der Verschiedenheit in den Charaktern des Faust und des Manfred über und zieht zuletzt den Schluß, der Held des brittischen Dichters sey stärker, selbstständiger und männlicher gezeichnet, als der von Göthe geschilderte: eine Sache, die jedenfalls nur bedingungsweise eingeräumt werden kann. Auch lobt er besonders an Byron, daß er nicht, wie Göthe in seinem Faust gethan, Scenen des niedrigen Lebens in seine Dichtung mit verwebte, welcher Ausspruch gleichfalls wie der frühere, wohl einer Berichtigung bedürfte, wenn es uns hier darum zu thun seyn könnte, eine Lanze zu Gunsten Göthens mit der französischen Kritik über ihn, zu brechen, die eben ihrer Nationalität wegen — was wir, nebenbei bemerkt, gar nicht tadeln wollen — manchen Anstoß an ihm nehmen muß.)

Wir kommen jetzt — fährt der Verf. fort — zu dem Werke unsers Autors, welches seinen großen Ruf gegründet hat. Die Fabel, oder vielmehr das Gewebe, in Childe Harold, ist sehr einfach. Der Held ist ein junger englischer Baron, der auf Reisen geht, und der Dichter erzählt uns nun nicht sowohl die Abentheuer (denn die hatte Childe Harold nicht), als die Eindrücke, welche das hier und dort Gesehene auf den Reisenden macht. Daß Lord Byron übrigens dem jungen Manne den, im Mittelalter gebräuchlichen Titel: Childe (so viel als das französische Damoiseau und das deutsche: Edelknecht) beilegt, darf uns nicht verleiten, zu glauben, das Ganze bewege sich in der Ritterzeit. Harold tritt seinen Weg in unsern Tagen an, besucht im ersten Gesange Portugal und Spanien in der Zeit, wo die Völker des letztern Landes gegen Napoleon kämpfen, im zweiten aber Griechenland, oder vielmehr Albanien und Epirus, wo der Hofhalt des berüchtigten Ali in Janina beschrieben wird. Im dritten Gesange durchstreift der Reisende Belgien nach der Schlacht von Waterloo und begibt sich in die Schweiz. Bemerken wollen wir, daß zwischen den Gesinnungen, welche der Pilger hier ausspricht und denen, so vom Dichter in den Noten kund gegeben werden, eine solche Uebereinstimmung herrscht, daß man sehr geneigt seyn kann die Vermuthung zu hegen, Childe Harold und Lord Byron seyen eine Person, oder vielmehr, der letztere spreche sich unter der Hülle des ersteren aus; indeß hat sich der Verf., dies wahrscheinlich voraussehend, in der Vorrede dagegen dadurch verwahrt, daß er sagt, sein Held sey eine rein imaginaire Person, und so müssen wir ihm wohl glauben, wenn schon dies wieder in der Dedication zum vierten Gesange, in welchem Harold Italien durchwandert, einigen Widerspruch findet. Zart, tief und innig ist hier die Sehnsucht nach verlorenen Freunden, das Unglück, welches seine Rückkehr bereitet, und die Liebe für seine Tochter, mitten unter den melancholischen Klagen und dem trüben Indifferentismus des Wanderers gehalten; auch machte diese Dichtung, kraft der vielen, ihr inwohnenden Schönheiten, eine solche Sensation im Vaterlande des Verfs., daß Walter Scott, der dermalige Liebling des Tages in England, fast dadurch verdunkelt ward.

92.

*) Schreiber dieses bekennt, daß er dies nicht zugestehen kann, so viel Hochachtung er auch gern der Muse des edlen Lords zollt; auch glaubt er, daß ihm Ersteres von seinen Landsleuten, deren Stolz Göthe mit großem Rechte ist, nicht widerstritten werden wird, und was etwa ein Pseudowanderjahrschreiber dagegen einwenden möchte, verdient schwerlich Beachtung.

A. d. Ref.

Bildnisse zu Scott's Romanen.

Es gibt bereits eine Sammlung von bildlichen Darstellungen zu den Romanen, die der große nordische Zauberer (the great northern magician), wie ihn jüngst ein englischer Beurtheiler nannte, in endloser Reihe folgen läßt, gleich den Schatten, die dort in der Zauberhöhle vor Macbeth's erstauntem Auge vorüberschweben; aber obgleich Westall, Stothard, Allan, Leslie ihre Kunst dem Unternehmen weihten, so hat es doch die Erwartung keineswegs befriedigt. Vor Kurzem begann eine neue Bilderreihe (Illustrations of the Novels and Tales of the Author of Waverley; a Series of portraits of eminent historical characters introduced in those works, accompanied with biographical notices) wovon bis jetzt fünf Hefte erschienen sind. Die Köpfe sind nach guten Bildnissen trefflich von Robert Cooper gestochen, und die beigefügten kurzen Lebensbeschreibungen gut geschrieben. In den vorliegenden Heften zeichnen sich aus: Königin Elisabeth, Leicester, Sussex (ein sehr ausdrucksvoller Kopf), Burleigh, Walsingham, Lord Hunsdon, Graf Southampton (nach einem noch nie gestochenen Original in der Sammlung des Herzogs von Portland) und besonders der treffliche Walter Raleigh, der, wie alle genannten, den Lesern des Kenilworth bekannt ist — Maria Stuart, nach Zucchero's Gemälde, der finstere Morton; der Erzbischof Sharp (den wir aus dem Roman: Old Mortality, deutsch: Die Schwärmer, kennen) der Herzog von Montmouth, General Dalzell; Karl Eduard Stuart, der Prätendent, nach einem Gemälde in Sir Watkin Williams Wynn's Sammlung, in hochländischer Tracht, das schönste Bildniß des unglücklichen Abentheurers; der ritterliche Montrose, der Herzog Argyle, die Königin Karoline.

48.

Miscellen.

— Talma will das erste Théâtre français verlassen. Er hatte von der Regierung ein lebenslängliches Jahrgeld von 15,000 Franken, vom Tage seines Abschieds an, verlangt; dieses Gesuch aber war verweigert worden. Der Künstler, der nichts weniger als reich ist, muß nun in den Landstädten spielen, um sich etwas für sein Alter zu erwerben.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

MONTHLY NOTICES
OF THE
ROYAL ASTRONOMICAL SOCIETY.

VOL. XXXIII. No. 1. NOVEMBER 1872.

Presented November 8, 1872.

On the Motion of Saturn's Satellites.

By Professor Asaph Hall.

In the Astronomische Nachrichten, No. 1900, Professor Newcomb has published a paper on the motion of Saturn's satellites, in which he has given the results of a discussion of the observations of Mimas, Enceladus, Tethys, Dione, Rhea, and Titan, made at Washington during the years 1863–1871. He has also given the results of a discussion of the observations of Hyperion made at Greenwich during the years 1848–1852. The observations of Mimas, Enceladus, Tethys, Dione, and Rhea were made with the 26-inch refractor, and those of Titan with the 9.6-inch refractor. The observations of Hyperion were made with the 8.2-inch refractor.

Professor Newcomb has also given the results of a discussion of the observations of Iapetus made at Greenwich during the years 1848–1852, and at Washington during the years 1863–1871. The observations at Greenwich were made with the 8.2-inch refractor, and those at Washington with the 26-inch refractor.

Professor Newcomb has also given the results of a discussion of the observations of Phœbe made at Greenwich during the years 1848–1852, and at Washington during the years 1863–1871. The observations at Greenwich were made with the 8.2-inch refractor, and those at Washington with the 26-inch refractor.

Professor Newcomb has also given the results of a discussion of the observations of Titan made at Greenwich during the years 1848–1852, and at Washington during the years 1863–1871. The observations at Greenwich were made with the 8.2-inch refractor, and those at Washington with the 9.6-inch refractor.

Professor Newcomb has also given the results of a discussion of the observations of Hyperion made at Greenwich during the years 1848–1852, and at Washington during the years 1863–1871. The observations at Greenwich were made with the 8.2-inch refractor, and those at Washington with the 26-inch refractor.

Professor Newcomb has also given the results of a discussion of the observations of Iapetus made at Greenwich during the years 1848–1852, and at Washington during the years 1863–1871. The observations at Greenwich were made with the 8.2-inch refractor, and those at Washington with the 26-inch refractor.

Professor Newcomb has also given the results of a discussion of the observations of Phœbe made at Greenwich during the years 1848–1852, and at Washington during the years 1863–1871. The observations at Greenwich were made with the 8.2-inch refractor, and those at Washington with the 26-inch refractor.

durch den stillen Gang der Zeiten, unser Planet seine jetzige Gestalt erhielt.

Merkwürdig ist z. B. in dieser Hinsicht die Wahrnehmung, daß man in dem ersten, oder Ur-Erdlager, niemals Versteinerungen einst organisirter Körper trifft, und diese sich nur erst in den zweiten Erdlagerschichten finden, die sonder Zweifel als Bodensatz ungeheurer Ueberschwemmungen und als Reste einer Pflanzenvegetation sich auf die ersten angesetzt haben. Eine zweite Merkwürdigkeit ist, daß allen Kennzeichen nach die Schichten, in welchen sich die Ueberreste elerlegender Quadrupeden vorfinden, älter sind, wie die, in welchen man auf Knochen und Versteinerungen von Säugethieren trifft, und daß selbst unter den tiefliegenden Kreideschichten hin und wieder die Skelette von Krokodillen ausgegraben werden, während die von Phoken und andern die Oberfläche des Meeres bevölkernden Thiergattungen sich schon in den kalkartigen Muschelansätzen finden, die gemeinhin die Kreidelager bedecken, über diesen Lagern aber wieder in den wildaufgeworfenen Sand- und Kießschichten häufig schon Land-Säugethiere vorkommen. (In den ältesten und tiefliegendsten dieser letztern Art von Erdschichten hat man denn auch bisher die Ueberreste jener untergegangenen Thiergattungen entdeckt, deren Beschreibung dieses Werk des Hrn. C. gewidmet ist.) Auffallend ist es aber, daß unter so vielen Auffindungen thierischer Ueberbleibsel sich niemals Knochen von Menschen fanden; denn was mitunter dafür gehalten wurde, hat sich später immer als Theil irgend einer Thiergattung ausgewiesen — und der Vf. ist daher geneigt anzunehmen, daß in jenen entlegenen Perioden, in welchen die Oberfläche unseres Erdballs so außerordentliche Veränderungen erfuhr, noch überhaupt gar keine Menschen existirten. Auch wird von ihm der gegenwärtige Zustand der Erdoberfläche nicht so weit hinausgesetzt, wie von einigen andern Forschern geschieht.

Diese letztere Hypothese, wenn wir es so nennen dürfen, wird nun mit einem wahrhaft erstaunenswürdigen Fleiß und Gelehrsamkeit vertheidigt, und er begnügt sich nicht allein, die Beweise dafür aus der Bildung der Erde, so wie sie jetzt ist, selbst herzunehmen, sondern untersucht auch dieserhalb die ältesten uns bekannt gewordenen Ueberlieferungen und Geschichtswerke der Völker der alten Welt. Besonders wird von ihm die neuerdings mehrfach aufgestellte Ansicht widerstritten, zu Folge welcher man aus der frühen Cultur der ältesten uns bekannten Völker (Indier, Egypter, Assyrier, Chineser) die Beweise für die ungeheure Entlegenheit der Periode der jetzigen Erdgestaltung nehmen will, und sich deswegen vorzüglich auf die astronomischen Berechnungen jener Nationen beruft. Was in dieser letzten Art von jenen alten Nationen auf uns gekommen ist, wird deshalb von ihm mit einer außerordentlichen Schärfe untersucht (wie z. B. die astronomischen Monumente der Egypter), und vieles Licht über die von ihnen angenommene verschiedene Zeitberechnung (ihre astronomischen, bürgerlichen und religiösen Jahre u. dgl. m.) gegeben.

Mag nun auch hierüber von Männern desselben Faches, denen genauere Prüfung des hier Aufgestellten billig überlassen bleibt, geurtheilt werden, wie man will, so viel ist jetzt außer Zweifel, daß vor uralten, mehr oder minder entfernten Zeiten die Gewässer des Meeres Gegenden von neuem überflutheten, die schon früher von ihnen verlassen wurden, und daß bei dieser Ueberfluthung jene großen Säugethier-Gattungen untergingen, von denen man jetzt nur noch die Gerippe findet. Ob aber diese Ueberschwemmung eine allgemeine, sich auf alle Theile der Erde erstreckende war? oder ob sie unsern Erdball nur theilweise in verschiedenen Epochen heimsuchte? dies sind noch immer Fragen, die vielleicht der Zukunft zu lösen bestimmt sind. Annehmen kann man aber dagegen mit dem Vf., daß die letzte dieser großen Erdrevolutionen gewiß eben so schnell als furchtbar war, und daß durch sie, vielleicht in wenig Augenblicken, ganze Länder mit ihrer Bevölkerung an Menschen und Thieren, die den jetzt lebenden Geschlechtern gleich oder wenigstens ähnlich waren, verschwanden, dagegen aber wieder einstiger Meergrund emporgehoben wurde, auf welchem dann jetzt, als trockenem Continente, die Nachkommen jener Geschlechter leben und sich vermehren, welche so glücklich waren, der Zerstörung zu entgehen. Auf diesen solcher Art gewissermaßen neu entstandenen und aus dem Bett des Meeres aufgetauchten Continenten ist es nun, daß sich die fossilen Ueberreste einer Thierschöpfung finden, die schon früher auf ihnen lebte, ehe das Meer sie deckte, und deren bis jetzt entdeckte besondere Arten in vorliegendem Werke, wie schon erwähnt, mit einer Schärfe, Gründlichkeit und Genauigkeit untersucht werden, die selbst in Hinsicht des faßlichen und anmuthigen Styls, mit welchem das Ganze verfaßt ist, nichts zu wünschen übrig lassen.

102.

Das neue Arbeitshaus in Florenz.

Die wohlthätige, zur Unterdrückung des Bettelns gestiftete Anstalt, pia casa di lavoro genannt, liegt in einem einsamen und gesunden Theile von Florenz und wurde im Jahre 1816 in zwei alten, an einander stoßenden Klöstern eingerichtet. Man nimmt hier zwei Classen von Arbeitenden beiderlei Geschlechts auf: nämlich gezwungene Arbeitende, oder arbeitfähige Bettler, von dem Alter an, wo sie ihre Hände gebrauchen können, bis zu der Zeit, wo sie untauglich geworden sind; freiwillig Arbeitende aber können die Anstalt zu jeder Zeit verlassen. Altersschwache Leute, die zur Arbeit unfähig geworden sind, werden ins Hospital San Bonifazio geschickt. Bei dem Eintritt ins Arbeitshaus werden die Bettler untersucht, und wenn man sie krank findet, ins Spital Santa Maria gebracht, wo sie bis zu ihrer Genesung, und die Unheilbaren auf immer, bleiben. Die Arbeitfähigen werden gebadet und alsdann in die braune Haustracht gekleidet. Wer zu irgend einer Zeit ein Gewerbe getrieben hat, findet im Hause Gelegenheit, es wieder anzufangen; und denjenigen, die sich nur auf das Bettlergewerbe gelegt haben, wird eine Beschäftigung angewiesen; man macht sie zu Schuhmachern oder Schneidern; die Wolle aber vorzüglich gibt Menschen von jedem Alter und von allen Fähigkeiten eine einträgliche Arbeit. Die Hauptmanufactur ist die Ver-

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 252.

2. November 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

4. W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von Friedrich Kind.

Wir dürfen uns in der Beurtheilung dieses Büchleins kurz fassen und uns damit begnügen, den Lesern anzuzeigen, was sie darin finden werden. Denn der Herr Herausgeber ist über alle Kritik erhaben, und somit unter seiner Aegide wohl auch die Herren und Frauen, welche Beiträge geliefert haben. Mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit erklärt der Hr. Redacteur in der Vorrede:

Die innere und äußere Einrichtung dieses Taschenbuchs ist, obwohl mit stetem Streben nach steigender Vollkommenheit, ganz dieselbe geblieben, welche sich dem Herausgeber durch Ueberlegung und Erfahrung als die zweckmäßigste bewährt hat. Wer dessen Verfahrungsart hierbei für leicht hält, wird wahrscheinlich, sobald er etwas Aehnliches versucht, eines andern belehrt werden.

Referent gehört nun z. B. zu der Classe derjenigen, welche sowohl an der Zweckmäßigkeit, als an der großen Schwierigkeit der Kindschen Almanachseinrichtung Zweifel hegen. Was soll er aber thun bei der obstinaten Ueberzeugung des Herrn Redacteurs vom Gegentheil? — Zur Herausgabe eines Almanachs fühlt er keinen Beruf, und die Recension eines unerfahrnen Nicht-Redacteurs eines Almanachs gilt dem Herrn Kind so viel wie nichts.

Lassen wir also Jedem seine Ueberzeugung. Wir beharren in der unsrigen, daß die Redaction eines Almanachs nicht viel schwerer sey, als eine Recension darüber, und wie leicht diese sey, davon haben wir auch unsre Erfahrung.

Von den vier Erzählungen, welche der Almanach enthält, wüßten wir nur eine zu nennen, die wir, wenn es sich fügte und schickte, nach zwölf Monaten wohl noch einmal lesen könnten — ohne alle Almanachs zum T... zu wünschen. Es ist die weiße Rose von C. W. Contessa, ein winterliches Nachtstück, das mehr Haltung und Charakter hat, als ein zweckmäßig eingerichteter Almanach eben verlangt.

Die Jungfrau vom See, vom Herausgeber, erinnert durch den Titel an ein schönes englisches Gedicht, mit dem sie sonst nichts gemein hat. Sie will uns in die Zeiten der Meistersänger-Zünfte zurückführen, fällt aber oft aus Zeit und Ton heraus, namentlich in der ganz modernen theatralischen Veranstaltung, besonders bei der belauschten Probe. Die Entwickelung wird Manchem unnatürlich scheinen; wir lassen sie gelten, als im Geiste alter Schwänke. Die Darstellung alterthümelt zuweilen so sehr, daß man nicht weiß, ob man sie kindlich oder kindisch nennen soll. So z. B. S. 103: Als am folgenden Vormittag Eberhard, tief unter Rechnungen und Briefschaften vergraben, im Schreibstübchen saß, trat der alte, höchst ehrenfeste, ja schier grämliche Handlungsdiener, wunderbar schmunzelnd, ein, mit Vermeldung, es sey draußen ein schmuckes Dirnlein ꝛc. ꝛc.

Eine andere Erzählung: das Altarbild, befriedigt auch nicht, und ist in der That aus den allergewöhnlichsten Roman-Situationen und Verkettungen zusammengeschmolzen. Nur die Entwickelung erwartet man vielleicht anders, und ich glaube, die Erzählung wäre nicht schlechter, wenn auch etwas kürzer geworden, hätte der Held flugs die erste Geliebte geheirathet. An dieser nimmt der Leser herzlicheren Antheil, und der Held verliert, so viel er zu verlieren hat, durch seinen schnellen Uebergang von dem Grabe der ersten Geliebten in das Hochzeitbett der andern.

Die drei Söhne, eine Erzählung von Louise Brachmann. Das traurige Schicksal dieser Dichterin entwaffnet unsre Kritik. In Almanachen haben wir es mit Lebendigen zu thun; die Todten lassen wir ruhen. —

Von den versificirten Beiträgen nennen wir zuerst eine dramatisirte Anekdote von Eduard Gehe, die Schifffahrt betitelt. Ein Lustspiel möchten wir es nicht nennen, da gar wenig Lust und Spiel darin ist. Uebrigens ist es nicht ungeschickt entworfen und in leichtfüßigen Versen abgefaßt. Die zu Grunde liegende Anekdote ist ziemlich alltäglich und mit andrer Localität auch schon für das Theater benutzt.

Außerdem haben drei und zwanzig Dichter und Dichterlinge zu diesem Almanache gesteuert. Wir wollen den Lesern die Classificirung der Namen zu diesen beiden Abtheilungen überlassen. Als die beste Waare in dem bunten poetischen Krame führen wir auf: Karl Förster's Lied: Außenbleiben der Geliebten, und einige kleinere Gedichte vom Herausgeber: das Licht im Walde, das Mädchen am Bache, der dreifache Himmel. Dagegen ist ihm die metrische Erzählung: die Wallfahrt, mislungen, besonders

durch schwerfällige Wortüberladung. An Härten fehlt es auch nicht, z. B.:

Benno's feurig Aug' blitzt Dank ꝛc.

und Reimzwang wird gar oft bemerklich, z. B.:

Das, was einst in ihm erklungen,
Schwellt ihm oft des Busens Drang
Gleich entferntem Aeolsklang ꝛc.

Eine größere Erzählung: Sibylla Langmantel, aus der Chronik der Stadt Augsburg entlehnt, und, wie es scheint, als Aufgabe von schöner Hand bearbeitet, von dem Uebersetzer des Calderon, Herrn von der Malsburg, hat nur in einzelnen Stellen den guten Romanzenton getroffen. Das Meiste schwankt zwischen altdeutscher Einfachheit und Calderonischem Prunk. So ist z. B. folgende Stelle auffallend spanisch:

Glänzte die beladne Tafel
Wie ein Meer von bunten Fischen,
Lieber wie ein Strom von Weinen,
Wie ein Wald mit zahmem Wilde,
Wie ein Lusthof mit Geflügel,
Eine Aue von Gewinden
Und ein Garten goldner Früchte.

Einige Stellen gegen Ende der Erzählung sind Profanen nicht verständlich.

Eine andere Augsburgische Stadtsage: Gustav Adolfs Halskragen, hat Arthur vom Nordstern in kunstreiche Verse und Reime gebracht.

Das Uebrige einzeln durchzugehn, erlaubt der dieser Anzeige vergönnte Raum nicht. Auch warten der Almanache noch gar viele auf unserm Pulte auf Expedition. Doch nennen wir zum Schlusse die Namen der Dichter: Graf Blankensee, Louise Brachmann, Castelli, Haug, Theodor Hell, Elisa von Hohenhausen, Friedrich Graf von Kalckreuth, Graf von Knyphausen, F. Kuhn, Langbein, Graf von Löben, Neuffer, Krug von Nidda, Wilhelmine Rall, Rese, St. Schütze, Karl Streckfuß, Tiedge, Wilibald Alexis.

Eine erfreuliche Zugabe sind die Compositionen einiger Lieder, namentlich die von Maria von Weber.

Von den Kupfern sind uns die landschaftlichen die liebsten. Sie stellen An- und Aussichten des Körnerschen Weinbergs in Loschwitz bei Dresden vor, und die Erklärung derselben vom Herausgeber liefert interessante Notizen über diesen Weinberg und besonders über Schiller's Aufenthalt daselbst.

130.

Betrachtungen über den Fonkschen Criminalproceß.

(Fortsetzung aus No. 245.)

Wenn bisher von den Eigenschaften, welche ein Tadler des „Schuldig" der trierschen Geschwornen nicht haben dürfe, geredet wurde, so ist dies nicht so zu verstehen, als wären die Kenntniß der gedruckten cölnischen und trierschen Verhandlungen, der französischen Gerichtsverfassung u. s. w., nicht auch positive Eigenschaften. Es sollte vielmehr damit nur ausgedrückt werden, daß man allerwenigstens kein offenbarer Unkenner jener Verhandlungen u. s. w. seyn dürfe, wenn man gegen die trierschen Geschwornen und zugleich gegen die Assisen, welche, der Majorität beistimmend, das gesprochene Todesurtheil durch ihre Beistimmung begründet haben, den Vorwurf eines begangenen Justizmordes wagen wolle. — Um aber ein gründliches tadelndes Urtheil über dieses Schuldig zu fällen, muß man offenbar auch noch folgende positive Eigenschaften besitzen, nämlich:

A. eine vertraute Bekanntschaft mit dem geheimen schriftlichen Inquisitionsproceß. Man stellt sich ja, wenn man jenes „Schuldig" zu kritisiren unternimmt, zwischen die Hauptformen des Criminalverfahrens, das mündlich-öffentliche vor der Jury und den geheimen schriftlichen Inquisitionsproceß, in die Mitte, und erhebt sich über beide zu der allgemeinen Frage:

„Wurde Fonk an sich selbst, und abgesehen von der Art des angewandten gerichtlichen Verfahrens, unschuldig oder mit Grund verurtheilt?"

Ferner:

„war, wenn er unschuldig wäre, die gesetzliche Form des Verfahrens oder die Leichtgläubigkeit und Unfähigkeit der Geschwornen der Grund, aus welchem die Entscheidung floß?"

Hätte die gesetzliche Form des Verfahrens die Verurtheilung nothwendig gemacht, so ist leicht einzusehen, daß in diesem Falle alle Schuld den Gesetzen, keine den Geschwornen beizumessen wäre; es entstände also wieder die Frage:

„Ist das Geschwornengericht in der französischen Gestaltung oder doch an sich (nach der englischen Form) tauglich, Schuldige von Unschuldigen mit Sicherheit zu unterscheiden?"

Bei dieser Frage dringt sich nothwendig die Vergleichung der Jury mit dem geheimen schriftlichen Inquisitionsproceß und die Untersuchung auf, welche dieser beiden Verfahrungsarten die der Unschuld günstigste sey? Denn es hat wenigstens bis jetzt keine sonstigen Formen des Criminalverfahrens gegeben, als diese beiden, ja es läßt sich darthun, daß es nur diese zwei geben könne.

Wollte nun der Tadler der trierschen Geschwornen (wie z. B. so viele Verfasser anonymer Aufsätze in Zeitschriften) sogar die Ermordung Cönens selbst in Zweifel ziehen, so müßte er offenbar

B. tiefe anatomische, chirurgische und medicinische Kenntnisse besitzen. Denn es läge ihm dann ob, alle von den crefelder und cölnischen Aerzten u. s. w. für die Ermordung aufgestellten Gründe nach den Regeln oder Erfahrungen der Chirurgie und Medicin mit den Gründen des Hrn. v. Walter und des Gutachtens der marburger medicinischen Facultät zu vergleichen, und sich nur durch wahrhaft überwiegende, der chirurgisch-medicinischen Welt mittheilbare Gründe, für die eine oder andere Meinung gewinnen zu lassen. Dabei bliebe aber immer ein sehr großer (in den Augen der eigentlichen Kenner wohl unersetzlicher) Mangel, der nämlich, daß ein solcher Beurtheiler die Leiche nicht selbst gesehen hätte, bei ihrer Zergliederung nicht gegenwärtig gewesen wäre. Ref. wird sich bei seinen künftigen Betrachtungen — keine solche Kritik anmaßen. Er nimmt den Inhalt der von den vereideten Staatsärzten und Wundärzten — welche in dieser Sache allein Glaubwürdigkeit haben — schon um deswillen als vollkommen richtig an, weil ja in dem einzigen, auf unserer Erde sonst noch üblichen Criminalverfahren, dem Inquisitionsproceß, blos das übereinstimmende Urtheil eines Arztes und Wundarztes über die Lethalität der Wunde zur Zuerkennung der Todesstrafe hinreicht, im Zweifelsfall aber

höchstens noch die Entscheidung von einer inländischen medicinischen Facultät oder Medicinaloberbehörde eingeholt wird. In der Fonkschen Sache sind eine ganze Menge verpflichteter Aerzte und Wundärzte mit ihren Gutachten gehört worden. Dies ist mehr, als in irgend einem Inquisitionsproceß je geschah. Kann selbst durch so viele Kunstverständige die Wahrheit nicht ausgemittelt werden, so ist es auf dieser Erde unmöglich, in irgend einem Criminalproceß zu ihr zu gelangen. Ist aber dies Letztere, so muß auch die Criminaljustiz, als eine Unmöglichkeit, ganz aufgegeben, mithin dem Verbrechen der Käsich, in dem es durch die Furcht vor harten Strafen eingeschlossen war, geöffnet werden, um straflos durch das unglückselige Staatsgebiet zu wüthen! — In irdischen Dingen muß denn doch alles einmal seine Grenze erhalten, muß alles ein Ende finden! Wenn man so vielen, in Pflichten des Staats stehenden Aerzten und Wundärzten nicht traut, wie viele sollen denn noch befragt werden, und wo findet die Befragung eine Grenze? Sind etwa die Aerzte und Wundärzte in ganz Europa zu Rathe zu ziehen? Noch mehr! wenn man den übereinstimmenden Gutachten so vieler vereideter, zum Theil berühmter Aerzte und Wundärzte, als im Fonkschen Processe zugezogen und befragt worden sind, nicht volles Vertrauen schenken wollte, müßte man dann nicht, schon der Consequenz wegen, alle nach den Formen des Inquisitionsprocesses gesprochene Todesurtheile für Justizmorde erklären? Denn alle jene Todesurtheile gründeten sich blos auf das Gutachten zweier Kunstverständigen, eines Arztes und eines Wundarztes. Gutachten ausländischer medicinischer Facultäten, oder Urtheile von Aerzten, die nicht in den Pflichten des Staats stehen, werden im Inquisitionsproceß gar nicht beachtet. Mit Schaudern müßte man also auf so viele Länder blicken, wo Todesurtheile stets auf das Gutachten von nur zwei Kunstverständigen gegründet worden sind und werden!

Aber es kommt auch bei Beurtheilung der Fonkschen Sache

C. nicht wenig darauf an, daß man mit dem kaufmännischen Rechnungswesen und mit den Vorschriften der französischen Gesetze über die Form und Einrichtung gültiger Handelsbücher genau bekannt sey. Denn ein Hauptverdacht wird auf die Fonkschen Handelsbücher gegründet, ein Verdacht, dessen Beschaffenheit ein mit jenem Gegenstand unbekanntes Individuum gar nicht zu beurtheilen vermag.

Endlich muß ein gerechter Tadler das „Schuldig" der trierschen Geschwornen auch

D. mit allen Künsten der falschen, so wie mit dem Wesen der wahren Vertheidigungskunst auf das vertrauteste bekannt seyn. Die falsche Vertheidigungskunst — die Sophistik — baut ganze Gebäude von Entschuldigungen und Rechtfertigungen auf Schlüsse, die, von Kennern besehen — gleich Seifenblasen zerplatzen, in den Augen der Unkenner aber in allen Farben der Wahrheit glänzen. Ein sehr großer Theil der Fonkschen, unmittelbaren obwohl als — mittelbaren Vertheidigungen beruht z. B. auf folgenden Schlüssen:

a) wer bisher ein äußerlich rechtlicher Mann war, oder richtiger, gegen wen bei der obrigkeitlichen Behörde wegen begangener Verbrechen keine Untersuchung anhängig war, ist durchaus unfähig, eine Mordthat zu begehen!

b) Fonk hat sich stets als ein höchst kluger, besonnener, entschlossener Mann benommen. Nun werden ihm aber Handlungen beigemessen, deren nur der Unbesonnenste, Geistesabwesendste fähig seyn könnte. Diese Handlungen sind also nothwendig erdichtet. Denn — sie lassen sich mit der (fast idealischen) Voraussetzung der Fonkschen höchsten Besonnenheit und Klugheit nicht reimen!

c) weil einige Dienstboten des Angeklagten von dem, laut der Anklageacte, in dessen Hause vorgefallenen Mord nichts gehört zu haben behaupten, so kann auch dieser Mord nicht im Hause vorgefallen seyn.

d) weil der und jener Gegenstand (z. B. ein Pferdegeschirr ohne Riemen) lange nach der Zeit, wo die That verübt worden seyn soll, an dem Schauplatz der That nicht getroffen wurde, man vielmehr blos ein vollständiges Pferdegeschirr aufgefunden hat, so konnten sich diese Gegenstände auch nicht zur Zeit der That daselbst befinden.

e) weil einige Umstände und Behauptungen der Anklageacte nicht erwiesen worden sind, so ist die ganze Anklage grundlos.

f) weil vom Beklagten der Verdacht auf eine andere Person gerichtet, gegen diese Person aber keine Untersuchung angestellt, ihr vielmehr die Abreise ins Ausland gestattet worden ist, so ist diese Person als präsumtiver Thäter zu betrachten.

g) weil des Angeklagten Ehegenossin bei allem, was heilig ist, den Umstand, daß ihr Mann zu der Zeit, wo die That unten im Hause vorgefallen seyn soll, im Wohnzimmer nicht von ihrer Seite gekommen wäre, betheuert hat, so kann er die That unmöglich begangen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Göthe und die Frösche.

Wien im October.

Für die Charakteristik einer Zeit, die eine offenbar hypokritische Physiognomie zeigt, die in der Religion, wie in der Politik, offenbar heuchelt und gar zu gern mit Tugenden prahlt, die ihr, bei Lichte besehen, in der That doch nicht eigenthümlich sind; für eine solche Zeit ist wirklich das leider! leider! leider! täglich mehr und mehr um sich greifende Unwesen, Göthe anzugreifen und mit (stumpfen!) Pfeilen zu verfolgen, höchst bedeutungsreich. Nachdem die Deutschen 50 Jahre lang gewohnt gewesen sind, bei dem Höchsten in ihrer vaterländischen Poesie, ja bei dem Gedanken an ihre literarische Cultur überhaupt, den Namen Göthe hellerklärt und im Glanze einer goldnen Lorbeerkrone strahlend zu denken, treten jetzt mit einem Male hier und da aus dem Dunkel einer exstinguirten Existenz Federn hervor, die dem alten Spruche gemäß, und wie weiland die Frösche:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant,

— obgleich sie tief unten im Schlamme leben, so wagen sie es doch, zu schimpfen — etwas Rechtes gethan zu haben glauben, wenn sie nur, dem Zeitgeist fröhnend, mit frömmelnd-verdrehten Gesichtszügen ihr Dintengift auf den großen Dichterfürsten ausspritzen, ausrufend: hic niger est, seht, das ist ein rechter unreiner, unchristlicher, nichts Heiliges respectirender Götze, den Ihr da zu Eurer Schande anbetet! Aus einem Dichter, wie Göthe, in dem sich das ganze Menschenleben mit allen seinen Verzweigungen, Beziehungen und Tendenzen, wie in einem Spiegelbilde, hell und klar abspiegelt, sind dann gar leicht ein Paar Stellen herausgerissen, die zur Bekräftigung der wichtigen Neuigkeit dienen müssen, und so meinen dann diese Pygmäen, ihre Blasphemie stehe unerschütterlich fest. Andere Schriftsteller ergreifen diese Schmähtendenz, weil sie längst mit innerm Ingrimm bemerkt hatten, daß die undankbaren Deutschen über der unbedingten Bewunderung dieses weimarischen Poeten, ganz und gar die himmlischen, köstlichen „Productionen" ihres lieben Ichs vergäßen; Göthe, meinen sie in beleidigter Hoffarth, nur der vornehm-stolze Göthe, der uns eine seiner mittelmäßigsten Poesien in Taschenformat als Gegengeschenk für eines unsrer vortrefflichsten, wenn gleich nur aus dem Französischen übersetzten Lustspiele zu senden sich einstens nicht entblödet hat, nur dieser Göthe, meinen sie, ist

Digitized by Google

Electrical Review.

VOL. XXXIII. NEW YORK, SATURDAY, JULY 15, 1893. No. 3.

„Von der Gottheit weiß kein Mensch Gewisses, und wird keiner wissen.
Selbst, wo er höchst glücklich ins Ziel getroffen, bleibt ihm verborgen.
Nur eine Meinung bildet jeder sich aus.“

Xenofanes.

Denker, von der Wahrnehmung anhebend, daß dem Menschen seine Erfahrungen nur durch die Sinne zugeführet werden, und seine Sinne der Täuschung ausgesetzt sind, sprechen ihm alle Gewißheit der Erkenntniß ab, das Bewußtseyn seiner Denkkraft und einiger ihrer Gesetze ausgenommen. Daß seine Vorstellungen vielleicht durch wirkliche Gegenstände veranlaßt werden, bestreiten sie nicht; nur, sehen sie hinzu, ist es ihm ganz unmöglich sich zu vergewissern, inwiefern solcherlei Gegenstände dem Bilde gleichen, das die Sinne übertragen und die Vernunft beschaut; folglich würden diese Vorstellungen sich durchaus nicht anders gestalten, wenn auch keine Wirklichkeit Statt fände, und die bloße Erscheinung eben so lebhaft vor ihm träte. Sie mögen Recht behalten: nur müssen auch sie, nach aller Billigkeit, einräumen, daß der an die Welt der Erscheinungen gebannte Mensch, so lange er darin verweilen muß, keine andre Wahl hat, als entweder in Unthätigkeit und Zweifelsucht zu erstarren, oder, was ihm seine Sinne darbieten, nach den Gesetzen seiner Denkkraft zu ordnen, und als Leitfaden seiner Wirksamkeit zu gebrauchen. Bleibt sogar die erhabenste, der menschlichen Vernunft zugängliche Höhe des Wissens, immer nicht mehr als Schein der Wahrheit, so würde doch der thöricht handeln, welcher lieber gar nichts denken, oder das Unwahrscheinliche vorziehn, als das Dämmerlicht benutzen wollte, das allein ihm gegeben ward. Es ist schon des Versuches werth, ob nicht auch bei ihm die Bescheidenheit Beruhigung zu finden vermöge.

Wir fühlen, daß wir sind, und können die Empfindung nicht abweisen, daß es außer uns eine Menge Dinge gibt, deren Inbegriff man die Welt nennt. Eben so deutlich erfahren wir das Bewußtseyn unsrer selbst, die Wahrnehmung solcher Dinge, der Eindruck, welcher sie begleitet, hänge von unsrer Willkür nicht ab. Grund genug, um dem Dünkel zu entsagen, wir hätten das alles geschaffen. Auch huldigen wir dem Gesetze unsrer Denkkraft, indem wir jede Wirkung einer Ursache beimessen. Und welche Klügeleien der Eigensinn aufbieten mag, um alle Wahrscheinlichkeit wegzuvernünfteln, dem anwendbaren Verstande bleibt kein Satz begreiflicher als der: aus Nichts wird Nichts. Der Gemeinsinn, dem Worte, die das Gehirn verwirren und das Herz veröden, leerer Schall sind, ergibt sich gern in die Ahndung einer letzten unbedingten Ursache, von der alle Wirkungen in unabsehlicher Folge abhängen. Unsers Gleichen bezeichnen sie mit dem Namen Gottheit. Nun ist ein uraltes Räthsel, ob diese Grundursache mit oder ohne Bewußtseyn wirke. Daß die sorgfältigste Beobachtung der Natur, die glücklichste Entdeckung ihres Verfahrens, immer auf neue Offenbarungen denkbar vollkommensten Getriebes stößt; daß Tadel und Einwürfe, welche menschliche Anmaßung dagegen erhoben, dem Besitzer berichtigter Erfahrungen, nur die Trüglichkeit des absprechenden Krittlers, nicht den Mißgriff der bildenden Kraft beweisen, ergibt die ganze beglaubigte Geschichte wissenschaftlicher Fortschritte. Dieses ehrfurchtgebietende Ergebniß unbefangener Prüfung dem bloßen Zufall, dem blinden Ungefähr zuschreiben, die glänzenden Zeugnisse des Himmels und der Erde für Täuschung erklären wollen, vermag ich mit jedem heilsamen Gebrauche der Vernunft nicht zu vereinbaren.

Man sagt mir, eine achtungswerthe Schule, deren leitender Grundsatz sich aus den Zeiten des grauesten Alterthums herschreibt, wisse siegreich und unwiderleglich darzuthun, das ganze Weltall sey eben die Gottheit, und alles, was da ist, ein Ausfluß ihres Wesens, der sich in mannichfachen Gestaltungen äussert, und endlich zu seiner Quelle zurück kehrt, oder, richtiger bestimmt, sich aus diesem umfassenden Meere nie verliert. Alles versinke zuletzt in die Majestät der Natur. Es bedürfe, fügt man hinzu, eines Salto mortale, um so verständiger Ansicht zu entrinnen. Mir will nicht einleuchten, warum ich einen halsbrechenden Sprung wagen, warum ich nur einen Fuß vorrücken sollte, um die Augen vor einer unleugbaren Wahrheit zu verschließen. Vielmehr fühl ich mich verbunden, was mir als solche angekündigt wird, aus dem unbefangensten Standpuncte zu erwägen, dessen ich mich bemeistern kann. Aus diesem wag ich nicht, sie für untrüglich zu halten. Aus diesem scheint mir, sie habe, wie alle in sich abgeschlossenen und nichts unerklärt lassenden Lehrgebäude der Söhne des Staubes die Schwierigkeiten, welche sich einem befriedigenden Aufschlusse des Daseyns widersetzen, nicht vertilgt, nur verschoben, und lasse bedeutenden Zweifeln und Einwürfen keinen geringen Raum. Sollten ihr aber Gründe, die mir bisher unbekannt geblieben, oder deren überwiegende Stärke ich, besser unterrichtet, besser zu schätzen wissen werde, einst auch meine Ueberzeugung gewinnen, so erblicke ich schon jetzt nicht an ihr, was meine Sittlichkeit untergraben, meine Ruhe vernichten müßte. Wer sich als einen Theil der Gottheit verehrt, übernimmt eben dadurch die Verbindlichkeit, eines solchen Ursprungs würdig zu handeln: und zwei Brüder, von denen der eine im Schooße der Gottheit, der andere unter ihrer Obhut zu entschlummern glaubt, erwachen hoffentlich in den Armen des nämlichen Vaters.

Auf diesen belebenden Weltgeist, dessen Spuren mir ungleich öfter begegnen, als ich sie aufsuche, verweisen mich Sinn und Verstand. Beide erlauben mir nicht, von seinem Wesen etwas deutlich zu ahnden, als überlegene Weisheit und Macht. Die höchste Staffel dieser Eigenschaften ist, so viel ich begreife, nur eine. Schon der Begriff spricht für die Einheit Gottes. Die anwendbare Vernunft kennt der, sich gegenseitig verstärkenden Gründe noch mehr.

Höchste Weisheit vereinigt höchste Gerechtigkeit und Güte.
Das bleibt die unversiegbare Quelle meiner Beruhigung.

So viel von dem annehmen zu dürfen, dem mein

Schicksal unterworfen ist, sichert mich vor jeder Verzweiflung. Welche meiner Unwissenheit unbeantwortliche Frage müßte mich zwingen, der Pflicht zu entsagen, oder diesem Glauben? Es steht besser um meine Einfalt.

Als Geschöpf der höchsten Weisheit bin ich sicherlich zu guten Zwecken, nicht zum Spiel der Laune bestimmt. Die Lehre bewährter Männer, von dem was gut ist, blieb auch mir nicht unverständlich, und ihre ausführbaren Vorschriften stimmen mehr überein als ihr eigensinniger Ausdruck. Dem soll ich nachtrachten, besser werden, weil ich muß, besser machen, wenn ich kann. Dieser schlichte Grundsatz erklärt das Gesetz und die Propheten.

Ich ward geboren, ich lebe, ich sterbe. Aber ich lebe und sterbe unter den Augen der Gottheit, der keiner ihrer freiwilligen Erzeugnisse zu groß seyn kann oder zu klein, die so wenig der Täuschung ausgesetzt ist, als der Vergeßlichkeit.

Ueber den Ursprung des Uebels ist kein Aufschluß zu meiner Kunde gelangt, der alle Fragen der Wißbegier erschöpfend beantwortet. Deutlicher erkenn ich das Daseyn des Uebels in und außer mir. Am deutlichsten die Pflicht, es zu vermeiden, so viel ich vermag, zu bekämpfen, so redlich ich kann, und mich darin zu finden, wenn meine Kräfte mich verlassen. Tröstend ist die Erfahrung, daß der reine, verständige Wille des Menschen ehrenvoller nie sich ausbildet und an den Tag legt, als indem er dem Uebel widersteht. Ueber alles aber erhebt mich die Zuversicht, daß der höchsten Vernunft die höchste denkbare Vollkommenheit vernunftbegabter Wesen nicht abgesprochen werden dürfe. Es ist ungereimt ihr beizumessen, sie habe eines ihrer empfindenden Geschöpfe zu ewigem Unheil bestimmt. Jedes derselben kann auf eine Zeitlang der Trübsalsschule bedürfen, und eine untrügliche Hand wägt diese Zeit ihm zu.

Die Fülle der Gottheit umfaßt kein menschlicher Verstand. Sie bedarf weder seiner Verehrung, noch seines Dienstes, um ihrer selbst willen; wenn gleich nur der Gedanke an sie, die stille Erhebung zu ihr, ihm im Glück vor Misbrauch, im Unglück vor Muthlosigkeit kräftiger bewahrt, als jede Rücksicht auf Menschen zu thun vermag. Auch können seine nothwendig unvollkommenen, sogar seine widersprechenden und thörichten Vorstellungen von ihr, sie nicht beleidigen. Aber das nie zu verleugnende Sittengesetz, verpflichtet ihn, keinen Begriff von ihr anzunehmen, den er für ihrer unwürdig hält. Darum müssen die Ansichten einzelner Menschen und ganzer Völkerschaften über die Gottheit verschieden seyn, wie die Stufen ihres Geistes, und im strengen Wortsinn, hat Jeder seine eigne Religion. Das heißt, jeder Einzelne ist von gewissen Sätzen mehr oder minder lebhaft überzeugt, als Andre seyn können, und verbindet, selbst mit den nämlichen Ausdrücken, Begriffe und Folgerungen, die von den ihrigen abweichen. Bei dieser unendlichen Mannichfaltigkeit der Gesinnungen, die um nichts eingeschränkter ist als die Zahl der Köpfe, mag es für keinen geringen Beweis von der Annehmbarkeit gewisser Lehren gelten, daß alle gebildeten Völker sie ihren, von der Verehrung der Gottheit abhängigen Vorschriften eingewoben haben, wie sehr sich ihre übrigen Meinungen widersprechen.

Der Grundgedanke des Christenthums, irregeleitete Menschen mit dem Begriffe der Gottheit auszusöhnen, sie von dem Joche knechtischer Furcht und Aberglaubens zu erlösen, Anbetung im Geist und in der Wahrheit an die Stelle gelernter, unverstandener Redensarten, die ganze Erde, nicht von Menschenhänden gemacht, an die Stelle eines verschlossenen Tempels, reines Herz und kindlich frommen Sinn an die Stelle kostbarer Opfergaben, stinkender Mezeleien und betäubenden Räucherqualms zu setzen; den Schöpfer des Weltbaues als Vater der Menschen, alle Menschen als gemeinschaftliche Brüder und Schwestern, zu gleichen geistigen Befugnissen und Wohlthaten berufen, anzuerkennen, hat an unvergänglicher Beseligung seines Gleichen nicht. Dadurch erhebt es sich weit über den Wahn der Menschenmäkler, unter denen es hervortrat. Denn die Juden hatten zwar sehr Recht, sich für ein Volk Gottes zu halten, aber sehr Unrecht, nicht von allen Völkern der Erde das Nämliche zu glauben. Höchstverdienstlich blieb jene fröhliche Botschaft nicht das Erbtheil und Geheimniß weniger Auserwählten, sondern ward den Niedrigsten im Volk gepredigt und bot Verschmachtenden Wasser ewigen Lebens. Wer nach ihrer verständlichen Lehre that, wird inne werden, daß sie wahrhaftig von Gott sey. Sie erblick ich in vollkommenster Vereinbarung mit allem, was die weisesten Denker, von denen ich je vernommen, wollten, verbreiteten und auch über mich gewannen.

Ich habe nie gezweifelt, der Gottheit Wille spreche in jedem Vernunftgesetz, und jeder wohlthätige Lehrer der Menschheit sey ihr Gesandter. Wahrlich, wahrlich, nur ein Gott ist Gott, und auch Mohammed hat von ihm gezeugt! Strengere Forderer heischen Thaten von einem solchen, Umgebungen seiner Erscheinung, welche die bekannten Kräfte des natürlichen Menschen übersteigen, und trauen menschlichen Zeugnissen über dergleichen Ergebnisse. Sie sind berechtigt, ihres Glaubens zu leben. Denn der Beweis kann ewig nicht geführt werden, es erniedrige die Gottheit, beseligende Zwecke durch außerordentliche Mittel zu befördern. Selbst der nie übertroffene Entdecker vorwaltender Naturgesetze hielt den Eingriff leitender Oberhand nicht für undenkbar. Ist doch alles, was wir in und außer uns wahrnehmen, fortwährendes Wunder, nur darum minder befremdend, weil es alltäglich geworden! Läßt sich dem Wesen aller Wesen buchstäblich nachweisen, wo es mittelbar wirkt, wo unmittelbar? Fast alle Zeiten und Völker berufen sich auf sinnliche Zeichen, um die Gewißheit einer göttlichen Offenbarung zu verbürgen. Die Menschheit, wie sie ist, vielleicht wie sie nicht umhin kann zu seyn, bedarf Anweisungen auf die Zukunft, um in der Gegenwart zu thun was recht ist; und unstreitig haben diese Anweisungen und jene Erzählungen wesentlich beigetragen, reiner Sittenlehre Eingang zu erwerben und Fortdauer zu sichern. Insofern bezeichnen sie einen nothwendigen, nicht zu übereilenden Zeitraum in der Fortbildung unsers Geschlechts; und Niemand ist anzuklagen oder herabzusetzen, dem eigne Prüfung erlaubt oder auflegt, Berichte eines entfernten Jahrhunderts und den Sinn, welchen die folgenden damit verbanden, auf Treu und Glauben anzunehmen.

Nur liegen jene Bezeugungen des Geistes und der Kraft, welche diese Lehre vorbereitet und begleitet haben sollen, in einer, gründlicher Naturwissenschaft so unkundigen, dem Aberglauben jeglicher Art so ergebenen Zeit und Gegend; der Eindruck, welchen sie auf die nächsten Umgebungen hervorbrachten, war so widersprechend und vorübergehend; die innern und äußern Verhältnisse derer, die davon berichten, sind uns in mancher wichtigen Beziehung so unbekannt; der eigentliche Sinn, den sie mit ihren Ausdrücken verbinden wollen, läßt sich so wenig unumstößlich festsetzen; anderer nicht minder erheblichen Bedenklichkeiten zu geschweigen, die mit kurzen Worten nicht anzudeuten sind: daß Forscher, die der strengen Kritik nicht vergeben wollen, Anstand genommen haben, ihre Glaubwürdigkeit für völlig erwiesen zu achten, oder den von ihnen überlieferten Lehrsätzen größeres Gewicht beizulegen, als sich mit eigner, gewissenhafter Nachwägung jeder menschlichen Aussage verträgt.

Beide Parteien zählen unter ihren Wortführern Männer, bewährt durch Gottergebenheit, Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Tiefblick. Beide haben auf manchen derselben gleichen Anspruch. Beider zahllose Abweichungen von einander und unter sich, wissen so viel Haltbares für ihre Ueberzeugung anzuführen, daß ihnen gleiche Befugniß zugestanden werden muß, ihr treu zu bleiben; und sie die Grenzen dieser Befugniß nur dann überschreiten, wenn sie Andersgesinnten, vorsetzliche Verleugnung der Wahrheit, tückischen Unglauben, Versinsterung des Verstandes, Eitelkeit oder Eigennutz

Copyright © 2000 Gale Group

Publication info: Business Wire, Inc. Dec 1, 2000

Cisco Systems Announces Fiscal 2001 First Quarter Results

SAN JOSE, Calif.

Cisco Systems, Inc. (NASDAQ: CSCO) today announced financial results for its fiscal 2001 first quarter ended October 28, 2000. Revenue for the quarter was $5.7 billion, up 57 percent over the same quarter last year. Net income was $1.1 billion, up 59 percent over the same quarter last year. Diluted earnings per share were $0.17, up 55 percent over the same quarter last year. Excluding the effect of acquisitions accounted for as pooling of interests, revenue was $5.5 billion, up 54 percent over the same quarter last year. Net income was $1.1 billion, up 59 percent over the same quarter last year. Diluted earnings per share were $0.17, up 55 percent over the same quarter last year.

"We are pleased with our strong revenue growth and profitability," said John Chambers, president and CEO of Cisco Systems. "Our customers are investing in the Internet to transform their businesses, and Cisco is well positioned to help them do so."

Cisco's gross margin was 67.9 percent, down from 68.5 percent in the same quarter last year. The decrease was primarily due to the impact of acquisitions accounted for as purchases.

Operating expenses were $1.2 billion, up 61 percent over the same quarter last year. Research and development expenses were $466 million, up 70 percent over the same quarter last year. Sales and marketing expenses were $1.0 billion, up 58 percent over the same quarter last year.

Cisco's cash and cash equivalents and investments were $8.5 billion at October 28, 2000, up from $6.4 billion at July 29, 2000.

"We continue to invest in our business to capitalize on the opportunities we see in the marketplace," said Chambers. "We are confident in our ability to execute and to deliver value to our shareholders."

Cisco Systems, Inc. is the worldwide leader in networking for the Internet. Cisco hardware, software and service solutions are used by corporations, public institutions, telecommunications companies and small businesses around the world.

Cisco, Cisco Systems, and the Cisco Systems logo are registered trademarks of Cisco Systems, Inc. and its affiliates in the United States and certain other countries.

eine Folge davon war das ungerechte Verfahren gegen den Canzler Krell — ein dunkler Flecken in der Geschichte unsers Vaterlandes —, und der Aufruhr in Dresden und in Leipzig, welcher mehrere Hinrichtungen nach sich zog. Solche Unruhen verursachte der gutgemeinte Neuerungseifer eines evangelischen Landesherrn! Als oberster Bischof glaubte er die Macht zu haben, die Concordienformel abzuändern; damit beförderte er aber weder Religiosität noch Sittlichkeit, sondern veranlaßte nur Hader und Streit und vielfache Schuld.

Nach solchen Erfahrungen ist es in unsern Tagen nicht glaublich, daß man in Baiern das Institut der Kirchenvorstände mit der unbestimmten Vollmacht über Glauben, Cultus, Lehre und Sitten zu wachen, gewaltsam einführen, noch weniger, daß ein katholischer Landesherr, Kraft seiner oberstbischöflichen Gewalt, die Grundform der evangelischen Kirche in seinen Staaten abändern, und sie dadurch, der in allen andern protestantischen Ländern vorhandenen kirchlichen Einrichtung unähnlich machen werde.

Indeß hat sich allerdings in Baiern neuerdings manches Unerwartete zugetragen, was sehr leicht mißverstanden und die Furcht erregen konnte, als ob, wie einst in Sachsen, krypto-calvinische, wo nicht katholische, christliche und Kirchenobern die protestantische Kirche Baierns nach calvinisch- und römisch-hierarchischen Ansichten, einrichten und regieren wollten. Wir unsrer Seits befürchten dies nicht; doch können wir freilich in der Art des Verfahrens nicht die Eile begreifen, mit welcher der Weg der ruhigen Belehrung der Gemüther, oder der einer beruhigenden Aufklärung über den Sinn und die Macht des neuen Instituts, so sehr abgekürzt, wo nicht abgebrochen worden ist; noch begreifen wir, warum die, gleich anfangs als zulässig gestatteten, Protestationen der von der Zweckmäßigkeit des neuen Instituts, es sey nun an sich, oder in der bekannt gemachten unbestimmten Form desselben, noch nicht überzeugten Gemeinden oder einzelnen Glieder der protestantischen Kirche, von den geistlichen Behörden zum Theil als gefährliche Umtriebe, als Widersetzlichkeit u. s. w. angesehen, und als solche amtlich gerügt worden sind. Darf sich denn der Protestant über neue Einrichtungen, um die er vorher gefragt wird, nicht laut aussprechen, und waren nicht bereits früher mehrere Schriften für und wider in Druck erschienen?

Die Zahl der Protestationen aber ist so groß, die Namen der Protestirenden sind so achtungswerth, und die Gründe derselben endlich so gewichtig, daß die wahrhaft unbegreifliche Bemerkung Mancher, als ob diese Protestationen nur die Frucht einer beharrlichen Sittenlicenz und eines irreligiösen Oppositionsgeistes seyen, gar keine Erwiderung, sondern nur Verachtung verdient.

Zur Erläuterung gehört hierher die geschichtliche glaubwürdige Erzählung des Neuesten, was in der Presbyterial-Angelegenheit in Baiern geschehen ist.

Auf die Protestationen der Städte Nürnberg und Ansbach, sind in kurzer Zeit auf einander nach gefolgt, die der Städte Rothenburg, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Kempten, Erlangen, Schwabach, Lindau, Weissenburg, Fruchtwang, Lauf, Heredruck, Fürth, Gunzenhausen, Uffenheim, Roth, Beyersdorf und anderer beträchtlicher Orte und Märkte als Wilhermsdorf, Burgfarrenbach, Erlbach, Burgdornheim, Heidenheim, Cadelzburg, Langenzeen, Rügland, Ditenhofen, Emskirchen, Eyfolden ꝛc. so wie die Protestationen mehrerer Ruralgemeinden.

Bevor jedoch von diesen sämmtlichen Protestationen dem Könige Kenntniß zugekommen war, erging am 18ten Juli 1822 aus Baden die sub. No. I. anliegende unmittelbare Verfügung an das Oberconsistorium.

Dieses theilte solche den Consistorien zu Ansbach und Bayreuth durch das sub No. 2 anliegende Rescript vom 5ten Aug. 1822 mit.

Bemerkenswerth ist schon im Allgemeinen die Haltung des Tons, welcher darin herrscht, indem solchem nicht nur der Geist christlicher Milde zu ermangeln scheint, welcher einer obersten geistlichen Behörde sonst eigen ist, sondern auch derselbe der polemischen Sprache eines befangenen Parteimannes sich hier und da zu nähern scheint. Insbesondere aber entgeht der Aufmerksamkeit nicht, daß dasselbe Anklagen vorbringt, deren die unmittelbare Verfügung nirgends gedenkt, indem es z. B. von erregten Unruhen, unlauterer Quelle, versuchten Umtrieben u. s. w. spricht, welche letztere Beschuldigung, insbesondere deshalb auffällt, weil eben dieselbe den protestantischen Geistlichen selbst noch ein Stein des Anstoßes im Jahr 1816 geworden war, wo ein unmittelbares Rescript damit die laut gewordenen Besorgnisse bezeichnet hatte, welche dem Beschluß des Concordats der Krone Baiern mit dem päpstlichen Stuhl, unter einigen Geistlichen gefolgt waren.

Das Consistorium zu Ansbach fertigte sodann nicht nur jenes allerhöchste Rescript, sondern auch das Oberconsistorial-Rescript am 13ten Aug. den ihm untergebenen Decanaten nach der Beilage sub No. 3 zu. Zwar war ihm die Weiterbeförderung des letztbenannten Rescripts nicht anbefohlen worden; aber es hielt sich wie seine vorgesetzten Stelle berechtigt, ebenfalls mehr zu thun, als ihm sein Commissorium auferlegt hatte. Begreiflich ist es, daß es hie und da auch bei den Decanaten an Ueberbietungen nicht gefehlt hat.

Nicht so verfuhr das Consistorium zu Bayreuth, das in dieser Angelegenheit immer wohl erwog, was es seiner Kirche und deren Confession, was es der praktischen Uebung christlicher Liebe und Duldung schuldig war. So wie es früherhin gegen die Uebertragung calvinischer Kirchenzucht und Sittenrichterei an die Kirchenvorstände Bericht erstattet hatte, so machte es auch seine Fortschritte mit aller Ruhe. Sein Ausschreiben verräth nirgends Parteigeist, und eine Mittheilung

des Rescripts des Oberconsistoriums an die Decanaten erachtete es nicht für sachgemäß.

Die Geistlichen, welchen in dem Oberconsistorial-Rescript Aussicht auf Zusendung von Commissionen, also gewissermaßen auf Presbyterial-Missionarien, gemacht war, lassen es nun nicht ermangeln, mit mehr oder minderem Eifer im Sinne der erhaltenen Aufträge ihre Gemeinden zu bearbeiten; ein Zweifel aber darüber, ob sie ohne Gewissensverletzung über einen Gegenstand predigen können, der ihnen in seinem ganzen Umfange nicht bekannt ist, ist von keinem derselben noch laut geworden.

Was übrigens hiervon der Erfolg seyn wird, muß die Zeit lehren, und ob, und zu welchem Rechtsmittel, nach vollbrachtem Werk der Geistlichen, die protestirenden Mitglieder der Kirchengemeinden zur Aufrechthaltung ihrer constitutionellen und kirchengesellschaftlichen Befugnisse greifen werden, die eine ganz andere Form der Erklärung über die Einführung der Presbyterien als die von dem Oberkonsistorium benannte, juristisch mit sich bringen, wird wahrscheinlich von den weitern Schritten der geistlichen Obern gegen dieselben abhängen.

Wenn man den Schluß des Rescripts vom 18ten Juli 1822 liest, nach welchem die Regierung den kirchlichen Behörden aller Art und Grade nie eine Befugniß einräumen wird, wodurch die Gewissens- und die persönliche Freiheit des Einzelnen im geringsten gefährdet werden könnte, so gereicht dies allerdings zur größten Beruhigung; allein so lange nicht die bestimmte Vollmacht und Instruction der „mit Handhabung der Kirchengesetze, des Cultus, der Sittlichkeit und der Kirchenzucht" besonders beauftragten Mittelorgane, bekannt ist, so lange kann die Gemeine auch nicht beurtheilen, ob und wie die neuen, den obern Kirchenbehörden beigegebenen Mittelorgane, eine neue Aufsichtsgewalt öffentlich oder in geheim ausüben, oder nicht.

Ueberhaupt scheint eine so wichtige Einrichtung viel Zeit zu brauchen, ehe sie in das Leben treten kann; die Vorbereitung der Gemüther darauf muß nothwendig vorhergehen, wenn der beabsichtigte religiöse und sittliche Zweck dadurch erreicht werden soll. Anklagen und Vorwürfe können diese Belehrung nicht ersetzen. Sind doch selbst nicht einmal alle protestantischen Geistlichen in Baiern mit dieser Neuerung einverstanden, wie wir so eben aus den „Antipresbyterial-Briefen" ersehen, welche der Verf. der freimüthigen Briefe über das Concordat, der Decan Vogel in Wunsiedel, den königlichen Decanen und Pfarrherren im Königreiche Baiern, die am meisten bei der Presbyterial-Verfassung betheiligt sind, gewidmet hat.

Die Art und Weise aber, wie das Institut eingeführt wird, ist an sich so merkwürdig, daß die Presbyterien selbst darüber fast zur Nebensache werden. Denn das Oberconsistorium hat, um seinen Plan durchzusetzen, ein von dem allverehrten König, der auch hier nur das Beste will, unterzeichnetes Rescript ausgewirkt, in welchem derselbe — obgleich der katholischen Kirche zugethan —, sich für den obersten Bischof der protestantischen erklärt, und den Protestanten auseinander setzt, was den Grundsätzen ihrer Kirche angemessen sey, zugleich aber den entschiedenen Beschluß kund macht, das echt protestantische Institut einer presbyterianischen Kirchen-Hierarchie wieder in das Leben zu rufen. Nach der Verfassung ist zwar das oberste Episkopat der protestantischen Kirche „mit der Staatsgewalt" verbunden, aber dieses heißt doch wohl etwas ganz anders, als: „der König, selbst wenn er katholisch ist, darf in eigner Person als oberster Bischof die protestantische Kirche regieren, welches (da ein Katholik, wes Standes er seyn möge, als Laie der katholischen Hierarchie unterworfen ist) eben so viel sagen würde, als: die protestantische Kirche ist im kirchenstaatsrechtlichen Sinne ein integrirender Theil der katholischen, und unterscheidet sich von der katholischen hinsichtlich des Kirchenregiments nur dadurch, daß diese unmittelbar, jene mittelbar (durch die Person des katholischen Landesherrn) vom Papste, den Erzbischöfen u. s. w. regiert wird." Was aber der Satz: „die Episkopalgewalt der protestantischen Kirche ist mit der Staatsgewalt verbunden" sagen will, sobald der Landesherr katholisch, folglich zuselbsteigener Ausübung dieser Episkopalrechte unfähig ist, dieses erklärt die hierüber in Deutschland allgemein herrschende Staatspraxis; dieses beweisen die Reversalen des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, vom Jahre 1697, des katholisch gewordenen Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig-Wolfenbüttel, vom Jahre 1710, des Herzogs Carl Alexander von Würtemberg, vom Jahre 1733, des Landgrafen Friedrich von Hessen, vom Jahre 1754, und endlich das allerneueste Beispiel von Sachsen-Gotha. Der edle, über alles Lob erhabene, König von Baiern will auch in der Presbyterial-Sache nur das Wohl Aller, und er ist zu erleuchtet, als daß er die seinem weltlichen Schutze untergebene protestantische Kirche auf irgend eine Weise gefährden könnte. Allein seine nächsten protestantischen Umgebungen sehen den Gegenstand so an, als ob ein Souverainitätsact ihn wie eine polizeiliche Einrichtung feststellen könne. Ja es scheint, als ob diejenigen, welche aus staats- und kirchenrechtlichen Gründen hierüber anders denken, als Unruhstifter oder gar als ungesittete Menschen, die sich nur als Libertiner vor einer Kirchenzucht fürchteten, beschrieben und verdächtig gemacht würden, damit ihre Stimme keine Wirkung hervorbringe.

Diese Wendung, welche die Sache der Presbyterien genommen hat, hat in der protestantischen Welt Besorgnisse erregt, und in der That kann es keinem protestantischen Lande gleichgültig seyn, zu sehn, daß der Satz: ein katholischer Landesherr dürfe in eigner Person über innere Religions- und Kirchensachen der Protestanten verfügen, sogar die alte Kirchenverfassung abändern, als Princip in die Staatspraxis eingeführt wird. Dieses Princip könnte dem Krypto-Katholicismus vollends den Sieg verschaffen, und die protestan-

tische Kirche Deutschlands endlich ganz ihre Unabhängigkeit berauben. Hat doch schon der Herr von Haller den nahen Untergang des Protestantismus verkündigt, und laut gesagt, daß wir viele Katholiken in allen Ständen unter uns hätten, welche als Scheinprotestanten für die Ausbreitung der römischen Kirche thätig seyen!

Aus dem Inhalte der in der Beilage No. 26 zu diesen Blättern abgedrucktem Consistorialbefehle und aus öffentlichen Blättern weiß man bereits, daß die Presbyterien jetzt schon in Baiern eingeführt sind, nämlich da, wo man nicht protestirt hat. Allein man erfährt auch von glaubwürdigen Männern, daß zugleich alle Mittel gebraucht werden, um die Gemeinden mit Presbyterien zu versehen. Es soll sogar ein Pfarrer die Kirchenglieder unter der Drohung zur Wahl eingeladen haben, daß, wenn sie halsstarrig keine Presbyter wählen wollten, die Polizei mit Zwangsmaßregeln einschreiten würde; ein andrer Pfarrer soll eigenmächtig jedes bei der Wahl nicht erscheinende Gemeindeglied um 30 Kr. gestraft haben; an einem dritten Orte, wo sich die Majorität gegen die Presbyterien erklärt hatte, soll der Pfarrer von der Minorität die Presbyter für die ganze Gemeinde haben wählen lassen. In München selbst sollen einige angesehene Männer zu Presbytern von der Geistlichkeit selbst, ohne Zuziehung der protestantischen Kirchengemeinde, gewählt worden seyn. Nur in dem ganzen Bezirke, welcher unter dem Consistorium zu Bayreuth steht, ist auf diesem ungehörigen Wege nichts geschehen. Der Ausgang der Sache sey übrigens, welcher er wolle, so wünschen wir Sachsen, daß durch nichts Aehnliches irgendwo der kirchliche Friede gestört werde. Möge dort ein weises Nachgeben im Sinne der evangelischen Kirche die Gemüther bald wieder beruhigen: denn ohne Liebe und Vertrauen, ohne die freie Gesinnung eines religiösen Herzens, können alle Presbyterien, ihre Vollmacht sey auch noch so beschränkt oder ausgedehnt, nichts ausrichten! —

135.

(Die zu diesem Aufsatz gehörigen Actenstücke findet man in der zu dieser No. gehörigen Beilage No. 26.)

Die italienischen Strohhüte *).

Das Stroh zu den feinen Hüten, die man aus Toscana zieht, wird von dem auf einem sehr magern und trocknen Boden wachsenden Getreide (Weizen) genommen. Das beste kommt aus der Umgegend von Pistoja. Die Pflanze wird, ehe sie völlig reif ist, aus der Erde gezogen, und wenn man die beiden Enden jedes Stengels so weit abgeschnitten hat, daß er nur noch 4 bis 5 Zoll lang ist, macht man kleine Bündel daraus, die in dieser Gestalt in den Handel kommen. Das erste Geschäft besteht im Auslesen der Halme. Dazu gebraucht man junge Mädchen, welche in dem Aufsuchen der Halme von gleicher Stärke in jedem Bündel viel Uebung haben. Die erste sucht die dicksten Halme, und zwar alle von gleicher Stärke; die zweite die dünneren; die dritte aber die noch dünneren, und so geht es fort bis zu den allerfeinsten.

Diese ausgesuchten Halme sind nun zur Bearbeitung fertig. Man macht die Geflechte, woraus die Hüte zusammengenäht werden, gewöhnlich aus sechs Strohhalmen, von welchen man, ehe sie gebraucht werden, etwas von den Enden abbeißt. Das Flechten geschieht, ohne darauf zu sehen, mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit und nicht nur Weiber und Kinder sind damit stets beschäftigt, sondern selbst Männer geben sich damit ab, und oft begegnet man Landleuten, die auf dem Wege zu ihren Feldern in einer Art von Köcher Strohbündel bei sich tragen, um sie in den Pausen ihres Tagewerks zu flechten. Noch merkwürdiger ist die Geschicklichkeit, womit das Strohgeflechte an den Seitenrändern in einer Schneckenlinie zusammengenähet wird, um einen Hut daraus zu machen. Dieses Nähen, das mit Stich und Gegenstich geschieht und den Faden unter den Rändern der zusammengehefteten Geflechte verbirgt, fordert eine fast mathematische Genauigkeit; geschickte Arbeiterinnen aber verstehen sich so gut darauf, daß sie nicht auf ihre Hände sehen. Der Hut hat nun seine Gestalt, ist aber noch lange nicht fertig. Ueberall stehen die Enden der Halme hervor, die man zu dem Geflechte gebraucht hat. Man schafft sie durch ein sehr einfaches Verfahren weg, indem man zwei Hüte gleicher Art gegen einander reibt. Die Unebenheiten, die etwa noch zurückbleiben, werden mit Bimsstein abgerieben. Die Feinheit der Hüte wird durch eine Nummer bezeichnet, welche die Anzahl der in einem bestimmten Zwischenraume — von ungefähr 6 Zoll — enthaltenen Geflechte angibt. In den gröbsten Hüten zählt man nur 15 Geflechte, und bis 84 in den feinsten. Der Werth der feinsten Waare steigt bis zu 300 Thalern das Stück. Unter den Arbeiterinnen, die in dieser Fertigkeit eine ihnen sehr einträgliche Berühmtheit erlangt haben, war eine kleine Verwachsene, die in einem Dorfe unweit Florenz wohnte und den ganzen Tag nicht von ihrem Stuhle und ihrer Arbeit kam. Ein Hut von 84 Geflechten kostet ungefähr sechs Wochen Arbeit. Man muß ihn oft mehrmals wieder auftrennen, weil man von der Vollkommenheit der Arbeit nicht eher, als bis der Hut vollendet ist, urtheilen kann. Zeigt sich der geringste Mangel im Geflechte, eine Ungleichheit der Farbe, oder ein ähnlicher Fehler, der erst nach dem Schwefeln sichtbar wird, so muß die Arbeit wieder aufgetrennt und von neuem gemacht werden. Die Arbeiterinnen haben eine besondere Geschicklichkeit, einen schadhaften Strohstreif herauszunehmen und durch einen andern von gleicher Dicke und Farbe zu ersetzen. — Dieser, seit langer Zeit in Toscana einheimische Gewerbzweig, der besonders in einem Umkreise von zwei Meilen um Florenz blüht, brachte im Jahre 1819 nicht weniger als 6,250,000 Thaler (25 Millionen Franken) ein.

48.

*) S. Bibliothèque universelle. Mai 1822.

Miscellen.

— Hugh Campbell's neue Ausgabe der Gedichte Ossian's (The poems of Ossian, translated by J. Macpherson, authenticated, illustrated and explained) in zwei Bänden ist die beste, die es gibt. Der Herausgeber hat, mit dem größten Eifer und unermüdlichen Anstrengungen an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt, um die Echtheit jener Gedichte, die er versicht, darzuthun. Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist eine Charte von dem celtischen Königreich Connor, die er selber gezeichnet hat, um die Scenen von Fingal's Landungen und Kämpfen zu erläutern. Man sieht darauf die alten und die neuen Namen. Die Charte begleitet eine Abhandlung, worin der Verfasser seine Gründe sinnreich zu entwickeln weiß.

134.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 26. November 5.

Drei Beilagen zu dem Artikel „Stimme aus Sachsen u. s. w." in No. 254.

Beilage I.

Es sind Uns zwei, von vielen Mitgliedern der protestantischen Kirchengemeinden zu Ansbach und Nürnberg unterschriebene Protestationen gegen Einführung der Presbyterien vorgelegt worden, welche aus einer irrigen Ansicht des Gegenstandes hervorgegangen zu seyn scheinen, und deshalb eine Berichtigung erfordern.

Wir haben zwar durch Unsere Verordnung vom 11. März d. J. gestattet, daß in denjenigen Gemeinden, welche sich bei ihren Konsistorien gegen die Presbyterien erklären, die Einführung derselben noch zur Zeit ausgesetzt bleiben soll. Daß aber die unterzeichneten Mitglieder der ansbacher und nürnberger Kirchengemeinden Uns mit ihren Vorstellungen behelligen, und dieselben sogar durch den Druck verbreitet haben, müssen Wir mit dem höchsten Mißfallen ahnden, weil sie dadurch nicht blos von jenem Rechte Gebrauch gemacht, sondern sich auf eine Art geäußert haben, welche sehr leicht Unruhen und Besorgnisse in sämmtlichen protestantischen Gemeinden erregen, und diese zur allgemeinen Renitenz veranlassen könnten. Zur Beruhigung der hierdurch aufgeregten Gemüther, und um ähnlichen Remonstrationen irre geleiteter Gemeinden vorzubeugen, finden Wir Uns bewogen, Folgendes zu erklären: Es ist und war nie Unsere Absicht in den lutherischen Kirchen Unsers Reichs Presbyterien in der Ausdehnung und mit den Befugnissen einzuführen, wie solche in der reformirten Kirche bestehen, sondern weltliche Kirchenvorstände anzuordnen, welche die Angelegenheiten der Kirche, zur ungestörten Erreichung der kirchlichen Zwecke, gemeinschaftlich mit den Geistlichen besorgen sollten. Welchen Antheil die kirchlichen Obern, Vorsteher und Repräsentanten der Gemeinden an dieser Aufsicht über Befolgung der Kirchengesetze, über den Kultus und die Bewahrung des reinen Geistes der Religion und Sittlichkeit haben sollten, hatten Wir Uns bereits durch das Edict über die äußern Rechtsverhältnisse ꝛc. §. 39 durch Amtsvollmachten näher zu bestimmen vorbehalten, und diesen Vorbehalt durch die versprochene Instruction der Presbyterien erneuert. Daß die Handhabung der Kirchengesetze, des Kultus, der Sittlichkeit und der Kirchenzucht durch kirchliche Obern und Vorsteher, weder gegen die augsburger Konfession, noch gegen die Verfassung Unsers Reiches streite, geht aus der Natur der Sache und aus der bisherigen Uebung in allen lutherischen Ländern, so wie aus Unserm Edicte über die äußern Rechtsverhältnisse ꝛc. §. 39 bis 43 und aus der durch die Konstitution bestätigten Instruktion für das Generalkonsistorium vom 8. September 1809, §. 66 bis 71 hervor. Welche Mittelorgane den obern Kirchenbehörden zu diesem Zwecke beigegeben werden sollen, darüber kommt die Bestimmung lediglich Uns, vermöge des obersten Episkopats über die protestantische Kirche, zu. Uebrigens ist die Einführung solcher weltlichen Kirchenvorsteher keine Neuerung, sondern diese haben in der lutherischen Kirche zu allen Zeiten und unter verschiedenen Namen, mit verschieden bestimmtem Wirkungskreise, bestanden. Es bleibt daher unser fester Wille, daß diese, von Unserm protestantischen Oberkonsistorium in Antrag gebrachte, und für das kirchliche und religiöse Leben durchaus nur wohlthätige Einrichtung auch in den protestantischen Kirchen Unsers Reiches wieder auflebe, und eine zweckmäßige Organisation erhalte. Dabei hegen Wir zu Unsern getreuen protestantischen Unterthanen das gerechte Vertrauen, daß sie den allenfallsigen Einflüsterungen von Gefahren, welche für ihren Glauben und ihre Freiheit aus dieser Anstalt hervorgehen könnten, kein Gehör geben, vielmehr Unsern landesväterlichen Anordnungen sich mit der Ueberzeugung fügen werden, daß Wir den kirchlichen Behörden aller Art und Grade nie eine Befugniß einräumen werden, wodurch die Gewissens- und die persönliche Freiheit des Einzelnen im Geringsten gefährdet werden könnte. Unser Oberkonsistorium hat diese Unsere Erklärung den Konsistorien bekannt zu machen, und dieselben zum genauesten Vollzug des Inhalts aufzufordern.

Baden, am 18. Juli 1822.

Beilage II.

An das königl. Konsistorium zu Ansbach, die Einführung der Kirchenverfassung betreffend.

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

Aus den Berichten des k. Konsistoriums vom 25. Juni, 3 und 12. Juli d. J. und den mit denselben eingesendeten Protestationen einzelner Corporationen gegen die Einführung der Kirchenvorstände, hat das k. Oberkonsistorium mit tiefer Betrübniß ersehen, wie leicht es einigen angeblichen Eiferern für evangelische Freiheit geworden, in mehreren protestantischen Städten des Rezatkreises eine nicht unbeträchtliche Zahl von Gemeindegliedern zu ihrer irrigen Ansicht von dem Institut der Kirchenvorstände zu verleiten, Unruhen zu erregen, und eben so voreilige als ungeeignete Schritte zu veranlassen. Nachdem Seine königl. Majestät allerhöchst unmittelbar durch eigenhändig unterzeichnete Entschließung aus dem Bade Baden vom 18. v. M. in Beziehung auf diejenigen zwei Protestationen, in denen die Quelle der entstandenen Unruhen nicht zu verkennen ist, die versuchten Umtriebe „mit dem höchsten Mißfallen geahndet", und zugleich „zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther, und um ähnlichen Remonstrationen irre geleiteter Gemeinden vorzubeugen", eine Erklärung ertheilt haben, die selbst die am meisten entzündeten Gemüther völlig zu beruhigen vermag, und die Eiferer zur Besinnung bringen wird: kann die Vollziehung der bereits angeordneten Wahl der Kirchenvorstände in allen denjenigen Kirchengemeinden, die sich bis jetzt zu keiner Protestation verleiten lassen, durchaus keinem weitern Anstand unterliegen, und ist deswegen von dem königl. Konsistorium unverzüglich, und zwar auf Einen Sonntag spätestens in der ersten Hälfte des Monats September anzuberaumen.

Dabei wird noch einmal erinnert, daß nach §. 23 der allgemeinen Bestimmungen in Betreff der Wahl und Einsetzung der Presbyterien, die vorzunehmende Wahl nicht nur zwei Sonntage vor der Vollziehung von der Kanzel zu verkünden, sondern auch die Gemeinden über die Absicht und Wichtigkeit der Anstalt deutlich zu belehren seyen. Eine solche vorangehende Belehrung ist um so nothwendiger geworden, da nach den, gegen die Einführung der Kirchenvorstände versuchten Umtrieben nicht blos Unbekanntschaft mit dem Institut zu heben ist, sondern auch die dagegen verbreiteten Vorwürfe und Vorurtheile zu widerlegen sind. Damit aber diese Belehrung durchgängig auf die rechte Weise und befriedigend geschehe, sind die Dekanate anzuweisen, ihre Geistlichen durch Umlaufschreiben auf die wesentlichen Puncte aufmerksam zu machen.

Was die 12 Gemeinden im Rezatkreis, Ansbach, Nürnberg, Feuchtwangen, Rothenburg, Erlangen, Uffenheim, Lauf, Hersbruck, Fürth, Nördlingen, Schwabach und Gunzenhausen anbelangt, wozu noch die Gemeinde Lindau im Oberdonaukreise zuletzt hinzugekommen, in deren Namen schriftliche Protestationen gegen die Einführung der Kirchenvorstände eingereicht worden; so sind zwar diese Protestatio-

nen sämmtlich formlos und verordnungswidrig, und sollten eigentlich gar nicht anerkannt und angenommen werden, da sie

a) alle ohne Ausnahme von Behörden oder auch von blos einzelnen Corporationen herrühren, die in dieser Sache durchaus nicht befugt gelten können, indem die durch allerhöchste Entschließung vom 11. März d. J. auf Antrag des königl. Oberkonsistoriums gestattete Erklärung gegen die Presbyterien auf keine Weise von den Ortsgemeinden, sondern lediglich von den Kirchengemeinden zu verstehen ist, diese aber weder von Magistraten und Gemeindebevollmächtigten (als blos weltlichen Behörden), noch viel weniger von einzelnen Corporationen vertreten werden können,

b) mit vorgreifender Eile verfaßt sind, ehe die durch §. 23 der allgemeinen Bestimmungen ausdrücklich vorgeschriebene Belehrung der Gemeinden geschehen konnte.

Deßhalb könnte auch jetzt noch mit Fug und Recht die im Namen der genannten städtischen Gemeinden vorgebrachte Protestation verworfen, durch eine dahin abzuordnende Kommission die vorgeschriebene Belehrung von der Kanzel vorgenommen, und darnach erst noch einmal, in der Kirche, und von solchen, welche die Kirche auch wirklich besuchen, über die Vorfrage: ob sie die Einführung der Kirchenvorstände wünschen oder nicht? abgestimmt werden; wobei zur Entscheidung gegen die Einführung wenigstens zwei Drittheile der Stimmen erforderlich wären.

Allein, um auch den entferntesten Schein zu vermeiden, als ob auch nur der Zwang der Ueberredung in dieser Sache angeordnet werden wolle, wird hierdurch bestimmt: daß in den genannten 12 Städten vorerst von der Wahl der Kirchenvorstände Umgang genommen werden solle, in der gegründeten Hoffnung, daß der größere Theil der Protestirenden, durch die königl. Entschließung auf die unlautere Quelle des aufgeregten Mißtrauens aufmerksam gemacht und beschämt, in Kurzem von selbst zu einer ruhigern Besinnung zurückkommen werden.

Die oben erwähnte allerhöchste Entschließung vom 18. v. M. wird dem königl. Konsistorium in der anliegenden Abschrift mit dem Auftrage zugefertigt, sie nicht nur den Dekanaten mitzutheilen, und zur Belehrung der Gemeinden von dem festen Willen Seiner Majestät des Königs, von den Kanzeln verkündigen, sondern auch durch das Kreis-Intelligenzblatt bekannt machen zu lassen, und auf alle zweckmäßig erachtete Weise zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

München, den 5. August 1822.

Vom königl. protestantischen Oberkonsistorium als ergangen.

Beilage III.

An sämmtliche Dekanate und Pfarrämter des ansbacher Konsistorialbezirks. Die Einführung der Kirchenvorstände betreffend.

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

In der Anlage wird den Dekanaten und Pfarrämtern sowohl die von Seiner königl. Majestät unter dem 18. Juli aus Baden erlassene allerhöchste Entschließung, die Einführung der Kirchenvorstände betreffend, als auch das Reskript des königl. Oberkonsistoriums vom 5. d. M., zugefertigt.

Aus diesen Aktenstücken ist zu ersehen, daß die allerhöchste Entschließung von der Kanzel bekannt gemacht und die Kirchengemeinde über die eigentliche Absicht und Wichtigkeit der einzuführenden Kirchenvorstände belehrt werden soll, um die dagegen verbreiteten Vorwürfe und Vorurtheile zu widerlegen und die verbreitete irrige Ansicht zu berichtigen.

Da den Dekanen aufgegeben ist, ihre Kapitelsgeistlichen auf die wesentlichen Puncte dieser Belehrung aufmerksam zu machen; so findet man sich veranlaßt, in dieser Hinsicht auf die allerhöchste königl. Entschließung hinzuweisen, in welcher die Punkte, worüber diese Belehrung sich verbreiten soll, enthalten sind, und unverkennbar ausgedrückt ist, was durch die Einführung der Kirchenvorstände bezweckt wird, und wie die gegen die gerichteten Vorwürfe nach der von Seiner königlichen Majestät ausgesprochenen Intention nicht begründet seyen.

Was die vorzunehmenden Wahlen betrifft, so sind solche in denjenigen Gemeinden, von welchen keine Protestationen bei der unterzeichneten Stelle übergeben worden sind, durchgängig am 15. September l. J. vorzunehmen, und es ist dabei nach der im Kreis-Intelligenzblatt vom 12. Juli l. J. ergangenen Verordnung zu verfahren.

Ansbach, den 13. August 1822.

Königl. protestantisches Konsistorium.

Luccock's Bemerkungen über Rio Janeiro in Süd-Brasilien. London 1820.

Luccock hat zehn Jahre in Brasilien zugebracht, von 1808—1818; also Zeit und Gelegenheit zum Bemerken gehabt. Daß er dieselbe nicht übel benutzt habe, bezeugt sein Tagebuch, wovon hier einige Auszüge nicht unwillkommen seyn werden. Wie andere Reisende, fand Hr. Luccock die Hauptstadt Rio Janeiro in allem noch weit zurück hinter den europäischen Städten; der Pallast kam ihm sehr unbedeutend vor. „Wenn mir," bemerkt er, „die Residenz der königl. Familie unrühmlich war, so war es ihr Aeußeres, so oft sie öffentlich erschien, nicht weniger. Der beste Wagen, den die reiche Kolonie Brasilien ihrem Beherrscher darbieten konnte, war eine kleine Chaise, welche mit demselben Schiffe als die Königin gekommen war. Er wurde von zwei gewöhnlichen Maulesein gezogen, und von einem Bedienten in alter entfärbter, wo nicht gar zerrissener, Livrey geführt. Wenn die Königin ausfuhr, so hatte sie ihre Hofdame neben sich im Wagen; zwei Soldaten ritten voran, zwölf andere mit einem Officier, einem Trompeter und einem Lakey, folgten. Die Soldaten waren elend beritten und bewaffnet. Ihre Pferde hatten keine Hufeisen und waren meistens lahm, blind oder sonst unbrauchbar; die Montur sollte blau seyn, allein sie hatte die verschiedenartigsten Nuanzen. Ihre Röcke waren ganz abgeschabt, sie hatten weder Westen noch Handschuhe, noch Strümpfe; ihre abgenutzten Stiefeln wurden nimmer gewichset, noch abgebürstet; Helme und Patrontaschen waren von der Art, wie sie seit langer Zeit in Portugal und in andern Ländern Europa's nicht mehr im Gebrauche gewesen sind; die Degengehänge waren von baumwollenem Zeuge und wurden eben so wenig gereinigt, als die Stiefeln. Nicht alle hatten Säbel, und diejenigen, die man sah, waren nicht von derselben Gattung; auch Karabiner hatten nicht alle Reiter; sie ersetzten den Mangel derselben durch alte Pistolen. Vom Waschen der Hände und des Gesichts mußte bei dem Soldaten seit lange keine Rede gewesen seyn. Das Pferdegeschirr befand sich in keinem bessern Zustande als die Montur; wo es zerrissen war, hatte man es mit rohem Hanfe, der in der Kolonie statt Hanfstricken zu dienen pflegt, zusammengeflickt. Der Prinz Regent erschien im Publicum mit nicht stattlicherem Aufzuge als seine Mutter. Seine Kutsche war ein gewöhnlicher lissabonner Wagen, wie unsere alten einspännigen Karren, mit einem Ueberzuge und Vorhängen. Dieses Fuhrwerk war außerordentlich verbraucht. Die Prinzessin, seine Frau, wenn sie ihn nicht im Wagen begleitete, ritt zuweilen aus, und saß dann nach Gebrauch des Landes beritten auf dem Pferde. Die Kinder fuhren selten aus, bis ein Wagen kam, welcher, wie man sagte, ein Geschenk des Königs von Großbrittannien war."

Im 5ten Capitel beschreibt der Verf. seine Reise längst dem Rio de la Plata. Zu Maldonado bekam er einen Be-

weis von den sonderbaren Wirkungen des Bemühens der englischen Bibelgesellschaften. „Da man in den Wirthshäusern dieses Landes nicht das Geringste von persönlicher Bequemlichkeit weiß, so hatte ich während der Mahlzeit eine Menge Menschen um mich her. Die Unterredung war belebt, und fiel auf die unerwarteteste Materie. Die Veranlassung dazu war folgende: Einige Tage bevor ich Rio Janeiro verließ, hatte eine spanische Fregatte auf ihrer Fahrt von Plymouth nach la Plata, dort angehalten. Die Mannschaft derselben war in England von der biblischen Gesellschaft mit Exemplaren des Neuen Testaments in spanischer Sprache versehen worden. Allein beim Anlanden hatte die Mannschaft die Bücher zu verkaufen angefangen; zwei hatte ich auf der Gasse, das Stück zu 640 Reis, oder 3 Schill. 6 Pence gekauft, in der Absicht, mich während der Reise in der Sprache zu vervollkommnen. Dies schlug mir aber fehl, denn es fand sich, daß die Uebersetzung so schlecht spanisch war, daß keiner von der Mannschaft sie verstehen konnte. Zu Maldonado hatten die Matrosen auch Exemplare verkauft, und eines davon war ins Wirthshaus gerathen. Hier machten sich einige Personen darüber her, und suchten ein Capitel aus einem Evangelisten, worauf sie gestoßen waren, in verständliches Spanisch zu übersetzen. Augenscheinlich war der Inhalt ganz neu für sie, und erregte in ihnen eine lebhafte Neugier. Hierüber war dann das Gespräch begonnen und mit ihren Fragen bestürmt, mußten wir Ausleger der heil. Schrift werden, während wir aßen; dieses Amt fiel besonders einem aus unserer Gesellschaft anheim, welcher die Sprache seiner Zuhörer geläufig sprach. Der Auftritt schien uns um so außerordentlicher, da wir es mit Leuten zu thun hatten, welche Unterthanen der bigottesten Macht des Christenthums waren."

Ueber die großen Landeigenthümer um Montevideo drückt sich Hr. Luccock folgendermaßen aus. „Die Pächtereien und großen Landgüter haben hier etwas riesenhaftes. Die Ländereien des englischen Adels, die man nach Acres mißt, scheinen nur Kleinigkeit in Vergleich mit solchen Pächtereien, die nach Meilen berechnet werden. Dennoch sind die ersten nicht unbedeutend, wenn man den vortrefflichen Ackerbau in Betracht zieht, wogegen die Größe der letztern verschwindet, wenn man bedenke, daß sie unfruchtbar sind. Alles Land ist hier unbebaute Weide; die Zahl des Hornviehes und der Pferde ist unbekannt, und zum Theil ohne Nutzen für den Landeigenthümer. Einmal im Jahre werden die Heerden in einem Gehege zusammengetrieben, dort zählt man sie, bezeichnet die jüngern mit einer Brandmarke, und verrichtet mit ihnen, was sonst die Natur oder der Eigenwille des Besitzers verschreibt. Dies gibt Veranlassungen zu Festen. Während des Krieges waren die streitenden Kriegsheere zweimal über die Güter eines mir bekannten Landbegüterten gezogen, und hatten jene jährliche Verrichtung und Festlichkeit verhindert. Sein Hornvieh war geschlachtet und seine Pferde ohne Schonung weggeführt worden; ein Theil dieses Viehes war scheu geworden und von den gewohnten Weiden geflohen. Als die Ruhe wieder hergestellt worden war, und die Tage der Musterung kamen, vermuthete der Landbesitzer eine beträchtliche Verminderung in der Anzahl. Allein der Erfolg fiel anders aus, denn seine Leute drückten die Marke auf 83,000 Stück Vieh, die zuvor nicht bezeichnet worden waren. Solch' eine Anzahl muß englischen Landbebauern unglaublich scheinen, jedoch die glaubwürdigsten Zeugnisse können die Wahrheit dieser Aussage beweisen."

Trocknes Fleisch solchen Hornviehes ist ein großer Ausfuhrartikel. Nachdem das Vieh geschlachtet und enthäutet worden ist, schneidet man auf beiden Seiten das Fleisch in breiten Stücken ab, bestreut sie mit Salz und läßt sie in der Sonne trocknen. Solch getrocknetes Fleisch erhält sich lange, läßt sich weit verschicken, und macht guten Seeproviant aus.

Im Innern des Landes sah der Verf. Emuvögel, wovon er Folgendes sagt: „In einer nicht großen Entfernung zeigte sich ein Emu, worauf wir Jagd machten, indem wir unsere Pferde darauf hin galloppiren ließen. Der Vogel ließ uns bald weit hinter sich, schloß dann seine Flügel zusammen und stand in sorgloser Ruhe da. Obschon die Sandwüsten der gewöhnliche Aufenthalt dieser Thiere sind, so befanden sie sich doch nun häufig in den Ebenen, wohin sie, wie ich vermuthe, die trockne Witterung gezogen hatte. Wir stellten daher auch mehrere Jagden an, die aber alle fruchtlos waren. Einmal, als wir um die Ecke eines Gehölzes kamen, zeigte sich plötzlich vor uns in einer Entfernung von 307 Acres ein Emu, das von ungefähr 60 andern Jungen begleitet wurde; letztere waren vermuthlich mehrere Heerden zusammen. Es schritt mit stattlichen Schritten einher, drehte den Kopf in einer Art von Halbzirkel herum, und betrachtete uns erst mit einem Auge, und dann mit dem andern. Wir verfolgten es wieder in vollem Galopp, allein jemehr wir auf das Thier zuritten, desto mehr Vorsprung gewann es. Die Jungen flatterten dicht zusammen, und eilten mit großer Schnelligkeit vorwärts, indeß die Alte würdevoll voranschritt; sie zeigen weder Schwäche noch Furcht, noch Dummheit; im Gegentheile schien sie, während sie für die Sicherheit ihres Gefolges besorgt war, denselben alle unnütze Ermüdung ersparen zu wollen. Unser Führer hatte die in der ganzen Gegend herrschende Meinung, daß es ein Männchen ist, welches auf diese Art die Jungen führt und beschützt; allein nach der natürlichen Ordnung scheint es mir wahrscheinlicher, daß es ein Weibchen sey. Ich habe eine Zeitlang eines dieser Thiere in einem geräumigen Gehege gehalten, bis es zahm und sogar verwegen wurde. Es ließ mich auf seinem Rücken sitzen, und konnte eben diese Last tragen; mit einem Kinde von 12 Jahren konnte es laufen, und ließ sich leicht lenken, vermittelst des Kopfes, den man in der Richtung wendete, wohin man reiten wollte."

Als Hr. Luccock von seiner Reise nach La Plata und ins Innere des Landes zu Rio Janeiro wieder zurückgekommen war, fand er dort bedeutende Veränderungen, die er sehr umständlich beschreibt.

„Am Hofe begann einige Nachahmung des europäischen Glanzes. Die Großen und Reichen wurden daselbst wohl aufgenommen, nicht allein nach Maßgabe des Nutzens, den sie durch ihre Dienstleistungen stiften, als auch wegen des neuen Glanzes, den sie über die Königswürde und ihre Diener verbreiten konnten. Die alte Hoftracht wurde wieder erfordert; die Privatleute sahen mehr auf Reinlichkeit, und bewiesen mehr Geschmack in ihrem Anzuge; es wurden Staatslivreyen eingeführt, wie sie zu Lissabon gebräuchlich gewesen waren. Häuser und Meubeln wurden bequemer und im Aeußerlichen gefälliger; Wagen rollten in größerer Anzahl umher; einige waren kostbar, und wenn sie nach Hofe fuhren, mit Pferden, anstatt mit Mauleseln bespannt, und von weißen Bedienten, anstatt von Negern geführt. Die Levers des Prinzen waren zahlreich und stattlich; an den Hauptfesten geschah das Händeküssen meistens öffentlich, indem der Prinz, um frische Luft zu bekommen, sich auf einen Balcon stellte, wo er von dem, auf dem Platze vor dem Pallaste versammelten Volke gesehen werden konnte. Dies befriedigte nicht allein die Neugier, sondern schien auch ein Streben nach Auszeichnung bei den Zuschauern zu erregen und den politischen Gedanken Kraft zu geben. Leute, welche Zeugen der Hofceremonien sind und wissen, daß sie auch dabei seyn können, wenn sie sich gewissen Formalitäten unterwerfen, und daß der Weg zu Ehrenstellen, dem Verdienst, wo es sich nur immer zeigen mag, offen steht, werden natürlich auch mehr Anhänglichkeit an den Hof empfinden. Verschiedene Male hatte sich der Regent mit Zutrauen mitten unter dem Volke gezeigt. Er hatte mit eigner Hand einen neuen Springbrunnen eröffnet, welcher aus einer Entfernung von 3—5 engl. Meilen eine Wohlthat verschaffte, die unter einem Klima wie zu Rio Janeiro, die

allergrößte ist. Er hatte mit großer Sorgfalt die Polizei eingerichtet, einige gute Beamte angestellt, und manche Brasilianer zu ehrenvollen und Zutrauen beweisenden Aemtern erhoben. Den Truppen hatte er sich dadurch gefällig bewiesen, daß er sie mit Freiheit behandelte und den Revuen beiwohnte. Dem Volke hatte er Achtung verschafft, und ihm Begriffe von seiner Wichtigkeit im Staate beigebracht. Deshalb wurde er auch als Wohlthäter des Landes und Stifter eines neuen Reiches begrüßt, und durch den Titel des einzigen civilisirten Monarchen des Südens ausgezeichnet, wie er es auch wirklich war."

„Theatralische Belustigungen hielten gleichen Schritt mit den Verbesserungen und wichtigern Dingen. Nicht allein wohnte der Regent aus Privatneigung den Vorstellungen häufig bei, sondern erschien auch in Begleitung seiner Familie. Von nun an hielten Alle, die für Leute von Ansehen gelten wollten, es für nothwendig, sich auch dort zu zeigen, und der Zwang, welcher die Brasilianerinnen zu Hause eingeschlossen hielt, wurde gesprengt. Die Menge folgte dem Beispiele, einige um sich an der Vorstellung zu ergötzen, andere um zu gaffen, wie auf dem Jahrmarkte. In den Stücken machte man sich über die Gebräuche, Fehler, Aussprache und andere Eigenheiten der Kolonie lustig; dadurch verbesserte sich der öffentliche Geschmack. Das Volk war schon so weit vorangeschritten, daß es wagte, seinen Beifall zu äußern, wenn ihm ein Zug gefiel: allein um sein Mißfallen zu äußern, hatte es noch nicht genug Zutrauen auf sich selbst."

„Auch in den geistlichen Angelegenheiten gingen große Veränderungen vor. Ein päpstlicher Nuntius war angekommen, vielmehr um die Verbindung des heil. Vaters mit dem Lande zu unterhalten, als um päpstliche Befehle auszugeben und zu vollziehen. Ein Bischof war zu dem weit ausgedehnten Sitze von St. Sebastian ernannt worden; er wagte es, ohne Bigotterie seine Pflicht zu thun, und leitete mit Geschicklichkeit die unwissende und abergläubische Menge. Er durchreiste einige Theile seines Sprengels, und erkundigte sich sorgfältig nach ihrem religiösen Zustande. Er munterte zu Heirathen auf, feierte sie persönlich, ertheilte häufig Dispensationen von den päpstlichen Vorschriften und ließ das Ansehen seiner lissabonner Obern bei Seite, wenn dasselbe der Wohlfahrt seiner Untergebenen entgegenlief. Er machte einige vortreffliche Hirtenbriefe, worin er das Volk zu den Religionsübungen einlud; diejenigen, welche hinlängliche Ursachen dazu hatten, von der Beobachtung der Fasten freisprach, besonders Comptoirbediente und Gesinde der Protestanten; aber zu gleicher Zeit ermahnte er die Gläubigen, an den Fasttagen Fisch und Fleisch nicht mit einander auf den Tisch zu setzen, und mit den Ketzern (?) nicht über Puncte des katholischen Glaubens zu streiten. Die Priester der königl. Capelle waren in Hinsicht des Ranges mit den Senhores zu Lissabon auf gleichem Fuß gesetzt worden, und dieselbe Kleidung war ihnen angewiesen. Die Zahl der Seelsorger wurde vermehrt, wie auch ihr kümmerliches Einkommen. Neue Kirchen wurden gebaut, die alten ausgebessert und gereinigt; Glocken wurden eingeführt; Kirchhöfe für Engländer und für Neger außerhalb der Stadt angelegt. Die Klöster wurden scharf bewacht, den Kindern wurde das Einkleiden erschwert. Die Klosterzucht wurde wieder hergestellt, und das Eintreten von bekannt schlechten Menschen in den geistlichen Stand verhindert. Priester aller Art mußten im Publicum einen gewissen Anstand beobachten, und wahrscheinlich haben sie das Innerliche mit dem Aeußerlichen in Uebereinstimmung gebracht."

Bei der Beschreibung eines Ausfluges in die nördlichen wenig bewohnten und bereisten Gegenden Brasiliens, erzählt der Verf. folgende Anecdote:

„Unter denjenigen, welche kamen, um uns anzustaunen, befand sich ein armer Kerl, welcher vor den Franzosen geflohen war, einige Monate in London als Sattler gearbeitet hatte, und dann von dem portugiesischen Consul nach Südamerika gesendet worden war. Hier hatte er so außerordentliche Dinge über das in England Geschehene erzählt, daß er die Ungläubigkeit und das Mistrauen seiner Nachbarn erregt hatte. Er suchte nun dadurch ihr Zutrauen wieder zu gewinnen, daß er die Ungläubigsten unter ihnen versammelte, und mich in ihrer Gegenwart zum Zeugen der Wahrheit anrief. Unter andern ungläubigen Dingen hatte er ihnen erzählt, in England hätten alle Häuser, sogar die der Aermern, Glasfenster, und das ganze Land wäre wie eine einzige zusammenhängende Stadt; nur ständen an einigen Orten die Häuser dichter zusammen, als an andern. Wie, wendeten diejenigen ein, die nie ein Glasfenster gesehen hatten, können die Leute, welche gläserne Fenster haben, arm seyn? bei uns ist ja das Glas eben so kostbar als Gold, und wird gegen Silber aufgewogen, ja noch theurer bezahlt! und wie können die Leute Wasser bekommen, wenn die Häuser über das ganze Land zerstreut liegen? Wir haben nur vier bis fünf Städte auf eben so viel hundert Meilen, und dennoch hat Brasilien zu viele Bewohner, denn mehrere unter uns sind genöthigt, in die Sertoes (Wüsteneien) oder dicken Wälder zu gehen, um neues Land zu finden. Der arme Kerl war entzückt über die Erläuterungen, die ich zu Belegen seiner Aussagen lieferte, und bat seine Nachbarn häufig, darauf zu merken, rief dabei auch dann und wann mit vieler Wärme aus: Ja, es ist wahr, sehr wahr! Ich wünsche, die Unterredung möge ihm seinen Credit wieder verschafft haben; denn er sprach mit vielem Gefühle von der Aufnahme, die er zu Plymouth gefunden hatte, und ich sowohl als mein Bedienter, ein im Innern Afrikas geborner Neger, wurden jenen Abend dafür entgelten, daß dieser Mann einige Jahre zuvor in meinem eignen Vaterlande eine günstige Aufnahme gefunden hatte. So weit erstreckt sich der Einfluß und die Wirkung der wechselseitigen Hülfsleistungen in der menschlichen Gesellschaft."

In ihrer Behandlung gegen Fremde pflegen Völker wenig auf das Wiedervergeltungsrecht zu denken, das selten ermangelt, in Ausübung gesetzt zu werden. Aus der interessanten Anecdote Luccock's sieht man, daß eine gute Behandlung eines Fremden in einem englischen Hafen, sogar in einem brasilianischen einsamen Dorfe wieder vergolten werden kann.

152.

Miscellen.

— In Paris hat sich eine Gesellschaft zur Uebersetzung von gelehrten Werken aus allen todten und lebenden Sprachen gebildet. Viele der ersten Gelehrten Frankreichs, z. B. Amaury Duval, Aignan, Barbier du Boccage, Benjamin Constant, Coray, Graf Daru, Degerando, Jouy, Jussieu, Jullien, Laborde, Langles, Remusat, Sismondi, gehören zu dem zahlreichen Verein. Macrobius, Tausend und eine Nacht, die Grundsätze des englischen Criminalrechts und andre Werke sind bereits vollendet; Klopstock, Camoens, Pope, Machiavel, werden bald erscheinen.

— Es ist ein aus 53 Blättern bestehender Atlas von America angekündigt, der den nördlichen und südlichen Theil nach allen politischen Abtheilungen darstellen soll. Das Werk ist nach dem Plane des historischen Atlasses von Le Sage (Las Casas) angelegt. Chronologische und historische Tafeln begleiten die Karten, die gut ausgeführt sind.

— Vor wenigen Jahren wurden, heißt es, in Guatimala in Mexico die Ueberreste einer sehr großen Stadt entdeckt, die Jahrhunderte lang mit Gras und Strauchholz bedeckt gewesen waren. Ein gelehrter Spanier hat Zeichnungen von den aufgefundenen Merkwürdigkeiten gemacht, die jetzt in London angekommen sind und bald bekannt gemacht werden sollen.

134.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 255.

6. November 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

5. Frauentaschenbuch.

Nach sieben Jahren unter Fouqué's Redaction und einem Jahre interimistischer Anordnung in den Händen des Verlegers, erscheint das Frauentaschenbuch für 1823 unter der Herrschaft eines neuen, schon im vorigen Jahrgange angekündigten Herausgebers, Friedrich Rückert's, oder, wie er sich als Dichter gern nennt, Freimund Raimar's. Der Wechsel der Redactionsherrschaft hat Mancherlei im Innern und Aeußern des Taschenbuchs verändert. Statt der Fouqué-Gallerie erhalten wir den Anfang einer Calderon-Gallerie. Die Beiträge in Prosa und Versen sind weniger fromm, altdeutsch und loyal, und unter den Dichtern finden wir weniger Grafen und Barone als in den vorigen Jahrgängen. Eine gar traurige Empfindung erregt in uns ein Ankündigungsblatt des Verlegers, das gleich hinter dem Inhaltsverzeichniß eingeheftet ist und die Ueberschrift führt: Herabgesetzte Preise. Sic transit gloria mundi! Kaum ist der alte Redacteur vom Almanachsruder abgetreten, so bietet der Verleger seine sieben Jahre — fette oder magere? — zu sieben Thalern aus, und noch obendrein den altsächsischen Bildersaal zu halbem Ladenpreise. Zur Empfehlung dieser Werke ist kein Wörtchen hinzugefügt, aber auf dem andern Blatte wird ein Practisches Handbuch der höheren Kochkunst von einem Mundkoche des Königs von Baiern, zwei Seiten lang, angepriesen und dennoch nicht vom Ladenpreise heruntergesetzt. So viel fester steht also in Deutschland der Geschmack des Gaumens, als der Geschmack der schönen Literatur.

Wir können, um zu dem neuen Taschenbuche zurückzukehren, dem neuen Redacteur im Ganzen das Anerkenntniß nicht versagen, daß er gut ausgewählt hat, selbst wenn er unter vielen Beiträgen zu wählen gehabt haben sollte. Nur unter seinen eigenen Arbeiten würde vielleicht ein andrer Redacteur besser gewählt haben, könnte seyn, auch etwas weniger. Von den Kupfern erhebt sich keines durch Zeichnung oder Stich über die gewöhnlichen modischen Almanachsblätter, und lassen solche die nach Cornelius Zeichnungen angekündigten sehr vermissen. Sie stellen Scenen aus der Andacht zum Kreuze dar und sind von Stürmer und Götzenberger gezeichnet. Von den Kupferstechern, die daran gearbeitet haben, nennen wir nur Reindel und C. Barth.

Die Nähe der spanischen Kupfer scheint auf die Poesieen des Redacteurs, welche den Almanach eröffnen, spanischen Einfluß geübt zu haben. In der Zueignung des deutschen Künstlerfestes in Rom will Rückert calderonisiren, z. B.:

Eine Villa war gewonnen
Vor der Porta Populi,
Wo an eines weiten Saales
Erst nach nackten Wänden itzt
Plötzlich war hervorgesprungen,
Wie durch einen Zauberblitz,
Eine Welt von Farbengluten,
Eine Himmelsphantasie,
Ein lebendig Meer des Glanzes,
Ein gemaltes Paradies,
Eine neue Frühlingsschöpfung,
Ein Hesperien der Magie.

Das Gedicht selbst, eine Erklärung der allegorischen Bilder, mit denen die deutschen Künstler in Rom ein dem Kronprinzen von Baiern im Frühjahr 1818 gegebenes Fest geschmückt hatten, enthält viel kräftig Gefühltes und scharf Gedachtes, und ein würdiger, ernst-frommer Geist weht in dem Ganzen. Das Gedicht: Zum Anfang, spinnt ein Bild bis zur Ermüdung aus und geräth dabei in widrigen Zwang. Das Thema ist in der ersten und letzten Strophe ausgesprochen:

Mache deinem Meister Ehre,
O Geselle, baue recht!
Wie das Maß er hat genommen,
Nimm die Kelle, baue recht!
Bau die musikal'sche Leiter
Der Gedanken himmelan,
Freimund! Deiner Liederwogen
Tongefälle baue recht!

Außerdem erwähnen wir noch von den Beiträgen des Herausgebers die Rosa Siciliana, das heißt, 72 sicilianische Stanzen, poetische Kunststückchen, theils zierlich, theils verziert, spitzfindige Liebeständelei und mitzelndes Bilderspiel. Wir wollen zwei Stanzen zur Probe geben, von denen die eine von der besten, die andre von der schlechtesten Sorte zu seyn scheint.

Komm, süße Ros', und laß uns brechen Rosen,
Eh' Lüft' und Stunden uns die Rosen brechen.
Wenn ew'ge Dauer dir versprechen Rosen,
So denk', daß unerfahrne Rosen sprechen.
Der Dorn der Lust wird nicht mehr stechen Rosen,
Wann Glut des Mittags wird die Rosen stechen.
Drum, eh' uns Lüft' und Stunden brechen Rosen,
Komm, süße Ros', und laß uns Rosen brechen.

der Stellung eingeleuchtet haben. Man kann (zu a) bisher nie wegen eines Verbrechens in Untersuchung gewesen seyn — denn etwas Anderes kann doch durch obrigkeitliche sowohl als Privatzeugnisse schwerlich ausgemittelt werden — und doch ein schauderhaftes Verbrechen begehen! Auch die Pulververschwornen waren in diesem Sinn früher unbescholtene Männer! Auf diesen Schluß läßt sich also keine sichre Widerlegung der Anklage bauen. Man kann (zu b) der allerklügste und besonnenste Mann gewesen seyn, so lange man auf dem Wege der Rechtlichkeit wandelte, und doch in dem schrecklichen Moment einer Mordthat auf die unbesonnenste, zweckwidrigste Weise handeln! Ist es etwa nie geschehen, daß sehr kluge Leute bei entstandener Feuersgefahr das Allerunbedeutendste zu retten suchten und das Wichtigste im Stiche ließen? Alle sehr aufgeregte Leidenschaften, zumal die der bösen Seite, berauben selbst die größte Klugheit und Besonnenheit auf Augenblicke der sonst noch so geübten geistigen Sehkraft! Und woher käme es denn, daß so viele Verbrechen der klügsten und raffinirtesten Verbrecher doch endlich noch entdeckt worden wären, als — weil sie, trotz ihrer Klugheit, nicht vorsichtig und zweckmäßig gehandelt hatten? Wer kann auch das Maß der nothwendigen, in allen Verhältnissen unabänderlichen Besonnenheit, Klugheit und Zweckmäßigkeit eines Menschen im Voraus bestimmen, um mit Grund zu sagen: „es ist unmöglich, daß er in diesem Fall so gehandelt haben könne, — er ist dazu viel zu klug!" Tagtäglich irrt man sich ja in solchen Urtheilen, und — man sollte auf sie die Beschuldigung eines Justizmordes gründen können? Daß (zu c) in einem großen Hause Manches, selbst mit Geräusch verbundene, par terre vorfallen kann, was die in den Etagen sich aufhaltenden Bewohner nicht hören, ist wohl unstreitig. Wenn sich nun sogar ein Dienstbote gegen, nachher als Zeugen abgehörte, Personen über den Vorfall geäußert hätte, dieser Dienstbote aber die Aeußerung leugnete; soll dann auch dieses Argument für Widerlegung der Anklage gelten? — Daß sich (zu d) aus einem Verhältniß, zumal in einer geraumen Zeit, während welcher gegen den nachherigen Angeklagten noch kein Verdacht Statt fand, alle Gegenstände, welche Verdacht zu erregen vermöchten, wegschaffen lassen, ist ja wohl leicht einzusehen. Fand man also lange Zeit nachher ein Pferdegeschirr, an dem kein Riemen fehlte, so folgt ja wohl nicht, daß dasselbe Pferdegeschirr auch zur Zeit der That an dem Orte gelegen haben müsse. Etwas Anderes wäre es, wenn das ursprüngliche Pferdegeschirr durchaus nicht hätte weggeschafft werden können, z. B. wenn der Richter unmittelbar nach der That das ganze Verhältniß inventirt hätte, und seiner Wahrnehmung kein vorhandener Gegenstand entgangen wäre (der letztere Umstand bedürfte freilich wieder eines Beweises!). Dergleichen Vertheidigungsgründe haben nur dann einen Werth, wenn die entgegenstehende Unmöglichkeit zugleich dargethan ist, z. B. die Unmöglichkeit der Fortschaffung verdächtiger Effecten. Aber leider wissen wir Juristen nur zu gut, welche mißliche Bewandniß es mit dem Beweis negativer (auf die Behauptung, daß etwas unmöglich gewesen, oder, daß es nicht geschehen sey, sich beziehender) Sätze habe. Gewöhnlich begnügen wir uns in den Beweisartikeln mit dem bloßen Anführen, „daß etwas ein negativer Satz sey," und suchen die Last des Beweises dadurch auf den Gegner zu wälzen! Negative Sätze sind gewöhnlich unendliche, grenzenlose, — mithin sehr selten erweisbare Sätze! Wenn (zu e) die in einer Anklageacte zusammengestellten Behauptungen auch nicht alle, aber nach den kleinsten Umständen, durch die Zeugenaussagen u. s. w. bestätigt werden, so folgt ja daraus nicht die Unwahrheit der ganzen Anklage! In welchen Criminalacten kommen denn nicht eine Menge Anführungen von Umständen vor, die nachher anders gefunden werden? Spricht deshalb das Dicasterium, dem die Acten zugesendet werden, den Angeklagten los? Gegen eine Person (auf welche der durch starken Verdacht Belastete den Verdacht zu schieben bemüht ist) können (zu f) nur dann obrigkeitliche Schritte geschehen, wenn gegen sie — wirklich Verdacht vorhanden ist! Erwacht der Verdacht erst nach ihrer von der Obrigkeit bewilligten Abreise, so muß er schon sehr stark seyn, wenn man sie mit Steckbriefen verfolgen, oder die Obrigkeit ihres Aufenthaltortes zu ihrer Arretirung und Zurücksendung auffordern soll. In den Rheinprovinzen sind diesfalls die Formen der Vorsicht und Bedachtsamkeit gesetzlich vorgeschrieben. Daraus also, daß eine vom Angeklagten der That beschuldigte Person nicht in Untersuchung gezogen worden sey, würde nur dann ein Vertheidigungsgrund folgen, wenn dargethan würde, daß der Entfernte sehr starken Verdacht gegen sich habe, der Angeklagte aber unverdächtig sey. Denn findet gleich starker Verdacht gegen beide statt, so folgt nur, daß vielleicht beide zugleich und im Einverständniß das Verbrechen begangen haben, nicht, daß der Angeklagte schuldlos sey. Und ist der Verdacht gegen den Entfernten als ganz unbedeutend zu betrachten, so kann ja der Angeklagte durch jene Entfernung immer nicht von der Untersuchung frei werden. Daß endlich (zu g) die Betheuerungen einer Ehegenossin *) von der Unschuld ihres Mannes gar keine Rücksicht verdiene, ist schon aus dem Art. 322 der Criminalproceßordnung zu ersehen, wo verfügt wird, daß die Ehefrau als Vertheidigungszeuge völlig unzulässig sey und gar nicht verhört werden solle, nicht zu gedenken, daß, wenn es den Angeklagten gestattet wäre, ihre Unschuld durch die Aussagen ihrer Frauen zu erweisen, fast gar keine Verurtheilung der offenbarsten Verbrecher möglich seyn würde! —

Ref. will hier nicht etwa behaupten, daß die Fonkschen Vertheidigungen blos auf solche Gründe gebaut wären; er urtheilt vielmehr zur Zeit gar nicht über den Gehalt dieser Vertheidigungen, sondern macht blos das urtheilenwollende Publicum auf eine Eigenschaft aufmerksam, welche ein gründlicher Tadler des „Schuldig" der trierschen Geschwornen unter andern auch haben müsse.

Wenn Ref. die Bemerkung gemacht hat: er wolle künftig das, was in der Fonkschen Sache von der Anklageacte eigentlich bewiesen oder nicht bewiesen sey, sogar nach der gewöhnlichen juristischen Beweistheorie prüfen, so mögen diejenigen an dieser Bemerkung kein Aergerniß nehmen, welche die Ueberzeugung der Geschwornen durchaus nicht nach künstlichen Beweistheorien beurtheilt wissen wollen. Auch dem Ref. leuchtet die Unmöglichkeit einer vollständigen gesetzlichen Beweistheorie ein, auch er ist überzeugt, daß die Ueberzeugung der Geschwornen zum Theil durch Umstände hervorgebracht werden müsse, welche keine Gesetzgebung voraussah und voraussehen konnte, durch ein Benehmen des Angeklagten und mancher Zeugen, welche nur das wirkliche (unbeschreibbare) Anschauen verdächtig machen konnte, keine in den Gesetzen mögliche Schilderung. Aber daraus folgt nicht, daß man die bei den öffentlich-mündlichen Verhandlungen stattgefundenen Zeugenaussagen, vorgelegten Urkunden, ertheilten Gutachten u. s. w. nicht einigermaßen nach der gewöhnlichen juristischen Beweistheorie beurtheilen und prüfen dürfte, vorausgesetzt nämlich, daß man sich nur nicht vermißt, die Ueberzeugung der Geschwornen blos um deswillen für unwahr erklären zu wollen, weil den vorhandenen Beweismitteln, nach unserer gewöhn-

*) Sogar nach erfolgter Scheidung s. Crim. proc. ord. Art. 322.

lichen juristischen Beweistheorie, noch etwas fehlen würde. Es ließe sich ja auch der Fall denken, daß diese Beweismittel zusammen ganz so viel wirkten, als ein (des Geständnisses entbehrender) sogenannter vollständiger künstlicher Beweis. Daß ein künstlicher Beweis — ein Beweis durch vollständige, durchgängig in einander greifende Indicien — möglich sey, behaupten geachtete Criminalrechtslehrer, z. B.:

v. Grollmann Criminalrechtswiss. §. 431.
Stübel Criminalverf. §. 1099. §. 1070.

Könnte dargethan werden, daß der gegen Fonk aus den Verhandlungen vor den trierschen Assisen hervorgegangene Beweis den Namen eines vollständigen künstlichen Beweises nach der gewöhnlichen Theorie verdiene (Ref. behauptet vorjetzt durchaus noch nichts kategorisch hierüber!), so würde dann das „Schuldig" der Geschwornen selbst in den Augen der an den Inquisitionsproceß gewöhnten Juristen gerechtfertigt erscheinen, — ein Vortheil, der für die Jury nicht gering wäre! — Fänden sich nun aber in diesem Beweis auch einige Lücken, so würde immer nicht folgen, daß die Geschwornen um deswillen eines Justizmordes anzuklagen wären! Denn welcher entfernte Beurtheiler kennt denn alle Eigenschaften der Vertheidigungszeugen, wer ihre Aufführung im Leben, ihr Benehmen bei den Verhören und Confrontationen; wer sah und beobachtete denn Hamacher und Fonk — kurz wer der Entfernten erhielt denn alle die Eindrücke, welche die Geschwornen in ihrem Gewissen und nach ihrer besten Ueberzeugung zu dem ausgesprochnen „Schuldig" bewogen haben? Freilich weicht hier Ref. himmelweit von den seichten Morgen-Abend-Mittags- und Mitternachtsblättern ab, welche nicht einmal die Hamacher-Fonksche Criminalprocedur, sondern irgend eine einseitige, aus dem bekannten Kasten Noah ins große Meer des Publicums geflogene Taube von Schrift bei ihrem über die trierschen Geschwornen ausgesprochenen Verdammungsurtheil zu Rathe gezogen haben. Aber er hofft, daß den Vernünftigen und Gemäßigten sein Princip:

„gerichtliche Behörden so lange, als sie der Gesetzwidrigkeit und Ungerechtigkeit nicht überführt sind, als heilige, der allgemeinen Verehrung würdige Institute zu betrachten, mithin über ihre Entscheidungen nur nach genauer, besonnener, kenntnißreicher Prüfung zu urtheilen, im Zweifelsfall aber stets ihre Handlungsweise, bis zum Erweis des Gegentheils, für rechtlich zu halten,"

gewiß einleuchten werde. Was sollte aus der zur Ruhe der Staaten so unentbehrlichen Achtung gegen die vom Staat angeordneten Behörden werden, wäre es jedem Flachkopf, jedem frechen Lästerer, jedem fixfingrigen Lohnschriftsteller freigegeben, sein dummes, rohes, ungeschlachtes Urtheil in die Welt hinauszustoßen, die hochachtungswürdigsten öffentlichen Beamten, die trefflichsten Einrichtungen, ja die ganze Justiz bei dem unwissenden Pöbel verdächtig zu machen und dadurch allen Gehorsam gegen obrigkeitliche Anordnungen zu untergraben? Ref. wird in seinen künftigen Betrachtungen beweisen, daß er das wahrhaft Tadelnswürdige keineswegs schont! — Aber schon aus dem Bisherigen werden unbefangene Gemüther deutlich gesehen haben, daß er keineswegs zu — den Eilpostheilern gehöre.

62.

Miscellen.

— Wir theilen hier ein Verzeichniß der zu Anfange dieses Monats in Paris herausgekommenen Stücke von Zeitschriften mit, das zur Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der Literatur dieses Zweiges dienen mag: Album, Nr. 95—101; Annales de l'agriculture Septemb.; Annales de la littérature Nr. 99—104; Annales de la médecine physiologique, Jul.; Annales de l'industrie, Nr. 30—32; Annales de mathématiques, Jul. u. Aug.; Annales des finances Nr. 14—15; Annales des mines, Bd. VII, Nr. 2; Annales du cercle médical, Sept.; Annales du Notariat, St. 231; Annales européennes de physique. Nr. 9; Annales françaises des arts, Bd. 10, St. 23—25, und Bd. 11, St. 1—3; Annales maritimes, Aug. und Sept.; Annales pontiléviennes, Nr. 7 und 8; Apis romana, Sept.; Archives du Christianisme, N. 9; Baptême du Tropique Nr. 2; Bibliothèque médicale, Aug.; Bibliothèque physico-économique, Sept.; Bulletin de la société biblique protestante, Nr. 3; Bulletin de la société de l'agriculture de l'Herault. Mai—Aug.; Bulletin de la société de Géographie, St. 2.; Bulletin de la société d'encouragement, Juni.; Bulletin des Douanes, St. 25 der 4ten Lieferung und 1—7 der 5ten; Bulletin des sciences par la société philomatique, August. La Causeuse, Nr. 12—16.; Le Conteur, Nr. 8.; Cours d'agriculture pratique Nr. 43—45; Der Katholik, Bd. V, Nr. 8.; La Foudre, St. 95—104; France chrétienne, Nr. 174—182; Galignany's Literary Gazette, Nr. 226—231. dessen Monthly Review. St. 8; Jeux du quine, St. 9—10; Journal asiatique, Nr. 3; Journal de la société de la morale chrétienne, St. 5; Journal de pharmacie, Sept.; Journal des audiences des cours publics, 1tes—4tes Heft der 5ten Lieferung; Journal des Dames et des Modes, St. 49—54; Journal des savans, August und September; Journal des Voyages, Aug. und Sept.; Journal général de la Littérature de France, Juni und Juli.; Journal général de la Littérature étrangère, Juli und August; Journal général de médecine, Nr. 309; Journal spécial des justices de paix, St. 25—28, oder Januar bis Juli 1822; Journal universel des sciences médicales, Nr. 80; Lettres Champenoises Nr. 82—85; Manuel du publiciste 1sten Bds. 3tes Heft; Mélanges de réligion, August und September; Mémoires du Muséum, 5ter Jahrg. 1stes St. Mémorial de jurisprudence du Midi, Jul.; Mémorial universel de l'industrie, St. 93—94; Mois littéraire, September; Nouveau Journal de médecine. Jul.; Nouvelles Annales cliniques de Montpellier, März; Nouvelles Annales des voyages. Jun. und Jul.; Nouvelles Tusculanes, Nr. 4 und 5; Observateur des Modes, Nr. 48—53; Petit Courrier des Dames, 3ten Bandes 12.—18 St.; Recueil général des lois et arrêts, par Sirey, St. 7 und 8; Révue encyclopédique, August; Tablettes du Cergé, August; Tablettes universelles, Aug.; The Paris Monthly Review, St. 8; Thémis, St. 20; Thimothéus, 3ter Band 3tes Stück.

— Ingram gibt eine neue Ausgabe der angelsächsischen Chronicken, mit einer englischen Uebersetzung, kritischen und erläuternden Anmerkungen, einem Wörterbuche und einer kurzen Sprachlehre der angelsächsischen Sprache, und einer genauen Karte von England während der Heptarchie heraus. Das Werk wird gewiß zunächst auch deutschen Sprachforschern willkommen seyn.

— Ein Beobachter, der den gewöhnlich im August Statt findenden feierlichen Preisvertheilungen in den zahlreichen öffentlichen Lehranstalten zu Paris in diesem Jahre beiwohnte, machte die Bemerkung, daß selbst bei diesen Vertheilungen der Parteigeist einen unseligen Einfluß hat, und die Kinder der Ultras und der Liberalen nicht nach ihren Verdiensten, sondern nach den Parteiansichten ihrer Aeltern Beifall erhalten.

134.

Digitized by Google

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 28. November 6.

Literarische Notizen aus Wien.

Der Verfasser des philosophischen Werks, das sich mit dem Versuch zur Begründung einer Total-Grund-Mathesis beschäftigt, Doctor Misley, hat den zweiten und letzten Theil seines neuen Systems, die Frucht einer fast mehr als vierzigjährigen Arbeit, bereits zum Druck fertig liegen. Da dasselbe aber, um öffentlich und im Ganzen zu erscheinen, der dazu nöthigen Kupfertafeln wegen, bedeutende Kosten erfordert, und diese noch bei weitem nicht durch die gehörige Anzahl von Subscribenten gedeckt sind, so beschäftigt sich dieser wackre Arzt, gründliche Mathematiker und scharfsinnige Denker gegenwärtig mit einer einleitenden Aufforderung an alle Philosophen und Lehrer philosophischer Wissenschaften, um den Zweck seiner Unternehmung so viel möglich deutlicher und anschaulicher zu machen, und sie dadurch anzuregen, sich mit Freimüthigkeit und Ernst darüber zu erklären und sich einer Beantwortung der Frage zu unterziehen: ob das hohe Ziel auf dem eingeschlagenen Weg, ihrer Meinung nach, wirklich erreichbar sey, ob das Resultat dem wohlwollenden Bestreben, die Philosophie und Moral, nebst den damit verwandten Wissenschaften, durch Anwendung einer maßstäblichen Ausmessung — durch Vermittlung der Total-Grund-Mathesis, fester und dauerhafter zu begründen, als bisher geschehen ist — entsprechen werde. Der Vers. tritt hier gleichsam als philosophischer Arzt auf, in der Absicht, mit der gesammten Philosophie, die er nach ihrem bisherigen Standpunct und Verfahren, nur für eine grammatikalische, eine aus hörbaren Bezeichnungen bestehende Wissenschaft erklärt, die auf keiner festen Basis beruhe, folglich zur unumstößlichen Gewißheit nie gelangen könne — eine Radicalkur vorzunehmen, ihren bisherigen Antheil von Gesundheit und Krankheit zu untersuchen, und die der letzteren unausbleiblich entspringenden Irrthümer und Antinomien zu berichtigen und auszugleichen. Er entwickelt zu diesem Ende den Gang seiner Forschungen im Allgemeinen, zeigt die Nothwendigkeit, wie die Möglichkeit, ein drittes, bisher noch nicht beachtetes Ideenreich aufzuführen u. s. w. Wenn der neue Prospectus fertig ist, wiewohl er darum doch nicht gleich im Druck erscheinen wird, soll ein möglichst gedrängter, und aus diesem Grunde wie überhaupt, eben nicht für eine ganz bequeme Arbeit zu betrachtender, Auszug erfolgen, da der Gegenstand gewiß von großem Interesse ist und alle Aufmerksamkeit verdient; diejenigen, denen ein Urtheil darüber zusteht, mögen nun das Unternehmen billigen, oder das System der Total-Grund-Mathesis für unausführbar — bestimmter zu reden, unanwendbar halten. Was die materielle Unterstützung anbetrifft, so würde allerdings ein solches Unternehmen in England leichter als in Deutschland befördert werden; um so mehr Achtung und Theilnahme verdient die unerschütterliche Beharrlichkeit des, ohnehin in seinem Brodfach so sehr beschäftigten Urhebers.

Der vierte Jahrgang des Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freiherren von Hormayr und v. Mednyansky (S. 530, Preis 12 fl. W. W.) ist bereits erschienen, wie sich denn dieses Werk unter den literarischen Vorboten des heranrückenden Jahres immer durch Pünktlichkeit und Raschheit auszuzeichnen pflegt. Mit Recht ist irgendwo gesagt worden, daß es nur die Form mit den gewöhnlichen Taschenbüchern gemein habe, sonst aber als ein bleibendes Werk für die Ehrenbilder großer Männer und der, immer mehr und mehr zerfallenden, berühmten Ritterburgen angesehen werden könne. Die Jagellonen in Ungarn, eine Fortsetzung des bereits im zweiten Jahrgang des Taschenbuchs angefangenen, mit Wladislaws Tod an dem Unglückstag bei Warna endigenden Aufsatzes, der in den Jahrbüchern der Literatur von einem competenten Richter (Matthäus von Collin) nach Verdienst gewürdigt worden, schließt mit dem Tod Isabellens, der letzten Königin der Magyaren aus dem Hause des Jagello. Die beiden Biographien: Paul von Kinis, und Graf Niklas von Salm, sprechen durch die kräftige Schilderung zweier kräftigen Charaktere an, wovon der erstere freilich, bei aller Tapferkeit und erstaunenswürdigen Leibesstärke, dennoch durch seine oft geäußerte Rohheit und an Grausamkeit grenzende Härte, das Gefühl empört. Versöhnend wirkt dagegen das Gemälde des edeln Niklas Salm, des Zeitgenossen jenes Helden. Einige Skizzen merkwürdiger Schlachten und der Belagerung von Wien sind mit sehr lebendigen Farben geschildert. Ungemein interessant ist die Mittheilung eines sogenannten Memoriale des Kaisers Maximilian I., zum Theil von seiner eignen Hand geschrieben, das sich unter den Gedenkbüchern dieses seltenen Fürsten in der Ambraser Sammlung befindet. — Unter den Beschreibungen alter Burgen, deren Entstehung sich vielleicht in die dunkle Sagenwelt verliert, tritt besonders die der Burg Tokay, der Wiege des Königs der Weine, hervor. In der Rubrik: „Ahnentafeln" finden sich die ruhmvollen Geschlechter: Aror, Werbna (um deren erste Wiege sich drei Reiche streiten), Batthyányi und Bánfy, letztere Bearbeitung vom Grafen von Mailath. — Ein poetischer Beitrag: die Willi überschrieben, ist recht gelungen. Es bezieht sich, wie mehrere dieser Art, auf die slavische Sage, daß ein als Braut gestorbenes Mädchen sich mit den Gefährtinnen, wenn ein Mann des Nachts auf freiem Felde ihnen aufstößt, seiner bemächtigt und ihn zu Tode tanzt. Der Abschnitt: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, bietet echt Erzählungen dar, die theils durch den Stoff und die Charakterzeichnung, theils durch ein reiches und kräftiges Colorit, mannichfaltig anregen und beschäftigen. Nach diesen folgt die Biographie des ausgezeichneten Gabriel Bethlen, der edel genug war, die ihm dargebotene Krone Siebenbürgens einem Anderen zu übergeben, dem er als Feldherr, Freund und Diplomat wichtige Dienste geleistet hatte, und der, wiewohl er zweimal erwählt wurde, dennoch die heilige Krone Ungarns nicht auf sein Haupt setzte. Eine Ballade in vier Gesängen, das steinerne Geld genannt, von Castelli, ist des angenehmen Contrastes wegen — ein sehr leichtes Werk.

Das Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1823, ist auch bereits erschienen. Der Herausgeber, Hr. Lembert, hat diesmal keinen Nebenbuhler. Für die Kunstverwandten wird es ein vorzügliches Interesse haben, Notizen über einige funfzig deutsche Bühnen vorzufinden. Unter den Aufsätzen sind die Beiträge zu Brockmann's Biographie (gesammelt von Hrn. Weidmann, Sohn des berühmten Komikers) um so erwünschter, weil sie zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß jenes ruhmwürdigen Künstlers gezogen sind. Die Züge aus dem Leben eines originellen Souffleurs (vom Schauspieldirector L. Schmidt eingesendet) bieten einen recht belustigenden Kontrast dar. — Der mitgetheilten Theaterstücke sind vier. Zwei davon sind hier bereits aufgeführt worden. Das erste ist die Ausführung eines, von dem beliebten Lustspieldichter Hutt hinterlassenen Fragmentes: Die Kinderschuhe, in einem Act. Das zweite ist von Castelli: Der Ehemann als Liebhaber, oder der Liebhaber als Ehemann, ebenfalls in einem Act. Das dritte in zwei Aufzügen, von Lembert: Onkel

Adam und Nichte Eva, ist unlängst in diesen Notizen erwähnt worden. Das letzte: Die Eifersucht im Traume, ein dramatischer Scherz von Ch. Kuffner, kann man diesem verdienstvollen Schriftsteller als einen Scherz gelten lassen. Den Anfang machen Probescenen aus einem Schauspiel vom Baron Zedlitz: Der Königin Ehre betitelt. Auch als Fragment macht dieser Beitrag den, wirklich mit poetischem Talent begabten Dichters den Wunsch nach der Erscheinung des Ganzen rege. Noch findet sich in diesem Jahrgang ein komisches Gedicht von Haug, das sehr gewöhnlich ist. Dann auch ein Sonettenkranz von einem gewissen Hatirsch. Das gut getroffene Brustbild des gelehrten Tonsetzers, Schriftstellers und Mitdirectors des k. k. Hoftheaters für die recitirenden Schauspiele, Hofraths von Mosel, ist diesem Jahrgang beigefügt.

Bei Heubner ist zu haben: Allgemeiner Zolltarif für den österreichischen Kaiserstaat. In groß 4., 22 Bogen; 2 fl. 20 kr. C. M. Die Karte wird besonders angekündigt werden. Man muß sich aber des Empfangs wegen an seine hiesigen Handelsfreunde und Commissionärs wenden.

Bei Mollo ist zu haben: Wiens vorzüglichste Gebäude und Monumente. Eine Sammlung von 60 Blättern in 4. Ein Blatt, fein kolorirt, 1 fl. Auf Carton — 1 fl. C. M.

Als Fortsetzung der Leitsterne auf der Bahn des Heils ist nun der vierte Band erschienen, enthaltend den geistlichen Kampf, von Laurenz Scupuli, übersetzt von J. F. Silbert. Nach dem innern Gesetz, welches die Reihenfolge dieser Leitsterne bestimmt, wird nun der Christ in der Einsamkeit, aus dem Französischen des Grasset, folgen. Fünf Mal sind also die Leitsterne bereits erschienen, in verschiedenen Sternbildern die christliche Bildung darstellend, zuerst den Weg, dann das Ziel zeigend; durch ihr drittes Erscheinen aber ermunternd, den Weg nach diesem Ziele anzutreten.

Bei Heubner ist auch der fünfte Band der Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaats, von J. B. Schels erschienen. Pränumerationspreis für den ersten bis fünften Band sammt der großen Uebersichtskarte, Oesterreichs Länder unter den Römern, ist 16 fl. 30 kr. C. M. Der Geschichte wurde eine, unsere und die Römerzeit vergleichende Erdbeschreibung, dann die große 20 Zoll hohe, 30 Zoll breite Karte vom Hauptmann Schels, welche das Bild dieser Länder in zwei so verschiedenen Epochen einander näher rückt und sie vereinigt, zum Grund gelegt. Die Gegenstände, die durch ihre Veränderungen, durch befördernde oder störende Einwirkungen, oder durch ihre fortschreitende Entwickelung das Leben und die Geschichte eines jeden Volkes, Staates, oder Landes bilden; Verfassung, Gesetz, Justiz, Religion, Kriegswesen und Kriege, Sitten, Kultur des Bodens, Künste und Wissenschaften u. s. w. sind in dieser pragmatischen Geschichte mit ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen, mit genauer chronologischer Bestimmung dargestellt. Der Vortrag ist klar.

Bei Schaumburg ist erschienen: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg, von A. Prokesch, Oberlieutenant im k. k. österreichischen Generalstabe. gr. 8. Fein Druckpapier, broschirt 3 fl. C. M. Der Verf. ein geistreicher junger Mann, der sich in den letzten Jahren in der Begleitung des Fürsten befand, gibt eine Schilderung, die das ganze Leben des Helden umfaßt, alle bisher geäußerten Meinungen berücksichtigt, eine Menge sehr interessanter Thatsachen erzählt, und besonders, was die Feldzüge von 1812, 13 und 14 betrifft, einen strategischen Ueberblick gewährt, der bisher noch nicht gegeben wurde. Die Archive des Feldmarschalls, die Mittheilungen der nächsten Freunde und Verwandten desselben, wie sein eignes Gedächtniß, waren die Quellen.

Das von Wallishauser jährlich herausgegebene Taschenbuch Aglaja, das bisher C. A. West redigirte, erscheint dies Mal, wie es heißt, von einer andern Hand geordnet.

Hr. Sievers, früher Korrespondent der wiener Zeitschrift, dann Mitarbeiter und Verfasser der Theaterkritiken, hat zwar bereits vor mehr als drei Monaten letzteres Geschäft aufgegeben, ist doch aber unlängst erst nach Italien gereist, und zwar auf Kosten der Redaction, mit der er forthin noch in literarischer Verbindung bleibt.

Vor einiger Zeit wurde die zweihundertjährige Jubelfeier des Kapuzinerklosters hier gefeiert. Die Kirche war mit Blumengewinden anmuthig geschmückt, und durch acht Tage fast strömten vom Morgen bis zum Abend die Andächtigen aus und ein, um in der Nähe des Begräbnisses der erhabenen Kaiserfamilie zu beten. Die Gemahlin des Kaisers Matthias, Anna genannt, stiftete dieses Kloster, obgleich damals schon in einer der Vorstädte ein Kloster dieses Ordens sich befand. Sie befahl auch in ihrer letzten Willensmeinung, daß ein Theil ihres Silbergeschirrs zum Altar in der Kapelle des Begräbnisses, wo sie und ihr „geliebter Herr und Gemahl" liegen würden, verwendet werden solle. Im Jahr 1618 starb die Kaiserin, im nächsten folgte ihr Matthias nach, der also der erste, in den Gewölben dieser Kirche beigesetzte österreichische Monarch ist, dessen Sarkophag in der Mitte hoch emporragt. Die Leichname beider fürstlichen Gatten wurden jedoch erst funfzehn Jahr später in die Gruft gebracht, als der durch Drangsale der Zeit verspätete Bau des Klosters vollendet war. Aus eben diesem Grund ist auch der Altar in der Kapelle nur von hartem Holz verfertigt. Der Kaiser hatte, um den letzten Willen der verewigten Kaiserin Anna zu erfüllen, den geistlichen Schatz, der sich jetzt noch in einer, eigends dazu bestimmten und mit einem Altar versehenen Schatzkammer, neben der Kapelle befindet, und größtentheils aus heiligen Reliquien besteht, übergeben und dem Kloster auf ewige Zeit verehrt. Weil aber die Ordensregel den Besitz von Gold und Silber verbietet, erlaubte Urban VIII. durch eine Bulle die Besitznahme der Hinterlassenschaft der fürstlichen Verleiherin. Bis jetzt sind 78 Glieder der kaiserlichen Familie dort versammelt, wovon die Leiche des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen zuletzt beigesetzt wurde. In der Schatzkammer befinden sich unter andern Kostbarkeiten und Seltenheiten, die bei Gelegenheit des Jubiläums gezeigt wurden: eine krystallne, mit Gold und Edelsteinen besetzte Pyramide, in deren Mitte ein Kreuzpartikel, und oben in einem goldnen Gefäße ein Tropfen des Blutes Christi enthalten ist. In einer Monstranz sieht man eine Partikel des Schweißtuches. In einer eisenbeinernen Säule ein Stückchen von der Geißelungssäule. Ein Dorn aus der Marterkrone ist in einem kleinen, mit Perlen, Rubinen und Diamanten besetzten Altar zu sehen. In einer nach orientalischem Styl verfertigten Monstranz, die sich in früheren Zeiten in der Sophienkirche zu Constantinopel befand, ist gleichfalls ein Tropfen des Blutes Christi aufbewahrt. Ferner wird gezeigt: ein Stückchen von dem Schleier, worin das Jesuskindlein eingewickelt war. Ein Finger Johannis des Täufers, in Silber eingefaßt. Ein Altar mit Figuren verziert, ganz aus Bernstein, und ein Geschenk des Churfürsten Friedrich von Brandenburg an Kaiser Leopold den Großen, weil dieser ihm zur Erlangung des königlichen Titels verhalf, u. dgl. m.

Das früher schon erwähnte Werk: Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten; im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch J. Freiherrn von Hormayr u. s. w. ist nun bestimmt angekündigt. Der Herausgeber fand sich zu diesem Unternehmen durch die oft wiederholte Klage veranlaßt: daß es Wien noch immer an einer Geschichte fehle, wie an einer befriedigenden Würdigung seiner reichen Schätze

Digitized by Google

für Kunst und Wissenschaft. Die Lesebücher von Pater Fuhrmann und Fischer sind längst veraltet. Seit der dreißigjährigen Regierung des jetzigen Monarchen ist das alte Wien ein ganz neues Wien geworden. Pezzl's Skizze ist daher nicht viel befriedigender als Küchelbecker und Reissenstuhl. Riesbeck, Nikolai, Anselmus Rabiosus, und ihr neuster Nachfolger, Jäck, gewähren weder Befriedigung noch gediegene Unterhaltung. — Aus diesem Wenigen läßt sich ungefähr auch die Tendenz dieses Werks ersehen, das auf zwei Jahrgänge berechnet ist, jeder zu XII Heften. Der erste Jahrgang weihet sich der Geschichte Wiens, von den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit. Der zweite schildert die Denkmale, die Denkwürdigkeiten, die überaus reichen Kunstschätze. Das Werk soll die hiesige treffliche Kupferstecherschule auf die interessanteste Weise beschäftigen. Es sind zum Theil dieselben Künstler in Anspruch genommen, die der Graf Laborde, Dibdin u. A. für ihre Prachtwerke in Anspruch genommen haben. Noch im Laufe dieses Jahres wird wenigstens ein Heft erscheinen, mit allem Zugehörigen ausgestattet. Anfang des kommenden Jahres geschieht die Ausgabe in Zeiträumen von 5 bis 6 Wochen, in Heften von 8 bis 10 Bogen in 8., mit 1 auch 2 Kupfern in geschmackvollem Umschlag, in der Härterschen Buchhandlung zu erhalten. Drei Hefte machen einen Band, 4 Bände den ersten Jahrgang.

Am dritten Oktober wurde zur Feier des Namenstages unsers Monarchen das neu erbaute Theater in der Josephstadt, unter Direction von G. F. Hensler, feierlich eröffnet. Dieses Theater, obwohl ein Diminutivum, kann mit den elegantesten und geschmackvollsten Deutschlands wetteifern. Die vorzüglichsten Künstler Wiens sind dabei werkthätig gewesen. Die Decorirung ist im Styl des schönen Theaters an der Wien. Auch an Bequemlichkeit fehlt es nirgends, und vor der Hand besitzt es 18 neue, sehr gelungene Decorationen. Der Zudrang war erstaunlich. Zwei Gelegenheitsstücke, von dem Theaterdichter Meisl, machten den Anfang der theatralischen Verstellungen. Das erste: Die Weihe des Hauses, führte die Gesellschaft gleichsam in die Hauptstadt und in den Kreis der andern Kunstinstitute, ein. Merkwürdig ist es, daß Beethoven hierzu eine, wie man leicht denken kann, gediegene Kompositien verfertigt hatte, und selbst dirigirte. Das zweite Stück, unter dem Titel: Das Bild des Fürsten, war zur Feier des Festes bestimmt, und das gewöhnlich bei dieser Gelegenheit angestimmte Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" auf eine glückliche Weise in die Handlung verflochten. Einige starke Längen des Vorspiels abgerechnet, hatten die Zuschauer Ursache, mit dem Ganzen zufrieden zu seyn.

Das Hoftheater nächst der k. Burg nähert sich fast täglich durch neue Acquisitionen und Ergänzungen des Personals, mehr und mehr der Vollkommenheit. Gastrollen fanden bisher nur im Einzelnen und sehr unbedeutende Statt. Mad. Lembert, die nach veränderter Direction des Operntheaters diese Bühne verließ, ist bei dem recitirenden Schauspiel angestellt und mehrmals mit Beifall aufgenommen worden. — Neue Stücke waren: Das Gasthaus zur goldnen Sonne, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Clauren. Ein mißlungenes Theaterwerk, das auch sehr mißfallen hat. Ein Schauspiel nach dem Französischen, vom Hofschauspieler Reil bearbeitet, unter dem Titel: Tranquillus, gefiel; es sollte eigentlich Renatus Cartesius heißen, denn einige Scenen aus dem Leben dieses Philosophen machen den Inhalt der, übrigens nicht sehr interessanten dramatischen Handlung aus. Die Nebenscenen dagegen sind desto interessanter ausgeführt. Ein kleines Lustspiel: Der vorsichtige Brautwerber, gleichfalls nach dem Französischen, unterhielt. Es ist leicht genug, hat aber komische Scenen. Noch gab man uns ein kleines Stück von Mad. Weissenthurn zum Besten: Ein Mann hilft dem andern. Hat die gewöhnlichen Vorzüge und Mängel dieser Verfasserin: wirksame Theatercharaktere, Bühnenkenntniß, Ungereimtheiten, komische Situationen, Localbeziehungen, einen muntern Dialog und zuweilen einen Ton, der sich mit der Weiblichkeit kaum verträgt. Nach der Darstellung ist dieses Stückchen in den kritischen Blättern die Hülle und die Fülle, in der Länge und in der Kürze besprochen worden; im Druck hat es das Transeat erhalten — (wird also weiter nicht besprochen).

Die Oper kann noch nicht recht zum Gedeihen kommen. Nach glänzender Aufnahme sind die Gastsängerinnen wieder abgezogen. Die Sonntag wird mit ihrer Mutter zu einem bleibenden Aufenthalt zurückkehren. Man soll Beide mit etwa 12 bis 13000 fl. W. W. engagirt haben. Die Sigl ist nach München zurück gegangen; die Seidler nach Berlin, mit Lorbeern reich bekränzt. Sie hat in der Folge ein bedeutendes Kunsttalent entwickelt, und die echt italienische (?) Bildung ihres Vortrags wird noch längere Zeit die Abnahme der jugendlichen Frische einer immer noch anmuthigen Stimme ersetzen. — Noch hat keine neue deutsche Oper recht behagen wollen. Einige Gastsänger hatten Unglück. Mosevius aus Breslau, und Rökl, aus Dresden, glaub ich, kommend. Beide zeigten auch weder als Schauspieler, noch als Sänger vorzügliche Talente oder Bildung. Ein junger Bassist, oder jetzt vielmehr nur Baritenist, Nestroi, der bisher als Dilettant gesungen hatte und eine angenehme, umfangreiche Stimme mit einer glücklichen Gestalt vereinigt, ist gewonnen. Ein Andrer, der bei großer Jugend eine ganz beispiellose Baßstimme besitzen soll, ein geborner Ungar, tritt nächstens auf.

Während der Anwesenheit des Kaisers von Rußland wurde das große Ballet: Alfred, mit der Musik des Grafen v. Gallenberg, neu in die Scene gesetzt und vor einer glänzenden Versammlung von Zuschauern aus den höchsten Ständen und des höchsten Ranges dargestellt.

Auf dem Theater an der Wien ist Shakspeare's: Was ihr wollt, nach Schlegel's Uebersetzung von Vogel für die Bühne, ziemlich getreu, eingerichtet, vor einiger Zeit gegeben worden; jedoch ohne Glück, wiewohl Einzelnes einigermaßen ansprach. Desto größere Fureur machte das (gymnastisch) romantische Melodrama: Timur, der Tartar-Chan, in drei Aufzügen, nach dem Englischen des Lewis, von Joseph. Die Musik von Ignaz, Ritter v. Seyfried. Dieses furiöse Schauspiel, bei welchem die hier anwesenden englischen Mimiker und die berühmte Kunstreitergesellschaft des Hrn. Tourniaire mit Verwendung ihrer besten Kräfte wirksam waren, ist 30 Mal ununterbrochen fortgegeben worden, immer mit neuen Zwischenspielen zu Pferd und zu Fuß und musikalischen Entreacten ausgestattet. Alles ist hier auf kunstreiterische Evolutionen und überraschende Wagstücke abgesehen, und manche sehen wirklich in Erstaunen. Eine, bei Gelegenheit tartarischer Spiele ausgeführte Menuet zu Pferde, erst in der Folge eingeflochten, kann musterhaft genannt werden. Es galoppiren oft Schwadronen, so scheint es, über das Theater, und Pferde stürzen zu Ende der entscheidenden Schlacht mit ihren Reitern verwundet nieder und sterben mit mimischer Virtuosität den Heldentod.

Bald darauf sah man Arnulph den Schwarzen, oder Verbrechen und Buße. Romantisches Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, von Baron de la Motte Fouqué. So stand es auf dem Zettel und wirklich ist es eine Bearbeitung des Leibeignen von dem genannten Dichter, die ich aber noch nicht kenne. Schlecht mag das Original seyn, aber sicher ist es nicht in bessere Hände gerathen. Wenigstens hätte der Bearbeiter einige Sorgfalt für den beliebten Dichter tragen sollen, wenn es ihm, wie zuweilen dem guten alten Homer, ergangen ist. Das heiß ich mir eine romantische Langweiligkeit, mit einem Unsinn von Diction verbunden! Es kann als ein ernsthaftes Seitenstück zu dem komischen Product des Hrn. Clauren be-

by Google

trachtet werden. Dort artet die Komik zuweilen in lästigen Ernst aus; hier fällt der Ernst meist ins Komische.

Die Gebrüder Wehrer — Anton und Max, ersterer Violinspieler, letzterer Virtuos auf dem Cello — haben sich in drei Concerten hören lassen. Wohl ist der zweite ein ausgezeichneter Virtuos auf seinem Instrument, der mit den ersten seiner Kunstgenossen unbedenklich sich vergleichen darf. Ton und Strich, Fertigkeit und Kraft, sind in hohem Grad vorzüglich. Er wird schwerlich einen andern Nebenbuhler, als den berühmten Romberg, haben. Beide zeichnen sich noch durch besondere Vorzüge aus. Das kunstliebende und kunstverständige Publikum würdigte die Meisterschaft des Künstlers gerecht und unparteiisch. Der Ton des Violinisten ist etwas schwach und sein Vortrag weniger glänzend; dennoch spielt er mit Leichtigkeit und Anmuth, und scheint lieber mit dem Bruder vereinigt zu wirken. Diese Zusammenwirkung ist trefflich.

Das oben erwähnte kleine Lustspiel von Madame Weißenthurn, das im Druck nur ein Transeat erhalten hat, erinnert mich an die, im vorigen Monat mit gleicher Einschränkung belegten ausländischen Werke; nämlich: Ammon's Magazin für christliche Prediger. 6. B. 2 St. Becker's allgemeine Weltgeschichte und kleine Erdbeschreibung. Zweite Auflage. Blasche's Handbuch der Erziehungswissenschaft. 1. Abtheilung. Bobbe Auswahl vermischter Aufsätze und Gedichte. Concordia. 1. Jahrgang. *Prospectus* Theologiae dogmaticae et Historiae dogmatum. Autore C. G. Hering. Exposition de la foi Musulmane, Traduite du Turc par Garein de Tassy. Giseke's Gesetz des Herrn. Volkserbauungsbuch in gebundner Rede. Geiste's Geschichte einer Schullehrergesellschaft in Churhessen. Predigten von Große. Veranlaßt durch Umstände der Zeit ꝛc. Heliodor's Theogenes und Chariklea. Uebersetzt von Göttling. Predigt am Fest der Vereinigung der evangelischen Kirchen im Großherzogthum Baden, von Karbach. Harmlose (?) Bemerkungen auf einer Reise über Petersburg — bis Jassy. Krüger's Geschichte der Urwelt. 1. Theil. Künste und Geheimnisse — für jeden Hausvater und jede Hausmutter zu wissen nöthig. 3. Auflage. Lippold's geographische Gemälde für die Jugend. Moser's Briefsammlung für Kinder gebildeter Aeltern. Müchler's Anekdotenalmanach auf das Jahr 1823. Neuber's Gedichte und dessen sämmtliche Dichtungen. 1. Bändchen. Liebe, Geheimniß und Aberglaube. Nach dem Engl. der Mrs. Opie, von Müller. Poëmata et orationes Joh. Lunblad. Tom. 1. Poètes français etc. Tomes 32. 33 et 37. Die Irr- und Winkelzüge auf dem Felde der Grammatik, Logik u. s. w., von Schatt. Spurzheim's Versuch über die moralische und intellectuelle Natur des Menschen. Der rechte Standpunct. Abschiedswort an die Leser des Magazins für christliche Prediger. Zaubergaben. Ein Kranz romantischer Dichtungen. 1. Band.

Die in Mailand und Venedig censirten Bücher haben alle das Admittitur, und sehr wenigen ist ein Om. del. oder Corr. corr. beigefügt. Es betrifft jedoch schon im Monat Juli erledigte Schriften. — Das Juliusheft, des von einigen hiesigen Scriblern und Dichterlingen (von den soliden Mitarbeitern ist nicht die Rede) so oft gepriesenen Kranzes hat nur ein Transeat erhalten. Eben so Nr. 68 bis 71 der berüchtigten Pannonia, die sich unlängst an der, ebenfalls seit einiger Zeit in etlichen auswärtigen Blättern sehr herausgestrichenen, hiesigen Theaterzeitung und ihrem Herausgeber versündigt hat. 39.

Aus Paris.

Die geringe Anzahl vorzüglicher Gemälde in der letzten Kunstausstellung zu Paris hat die Beschauer ein wenig in ihren Erwartungen getäuscht. Wenn man weiß, daß nur ein Jahr um das andere eine Ausstellung Statt findet, so kann man wohl, wie es geschehen ist, auf den Gedanken kommen, daß die Kunst in Frankreich im Rückschreiten sey. Pariser Journale haben wirklich nach den Ursachen dieses plötzlichen Verfalles, den man zu erkennen glaubte, geforscht. Freilich würde zu einer genauen Erörterung dieses Umstandes, vorerst genau zu bestimmen seyn, auf welchem Standpuncte die französische Kunst, in einem gegebenen Zeitpuncte, wie bei der Wiederherstellung des alten Herrscherstammes, überhaupt gestanden; eine Frage, die zu umfassend ist, als daß sie hier erwogen werden könnte, und deren Beantwortung außer Frankreich anders als in Frankreich ausfallen möchte. Vom Ertrage eines Jahrs auf den Zustand der Kunst in Frankreich zu schließen, würde ohne Zweifel unbillig seyn. Die gegenwärtige Regierung verwendet nicht so viele Summen auf den Ankauf historischer Gemälde, als die kaiserliche, und man entschuldigt sie damit, daß sie genöthigt sey, sich an die Kammer zu wenden, wenn sie Geld brauche, was Napoleon überflüßig gefunden habe. Bei der erörterten Frage über die Ursachen des behaupteten Kunstverfalls ging man so weit, die Tüchtigkeit des Grafen Forbin zu bezweifeln, der als Director des königlichen Museums so viel Einfluß auf die Arbeiten der Künstler hat, und statt seiner den Maler Gerard zu jener Stelle vorzuschlagen. — Nicht alle vorzüglichen Künstler haben übrigens zur Ausstellung beigetragen, aber wer etwas dazu spendete, hat Würdiges gegeben. Gerard lieferte so treffliche Bildnisse als diejenigen waren, wofür die fremden Monarchen ihm zwanzig bis dreißig tausend Franken bezahlt hatten. Seine Corinna auf dem Vorgebirge Misenum zog alle Blicke auf sich. Schade nur, daß der Künstler, um Corinnas Gestalt im glänzendsten Licht erscheinen zu lassen, fast alle übrigen Theile des Bildes vernachlässigt hat. Die begeisterte Improvisatorin sitzt auf einem Felsen an der Küste, mit dem linken Arm die Lyra haltend, und einen Blick zum Himmel richtend, worin der dichterische Geist kräftig ausgedrückt ist. Die Nacht beginnt anzubrechen. Oswald und ein Albanier, nebst andern Personen horchen entzückt auf den Gesang der Dichterin. Diese Gestalten sind im Schatten. Auf Corinna allein fällt ein glänzendes Licht. Stellung, Gestalt, alles ist schön, nur vielleicht nicht die Züge, die schwerlich poetisch und idealisch genug sind, da der Künstler denselben einige Aehnlichkeit mit Frau von Stael zu geben gesucht hat. Prinz August von Preußen gab während seines Aufenthalts in Paris dem Künstler den ersten Gedanken zu einem Bilde, worin Frau von Stael als Corinna dargestellt werden sollte, ein Charakter, den sie mit so glühender Phantasie geschildert hat. Als das Gemälde vollendet war, schenkte es Prinz August der, wegen ihrer Schönheit einst so berühmten Frau Recamier, mit welcher er zu gleicher Zeit bei Frau von Stael in Copet sich aufgehalten hatte, und die jetzt abgeschieden von der Welt in der alten Abbaye aux bois, in der Mitte einiger bejahrten Nonnen lebt. Frau von Recamier schenkte dagegen dem Prinzen die Nachbildung eines Bildnisses der Frau von Stael, das Gerard nach deren Tode gemalt hatte. Das Original besitzt die Herzogin von Broglie. Eine verkleinerte Nachbildung der Corinna macht Gerard späterhin für den König von Frankreich. Er hat darin noch einen Lazzarone angebracht, der die Gruppe der auf die Dichterin horchenden Gestalten glücklich abrundet. 48.

Miscellen.

— Caussin de Perceval, Professer der arabischen Sprache in Paris, hat aus den Jahrbüchern des türkischen Geschichtschreibers Vassif Esendi die Geschichte des Kriegs zwischen den Türken und Russen von 1769—1774 (Précis historique de la Guerre des Turcs contre les Russes etc.) gezogen. Vassif war Augenzeuge der meisten Begebenheiten, die er erzählt, und er zeigt sich überall unparteiisch und wahrhaft. 134.

Digitized by Google

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 256.

7. November 1822.

Vanderbourg über Lord Byron.

Zweiter Artikel.

Obschon die später erschienene Tragödie Byron's: Marino Faliero, nicht mit in der Sammlung seiner Werke begriffen ist, deren Ausgabe diesen Artikel veranlaßt, so glauben wir doch, ehe wir noch zur genauern Prüfung der gemeldeten Dichtungen, so wie der Poesie des Vfs. überhaupt übergehen, auch ihrer hier gedenken zu können.

Daß dieses Stück sowohl in seiner eigentlichen Gestalt auf der Bühne zu London, so wie in der verunglückten Nachbildung auf einem Theater in Paris gar keinen Beifall gefunden hat, darf dem Vf. keineswegs zugerechnet werden, denn es ist bekannt genug, daß er es nicht für die Bühne schrieb, ja dessen Aufführung ausdrücklich verbat, und, als solche dennoch in London Statt fand, den Theaterdirecter gerichtlich deswegen belangen ließ. Die Aeußerung zu seiner Vorrede zu diesem Stück, laut welcher er bekennt, wie es ihm unbegreiflich ist, wie ein Mann, dem an seinem Ruhme etwas gelegen, sich entschließen könne, für eine versammelte Menge zu arbeiten, in deren Willen es jeden Augenblick steht, ihn fallen zu lassen, beweist hinreichend, daß er nicht nach dem Kranz hat greifen wollen, welcher im Beifall des Publicums für dramatische Dichter blüht, und wie sehr es ihn schmerzte, daß man ihn dennoch auf die wandelbaren Bretter brachte. Seine Absicht bei Abfassung dieser Tragödie war übrigens, ein Drama aufzustellen, das weniger bunt durcheinander wäre, als dies gewöhnlich bei dieser Art Dichtungen in England der Fall ist, und man kann sagen, daß ihm dies durch die ziemliche Beobachtung der bekannten drei Einheiten auch halb und halb gelungen ist. Zwar verändert sich die Scene oft genug, sogar während der Acte (man vergesse nicht, daß hier ein französischer Kunstrichter spricht), aber die Handlung bleibt doch wenigstens innerhalb eines Ortes (Venedig), und die Zeit ist noch besser beobachtet, wenn schon, um dieses thun zu können, der Dichter sich genöthigt sah, die Begebenheiten ein wenig stark zusammenzupressen. Was aber die Einheit der Handlung betrifft, so ist diese am genauesten gehalten, womit wir übrigens nicht sagen wollen, daß nicht auch manche strenge Kritiker *) auch hier an noch mehreres auszusetzen finden möchten.

*) À la Boileau z. B.

Betrachten wir lieber das Wesentliche, ob nämlich der Dichter, trotz der Beobachtung der Aristotelischen Einheiten, nicht in das Schicksal verfallen ist, welches dem Abbé d'Aubignac mit seiner Zenobia einst begegnete, und worüber der Prinz von Condé sich witzig äußerte: „Je sais bon gré a Monsieur l'Abbé d'avoir si bien suivi les règles d'Aristote, mais je ne pardonne point aux règles d'Aristote d'avoir fait faire à l'Abbé une si mechante tragédie.“

Die Begebenheit, welche der Vf. schildert, trug sich im Jahre 1355 in Venedig zu. Sein Held, Marino Faliero, der Sprößling einer alten Familie dieses Staates, die der Republik bereits zwei Dogen gegeben hatte, wurde im achtzigsten Jahre zum Doge erwählt. Nachgesucht hatte er diese Würde nicht, sondern sie wurde ihm zur Belohnung vieler Verdienste, sowohl im bürgerlichen Verkehre, als auf dem Felde des Kriegs, zuerkannt. Bei einem Feste, welches Faliero einige Monate nach seiner Erhebung gibt, beleidigt ein junger Patrizier, Michael Steno, eine der Frauen der Gemahlin des Dogen, der, darüber erzürnt, den jungen Mann aus dem Palast jagen läßt. Um sich zu rächen, heftet Steno ein Paar ehrenrührige, die noch sehr junge und schöne Gemahlin Marinos betreffende Zeilen auf den herzoglichen Stuhl des Doge, und dieser will ihn nun dafür vor den Avogadores zur Strafe ziehen, die aber die Sache nicht annehmen und sie an den Rath der Vierzig weisen, von dem der Beklagte selbst ein Mitglied ist. Hiermit beginnt die Handlung.

Im ersten Acte erfährt Marino, daß Steno nur zu einer Haft von einem Monat verurtheilt ist (die Geschichte sagt, zu einem Jahre. Der Dichter änderte dies aber, um den Unwillen des Doge mehr zu motiviren), und geräth darüber in heftigen Zorn, der so weit geht, daß er in starke Verwünschungen gegen sein Vaterland ausbricht. Wir gestehen, daß uns dies ein wenig kindisch von dem alten Herrn vorkömmt, der um einer im Grunde doch so wenig bedeutenden Ursache ein solches Aufheben macht und sich durch kein Zureden von Seiten seines Neffen will besänftigen lassen. Als nun der Neffe den Doge verlassen, kommt Israel Bertuccio, der Aufseher des Arsenals, um sich bei Faliero über eine auch ihm widerfahrene Beleidigung zu beschweren; und da er den Herzog in einer Stimmung findet, die der seinigen ganz entspricht, so zögert er nicht, sich ihm als Haupt einer Verschwörung gegen die bestehende Verfassung zu entdecken und den Doge selbst zum Bei-

tritt einzuladen, was denn dieser auch — merkwürdig genug für ein Staatsoberhaupt — sogleich annimmt und verspricht, um Mitternacht in der Versammlung der Verbündeten sich einführen zu lassen.

Der zweite Act zerfällt in zwei Theile. Im ersten wird uns der Charakter des Doge und der seiner Gattin, Angiolina, näher geschildert. Letztere ist sehr weise, sehr tugendhaft und so wenig nachtragend, daß sie meint, Steno sey schon hinreichend durch die Entdeckung selbst bestraft. Ihr Gemahl bleibt aber anderer Meinung, doch zeigt auch er, trotz seines blinden Zornes, in dieser Unterhaltung recht großmüthige und edle Gesinnungen. In der zweiten Abtheilung erfahren wir durch Israel und einen gewissen Philipp Calendaro das Genauere über die Verschworenen, ihre Kräfte und Mittel; auch meldet Israel, daß die Sache mit dem nächsten Tage losbrechen wird, und zeigt dem Calendaro noch den Beitritt eines neuen Bundesgenossen an, dessen Theilnahme den glücklichen Erfolg, wie er hofft, sehr sichert.

Im dritten Act finden wir die Verschworenen unter dem Vorsitze Calendaros versammelt. Israel ist abwesend. Man faßt hier, trotz den Gegenvorstellungen eines gewissen Bertrand, der sich dadurch beinahe verdächtig macht, den Beschluß, alle Nobilis zu ermorden. Plötzlich tritt der Doge vermummt und durch Israel geführt in den Saal. Als er sich entdeckt, glauben sich die Verschworenen verrathen und wollen über ihn und Bertuccio herfallen, aber Faliero spricht so eindringlich zu ihnen, daß sie ihn alsbald mit lautem Freudenruf begrüßen und ihn zum Chef der Unternehmung machen. Es wird nun verabredet daß der Doge mit anbrechendem Tage die Glocke des St. Markus Thurmes soll läuten lassen, welches das Signal für alle Nobili ist, sich im Palaste zu versammeln, und daß dann die verschiedenen Abtheilungen der Verschworenen unter dem Geschrei, die genuesische Flotte zeige sich, herbei stürzen und die waffenlosen Patrizier ermorden sollen. Bertrand fängt noch einmal an, zu Gunsten der Schuldlosen unter den Opfern zu sprechen, aber Faliero, dem die Entscheidung übertragen wird, bestimmt, nach einigen wehmüthigen Erinnerungen an vier seiner Freunde unter den Edeln, daß Alle ohne Ausnahme fallen sollen.

Der vierte Act zerfällt wieder, wie der zweite, in zwei Theile. Zuerst sehen wir uns im Palaste des Patrizier Lioni, der eben von einem glänzenden Feste heimkehrt, das er sehr lebhaft schildert, und sich dann in eine ungemein schöne Beschreibung Venedigs und dessen Größe ergießt, das vor ihm ruhig im milden Lichte des Mondes liegt. Ein Fremder wird ihm gemeldet, der ihn dringend zu sprechen verlangt. Es ist jener Bertrand, welcher sich in der Versammlung der Verschworenen umsonst bemühte, Einigen das Leben zu sichern. Es ist diesem Manne besonders um Lioni zu thun, den er nun beschwört, am nächsten Tage nicht auszugehen. Der Patrizier will wissen, warum? und erhält nun nach und nach durch mehrfaches Hin- und Herreden Licht über den ganzen Plan der Aufrührer, ohne jedoch ihre Namen zu erfahren. Sein Entschluß ist bald gefaßt. Er hält Bertrand fest und führt ihn zu Gradanigo, einem der Weisen der Republik; der Dichter versetzt uns aber nun wieder in den herzoglichen Palast. Der Doge gibt hier noch seine letzten Befehle an seinen Neffen, und schickt dann fort um den Verschworenen von St. Markus aus das verabredete Zeichen zu geben. Kaum ist Israel Bertuccio mit diesem Auftrage fort, so tritt ein Officier der Republik ein, den Doge als Verräther im Namen des Staates zu verhaften. Schrecken ergreift den Herzog, doch verliert er noch nicht den Muth; durch allerlei Winkelzüge sucht er Zeit zu gewinnen, hoffend, die St. Markus Glocke werde ertönen. Wirklich geschieht dies auch, aber der Officier sendet sogleich eine Abtheilung seiner Leute fort, und bald kehren diese mit dem gleichfalls gefangenen Neffen Faliero's zurück. Beide werden nun in besondere Zimmer abgeführt.

Dieser zweite Theil des vierten Acts enthält die schönsten Stellen des ganzen Werks. Die ungeduldige Erwartung des Doge, seine Beklommenheit, seine Reue, der Schreck, der ihn ergreift, als der Officier eintritt, ihn zu verhaften, den Triumph, welchen er fühlt, als endlich die verhängnißvolle Glocke tönt, seine Verzweiflung, als er alles verloren sieht, bilden zusammen in ihrer echt poetischen Ausführung ein wahrhaft schönes Ganze, von großer Wirkung.

Anders zeigt sich der fünfte Act. Er bietet einen Criminal-Proceß und Execution dar. Eine außerordentliche Commission (Junta hier genannt) richtet über Israel und Calendaro. Beide verharren bei einem hartnäckigen Schweigen, trotzen ihren Richtern und werden, mit Knebeln im Munde, zum Tode geführt. Nun tritt der Doge vor die Schranken und zeigt nicht weniger Muth wie seine Genossen, auch wird er, wie sie, in Gegenwart seiner Gattin, die umsonst für ihn um Gnade fleht, verurtheilt. Das Einzige, was man ihm gewährt, ist Zeit, um sich auf seine letzte Stunde zu bereiten und Abschied von Angiolina zu nehmen; dann wird er mit aller möglichen Achtung zum Tode geführt, und man läßt ihm sogar bis an die Treppe des Schaffots den herzoglichen Hut. Auf der Richtstätte selbst (innerhalb des Palastes, dessen Gitterthore geschlossen sind) hat er noch einmal Freiheit zu sprechen, und er bedient sich derselben, um die schrecklichsten Verwünschungen gegen Venedig auszustoßen und den künftigen Untergang dieses Staates, so wie wir ihn erlebt haben, vorher zu sagen; dann läßt er sich auf die Knie nieder, befiehlt dem Nachrichter seines Amtes zu warten, dieser schwingt das Schwert und — die Scene verändert sich.

In der That muß man es dem edlen Lord Dank wissen, daß er das Köpfen nicht selbst noch vor sich gehen ließ, denn an Vorbereitungen, die dazu dienen können, das Gemüth zu erschüttern, fehlt es nicht; damit aber von diesen schönen Gegenständen ja so wenig wie möglich verloren gehe, entschließt er sich sogar die

Handlung im Fortschreiten der Dichtung sich rückwärts bewegen zu lassen. Wenn nämlich der Scharfrichter den Stahl geschwungen und die Scene sich verwandelt hat, so sieht man sich auf dem Platze vor dem Palast, wo das Volk versammelt ist, das sich neugierig, erschrocken und theilnehmend um die geschlossenen Gitter drangt, das Schreckliche zu schauen. Einer erzählt hier dem Andern was er sieht, wie der Herzogshut dem Doge abgenommen wird, was er für Bewegungen bei seiner letzten Rede macht, wie der Nachrichter sich anschickt, den mörderlichen Streich zu thun, endlich — wie des Dogen blutiges Haupt auf die Erde fällt. — — Erst hiermit endet das Ganze.

(Der Beschluß folgt.)

Beruhigungen des Unwissenden.

(Beschluß aus No. 253.)

Greifen vollends Vertreter wissenschaftlicher Kenntnisse, wie hell übrigens ihr Blick seyn mag, zu den nämlichen Waffen, die sie frommen Eiferern mit Recht übel deuten; wollen auch sie verfolgen, verurtheilen, ihre Weisheit für alleinseligmachend erklären — freilich allein! allein für sie! — wollen sie freie Menschen zwingen, sie zu verstehn, zu bewundern und fremder Ueberzeugung die eigne aufzuopfern, so hätten diese ja nur den Herrn vertauscht, nicht die Knechtschaft aufgegeben; so verkennen jene, im Rausch der Gelehrsamkeit, alle Eigenthümlichkeiten unsrer Natur, vergessen,

daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt,

die köstliche Gabe, in deren Besitz sie sich glücklich fühlen; der Ring, welchen sie vom Vater selbst erhalten, bleibt ja in unverdunkeltem Werth für sie, ob auch ihre Brüder vom Vater nicht unbedacht blieben.

Sichtlich will der Vater
Die Tyrannei nur eines Rings nicht
In seinem großen Hause dulden; und gewiß
Er liebt uns alle, liebt uns alle gleich,
Indem er diesen ja nicht drücken möge,
Um jenen zu begünstigen. Wohlan!
Glaubt jeder seinen Ring von seinem Vater,
So hatte jeder seinen Ring den besten,
So strebe jeder von uns um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an'n Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
Zu Hülf' und warte ruhig der Entscheidung
Des Richters, der allein unfehlbar ist!

Scheint Vielgläubigen Gewinn, Sprachgebrauch, Zahlenkunst und Denklehre zu überschreiten, um von der Gottheit aussagen zu können, was Niemand versteht; reden sie von der Nothwendigkeit, den zürnenden Gerechten durch das Leiden eines Schuldlosen, wohl gar eines Gliedes seiner Selbstheit zu befriedigen, von Zurechnung fremder Schuld, von Rechtfertigung durch fremdes Verdienst, von Zauberwirksamkeit sinnbildlicher Handlungen u. s. w., so erkenne ich zwar den Felsengrund auch dieses Glaubens, aber eben so deutlich erkenne ich zugleich, daß mir versagt ward, ihn zu erreichen. Nicht weil ich meine Vernunft für unfehlbar halte, — jeder Tag belehrt sie und mich vom Gegentheil — sondern weil mir unmöglich ist, irgend etwas nicht blos mit den Lippen zu bekennen, dem sie ihre Einwilligung entzieht. Das jüngste Gericht geht in mir jeden Augenblick vor sich, denn mir ahndet, in jedem Augenblicke vor Gott zu stehn. Gefällt es ihm aber, jemals durch eine andre Stimme zu mir zu reden, als durch eine menschliche; gefällt es dem, der mein Inneres tiefer durchschaut, als ich, ausgesprochene Rechenschaft von den Gründen meiner Ansicht zu begehren: was hätte ich anzuführen, als daß ich nach dem Maaße der mir gewordenen Eigenthümlichkeit, nicht anders meinen könne, als ich gemeint? Wo ich zweifeln mußte, hab ich gezweifelt, wo ich glauben durfte, geglaubt. Andre Bildung, andre Umgebungen würden mir andre Begriffe gegeben haben. Der Teufel, wie ihn seine Bekannten darstellen, war sicherlich kein Ungläubiger, kein Zweifler; denn er hatte gesehn und erlebt, was ich mir nur erzählen lassen: ich finde jedoch nicht, daß ihm sein Glaube zur Gerechtigkeit angerechnet worden. Die Teufel, heißt es, glauben auch und zittern!

Menschliche Willensfreiheit ist so vielen Zweifeln ausgesetzt, daß Milton sie zu den Gegenständen zählt, an denen höhere Geister irre geworden.

Auf abgelegnem Hügel forschten Sprecher
Von hehrem kühnen Sinn, nach Vorsehung,
Nach Wissen um die Zukunft, Willen, Schicksal,
Voraus bestimmtem Schicksal, freiem Willen,
Und unbedingtem Wissen um die Zukunft.
Unendlich ward der Streit, der Blick verlor sich!

Auch hier jedoch mag der schlichte Verstand sich zurecht fühlen, indem der grübelnde umherschweift. Wenn nämlich diese Freiheit, vernunftbegabten Wesen beigelegt, nichts anders bezeichnet als das Vermögen, Entschlüsse nach inneren und äußeren Verhältnissen zu prüfen, zu bestimmen und Besseres dem Schlechteren, Pflicht dem Verbrechen vorzuziehen, so läßt sich dem Menschen, der in seinen Busen greift, der Glaube schwerlich wegvernünfteln, er besitze und übe dieses Vermögen. Wer es ihm abspricht, mag sehen, wie er Tugend von Laster, Schuld von Unschuld, unterscheiden will; mag die Frage beantworten, ob der Weltbürger, dessen Daseyn von gesellschaftlichen Verhältnissen abhängt, einen Augenblick der Sicherheit finden könne, wenn alle hergebrachten Begriffe von Recht und Unrecht aus der Gesellschaft verschwunden sind. Nach blinder, unbegründeter Willkür handeln dürfen, heißt nicht frei seyn, sondern toll. Erlaubt sich menschliche Vorstellung, dem Glanz unzertrennter Vollkommenheit nicht gewachsen, aus Bedürfniß ihrer Schwäche, den Strahl der Gottheit zu spalten, und was in ihr unauflöslich verbunden ist, einzeln zu denken, so erblickt sie, selbst die erhabenste Freiheit des göttlichen Willens, da keine Ungerechtigkeit dadurch angedeutet werden soll, in dem unbeschränkten Vermögen, den Eingebungen untrüglicher Vernunft zu folgen. Was dieser widersprechen würde, ist sogar dem höchsten Willen untersagt.

Eine traurige Erfahrung scheint durch die ganze beglaubigte Geschichte zu gehn, als sey das Leben des Menschen so ausschließlich der Entwicklung seines Verstandes bestimmt, daß von ihr allein das Glück der Einzelnen und der Völker abhänge, daß weder Recht noch Tugend im Kampf mit Laster und Unrecht obsiegen könne, wenn diese, bei übrigens nicht zu ungleichen Kräften, jene an Geschicklichkeit übertreffen. Ich leugne nicht unbedingt, was die letzten Augenblicke des letzten Römers verbitterte. Der Wirklichkeit Heimath ist nicht das Land schöner Träume. Die redlichste Gesinnung muß nicht die Hoffnung aufgeben, die bewährte Gewalt der Dinge umzuschaffen und Unternehmungen gelingen zu sehen, bei welchen sie alle Vorschriften der Klugheit überhört. Wähnt sie erfüllt zu haben, was ihr obliegt, wenn sie sich mit der Frage abgefunden, ob etwas gut genannt werden möge, ohne zu prüfen, ob es auch thunlich sey und gerathen; verkennt sie ihre Zeit und ihre Kraft, verblendet sie sich über die Wahl ihrer Mittel und Gehülfen, so muß in einer Welt nothwendiger Folgen, die Aussaat der Thorheit Früchte des Verderbens tragen, und was übel war, schlimmer machen. Strebt jedoch den Rechtschaffenen das Bewußtseyn, keine jener Pflichten verletzt zu haben, so wird er sich stärker fühlen, als sein Unglück, oder verdient wenigstens, sich so zu fühlen. Vornämlich

aber muß menschliche Vernunft sich bescheiden, ihr komme nicht zu, die Wege der höchsten Weisheit mit ihrer Spanne abzumessen und vorzuschreiben, was die zulassen oder zurückweisen sollen. Nicht alles ist wahrhaft gut, woran wir Kurzsichtigen diesen Namen verschwenden, und selbst das Unzweifelhafte, die entschiedne Tugend darf nicht immer von schäumenden Glückseligungen begleitet seyn, damit sie ihr wesentliches Verdienst, ihre Würde nicht einbüße, und von allen Einflüsterungen des Eigennutzes unabhängig bleibe. Auf der andern Seite begründet jedes Ergebniß, dessen entfernten Wirkungen ich nachgehen kann, das altsokratische — Vorurtheil, wie man will, unerschütterlich in mir, jedes Einzelnen und jeder Gesammtheit wahrer Vortheil, bleibendes Glück, möglichste Fortdauer angenehmer Empfindungen, ohne Ruhe der Seele und des Gewissens unerreichbar, sey von Recht und Tugend durchaus nicht zu scheiden, und jegliche Uebertretung beider räche sich in ihren Folgen an dem Uebertreter. Ich sehe nichts, was mich bewegen müßte, diese Ueberzeugung mit der entgegengesetzten zu vertauschen, die sicherlich nicht erweislicher ist. Vielmehr überredet mich alles, einzig die allgemeine Anerkennung und Beobachtung des erwähnten Heischesatzes könne den sittlichen Bestand der Welt vollenden. Aber wir leben gewiß nicht in der Welt der Vollendung, höchstens in einer ihrer Vorschulen. Die Erziehung unsers Geschlechts macht sich langsam, scheint oft zu stocken, nicht selten zurückzugehn. Ist das anders möglich unter Wesen, die nicht Einförmigkeit, die eigne, leicht verwirrte Ansicht leitet, und oft mißverstandenes Bedürfniß? Besteht jedoch aus Einzelnen das Volk, und aus Völkern die Welt, und können weder Volk noch Welt im Ganzen besser werden, bevor die überwiegende Mehrheit ihrer Bestandtheile besser geworden ist; so folgt daraus die Verbindlichkeit für jeden Einzelnen, der doch mehr Macht über sich hat, als über Andre, das Vermögen der Besserung zu üben, wo ihm am wenigsten Einhalt geschehen kann, und die Hoffnung, durch diese gelungene Wirksamkeit auch seiner Umgebung zu nützen. Beschäftigung vollauf, um die Sorge für das Ganze der Erhalterin des Ganzen ohne Neid überlassen zu dürfen.

Gegen nichts sichert uns das Zeugniß der Sinne mehr, als gegen die Furcht, in der großen Haushaltung der Natur gehe irgend etwas verloren. Von tausend Zungen, aus jedem ihrer Gesetze, dessen Auffassung uns gelingt, ertönt der Zuruf:

Nichts von dem, was du siehst, wird vernichtet, und alles verwandelt! Von dem ersten Augenblicke, wo sich der Faden eines Daseyns dem Beobachter offenbart, bis zu dem, wo er sich ihm entzieht, trägt er den Stempel der Fortbildung und Läuterung, und wir können auch den Menschen, wie andern körperlichen Stoff, wenn die gegenwärtige Verbindung seiner Theile gelöst ist, bis dahin begleiten, wo jeder derselben in Staub zerfällt, und sich mit der allgemeinen Mutter zu neuer Belebung vereinigt; obgleich unsere alberne Erfindung der Särge diese freundliche Auferstehung zum Licht des Tages unter Blumen und Gräsern, so lange sie kann, in nächtliche Klüfte, unter niedrigem Gewürm, festzuhalten strebt. Aber untadelhafte Wißbegier forscht weiter. Wir erkennen, daß die Spur der Denkkraft nur so lange am Menschen bemerklich ist, als das unsichtbare Band nicht zerreißt, welches seine Theile zusammenhält und Leben genannt wird. Sie allein bestimmt unsre Persönlichkeit und gewährt uns Bewußtseyn, als Kind, Mann und Greis der nämliche Mensch gewesen zu seyn. Ist nun diese Kraft etwas anders, als vergängliches Vermögen des Körpers? etwas, das ihn nur bewohnt, von ihm bedient, vielleicht in ihm ausgebildet wird, ohne unwiderruflich an ihn gefesselt zu seyn? Dauert sie fort, wenn ihr körperliches Gewand zerfällt? Wird ihr ein vollkommneres zu Theil, oder bedarf sie auch des verklärten nicht mehr? Ich weiß nicht. Meine Anspruchslosigkeit vermißt dieses Wissen nicht einmal. Gott allein weiß und vollzieht das Beste. Laute Stimmen erklären sich für die unendliche Fortdauer des nämlichen Bewußtseyns. Sie behaupten, ohne dieselbe könne weder der göttlichen Gerechtigkeit, noch Gnade genug geschehen. Sie wollen die Lieben, von denen sie hier sich scheiden müssen, in vollkommnerem Zustande wiedererkennen. Das alles läßt sich rechtfertigen. Sollen die Ketten meines jetzigen Bewußtseyns für unauflöslich gelten, so könnt ich sogar die Wünsche meiner Vorfahren theilen, und thierische Freunde, deren ganzes Herz keinen werthern Gegenstand hatte, als mich, in einem künftigen Leben mit Vergnügen begrüßen. Möglich jedoch, daß sich die unendliche Entwicklung eines beschränkten Wesens mit Erinnerungen der Vergangenheit nicht verträgt. Wenigstens erkühne ich mich nicht zu bestimmen, unter welchen Bedingungen die höchste Gerechtigkeit und Güte ihre Zwecke am vollkommensten zu erfüllen vermag. Könnt ich glauben, sie bedürfe meines Raths, so müßt ich anfangen zu fürchten, ich sey übel mit ihr berathen.

Folgt jedoch einem geistigen Theile von uns, im Leben nach dem Tode, Bewußtseyn, hat dieser die Erndte seiner Aussaat zu erwarten, was höchst folgerichtig klingt; wie dann? Die Antwort ward schon angedeutet. Höchster Weisheit ist ohne Lästerung nicht nachzureden, sie werde strenger oder milder verfahren, als recht ist. Was zur Abhelfung des Uebels nothwendig ist, muß geschehn; und wer darf fordern, daß es nicht geschehe, wer dem Siege Ormuz über Ahriman einhalten? Es widerspricht dem Wesen der Gottheit, zu viel zu thun, oder zu wenig. Ich ergebe mich ihrem väterlichen Willen mit kindlichem Vertrauen. Ich sage mir in jeder bewachten Stunde, daß ich meine eigne Sicherheit nicht besser wahren könne, als indem ich strebe, zu thun, was gut ist. Ich erkenne nicht ohne gegründete Besorgniß, daß sogar der nachtheilige Einfluß, welchen ich, besonnen oder unbesonnen, auf andere gehabt und zu haben fortfahre, die Schale meiner Schuld schwer belasten dürfe. Aber ich begreife dennoch nicht, wie ich der Vernunft huldigen könne, ohne mein Schicksal mit Ehrfurcht und Vertrauen der Bestimmung des leidenschaftlosen Richters zu unterwerfen, dessen Güte keine Gränzen hat, als seine Weisheit, und dessen Weisheit das Vermögen besitzt, ihren Zwecken zu genügen.

Ich schließe mit dem Gebet Sokrates und Platon's:

Das Gute gib uns, Vater, begehrt und unbegehrt;
Das Böse bleibe stets dem irren Wunsch verwehrt!

Sancta et probabilia (invitis hoc nostris popularibus dicam) hic quoque inveniri opinor, et si proprius accesseris, tristia. *Seneca.*

126.

Miscellen.

— In der unlängst gegebenen Uebersicht von Lord Byrons Leben, wurde Percy Bysshe Shelley (St. 221) erwähnt, der nach öffentlichen Nachrichten im August im Sturme umkam, als er eine Lustfahrt auf dem Mittelmeere machte. Er war noch nicht 30 Jahre alt. Sein letztes Werk war „Hellas" ein dramatisches Gedicht, wozu die neuesten Ereignisse in Griechenland ihm Anregung gaben. Es ist seinem Freunde, dem Fürsten Maurocordato, gewidmet. Seine frühern Gedichte waren: Queen Mab (eine Jugendarbeit, die ein Buchhändler, der eine unbefugt genommene Abschrift gekauft hatte, gegen des Verfassers Willen herausgab), Prometheus unbound und Cenci, ein Trauerspiel, und einige kleinere Gedichte. Shelley besaß ausgezeichnete Dichtergaben, aber weil seine Ansichten einer mächtigen Staatspartei entgegen waren, so haben ihn die Machtsprecher in der Literatur einst ungerecht beurtheilt, zumal da seine nicht zu vertheidigenden Meinungen ihren Angriffen nur zu viele Blößen darboten, und kaum hat ein englischer Kritiker den Dichter redlich gewürdigt. 134.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 257.

8. November 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

6. Urania *).

Schon seit Jahren ist es nicht zu verkennen, daß die Urania, eingedenk der erhabenen Patronin, welche ihr den Namen gegeben hat, sich aus der bequemen Schlendriansbahn der deutschen Almanache und Taschenbücher herausgezogen und ihren eigenen Weg zur Veredlung und Verschönerung eingeschlagen hat, auf dem sie denn auch rüstig und wohlgemuth fortschreitet, unbekümmert um die Triumphe und Niederlagen ihrer Colleginnen, die sich auf der vielbetretenen Straße einander vorlaufen, kreuzen, drücken und drängen. Sie macht keiner von diesen einen Modeschriftsteller abwendig, und braucht zu ihrem Neujahrsaufzuge nicht eben alle die Namen auf ihrem Titel oder Inhaltsverzeichnisse, nach denen die elegantesten Herrchen und Dämchen vom neuesten Styl zuerst gucken. Non multa, sed multum! Nichts Gutes ist ihr zu lang, aber dem Schlechten ist es keine Fürsprache bei ihr, daß es kurz sey, und ihre Auswahl bestimmen nicht Namen, sondern Werke.

Aber schon hör' ich, wie ein Theil meiner Leser dieses Lob der Urania belächelt und merken läßt, meine Recension sey eine Verlagsrecension. Das ist sie denn auch, wenn wir damit meinen, daß sie vom Verleger für eine in seinem Verlage erscheinende Zeitschrift bestellt sey. Aber Herr Brockhaus bestellt zwar Recensionen, aber nicht Lob oder Tadel. Leider dient seine Firma bei manchen deutschen Zeitschriften — und es ist eine einst ehrenwerthe darunter — als eine Aufforderung zum Tadel; keineswegs bedient sich aber deswegen der freisinnige Verleger der Fama seiner Zeitschriften, um eigene Verlagsartikel preisen zu lassen, was demnach doch nur natürliches Repressalienrecht wäre. Darum darf er sich denn aber auch nicht schämen und spröde thun, etwas zum Lobe seiner eigenen Unternehmungen mit eigenen Typen zu drucken, und wir wissen, daß wenn er glauben könnte, wir hätten seinetwegen etwas gelobt, er uns gewiß nichts wieder zu loben schicken würde.

Auch wollen und dürfen wir an der Urania von diesem Jahre, wie von den vorigen, keineswegs Alles und Jedes loben, und wenn es auch von Paris gekommen wäre. So glauben wir denn z. B., daß manche von den in Paris gestochenen Kupfern viel näher viel besser gefertigt werden könnten. Sie geben diesmal Scenen aus Lear, Othello und Macbeth, nach Zeichnungen von Opitz. Aber wie aus den Augen oder aus einem kleinen Rundspiegel gestohlen, blickt uns Böttiger's freundlich kluges Gesicht von dem Titelblatte entgegen, und kann für ein Paar uns nicht gelungen scheinende Platten reichlich schadlos halten. Die Zeichnung dieses trefflichen Blättchens ist von Vogel in Dresden, und der Stich von Schwerdtgeburth in Weimar.

Wie in dem vorigen Jahrgange, hat der Herausgeber der Urania auch in dem vorliegenden versucht, ernstere, wissenschaftliche Unterhaltung mit elegantem Zeitvertreib in seinem Taschenbuche zu paaren, und ein solches Bestreben verdient von einem Redacteur, der zugleich Verleger ist, um so mehr Anerkennung, da das Almanachspublicum sich lieber die Zeit vertreibt, als sich belehrt. Böttiger, der elegante Archäologe, liefert einem kleinen Nachtrag zu seiner Sabina, an dem wir leider nichts zu tadeln haben, als daß er so gar klein ist. Er führt den Titel: Sabina an der Küste von Neapel, und erläutert namentlich den Isisdienst des späteren Römerthums. Die vielen Citate gehören jedoch unserm Bedünken nach nicht in einen Almanach.

Ein zweiter wissenschaftlicher Beitrag ist: Die Eroberung von Constantinopel im Jahre 1204. Von Friedrich von Raumer. Ein Bruchstück, ohne Citate, aus der Geschichte der Hohenstaufen, über deren Erscheinung wir bald näheren Bericht von dem Verleger der Urania zu erhalten hoffen. Das ungeduldige Publicum wird sich freuen, einen Blick in das große historische Panorama werfen zu dürfen, welches Herr von Raumer ausgespannt hat, und dessen ganze Herrlichkeit nun wohl bald vor aller Augen eröffnet werden wird. Als Beschwichtigung der Ungeduld nehmen wir also das kleine Bruchstück dankbar an; als Empfehlung des Werks wird es wohl Keiner betrachten wollen: denn die Jahrelange Lieblingsarbeit eines der gelehrtesten und geistreichsten deutschen Historiker bedarf keiner Empfehlung in Almanachen.

Herr Wilhelm von Schütz liefert wieder zwei Fragmente aus Casanova's handschriftlichen Me-

*) Die Verlagshandlung der Urania erhält in dem Augenblick, wo diese Nr. zur Presse gegeben wird, die kaum gehoffte Nachricht, daß die Einführung und der Verkauf dieses Taschenbuchs in den Oesterreichischen Staaten erlaubt worden, und wird es daher bald in allen Oesterr. Buchhandlungen zu erhalten seyn.

moiren: Casanova in London, und dessen Flucht aus den Bleikammern von Venedig, und in dieser letzten Darstellung eine der anziehendsten und meisterhaft erzähltesten aus dem reichen Schatze. Für diese Mittheilungen sind die Frauen namentlich der Urania Dank schuldig. Casanova's Memoiren, auch in dem gesäuberten Auszuge des Herrn von Schütz, müssen ihnen nun einmal verschlossen bleiben, und kommen sie auch in ihre Hände, so dürfen sie wenigstens nicht in ihren Mund kommen. Das ist aber übel; denn die Frauen sprechen gern von literarischen Neuigkeiten. Diesem Uebelstande wird nun durch die in der Urania gegebenen Fragmente abgeholfen. Ueber die Memoiren selbst ist schon zu oft in dem lit. Conv. Bl. (wo auch ferner noch darüber die Rede seyn wird) gesprochen worden, als daß wir hier noch etwas von ihnen zu sagen wüßten.

Von den versificirten Beiträgen zur Urania nennen wir zuerst die von Rückert. Edelstein und Perle, ein größeres Gedicht in Terzinen. Die Erfindung und Anlage desselben sind eben so geistreich, als anmuthig, und wir wüßten es nur mit einem andern kleineren Gedichte desselben Verfassers zu vergleichen, das wir unlängst in einem Almanach gelesen haben, unter dem Titel: Die beiden Quellen. Der Dichter schleicht zu seiner Geliebten, die er schlafend findet, und indem er sich über ihr Gesicht hinlehnt, ihren Athem einzuziehen, hört er etwas in sein Ohr summen und lispeln, und siehe da, es ist eine Perle und ein Edelstein, die sich mit einander streiten, wer von beiden den schönsten Platz im Schmucke des schönen Mädchens einnehme. Alsdann erzählt Eins dem Andern die Geschichte seines Lebens und Webens, vom Meeresgrunde und dem Schacht an bis zu dem jetzigen Augenblick. Die Darstellung ist fein und zierlich, wie es sich für Edelsteine und Perlen schickt, und wird sie mitunter preciös, so wollen wir bedenken, daß Precioſen sprechen.

Die Lieder von Rückert gehören wahrscheinlich zu einer zweiten Sammlung der Oestlichen Rosen, über die der Leser sowohl durch das Conversations-Blatt, als durch den Hermes, hinlänglichen Bericht erhalten hat.

Unter den Gedichten von Gustav Schwab zeichnen wir die Romanzen aus. Weniger Beruf scheint Schwab zum Didaktischen zu haben, das in den Sonetten vorherrscht.

Sonette lieferten außerdem noch Karl Streckfuß und der Graf von Platen. Die ersteren, Selbstgespräche, Betrachtungen über körperliche Reife und geistige Jugend, behandeln einen gedankenreichen Stoff in kräftiger Kürze, streng vollendeter Form, und haben Charakter. Die des Grafen von Platen sind poetisch frischer und freier, und bestätigen die Hoffnungen, welche die ersten Verse desselben in uns erregt haben. Eine kräftige Originalität, tiefsinniges Gefühl und eine lebendige Einbildungskraft lassen sich selbst in seinen minder gelungenen Arbeiten nicht verkennen.

Wilhelm Müller gibt in seinen sieben ländlichen Liedern die lieblichsten Anklänge kräftiger Liebesfreude; echt lyrische Ergüsse und echt ländlich in Ton und Charakter.

Von Erzählungen gibt die diesjährige Urania folgende:

Florentin. Novelle von Friedrich Mosengeil. Sie ist unter den Erzählungen der Edelstein und die Perle der Urania. Die Fabel echt romantisch, die Anlage geschickt, die Behandlung fleißig, so daß wir in dieser Novelle fast Alles geleistet finden, was ein anderer Ref. in der vorjährigen *) vermißt hat, ohne daß etwas von den Vorzügen jener eingebüßt worden ist.

Der Gefangne. Novelle des Montemayor, von Otto Freiherrn von der Malsburg. Der Inhalt dieser Novelle ist durch freie Bearbeitungen derselben bekannt. Aber die Kenner und Liebhaber der spanischen Poesie werden dem Herrn Uebersetzer Dank wissen für die treue Nachbildung der Darstellung und Form des Originals.

Rosen und Lilien. Erzählung von Gustav Schilling. Sie gehört zu den kleinen Gemälden, deren er seit einiger Zeit mehrere ausgestellt hat, und worunter sich einige der anziehendsten Darstellungen des beliebten Erzählers finden. 130.

Vanderbourg über Lord Byron.

(Beschluß aus No. 256.)

Die vielen Unwahrscheinlichkeiten, welche das Stück enthält, werden von unsern Lesern schon bei Ansicht dieser Skizze bemerkt worden seyn. Kann man z. B., um nur Einiges anzuführen, glauben, daß ein Doge, ein 70jähriger Greis, der dem Staate so lange und große Dienste erwies, vermögend ist, sich in einer Viertelstunde dazu zu entschließen ein Verräther zu werden? und warum es zu werden? ja noch mehr, daß er, der alte Staatsmann, die Unklugheit haben kann, sich, wenn wirklich ein solcher Gedanke in seiner Seele keimt, den Verschwornen auf Treu und Glauben eines Menschen in die Hände zu geben, den er kaum kennt? Kann man glauben, daß unter einer so argwöhnischen Regierung, wie die von Venedig war, eine im Ganzen so lose angeklagte Verschwörung, wie die hier geschilderte, so lange unentdeckt bleiben konnte? Selbst wenn es in der Geschichte so geschehen wäre wie hier, so mußte der Dichter ändern, denn selbst das Wahre wird in der Kunst unwahr, wenn die Wahrscheinlichkeit fehlt. Uebrigens hat in der Wirklichkeit der Doge die Verschwörung selbst begonnen (ist nicht dazu getreten, wie Lord Byron es hier annimmt), und dies erklärt genügend, wie die Regierung so lange in Unwissenheit über das gegen sie gerichtete Verbrechen bleiben konnte **).

Mehrere in diesem Stück auftretende Personen sind so wenig mit der Handlung verknüpft, daß man nicht umhin kann, sie als überflüssig und gleichsam nur als Nothbehelfe

---

*) Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn. Siehe die Recension der Urania von 1822 im liter. Convers. Bl.

**) Denselben Geschichtsstoff, welchen sich hier Byron zum Sujet seines Dramas nahm, bearbeitete bekanntlich der Dichter

für den Dichter anzusehen. Bertrand und Lioni gehören offenbar hierzu, denn nur um die Entdeckung herbeizuführen, brauchte sie der Vers. Dies that er aber auf eine so wenig durch das Ganze begründete Art, daß diese Entdeckung, unbeschadet der Handlung, wie sie hier ist, auf jede andere Weise auch bewerkstelligt werden konnte *). Bertrands letztes Auftreten im fünften Acte ist übrigens ganz überflüssig; es scheint, als müsse er nur noch Einmal kommen, damit Calendaro ihn noch ins Gesicht spucken kann. Venitendo, der nichts zu thun hat, als als Präses der Junta die Verschworenen zu verurtheilen und Michael Steno, der nur ungefähr acht Zeilen sprechen muß, damit Angiolina Gelegenheit erhält, ihre Gelehrsamkeit und ihre Verachtung gegen ihn zu zeigen, sind gleichfalls nur als unnöthige Vergrößerungen des Personenverzeichnisses zu betrachten.

Diese Mängel, welche nur zu oft in den größten Meisterwerken der dramatischen Dichtkunst (und namentlich in denen Deutschlands und Englands) vorkommen, würden aber dennoch dem Ganzen wenig Eintrag thun, wenn nur eben das Ganze dazu geeignet wäre, ein lebhaftes Interesse zu erregen. Aber wie kann man dieses für einen Greis hegen, der noch im hohen Alter die ungezügelte Leidenschaftlichkeit eines jungen Brausekopfes verräth? Wie dies für einen Fürsten empfinden, der sich über die fast hundertjährigen Einrichtungen seiner Vorfahren (kraft welchen Venedigs Doge in einem strengen Zwange zu leben genöthigt ist) noch als über freventliche Neuerungen beklagt? Der erst im achtzigsten Jahre durch eine ihm widerfahrene Beleidigung darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Nobili seiner Vaterstadt das Volk unterdrücken? — Der Liberalismus, welchen Faliero aber zur Schau legt, ist auch gar zu dünn, zu egoistisch, als daß man seine Quelle nicht sogleich entdecken sollte. Gleich in der Scene wo Israel ihn den Verschworenen vorstellt, leuchtet diese durch; denn als dieser ihm vorschlägt, sich zum König emporzuschwingen, nimmt er dies sogleich beifällig auf und in manchem nachfolgendem Auftritt mit diesem Manne vergißt sich seine vorgebliche uneigennützige Liebe für das Volk so sehr, daß er nicht ansteht, recht unumwunden seine Verachtung der Plebejer auszusprechen. Außerdem zeigt er manchmal noch solche Momente schwächlicher Unentschlossenheit, daß Israel zuletzt fast auf den Gedanken kommt, das Alter habe den guten Mann von neuem zum Kinde gemacht. All dieses kann aber unmöglich Interesse erregen, und derselbe Fall ist es in anderer Art mit Angiolina. Zwar ist diese hinreichend mit edlen Gesinnungen und reiner Tugend ausgerüstet, aber ehrlich gestanden, viel zu stoisch, um das Gefühl in Anspruch zu nehmen. Der Leidende, welcher Mitgefühl erwecken soll, muß selbst empfinden; stoisches Dulden erregt höchstens Verwunderung.

Das Interesse, welches wir an den handelnden Personen vermissen, vermißt man aber auch bei der ganzen Verschwörungsgeschichte, deren Zweck so unrein, und deren Motive zum Theil so kleinlich sind, daß man nicht umhin kann, im Stillen die Verfassung des Staates, so wie Grabenigo sie einst neuorganisirt hat und dagegen unaufhörlich declamirt wird, in Schutz zu nehmen, und zwar trotz der Mängel, so sie unstreitig hatte, und die auch später ihren Untergang nicht herbeizogen, in Schutz gegen Menschen zu nehmen, die wirklich nur als wahre Revolutionairs in der übelsten Bedeutung des Wortes, erscheinen. Daß übrigens Faliero darin allein schon den einstigen Untergang Venedigs prophetisch voraus-erkennen will, daß Steno, seiner Ansicht nach, nicht hinreichend bestraft worden, ist doch ein bischen zu gesucht.

Eben so wenig, wie durch dieses alles, werden aber auch durch die vielfachen Citate aus der Geschichte, womit die Reden der auftretenden Personen geschmückt sind, die Leser sich besonders angezogen fühlen. Selten gebraucht und mit großer Umsicht angewendet, kann so etwas den Reiz der Diction erhöhen; im Gegentheile schwächt es denselben, indem es das Gesuchte zu sehr zeigt. Dies ist es aber allerdings, wenn der Doge die Entdecker des Complotts bald mit den Gänsen des Capitols, und sich dann wieder mit Manlius vergleicht, wenn er den Israel den Brutus des Volks, den Calendaro den Cassius des Arsenals nennt; wenn er alle Augenblicke von Cäsar und Catilina spricht u. s. w. Noch classisch aufgespickter ist die Rede Angiolinas vor dem Tribunale. Da kommt Helena, die Tyndaridin vor und der Tod des Achilles, Lucretia und die Eroberung Roms durch die Gallier, der Tod des Caligula und der Einfall der Mauren in Spanien, die Dame welche Persepolis in Flammen setzte und mehrere andere noch, was denn alles, so geschickt auch manches in die Rede verwebt ist, doch dem Ganzen einen nicht zu leugnenden Anstrich von Pedanterie und Unnatur gibt. Zwei andere Ursachen tragen noch dazu bei, dieser Dichtung eine Kälte einzuhauchen, die keineswegs für dieselbe einnimmt. Es sind dies erstens die immer wiederkehrenden, zahllosen und eintönigen Declamationen gegen die Verfassung, die bis ins Kleinliche gehende Genauigkeit der Beschreibung der Localität des Schauplatzes der Handlung, wodurch eines Theils der Gang der Handlung aufgehalten und zugleich auch das Ganze zu einer ungebührlichen Länge gedehnt wird, und endlich die wahren Euphuismen, die sich der Dichter im Haschen nach Schmuck der Rede nicht selten zu Schulden kommen ließ. Beides aber, das zu genaue Ausmalen der Localität und der Hyperpathos, schaden immer ganz besonders; denn so lobenswerth es auch ist, wenn der Dichter sich bemüht, seine Leser heimisch auf dem Grund und Boden zu machen, auf welchem seine Dichtung vorgeht, so wenig erfreulich und poetisch ist es, die völlige Wirklichkeit zu setzen, und es geht damit gerade so, wie wenn die Schauspieler in zu ängstlicher Sorge für die Treuheit des Costüms, die Grenzlinie überschreiten, welche das Schöne allein vorschreibt, und somit vergessen, daß Natur und Wahrheit zwar da seyn sollen, aber nicht glatt und nackt wie in der Wirklichkeit, sondern idealisirt. Bei den Euphuismen, die Scott kürzlich erst in seinem Romane the Monastery so glücklich in einem ergötzlichen Beispiele persiflirt hat, trifft aber die Wahrheit des Sprüchwortes: „Wer zu viel sagt, sagt nichts," vollkommen ein, und nichts ermüdet in der Regel einen gesunden Verstand, der das Klare liebt, mehr, als dieser absichtliche Bombast, der mit zehn Worten dunkel und andeutend sagt, was mit einem in voller Kraft ausgedrückt werden kann. In den Scenen zwischen Faliero und seinen Neffen, und Bertrand und Lioni, verirrt sich der Dichter hier am meisten.

Wollte man nun noch nach allem diesen diese Tragödie aus dem Gesichtspunct der Aufführung auf dem Theater betrachten, so würde noch Vieles sich auszustellen finden, wie z. B. der Moment, wo der Doge seinen Herzogshut zur Erde wirft, Calendaro den Bertrand ins Gesicht speit, die ganze lange gerichtliche Verhandlung, die Hinrichtungsscene, das Rückschreiten der Handlung u. m. a. n. Da indeß der Vers. sein Stück nicht für die Bühne schrieb, ja dessen Aufführung sich ausdrücklich widersetzte, so darf man mit ihm nicht über diese Dinge in dieser Beziehung rechten, wohl

---

von Naupach in einem Trauerspiele, die Erbennacht geheißen. Der Charakter des Doge, so wie dessen Verbindung mit der Verschwörung, ist — unserer Ansicht nach — von Naupach viel glücklicher aufgefaßt worden, wie von dem Britten, den Lesern auch in der Erbennacht das Unerfreuliche der Hinrichtungsscene erspart.

A. d. Red.

*) Auch dies hat Naupach in seiner Erbennacht besser motivirt, indem er gerade hieran das ganze Interesse des Stückes knüpfte, und nicht blos ein vorübergehendes Mitleid, sondern glühende Vaterlandsliebe zum Hebel der Lösung machte.

A. d. R.

aber mit denen, die kunstvergessen genug waren, das Drama in die Scene zu setzen, und ihm dadurch einen Schaden in der öffentlichen Meinung zu thun, der kaum bei dem Publicum, welches es sah, durch die wahrhaft schönen und großen einzelnen Stellen in demselben, wieder ausgeglichen werden dürfte.

Bracebridge Hall, or the humorists. Vom Americaner Washington Irving. 2 Vol.

Es ist eine oft vernommene und gerechte Klage, daß unsere kritischen Journale erst so spät (häufig wenn das Werk schon vergessen ist) ihre Urtheile über die Erscheinungen im Gebiete der Literatur fällen und publiciren, so daß es auch wohl einmal im Gegensatze vergönnt ist, vor der Erscheinung ein Werk zu kritisiren, wenigstens es kritisch anzuzeigen. Das Werk ist indessen längst im Auslande erschienen, und nur die Uebersetzung von Herrn Spiker's Hand harrt unter den Pressen der Duncker und Humblot'schen Buchhandlung nach ihrer deutschen Wiedergeburt. Das Buch selbst ist aber sich so bemerkenswerth, daß es, auch ohne Beachtung jenes Gegensatzes, eine vorläufige Beleuchtung verdient.

Es ist das poetische Werk eines Americaners, welches über die Grenzen seiner neuen Welt hinaus, in der alten Eingang gefunden und Eindruck gemacht hat. Noch mehr: es ist nicht allein das poetische Werk eines Americaners, sondern auch das eines poetischen Americaners. Poesie und America scheinen uns für jetzt aber in offenbarem Widerspruche zu stehn.

Ref. gehört nicht zu den Bewunderern, welche von der Ausbildung der neuen Welt Wunderdinge, ja einen erneuten Glanz aller Cultur erwarten. Ein Land, welches nicht aus der ursprünglichen Natur seines Volkes heraus, eine organische Entwickelung und Bildung genossen hat, sondern durch den vermischten Auswurf von Nationen, welche schon auf dem Culminationspuncte der Bildung standen, bevölkert ist, kann nur durch eine Reihe von Jahrhunderten und durch günstige Umstände Individualität, selten einen wahrhaft frischen Charakter erhalten. Dieser Zeitpunct ist für America noch weit entfernt. Praktisch tüchtige Institute mögen dort blühen, aber vielmehr schon fest gewurzelt haben, aber wo im Handelsgeiste und im Nutzen das vereinigende Princip liegt, da kann das Schöne sich nicht entfalten. Ja selbst im Handel scheint sich der Krämersinn noch nicht zum großartigen Handelsgeiste emporgeschwungen zu haben. Der royal merchant des Shakspeareschen Antonin dürfte noch nicht zu finden seyn. Um mit einem Worte den Hauptmangel Americas zu nennen: Es hat noch keine Geschichte. Wo aber keine Geschichte ist, wie kann da Poesie blühen, wenn selbst statt der dunkeln Mythe, welche den Sinn mit reger Ahnung erfüllt, wenn statt der Mythe, sage ich, Contrakte mit haarkleinen Bestimmungen über Landabtretungen, Tausch und Handel von Branntwein und Tabak den Uranfang eines Volkes bezeichnen? Wo das Auge auf keine Denkmäler der Vorwelt stößt, wo der Enkel keine Erinnerungen großartiger Thaten der Ahnen hat, wo kein Nachklang der Sagen hallt, wo Auge und Geist auf die beschränkte Gegenwart allein gerichtet ist, — wie kann da der Sinn poetisch erhoben werden? Es kann zwar eine Poesie geben, — wie deren das Himmelskind von keinem Erdstrich und keiner Zeit ganz ausgeschlossen ist, — aber ebenfalls nur eine beschränkte. Das Epos fehlt ohne Alterthum und Geschichte, das Drama ohne Geschichte und Leben, die Lyrik ist zwar überall wo Natur ist, aber Niemand ist weniger für die Lyrik gestimmt als der Kaufmann. Künstliche Poesien mag es zur Genüge geben, denn der Americaner kann eben so gut als der Engländer Glover die Thaten des Leonidas besingen, aber poetische Machwerke sind keine Naturpoesien. Wenn wir sagten, daß America und überhaupt die neue Welt in den Colonien uns das Gegengift aller Poesie schienen, so setze man uns nicht etwa Camoen's Lousiade und Calderon's Eroberung von America entgegen. Die Entdeckung und Eroberung jener fernen, bisher in mythischem Dunkel verborgenen Länder in der spätern Heroenzeit kräftiger Völker feuerte eben so wohl zu neuen Thaten als zu poetischen Gesängen an. Aber es war nicht das neue Land, welches inspirirte, sondern der Heldenmuth der Landsleute, die neue Glorie des Vaterlandes, welche den Dichter begeisterten.

Es ist nicht zu verwundern, wenn ein Americaner mit puritanisch republicanischen Augen die alte Welt ansieht, wenn er nichts als morsche Trümmer altmodischer Gebäude, nichts als Vorurtheile, Zwang und störende Rückerinnerungen an eine vergangene Barbarei erblickt, und wenn ihm dagegen in den Einrichtungen seines Vaterlandes die Annäherung zum Ideale eines Staates, so wie aller geselligen Cultur erscheint. Lasen wir doch neulich ein americanisches Kunsturtheil. Es wurde gesagt: Auch die Künste seyen in America auf einer ziemlich gleichen Stufe mit denen der alten Welt, wenn aber die Bildhauerkunst weniger fortgeschritten wäre, so sey hierin nur die Entfernung von ergiebigen Marmorbrüchen schuld! — Und der dieses sagt, hatte sonst praktisch tüchtige Kenntnisse und Ansichten.

Verwundern und freuen müssen wir uns dagegen, wenn ein in seinen, und unter den Verhältnissen seines Vaterlandes auferzogener Americaner mit ganz andern Blicken die alte Welt betrachtet, und in diesem Werke des Irving wird uns wieder klar, daß das poetische Gemüth angeboren wird und über alle störenden Verhältnisse siegen kann. Statt aller Schilderung seines Sinnes heben wir einige Stellen aus der Vorrede seines Werkes heraus, welche gewiß das höchste Interesse des Lesers gewinnen und am besten den Charakter des Autors darstellen werden. Er sagt, indem er des unverhofften Beifalls gedenkt, welchen sein früheres Skizzenbuch ihm zugezogen: — „Man hat sich nicht genug darüber wundern können, wie ein Mann aus den Wildnissen von America sich in so leidlichem Englisch ausdrücken könne. Man sah mich als eine neue und sonderbare Erscheinung in der Literatur an, als eine Art von Halbwilden, mit einer Feder in der Hand, statt auf dem Kopfe, und man war nicht wenig neugierig zu hören, was denn solch ein Wesen über die gesittete Gesellschaft vorzubringen haben würde ꝛc. ꝛc." — Nachdem er mit wahrer Bescheidenheit seine selbstbewußte Unbedeutenheit der schonenden Kritik empfohlen hat, fährt er fort: — „In einem neuen Lande geboren und erzogen, aber von Jugend auf mit der Literatur eines alten vertraut, erfüllte sich mein Gemüth schon früh mit geschichtlichen und dichterischen Erinnerungen, welche sich auf Gegenden, Sitten und Gewohnheiten Europas bezogen, auf die meines eigenen Landes aber keine Anwendung finden konnten. Für ein so besonders vorbereitetes Gemüth haben die gewöhnlichsten Gegenstände und Auftritte bei der Ankunft in Europa etwas ungemein Anziehendes und Neues. England ist für einen Americaner eben so classischer Boden als es Italien für einen Engländer ist, und das alte London eben so reich an Stoff zu historischen Gedankenverbindungen als das mächtige Rom."

„In der That ist es schwer das sonderbare Gemisch von Gedanken zu beschreiben, welche in eines Americaners Kopfe sich zusammendrängen, wenn er in England landet. Zum erstenmale sieht er eine Welt vor sich, von der er in jedem Abschnitte seines Lebens gelesen, und mit der er eben so oft sich beschäftigt hat ꝛc. ꝛc."

(Der Beschluß folgt.)

Verbesserung.

No. 248. S. 992. Sp. 2. Z. 4. v. u. l. feindselig.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 258.

9. November 1822.

Die Königinnen, ein dramatisches Gedicht in fünf Acten von Dr. Ernst Raupach. Leipzig bei Cnobloch.

Es baut ein Mann von Geschmack ein Haus im eignen Styl, und schmückt es zierlichst aus, aber es ist auf sumpfigen Grund errichtet, ungesund und unwohnlich, woraus es denn sich auch ergeben hat, daß die Verhältnisse dem guten Geschmack des Baumeisters keine Ehre bringen, weil er manche Einrichtung des Sumpfbodens wegen treffen mußte; so daß man wohl aus dem Gebäude das Werk eines geistvollen Architecten erkennt, aber ein mislungenes; das Fundament taugt nichts, und in der Anlage hatte er einer gewissen Schnörkelmode gehuldigt, er, der das Große und Schöne konnte emporsteigen lassen, sobald er nur gewollt. Ohngefähr wie diesem Baumeister ergeht es Raupach in seinen Königinnen; hätte ein mittelmäßiger Kopf einen solchen Misgriff gethan, so ein wesenloses Greuelbild hervorgerufen, es wäre immer zu bedauern gewesen, daß die neueste Literatur so verkehrte Richtungen nimmt; aber man hätte doch nicht zu bedauern gehabt, daß ein echter Dichter Zeit und Studium an solchen Stoff verschwendete, und die schönsten, zartesten und erhabensten Ideen und Bilder dem feuchten Moor erwachsen ließ. Uebersättigte, abgestumpfte Gourmands können nur noch durch die heftigsten Würzen zum Appetit aufgereizt werden, mögen sie sich denn ihr Schüsselchen tüchtig mit Teufelsd—ck reiben lassen; ein gesunder Geschmack verschmäht solche Reizmittel, gleichviel ob sie gradezu oder anders genannt, und mit verschiedenartigen Zuthaten versehen sind, die Assafötida schmeckt doch durch, deren sich die neuen Köche soviel bedienen. Was ist denn der Geist der Sprith anders, als ein verkappter Teufel? Vielleicht legte er blos die Maske an, weil er sich schämte, einen so jämmerlichen Wicht, wie dieser Harold ist, zu verlocken, den seine eigne Elendigkeit verführte, und den ein ordentlicher Satan nur zum gemeinen Höllentroß werfen würde.

Ein tragischer Held braucht nicht fehlerfrei zu seyn, ja es schadet dem tragischen Interesse, wenn ers ist; er darf nicht ohne Seelenkampf der Nemesis strafende Gerechtigkeit erfahren; der Drang der Umstände, ein unbewachter Augenblick, wo der Trieb Herrscher der Vernunft und reiner Gesinnung ward, wo wilde Leidenschaftlichkeit über das Göttliche im Menschen siegt und die Willensfreiheit beschränkte, das sind die Bedingungen seines Falls, nicht gemeine Schlechtigkeit. Auch ein Macbeth, der, einmal der Sünde des verderblichsten Ehrgeizes hingegeben, zu seiner Selbsterhaltung Grausamkeit auf Grausamkeit häuft und sein Gewissen zu beschwichtigen sucht, thut es mit Widerstreben und innerlichem Ringen; Harald kein Theaterbösewicht, vielmehr eine ursprünglich edle und liebenswürdige Natur, die sich verfinstert durch die Allgewalt der Liebe, begeht mit großer Gelassenheit, und eigentlich aus, einem Helden völlig unziemlicher Zaghaftigkeit, die ärgsten Schandthaten. Von dem edlen und liebenswürdigen gewahrt man nichts mehr, man muß es so auf Treu und Glauben annehmen.

Dieser Harald, König von Dänemark lebte, in glücklicher Ehe mit Syrith, bis er die junge Wittwe Ragnhild, seines besten Freundes Haken, Herzogs von Jütland, Schwester sieht, für sie entbrennt, unter fremden Namen die Gegenliebe der Minneglichen erhält, und weil die Frau ihm im Wege steht, sie ohne weiteres vergiftet. Es scheint, als habe er schon den ersten Mord mit großer Kaltblütigkeit vollzogen; bei den folgenden macht er nicht mehr Umstände, als ein Regimentschef es thut, der Zimmerarrest über diesen und jenen Officier verhängt. Er wirbt um Ragnhild, der Hochzeittag naht sich, aber unter schlechten Vorzeichen; denn gleich beim Beginnen des Stücks thun sich die Gräber auf dem Kirchhof beim Schlag der Mitternachtsglocke auf, die Todten spazieren heraus, und geben zu verstehen, wie sie die Hinterbliebenen plagen wollen. Syrith, die auch erstanden ist, unterredet sich mit einer sanften, liebenden Todten, die „des Geliebten erfreuend Angesicht nur noch einmal sehen, nicht ihn wecken, nicht erschrecken, kühlend, leis' ihn umwehen, wie die Abendluft, bis der Hahn zu Grabe ruft," will. Syrith erzählt ihr, wie sie der König vergiftet, und sagt sehr wahr, daß dem Gemahl Wille und Kraft gefehlt habe, um die Begierde zu ersticken. Die Frau Königin mag aber auch nicht viel werth gewesen seyn, denn wer noch im Tode so hassen, und rachsüchtig dem einst Geliebten zeitliche und ewige Ruhe rauben will, in dessen Busen schlug nie ein menschlich fühlendes Herz, dem hätten auch die heiligen Sakramente keinen Trost, keine Sühnung im Sterben verliehen. Einem solchen Geschöpf mußte die milde versöhnliche Christus-Religion stets fremd bleiben, und ein derber Pfaffenglaube recht seyn. Der im Aeußerlichen das Höchste findet, so daß es zuletzt aussieht, als hätte Harald Sy-

Leben und seine Lieder Gedichtform, ohne sie Lieder; Rhythmus und Harmonie zu gebrauchen, ohne Melodie, heißt es, wie wenn man Bauen, Schmieden, Malen u. s. w. ohne Gebäude, Eisen, Farben, ja ohne Stoff, ohne Material, ohne Gegenstand sich als Thätigkeit denken wollte. Der Gegenstand, der dem Gedichte, der Stoff, der dem Liede, der Ton, der dem Tonstücke, der Stein, der dem Gebäude, das Material, der dem Bildwerke, die Farbe, der dem Gemälde,

ihm gelegt. Er hatte ihn nicht — und vermochte es nicht — in, wie man Thiere zur Besichtigung aufgestellt findet. Ihn hatte sie nicht gesehen, wie sie ihn sah, wenn sie ihn sah in der Gesellschaft. Ihr Urtheil war auf Grund seiner Erscheinung gefällt, auf Grund seiner Haltung, seiner Worte, die in Gesellschaft Gesprächsstoff, in Worte, die in Gesellschaft Gesprächsstoff, in Worte, die in Gesellschaft Gesprächsstoff, in

schaft sich als Gesellschaft der Gesellschaft — in den Gliedern der Gesellschaft, den Menschen, die Gesellschaft erkennen.

Wenn wir also die Gesellschaft als Gesellschaft der Gesellschaft, als Gesellschaft der Menschen, als Menschheit erkennen, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie als Gesellschaft der Menschheit existirt, daß sie eine Gesellschaft ist, welche die Menschheit verwirklicht, daß unsere Theorien und wissenschaftlichen Bestrebungen, welche sich auf die Gesellschaft beziehen, Theorien und Bestrebungen sind, welche sich auf die Menschheit beziehen, und daß wir daher Gesellschaft und Menschheit als identische Begriffe betrachten können. Wir können, wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, nur sagen, daß wir die Gesellschaft als Gesellschaft der Menschheit erkennen, daß wir sie erkennen, wie sie sein müßte, wenn sie wirklich Gesellschaft der Menschheit wäre, daß wir sie erkennen, wie sie sein könnte, wenn sie wirklich Gesellschaft der Menschheit wäre

Conversations-Blatt

Dann wie der Pfeil vom Bogen fort, gebt acht!
Acht! — Jetzt!
(Aietes ist unterdessen aus dem Hause getreten, mit ihm der Bothe, der gleich abgeht.)

Aietes.

Medea!

Medea.

(sich umwendend, aber ohne ihren Platz zu verändern.)
Vater!

Aietes.

Du! Wohin?

Medea.

In Wald!

Aietes.

Bleib jetzt!

Medea.

Warum?

Also auch Gegenwart des Geistes, Umsicht, Muth, schneller Entschluß, jugendliche Leichtigkeit und dennoch nervige Kraft bei der noch unschuldvollen, Sittlichkeit achtenden Königstochter!

Jenes einzige Wort „Vater!" welches von ihr geantwortet wird, indem sie zwar ihr Haupt umwendet, aber ihren Platz nicht verändert, ihren aufgehobenen Fuß nicht niedersetzt, so wie jenes „Warum?" zeigt sie als vorzüglich kraftvolles Wesen; denn sie ahnet ja wohl, daß von Feinden die Rede seyn wird.

Nun sagt wirklich Aietes Medea'n von der Ankunft der Fremden, zeigt seine Besorgniß zwar, doch auch seine Begierde nach ihren Schätzen. Letzteres nur befremdet Medea'n; der Besorgniß des Königs (S. 9)

— „Sind Franken, sind Feinde,
Kommen zu verwüsten unser Land"

wird von ihr schnell mit dem Rath begegnet:

„So geh' hin und tödte sie!"

Niemand wird das tadeln; denn Vaterlandsliebe erwacht nun in jener kraftvollen Brust.

Aietes (sagt):

„Zahlreich sind sie, und stark bewehrt,
Reich an List die fremden Männer,
Leicht tödten sie uns.

Medea.

So laß sie zieh'n!"

Alle diese Reden der Königstochter, rasch und bestimmt erfolgend, geben ihr fast etwas Unweibliches. Aber das ist der jagdlustigen Fürstin völlig angemessen, und später findet man, daß weibliches Gefühl ja zarte, ächte Weichheit, ihr keineswegs fremd ist. Zugleich aber enthält jede dieser bisherigen Reden unverkennbar einen wirklichen Charakterzug Medea's. Dadurch bekommt die Rolle ausnehmend viel Nerviges, das in der Art leider nur bei wenigen andern Schauspieldichtern dieser Zeit gefunden wird, doch zu einer ächten Schilderung durchaus nöthig ist.

Selbst zeigt sich jedoch hier schon (S. 11) folgender weiblicher Zug. Aietes gibt seiner Tochter zu erkennen, die Fremden besäßen Kostbarkeiten, bunte Steine und reiche Kleider.

„Wie sollen die mein Mädchen zieren!

Medea.

Ei, immerhin!

Aietes.

Du schlaue Bübin, sieh,
Ich weiß, dir lacht das Herz nach all der Zier.

Medea.

Kommt nur zur Sache, Vater!"

So ist der kraftvolle Geist gleich wieder sichtbar.

Daß Medea nicht etwa, wie ihr Vater, meuchelmörderische Plane gegen die Fremden hat, ergibt sich deutlich; ja man sieht, daß sie gegen jenen mit Unwillen deshalbigen Verdacht schöpft. Aietes sagt (S. 12):

„Du bist ein kluges Mädchen, dir kann ich trauen.
Ich — —

Medea.

Nun?

Aietes.

Was siehst du mir so starr ins Antlitz?

Medea.

Ich höre, Vater. —

Aietes.

O, ich kenne dich!
Willst du den Vater meistern, Ungerath'ne?
Ich entscheide, was gut, was nicht.
Du gehorchst. Aus meinen Augen, Verhaßte!"
(Medea geht)

(Wie bezeichnend wieder!) Sie wird aber vom König zurückgerufen. Später dann (S. 15) sagt er zu ihr:

„Einen Trank, ich weiß es, bereitest du,
Der mit sanfter, schmeichelnder Betäubung
Die Sinn' entbindet ihres Diener-Amt's
Und ihren Herrn zum Sclaven macht des Schloß.
Geh hin und hole mir von jenem Trank.

Medea.

Wozu?

Aietes.

Geh, sag' ich, hin, und hol' ihn mir!
Dann komm zurück. Ich will sie zähmen,
diese Stolzen."

Nun geht Medea wirklich ab. — Nicht Gift holen will sie, sondern einen Schlaftrunk, um die Feinde gezähmt zu sehen. Den Mord verabscheut sie. — Zurückkommend mit dem Becher, nachdem Phrixus den Schauplatz betreten hat, sagt sie (S. 14):

„Hier, Vater, ist der Trank."

Aietes befiehlt ihr später (S. 22 und 23):

„Begehr' sein Schwert!"

Sie antwortet dem Könige nicht. Sie läßt ihn die ähnliche Foderung wiederholen, und antwortet noch nicht. Endlich ruft der Vater ihr nochmals zu:

— „Des Fremden Schwert!"

Nun erst fragt sie:

„Wozu?

Aietes.

Sein Schwert, sag' ich!"

und nun erst wendet sich die Tochter, dem wiederholten väterlichen Befehle zufolge, an Phrixus mit den Worten:

„Gib mir dein Schwert!" —

Mit Herrn Meier und Lieben Zeug hin, machte jener Meier gestern ihre Bekanntschaft. Mitsingt ja Meier, Meier Fidel.

Meier, wollt ihr ha, ins Theater, wo Ball?

Ei ja! weiß (Ob).

Meier, brauch Geld wo Haus?

meier, ich brauch Meier bei Lieb' oder Fasan (Ob. ob) Meier Geld (Ob).

Meier, Meier!

Lieber mit dem Beutel

Meier, gib mir!

Ego, bei Hagestolz Meier. (Ob. ob) ja Meierin!

Mein weinig Ja ich!

Bald ich Meier, Meier ich, Meier ich ja ich

Bei mein Ich und Meier

Ich bin wollte antworten Meier (Ob. ob und ich) ja!

Meier! Meier, mein!

Mein! Meier!

Meier!

Und ich so gehen?

Ein Gedicht in Prosa.

Nein! Nein! Und Meier! — 3. M.

Wie schön! Ich, Meier in deutlich gedruckten Lettern! Ich, Meier in einem Gedicht! Ich, Meier in einem Gedicht mit den Namensvettern Meier! — Der Namensvetter schickt mir ungesäumt sofort 50 Mrk. Lieg mir dem Meier mit den Namensvettern Meier! Ich, Meier, bin ein Gedicht! Ich, Meier, bin ein Gedicht

weiß zu den Lichtpunkten steht, als Kreis zu sagen. Man kann sie deshalb auch Kreise nennen. Die Größe dieser Kreise wird nun offenbar in dem Maße größer sein, je weiter man sich von der Brennebene entfernt.

Die Brennebene ist somit derjenige Ort, wo die Strahlen wieder zu Punkten sich vereinigen. Sie ist aber auch diejenige Ebene, in welcher die Strahlen am wenigsten zerstreut sind. Man kann sie also auch als diejenige Ebene bezeichnen, in welcher die Zerstreuungskreise am kleinsten sind. Diese sind nämlich, wie wir gesehen haben, um so größer, je weiter man sich von der Brennebene entfernt, sowohl nach vorne, als auch nach rückwärts, und es ist daraus klar, daß die Brennebene auch diejenige Ebene ist, in welcher die Zerstreuungskreise am kleinsten sind. Hieraus geht ferner auch hervor, daß, wenn man eine Ebene, in welcher die Zerstreuungskreise kleiner sind, als sie es in der Brennebene selbst sind, als Brennebene bezeichnen wollte, dieses nur dann möglich wäre, wenn man sie in einer solchen Entfernung von der wirklichen Brennebene annehmen würde, daß sie eben diese Kreise enthält. Es ist nun aber klar, daß diese Kreise um so größer sind, je weiter man sich von der Brennebene entfernt, und daß sie daher um so kleiner sind, je näher man sich der Brennebene befindet. Daraus folgt, daß man eine Ebene, welche in einer solchen Entfernung von der Brennebene sich befindet, daß sie eben diese Kreise enthält, nicht mehr als Brennebene ansehen kann, sondern daß man sie in einer noch kleineren Entfernung annehmen muß, um diese Kreise zu erhalten. Es ist also klar, daß man nur diejenige Ebene als Brennebene bezeichnen kann, in welcher die Zerstreuungskreise am kleinsten sind, und daß man eine Ebene, in welcher diese Kreise kleiner sind, als sie es in der Brennebene selbst sind

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 260.

12. November 1822.

Zum Michaelis-Meßcatalog von 1822.

Nach dem, was im Lit. Conversationsblatt über die Oster- und Michaelis-Meßcataloge mit Scherz und Ernst zeither verhandelt worden, und besonders nach den geschäftlichen Discursen und Aufschlüssen in Nr. 157 und 178 d. J., läßt sich eine wesentliche Veränderung des Instituts nicht hoffen, aber eben so wenig läßt sich erwarten, daß Humor und Witz mit dem dürren Büchermarktschreier forthin ihre Lustjagd treiben werden, weil bei Mangel an geistigem Odem auch diese literarischen Weidmanns-Späßchen schier zu Tode gehetzt worden, und weil es nebenbei den Anschein gewinnt, als wenn übelwollende und ungezogene Zuschauer die Schranken überspringen und das Vergnügen stören wollten. Uebrigens ist der Catalog selbst, wie ein alter unverbesserlicher Philister gegen Scherz und Ernst stumpf und in den Hauptsachen überall bei seinen Sätzchen geblieben, ja wird trotz Hrn. Reimer's bestem Willen es auch ferner bleiben, so lange die in der üblen Beschaffenheit des deutschen Buchhandels liegenden Schwierigkeiten nicht gehoben sind. Aber wer soll diesen Uebelstand bessern, da er zum Theil in der politischen Verfassung der, von der deutschen Sprache beherrschten und bewohnten Lande, zum Theil in der Natur des Geschäfts und endlich noch mit in der Erbsünde des merkantilischen Eigennutzes begründet ist! — So lange in der Einen deutschen literarischen Republik mehr als dreißig große und kleine Dictatoren, sammt ihren Magistris equitum, den wächsernen Satz: Ne quid detrimenti etc. zu beliebigen Gewaltschritten oder Exceptions-Maasregeln zu verdrehen geneigt und im Stande sind, so lange ist an eine, durch Preßgesetze wahrhaft begründete Preßfreiheit nicht zu denken; — so lange die Nachdrucker ihr Diebeshandwerk und die Sykophanten ihr Lobhudeln und Lästern treiben dürfen, ohne daß hier die öffentliche Rechtspflege, dort die öffentliche Meinung, genüglich bestrafend, eingreift, — so lange wird es auf dem deutschen Büchermarkte dort und hier unehrlich und unehrbar zugehen — und so lange die Sofier und Autoren mehr dem Mammon, als den Musen dienen, so lange wird — nach Sirach's Worten — die Sünde zwischen Käufer und Verkäufer, Verlags- und Sortimentshändlern, Verlegern und Schriftstellern — stecken, wie der Nagel in der Wand, ja immer mehr und mehr einrosten. Ein Theilchen solcher Sünde, wenn auch nicht größer als ein Eisenfellspan, ist sonder Zweifel die Lügenhaftigkeit des Meßcatalogs, worüber der ernste Rügerichter in Nr. 178 des Lit. Conv. Bl. klagt und deren sichtliche Belege man widrigenfalls im Verzeichnisse der künftig herauskommenden Bücher (S. 548. und 551.) bei ehrenwerthen Namen und Rubriken antrifft, ja! so wahr es saumselige und harthörige Autoren, leichtgläubige und voreilige Verleger — und ein geduldiges Publicum gibt, — so gewiß werden in allen künftigen Meßcatalogen dergleichen Rostfleckchen vorkommen, welche Hr. Reimer nicht dem Holländer seines Papiermachers aufbürden kann. Auch ich will die andern Makel, welche den Glanz des deutschen Buchhandels vermindern, weiter Niemanden besonders zurechnen und bin übrigens von der Unverbesserlichkeit des Catalogs in statu quo überzeugt, wie auch manches Vorurtheils für den literarischen Werth des leipziger Meßverkehrs entledigt, endlich aber ohne Lust über die Bücherliste zu humorisiren, und begnüge mich mit Ausziehung folgender tabellarisch aufgestellten Notizen.

Vergleichende Tabelle über den Michaelis-Meßcatalog der Weidmannschen Buchhandlung von 1821 u. 1822.

Michael. 1822	Mich. 1821	Differenz	A. Als fertig angezeigte Schriften.
1777	1094	+ 683	nämlich:
1489	961	+ 528	in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache aus allen Facultäten, Künsten und Wissenschaften.
68	55	+ 13	Romane.
36	27	+ 9	dramatische Werke.
184	51	+ 133	in ausländischen Sprachen.
			B. Künftig herauskommende Schriften.
197	240	— 43	welches die Totalzahl von
1974	1334	+ 640	Nummern ergibt.
			Die fertigen Bücher begreifen:
1178	812	+ 366	ganz neue Werke,
363	182	+ 181	Fortsetzungen,
236	104	+ 132	neue Ausgaben und wurden von
303	232	+ 71	Buchhandl. zu Markte gebracht.
			Unter den fertigen Büchern kommen vor:
232	145	+ 87	theologische,

Michael. 1822	Mich. 1821	Differenz	
124	54	+ 70	juridische,
107	54	+ 53	medicinische,
194	116	+ 78	pädagogische,
135	62	+ 73	philologische,
148	44	+ 104	historische,
108	41	+ 67	naturwissenschaftliche, benebst
13	16	— 3	chemische und pharmaceutische,
62	62	— —	geographische und statistische,
37	33	+ 4	Landcharten und Plane,
166	44	+ 122	politische und publicistische,
42	39	+ 3	technologische,
57	26	+ 31	ökonomische,
127	18	+ 109	poetische und belletristische (excl. Romane und Schauspiele)
41	27	+ 14	Taschenbücher, Almanache und Calender
78	54	+ 24	Unterhaltungsschriften,
42	23	+ 19	mathematische (incl. die Rechenbücher,
36	6	+ 30	philosophische,
29	14	+ 15	militairische,
12	8	+ 4	merkantilische,
13	7	+ 6	Musikbücher,
9	10	— 1	Spiele,
28	21	+ 7	artistische,
34	12	+ 22	literarische,
134	71	+ 63	Zeitschriften.

Noch sey bemerkt, daß

22 Schriften theils die Sache der Griechen verhandeln, theils durch sie mit zum Erscheinen veranlaßt worden, ferner daß

6 Schriften dem Fonkschen Processe und 5 den baierischen Presbyterial-Angelegenheiten gewidmet sind.

Bei allen ist zu wünschen, daß nicht Parteiwuth, sondern edler Eifer für das Wahre und Gute die Schriftsteller beseelt habe, — und wenigstens zu hoffen, daß nirgends ein solcher Dämon eingewirkt habe, als welcher (nach S. 413.) den großherzogl. badenschen Bibliothekar und Excapitularen, K. W. E. Fabritius, entzündet haben mag, folgendes Buch der Finsterniß ans Licht treten zu lassen:

„Ueber den herrschenden Unfug auf deutschen Universitäten, Gymnasien und Lyceen, oder: Geschichte der akademischen Verschwörung gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum." (Mainz, Müller und Leipzig, Hinrichs'sche Buchh. in Comm.).

Wohl möchte man fragen:

„Kann ein deutscher ehrliebender Buchhändler es sich verzeihen, solch ein schon durch den Titel sich verrufendes Buch in Verlag oder Commission zu nehmen?"

und daraus, daß es geschehen, und daß sogar die leipziger Messe mit dieser so albernen als boshaften Skarteke verunreinigt worden, auf gänzlichen Mangel des Gemeingeistes unter den deutschen Buchhändlern schließen; — doch vielleicht gereicht auch dieser Insult der guten Sache insofern zum Besten, als des bösen Feindes Pferdefuß dabei sichtbar geworden, und hoffentlich nun unsre wackern Akademiker nicht länger anstehen werden, ihrem braven Verfechter Krug zu folgen und den dummen Teufel sammt Consorten ärger in die Presse zu nehmen, als je die Schmidte zu Apolda und Jüterbogk gethan. Uebrigens deuten die numerischen Ergebnisse des Catalogs auf vermehrte und wachsende Regsamkeit des deutschen Buchhandels und berechtigen den Patrioten und Kosmopoliten zur festen Hoffnung, daß die von deutschem Wort und Schrift ausgehende Aufklärung weder durch List noch Gewalt von Außen sich in ihren Fortschritten hemmen lasse. Solches möge die künftige Ostermesse bestätigen! Amen. 136.

Ueber den Charakter Medea's im Grillparzerschen dramatischen Gedicht: „Das goldene Vließ."

(Fortsetzung aus No. 259.)

Aehnliche Handlungweise beobachtet Medea auch in dem 2ten Stücke, genannt „die Argonauten."

Hierbei können wir aber, nach den nunmehrigen Grundlagen von Medea's achtbarer Sinnesart, ein wenig kürzer zu Werke geh'n. Es kommt dabei hauptsächlich auf Medea's Verhältniß zu Jason an.

Nach der schändlichen Ermordung des armen Phryxus, ist Medea, das Unglück der Zukunft, seit dem Augenblicke des Mordes, ahnend, in einen Waldthurm geflohen, wo sie sich, die Schülerin ihrer verstorbenen Mutter, die der Tochter Anleitung (wohl nicht zu Zaubereien, an welche Niemand eigentlich glauben sollte, sondern) zur innern Naturkenntniß gegeben hatte, den geheimen Wissenschaften lebte, getrennt vom meuchelmörderischen Vater.

Der aber erscheint nun bei ihr, und bittet um ihre Unterstützung; denn die Argonauten sind angelangt, um von ihm Phryxus Schätze nebst dem goldenen Vließe zurückzuholen. — Medea entschließt sich, auf des Vaters Flehen und aus Vaterlandsliebe, zum Beistande, doch keineswegs auf unerlaubte Weise, sondern durch Beschwörung ihrer Götter zur Hülfleistung, allerdings auf geheimnißvolle Art.

Bei dieser Beschwörung wird sie von dem, ihr noch unbekannten Anführer der Argonauten, Jason, der, vermöge seiner grenzenlosen Kühnheit, sich in den Thurm wagte, überrascht, und hier zeigt sich in beider Herzen alsbald Liebe zu einander. Doch wähnt Medea, Jason sey ein Ueberirdischer, ein Gott; denn damals waren Liebschaften der Götter mit den Erdbewohnerinnen bekanntlich nichts Unerhörtes.

Jason hatte, indem er von Medea's hinzukommenden Angehörigen mit den Schwertern bedroht wird, auf die Lippen der jugendlichen Schönheit, unter Gelobung des Wiedersehens, einen Kuß gedrückt und dann muthvoll sich durch die Widersacher geschlagen.

Medea's Herzen war bis zur damaligen Stunde die Liebe fremd geblieben, und die nun sich zeigenden, zarteren Wirkungen der seligsten und unseligsten aller Leidenschaften werden ganz vortrefflich geltend gemacht. Medea ist jetzt gar sanft geworden. Man hat, aus Unachtsamkeit, ihr Lieblingsroß davon laufen lassen; sie vernimmt die Nachricht, welche früher sie stark gereizt haben würde; jetzt aber ertheilt sie auf den deshalbigen unangenehmen Bericht (S. 63) nur die Antwort:

„Es ist gut." —

Jene, vorhin von ihr verbannte Peritta, früher, wegen ihrer Geschlechtliebe, von Medea so streng behandelt, erscheint,

um zu melden, daß ihr Gatte von den Argonauten gefangen worden sey; Medea redet Peritta'n, gleich bei ihrem Erblicken, (S. 69) mit den Worten an:

— — „Peritta, bist du's?
Sey mir gegrüßt, sey herzlich mir gegrüßt!"

Hierauf umschließt Medea Peritta'n, und redet von frohen Tagen, welche sie zusammen gelebt haben u. s. w.

Solche Umwandlungen hat die Liebe in der Brust der schuldlosen, aber mit hoher Kraft ausgerüsteten Königstochter hervorgebracht.

Ihr Gedanke an den vermeinten Gott ist der süßeste; aber bald erfährt sie, daß er nur ein Sterblicher, ein Grieche, einer der Argonauten, also einer der Feinde ihres Vaters und ihres Landes sey, und sie fühlt sich beschämt, ja entehrt durch jenen Kuß (S. 75). Ihr Selbstbewußtseyn, ihr Stolz erwacht; sie sagt zu Aietes (S. 78):

„Laß uns geh'n!

Aietes.

Wohin?

Medea.

Wohin du willst,
Zu vernichten, zu tödten, zu sterben!" —

(Welche empfindungsvolle Gegen-Steigerung!)

Aietes und eine Anzahl der Argonauten haben hernach eine Unterredung; unter ihnen ist Jason; Medea, das nicht wissend, kommt, nachdem der Vater sie hat herbei rufen lassen, mit einem Becher; Aietes fragt sie (S. 92):

— — „Ist er bereitet?

Medea.

O frage nicht!"

Jason, der zuvor, weil Medea verschleiert auftrat, sie nicht kannte: und den Gebrauch des Bechers, den (nicht sie, sondern) Aietes ihm anbot, verweigerte, Jason vermuthet bald, daß es die Geliebte sey, nimmt also von ihr, welche auch ihn nicht kennt, den Becher mit den Worten (S. 93):

„Ich leer' ihn auf dein Wohl!

Medea. (nun Jason kennend)
Halt ein!

Jason.

Was ist?

Medea.

Du trinkst Verderben!"

Jason wirft den Becher weg, und zeigt sich ihr äußerst dankbar; sie aber sagt ihm (S. 94):

„Was willst du!"

entreißt ihm die, von ihm erfaßte Hand mit den Worten:

„Verweg'ner, wagst du's?"

ruft aber „Weh!" aus, indem sie seinem Blicke begegnet, und entflieht.

Also der mächtigste Kampf zwischen Geschlechtliebe, Stolz, gekränktem Gefühl und Vaterlandsliebe! Doch auch schnelle Reue darüber, daß der Trank Irgend Jemanden gefährlich werden soll; denn diese Reue folgt unverkennbar aus jenen Worten:

„O frage nicht!"

Der Stolz und das gekränkte Gefühl bleiben wirksam, als hernach Jason das Zelt erstürmen will, in welches Medea vor dem Kühnen entfloh. Nachdem die Bestürmung fruchtlos geblieben ist, fleht Medea ihren Vater an, daß er die Fremden vertreiben möge; sie selber aber, obgleich kampferfahren, will nicht mitkämpfen, sondern sagt (S. 101 u. 102) völlig dem schwermuthvollen Liebesleide gemäß:

„Mich sende zurück
In das Inn're des Landes, Vater,
Tief, wo nur Wälder und dunkles Geklüft,
Wo kein Aug' hindringt, kein Ohr, keine Stimme,
Wo nur die Einsamkeit und ich *).
Dort will ich für dich zu den Göttern rufen,
Um Beistand für dich, um Kraft, um Sieg,
Beten, Vater, doch kämpfen nicht.
Wenn die Feinde verjagt, wenn kein Fremder mehr hier,
Dann komm' ich zurück und bleibe bei dir,
Und pflege dein Alter sorglich und treu;
Bis der Tod herankommt, der friedliche Gott,
Und leise beschwicht'gend, den Finger am Mund,
Auf seinem Kissen von Staub und Moos
Die Gedanken schlafen heißt, und ruh'n die Wünsche."

Wer könnte es miskennen, dieses gefühlreiche Herz, dem sein Abgott geraubt wurde?

Aietes will Medea'n an den Ort senden, wo das goldene Vließ aufbewahrt ist. Auf dem Wege dahin geräth sie, gleichsam als Kriegsgefangene, in Jason's Hände. Sie widersteht aufs Mächtigste ihm und seiner Foderung, zu bekennen, daß sie ihn liebe; sie entreißt einem fliehenden Kolchier seine Waffen, bringt mit ihnen auf Jason ein mit den Worten (S. 113 und 114):

„Stirb oder tödte!

Jason.
(indem er schonend zurückweicht.)
Medea, was thust du?

Medea.
(näher dringend.)
Tödte oder stirb!

Jason.
(mit einem Schwertstreich ihre Lanze zertrümmernd.)
Genug des Spiels!
(Das Schwert in die linke Hand nehmend, in welcher er den Schild hält.)
Was nun?

Medea.
Treulose Götter!
(Die abgebrochene Lanze sammt dem Schilde hinwerfend, und einen Dolch ziehend.)
Noch sind mir Waffen!

Jason.
(indem er Schild und Schwert von sich wirft und vor sie hintritt.)
Tödte mich, wenn du kannst!

Medea.
(Mit abgewandtem Gesicht, den Dolch in der Hand.)
Kraft!

Jason. (weich)
Tödte mich, Medea, wenn du kannst!"
(Medea steht erstarrt.)

Noch länger währt dieser Kampf Medea's gegen ihre Leidenschaft. Endlich und endlich, da der ungestüme Jason nicht nachläßt, widersteht sie dem Triebe nicht mehr, ihre Liebe zu verrathen, ja solche zuletzt, auf Jason's unausgesetztes Andringen, auch wörtlich zu bekennen, indem sie nun ihrem Vater, der mit Kriegern herzu gekommen ist, und auf Jason eindringt, sich zwischen Beide werfend, (S. 124) zuruft:

„Vater, tödt' ihn nicht! Ich lieb' ihn!"

worauf Jason sagt:

„Er konnte dir's entreißen, und ich nicht!"

Unverkennbar hat auch im Puncte der Liebe die Königstochter sich nicht nur keineswegs Etwas an ihrer Würde vergeben,

*) Aller Bemerkungen über Grillparzer's, im Ganzen so gute Sprache enthalten wir uns dermalen.

sondern vielmehr ist das Geständniß eigentlich erpreßt worden. — Nun aber, weil sie es abgelegt hat, steht sie, klug, gefühlvoll und redlich:

„Vater! Vernicht' uns nicht Alle!
Löse den Zauber, beschwichtige den Sturm!
Heiß' ihn dableiben, den Führer der Fremden,
Nimm ihn auf! Nimm ihn an!
An deiner Seite herrsch' er in Kolchis,
Dir befreundet, dein Sohn!"

Denn treu will sie nunmehr auch an Jason hangen. Unerbittlich aber beginnt bald der Vater, sie zu verfluchen, wo sie durch das, in Zwischenräumen dreimal ausgesprochene, theils knieend ausgesprochene Wort: „Vater" ihn umsonst zu besänftigen trachtet, aber zuletzt, noch knieend, (S. 127) von ihm, der hinwegeilt, zurückgestoßen wird.

Sodann ist nun Medea in des kühnen Jason Macht, aber schon unglücklich durch des Vaters Fluch und Jason's bemerkbarem Mißbrauch seiner Gewalt über sie. Er begehrt jetzt durchaus von ihr, dem Zwecke des Argonautenzuges gemäß, ihm Nachricht von dem Orte zu ertheilen, wo das goldene Vließ aufbewahrt werde. Vom Vließe will ihn Medea, wegen der damit verbundenen Gefahr und weil ihr solches geheimes Grauen erregt, zurückhalten; der Kühne beharrt aber unerschütterlich auf seiner Foderung. Alle wohlgemeinten Versuche Medea's, ihn davon abzubringen, auch die flehendlichsten, bleiben fruchtlos. Endlich sagt sie (S. 132):

„So komm!

Jason.
Wohin?

Medea.
Zum Vließ!
Zum Tod! — Du sollst allein nicht sterbn,
Ein Haus, Ein Leib und Ein Verderben!

Jason.
(sich ihr nähernd.)
Medea!

Medea. (ausweichend)
Die Liebkosung laß',
Ich habe sie erkannt! O Vater! Vater!" —

Das Paar geht nun wirklich zum grauenvollen Aufbewahrungsorte des Vließes — alle Schrecken und Angstgefühle werden besiegt — Jason erlangt es, unter steten Abmahnungen von Seiten Medea's, die ihn doch zu schirmen sucht.

Die Pflichten weder der Tochter noch der Verlobten hat sie demnach aus den Augen gesetzt, sondern sich, nach menschlicher Möglichkeit, gehorsam gegen den Vater und gefällig gegen den Verlobten gezeigt. Doch ist die Liebe zu diesem, den sie bald fürchten mußte, bereits gemindert, hingegen die Liebe zum Vater und zu Absyrtus, dem Bruder, verstärkt worden, so daß, als nunmehr dieser erscheint, Medea leise zu ihm (S. 152) sagt:

„O könnt' ich geh'n mit dir!

Jason (hinzutretend.)
Du willst mit ihm?

Medea (furchtsam.)
Ich?

Jason.
Du sagtest's.

Medea.
Sagt ich etwas, Bruder?
Nein, ich sagte nichts!

Absyrtus.
Wohl sagtest du's, und komm, o komm!

Ihre Furcht besiegt ihren Wunsch, von Jason befreit zu seyn; sie erniedrigt sich, Unwahrheit zu sagen, welches nur durch jene Furcht einigermaßen entschuldigt werden kann, denn sonst war Medea viel zu starkmüthig, um irgend etwas Unwahres zu behaupten. Das Unglück beginnt bereits nachtheilig auf ihre Handlungsart zu wirken. Jene Wahrheitsverleugnung ist der allererste Flecken, der die Heldin entweiht *). Aber ähnliche Entweihungen müssen Statt finden, weil Medea sonst unfähig wäre, eine tragische Heldin zu seyn. Grillparzer läßt wirklich auch Medea'n selber in einem spätern Auftritt (S. 269) sagen:

— — „Wenn das Unglück dem Verbrechen folgt,
Folgt öfter das Verbrechen noch dem Unglück."

Wie schön und richtig!

So gern die Tochter, um Geschehenes, nach Möglichkeit zu verwischen, zum Vater zurückgekehrt, so gern selbst von Jason, vielleicht auch nun wie schon früher (S. 121) die sogenannte Barbarin ihrem Vater wieder überlassen wäre, so wenig erfolgt doch dies, sondern im Augenblicke, als Absyrtus, um den Argonauten zu entgeh'n, sich ins Meer geworfen, als der Vater sich verzweifelnd zur Erde gestürzt hat (S. 160), besteigt Jason die Argo und segelt hernach mit den Argonauten nebst Medea und ihrer Amme Gora davon.

Welch eine jammervolle Lage für die Königstochter, die noch, jene einzige verzeihliche Verletzung der Wahrheit ausgenommen, als groß und edel da steht! Getrennt ist sie von Vater und Vaterland, verflucht von jenem, in Trauer versetzt durch den Fluthentod des geliebten Bruders; gerettet ist sie an einen schon minder geliebten Fremdling, der sie bereits mit Härte behandelte; geworfen ist sie unter Männer eines andern Volkes; entgegen eilt sie einem Lande, wo andere Gesetze, andere Sitten walten, wo die fremde Fürstin, die sogenannte Barbarin, nur Kränkung und Verachtung finden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

— Capitain Wasiliew, der vor Kurzem zurückgekehrt ist, soll in der Behrings-Straße einen höhern Breitengrad erreicht haben als Cook. Er hat die wahre Lage des nördlichen Festlands von America, vom Eisvorgebirge bis Alaska, bestimmt, und ein bewohntes Eiland nördlich von hier gefunden.

— Nach englischen Blättern sind die Schlüssel der Bastille jetzt in America, und zwar in den Händen von einem Erben Washington's.

134.

---

*) Zu wünschen wäre, daß der Dichter diesen Flecken der Heldin erspart haben möchte, und es wäre wohl angegangen, da die folgenden ärgern Handlungen derselben eintreten. Wahrheitkränkung, die sich Medea auch später (S. 276) erlaubt, ist ein gar übles Vergehen. Wahrheitliebe hingegen bewirkt eine gewisse Gattung Hochachtung auch für den größten Verbrecher. Noch S. 174 macht Medea großen Anspruch auf Glaubwürdigkeit.

Jason.
„Riefst alle Freund' aus Kolchis?

Medea.
Nein.

Jason.
Gewiß nicht?

Medea.
Ich sagte: nein!"

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 261.

13. November 1822.

Politische Literatur.

1. The state of the nation at the commencement of the year 1822. 6. edit. Lond. 1822.
2. An Answer to the state of the nation. 1822.

Dritter Artikel.

Der zweite Abschnitt: Auswärtige Verhältnisse, greift unmittelbarer in die allgemeinen Angelegenheiten Europas und jedes einzelnen Landes insbesondere ein, und verdiente daher eine recht gründliche Beleuchtung, wenn der jetzige Zustand des Gedankenverkehrs solche gestattete. Wir müssen uns daher nur an die allgemeinen Grundsätze halten, auf welche die Minister ihre Rechtfertigung und Lobsprüche bauen, welche sie sich auch in diesem Abschnitte ertheilen, und schon diese geben Stoff genug zu ernsten Betrachtungen. Freilich ist alles dieses Lob beinahe nur von verneinender Beschaffenheit. Die Minister rühmen sich allenthalben mehr wegen dessen, was sie unterlassen, als wegen dessen, was sie gethan haben; denn die Hauptsache kommt darauf zurück, daß sie in den drei großen Bewegungen der neuesten Zeit, in Italiens Streben nach Einheit und Unabhängigkeit, in Americas Losreissen von Europa, und in Griechenlands Befreiung von dem Joche asiatischer Eroberer sich völlig passiv verhalten haben, ungeachtet England wenigstens bei einer derselben große Versuchungen hatte, durch thätige Unterstützung der Südamericaner seinem Handel große Vortheile zu verschaffen, und ungeachtet es in den Angelegenheiten Italiens eine bestimmte Misbilligung der Grundsätze, nach welchen die übrigen Mächte dabei verfuhren, öffentlich ausgesprochen hat.

Ein solches negatives Lob ist niemals ein sehr großes, obwohl nicht zu leugnen ist, daß oft mehr Klugheit und Charakter dazu gehört, den Versuchen zum Handeln zu widerstehen, als sich zu den Aufopferungen und Anstrengungen zu entschließen, welche mit einem thätigen Eingreifen verknüpft sind. Ob diese Enthaltsamkeit in dem vorliegenden Falle nicht dadurch etwas von ihrer Verdienstlichkeit verliert, daß man sie als eine Folge der Ueberzeugung betrachten kann, daß England in seinen jetzigen innern Verhältnissen schwerlich einen europäischen Krieg unternehmen könne, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Minister mögen immer den vollen Ruhm ihrer Unthätigkeit hinnehmen, wenn es einer ist.

Die neuen Thaten der europäischen Politik beginnen, wie billig, von dem ersten Congresse zu Wien, wo sie nach einer geraumen Zeit sich zum erstenmale wieder frei von der Uebermacht fühlte, zu welcher sie durch ihre frühern Misgriffe Frankreich und seinen damaligen Beherrscher erhoben hatte. Damals stand es in ihrer Macht, Grundsätze eines europäischen Völkersystems aufzustellen, ohne welche sich eine dauerhafte Ruhe gar nicht denken ließ, und durch deren Aufrechthaltung allein die Wunden geheilt werden konnten, welche Europa in den letzten 30 Jahren, und gewiß nicht von Frankreich allein, geschlagen worden waren. Denn der krankhafte Zustand Europas muß viel weniger den äußern Verletzungen, dem Verlust an Menschen und Geld, welcher schon lange nicht mehr gefühlt wird, als vielmehr den innern Störungen zugeschrieben werden, deren Ursache in dem verletzten Rechtsgefühl der Völker zu suchen ist. Der Sinn für Wahrheit und Recht ist dem menschlichen Herzen so tief eingeprägt, daß wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen desselben immer die Haupttriebfeder in dem Leben der Völker bleiben. Kein anderes irdisches Gut, weder Ruhe noch Wohlstand und reichlicher Lebensgenuß, auch nicht der höhere der Kunst leistet einem Volke, welches einmal zu dem Gefühl seiner sittlichen Würde erwacht ist, für die Beeinträchtigungen der Wahrheit und des Rechts den geringsten Ersatz. Jedermann weiß, welch ein Verzeichniß von Unrecht sich aus der revolutionairen Zeit aufstellen ließe, und zwar nicht blos von der einen Seite.

Was nun der Congreß gethan hat, um diesen letzten Grund aller Uebel, von welchen Europa heimgesucht wird, zu heben, ist eben so bekannt, als die Schwierigkeiten, welche eine vollständige Wiederherstellung des frühern Rechtszustandes verhindert haben. Ob mehr hätte geschehen können, als geschehen ist, ohne einen neuen allgemeinen Brand zu entzünden, das wissen wir nicht. Aber das wird sich jeder eingestehen, daß eine Menge Krankheitsstoffe in allen Theilen Europas zurückgeblieben sind, deren schädliche Wirkungen noch lange nicht zu Ende, ja eigentlich noch erst im Entwickeln begriffen sind. Was bis jetzt den Frieden und die Ruhe der alten Welt von neuem gestört hat, sind alles nur Vorspiele; die Anstalten, welche man dagegen trifft, zeigen klar, daß man auch in den höhern Regionen der Politik noch ganz andere Stürme voraussieht. Die jetzt schon colossale Macht Rußlands wächst mit so furchtbarer Schnelligkeit, daß jede Veränderung in Europa zu ihrer Vergrößerung zu dienen scheint, und da-

bei acht bis zehn Mal so großen Flächen doch, wenn diese Fläche nur wenig ausgedehnt, weniger breit wie Meter-Maß, wenn sie stark gekrümmt wenig breiter, dann weniger Flächeninhalt zu messen sind.

Ich habe mich mit dem Instrumentenbauer Max Hilb, in dessen Werkstatt ich mich meistens befinde, und der für die Gesellschaft, wie andere in Nürnberg, die Gesellschaft hat ihre Werkstatt nicht, arbeiten lassen, darüber besprochen und Hilb hat, wie ich glaube, mit den Mechanikern Nürnbergs und namentlich Schottenhammer hat ein ausgezeichneter Mechaniker hier gearbeitet, mit dem hat Hilb Rücksprache gehalten, dann hat Schottenhammer mir seine Ansicht mitgetheilt.

Es ist sehr schwierig, die Theilung auf Glas oder auf Metall aufzubringen, wenn man sie nicht durch Photographie übertragen will, sondern direkt theilen will, und es ist sehr schwierig, die Theilung auf Glas oder Metall so fein zu machen, daß sie noch gut zu beobachten ist, wenn man sie durch Mikroskope betrachtet. Wenn die Theilung zu fein ist, so ist es schwierig, sie gut zu beobachten, wenn sie zu grob ist, so ist es schwierig, sie genau herzustellen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Theilung auf Glas aufzubringen, weil auf Glas die Theilung sich leichter machen läßt, als auf Metall, und

Pflichten zu erwähnen. Wenn bei uns die Schulpflicht beendigt ist, so ist damit gewöhnlich jeder weitere Einfluß des Staates auf die Erziehung der Jugend abgeschnitten. Anders in Belgien. Dort ist der Staat verpflichtet, für jeden Bürger, der es wünscht, eine Fortbildungsschule zu errichten, und jeder Bürger ist verpflichtet, diese Schule zu besuchen. Wenn bei uns ein Jüngling seine Schulzeit beendigt hat, so kann kein Staat mehr Mittel besitzen, um ihn zu zwingen, daß er sich weiter ausbildet. Anders in Belgien. Dort ist jeder Jüngling verpflichtet, sich in einer Fortbildungsschule weiter auszubilden. Wenn bei uns ein Jüngling seine Militärzeit beendigt hat, so kann kein Staat mehr Mittel besitzen, um ihn zu zwingen, daß er sich weiter ausbildet. Anders in Belgien. Dort ist jeder Jüngling verpflichtet, sich in einer Militärschule weiter auszubilden.

Die bekannte Gesetzlust und die Bevormundungssucht, mit welcher unsere Gesetzgebung sich auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckt, ist in den belgischen Gesetzen nicht zu finden. Dort ist jeder Bürger frei, wenn er nicht gegen die Gesetze verstößt. Die Polizei hält sich auch dort nicht gerade viel auf, wenn sie nicht gerade dazu aufgefordert wird. Wenn bei uns ein Bürger einen Prozeß hat, so kann er sicher sein, daß ihm irgend welche Beamte zuschauen, und wenn dieselben es für nöthig halten, so können sie ihn zwingen, daß er sich einen Rechtsbeistand für die Verhandlung vor Gericht nimmt. Anders in Belgien. Dort ist jeder Bürger frei, wenn er will, einen Rechtsbeistand zu nehmen, wenn er nicht will, keinen

eben so unleugbare als rechtliche Gesichtspunct bei ihrer Angelegenheit.

Auch unser Verf. verkennt dies nicht. Er wünscht ihnen das Gelingen ihres edlen Aufschwunges (mit welcher Aufrichtigkeit, geht uns nichts an) und rühmt die Weisheit der Minister nur darin, daß sie bis jetzt Rußland vom Kriege abgehalten haben. Die Türken, sagt er, seyen jetzt ein friedliches Glied des europäischen Völkersystems, und man müsse sie zu erhalten suchen, weil man nicht wissen könne, wie sich diejenigen verhalten würden, welche an ihre Stelle treten. Darnach sey der englische Gesandte in Constantinopel vermuthlich instruirt. Besonders suche er dahin zu wirken, daß die Janitscharen, eine, von der Krone unabhängige, berathschlagende, gefährliche Lehnsmiliz abgeschafft und an ihre Stelle eine besser gehorchende Landwehr gesetzt werde. Ob damit für die Sicherheit der benachbarten Staaten besser gesorgt sey, als mit den unlenksamen Janitscharen, dürfte wohl sehr zu bezweifeln seyn; aber hier blickt die eigentliche Meinung des Verfassers durch. Die türkische Regierung soll kraftvoller werden, um ein Bollwerk gegen Rußland abzugeben. Ob es recht sey, eine Nation von mehreren Millionen aus einem solchen Grunde, der eignen vermeintlichen größern Sicherheit wegen, der gänzlichen, schmählichen Ausrottung auszusetzen, ihr eine bereitstehende Hülfe zu entziehen? das wird die Geschichte entscheiden. Zwar versichert unser Verfasser, daß in jedem Falle den Griechen ein fester Rechtszustand werde verschafft werden! Daß aber dieser von den Türken nicht anders, als mit den Waffen in der Hand, werde erlangt werden, ist nach den bisherigen Auftritten in der Moldau und Wallachei, nach den Metzeleien in Chios und den neuern, in dem ruhig gebliebenen Cypern eben so klar, als daß er nur unter dem Schutze christlicher Waffen werde aufrecht gehalten werden können.

Den Schluß dieses Capitels macht Nordamerica, worüber wenig zu sagen ist. Der Verfasser versichert uns, daß Americas Wohlstand seit dem Frieden sehr gesunken sey, daß aber jede Eifersucht, jede Spannung aus den Verhältnissen beider Staaten verschwunden sey.

98.

(Ein vierter und letzter Artikel folgt nächstens.)

Das Musikfest zu Magdeburg im October 1822.

In der Elbveste Magdeburg, wo bisher nur Mars, Merkur und Plutus sich als Herrscher geltend machten, fangen nachgerade auch die Musen an, sich eine Stätte zu bereiten. Freilich sind die Ufer des Stroms, der bei Dresden seine Blüthenzeit gefeiert, hier nichts weniger als malerisch; die Umgebungen flach und reizlos, die Wälle der Stadt mit Kanonen gespickt, die Straßen lebendig von kriegerischer und kaufmännischer Geschäftigkeit, — lauter Dinge, die den pierischen Schwestern sonst wenig zu behagen pflegen. Auch mag es jetzt noch Mühe kosten, sie zur Ansiedelung zu bewegen. Thaliens und Melpomenes Tempel steht nicht in besonderem Ansehen; die Poesie ist fast einzig in den wenigen abgegriffenen Bänden der Bibliotheken anzutreffen; Terpsichore, doch im französischen Costüme, besucht Clubbs, Logen und Harmonieen; würdiger und selbstständiger scheinen Malerei und Musik sich anbauen zu wollen.

Die Malerei besitzt in Hrn. Karl Sieg einen trefflichen Repräsentanten. In Paris unter David's strenger Leitung gebildet, dann während eines mehrjährigen Aufenthalts in Rom von den Fesseln der französischen Schule befreit und durch die großen Vorbilder zu eigenthümlichen Leistungen begeistert, will er jetzt sein schönes Talent der Vaterstadt weihen. Ein großes Altargemälde, die Abnahme vom Kreuz darstellend, über dessen Werth schon frühere Stimmen sich ausgesprochen, hat er, um es seiner Heimath zu erhalten, der katholischen Kirche daselbst geschenkt. Seine Meisterschaft in Bildnissen wird häufig von der schönen und nicht schönen Welt in Anspruch genommen, größeren Bestellungen darf er entgegensehen und wenn sie ausbleiben, doch auf eigne Rechnung den Eingebungen des Genius folgen. Immer also wird ihm das Verdienst bleiben, zur Erweckung des Kunstsinnes und Bildung des Geschmacks wesentlich beigetragen zu haben, in einer Stadt, die an Kunstgegenständen ziemlich arm ist und wo, wenigstens unsers Wissens, kein, auch noch so reicher Privatmann, wie etwa in Leipzig, eine Sammlung, ja nur ein einzelnes Gemälde von einem namhaften Meister aufweisen kann.

Der Musik fehlt es nicht an vielfacher Pflege. Fesca, der geniale Componist und Geiger ist in Magdeburg zu Hause. Wackere Dilletanten üben klangreiche Kehlen und Instrumente, und viele mit mehr Ernst und Liebe, als in der Regel für das Unterhaltungsbedürfniß einer Theegesellschaft erforderlich ist. Der Gesang des Fräulein Kayser und des Herrn Heinrichshofen jun. muß das verwöhnteste Ohr entzücken. Es ist bekannt, wie im vorigen Jahre, unter Spohr's und Schneider's Leitung, von einem zahlreichen Verein einheimischer und fremder Musiker in Magdeburg ein Musikfest gefeiert und mit welcher Wirkung Apel-Schneider's Weltgericht aufgeführt wurde. In diesem Jahre (den 9. und 10. Oct.) wurde abermals, besonders auf Betrieb des achtungswerthen Hrn. Oberbürgermeisters Franke, ein ausgezeichnetes Musikfest veranstaltet. Ein, 350 Musiker zählendes Sänger- und Orchesterpersonale führte am ersten Tage in der St. Johanniskirche eine Cantate von Schneider und Mozart's unsterbliches Requiem auf, in welchem der Gesang, dessen Solopartieen von Fräulein Kayser, Frau Bibliothekar Müller aus Dessau, Hrn. Heinrichshofen und Hrn. Cantor Richter aus Halle vorgetragen wurde, mit der imponirenden Gewalt des herrlich geleiteten Orchesters auf das wunderbarste wetteiferte. Am zweiten Tage fand die Aufführung auserlesener Concertmusik in dem Saale des Rathhauses Statt. Mozarts große Symphonie in C dur, meisterhaft von einem begeisterten Orchester vorgetragen, eröffnete würdig den Zug. Ihr folgte die schöne Arie aus Paer's Griselda mit obligater Geige, hinreißend gesungen von Fräulein Kayser, trefflich begleitet von Hrn. Kammermusikus Müller aus Braunschweig. Dann trug in Spohr's erstem Concert für die Klarinette der gefeierte Meister dieses Instruments, Hr. Kapellmeister Hermstedt aus Sondershausen, in dem leisen und lauten Entzücken der zahlreichen Versammlung einen neuen Siegerkranz davon. Den zweiten Theil begann die colossale, gewaltig erschütternde Ouvertüre zu Göthe's Egmont von Beethoven. Vielleicht hätte das darauf folgende Geigenconcert, in Form einer Gesangscene, glücklicher vorgetragen als componirt vom Hrn. Concertmeister Probst aus Dessau, an einer andern Stelle eingeschaltet, mehr Eindruck verursacht. Den Beschluß machte eine herrliche Composition des neunten Psalms von Fesca. Am dritten Tage wurde noch von vielen der anwesenden Virtuosen eine Quartettmusik veranstaltet. Abends fanden sich stets die Künstler und ihre Freunde in der Stadt London bei einem frohen Mahle zusammen, dem es nach Art der Liedertafel an Frohsinn und Gesängen nicht fehlte. Und so wurde denn in Magdeburg ein Musikfest, im ganzen Sinne des Worts, gefeiert. Wir wünschen, daß der schöne Eindruck dieser Tage nicht flüchtig vorüberrauschen, sondern segensreich das Leben und seine Alltäglichkeit durchdringend und beschwingend von Zeit zu Zeit, hier wie anderwärts, durch ähnliche Feste wieder erneut werden möge.

133.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 262.

14. November 1822.

Vanderbourg über Lord Byron.

Dritter und letzter Artikel.

Wir kommen jetzt auf eine Betrachtung der Werke des Lords im Allgemeinen, und hier dringt sich vor Allem sogleich die Bemerkung auf, daß sie sämmtlich nicht allein von Einem Geiste beseelt, sondern auch nach Einer Tendenz hin gestellt sind. Diese — man kann wohl sagen — Monotonie in der Poesie des Lords ist denen vielleicht weniger auffallend, welche die einzelnen Werke von ihm einzeln lasen, als denen, die sie, wie wir, nach einander durchgingen, aber gewiß ist sie darum nicht minder und — wir gestehen es — wie jede Eintönigkeit, ermüdend. Daß der Vf. den verschiedenen Personen in seinen Dichtungen aber eben so wenig Mannichfaltigkeit des Charakters zu geben vermag, wie er die Kunst versteht, durch Verschiedenheit in der Anlage und der Verwickelung des Plans das Interesse der Neuheit zu erhalten, geht unwiderleglich hieraus hervor und raubt seinen poetischen Gebilden einen großen Theil des Reizes, den sie sonst haben würden.

Seine Helden sind sämmtlich Menschen von Geist und Kraft, das ist wahr, dabei aber sind sie auch mit einem so empörerischen Uebermuth gegen Vorsehung und Welt begabt, daß nothwendig jedes Zusammentreffen mit ihnen und dem Leben sie verwunden muß, weswegen wir sie denn auch immer voll eines bittern Menschenhasses in all ihrem Thun und Treiben sehen. Man kann von ihnen recht eigentlich sagen, daß sie, mit Gott und der Welt zerfallen, in dem unseligsten aller Zustände leben und, von innerer Glut verzehrt, zuletzt als traurige Opfer ihrer traurigen Ansichten und Empfindungen untergehen. Sie verachten den Ruhm, der dem Helden winkt und sehnen sich doch nach Kampf; ihr Wesen ist Rache, und ein Verbrechen ihnen Kleinigkeit. Dabei aber werden sie von ihrem immer wieder erwachenden Gewissen gepeinigt, und das Gefühl ihrer Schuld vermehrt das Elend ihres Seyns. Könnten sie eine wahrhafte Reue fühlen, so könnten sie auch noch hoffen, aber ihr wilder, starrer Uebermuth verhindert das; statt um zu bessern, verhärten sie sich immer mehr, und gleich jenen gefallenen Geistern, denen die Pforten der Gnade sich auf ewig schlossen, weihen sie sich selbst lieber dem Untergange, eh sie sich entschließen, voll Demuth ihr Haupt vor dem ewigen Recht zu beugen. In die Brust dieser wahrhaft nächtlichen Gestalten fällt stets nur ein einziger lichter Strahl, die Liebe; aber nicht sowohl um das Dunkel ihrer Seelen zu erhellen und zu verklären, als um es noch grauenhafter zu machen. Die sanfteste Empfindung der Menschheit wird in ihrem Busen nicht minder zur verzehrenden Flamme wie all ihre anderen Gefühle, und das, was überall das mildeste Verklärungslicht verbreitet, flackert bei ihnen gleichsam im glührothen Wiederschein der Hölle.

Dennoch ist Liebe noch die einzige menschliche weiche Empfindung, welche die Helden unsers Dichters schmückt, und die einzige von allen Empfindungen, die bei seinen Heldinnen hervortritt, deren er zweierlei Arten hat. Die Einen nämlich gehören zu jenen sanften, schmachtenden, ganz sich hingebenden und aufopfernden Wesen, die den Blumen gleichen und auch, wie diese, nur zu leicht die Beute des Sturmes werden, der sie knickt; (Medora und Julcia sind die Belege hierzu). Die Andern haben dagegen bei nicht geringerer Leidenschaftlichkeit in der Liebe einen Theil der Energie ihrer Liebhaber erhalten, die sie vor nichts, selbst vor keinem Verbrechen, beben macht. Zu diesen gehören Guinare und das Mädchen, welches, unter dem Namen Caled, dem Lara als Page folgt.

Was die mit den zweiten Rollen in seinen Gemälden Belegten betrifft, so sind sie weniger gehalten, in der Zeichnung und auch überhaupt nur sparsam verwebt, wie denn Lord Byron in dieser Hinsicht sowohl, d. h. in der Beschränkung des Personales, wie in der der wenigen Verschiedenheit der Charaktere und der Einfachheit und wenigen Verwickelung des Plans, sich sehr von der Manier der romantischen Schule — zu der er übrigens offenbar gehört — entfernt, die es bekanntlich liebt, Personen und Begebenheiten oft bis in's Ungebührliche zu häufen.

Diese Einfachheit, in Betreff des Plans, geht bei Byron so weit, daß allen seinen Helden im Grunde nur Einerlei begegnet. Alle begehen, oder haben ein Verbrechen begangen; Alle leben mit der Welt und mit den Menschen im Krieg. Conrad und Selim sind Seeräuber-Capitaine, Lara, Häuptling von Empörern; Conrad und Alp, der Ueberwinder von Korinth, sind Renegaten; auch bei Lara kann man vermuthen, daß er den Glauben seiner Väter abschwor; Alle, ausgenommen Conrad vielleicht, dessen Ende man nicht erfährt, kommen auf eine elende oder tragische Art um's Leben. Nur Manfred unterscheidet sich gewissermaßen von den Andern durch seinen Hang zu den geheimen Wissenschaften; indeß, wir sagen gewissermaßen, weil der Dichter nur

noch weniger Bedeutung beizumessen hat, daß auch | gen bis dahin noch. — Die Mächte wandten daher
hier der Wagen fehlt.

Ein Gegenstand, der hier einen recht Platz in | Hilfe auch weiter die Belagerung der Stadt und das
sich hat, ist der Hut, welcher bald regulär, bald | Bombardement fortsetzen.
als Attribut, bald als Zeichen der Würde getragen wird. Auf Münzen sind sie oft mit dem Diadem oder Lorbeerkranz versehen, und es scheint, daß die Römer auch in dieser Beziehung den Griechen folgten. Ein Hut, welcher dem Diadem ähnlich ist, findet sich auf Münzen von Tarsus, Antiochia, Seleucia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Ein Hut, der dem Lorbeerkranz ähnlich ist, findet sich auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Ein Hut, der dem Lorbeerkranz ähnlich ist, findet sich auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Ein Hut, der dem Lorbeerkranz ähnlich ist, findet sich auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens.

Auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens.

Auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens. Auf Münzen von Side in Pamphylien, Tarsus, Antiochia, Laodicea, Tyana und anderen Städten Kleinasiens.

auch als menschliche Masse beliebig verschiedene in sich Einheit zu bringen, und wenn auch über den Grundsatz Klarheit und Einigkeit herrscht, daß die Gesetzgebung nur Gesetze geben und nicht individuelle Zustände über Recht oder Unrecht entscheiden soll, so ist doch die Anwendung dieses Grundsatzes in vielen Fällen so schwer, daß sie fast unmöglich scheint, wenn nicht zugleich der Richter, dessen Amt es ist, das Gesetz auf den einzelnen Fall anzuwenden, dem Geiste desselben gemäß, d. h. gerecht, dabei verfahren will. Wie aber will man es dem Richter zur Pflicht machen, gerecht zu sein, wenn man ihm nicht zugleich die Freiheit einräumt, sich in Fällen, wo das Gesetz nicht ausreicht, oder wo es zweifelhaft ist, wie es anzuwenden sei, nach seiner Ueberzeugung zu entscheiden? Ist es nicht, abgesehen von der Pflicht, gerecht zu sein, eine Beleidigung für den Richter, wenn man ihn, der sein Amt mit Ehren verwaltet, der sich durch Kenntnisse und Einsicht, durch Geschäftsgewandtheit, durch Ruhe und Besonnenheit auszeichnet, durch Mißtrauen in seine Gesinnung, durch Zweifel an seiner Ehrlichkeit, — durch die Furcht, er könnte es bei sich selbst und vor Gott verantworten, wenn er nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes spräche, — durch Furcht vor Strafe, Verlust seiner Stelle, Verlust seiner Ehre, Verlust seiner Freiheit, Verarmung von Kind und Kindeskind, — durch Furcht vor Gefängniß, Ketten und Tod

Thun ist jetzt vollständig unter Dach und Fach, und die Gemeinde kann sich freuen. Aber nur die reinste Lust, die sich nicht mit Selbstsucht vermischt, ist eine wahre Freude. Wenn wir uns nun freuen, daß unsere Gemeinde ein Haus hat, worin sie Gottesdienst halten kann, wenn wir uns freuen, daß unsere Kinder eine Schule haben, worin sie unterrichtet werden, und wenn wir uns freuen, daß wir selbst eine Wohnung haben, worin wir ruhig leben können, so ist diese Freude eine Selbstsucht, und wir können nicht sagen, daß wir uns wahrhaft freuen.

Wenn wir uns wahrhaft freuen, so ist es, weil Jesus mit uns Gemeinschaft hat. Denn jetzt sind Gottesdienst halten, Schule halten, Wohnung haben, alles Gemeinschaft mit Jesus. Wenn wir uns wahrhaft freuen, so ist es, weil wir Jesus haben, weil wir Gemeinschaft mit Jesus haben, weil wir Jesus lieben, weil wir Jesus ehren, weil wir Jesus verherrlichen. Wo ist, ja wenn wir heute mit Jesus Gemeinschaft haben, wenn wir heute Jesus lieben, wenn wir heute Jesus ehren, wenn wir heute Jesus verherrlichen, wenn wir heute Jesus in unserer Mitte haben, wenn wir heute Jesus in unserer Wohnung haben, wenn wir heute Jesus in unserer Schule haben, wenn wir heute Jesus in unserer Gemeinde haben, wenn wir heute Jesus in unserem Herzen haben, wenn wir heute Jesus in unserem Leben haben, wenn wir heute Jesus in unserem Wandel haben, wenn wir heute Jesus in unserem Reden haben, wenn wir heute Jesus in unserem Thun haben, wenn wir heute Jesus in unserem Denken haben, wenn wir heute Jesus in unserem Fühlen haben, wenn wir heute Jesus in unserem Wollen haben, wenn wir heute Jesus in unserem Handeln haben, wenn wir heute Jesus in unserem Leiden haben, wenn wir heute Jesus in unserem Sterben haben, wenn wir heute Jesus in unserem Auferstehen haben, wenn wir heute Jesus in unserem Himmel haben, wenn wir heute Jesus in unserer Ewigkeit haben, wenn wir heute Jesus in unserer Herrlichkeit haben, wenn wir heute Jesus in unserer Seligkeit haben, wenn wir heute Jesus in unserer Anbetung haben, wenn wir heute Jesus in unserem Lobpreis haben, wenn wir heute Jesus in unserem Dank haben, wenn wir heute Jesus in unserer Freude haben, wenn wir heute Jesus in unserer Liebe haben, wenn wir heute Jesus in unserer Gemeinschaft haben, wenn wir heute Jesus in unserer Mitte

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 263.

15. November 1822.

Die Kehrseite der Griechen auf Morea.

Wer die Kehrseite der Griechen auf Morea kennen lernen will, greife nicht zum Athanasius des Herrn Thomas Hope, der alles caricaturmäßig zusammengestellt hat, was nur seit Jahrhunderten von griechischen Renegaten und unter den Fanarioten, in dem Mittelpuncte aller Hof- und Geldränke zu Constantinopel, verübt und nicht verübt worden ist. Eine Schrift, die vor wenig Wochen von Niebuhr zu Rom, wie wir hören, zum Druck befördert wurde, enthält das Neueste über den sittlichen und bürgerlichen Zustand der Griechen auf der Halbinsel, von einem vorurtheilsfreien und besonnen Augenzeugen, der sie länger und genauer beobachtet hat, als Hr. Christian Müller während seines dreitägigen Aufenthals zu Kalamata. Das

„Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar und März im Jahre 1822, von Dr. Franz Lieber (Leipzig 1823, bei Brockhaus, 186 S. 8.“),

so heißt jene Schrift, stellt die Kehrseite des Griechenthums auf. Der Verf. schrieb sie in Rom, ob es ihm gleich „eine bitterböse Arbeit“ war, sich mit Lebhaftigkeit in die erlebten Begebenheiten zu versetzen. Er wollte hauptsächlich allen nach Griechenland mit dem Schwerte in der Hand pilgernden Jünglingen eine Warnungstafel in den Weg stellen, damit sie nicht, durch die schroffe Wirklichkeit grausam enttäuscht, ihr Lebensglück fur immer verlieren, oder ihr Hochgefühl in menschenfeindlichen Unmuth verkehren.

Rechnen wir ab, daß der Vf. die Dinge in Griechenland anders sich vorgestellt hatte, als er sie finden mußte, da er gerade in den Brennpunct der ersten Gährung eines Kampfes gerieth, wo noch nicht die Schlacken moralischer Verderbtheit durch das Feuer der Noth ausgestoßen worden waren, und wo der Uebergang aus dem hundertjährigen Zustand der Sclaverei unter der Peitsche des Türken in den des Kampfes um bürgerliche Freiheit alle Leidenschaften, Verbrechen und Laster gleichsam erst entfesseln mußte, ehe die neuen Bande gesetzlicher Ordnung ein abergläubisches, unwissendes und räuberisches Volk, wie die Mainotten von jeher gewesen sind, an Gesittung und Völkerrecht gewöhnen konnten; rechnet man den Eindruck ab, den der Anblick eines solchen grausen Zustandes auf das Gemüth des Verfassers und auf seine Darstellung machen mußte, so kann man ihm die Treue der Zeichnung in seinem Gemälde recht gern zugeben, wenn auch die Farben zu stark oder zu dunkel aufgetragen seyn sollten. Und in der That, es ist recht viel Zeichnung in diesem Bilde. Der Verf. erzählt eine Menge Einzelheiten, und zwar solche, die gerade am meisten geeignet sind, die Individualität jenes Volkstheils in ihrer Lebendigkeit anzuschauen. Aber auch an interessanten Bemerkungen über den Charakter und das häusliche Leben der Stadt- und Landbewohner überhaupt, über die Eigenthümlichkeit des Landes und über die Beschaffenheit des Bodens in Hinsicht auf Vertheidigung — ist kein Mangel, obwohl die militairische Form der Bewaffnung, die Kriegszucht und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in einem sehr kläglichen Lichte erscheinen. Der Verf. hat überall Elend und Türkenhaß, so wie Abneigung gegen die Fremden wahrgenommen, aber nirgends eine Spur von geheim wirkenden Vereinen für demokratische oder auch nur für liberale Zwecke entdeckt. Folgende Bemerkung haben die neuesten Ereignisse bestätigt.

„Es kann für Landsturm kein schöneres Land gedacht werden, als Morea. Kein Feind könnte es wagen, vom messenischen Gebiete in das megalopolitische zu dringen, wenn sich Männer zu jeder Seite des Weges, in dem man noch ein Verhack legen könnte, aufstellten und mit Steinen würfen. Somit ist Tripolizza gegen eine Landung der Feinde bei Kalamata immer gedeckt. Ueberhaupt sollte mir den Peleponnes niemand abringen, wenn mir entschlossne und rege Mannschaft zu Gebote stände, wie dem Hofer seine Tyroler. Selbst bei mangelndem Schießbedarf wäre noch sehr viel zu machen. Der Feind muß sich zerstreuen, und wenn er noch so zahlreich ist, so kann er seine Massen nicht anbringen.“ —

Der Verf. begegnete unweit des Alpheus einem Griechen, der ihn deutsch anredete. Er war aus Macedonien, wo in jedem Orte einige Deutschredende seyn sollen.

Von Kolokotroni, wahrscheinlich dem jetzigen Dictator auf Morea, entwirft der Verf. nach Hören-Sagen, folgendes Bild, das an die Zeiten Griechenlands unter den Herakliden erinnert. „Dieser Mensch, der sich dem Dotwill (Dodwell) selbst einen Spitzbuben nannte, war vor der Empörung ein sehr reicher Besitzer und Räuber in Arkadien und Achaja. Die griechischen Räuber waren ursprünglich unzufriedene Männer, die bei der Eroberung dieses Landes den Krieg auf

einer Stadt gegen den anderen Stadt bei Abendstadt beobachtet. Wenn aber einmal, so Wochen und so Monate, so Jahre und so Jahrhunderte, so Jahrtausende, so Jahrmillionen, so Jahrmilliarden, so Jahrbillionen, so Jahrbilliarden, so Jahrtrillionen, so Jahrtrilliarden, so Jahrquadrillionen, so Jahrquadrilliarden, so Jahrquintillionen, so Jahrquintilliarden, so Jahrsextillionen, so Jahrsextilliarden, so Jahrseptillionen, so Jahrseptilliarden, so Jahroktillionen, so Jahroktilliarden, so Jahrnonillionen, so Jahrnonilliarden, so Jahrdezillionen, so Jahrdezilliarden, so Jahrundezillionen, so Jahrundezilliarden, so Jahrduodezillionen, so Jahrduodezilliarden, so Jahrtredezillionen, so Jahrtredezilliarden, so Jahrquattuordezillionen, so Jahrquattuordezilliarden, so Jahrquindezillionen, so Jahrquindezilliarden, so Jahrsedezillionen, so Jahrsedezilliarden, so Jahrseptendezillionen, so Jahrseptendezilliarden, so Jahroktodezillionen, so Jahroktodezilliarden, so Jahrnovemdezillionen, so Jahrnovemdezilliarden, so Jahrvigintillionen, so Jahrvigintilliarden, so Jahrunvigintillionen, so Jahrunvigintilliarden, so Jahrduovigintillionen, so Jahrduovigintilliarden, so Jahrtrevigintillionen, so Jahrtrevigintilliarden, so Jahrquattuorvigintillionen, so Jahrquattuorvigintilliarden, so Jahrquinvigintillionen, so Jahrquinvigintilliarden, so Jahrsevigintillionen, so Jahrsevigintilliarden, so Jahrseptenvigintillionen, so Jahrseptenvigintilliarden, so Jahroktovigintillionen, so Jahroktovigintilliarden, so Jahrnovemvigintillionen, so Jahrnovemvigintilliarden, so Jahrtrigintillionen, so Jahrtrigintilliarden, so Jahrquattuortrigintillionen, so Jahrquattuortrigintilliarden, so Jahrquintrigintillionen, so Jahrquintrigintilliarden, so Jahrsextrigintillionen, so Jahrsextrigintilliarden, so Jahrseptentrigintillionen, so Jahrseptentrigintilliarden, so Jahroktotrigintillionen, so Jahroktotrigintilliarden, so Jahrnovemtrigintillionen, so Jahrnovemtrigintilliarden, so Jahrquadragintillionen, so Jahrquadragintilliarden, so Jahrunquadragintillionen, so Jahrunquadragintilliarden, so Jahrduoquadragintillionen, so Jahrduoquadragintilliarden, so Jahrtrequadragintillionen, so Jahrtrequadragintilliarden, so Jahrquattuorquadragintillionen, so Jahrquattuorquadragintilliarden, so Jahrquinquadragintillionen, so Jahrquinquadragintilliarden, so Jahrsequadragintillionen, so Jahrsequadragintilliarden, so Jahrseptenquadragintillionen, so Jahrseptenquadragintilliarden, so Jahroktoquadragintillionen, so Jahroktoquadragintilliarden, so Jahrnovemquadragintillionen, so Jahrnovemquadragintilliarden, so Jahrquinquagintillionen, so Jahrquinquagintilliarden, so Jahrunquinquagintillionen, so Jahrunquinquagintilliarden, so Jahrduoquinquagintillionen, so Jahrduoquinquagintilliarden, so Jahretrequinquagintillionen, so Jahretrequinquagintilliarden, so Jahrquattuorquinquagintillionen, so Jahrquattuorquinquagintilliarden, so Jahrquinquinquagintillionen, so Jahrquinquinquagintilliarden, so Jahrsequinquagintillionen, so Jahrsequinquagintilliarden, so Jahrseptenquinquagintillionen, so Jahrseptenquinquagintilliarden, so Jahroktoquinquagintillionen, so Jahroktoquinquagintilliarden, so Jahrnovemquinquagintillionen, so Jahrnovemquinquagintilliarden, so Jahrsexagintillionen, so Jahrsexagintilliarden, so Jahrunsexagintillionen, so Jahrunsexagintilliarden, so Jahrduosexagintillionen, so Jahrduosexagintilliarden, so Jahretresexagintillionen, so Jahretresexagintilliarden, so Jahrquattuorsexagintillionen, so Jahrquattuorsexagintilliarden, so Jahrquinsexagintillionen, so Jahrquinsexagintilliarden, so Jahrsesexagintillionen, so Jahrsesexagintilliarden, so Jahrseptensexagintillionen, so Jahrseptensexagintilliarden, so Jahroktosexagintillionen, so Jahroktosexagintilliarden, so Jahrnovemsexagintillionen, so Jahrnovemsexagintilliarden, so Jahrseptuagintillionen, so Jahrseptuagintilliarden, so Jahrunseptuagintillionen, so Jahrunseptuagintilliarden, so Jahrduoseptuagintillionen, so Jahrduoseptuagintilliarden, so Jahretreseptuagintillionen, so Jahretreseptuagintilliarden, so Jahrquattuorseptuagintillionen, so Jahrquattuorseptuagintilliarden, so Jahrquinseptuagintillionen, so Jahrquinseptuagintilliarden, so Jahrsesseptuagintillionen, so Jahrsesseptuagintilliarden, so Jahrseptenseptuagintillionen, so Jahrseptenseptuagintilliarden, so Jahroktoseptuagintillionen, so Jahroktoseptuagintilliarden, so Jahrnovemseptuagintillionen, so Jahrnovemseptuagintilliarden, so Jahroktogintillionen, so Jahroktogintilliarden, so Jahrunoktogintillionen, so Jahrunoktogintilliarden, so Jahrduooktogintillionen, so Jahrduooktogintilliarden, so Jahretreoktogintillionen, so Jahretreoktogintilliarden, so Jahrquattuoroktogintillionen, so Jahrquattuoroktogintilliarden, so Jahrquinoktogintillionen, so Jahrquinoktogintilliarden, so Jahrsexoktogintillionen, so Jahrsexoktogintilliarden, so Jahrseptenoktogintillionen, so Jahrseptenoktogintilliarden, so Jahroktoktogintillionen, so Jahroktoktogintilliarden, so Jahrnovemoktogintillionen, so Jahrnovemoktogintilliarden, so Jahrnonagintillionen, so Jahrnonagintilliarden, so Jahrunnonagintillionen, so Jahrunnonagintilliarden, so Jahrduononagintillionen, so Jahrduononagintilliarden, so Jahretrenonagintillionen, so Jahretrenonagintilliarden, so Jahrquattuornonagintillionen, so Jahrquattuornonagintilliarden, so Jahrquinnonagintillionen, so Jahrquinnonagintilliarden, so Jahrsexnonagintillionen, so Jahrsexnonagintilliarden, so Jahrseptennonagintillionen, so Jahrseptennonagintilliarden, so Jahroktononagintillionen, so Jahroktononagintilliarden, so Jahrnovemnonagintillionen, so Jahrnovemnonagintilliarden, so Jahrzentillionen, so Jahrzentilliarden, so Jahrunzentillionen, so Jahrunzentilliarden, so Jahrduozentillionen, so Jahrduozentilliarden, so Jahretrezentillionen, so Jahretrezentilliarden, so Jahrquattuorzentillionen, so Jahrquattuorzentilliarden, so Jahrquinzentillionen, so Jahrquinzentilliarden, so Jahrsexzentillionen, so Jahrsexzentilliarden, so Jahrseptenzentillionen, so Jahrseptenzentilliarden, so Jahroktozentillionen, so Jahroktozentilliarden, so Jahrnovemzentillionen, so Jahrnovemzentilliarden, so Jahrdezentillionen, so Jahrdezentilliarden, so Jahrundezentillionen, so Jahrundezentilliarden, so Jahrduodezentillionen, so Jahrduodezentilliarden, so Jahretredezentillionen, so Jahretredezentilliarden, so Jahrquattuordezentillionen, so Jahrquattuordezentilliarden, so Jahrquindezentillionen, so Jahrquindezentilliarden, so Jahrsedezentillionen, so Jahrsedezentilliarden, so Jahrseptendezentillionen, so Jahrseptendezentilliarden, so Jahroktodezentillionen, so Jahroktodezentilliarden, so Jahrnovemdezentillionen, so Jahrnovemdezentilliarden, so Jahrvigintzentillionen, so Jahrvigintzentilliarden, so Jahrunvigintzentillionen, so Jahrunvigintzentilliarden, so Jahrduovigintzentillionen, so Jahrduovigintzentilliarden, so Jahretrevigintzentillionen, so Jahretrevigintzentilliarden, so Jahrquattuorvigintzentillionen, so Jahrquattuorvigintzentilliarden, so Jahrquinvigintzentillionen, so Jahrquinvigintzentilliarden, so Jahrsevigintzentillionen, so Jahrsevigintzentilliarden, so Jahrseptenvigintzentillionen, so Jahrseptenvigintzentilliarden, so Jahroktovigintzentillionen, so Jahroktovigintzentilliarden, so Jahrnovemvigintzentillionen, so Jahrnovemvigintzentilliarden, so Jahrtrigintzentillionen, so Jahrtrigintzentilliarden, so Jahrquattuortrigintzentillionen, so Jahrquattuortrigintzentilliarden, so Jahrquintrigintzentillionen, so Jahrquintrigintzentilliarden, so Jahrsextrigintzentillionen, so Jahrsextrigintzentilliarden, so Jahrseptentrigintzentillionen, so Jahrseptentrigintzentilliarden, so Jahroktotrigintzentillionen, so Jahroktotrigintzentilliarden, so Jahrnovemtrigintzentillionen, so Jahrnovemtrigintzentilliarden, so Jahrquadragintzentillionen, so Jahrquadragintzentilliarden, so Jahrunquadragintzentillionen, so Jahrunquadragintzentilliarden, so Jahrduoquadragintzentillionen, so Jahrduoquadragintzentilliarden, so Jahretrequadragintzentillionen, so Jahretrequadragintzentilliarden, so Jahrquattuorquadragintzentillionen, so Jahrquattuorquadragintzentilliarden, so Jahrquinquadragintzentillionen, so Jahrquinquadragintzentilliarden, so Jahrsequadragintzentillionen, so Jahrsequadragintzentilliarden, so Jahrseptenquadragintzentillionen, so Jahrseptenquadragintzentilliarden, so Jahroktoquadragintzentillionen, so Jahroktoquadragintzentilliarden, so Jahrnovemquadragintzentillionen, so Jahrnovemquadragintzentilliarden, so Jahrquinquagintzentillionen, so Jahrquinquagintzentilliarden, so Jahrunquinquagintzentillionen, so Jahrunquinquagintzentilliarden, so Jahrduoquinquagintzentillionen, so Jahrduoquinquagintzentilliarden, so Jahretrequinquagintzentillionen, so Jahretrequinquagintzentilliarden, so Jahrquattuorquinquagintzentillionen, so Jahrquattuorquinquagintzentilliarden, so Jahrquinquinquagintzentillionen, so Jahrquinquinquagintzentilliarden, so Jahrsequinquagintzentillionen, so Jahrsequinquagintzentilliarden, so Jahrseptenquinquagintzentillionen, so Jahrseptenquinquagintzentilliarden, so Jahroktoquinquagintzentillionen, so Jahroktoquinquagintzentilliarden, so Jahrnovemquinquagintzentillionen, so Jahrnovemquinquagintzentilliarden, so Jahrsexagintzentillionen, so Jahrsexagintzentilliarden, so Jahrunsexagintzentillionen, so Jahrunsexagintzentilliarden, so Jahrduosexagintzentillionen, so Jahrduosexagintzentilliarden, so Jahretresexagintzentillionen, so Jahretresexagintzentilliarden, so Jahrquattuorsexagintzentillionen, so Jahrquattuorsexagintzentilliarden, so Jahrquinsexagintzentillionen, so Jahrquinsexagintzentilliarden, so Jahrsesexagintzentillionen, so Jahrsesexagintzentilliarden, so Jahrseptensexagintzentillionen, so Jahrseptensexagintzentilliarden, so Jahroktosexagintzentillionen, so Jahroktosexagintzentilliarden, so Jahrnovemsexagintzentillionen, so Jahrnovemsexagintzentilliarden, so Jahrseptuagintzentillionen, so Jahrseptuagintzentilliarden, so Jahrunseptuagintzentillionen, so Jahrunseptuagintzentilliarden, so Jahrduoseptuagintzentillionen, so Jahrduoseptuagintzentilliarden, so Jahretreseptuagintzentillionen, so Jahretreseptuagintzentilliarden, so Jahrquattuorseptuagintzentillionen, so Jahrquattuorseptuagintzentilliarden, so Jahrquinseptuagintzentillionen, so Jahrquinseptuagintzentilliarden, so Jahrsesseptuagintzentillionen, so Jahrsesseptuagintzentilliarden, so Jahrseptenseptuagintzentillionen, so Jahrseptenseptuagintzentilliarden, so Jahroktoseptuagintzentillionen, so Jahroktoseptuagintzentilliarden, so Jahrnovemseptuagintzentillionen, so Jahrnovemseptuagintzentilliarden, so Jahroktogintzentillionen, so Jahroktogintzentilliarden, so Jahrunoktogintzentillionen, so Jahrunoktogintzentilliarden, so Jahrduooktogintzentillionen, so Jahrduooktogintzentilliarden, so Jahretreoktogintzentillionen, so Jahretreoktogintzentilliarden, so Jahrquattuoroktogintzentillionen, so Jahrquattuoroktogintzentilliarden, so Jahrquinoktogintzentillionen, so Jahrquinoktogintzentilliarden, so Jahrsexoktogintzentillionen, so Jahrsexoktogintzentilliarden, so Jahrseptenoktogintzentillionen, so Jahrseptenoktogintzentilliarden, so Jahroktoktogintzentillionen, so Jahroktoktogintzentilliarden, so Jahrnovemoktogintzentillionen, so Jahrnovemoktogintzentilliarden, so Jahrnonagintzentillionen, so Jahrnonagintzentilliarden, so Jahrunnonagintzentillionen, so Jahrunnonagintzentilliarden, so Jahrduononagintzentillionen, so Jahrduononagintzentilliarden, so Jahretrenonagintzentillionen, so Jahretrenonagintzentilliarden, so Jahrquattuornonagintzentillionen, so Jahrquattuornonagintzentilliarden, so Jahrquinnonagintzentillionen, so Jahrquinnonagintzentilliarden, so Jahrsexnonagintzentillionen, so Jahrsexnonagintzentilliarden, so Jahrseptennonagintzentillionen, so Jahrseptennonagintzentilliarden, so Jahroktononagintzentillionen, so Jahroktononagintzentilliarden, so Jahrnovemnonagintzentillionen, so Jahrnovemnonagintzentilliarden, so Jahrtausendstel, so Jahrtausendstelstel, so Jahrtausendstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstelstel, so Jahrtausendstel

geht, ich Ihnen. Meine Tochter will mit Ihnen nach Berlin. Meine Mutter ihre Freundin, und ich so gütig bin und sage: Ja.

Ihr seid so lieb, nun wohl, so begleite ich!

Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich danke Ihnen!

Wenn sich nun diese Freude? Wann ist dieser Reise-Tag? Ich bitte, mir es zu sagen.

Ich begleite mit Ihnen diesen Abend.

Und heut' so schnell?

Ich bitte um gütige Verzeihung, Herr Graf, daß ich mich übereile, aber ich habe heute einen Brief von meinem Onkel, dem Landgrafen erhalten. Was in diesem Briefe steht, ist mir so wichtig, daß ich Ihnen hier zwei Zeilen schreibe. Durch meinen Onkel bin ich in Kenntniß gesetzt, daß Sie, Herr Graf, mit Ihrem Sohne übermorgen über Halle von hier nach der Residenz reisen werden. Ich habe mich entschlossen, Ihnen, Herr Graf, (I. zur Liebe Marie), die Ehre, mich Ihnen anzuschließen zu dürfen, zu thun, so lange, wie es Ihnen gefällig ist, mich in Ihrer Gesellschaft zu wissen. Ich bitte Sie Ihr Herz mir geneigt.

Ihr

Adolph.

Nun, was sagen Sie dazu, Herr Graf? Ich denke, Sie werden nichts dagegen haben, ich und mein Bräutigam, der Prinz Adolph, mit Ihnen und Ihrem Sohne, dem Grafen Ferdinand, eine Reise machen, die wir machen, um Ihnen, mit Ihnen bei Ihrem Sohne, dem Grafen Ferdinand, in Berlin zu sein

Studium er vor der Universität an Ort und Stelle machen, um sich eigenen Augenschein, Erfahrungen, Ansichten zu sammeln, Verbindungen anzuknüpfen, Bücher, Karten, Pläne, Zeichnungen, Modelle, Proben, Muster und was sonst Behufs des Studiums nöthig ist, zu erwerben. Wenn er dann nach Hause kommt, soll er sich nicht damit begnügen, das Gesehene und Gehörte mit seinen Freunden nochmals und noch einmal durchzusprechen, sondern er soll sich an die Arbeit machen, um sich das neu Gelernte aufzuschreiben, damit auch sein Gedächtniß, auf welches sich Jeder gerne beruft, wenn es sich um Beweise seiner geistigen Thätigkeit handelt, in seinem Fache eine Controverse schreiben oder gegen eine bestehende Abhandlung eine Kritik verfassen, oder eine Preisfrage lösen, oder eine Arbeit für eine Preisbewerbung machen, oder eine Abhandlung für eine Zeitschrift schreiben, oder eine Rede halten, oder eine Vorlesung für den Unterricht ausarbeiten, welche er künftig selbst wird halten müssen, oder eine Vorlesung für Andere — Alles sind Arbeiten, welche verschieden sind von der Arbeit, welche Jeder machen muß, um sich für seine Prüfungen vorzubereiten. Wer sich nicht gewöhnt, solche Arbeiten zu machen, wird sich nicht gewöhnen. Es ist ein schwerer Irrthum, zu glauben, daß man sich nur für seine Prüfungen vorbereiten müsse, um sich für seine Laufbahn vorzubereiten, und wenn man sich einmal durch seine Prüfungen durchgearbeitet hat, sich dann Alles, was man gelernt hat, wie ein Kleid ausziehen könne, das man nicht mehr brauche. Wer so denkt, wird nie ein tüchtiger Arzt werden. Er wird sich nie eine gründliche Kenntniß seiner Wissenschaft erwerben, er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Kunst erlangen. Er wird sich nie eine gründliche Kenntniß seiner Kunden verschaffen, er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Kranken erwerben. Er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Heilmittel erlangen. Er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Heilmethode erwerben. Er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Heilerfolge erwerben. Er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Heilkunde erwerben. Er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Heilkunst erwerben. Er wird nie eine gründliche Kenntniß seiner Heilwissenschaft

Literarisches
Conversations-Blatt.
No. 264.
15. November 1825.

Zweite Reihe zur Erstellung einer naturhistorischen Karte von Deutschland. Von Dr. Heinrich Berghaus. Mit 2 Karten. Berlin, bei Simion. 1825. In Kommission: Stettin, Leffler und Sohne, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Sächs. Cour. Inhalt: Ueber Gebirge und Gebirgsketten, Hauptberg- und Hauptwasserscheiden, Hauptberg- und Hauptwasserlinien, Hauptstrom und Hauptwasserlauf. Von Dr. H. B.

Beide zusammengenommen, mit Recht und Vortheil heute so genannt, weil sie sich auf die Gegenwart beziehen, und nicht an Altvordern, Altmodischen und Altväterischen sich halten können wollen, und diese Jahr vergessen und vergessen machen, wie sie sich selbst vergessen haben und vergessen sind. Das Verfahren ist folgendes. Die Karte, Originalzeichnung des Verfassers, und von diesem gestochen und illuminirt, ist eine Karte, auf der die Gebirge und Gebirgsketten nach der Richtung und Folge verschiedener Art, und nach der Höhe, in verschiedenen Farben, und auf so viel Arten gezeichnet, Berlin, wenn jede verschiedene Art in verschiedener Farbenstufe und in verschiedener Breite gezeichnet ist, und die Hauptwasserscheiden und Hauptwasserlinien angemerkt, Wasserscheiden, welche, wie Hauptwasserscheiden, Gebirge und Gebirgsketten sind, und Wasserlinien, welche, wie Hauptwasserlinien, Ströme und Flüsse sind, und eine eigene Art von Gebirgs- und Wasserkunde, und von einem Gebirge, und von einem Strome, und von einem Flusse, und von einem Bache, und von der Richtung und Folge eines jeden verschiedenen und besonderen Gebirgs-Stroms, und von gleichem Wasserlaufe, und von der Höhe eines jeden Gebirgs, und Stromes, und Flusses, und von Berge, und Wasserhöhe, und von Berg- und Wasserhöhen, und Berg- und Wasserhöhen-Messungen, und von Berg- und Wasserhöhen-Messungen einer jeden Art, und von der Art und Weise, wie diese Berg- und Wasserhöhen-Messungen gemacht sind, und von den Hülfsmitteln, welche zu diesen Berg- und Wasserhöhen-Messungen gebraucht sind, und von der Art und Weise, wie diese Hülfsmittel gebraucht sind, und von den Resultaten, welche diese Berg- und Wasserhöhen-Messungen gegeben haben, und von den Quellen, welche diese Resultate geben, und von den Verfassern, welche diese Quellen geschrieben haben, und von den Schriften, Handlungen, und Zeitschriften, worin diese Verfasser und Verfassungen, Abhandlungen und Berge und von Flüsse und Bäche, und von den Quellen, welche diese Resultate geben, Bäche und aufbewahren

eigene Charakterfarben hat. Die Schale ist meistens mit Blumen, Früchten, Blättern und Ranken bemalt und vergoldet. Die Größe derselben hat bis jetzt keine bestimmte Norm. Es kommen Tassen, Kaffee- und Theeschalen, Chocoladetassen, Bouillonschalen, Milchtöpfe, Sahnen, Zuckerdosen, Eierbecher, Salzfässer, Pfeffer- und Senftöpfe, Salatschüsseln, Salatbestecke, Gemüse- und Fleischschüsseln, Fleischplatten, Kompottschüsseln, Kompottplatten, Butterdosen, Butterschüsseln, Butterplatten, Käseplatten, Obstkörbe, Obstschüsseln, Obstplatten, Obstmesser, Tortenschüsseln, Tortenplatten, Tortenmesser, Tortenheber, Kuchenplatten, Kuchenmesser, Kuchenheber, Brodkörbe, Brodmesser, Brodschüsseln, Brodplatten, Eisschüsseln, Eisplatten, Eislöffel, Eismesser, Eisheber, Eisbecher, Eisgläser, Eisservice, Eisgarnituren, Eisbestecke, Eisgeschirre, Eisbesteck, Eisgeräthe, Eisgeschirr, Eisgeräth

der Muße auszufüllen und trübe Bilder der Zukunft zu verscheuchen, die zuweilen des Muthigsten nicht schonten. Nach eilf Wochen war sogar im Namen vorgeblicher Nichtmitarbeiter ein Oppositionsblatt angekündigt, das freilich ausblieb. Die weder schreiben konnten, noch wollten, lasen doch gern und waren am schnellsten mit ihrem Tadel bei der Hand. (Das gilt auf festem Lande, wie zur See.) Aber ihr Tadel blieb immer gutmüthig und suchte kein Verdienst darin, Unzufriedenheit aufregen zu wollen. (Das ist auf irdischem Boden weniger an der Tagesordnung.) Auf einer Landhöhe ward eine Sternwarte, näher am Ufer ein Haus für Uhren und Instrumente errichtet. Am 1sten October ließ sich der einzige große weiße Bär sehen, den man von Zeit zu Zeit im Winterhafen erblickte, oder zu erblicken glaubte, da ihrer niemals mehr beisammen waren. Er verfolgte einen der Mannschaft, ward von Kugeln verwundet, aber entkam. Vor Ende des Monats wanderten die Rennthiere heerdenweise nach dem festen Lande von America zurück, ohne daß man eines von ihnen hätte erlegen können. Nur Wölfe, Füchse und Mäuse verharrten auch im Winter auf Melville. Sie scheinen in absteigender Linie von einander zu leben. Denn ein niedlicher kleiner Fuchs, in einer Falle unterm Bug des Griper gefangen, — der sich, da es ihm nichts half, sich todt zu stellen, allmälig mit den Menschen befreundete, in die Hand nehmen und streicheln ließ, zuletzt aber doch mit seiner Kette davon lief, — zitterte unaufhörlich, so oft Wölfe um das Schiff heulten. Ganz nah und schußgerecht wagten diese sich nie heran, entflohen vor jedem Menschen und wagten nie einen anzufallen, obwohl sie offenbar Hunger litten. Zur Ehre altenglischer Katzen muß bemerkt werden, daß keine Maus auf den Schiffen sich einnistete. Die heftigen Winterstürme hätte kein Mensch eine Stunde lang im Freien ertragen können, ohne das Leben einzubüßen; aber Nothwendigkeit gebot mit der Feuerung so sparsam umzugehn, daß diese nur eben hinreichte, die Gesundheit zu fristen. Mit den Kerzen verfuhr man gleichfalls so haushälterisch, daß, außer denen des gemeinsamen erleuchteten Zimmers, täglich jedem Officier nicht über ein Zoll breit zugestanden ward. Ihr Dunst verwandelte sich in geringer Entfernung in kleine Schneespitzen. Einigen, die nur auf wenige Augenblicke die Pelzhandschuhe vergaßen, mußten die erfrorenen Finger abgenommen werden. Alle von der Kälte Betäubte glichen Betrunkenen und hatten doch sicherlich nichts als Schneewasser genossen. Am 4ten November erschien die Sonne zum letztenmal über dem Horizont. Von nun an mußte die Mannschaft ihrer wenigstens auf drei Monate entbehren. Zur Feier des Tags, der einen so wichtigen Zeitabschnitt begann, ward die Bühne mit Garrick's Miss in her teens eröffnet. Die Zuschauer waren empfänglich und dankbar. Den jugendlichen gewandten Seekadetten stand auch die weibliche Verkleidung nicht übel. Aber vergebens bewarb sich das nächste Blatt der Winterchronik um ein Frauenzimmer von gutem Ruf, nicht über dreißig Jahr alt, das den Damen bei ihrem Anzuge hülfreiche Hand leisten wolle. Durch Zusage guten Gehalts, Thees- und Halbbiers ließ sich keine unter den Polarkreis locken. Dagegen ergab sich, daß die Einrichtung und Zerlegung des Theaters, welche immer einige Tage wegnahm, nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Beschäftigten blieb. Die große, nicht abzuwendende Noth der bestehenden Verhältnisse sagt jedem Leser sein eignes Nachdenken. Ueber die kleinere vernimmt er vielleicht die Polarzeitung nicht ungern. Man ging mit einem guten Stück Brot in der Tasche auf die Jagd, und wenn man hungrig darnach griff, war es so hart gefroren, daß man die Zähne daran ausbiß. Man ward von der Tafel abgerufen, weil ein Wolf den Schiffen nahe gekommen seyn sollte, der sich, genau besehn, in einen Hund verwandelte; und da man wieder dem Essen zueilte, war die Katze damit durchgegangen. Man kehrte nach einem Abendbesuch, in angenehme Betrachtungen versenkt, an Bord seines Schiffes zurück, und ward aus dieser süßen Träumerei durch die ärztliche Umarmung eines Bären geweckt. Man ließ sich in Erwartung eines behaglichen Frühstücks nieder, und fand, daß der Thee aus Versehen mit Seewasser aufgegossen war. — Am 17ten November Mittags wurden die Sterne zweiter Größe im großen Bären sichtbar. Geschwüre fingen an schwer zu heilen. Beim Gebrauch der Instrumente mußte sogar der Athem angehalten werden, weil er sogleich eine Eisrinde bildete. Limoniensaft und Essig froren in Flaschen und Fäßern. Nur zusammengedrängter Essiggeist ward erst bei 25 Grad Fahrenheit unter Null zu einer honigähnlichen Masse, die das Gefäß nicht zersprengte und brauchbar blieb. Für hinreichend nützliche Beschäftigung war so gut gesorgt, daß die Leute mit der Zeit geizen mußten, um ihr Zeug flicken zu können. Bewegung ward nöthigenfalls erzwungen und durch Orgel und Gesang geleitet. Auch die besten Seeleute müssen und wollen in jeder Rücksicht, wie große Kinder behandelt seyn. (Vielleicht erstreckt sich die Anwendbarkeit dieses Gesetzes über das ganze Menschengeschlecht.) Gegen sechs Uhr Morgens erschienen Officiere und Gemeine auf dem Verdeck. Um acht Uhr ward gefrühstückt. Um zwei Uhr aßen die Officiere zu Mittag, etwas später als die Gemeinen, aber, während der ganzen Reise, durchaus nicht besser. Um sechs Uhr Abends aßen die Leute zu Nacht, und die Officiere tranken Thee. Dann wurde auf dem untern Verdeck ein scherzhaftes Spiel getrieben, getanzt und gesungen. Um neun Uhr gingen, die in vier Wachen abgetheilten Officiere und Quartiermeister ausgenommen, die Leute, eine halbe Stunde später die Officiere zu Bett, und die Lichter wurden ausgelöscht. Sonntags war immer Gottesdienst, und das tägliche Gebet den Umständen angemessen. Die treue Beobachtung religiöser Pflichten zeigte sich unverkennbar wohlthätig. — Die Leute berechneten die einmal verheißenen Schauspieltage sehr genau und ließen sich keinen einzigen abdingen, obwohl die strenge Witterung den Schauspielern nicht wenig zu schaffen machte. Vermuthlich war dies, seit Erfindung der Schauspiele, das erstemal, wo bei einem Thermometerstand unter Null Fahrenheit (15 Grad unter dem Reaumürschen Gefrierpunct) die Bühne belebt blieb. Man wollte kein Stück wiederholen und besaß doch nur wenige, weil man sich dieses Gebrauchs nicht versehen hatte. Da machte die Noth Hrn. Parry zum Dichter eines Singspiels: „Die nordwestliche Durchfahrt, oder die beendigte Reise", das, weil es allen Hoffnungen zusagte, am Weihnachtstage mit unendlichem Beifall gegeben ward. Die Leute nannten es schön und herrlich. Einem ehrenfesteren Bootsmann war das noch nicht Lobes genug, er entschied, es sey wirkliche Philosophie. An jedem Tage, den kürzesten nicht ausgenommen, trat zur Mittagszeit eine bedeutende Dämmerung ein, bei der man sogar kleine Schrift lesen konnte, wenn man das Buch gerade gegen Süden hielt. Auch war in dieser Gegend, des zurückgeworfenen Schneelichts wegen, keine Nacht so trübe, als zuweilen unter mildern Himmelsstrichen. Gegen Erfrierung der Füße sicherten Stiefel, statt des Leders, von Segeltuch, mit Wolle gefüttert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige von Büchern, welche bei F. A. Brockhaus in Leipzig nicht erschienen sind.

1) Der Mythos des Herakles. Neu erklärt. Man würde sehr irren, wenn man von diesem Buch ähnliche Resultate erhalten wollte, wie sie ein Görres, Kanne, Creuzer u. A. aus dem tiefen Schacht der alten Mythengeschichte zu Tage gefördert haben. Der Verfasser ist ein praktischer Polizeibeamter und zwar so mit Leib und Seele, daß es ihm, wie er in

ten Gerichte Gef. verhaftet wer. Kindel ist Bürg. Kl. Verlust der all. vorhandenen Pfänder, und Ersatz der Kosten

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 265.

18. November 1822.

Voyage en Arménie et en Perse, fait dans les années 1805 et 6., par P. A. Jaubert etc.

Der Vf. dieſes Werkes iſt der bekannte Reiſende und Orientaliſt, der vor Kurzem ſich nach Kirgiſtan begab, um dort Caſchemir-Ziegen, Behufs ihrer Einführung in Frankreich, einzuhandeln. Früher hat er ſich bereits durch mehrere Reiſen in die Türkey und nach Perſien ſowohl, wie durch ſeine Theilnahme an der franzöſiſchen Expedition nach Egypten, bekannt gemacht.

So ſchätzbar nun zum Theil auch die mehreſten der vielen, ſeit Jahren erſchienenen Beſchreibungen Perſiens, und mehrerer Länder der Levante ſind, ſo ſehr verdient doch vorliegendes Werk eine beſondere Auszeichnung. Manches traf zuſammen, um Jaubert ſeine Beobachtungen zu erleichtern, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen und eingeſtehen, daß er dieſe, ihm günſtige Umſtände beſtens benutzte. Vorzüglich war ihm der diplomatiſche Charakter, mit welchem er während ſeiner Reiſen in jene Gegenden bekleidet war, von großem Vortheil; denn, mehr noch wie bei uns, bedarf man im Orient die Unterſtützung der Mächtigen, um Zutritt nicht allein in das Land ſelbſt und die berühmten Orte deſſelben zu erhalten, ſondern auch um günſtige Gelegenheit zu bekommen, das Leben und Treiben der Einwohner mit Ruhe und Sicherheit zu beobachten. Einen andern ſehr weſentlichen Vortheil verſchaffte dem Reiſenden ſeine ſeltene Fertigkeit in den Sprachen des Morgenlandes. Indem er ſich mit Leichtigkeit mit den Bewohnern der Türkey und Perſiens in ihrem Landes-Idiom zu unterhalten vermochte, ward ihm dadurch mancher willkommene Aufſchluß über die Verhältniſſe in jenen Ländern, und mancher Sitten- und Charakterzug, der Andern ſonſt leicht entgeht, entdeckte ſich hierdurch ihm.

Der eigentliche Zweck der hier beſchriebenen Reiſe des Vfs. war, der (damaligen) franzöſiſchen Regierung die Gewißheit zu verſchaffen, ob der Beherrſcher Perſiens, wie man vermuthen durfte, ernſtlich den Beiſtand Frankreichs gegen ſeine Feinde wünſchte, und es läßt ſich hieraus ſchon entnehmen, daß der Reiſende auf manche Berückſichtigung von Seiten der dortigen Behörden rechnen konnte, die Andern nicht leicht wird.

Sein Weg von Paris bis Conſtantinopel ward von ihm in der kurzen Zeit von 35 Tagen zurückgelegt. Sultan Selim, der damals noch dort herrſchte, empfing den Fremdling, welcher ſchon einmal in geheimen Staatsgeſchäften bei ihm war, mit Güte und ertheilte ihm ſogleich einen Firman, Kraft welchem allen Paſchas und Ortsvorſtehern anbefohlen ward, den Reiſenden auf's Beſte zu unterſtützen und dienlich zu ſeyn. So ausgerüſtet und begleitet von einem Armenier, der in geheimer Sendung Briefe des Perſer Schachs an Frankreichs Regierung gebracht hatte, einem Tatar, den der Großherr dem Reiſenden als Begleiter zuordnete, und einem franzöſiſchen Diener, ſchiffte ſich Hr. J. nach Trapezunt ein, von wo aus er ſogleich nach Erzrum ſich begab. Durch einen glücklichen Zufall fand er hier einen Mann, dem er früher in Egypten Gelegenheit hatte, einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Achmet Aga (ſo nannte ſich derſelbe) war damals von den Arabern geplündert und in einem traurigen Zuſtande von den franzöſiſchen Vorpoſten aufgefunden worden. Hr. J., zu ſeiner Zeit Dolmetſcher beim Heere, nahm ſich des Unglücklichen an, unterſtützte ihn und empfahl ihn dann dem Obergenerale, wodurch bewirkt ward, daß Achmet glücklich wieder in ſeine Heimath kam. Jetzt ſuchte der dankbare Muſelmann dem ſo unverhofft Wiedergeſehenen die früheren Dienſte auf's möglichſte zu vergelten, und wirklich hatte der Reiſende es allein der Verwendung ſeines Freundes zuzuſchreiben, daß ihm ohne Aufenthalt die Erlaubniß ward, ſeine Reiſe nach dem perſiſchen Gebiete fortzuſetzen.

Erzrum, die Hauptſtadt Armeniens, zählt nach der Angabe unſeres Vfs. an 70,000 Einwohner. Ohnweit den Quellen des Araxes liegend, iſt die Umgegend, obſchon ſehr flach und baumlos, doch ungemein fruchtbar. Eine große Plage für die Bewohner des platten Landes ſind aber die häufigen räuberiſchen Einfälle der Kurden, eines Nomadenvolkes, das in ſeiner Lebensart viel Aehnlichkeit mit den herumſtreifenden Horden der Beduinen in Arabien hat, von denen bekanntlich die Ufer des Nils eben ſo oft und übel heimgeſucht werden, wie die Ufer des Araxes und Euphrats von den Kurden. Um den Weg über Bayazid zu vermeiden, ſchlug Hr. J., der mehrerer Sicherheit wegen das armeniſche Coſtüm annahm, den Weg nach dem Berge Ararat ein, und gelangte ſo mit Eintritt der Nacht in ein großes armeniſches Dorf, mit Namen Arzab. Hier verbot ihm der Kiaia des Ortes ſeine Reiſe fortzuſetzen, wenn er nicht vorher Erlaubniß vom Paſcha zu Bayazid, Mahmud, vorweiſen könne. Umſonſt ſtellte der Vf. vor, er ſey ein Armenier, der eines frommen Gelübdes wegen eine Wallfahrt zu dem Kloſter der drei Kirchen mache; es

hat selbst; und hat sich es ihn von einem Fremden [illegible] Manne verschafft, und die Frauen und Mädchen [illegible] Ihre Kleider, Ihre Schuhe, Ihre Strümpfe, Ihre Hüte, Ihre Bänder, Ihren Schmuck, und [illegible] und [illegible] Ihre Kleider, Ihre Schuhe, Ihre Strümpfe, Ihre Hüte, Ihre Bänder, Ihren Schmuck,

nahe Grab, seinen erst ausgesprochenen Willen und befiehlt sogar, die Gefangenen ziehen zu lassen. Aber es ist zu spät; er stirbt, und ihm folgt, durch Zustimmung der Häupter der Kurden, sein Oheim Ibrahim in der Verwaltung des Paschalits.

Unterdeß ist durch Vermittelung der obenerwähnten freundlich gesinnten Verwandtin des Schloßcommandanten, ein Brief von Hrn. Jaubert, worin er seine Lage schildert, richtig an den persischen Hof gekommen, und auf Befehl des Schachs, bedroht der Gouverneur von Eriwan, Bapazid und die umwohnenden Stämme der Kurden mit der Rache seines Kaisers, wenn man den Reisenden nicht sofort in Freiheit setzt. Dies wirkt. Ibrahim in Schrecken gesetzt, fragt bei der Pforte um Verhaltungsbefehle an, und nimmt einstweilen den Verf. und dessen Geführten aus dem abscheulichen Gefängnisse, welches ihnen nun volle vier Monate zum Aufenthalte gedient hatte, heraus und weiset ihnen einen Stall zum vorläufigen Wohnsitze an. Bald kommen nun auch Nachrichten aus Constantinopel, und der Pascha, diesmal dem Befehle seines Oberherrn gehorsam, läßt Hrn. J. unter einer zahlreichen und ehrenvollen Escorte nach dem Lager von Jussuf Pascha bringen, welcher mit einem Armeecorps an der Grenze von Armenien steht. So ward der Reisende auf eine wahrhaft wunderbare Weise einem fast gewissen Verderben entrissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweite Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, in den Jahren 1819 und 1820, von W. E. Parry.

(Fortsetzung aus No. 264.)

Am 1sten Januar 1820 zeigte sich die erste Spur des Skorbuts, durch unvermeidliche Feuchtigkeit des Werkzeugs veranlaßt. Außer den gewöhnlichen Mitteln wandte man Senf und Kresse dagegen an, die man auf den Kajütenesen, farbenlos, aber beißend und gewürzhaft erzog. Am 14ten Januar, die strengste Winterkälte, bei Windstille 54 Grad Fahrenheit (43 Grad Reaumur) unter Null. Dennoch entstand keine entzündliche Krankheit. Am 15ten, das einzige höchst glänzende und abwechselnde Nordlicht des ganzen Winters, im Süden der Beobachter. Weder bei diesem, noch bei irgend einem andern, deren sie viele erblickten, vernahmen sie das geringste Geräusch. Ein alter Neufundlandhund lebte höchst freundschaftlich mit den Wölfen, und machte Glück bei den Wölfinnen. Das letzte gelang auch jüngeren seiner Verwandten, das erste nicht. Mittags am 2ten Februar, nach vierundachtzigtägiger Entbehrung, erster Anblick der Sonne vom großen Mastkorbe. Am 13ten, Züchtigung zweier Seesoldaten wegen Trunkenheit, die erste körperliche Bestrafung seit dreizehn Monaten, die, nur unter diesen Verhältnissen, nicht erlassen werden durfte. Quecksilber ward, während der strengen Kälte, nicht eigentlich hämmerbar, sondern brüchig. Hangmatten erwiesen sich wärmer, gesunder und bequemer, als Bettstellen; doch kostete es Mühe diese zu verdrängen. Am 24sten gerieth das Haus am Ufer in Brand. Die Instrumente wurden gerettet, auch litt kein Mensch dabei, außer an Frostschaden. Bei häufigen Nebensonnen waren Roth, Gelb und Blau die einzigen prismatischen Farben, Roth jederzeit der Sonne die nächste. Am 6ten März schmolz, seit fünf Monaten zum erstenmal, etwas Schnee auf schwarzbemaltem Holz in der Luft. Dabei stand der Thermometer in der Sonne 35 Grad Fahrenheit unter Null. Am 13ten war er schon wieder auf 28 Grad unter Null gefallen. Am 16ten März, siebente und letzte Vorstellung des Nordpoltheaters: Murphy's Citizen, Foote's Major of Garratt, und eine Abschiedsrede. Schwerlich hat jemals eine Bühne ihrem Publicum mehr wahren Nutzen gewährt. — Am 5ten April trocknete, seit sechs Monaten zum erstenmal, ein feines Tuch in vier Stunden an der Sonne. Noch vergingen mehr als vier Wochen, ehe Flanell in freier Luft trocken ward. Am 7ten war es um Mitternacht hell genug, die Zahlen eines Thermometers zu erkennen. Am 13ten, wo die Sonne schon siebzehn Stunden über dem Horizont verweilte, fiel der Thermometer Morgens noch 31 Grad unter Null. In der Mitte Aprils hatte der Griper nur noch vier Kranke, der Hekla nur einen, der an unheilbarer, nicht erst an Bord entstandener Lungenentzündung litt. Am schönen 27sten April stand der Thermometer in der Sonne 6 Grad über Null, und die Betten konnten, seit acht Monaten zum erstenmal, gelüftet werden. Während den Wintertagen ward das Tauwerk schlaff, bei wärmerer Witterung wieder steif. Am 30sten April stand der Thermometer, zum erstenmal seit dem 9ten September, im Schatten auf dem Gefrierpunct, oder wie man unter diesem Himmelsstriche richtiger sich ausdrücken sollte, auf dem Thaupuncte. Diese Temperatur wirkte dem sonstigen Sommergefühl so ähnlich, daß Parry sein ganzes Ansehen aufbieten mußte, um die Leute von unbedingter Ablegung aller Winterkleider abzuhalten. Mit der milderen Witterung mehrte sich der Schneefall. Am 2ten Mai mußten die Schildwachen vor dem Hause buchstäblich ausgegraben werden. Am 6ten fing man an das Eis um die Schiffe aufzuhauen. Am 10ten ward es nothwendig die Esportionen aller Art auf Zweidrittel des bisherigen herabzusetzen, was sich sämmtliche Officiere und Gemeine, mit froher Bereitwilligkeit gefallen ließen. Am 12ten ward, seit sechs Monaten, das erste Schneehuhn wieder gesehen, am 13ten das erste geschossen. Auch zeigten sich Spuren von Rennthieren und Bisamrindern, die nach Norden gezogen waren. Ihre bestimmte Rückkehr fällt sonach in die Zeit des beständigen Tageslichts. Seit dem 15ten konnte man den Kranken täglich frisches Vogelwild auftischen, das ihnen ausschließlich vorbehalten blieb. Die Jäger litten an der Augenkrankheit, in America Schneeblindheit genannt. Bleizucker mit kaltem Wasser heilte sie innerhalb drei oder vier Tagen. Schwarzer Flor, als Kappe über dem Hut getragen, schützte dagegen. Die Officiere fanden bequemer, dunkelgrünen Flor in die Augenlöcher ihrer Brillen zu setzen. Am 17ten war das Loshauen des Eises um die Schiffe vollendet. Zwiebeln, Senf und Kresse, im Freien gesäet, gediehen nicht. Rettige kamen auf, waren aber zu Ende Julius kaum einen Zoll lang. Dagegen wuchsen Schiffserbsen munter hervor, und hätten wenigstens Blätter zum Salat hergeben können, wenn man ihrer genug gehabt hätte. Am 22sten zeigte sich im Moose einige Wurzelspuren des Amphers. Am 24sten Abends fiel der erste Regen. Am 27sten wurden zwei Muskitos gefangen, die hier nicht beschwerlich sind. Auf dem Meer blieb das Eis fest, ungebrochen und zusammenhängend. Am 1sten Junius traten zwölf Freiwillige, unter ihnen Parry und Sabine, mit Bedürfnissen aller Art auf drei Wochen versehen, eine Wanderung quer durch die Melvilleinsel, nach ihrer nördlichen Küste an. Ein starker leichter Karren faßte 500 Pfund an Zelten, Lebensmitteln und Holz. Zeug und Decken trug jeder in seinem Tornister. Die Officiere 17 bis 24 Pfund; zwei Leute, die halbtägig wechselten, 21 Pfund. Sie reisten blos zur sogenannten Nacht-, richtiger kühleren Zeit, und schliefen während der wärmeren des Tages. Um Mitternacht stand der Thermometer mehrentheils auf 31 Grad über Null, oder im Thaupunct. Stellenweise wurden Zwergweiden, Ampfer, Steinbrech und Mohn üppiger. Noch lag tiefer Schnee, und schmolz langsam. Viel Sumpf. Am 3ten spielte ein schönes Rennthier, zutraulich und gefällig wie ein Hund, in geringer Entfernung um die bessern der Gesellschaft; ward an seinen neuen Freunden nicht irre, obgleich ihre hartherzigen Nachzügler nach ihm schossen; suchte, mit richtiger Unterscheidung jener ungefährdete Nähe; und verließ sie erst am folgenden Morgen, von einer größeren

Fonds Edlen Raymund Jacquemin. Auf Ersuchen macht das Gericht bekannt, daß Raymund Jacquemin, Sohn des Joseph Jacquemin und der Marie Angelo-Jacquemin, zu Lebzeiten Kaufmann, der Stadt Neuchâtel, verstorben, letzterer Stadt seine Kinder, Geschwister und Geschwisterkinder als gesetzliche Erben hinterlassen hat, welche sich binnen sechs Monaten, Frist, Tag und Stunde werden anzugeben haben, bei Strafe, sonst ihre Ansprüche verwirken. Es werden demnach alle Diejenigen, welche Ansprüche an die Verlassenschaft des Raymund Jacquemin machen wollen, aufgefordert, dieselben binnen sechs Monaten, Frist, Tag und Stunde bei der unterzeichneten Gerichtskanzlei anzumelden, bei Strafe, sonst sie nicht mehr gehört werden können. Die Gläubiger haben bei ihrer Eingabe anzugeben, ob sie Vorzugsrechte geltend machen wollen. Die Erben oder Gläubiger, welche sich nicht melden, haben zu gewärtigen, daß ihnen ein Curator bestellt werde, mit welchem die Verlassenschaft abgethan werden wird. Alle Diejenigen, welche auch aus Fonds verschuldet sind, haben binnen sechs Monaten, Frist, Tag und Stunde sich zu melden, bei Strafe, sonst ihre Schulden nicht mehr angenommen werden können. Alle Diejenigen, welche Effekten oder Gelder in Händen haben, welche zu der Verlassenschaft gehören, sind bei Strafe gehalten, solche binnen sechs Monaten, Frist, Tag und Stunde der unterzeichneten Gerichtskanzlei anzuzeigen. Alle Diejenigen, welche Ansprüche an Fonds, welche zu der Verlassenschaft gehören, haben

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 266.

19. November 1822.

Deutsche Taschenbücher für 1823.

7. Huldigung den Frauen. Ein neues Taschenbuch von J. F. Castelli, für das Jahr 1823. Leipzig, im Industrie-Comptoir.

Woher der Titel dieses Büchleins kömmt, darüber können wir nur Vermuthungen aufstellen. Huldigung den Frauen? — Nur aber finden wir in dem Inhalte des also betitelten Almanachs durchaus keine besondere Frauenhuldigung, ja er ist nicht einmal recht für Frauen ausgewählt und berechnet. Denn, wie paßt z. B. Theodor Hell's schauderhafte Criminalgeschichte mit ihren Galgen und Hunden zu einer Frauenhuldigung? Ferner ist es wohl auch nicht schicklich, daß Frauen sich selbst Huldigungen darbringen, und deswegen widersprechen die Beiträge von weiblichen Händen dem Titel des Almanachs. Nur das Schlußgedicht von Castelli, Gutmachung überschrieben, correspondirt mit dem Titel; aber, so fragen wir, ist denn dieses Gedicht so viel werth, daß man einen ganzen Almanach danach betiteln kann? Demnach wüßten wir nur das besondere kleine Format und den sehr zierlichen Einband als den Grund anzuführen, der den Herausgeber zu dem Titel des Büchleins hätte bewegen können. Aber Jedermann mag sein Kindlein nennen, wie er will und kann, und wer möchte es mir z. B. verwehren, wenn ich im nächsten Jahre ein Taschenbuch herausgäbe und es betitelte: Huldigung der literarischen Mode? Huldigung für Jeden, der mich kauft? Huldigung der Duodezmuse?

Es ist aber zu bedenken, daß die Frauen, die literarische Mode, die Käufer und die Duodezmuse alljährlich so viele Huldigungen dieser Gattung in unserm lieben Vaterlande empfangen, daß Jedermann, der mit einer neuen Huldigung auftritt, diese äußerlich und innerlich so bunt und glänzend als möglich ausstatten muß, wenn sie in dem großen Schwarme nicht übersehn werden soll. Das hat Herr Castelli nicht bedacht. Die Kupfer stechen ärmlich gegen die Blätter der übrigen Huldigungsbüchlein ab, und der Druck scheint mir für das kleine Format zu groß.

Der Inhalt ist bunt, aber ohne Harmonie der Farben, und nach einem hervorglänzenden Edelstein spähen wir vergebens. Das Ganze trägt die Spuren flüchtiger und bedrängter Auswahl.

Die Erzählungen des Almanachs sind folgende: Die goldenen Kohlen. Eine schülerhaft nacherzählte Volkssage vom geringsten Schlage. Als Verfasser nennt sich ein Herr Adolph Blum.

Louise Brachmann hat eine flüchtige Skizze zu einer Erzählung geliefert, die sie Erzählung nennt. Sie führt den Titel: der seltene Ausweg.

Theodor Hell's Criminalanekdote: der Verbrecher, hat Charakter und ist ergreifend, aber, wie schon oben gesagt, nicht geeignet zur Frauenlectüre. Sie ist nach dem Englischen bearbeitet.

Das päonische Mädchen, von Christian Kuffner, eine kleine Anekdote, von der man nicht viel Uebles sagen kann, da sie nur zwei Seiten einnimmt.

Die Brautwahl, von J. G. Prähel. Sehr gewöhnliche Fabel, aber munter und geschickt erzählt.

Der Freiherr Franz von Schlechta, der in einigen seiner Gedichte lyrisches Talent gezeigt hat, beweist durch die Erzählung: das Lied vom Veilchen, daß er ganz ohne Beruf zu objectiven Darstellungen ist. Die Erzählung ist in einer überaus huldigen und minnigen Manier geschrieben, die man à la *petit* Fouqué nennen könnte.

Der Brief über die Art der geselligen Unterhaltungen, von Karoline Pichler — oder, wie es hier heißt: Karoline von Pichler *) — möchte wohl aller Frauen die beste und nützlichste Huldigung im ganzen Almanach seyn.

Die Dichter, welche Beiträge geliefert haben, sind so viele und darunter so unbekannte und langnamige, daß wir dem Lit. Conv. Bl. nicht zumuthen wollen, sie alle aufzuführen.

Dankenswerthe Verse haben gegeben Helmina von Chezy — oder, wie es hier heißt: Helmina Chezy — Friedrich Kind, Rückert — leider nur ein Lied — und der Herausgeber, der sein angenehmes Talent für leichtfüßig witzige Poesie auch in der kleinen Zugabe: die Monate, bekundet hat. Wir wollen ein Paar von diesen Monatsstrophen zur Probe hersetzen.

Februar.

Gott Komus faßet jetzt das Scepter;
Durch Tanz, Musik und Mummerein
Macht er die Welt auf einmal närrisch.

*) Hat Herr Castelli die mimerische Höflichkeit in seinen Almanach eingeführt?

Wenn auf S. 3ell bie Gesperrt ein: Wenn auf S. 3ell die Gesperrt ein:
Und wo ber Schnabelweide Sand, Und wo der Schnabelweide Sand,
Wo Sturm, Schnee, Nebel sich begegnen, Wo Sturm, Schnee, Nebel sich begegnen,
Wo ich allein bin, wo ich weine, Wo ich allein bin, wo ich weine,

Weh rufen mich und bort zu Tobe, Weh rufen mich und dort zu Tode,
Wo Sturm, Schnee, Nebel sich begegnen, Wo Sturm, Schnee, Nebel sich begegnen,
Das Schnee- und Sturmlied ber Möwen, Das Schnee- und Sturmlied der Möwen,
Das Lachen und Schreien der Möwen. Das Lachen und Schreien der Möwen.

Wo Sturm, Schnee, Nebel sich begegnen, Wo Sturm, Schnee, Nebel sich begegnen,
Wo ich allein bin, wo ich weine, Wo ich allein bin, wo ich weine,
Das Schnee- und Sturmlied der Möwen, Das Schnee- und Sturmlied der Möwen,
Das Lachen und Schreien der Möwen. Das Lachen und Schreien der Möwen.

Refrain:

Ich bin Hamlet, ber Prinz von Dänemark, Ich bin Hamlet, der Prinz von Dänemark,
Ich bin Ophelia, meine Mutter, Ich bin Ophelia, meine Mutter,
Claudius ist Hamlets Vater, Claudius ist Hamlets Vater,
Und Gertrud ist Hamlets Mutter. Und Gertrud ist Hamlets Mutter.

Ich bin Hamlet, ber Prinz von Dänemark, Ich bin Hamlet, der Prinz von Dänemark,
Ophelia, meine Mutter, Ophelia, meine Mutter,
Claudius ist Hamlets Vater, Claudius ist Hamlets Vater,
Gertrud ist Hamlets Mutter. Gertrud ist Hamlets Mutter.

Am Sonntag den 29. Oktober 1848 Vormittags 10 Uhr wird der Unterzeichnete in Gemeinschaft mit dem Herrn Gemeinderath Hagen in Nr. 1 Hauptstraße Nr. 1 Hinterhaus, das gesammte Schreinergeschäft des verstorbenen Schreiners Joh. Wilhelm Bernhard Hagen, bestehend in Hobelbänken, Werkzeugen, Werkzeugkasten, Schreinerwerkzeug, Modellen, Schreinerwerkzeug, Modellen, Schreinerwerkzeug, Modellen

Scott's frühere Meisterwerke, als Robin, der Astrolog ꝛc. haben ihm für seine späteren eine gleiche Vorliebe, ja eine größere Wuth beim Lesepublicum zu Wege gebracht. Daß die Letztern bedeutend schwächer sind, bedarf keiner Erwähnung, da es der Dichter selbst kürzlich sehr naiv eingestanden hat. Aber ein wahrhaftes Bedauern verdient es, wenn ein solcher genialer Dichter niederer Beweggründe halber (zu welchen ihn nicht einmal — einzig entschuldbar — die Noth kann getrieben haben) seinen Ruhm aufopfern will! Leider gibt uns eben der Pirat zu seinen Aeußerungen einen Beleg, „daß er bei weitem besser schreiben würde, wenn er nicht viel schreiben wollte!" Ein langer Roman aus einer sehr kurzen Geschichte. Aber in der kurzen Geschichte sind genug Funken, welche den Dichter bekunden. Ist es aber nicht ermüdend, wenn ein Gastmahl durch zwei starke Bände ausgesponnen ist? Und läßt es nicht zugleich auf „Romanenbestellung deutscher Buchhändler zur Messe" schließen, wenn nach solcher Einleitung die Entwickelung, welche einen eigenen Roman bilden könnte, auf wenigen Seiten abgemacht wird? Man sieht dem Dichter die Eile an. Wie ein Ball, der zuerst langsam die Anhöhe hinabgleitet, zuletzt kaum dem Auge erkennbar stürzt, fliegt der Dichter dem Ende, und zwar dem mit dem dritten Bande vorausbestimmten, zu. Er verfällt in den gewöhnlichen Fehler englischer Romanendichter, welche am Schlusse, wie in einer wohl rubricirten Tabelle, Auskunft über gegenwärtiges und ferneres Schicksal ihrer Personen, von der ersten bis zur letzten, in gehöriger Rangordnung, pflichtgemäß ertheilen, statt künstlich dieses Schicksal in den Ausgang dieses Romanes selbst zu verweben.

Dem Ref. trägt der Pirat übrigens ein weit größeres Siegel der Scottschen Echtheit, als der Ivanhoe und Kenilworth, und ist ihm auch deshalb lieber. In beiden letztern sieht man dem Dichter zu sehr die Mühe an, mit welcher er sich in die fremde englische Welt hineinstudirt hat, und Scott ist immer nur Scott in seinem Vaterlande; die neblichen Shettlandsinseln sind aber, wenn auch weniger durch den Stamm ihrer Bewohner, doch durch ihre Natur, welche ja auch auf die Menschen so mächtigen Einfluß ausübt, mehr als England mit den neblichen Hochlandshalden verwandt. Ref. kann dem Urtheile nicht beistimmen, daß man in jedem neuen Scottschen Romane die alten Charaktere wiederfinde. So ist namentlich die Norna sowohl in des Dichters Absicht, als auch in der Erscheinung, eine ganz andere Person, als die Meg-Merrilies. Die letztere ist ein wirkliches furchtbares Wesen, eben ganz aus der Natur, ihrer Abkunft und Umgebung hervorgegangen. Ihre übernatürlichen Kräfte sind Natur. Sie scheint nicht mehr als sie ist. Diese Uebernatürlichkeit wurde aber von den — trefflichen englischen Kunstrichtern getadelt. Diesen Tadel scheint sich der Dichter zu Herzen genommen und zur Versöhnung seine Norna gedichtet zu haben. Norna will gigantisch erscheinen; sie übt Trug gegen sich und Andere, — sieht sich aber am Ende durch das Schicksal, welches sie zu lenken glaubte, selbst bitter betrogen. Während Meg-Merrilies als wahrhaft kräftige poetische Person dasteht, ist Norna eine personificirte Idee geworden. Dieses Unwesen, wo die Absicht über die eingeborne Poesie beim Dichter Herr geworden ist, spricht sich auch im ganzen Hergange der Begebenheiten aus. Die moralische Tendenz waltet vor, wenn sie sich auch nicht so craß und das Gefühl zerschneidend ausspricht, als dies im Kerker von Edinburg (The Heart of Mid-Lothian) der Fall ist.

Was man bei andern Romanen tadeln muß, wäre hier ein Verdienst gewesen, wenn statt einer treuen Uebersetzung eine geschickte Bearbeitung des weitschweifigen Romanes erschienen wäre. Aber, seltsam genug, alle drei Uebersetzungen sind ziemlich wörtlich nach dem Originale. Indessen die Treue hat immer ihren Werth an sich. Die Logische Uebersetzung zeichnet sich durch diese Eigenschaft vor seinen frühern Arbeiten dieser Art aus. Auch ist eine gewisse Gewandtheit des Styls auch in der Uebertragung der Verse zu loben. Die Mottos hat er ausgelassen. Auch die Uebersetzung der Frau v. M. ist nicht ohne Werth, nur scheint die Uebung zu fehlen. Die Verse sind nicht besonders. Offenbar ist die Spilersche die gediegenste. Der gelehrte englische Literator ist nicht allein Wort für Wort dem Originale treu geblieben, sondern hat uns auch mit den belehrendsten Anmerkungen über Sitten und Sprache beschenkt. Aber keine der Uebersetzungen kommt an Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung denen Lindau's gleich.

86.

Voltaire als Verbesserer des Landbaues *).

Voltaire war sehr emsig bemüht, den Kleebau in der Umgegend von Ferney einzuführen. Man hatte wenig Vertrauen zu dieser Neuerung, allein sie glückte, und heute sieht der kleinste Bauer seine Felder von Kleeblüte geröthet. Die Gegend war vormals nackt, und der Anblick verbreitete sich ununterbrochen über eine sandige Strecke, die nichts als kümmerlichen Roggen und Buchweizen trug. Kleine Haufen von elendem Vieh konnten sich nur kümmerlich auf den Stoppeln ernähren. Die armseligen Hütten der Landleute waren aus weiter Entfernung sichtbar und von keinem Fruchtbaume umgeben. Jetzt aber kann man die größeren Häuser in denselben Dörfern nicht mehr sehen, weil solche unter hohen Fruchtbäumen versteckt liegen. Die Ländereien, die eine Folge von Ernten wechselnd Gras und Korn tragen, sind größtentheils mit Weißdornhecken umgrenzt, und großes Schweizervieh, dessen Product an Käse bis nach Marseille versandt wird, weidet nun in diesen Koppeln. Eine dürre Wüste ist jetzt in reizendes und fruchtbares Land umgeschaffen; eine Verbesserung hat die andere herbeigeführt, allein die Hauptverbesserung nahm ihren Ursprung aus einer einzigen Neuerung in der Folge der Saaten.

105.

Miscellen.

— Maingarnaud, ein verdienter französischer Officier, hat in seinem vor kurzen erschienenen Entwurf einer Kriegsverfassung (Projet de constitution militaire — Paris, 2 Bde.), den Versuch gemacht, der Kriegsmacht eine, mit den übrigen Einrichtungen eines rechtlich geordneten Staats in Einklang stehende Verfassung zu geben. Der Titel könnte die Besorgnis erwecken, als ob der Verfasser die bewaffnete Macht außerhalb des Volkes und der Staatsverfassung, die alle Bürger ohne Unterschied beherrschen soll, stellen wollte; aber er verlangt im Gegentheil, daß der Soldat, der aus den Bürgern genommen wird und in ihre Mitte zurücktreten muß, immer nur das Beste des Volkes, das ihm die Sorge für die Vertheidigung des Gemeinwesens aufträgt, fördern soll. Der Vers. bleibt seinen Grundsätzen durchaus treu, und spricht sie gleich im Anfange in der Behauptung aus, daß alle bevorrechteten Heerabtheilungen und die Aufnahme ausländischer Krieger verwerflich seyen. Er spricht über Werbung, über Kriegsverwaltung, über die Zusammensetzung, Ausrüstung der Regimenter und Regimentsschulen mit erschöpfender Ausführlichkeit.

134.

*) Wir entlehnen diese interessante Nachricht aus dem 2. Hefte des X. Bandes der Möglinschen Annalen der Landwirthschaft, woselbst solche aus einem Schreiben des Hrn. Chaptalvieux mitgetheilt wird.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 267.

20. November 1822.

Dublin im Jahre 1822.

(Aus einer Reise.)

Dublin ist London im Kleinen. Es ist wie die britische Hauptstadt gebaut und hat seine Freiplätze und großen Straßen, nicht zu vergleichen mit den großen Landstädten, die Handelsplätze und nur von Leuten bewohnt sind, die mehr oder minder mit dem Handel zu thun haben. Gleiche Abstufungen des Ranges, wie in London. Auch hier ein kleiner Hof, ein Vicekönig mit dem ganzen Zubehör seines Abglanzes der Königswürde; auch hier eine kleine Aristokratie mit ihrem Tonangebern, eine Bürgerschaft, mit ihrem Lord Mayor und allem Gepränge städtischen Ansehens; auch hier ein Manufactur- ein Handels- und ein Geldinteresse. Es ist das Westminster von Irland und daher das Element der Richter und Advocaten. Fast alles, was man in London findet, gibt es auch in Dublin. Die Verschiedenheit findet blos im Grade statt, und die Aehnlichkeit ließe sich in der geringsten Einzelheit zeigen. Dublin hat seine Klub-Zimmer, wie London in der St. James-Straße, seine Bälle in aristokratischem Geiste, wie London, und die Gärten der Rotunda sind ein kleines Vauxhall. Die Hauptstadt Irlands hat ihre Ebbe und Flut, wie London. Zur Zeit der langen Gerichtsferien bekommen die Diener und Anhänger der Gerechtigkeit Flügel, und die gesammte bewegliche Volksmenge ergießt sich in die Landhäuser längs der Bai. Vor der Union war die Aehnlichkeit ohne Zweifel noch größer. Während die reichen Edelleute zur Parlamentszeit sich in der Stadt aufhielten, war alles Fröhlichkeit und Leben. Die dadurch verbreitete Wohlhabenheit erhöhte die Scharfsichtigkeit und belebte die Laune eines Volkes, das an raschem Witze allen in Europa vorgeht. Selbst die Sänftenträger, die Lastträger und Schuhputzer hatten ihren Antheil von der allgemeinen Fröhlichkeit und rissen die ergötzlichsten Possen. Vor der Aufhebung des irländischen Parliaments nahmen die untern Volksclassen einen warmen Antheil an den Gegenständen der Verhandlungen, die ihnen nahe lagen; Parteien bildeten sich, und oft war ein Stadttheil gegen den andern.

Als Dublin noch der Sitz der Gesetzgebung war, sah man hier die Rechtsgelehrten mit den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen innig verschmolzen, da fast jeder ausgezeichnete Rechtsgelehrte einen Sitz im Parliament hatte. Nicht nur alle Angelegenheiten, sondern selbst alle Verschiedenheiten des menschlichen Charakters hatten hier ihre gehörige Vertretung. Im britischen Hause der Gemeinen haben alle thätige Mitglieder ungefähr gleiche Eigenschaften; es finden sich nur unbedeutende Verschiedenheiten zwischen den großen Rednern und den Geschäftsleuten, jeder aber muß Verstand und Kenntnisse besitzen. Nicht so war es im irländischen Parliament. Die Geschäfte wurden auf die verschiedenartigste Weise abgemacht. Da gab es fechtende Mitglieder, bereit, es mit ihren Gegnern bei der geringsten Herausforderung aufzunehmen; da gab es Spaßmacher, die den Feind mit einem Witzworte oder einer Stichelei niederwarfen; da gab es heftige Redner, deren Waffen Schmähungen waren, und welche jeden beschimpften, dessen Ansichten und Gründe sie nicht bestreiten konnten.

Alles dies ist nun vorbei, und der Schauplatz hat gegen sonst ein etwas trübseliges Ansehen; aber es ist noch immer viel in Dublin, das dem guten Beobachter seine Mühe belohnen und ihn anziehen kann. Die großen Gutsbesitzer haben sich zurückgezogen und den ersten Platz in der Gesellschaft den Rechtsgelehrten überlassen, die im Allgemeinen in Irland höhere Achtung genießen als in England. Ihr Beruf ist bei weitem nicht so scharf abgesondert als in England, und man erwartet von dem Advocaten nicht nur, daß er in den Rechten bewandert sey, sondern auch von allen andern Dingen Kenntnisse habe und daher über alles genügende Auskunft geben könne. Auch die Lebensweise der Rechtsgelehrten ist hier ganz anders. Die Gerichtshöfe sitzen nicht bis um elf Uhr, und nach Tische wird gar nicht mehr gearbeitet. Die Richter leben bequem. Seiten drängen sich die Geschäfte, und im Kanzleigericht ist vielleicht nicht eine einzige Sache im Rückstande, was sehr erklärbar ist, da ein an Reichthum und Umfang so viel geringeres Land eben so viel Gerichtshöfe und Richter als England hat. Alle Gerichtshöfe halten in demselben Gebäude ihre Sitzungen, worin sich auch die verschiedenen Kanzleien befinden. In der Mitte des sehr hübschen Gebäudes befindet sich eine mit einer Kuppel bedeckte schöne Halle, wo rings umher die Eingänge zu den Gerichtshöfen sich öffnen. Alle Rechtsgelehrte, mögen sie Geschäft haben oder nicht, pflegen während der Jahreszeit, wo Gerichtssitzungen gehalten werden, täglich

einige Zeit in dieser Halle sich aufzuhalten und unter Advocaten und Wittstellern umher zu gehen. Alle Stadtneuigkeiten treiben sich in diesem Kreise um.

Die gewerbtreibende Classe ist in drei scharf gesonderte Abtheilungen geschieden, die eigentliche Stadtgemeinde, die vielleicht am wenigsten angesehen ist, die große katholische Masse, und die Presbyterianer, die sich hauptsächlich mit dem Leinwandhandel und dem Verkehr mit America abgeben. Unter den Katholiken findet der Fremde am meisten zu beobachten. Ihr Glaube hat zwischen ihnen und den übrigen Bewohnern eine Scheidewand gezogen, und sie zeigen daher mehr Spuren der alt irländischen Sitten und Lebensgewohnheiten. Die Pflicht, zwei und oft drei Tage wöchentlich der Fleischspeisen sich zu enthalten, so wie die Osterfasten, hindern nicht wenig den geselligen Verkehr zwischen Katholiken und Protestanten. Die kirchlichen Satzungen werden in Dublin mit der größten Pünctlichkeit befolgt. Unter sich leben die katholischen Bewohner sehr gastfreundlich und üppig, was überhaupt von allen Bewohnern der Stadt gesagt werden kann.

Der Markt ist gut versehen, und man findet besonders auch Fische aller Art. Das gewöhnliche, und zugleich wohlfeilste und beliebteste Getränke ist Whisky-Punsch, der aber gewöhnlich nur Branntweinpunsch (Toddy) ist und selten Citronensaft enthält. Es gibt zweierlei Whisky, von Malz und von Hafer, und jener wird am meisten geschätzt. Auch unterscheidet man Parliaments-Whisky und Topfwhisky (poteen), der gegen die Parliaments-Verordnungen in einem kleinen Destillirkolben bereitet wird. Dieser bekommt vom Torf einen rauchigen Geschmack, wird aber eben deswegen von Vielen vorgezogen. Die gute alte Zeit ist nicht mehr, wo man die Thüre verschloß und die Gäste zurückhielt, bis sie betrunken waren; aber noch immer wird stark getrunken. Die mittlern Stände lieben sehr die Tischfreuden und nicht minder das Kartenspiel. Das Abendessen ist die fröhlichste Vereinigung. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erhob sich oft die ganze Gesellschaft, und Alle sangen mit zusammengeschlungenen Händen das kühne Volkslied: Erin go bragh. Die Wirkung war wundervoll; selbst der Sclave und die Memme hätten sich der Begeisterung hingeben müssen, und Alle, der Greis und das blühende Mädchen, vereinten Stimmen und Hände. Für das Mittagessen gehören Erörterungen über Staatssachen und trübselige Wettergespräche; aber fröhlichere Unterhaltungen werden zum Abendessen aufgespart, wo Freude, Gesang und Lachen herrschen.

Die Literatur hat unter den angesehenen Katholiken in Irland vielleicht weniger Eingang gefunden als unter irgend einer Volksclasse in England. Sie sind jedoch in ihrem Benehmen ungezwungen und munter und haben jene natürliche Höflichkeit, wodurch die Irländer sich auszeichnen. In England ist man zu sehr ein Volk von Geschäftsleuten, oder ein Krämervolk, wie man etwas strenge gesagt hat, und die Ernsthaftigkeit führt oft zu Grämlichkeit. In Irland ist jeder mehr oder weniger ein fröhlicher Lebemann. Es gibt eine zahlreiche Volksclasse, die presbyterianischen Ansiedler im Norden, auf welche jene Bemerkungen weniger passen; aber ohne Zweifel hat sich der schottische Charakter durch die Verpflanzung auf den irländischen Boden sehr gemildert. Man kann die verschiedenen Classen der Irländer leicht verwechseln, aber die Unterschiede sind dennoch auffallend. In Dublin kann ein geschickter Führer den verfeinerten, verschwenderischen Südländer, den Westländer vom alt irischen Stamm, und den nüchternern, ernsteren Nordländer unterscheiden, die sich dem beobachtenden Auge alle deutlich verrathen. In England möchte sich der reiche Fabrikherr lieber Handelsmann als Edelmann nennen, aber nicht so in Irland, wo jeder für einen vornehmen Mann gelten will. Es gibt in Irland keine Leute, die sich damit begnügen, sich gut zu nähren und zu kleiden, und auf der ihnen gebührenden Stufe zu bleiben. Sobald ein irländischer Handelsmann ein wenig Geld erworben hat, erweitert er seine häusliche Einrichtung, aber nicht seine kaufmännischen Geschäfte. Er gebraucht den Ueberrest nicht zur Vermehrung seines Capitals, sondern zur Erhöhung seines Vergnügens. Es fehlt sehr an edlem Stolze, und Eitelkeit ist vorherrschend. Man zieht sich in Irland vom Handel mit Geldmitteln zurück, womit man in England anfangen würde.

Alles dies aber macht das Volk, wenn auch *nicht* achtbar, doch angenehm, und dies sind die Irländer in hohem Grade. Man findet in Gesellschaften weniger Kälte und Zurückhaltung, weniger Stolz als in England. Von den mittlern Ständen ist hier die Rede, unter welchen überall die Gemüthsart und die Eigenheiten eines Volkes sich am auffallendsten zeigen. Die großen Gutsbesitzer und Edelleute sind ziemlich denselben Ständen in England gleich.

Die Theilnahme der Bewohner von Dublin an Staatsangelegenheiten beschränkt sich nur auf dasjenige, was ihr Land angeht, und was allerdings wichtig genug ist, ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. An eine das Ganze der gesammten Reichsangelegenheit umfassende Theilnahme ist nicht zu denken. Es herrscht in Dublin nicht jene allgemeine Bekanntschaft mit dem Charakter der Staatsmänner, oder mit der Lage der Partein, die man in London findet. Etwas Eigenes ist der flüchtige, gesprächhafte Styl der Zeitungen in Dublin. Die Zeitungen sind zwar wohlfeiler als in England, aber unter den geringern Volksclassen nur wenig verbreitet; in keiner Bierschenke wird eine Zeitung gehalten, was in London häufig geschieht. Alle Gewerbleute aber, wie verschieden sie auch sonst denken mögen, sind darin einig, die Union zu beklagen, die, nach ihrer Meinung, nachtheilig für Irland gewesen ist, weil sie ihnen unmittelbar und ihrer Stadt geschadet hat. Dublin hat sich jedoch seitdem ansehnlich vergrößert und verschönert. Es ist nicht leicht, die Ursache dieser Veränderung zu erklären, da der Handel

der Stadt ohne Zweifel abgenommen hat. Belfast und Cork haben einen großen Theil des Handels von Dublin an sich gezogen, und kleinere Seehäfen haben jetzt unmittelbaren Verkehr mit London, Liverpool und den fremden Häfen, womit sie sonst gar keine Geschäfte machten, indem sie alle Waaren von dubliner Kaufleuten nahmen. Dies ist aber nicht sowohl eine Folge der Union, als der Ausbreitung des Handels und der allgemeinen Fortschritte des Landes *). Es gibt in Dublin keine leer stehenden Häuser; die ehemaligen Wohnungen des Adels sind nicht in Verfall gerathen, sondern einige in den Besitz reicher Rechtsgelehrten und Kaufleute gekommen, viele zu öffentlichen Anstalten und Schulen gebraucht, und nicht wenige in Gasthöfe umgewandelt worden. Den Bewohnern von Dublin geht diese Umwandlung sehr nahe, und mit schmerzlichen Aeußerungen zeigen sie dem Fremden die ehemaligen Wohnungen des Adels. Die Irländer sind ein eitles Volk und haben große Ehrerbietung gegen vornehme Herren und Frauen, worin sie von den Gesinnungen des ehrlichen John Bull über diesen Punct sehr abweichen. Der Verlust einer so zahlreichen guten Gesellschaft mag auch als eine Erhöhung des wesentlichen Nachtheils empfunden werden, den die Union den Bürgern der Haupt:stadt gebracht hat.

Die Zahl der Gasthöfe ist ungemein groß. Alle Glieder des Parliaments bleiben auf der Hinreise und auf dem Rückwege einige Tage in Dublin. Früher war es eine große Hauptstadt und der Sitz der Gesetzgebung, jetzt ist es ein großer Durchgangsplatz. Die Abneigung gegen die Union, als Staatsmaßregel, hat die Abneigung gegen England vermehrt, die sonst sehr stark in Irland war, jedoch jetzt immer mehr abnimmt (?). Man schätzt die Mäßigkeit, Klugheit, Gewerbsamkeit und Pünctlichkeit der Engländer; nur ihre Kälte und Zurückhaltung kann man nicht leiden. In einem Puncte hat seit funfzig Jahren eine auffallende Verbesserung Statt gefunden: die Bewohner von Dublin sind fast so reinlich als die Londoner, wenn sie auch von der Sauberkeit in Kleinigkeiten, worauf man in England so viel hält, noch weit entfernt sind. In Nordirland aber findet man vollkommene Muster von Reinlichkeit. Die Häuser der Leinweber, versteht sich der wohlhabenden, sind so sauber und nett als möglich. Von den Bauern sprechen wir nicht; aber wenn wir unsere Blicke blos auf die Bewohner von Dublin richten, finden wir sehr viele Menschen in der armseligsten Lage. Es gibt eine Anstalt zur Unterstützung und Aufnahme der Bettler in Dublin, welche durch freiwillige Gaben unterhalten wird, da man in Irland keine Armensteuer zahlt. Ich rede von denjenigen, die nicht unter die eigentlichen Armen und Almosenempfänger gehören, von dem geringern Theile der Handelsleute und Handwerker. Ein Theil von Dublin, die sogenannte Freiheit, ist fast ganz von dieser Classe bewohnt. Hier sind die meisten, ursprünglich gut gebauten Häuser verfallen. Das Sinken der Woll- und Seidenmanufacturen in Irland hat viel dazu beigetragen, aber das Uebel hat seinen Grund hauptsächlich in dem großen Nachtheil, der das Land drückt, in dem geringen Arbeitslohn. In Dublin kann man dem Anblick des Elends nicht, wie in London, aus dem Wege gehen, und nicht eine halbe Stunde umher wandern, ohne unter die widrigen Wohnungen der Armen zu kommen.

Der erste Anblick von Dublin ist einnehmend. Die Sackvillestraße, durch welche der Reisende von Howth in die Stadt tritt, ist eine der schönsten Straßen in Europa; man sieht bald die schönsten Gebäude, aber fast alle schöne Gebäude, und ist der erste Eindruck, den der Reisende erhielt, Bewunderung, so sieht er sich bald getäuscht. Die Bank, das ehemalige Parliamentshaus, ist ein schönes Gebäude von griechischer Bauart, wiewohl es etwas verloren hat, seit es in den Händen der Geldherren ist, welche die Zwischenräume der Säulen vermauert haben, um ihre Kisten und Koffer zu sichern. Das Schloß, die Wohnung des Vicekönigs, liegt auf einem Hügel, ein Gebäude von prächtigem Ansehen, worin der Diener besser wohnt als sein Herr in St. James. Ein großer Theil des Schlosses ist den öffentlichen Behörden eingeräumt. Die Umgegend von Dublin ist sehr anmuthig. Schöne Landhäuser zieren die Ufer der Bai. Die Wicklowberge erheben sich gegen Mittag, der Park liegt gegen Abend, und darüber hinaus öffnet sich die reiche Grafschaft Kildare. Die Nähe so anmuthiger Gegenden lockt die Bewohner häufig ins Freie, und jeder arbeitende Bürger, der einen Einspänner bezahlen kann, läßt an Sonntagen Weib und Kinder sich anputzen und verläßt mit ihnen die Stadt, um die frische Luft zu genießen und sich des Anblicks der reizenden Gegend zu freuen. Nach dem Frühstück ist jedes Haus leer. Der Gottesdienst der Katholiken dauert nicht lange und hält die Ungeduldigen nur kurze Zeit auf. Die Straßen um die Stadt sind bald angefüllt mit einem bunten Gewühl von Jung und Alt, die alle zu frohem Genusse eilen.

6 ✕ 8.

*) Ueber die gegenwärtige Lage von Irland werden ehestens nach den besten Quellen mehrere aufschlußreiche Aufsätze von einem Sachkenner in diesen Blättern mitgetheilt werden.
D. Red.

Voyage en Arménie et en Perse, fait dans les années 1805 et 6, par P. A. Jaubert etc.

(Fortsetzung aus No. 265.)

Einige Bemerkungen über die Kurden und das von ihnen bewohnte Land mögen hier noch ihren Platz finden. Das von diesem Nomadenvolke durchstreifte Land gehört zum Theil zu Persien, zum Theil zum Gebiete des Großherrn. Die Länge desselben erstreckt sich vom Gebirge Ararat an bis zur Bergkette Kamerin, und in der Breite vom Berge Ormiah bis zu den Ufern des Tiger. Im Norden stößt es an das alte Kelchis, gegen Morgen an Medien, gegen Mittag an die Ebenen von Chaldäa. Zahlreiche Heerden von Ziegen, Schafen und Ochsen weiden hier und machen den Hauptreichthum der Bewohner. Auch die Bienenzucht ist in diesen Gegenden nicht unbedeutend. Was die Einwohner betrifft, so zeichnen sie sich durch einen schönen und schlanken Wuchs, angenehme Gesichtsbildung und Weiße der Haut aus. Ihre Tracht besteht gemeiniglich in einem groben Mantel von schwarzen Ziegenhaaren und einer rothtuchenen, mit Quasten verzierten Mütze. Sie sind alle vortreffliche Reiter und im Schießen, Lanzenwerfen u. dgl. sehr geübt. Gesang ist ihre liebste Unterhaltung, obschon nicht immer die angenehmste für einen Fremden, denn sie schreien dabei oft so, daß man sie Viertelstunden weit hören kann. Im Ganzen aber haben sie dieselben guten und schlechten Seiten, welche man bei den Arabern der Wüste findet. Hang zur Unabhängigkeit, Gastfreiheit und Plünderungssucht, dies sind auch hier die Hauptzüge des Volkscharakters. Der Kurde kann sich ohne die Einwilligung seiner Verwandten nicht verheirathen, mag er auch von welchem Stande und welchem Alter er will seyn. Die väterliche Gewalt ist bei ihnen heilig und unverletzlich. Uebrigens darf man ihnen, bemerkt Hr. J., doch niemals trauen, und dann gerade am wenigsten, wenn sie am zuvorkommensten sich bezeigen. Jeder Fremde heißt ihnen willkommen, und ein altes Sprichwort unter ihnen sagt: Der Gast ist ein Geschenk von Gott, sein Unglück heilig. Aber während sie so von den Reden des Wohlwollens überfließen

und bat, sie in den Adreß-Kal. aufzunehmen. Durch Verfügung vom 22. Juni wurden sie in die Liste der Gewerbe-Steuer-Pflichtigen aufgenommen. Sie haben sich bis jetzt nicht gemeldet, um die Steuer zu bezahlen, ob sie sich in Zukunft dazu verstehen werden, ist mir unbekannt. Ich habe die Ehre, Ihnen ergebenst zu melden, daß Herr Bernhard Schmidt, Inhaber der Firma Bernhard Schmidt, Kunst- und Handelsgärtnerei, Berlin, Hasenheide 54, mir mündlich mitgetheilt hat, daß er sich weigere, die Gewerbesteuer zu bezahlen, weil er nicht Mitglied der Handelskammer sei. Ich habe ihm darauf erwidert, daß ich ihn nicht zwingen könne, Mitglied der Handelskammer zu werden, daß er aber, wenn er sich weigere, die Gewerbesteuer zu bezahlen, dieselbe im Executionswege beigetrieben werden müsse. Ich habe ihm ferner gesagt

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 268.

21. November 1822.

Noch eine Stimme für die Griechen aus England.

Von einem Manne kommt sie, der immer für Recht und Freiheit sprach, Lord Erskine, und sie gehört zu dem Bedeutendsten, was über die griechische Angelegenheit in England gesagt worden ist. Der Lord hat seine Ansicht in einem Briefe an den Grafen von Liverpool (A Letter to the Earl of Liverpool, on the Subject of the Greeks — London bei Murray) dargelegt. Die vor uns liegende zweite Ausgabe, die der ersten schnell gefolgt ist, hat eine neue Vorrede, welche durch die seitdem eingetretene Veränderung im englischen Ministerium veranlaßt wurde. Erst ein Wort über diese, ehe wir dem Gedankengange des Verfassers folgen und einige der merkwürdigsten Stellen ausheben. „Es kann, sagt er, auf keine Weise jetzt für eine Geringschätzung des Andenkens des Lords Londonderry gehalten werden, wenn man daran erinnert, daß er lange der amtliche Sprecher in unsern auswärtigen Angelegenheiten gewesen war und ohne Zweifel nach seiner besten Einsicht gehandelt hatte, während die Griechen der Wuth ihrer Unterdrücker hingegeben waren, und unser Gesandter in Constantinopel bleiben durfte, als unter der schändlichen (infamous) Herrschaft der ottomanischen Pforte stündlich beispiellose Grausamkeiten begangen wurden. Ich mußte es daher entscheidend vortheilhaft für jede Anstrengung zu Gunsten der Griechen achten, daß unsre Verhandlungen mit andern Staaten und mit der Pforte selbst von einem neuen Minister geleitet werden sollten, wodurch die Aussicht eröffnet wurde, daß er wenigstens in Beziehung auf die Griechen von seinem Vorgänger abweichen könnte. Es gibt Fälle — und hier glaubte ich einen solchen Fall zu sehen — wo eine plötzliche Veränderung in der Politik eines Staates, die ich hier zu befördern wünschte, nicht besser als durch eine gleichzeitige Veränderung im Ministerium bewirkt werden kann. Es ist, weil es, so viel ich sehe, die einzige Schwierigkeit bei der Erfüllung einer gebieterischen Pflicht herbeiführen kann, zu beklagen, daß wir nicht auf der Stelle unsern Gesandten von Constantinopel zurück gerufen haben, sobald gebilligte Metzeleien und grausame Verheerungen um ihn her vorgingen. Die Pforte schien ja wahrlich durch solche beispiellose und schreckliche Verbrechen die Sache der Griechen ganz in unsre Hände gespielt zu haben; denn da wir sie so lange als eine rechtmäßige Regierung betrachtet und mit ihr, als solcher, bestehende Verträge — was auch zu beklagen ist — geschlossen haben, so bedurfte es nur einer gewichtigen und unwiderleglichen Beschwerde gegen sie, um die plötzliche Aufhebung unsers Bündnisses mit ihr und unsre Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten zu rechtfertigen. Einen solchen Anlaß zu Beschwerden hat sie uns in vollem Maße, und unwidersprechlich durch ihre scheußlichen Grausamkeiten gegeben, und es war daher, nach meiner Meinung, der größte Staatsfehler, daß wir dieselben nicht beachtet haben, statt auf einmal alle freundschaftliche Verhältnisse aufzuheben." Der Lord sagt darauf, es sey, wenn England seine bisherige Politik ändern wolle, auch von der größten Wichtigkeit, daß es auf dem Congresse von einem andern Bevollmächtigten vertreten werde; und obgleich, nach seiner Ansicht, die britische Regierung die Grundsätze und Absichten der Verbündeten nicht hätte theilen sollen, so müsse sie doch jetzt an den Verhandlungen Theil nehmen, weil sie in ihrer gegenwärtigen Lage auf keine andre Weise, ohne Gefahr für die Ruhe der Welt und für ihre eigene Sicherheit, den Griechen einen nützlichen Beistand leisten könne, als wenn sie mit den übrigen Staaten gemeinschaftlich für die Befreiung derselben wirke.

Im Eingange seines Sendschreibens bedauert der Lord, daß nicht schon längst das Parliament den König gebeten habe, die Pflicht eines christlichen Fürsten zu erfüllen durch einen Versuch, den furchtbaren Verbrechen ein Ende zu machen, wodurch sich die türkische Regierung so lange geschändet habe. Er behauptet, die Minister seyen durch höhere, als politische Pflichten feierlich verbunden, ohne Zeitverlust die befreundeten Regierungen zu einem Bündnisse einzuladen, um die Herrschaft nichtswürdiger und unbesserlicher Barbaren über ein für Freiheit und Unabhängigkeit kämpfendes christliches Volk umzustürzen. „Die Herrschaft der Türken über das schöne und weitgedehnte Gebiet, welches das alte Griechenland umfaßt, sagt er, ist nicht in der Art aus einer gewöhnlichen Eroberung hervorgegangen, daß man sie nach den Grundsätzen und dem Herkommen gesitteter Staaten betrachten könnte. Wären die Griechen durch gewöhnliches Kriegsglück der Pforte unterworfen worden, und würden sie nach den Grundsätzen der gesitteten Welt beherrscht, so würden wir allerdings nicht berechtigt seyn, durch Gewalt uns ihrer strengen, wenn auch noch so ungerechten Regierungsart zu widersetzen; aber ich gebe nicht zu, daß die Pforte nach dem Verfahren, das man so lange geduldet hat, auf solche Rück-

dann Zeichen meiner Huld." Die Gott Geliebte kannte wie die Hölle natürliche Grenzen, das Weib aber, das sich dem Teufel ergab, kannte keine Grenzen, und Hexen und Zauberer, die mit der unreinen Himmelsgeist die Befehlung mit Hölle Gott verbanden, sind es nur, die sich dem Teufel ergeben. Hexerei ist nur Gottes Gnade und Gottes Liebe, die Hölle ist nur Gottes Gnade und Gottes Liebe, die Hölle ist nur Gottes Gnade und Gottes Liebe, die Hölle

Grund zum Kriege darin suchen will, doch ein Bündniß mit einem solchen Volke verwerfen."

Zu der Hauptfrage, die Befreiung der Griechen, zurückkehrend, sagt der Verfasser, es entstehe aus dem Umstand, daß die Griechen auf keine Weise, weder durch die Gewalt, noch durch Verträge wieder in friedliche Verhältnisse mit der Pforte kommen könnten, das einzige Eigenthümliche des vorliegenden Falles, das er jedoch nicht eine Schwierigkeit nennen wolle. „Man kann den Griechen", sagt er, „nicht auf ähnliche Weise Beistand leisten, wie entlegenen Gebietstheilen, die für ihre Unabhängigkeit kämpfen und sie endlich auch gegen den Mutterstaat — wenn man die Türkei so nennen müßte — erfechten könnten, und zwar ohne dessen Hauptbesitzungen anzutasten; sondern es wird hier um den Boden gestritten, den beide bewohnen, und es muß daher einer von beiden Theilen seines Gebietes in einem gewissen Umfange beraubt werden, weil beide nicht anders neben einander leben können, als in einem Zustande mörderischer und unversöhnlicher Feindschaft, der als ein der ganzen Menschheit schädliches Uebel betrachtet werden müßte."

Auf den Umfang der alten Besitzungen des Stammes der Hellenen und Jonier zurückblickend, findet er den Anspruch der Griechen auf ein mit der gegenwärtigen Volkszahl in Verhältniß stehendes Gebiet klarer als irgend einen andern in den Jahrbüchern der Völker, während er in der Herrschaft der unterdrückenden Türken nichts als die frechste Anmaßung sieht. „Ihre Räubereien" — sagt er — „wurden begonnen, fortgesetzt und vollendet unter der Larve des Betrugs, indem sie ruchlos einen Auftrag des Himmels zur Verheerung der Erde vorschützten. Und in solchen Fällen hätten Völker kein Recht, und es wäre nicht ihre Pflicht, den Räuber, der einer billigen Ausgleichung sich weigert, niederzuwerfen und die Unterdrückten wieder in Besitz zu setzen?" Er will jedoch nichts weniger als eine uneingeschränkte Ausübung dieses Rechts, will nicht zu einem unbesonnenen Kreuzzuge auffordern, sondern verlangt nur eine schnelle, redliche und kräftige Anstrengung, um Englands Verbündete zu dieser großen Sache der Menschheit und Gerechtigkeit zu vereinigen, ohne einen wahrscheinlichen, oder auch nur möglichen Anlaß zu einer Zwistigkeit zu geben, die man Krieg nennen könnte, was auch, nach seiner Meinung, gar nicht zu befürchten wäre.

„Ohne Zweifel würden wir", fährt er fort, „wenn wir auf diese Weise bei Griechenlands Befreiung die Anführer wären, uns ihre unvergängliche Dankbarkeit sichern und von ihrer neu gegründeten Macht und Handelsgröße Vortheil ziehen, während wir die fruchtbarsten Länder vor Verödung geschützt und das edelste Volk von niedriger Sclaverei und ansteckender Pest gerettet hätten. Aber, wird man mir einwenden, die Griechen sind nicht weniger grausam, als die Türken. Ich mag nichts hören von einer solchen Beschuldigung. Die freundlichsten Thiere, welche, von der Vorsehung uns unterworfen, geduldig arbeiten und die wohlthätige Hand ihrer Ernährer lecken, werden plötzlich, wenn Schrecken sie in Wuth setzt, und grausame Unterdrückung sie aufreizt, ihre Natur verläugnen und alles vor sich niederwerfen. Will man erkennen, was die Griechen unter einer guten Regierung seyn können, so braucht man sich nur zu erinnern, was sie gewesen sind. Ihre Stammbäume, worin man so große Männer, die unsterblich hätten seyn sollen, erblickt, hätten sie gegen die Sarazenen schützen sollen, in deren Wappenschilden man nicht einen einzigen Mann finden kann, der hätte leben sollen."

„Ich kann nicht glauben, daß unsere Einmischung, wenn wirs redlich damit meinen, unwirksam seyn sollte. Ich möchte den wärmsten Vertheidigern des Krieges, welche die glückliche Beendigung desselben und die Höhe, worauf wir dadurch gelangt sind, am meisten preisen; die Frage vorlegen, was sie denken würden, wenn man zweifeln wollte, ob unserm Worte, wenn wir sprächen, gehorcht werden würde. Ein Unglück ist es nur, daß wir es nicht gesprochen haben zu einer Zeit, wo viele Abscheulichkeiten, die Statt gefunden haben und noch lange Statt finden werden, leicht verhütet worden wären, und ich fürchte, es wird uns jetzt in große Verlegenheit setzen, wenn wir einen andern Weg einschlagen wollen. Ich bin überzeugt, man hat es allein den Grundsätzen zuzuschreiben, welchen die europäischen Regierungen nur zu lange gefolgt sind, daß das große Werk der Menschlichkeit und Gerechtigkeit nicht schon lange vollendet worden ist, und die einzige Schwierigkeit, die mir der augenblicklichen Vollendung entgegen zu stehen scheint, liegt darin, daß wir vielleicht selber einige Rückschritte machen müssen, wenn wir auf dem Wege zu jenem Ziele die Führer seyn wollen. Unser Bündniß mit der Pforte hätte längst, als unserer Regierung und unseres Volkes unwürdig, aufgegeben werden sollen, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß wir ihre Abscheulichkeiten sogleich durch Feindseligkeiten hätten rächen sollen, so behaupte ich doch, und wäre Niemand in England meiner Meinung, daß es uns geziemt haben würde, unsern Gesandten aus Constantinopel zurückzurufen und solche Banditen nicht länger als Verbündete zu erkennen. Der König von Großbritannien sollte nicht als Sultans Bruder genannt werden, solange die Verheerung von Scio und die Niedermetzelung der Geißeln nicht gerächt worden sind. Solche gebilligte Morde sind keine Handlungen eines gesitteten Volkes."

Der Lord sagt, er sey immer der Meinung gewesen und werde es stets verfechten, daß die Türken durch die vereinte Kraft Europas vertrieben werden sollten, und er hält dies keineswegs für sehr schwierig und gefahrvoll, wenn er bedenkt, welche Fortschritte die Griechen ohne Beistand gemacht haben, und welche geringe Unterstützung nöthig seyn würde, ihnen Unabhängigkeit zu verschaffen. Der Verf. geht endlich zu den Erwartungen über, die er von dem Congresse hegt, und meint, wenn man, um Abweichung von zeither befolgten Grundsätzen zu vermeiden, die Türken als rechtmäßige Gebieter anerkennen und daher die Griechen aufopfern oder der Gefahr überlassen wolle, weil sie der Pforte unterworfen, und, obgleich gegen den Gesammtwillen des Volkes, zum Gehorsam verflichtet seyen, so würde die Masse des britischen Volkes in seine Misbilligung einstimmen. „Meine Besorgniß vor der Zukunft wird durch die Vergangenheit gerechtfertigt", sagt er, und glaubt Rußlands Benehmen nicht anders erklären zu können, als durch die Annahme, daß es, wenigstens in der letzten Zeit, mit den übrigen Mächten des Festlandes in Uebereinstimmung gehandelt habe, und daß diese Mächte, und vielleicht England selbst, keine Schritte gethan haben, um irgend etwas für die Griechen zu bewirken, und auch nicht daran denken, ihnen Sicherheit zu verschaffen.

„Ein Angriff mit vereinter Macht zur Vertreibung der Türken aus Europa mag Schwierigkeiten haben, die ich nicht gehörig zu übersehen vermag, und die unmittelbaren Folgen eines so blutigen Kampfes könnten dem großen Zwecke einer unblutigen Befreiung verderblich seyn; aber ich behaupte, es sey unumgänglich nothwendig, daß man die Türken zwinge, aller Oberherrschaft über die Griechen zu entsagen, und daß diesen von allen ihnen beistehenden Völkern ihre Unabhängigkeit gewährleistet und ihnen ein so großes Gebiet gesichert werde, als ihnen, bei ihrer zunehmenden Anzahl und nach ihren frühern Besitzverhältnissen, gebührt. Nichts weniger als dies — wenn es durch unsern gebieterischen Rath (commanding councils!) zu bewirken ist — kann unser Vaterland von allgemeinem Vorwurfe retten und uns gegen Folgen sichern, die Großbritanniens wichtigsten Angelegenheiten am Ende verderblich werden könnten. — Ich will keineswegs, fährt der Verf. fort, den Frieden von Europa durch Rußlands Verarbeherung gefährden, sondern im Gegentheil die künftige Möglichkeit eines solchen Ereignisses durch die Mittel, die ich dagegen vorschlage, verhüten. Werden die Griechen nicht jetzt durch die allgemeine Mitwirkung aller zu-

Digitized by Google

endlichen Reihe in bestimmt gedachter Reihenfolge auf einander folgen, so heißt sie eine bestimmte Reihe, und die Glieder derselben heißen Reihenglieder. Ist die Reihe unendlich, so heißt sie eine unbestimmte. Eine Reihe heißt eine steigende, wenn jedes Reihenglied größer ist, als das vorhergehende; eine fallende, wenn jedes Reihenglied kleiner ist, als das vorhergehende. Eine Reihe heißt eine arithmetische, wenn jedes Reihenglied größer oder kleiner ist, als das vorhergehende um eine gleiche Größe; diese Größe heißt die Differenz der arithmetischen Reihe. Eine Reihe heißt eine geometrische, wenn jedes Reihenglied größer oder kleiner ist, als das vorhergehende um das gleiche Vielfache; dieses Vielfache heißt der Exponent der geometrischen Reihe. Eine Reihe heißt eine harmonische, wenn die Reihenglieder die Reciproken einer arithmetischen Reihe sind. Eine Reihe heißt eine figurirte, wenn die Reihenglieder Figurenzahlen sind. Eine Reihe heißt eine recurrirende, wenn jedes Glied derselben durch eine bestimmte Anzahl vorhergehender Glieder, multiplicirt mit gewissen Coefficienten, gefunden werden kann. Eine Reihe heißt eine convergirende, wenn jedes folgende Reihenglied kleiner ist, als die Summe aller vorhergehenden. Eine Reihe heißt eine divergirende, wenn jedes folgende Reihenglied größer ist, als die Summe aller vorhergehenden. Eine Reihe heißt eine oscillirende, wenn jedes folgende Reihenglied abwechselnd größer und kleiner ist, als die Summe aller vorhergehenden. Eine Reihe heißt eine periodische, wenn eine bestimmte Anzahl von Reihengliedern sich immer wiederholt. Eine Reihe heißt eine Potenzreihe, wenn die Reihenglieder Potenzen einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Functionen, wenn die Reihenglieder Functionen einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Differentialen, wenn die Reihenglieder Differentiale einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Differentialquotienten, wenn die Reihenglieder Differentialquotienten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Integralen, wenn die Reihenglieder Integrale einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Logarithmen, wenn die Reihenglieder Logarithmen einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Sinus, wenn die Reihenglieder Sinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Cosinus, wenn die Reihenglieder Cosinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Tangenten, wenn die Reihenglieder Tangenten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Cotangenten, wenn die Reihenglieder Cotangenten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Secanten, wenn die Reihenglieder Secanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Cosecanten, wenn die Reihenglieder Cosecanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Versinus, wenn die Reihenglieder Versinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Coversinus, wenn die Reihenglieder Coversinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Exsecanten, wenn die Reihenglieder Exsecanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Excosecanten, wenn die Reihenglieder Excosecanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Haversinus, wenn die Reihenglieder Haversinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacoversinus, wenn die Reihenglieder Hacoversinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacexsecanten, wenn die Reihenglieder Hacexsecanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacexcosecanten, wenn die Reihenglieder Hacexcosecanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacversinus, wenn die Reihenglieder Hacversinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacoversinus, wenn die Reihenglieder Hacoversinus einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacexsecanten, wenn die Reihenglieder Hacexsecanten einer Größe sind. Eine Reihe heißt eine Reihe von Hacexcosecanten, wenn die Reihenglieder Hacexcosecanten einer Größe sind.

Zeitbestimmung.

Zum Behufe der Zeitbestimmung hat Lieber auf Anrathen Bessel's den sogenannten Reversionsapparat construirt. Derselbe besteht aus einem Fernrohre, das mit einem Kreise versehen ist, der in Grade und Minuten eingetheilt ist. Der Kreis ist vermittelst Schraubenstellung mit dem Fernrohre verbunden. Ferner befindet sich an dem Fernrohre ein Niveau, welches dazu dient, das Fernrohr horizontal zu stellen. Vermittelst der Schraube ohne Ende kann das Fernrohr um die Axe des Kreises gedreht werden. Durch den Zahnbogen und durch einen Hebel gedreht werden kann man das Fernrohr um die Axe des Kreises umlegen. Ferner ist noch ein Fernrohr vorhanden, welches parallel mit dem ersten Fernrohre befestigt ist, und welches dazu dient, um die Sterne, welche durch das erste Fernrohr gehen, zu beobachten. Ein Stern, der durch das erste Fernrohr gehen soll, wird durch das zweite Fernrohr beobachtet, und wenn dieser Stern durch das zweite Fernrohr gegangen ist, so wird das erste Fernrohr umgelegt, und nun wird der Stern durch das erste Fernrohr beobachtet. Ist der Stern durch das erste Fernrohr gegangen, so wird das zweite Fernrohr umgelegt, und nun wird der Stern durch das zweite Fernrohr beobachtet. Auf diese Weise wird der Stern durch beide Fernrohre beobachtet, und es wird dadurch die Correction des Instrumentes bestimmt. Ferner ist noch ein Chronometer vorhanden, welcher dazu dient, um die Zeit zu bestimmen. Der Chronometer ist mit dem Fernrohre durch einen Contact verbunden, welcher dazu dient, um die Zeit, wann der Stern durch das Fernrohr gegangen ist, zu bestimmen. Ferner ist noch ein Barometer vorhanden, welcher dazu dient, um den Luftdruck zu bestimmen. Ferner ist noch ein Thermometer vorhanden, welcher dazu dient, um die Temperatur zu bestimmen. Ferner ist noch ein Psychrometer vorhanden, welcher dazu dient, um die Feuchtigkeit der Luft zu bestimmen. Ferner ist noch ein Thermometer vorhanden, welcher dazu dient, um die Temperatur des Wassers zu bestimmen. Ferner ist noch ein Thermometer vorhanden, welcher dazu dient, um die Temperatur des Quecksilb

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 269.

22. November 1822.

Sismondi's Geschichte der Franzosen mit Anmerkungen von Heinrich Luden. Jena 1822. 1r Thl.

„Er soll jetzt beschäftigt seyn, die Geschichte Frankreichs zu schreiben," schloß der Artikel Sismondi im Conversationslexicon, und weil dieses Blatt hier einer fortgesetzten und fortlaufenden Conversation über die Literatur gewidmet ist, so finden auch einige Worte über dies Werk hier ihre schickliche Stelle. Die schriftstellerische Laufbahn des gelehrten Genfers hat einen eigenthümlichen Gang genommen. Mit einem tableau de l'agriculture toscane (dem Stammlande seiner Familie) beginnend 1801, wendete er, mishandelt von den Franzosen und seinen Landsleuten, sein Studium Italiens Geschichte und Literatur zu. Die Littérature du Midi und die Histoire des républiques italiennes sind nach ihren Vorzügen und Mängeln bekannt genug. Dann trat er als liberaler politischer Schriftsteller 1815 in seinem Examen de la constitution française auf, ohne sich aber von Napoleon an das Kreuz der Ehrenlegion schlagen zu lassen. Wahrscheinlich unzufrieden mit dem, was seit 1815 in Frankreich vorging, oder weil ihn sein politischer Standpunct selbst zur Ergründung der Gegenwart auf die Vergangenheit führte, wendete S. nun sein Studium der ältern französischen Geschichte zu, und so trat im vorigen Jahre (1821) zu Paris bei Treuttel und Würtz diese Geschichte der Franzosen hervor.

Daß zu hundert und aber hundert Werken, welche die Franzosen über ihre Geschichte besitzen, ein neues hinzu kommt; daß die Deutschen sich beeilen, durch eine Uebersetzung dieses Werk in ihre Literatur mit hereinzuziehen, kann niemand Wunder nehmen, der die Schreibsucht der Zeit und die Emsigkeit der Deutschen, Fremdes sich anzueignen, kennt. Daß aber ein so geachteter politischer und historischer Schriftsteller, wie Luden, der so viel Eigenes und Originales zu schaffen weiß, den Uebersetzer und Berichtiger eines Werks, das er weit besser selbst hätte schreiben können, macht, erfüllt Ref. mit Bedauern ob der schönen Zeit und Mühe, die unserer Originalliteratur dadurch entgangen ist. Wenn dies Werk indeß einmal übersetzt werden mußte, so ist es immer gut, daß es in Hände fiel, die das Wahre von dem Falschen unterscheiden, die Spreu vom Korne sichten, und etwas von dem guten Waizen deutscher Gelehrsamkeit hinzuthun können.

Doch wollen wir damit Sismondi's Werke manche Vorzüge vor ähnlichen französischen Werken nicht abgesprochen haben. Gewiß hat der Verf. nicht nur die Quellen an-, sondern auch eingesehen; ja er will blos aus den Quellen allein geschöpft haben; eine Behauptung, die er gar so weit treibt, daß er S. 25. behauptet, von der Geschichte der Franzosen auch nicht mehr und nichts weiter Hinausliegendes und Späteres zu wissen, als so weit er mit seinen Forschungen gekommen sey und geschrieben habe. (Wie unwahrscheinlich, fast unmöglich dies sey, hat Hr. L. S. 25. in der Note schon bemerkt, dem hinzugefügt werden könnte, daß, ohne eine vorläufige Kenntniß und genaue Uebersicht des Ganzen, ja nicht einmal ein Plan des Ganzen hätte entworfen werden können. Auch darf man es dem Verf. nachrühmen, daß er nicht blos den leichtern äußern Theil der französischen Geschichte bearbeitet, sondern auch auf den schwerern innern, der Verfassung und Gesetzgebung, der Verhältnisse der einzelnen Stände, besonders der Franken gegen die Gallier, der Gallier und Franken gegen die Römer u. s. w. Rücksicht genommen habe, wenn auch gerade hier der gelehrte Uebersetzer, der mit Sismondi's Werk eben auch nicht sehr zufrieden zu seyn scheint, mannichfache und sehr gelehrte Berichtigungen für nöthig erachtet hat.)

Und gerade diese Bemerkungen des Uebersetzers sind es, welche uns mit dem Unternehmen selbst wieder aussöhnen, besonders S. 96. die über die Municipalverfassung; S. 147., wo von L. gegen Eichhorn und Savigny eine eigene, wenigstens scharfsinnige Meinung über die Antrustionen durchgeführt wird, und S. 330, wo vom Tunginus (die Ableitung vom Zaun scheint uns doch etwas vom Zaume abgebrochen und wird zum Glück auch bald wieder verlassen), den Rachinburgen und Sachibaronen die Rede ist; und endlich S. 376., wo Sismondi die Majordomen dem Worte nach von Mord-Dohmen ableitet, da sie als eine Art Groß-Richter den Mord gerichtet hätten. Indeß scheint der Uebersetzer sein Pflegekind später etwas stiefväterlicher zu behandeln, und weit seltner mit Noten auszustatten, deckt sich aber auch sehr vorsichtig den Rücken gegen die etwaige Behauptung, daß er vieles ungerügt habe durchschlüpfen lassen, durch die Bemerkung, daß er dasjenige, was er ohne Berichtigung gelassen habe, keineswegs damit als wahr anerkannt und vertreten haben wolle. (Freilich könnte man noch immer fragen, ob ein Historiker, als solcher, etwas, was nach seiner Ueberzeugung

anwendet ist, und am Rücken mit Leuk; wenn und wo Leuk anzubringen, soll jedesmal bemerkt werden.

Bald nach Ostermesse des Jahres 1806 sah der Verfasser die fast vollendeten Arbeiten gedachter Künstler, und bemerkte, daß sie sich in Ansehung der Vorrichtungen, Maschinen, Werkzeuge und Handgriffe, die sie anwendeten, sehr wenig von einander unterschieden. Sie hatten beide, wie es scheint, ihre Kenntnisse aus einerley Quelle geschöpft, und sich nur in einigen kleinen Nebendingen, die sie sich selbst erfanden, von einander entfernt. Der Verfasser hat sich daher begnügt, diese Arbeiten nur im Allgemeinen zu beschreiben, und die Zeichnungen, die er davon machte, nur zu einigen Handgriffen und zu einer guten Presse, die Herr Hofbuchdrucker Breitkopf hat machen lassen, zu benutzen.

Die Kunst, Kupferplatten in hohen Grade zu liniren, ist nicht neu. Sie ist schon vor mehr als 30 Jahren, wo nicht noch früher, in Frankreich und in England ausgeübt worden. Sie ist auch in Deutschland nicht unbekannt. Es sind schon mehrere Versuche in Deutschland gemacht worden, diese Kunst einzuführen, aber sie sind nicht gelungen. Einige Künstler von dem wichtigen Gewerbsgeiste, der in Deutschland herrscht, haben sich auch schon an sie gewagt, aber sie haben sie entweder nicht vollendet, oder sie haben sie nicht vollendet gelassen, weil sie sahen, daß sie nicht mit Vortheil getrieben werden könne. Ich selbst habe mich vor 20 Jahren mit dieser Kunst beschäftigt, und sie bis zu einem hohen Grade getrieben, aber ich habe sie nicht vollendet gelassen, weil ich sah, daß sie nicht mit Vortheil getrieben werden könne. Ich habe mich damals mit dem Herrn Hofbuchdrucker Breitkopf darüber unterredet, und ihm meine Meynung darüber gesagt. Er hat sie auch gefaßt, und sich nicht weiter damit abgegeben. Ich habe mich auch nicht weiter damit abgegeben

Die Haftpflicht beschränkt sich nur unbedeutlich. Ist Gefahr vorhanden, so ist sie sehr groß.

Wo der Z. Schritt schreitet, darf gerade die große Hast nicht sein, denn sie ist gefährlich. Wo der Z. Schritt schreitet, da ist Gefahr, denn solche Schritte sind Hast und Eile. Wo der Z. Schritt geht

tiger war, als der berühmte von 1794. — Gestern war der Aschenregen so stark, daß die Sonne am hellen Mittage verfinstert wurde. Heute ist der Berg ruhig, dampft indessen fortdauernd noch ungeheuer; die seit 7 Jahren nach und nach zu mehrern hundert Fuß aufgehäufte Pyramide des Berges, zur Rechten des Craters, ist völlig eingestürzt, und seine Gestalt wieder so, wie ich sie 1816 kannte."

D. R.

Miscellen.

— Nach sichern Privatnachrichten, die der Red. dieser Bl. so eben aus Edinburg zugekommen, wird Sir Walter Scott in den nächsten Monaten nach Deutschland kommen, und seinen Aufenthalt zunächst in Dresden nehmen.

— Von unserm Landsmann Ackermann in London ist ein Taschenbuch in englischer Sprache: „Forget me not" angekündigt, das seinem Prospectus nach sehr splendide wird ausgesteuert werden. Es erscheint am 1. December. Wenn das englische „Forget me not" dasselbe Glück in England macht, die das deutsche „Forget me not" in einer gewissen Classe der Gesellschaft, welche kürzlich in einer Recension über dasselbe in einer unserer Lit. Zeit. sehr naiv bezeichnet wurde, gemacht hat, so wird unser wackerer Landsmann bei der Unternehmung eben so gut fahren als der geschmackvolle deutsche Verleger, denn diese Classe der Gesellschaft ist in England zahlreicher und besser bezahlt als auf dem Continent.

Literarische Anzeige.

Bei mir wurden so eben folgende interessante Neuigkeiten fertig und an alle Buchhandlungen versandt:

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Drittes Bändchen. Auserlesene Gedichte von Paul Flemming. kl. 8. Geh. XXIV. u. 282 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Sammlung enthielt Opitz und das zweite Gryphius. Das 4te Bändchen, welches Gedichte von Weckherlin enthalten wird, ist ebenfalls unter der Presse.

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem französischen Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Dritter Band. 8. Geh. XLVI. u. 455 S. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweite Band kosten ebenfalls jeder 2 Thlr. 12 Gr.

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von Oehlenschläger. Vierter und letzter Theil. 8. Geh. XX. u. 474 S. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser 4te Theil enthält: 1) Erasmus Montanus. 2) Pernille, als Tochter vom Hause. 3) Die Unsichtbaren. 4) Viel Geschrei und wenig Wolle. 5) Die honette Ambition. 6) Der Poltergeist. 7) Don Ranudo de Colibrados. Das ganze Werk in 4 Theilen kostet auf fein engl. Druckpapier 9 Thlr. 8 Gr.

Lieber, Dr. Franz, Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland, während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8. Geh. X. u. 186 S. 1 Thlr.

Müller, *Wilhelm*, *neue Lieder der Griechen*. kl. 8. Geh. 28 S. 4 Gr.

Mit dem Motto:

Thus sung, or would, or could, or should have sung
The modern Greek in tolerable verse.

Byron.

Dieses Heft enthält folgende Lieder: 1) *Der Mainotte.* 2) *Der Pargioten Abschied von den Engländern.* 3) *Der Bund mit Gott.* 4) *Die Zweihundert und der Eine.* 5) *Der Chier.* 6) *Thermopylae.* 7) *Bozzari.*

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Band. gr. 8. X. u. 385 S. 1 Thlr. 16 Gr.

(Enthält die Erläuterungen zu Macbeth. — Julius Cäsar. — Der Kaufmann von Venedig. — König Lear. — Romeo und Julie. — Viel Lärm um Nichts. — Titus Andronicus. — Othello. — Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen.)

Theater, classisches, der Franzosen. No. IV. Iphigenia von Racine, übersetzt von Peucer; mit dem Original-Text gegenüber. kl. 8. Geh. 269 S. 1 Thlr. 8 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1823. — Neue Folge, fünfter Jahrgang. — Mit sieben Kupfern, Böttiger's Bildniß, gezeichnet von Vogel in Dresden und gestochen von Schwerdgeburth in Weimar und sechs Darstellungen aus Shakspeare's Lear (I. 1.), Othello (I. 3. III. 3. V. 2.), Macbeth (I. 3. III. 4.), gestochen, nach Zeichnungen von Opiz, von Adam, Leclerc, Coupé und Delvaux in Paris. 12. 560 S. In ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte. 2 Thlr. 6 Gr. In ord. Format cartonnirt ebenfalls 2 Thlr. 6 Gr. In groß Format cartonnirt mit Kupfern *avant la lettre* und auf dem feinsten Velin-Papier 3 Thl. 12 Gr.

Der diesjährige Jahrgang enthält:

Die Kupfer und ihre Erklärungen aus den Uebersetzungen von Heinrich Voß.

I. Sabina an der Küste von Neapel. Von C. A. Böttiger. Erste Abtheilung. (Fortsetzung von Sabina oder Toilette einer Römerin.)

II. Edelstein und Perle. Von Friedrich Rückert.

III. Florentin. Novelle von Friedrich Rosengeil.

IV. Selbstgespräche. Sonettenkranz (15) von Karl Streckfuß.

V. Wanderlieder von Wilhelm Müller. — Die Winterreise in 12 Liedern.

VI. Der Gefangene. — Novelle des Jorge de Montemayor von Otto Freiherrn von der Malsburg. Mit einem Vorwort des Uebersetzers.

VII. Gedichte von Gustav Schwab. 1) Blutrache. Nordische Sage in vier Romanzen. 2) Antwort an einen jungen Dichter und an manche Sonette. 3) Die beiden Gleichen bei Göttingen. 4) Die Feyen des Ursulaberges. 5) Sage vom Schloß Lauterburg.

VIII. Rosen und Lilien. — Erzählung von Gustav Schilling.

IX. Lieder (33.) von Friedrich Rückert.

X. Die Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204. Von Friedrich von Raumer.

XI. Ländliche Lieder (7.) von Wilhelm Müller.

XII. Fragmente aus Casanova's handschriftlichen Memoiren von Wilhelm von Schütz. — 1) Casanova in London. 2) Casanova's Aufenthalt und Flucht aus den Bleikammern zu Venedig.

XIII. Sonette (12.) von August Graf von Platen.

Die Kupfer dazu besonders, erste Abdrücke vor der Schrift. 2 Thlr. Böttiger's Bildniß in groß 4to. Erste Abdrücke vor der Schrift. 20 Gr.

Leipzig, den 1. November 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 270.

23. November 1822.

Memoirs of the life of Anne Boleyn. 2 Vol. London 1822. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Anna Boleyn).

Als Mutter der, trotz ihrer Fehler und Schwächen mit Recht von den Britten als Stifterin der jetzigen Größe ihres Vaterlandes verehrten Elisabeth — als sorgfältige, umsichtige Pflegerin des Samens der Reformation, den ihr schändlicher Gemahl nur aus Habsucht und aus Haß gegen Rom ausgestreut hatte, — als eines der beklagenswerthesten, schuldlosesten Opfer des schamlosesten Tyrannen, den die neuere Weltgeschichte kennt, und als Muster würdevoller weiblicher Duldung im Uebermaß der Leiden, verdient Anna Boleyn's Lebensgeschichte in den Augen des Kenners und Liebhabers der Geschichte besondre Aufmerksamkeit, und jeder neue Beitrag dazu, muß der ganzen Lesewelt äußerst willkommen seyn.

Viele anziehende und authentische, bisher unbekannte oder minder bekannte Einzelnheiten liefert über diesen Gegenstand Miß Benger, die geschätzte Verfasserin der trefflichen Denkschrift über Elisabeth Hamilton, in ihren kürzlich erschienenen Memoirs of the life of Anne Boleyn, London 1821, 2 Bde. Wir glauben daher durch die Ausführlichkeit nachstehender Auszüge dieses unterhaltenden Werkes, welches zugleich eine anschauliche Schilderung des englischen Hofes unter Heinrich VIII. gibt, etwas über die, dieser Zeitschrift gesetzten Grenzen hinausgehen zu müssen.

Schon als siebenjähriges Kind kam Anna an den Hof Mariens von England, der Gemahlin Ludwig XI., als Ehrendame der Königin. Als nach Ludwigs Tode Maria nach England zurückging, empfahl sie die junge Brittin dem Schutze der neuen Königin von Frankreich, einer Tochter Annens von Bretagne, und Erbin der Tugenden ihrer Mutter. Aufs sorgfältigste erzog die Königin die jungen Ehrendamen ihres Hofes; vorzüglich aber trug die Gesellschaft der geistreichen Margaretha, Schwester Franz I., in der Folge Königin von Navarra dazu bei, den Geist und Geschmack der jungen Lady Boleyn zu entwickeln.

Anna Boleyn war keine regelmäßige Schönheit; doch hatten ihre Züge einen unnachahmlichen Reiz, und aus ihren Blicken sprach Verstand und Gefühl. Ihr Wuchs war ausgezeichnet schön, und überhaupt besaß sie im höchsten Grade jene unwiderstehliche Anmuth, wodurch die kleinste Bewegung und das unbedeutendste Wort anziehend wird.

Ihre Erziehung am französischen Hofe hatte sie gelehrt, ihre natürlichen Vorzüge durch alle Hülfsmittel des Anzuges und des guten Geschmacks zu heben. Insoweit die Etikette es nur immer erlaubte, entfernte sie sich von der steifen, anmuthlosen Kleidungsweise der Hofdamen Catharinens und führte die Trachten ein, die ihr am besten standen. Sie tanzte wie eine Nymphe, sang vortrefflich und begleitete sich mit der Laute. „Wenn sie ihre Laute ergreift," sagt Lord Herbert, „wenn ihre Hand sie in Bewegung setzt, wenn von ihren Lippen Gesang ertönt, — dann hat ihr Gesicht einen entzückenden Ausdruck; Alles ist bei ihr im vollkommenen Einklange. Wenn sie tanzt, — wenn ihr vollkommener Wuchs, — ihre reizende Gestalt sich in ihrer ganzen Schöne zeigt, so vereinigt sie die ganze Anmuth der Ruhe und der Bewegung."

Schwerer ist's, ihren Charakter zu schildern. Es scheint, daß sie die Ehrsucht ihres Vaters, des Ritters Sir Thomas Boleyn und den Stolz ihrer Mutter geerbt hatte. Man hatte gesucht, ihr große Vorsicht in ihren Reden einzuschärfen; allein ihre natürliche Lebhaftigkeit verleitete sie zu manchen Unvorsichtigkeiten; auch war sie sehr gefallsüchtig. Die Umgebungen der Königin Catharina von England, deren Hauptliebhaberei in Stickarbeiten bestand, boten ihr daher wenig Zeitvertreib. Auch die halbrohe Einrichtung und geschmacklose Pracht des ganzen königlichen Hofes mußte Annens gebildeterem Geschmacke große Abneigung einflößen. Der königliche Palast bot in seinem Innern die Contraste eines unbegrenzten Luxus und übertriebener Kargheit, phantastischer Eleganz und großer Unreinlichkeit dar. Die Treppen, und selbst die Zimmer des Königs waren mit Schmutz bedeckt, und geheizt wurden nur die Zimmer des Königs und der Königin. Das Schloß wimmelte von Bettlern, und noch ist ein Decret vom siebenzehnten Regierungsjahre Heinrichs VIII. vorhanden, welches verbietet, Landstreicher oder Spitzbuben (rascals) in Diensten des Hofes anzustellen, und die Küchenjungen ganz nackend Dienste thun zu lassen. — Jede Ehrendame der Königin erhielt zum Frühstück ein Laib Brot, ein Stück Ochsenfleisch und ein Maß Bier. Die Hofcavaliere und Hofdamen speiseten an getrennten Tafeln, und in abgesonderten Zimmern. Die Ehrendamen der Königin hatten das Vorrecht, eine Kammerfrau und ein Windspiel bei sich zu

Leben, wie ihren Kindern Gehorsam und Ehrfurcht und Liebe, gewinnen und ihnen Ehrerbietung zu gebieten; gelehrige Diener für ihr Gewerbe, tüchtige Lehrer, weltlich und geistlich, Vorsteher der Kirche und der Gemeine und der Obrigkeit, und Gehorsam gegen dieselbe, und Liebe und Treue gegen Jedermann, und Ehrerbietung gegen Jedermann, und Gehorsam gegen Jedermann, und Liebe gegen Jedermann,

Unbefangenheit zu rechtfertigen, daß die Meinung des Königs von ihrer Tugend und Wahrheitsliebe seitdem noch höher stieg. Bald gewahrte die Königin Catharina das Verständniß ihres Gemahls mit Annen, und ließ mitunter einige Worte fallen, welche ihren Argwohn an den Tag legten. So z. B. sagte sie einst, als Lady Boleyn im Kartenspiel mehrmals hintereinander einen König ausspielte: „Ei! Lady Anna, es scheint, daß sie durch Könige Alles oder Nichts gewinnen wollen.“ Uebrigens behandelte die Königin sie mit der größten Höflichkeit, sey es, daß sie ihrem Gemahl jeden Vorwand der Unzufriedenheit benehmen, oder durch ihre Artigkeit gegen Annen einen Antheil an den Neigungen des Königs bewahren wollte. Auch scheint es, daß ihre Sanftmuth Heinrichs Heftigkeit und selbst seine Leidenschaft für Annen besiegt haben würde, hätten ihn nicht gewisse Nebenumstände anders bestimmt.

Es ist Thatsache, daß Heinrichs vorherrschender Wunsch von jeher war, seine Krone einem Sohne zu hinterlassen. Von Kindheit an haßte er Alle, die auch nur entfernte Rechte auf die Thronfolge hatten.

Je despotischer er wurde, um desto höher stieg sein Argwohn, und die Nachkömmlinge der Häuser York und Lancaster waren ihm im gleichen Grade verhaßt. Der Gedanke quälte ihn, daß durch seine Tochter die Krone auf ein andres Geschlecht übertragen werden sollte. Er wünschte innigst einen Sohn, durch den sein Ansehn beim Volke gekräftigt werden könnte, und da ihm seine Gemahlin den ersehnten Thronerben nicht gab, ward sie ihm verhaßt.

Cardinal Wolsey, dem er diese Gesinnungen vertraut hatte, errieth ihren Zweck, und verkündigte daher im Jahr 1524 die päpstliche Bulle wider die Ehen in verbotnen Graden. Sey es nun, daß dieser erste Schritt, ihn seines Ehebündnisses zu entledigen, Heinrichs Heftigkeit besänftigte; sey es, daß sein Vertrag mit Karl V. ihm Catharinens Verstoßung nicht rathsam zu machen schien: so ist es ausgemacht, daß er seinen Entschluß nicht eher zu erkennen gab, als bis er für Anna Boleyn eine entschiedne Leidenschaft gefaßt hatte.

Anfangs konnte er den Gedanken nicht ertragen, eine Geliebte, in deren Adern kein königliches Blut floß, auf den Thron zu erheben; er hatte daher zugleich seinen Stolz und die Gewissenszweifel der Lady Anna zu bekämpfen; sobald aber die Liebe die Oberhand erhalten hatte, verhinderte ihn selbst sein Stolz, zurück zu treten. Zur Uebersteigung der großen, sich ihm entgegensetzenden Hindernisse bedurfte er ganz des Beistandes einer heftigen Leidenschaft, und des unbiegsamen Charakters eines wahren Tyrannen.

Es fanden sich zwar Beispiele, daß der päpstliche Stuhl Fürsten zur Trennung ihrer Ehebündnisse die Hand geboten hatte, wie z. B. Ludwig XII. die Erlaubniß ertheilt war, sich von einer untadelhaften Gemahlin zu scheiden, um Annen von Bretagne zu heirathen; auch die Schwester des Königs von England hatte Erlaubniß erhalten, sich vom Grafen von Angus zu trennen, um sich mit dem Lord Stewart zu vermählen. Allein das bewundernswerthe Benehmen Catharinens bot nicht den Schatten eines Vorwandes zur Scheidung dar; es blieb nichts übrig, als die canonischen Rechte geltend zu machen, welche die Heirath der Wittwe des Bruders verboten; aber eine päpstliche Bulle hatte ausdrücklich in Heinrichs Falle davon dispensirt: es mußte also, um den Leidenschaften eines Fürsten zu genügen, der Papst den Beschluß seines Vorgängers aufheben. Heinrich erkannte völlig die Schwierigkeit des Erfolgs, und um sich der thätigen Mitwirkung Wolsey's zu versichern, verheimlichte er ihm seine Heirathspläne und vertraute ihm nur seinen unabänderlichen Entschluß, geschieden zu werden.

Daß der Cardinal durch diese vorsätzliche Verschwiegenheit getäuscht worden seyn sollte, läßt sich bezweifeln, wenn man ihn erfinderisch Feste nur darum anordnen sieht, um Heinrichen Gelegenheit zu geben, Lady Annen zu treffen, ihre Laute und ihre Stimme zu hören und in ihren Reizen sich zu berauschen.

Uebrigens ist zu vermuthen, daß der Cardinal, der ein Zeuge von des Königs Liebelei mit der Lady Talbois gewesen war, sich einbildete, die Anhänglichkeit an Lady Anna werde nichts als eine Intrigue zur Folge haben. Ihr leichtes, gefallsüchtiges Wesen eignete sich ganz dazu, die Urtheile über ihren wahren Charakter irre zu leiten. Der König wußte die häufigen Besuche, welche er Annen in Hever abstattete, den Beobachtungen des Cardinals zu entziehen. Heimlich eilte er von Eltham oder Greenwich auf einem schnellen Renner, nur von zwei Vertrauten begleitet zu ihr, um einige selige Augenblicke bei dem Gegenstande seiner Liebe zuzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Walter Scott über Le Sage.

Es ist von der Ausgabe classischer, der englischen Literatur eigenthümlichen, oder durch gute Uebersetzungen angeeigneten Romanen, die Ballantyne in Edinburgh herausgibt und Walter Scott mit biographischen Einleitungen ausstattet, bereits früher in diesen Blättern die Rede gewesen. Der eben erschienene 4te Band dieser Sammlung (The Novelist's Library) enthält drei Romane von Le Sage (der hinkende Teufel, Gil Blas und Vanille Gonzales) und die Abenteuer einer Guinee von Johnstone. In dem anziehenden Vorworte zu Le Sage's Werken spricht Scott von den dramatischen Arbeiten, womit der geistreiche Mann seine Laufbahn eröffnete, und nach der Bemerkung, daß von dessen regelmäßigen, meist von den Spaniern entlehnten Lustspielen nur zwei, Crispin und Turcaret, auf der Bühne geblieben seyen, und das letztgenannte Stück Le Sage's einziges Original-Lustspiel sey, ist von den zahlreichen (gegen 100) Lustspielen die Rede, welche er bis 1733 für das Théatre de la foire schrieb. „Man hat von Le Sage's Werken gesagt — führt Scott fort — daß keine von seinen Schriften allgemeiner verbreitet sind, als diejenigen, deren Andenken lebt, dagegen aber keine so ganz und durchaus vergessen, als die jetzt nicht mehr beachteten. Alle die kleinern Lustspiele, welche, wie wir bemerkt haben, einen so ansehnlichen Theil seiner Lebensarbeit ausmachen, gehören in die letzte Classe, da viele derselben nie gedruckt wurden, und von den gedruckten jetzt nur noch sehr wenige gelesen werden. Nichts kann leichter seyn, als das Gewebe dieser Stücke. Eine Grille des Tages, irgend ein auffallendes Ereigniß, oder auch ein neues Buch, das Aufsehn machte, mehr braucht es nicht, ihm einen Wink zu einer dramatischen Fabel zu geben. Die Gesänge sind — wie in der Bettler-Oper — der Weise gewöhnlicher Volkslieder angepaßt, und auch das Gemeinste oder Abgeschmackteste wird in den Dialog aufgenommen. Dabei aber stößt man auf Züge von Witz, Natur und Laune, wie es selbst in Le Sage's flüchtigsten Werken nicht anders seyn konnte. Die französischen Kritiker, ohne Zweifel die besten Richter, glauben, daß Le Sage, nach seinem Turcaret zu urtheilen, etwas Ausgezeichnetes geliefert haben würde, wenn er fortgefahren hätte, sich dem regelmäßigen Lustspiele zu widmen, statt zu einer Beschäftigung herab zu sinken, die er selber für verächtlich hielt, und die wahrscheinlich nach seiner Meinung nicht flüchtig genug behandelt werden konnte.“ *)

*) Es ist bekannt, daß aus den Possenspielen des Théatre de la foire (Jahrmarktstheater), in den Vorstädten von Paris sich die komische Oper der Franzosen entwickelte, um deren erste Ausbildung sich besonders Le Sage Verdienste erwarb. Gewiß war es nicht eine Verirrung des Geschmacks, was ihn zu jener Bühne hinzog, aber der geistreiche Mann mochte sich in solchen Spielen des Witzes und der Phantasie gern dem Zuge seiner Laune hingeben. D. Eins.

Alle diese Teile in einem starken Schutz gefaßt, mit 2 Handgriffen versehen, welche an die beiden Ecken des Kastens angebracht sind, damit man den Apparat bequem tragen kann. Der Kasten ist mit einem Deckel versehen, welcher mit Scharnieren befestigt ist, damit man ihn leicht öffnen und schließen kann. Der Deckel ist mit einem Schloß versehen, damit man ihn verschließen kann, wenn man den Apparat nicht benutzt, damit er nicht von fremden Personen benutzt wird. Im oberen Teil des Kastenbodens befindet sich ein Fach, in welches die Batterie, bestehend aus 4 Leclanché-Elementen, eingesetzt werden kann. Im unteren Teil des Kastenbodens befindet sich ein Fach, in welches die Telephonapparate eingesetzt werden können. Der Kasten ist mit Lederpappe überzogen und hat eine schwarze Farbe. Innen sind die Kasten mit Leinwand und Papier tapeziert, damit sie nicht so sehr Feuchtigkeit in sich aufnehmen können. Die Kasten sind mit Scharnieren versehen, damit man die Deckel leicht öffnen und schließen kann. Die Kasten sind mit Schlösser und Schlüssel versehen, damit man dieselben

No. 29. November 23.

Bemerkungen des Herausgebers des „Kurländischen Provinzialmuseums“ über die Herausgabe der ersten Bandes desselben in Mitau. 1822. 8. 1 Bog. (Für Pränumeranten, die Bd. I. 1822. Bg. 6. 8. erhalten.)

In den ersten Tagen des Monats Januar d. J. werden die Pränumeranten auf den ersten Band des Provinzialmuseums, von dessen vier Bänden jährlich einer erscheinen soll, benachrichtigt, daß sie, wenn sie sich binnen vierzehn Tagen nicht erklären, als Pränumeranten auf die folgenden Bände angesehen werden, und der Verlagsartikel binnen Jahr und Tag ihnen geliefert werden solle. Diese Benachrichtigung hat nun, wie es scheint, nicht allen Pränumeranten zugesagt, und sie scheinen sich, wie es scheint, mit Unrecht, gar gewaltig darüber erzürnt zu haben, daß sie nicht, wie bei andern gar gelehrten Werken, erst nach Jahr und Tag, wenn der Verleger sie nicht mehr daran mahnen könnte, haben wollen. Dieses Gefühl scheint wenigstens Veranlassung zu den gelehrten Bemerkungen des Herausgebers gegeben zu haben, die wir hier anzeigen, und die sich, wie es scheint, auf Kosten der Pränumeranten, wie gewöhnlich auf Kosten der Leser, recht lustig machen. Wir wollen sie, um sie nicht zu verstümmeln, hier vollständig geben, und sie, wie sie sind, mit ihrer ganzen Unbefangenheit, Naivität und Ironie, wie sie sich selbst darstellen, ohne Zusatz, ohne Abzug, ohne Commentar, ohne Anmerkungen, ohne Lesarten, ohne Varianten, ohne Text und ohne Noten, ohne Vorrede, ohne Nachrede, ohne Inhaltsanzeige, ohne Register, ohne Titel, ohne Ende, ohne Anfang, ohne Mittel, ohne Zweck, ohne Sinn, ohne Verstand, ohne Vernunft, ohne Witz, ohne Geist, ohne Laune, ohne Scherz, ohne Ernst, ohne Leben, ohne Tod, ohne Alles, ohne Nichts, ohne Etwas, ohne Irgend Was, ohne Irgend Wie, ohne Irgend Wo, ohne Irgend Wann, ohne Irgend Warum, ohne Irgend Wozu, ohne Irgend Wodurch, ohne Irgend Womit, ohne Irgend Wobei, ohne Irgend Worauf, ohne Irgend Worüber, ohne Irgend Worunter, ohne Irgend Wovor, ohne Irgend Wofür, ohne Irgend Wogegen, ohne Irgend Wonach, ohne Irgend Wovon, ohne Irgend Wohin, ohne Irgend Woher, ohne Irgend Wohinter, ohne Irgend Wovon, ohne Irgend Wohinter, ohne Irgend Wovon, ohne Irgend Wohinter, ohne Irgend Wovon

Verfahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch.

Es ist Grund, daß, wo die Art vorliegt, es zum Ver-
fahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch kommt.
Es ist Grund, daß, wo die Art vorliegt, es zum Verfahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch kommt. Es ist Grund, daß, wo die Art vorliegt, es zum Verfahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch kommt. Es ist Grund, daß, wo die Art vorliegt, es zum Verfahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch kommt. Es ist Grund, daß, wo die Art vorliegt, es zum Verfahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch kommt. Es ist Grund, daß, wo die Art vorliegt, es zum Verfahren der Parlamente in dem Strafgesetzbuch kommt.

„ausgezeichnetsten und achtungswerthesten Männer ihr ganzes Leben dadurch bewiesen haben, eine für die Geschichte „der Menschheit und für die Menschenkenntniß so merkwürdige Erscheinung ist, daß es nicht blos Neugierde, sondern „löbliche Wißbegierde, ist, von seinem Ursprunge, Fortgange „und dermaligen Zustande sich zu unterrichten;" und Jenes bestimmte sie eben, einen großen Theil ihrer Zeit diesem Berufe mit redlichem Herzen zu widmen.

„Allein, sowie — — Menschenkenner habe." 12)

12) Alles Vorhergegangene war die vorbereitende Einleitung zu dem kräftigen Ausfalle, der nun folgt. — „Allein, sowie diese wahre Wißbegierde von der blosen Neugierde sich in den Gegenständen, wonach sie forscht, „gar sehr oft unterscheidet: eben so sehr, und noch mehr, „ist Dies der Fall in den Mitteln, deren sie sich bedient, „und in der Vorsicht, die sie anwendet. Nie wird sie „sich zum Horchen erniedrigen, noch weniger zum „Verrath verführen; immer wird sie den durch „Verrath erhaltenen Nachrichten mistrauen „und dabei nicht nur Thatsachen von den eigenen Urtheilen, Voraussetzungen oder Vermuthungen „der Erzählenden sorgfältig unterscheiden, sondern auch „jenen nur dann glauben, wenn ihre historische Richtigkeit „nicht sowol durch die Versicherung des Erzählenden, als durch andere Umstände und Nachrichten, erhärtet „wird. Wenn aber Letztes der Fall ist, so ist der Profane, die erhaltenen Nachrichten zu gebrauchen, allerdings wohl befugt, gesetzt auch daß Derjenige, der sie gab, „dadurch seine Gesellschaftspflicht verletzte."

Hier hat denn der Leser der „Encyklopädie" den Standpunct, aus welchem er das darin Gelieferte betrachten muß! Er wird dem bedenklichen Inhalte gehörig mistrauen, — sich vor dem Glauben an die in derselben mitgetheilten Nachrichten, und an die Richtigkeit der hier und da von Krausen und dem Herausgeber gefällten Urtheile, gewagten Voraussetzungen und geäußerten Vermuthungen sorgfältig verwahren, — am sichersten das Buch ganz ungelesen lassen. Doch, der Rec. ist so gnädig, zuzugestehen, „daß die Gesellschaft nicht befugt ist, Anderen „das Sehen und Hören, oder die Zusammenstellung des Gesehenen und Gehörten, zu verbieten," und kann nicht umhin, zu erklären, „daß insofern auch die „vorliegende Encyklopädie ein allgemeines „Interesse für den Geschichtsforscher und Menschenkenner habe."

„Der Verf. verspricht — — gearbeitet hat." 13)

13) Der Rec. hat sehr Recht, „daß der Verf. der „Encyklopädie" besser gethan hätte, eine Menge Artikel, bei „denen Nichts weiter gesagt ist, als: „„ein in den höhern „„Graden bedeutendes Wort!"" ganz wegzulassen, und „nur diejenigen aufzunehmen, worüber er historische oder „etymologische Auskunft zu geben hatte." Auch war der Herausgeber wirklich Willens, in solcher Maße, als der Rec. sagt, zu verfahren: allein die Vorschrift des Herrn Verlegers, das Eigenthumsrecht des dem Herausgeber von Person unbekannten Verfassers, der, nach der oben in der Anm. 5 angezogenen Notiz, ein in Paris lebender Deutscher ist, auch in diesem Puncte zu ehren, hielt ihn davon ab. Wenn aber der Rec. hinzusetzt: „ohne dadurch gerade die maurerische Bedeutung zu verkünden, wie z. B. der Artikel: „Ghiblim, S. 417, gearbeitet ist;" so ist Dies blos ein Ausspruch ängstlicher Geheimthuerei. Gerade solche Erklärungen sind für das Bedürfniß der Leser von dem Herausgeber berechnet und geliefert worden.

„Man kann dem Verf. — — liefern soll." 14)

14) Der Rec. „kann dem Verfasser" — (indem er Dessen Arbeit mit den in Klammern stehenden Zusätzen des Herausgebers vermenget) — „eine reiche Belesenheit „nicht absprechen, wodurch er sich in den Stand gesetzt hat, „viele Materialien zu sammeln," tadelt aber, „daß Derselbe das Wesen, die Bestimmung und die Form einer „Encyklopädie ganz verkannt habe." — Der Herausgeber ist ganz unschuldig an der Wahl des Titels; er hat sich indeß bemühet, bei seinen Zusätzen der Begriffsbestimmung einer Encyklopädie: Uebersicht des Wissenswürdigsten von einem Gegenstande, soviel möglich zu entsprechen.

„Die außerordentliche Ungleichheit der Artikel, die von 2 Zeilen bis zu 30 und mehreren Seiten steigen," ist bei der größern oder mindern Wichtigkeit der Artikel unvermeidlich, eine durchgängige Ausführlichkeit aber für einen Einzelnen, Dessen literarische Muße ohnehin sehr beschränkt ist, eine allzuschwere Aufgabe. Genug, daß einige Hauptartikel in diesem ersten Bande, als: Corporation, Fessler, Fichte, Freimaurer, Freimaurerei, Geheimniß, Geschichte, Gesetze und Grade, nach dem Wesen einer Encyklopädie von ihm ausgestattet worden sind. — Auf den Vorwurf: „der Verf. hat nicht den Inhalt des „Artikel" — (vielmehr nur: einiger Artikel) — „selbst „ausgearbeitet, und in denselben eine möglichst gedrängte „Summe Dessen, was er in realer oder historischer Hinsicht „davon wußte, verbunden mit einer vollständigen" (?) „Nachweisung der Quellen, Hülfsmittel oder Beweisstellen, „niedergelegt, sondern aus mehreren Schriftstellern" (Werken) „die ihn ansprechenden Stellen wörtlich ausgezogen und aneinandergereiht," ist zu erwiedern, daß der Herausgeber absichtlich, um nicht das abschreckende Ansehen eines untrüglichen Lehrers zu haben, in vielen Artikeln lieber Das, was bereits von Anderen angeführt und gründlich bemerkt, oder als besondere Meinung aufgestellt worden war, aufnahm und der eignen Beurtheilung des Lesers anheimstellte, als daß er sich eine Darstellung oder Entscheidung selbst hätte anmaßen sollen. Sein Zweck, welchen er auf der schon abgedruckten S. 26 des, in Kurzem erscheinenden, zweiten Bandes ausspricht, ist:

> über die Freimaurerei selbst und über den wirklichen Zustand der Brüderschaft gründliche Belehrung zu verbreiten, und gangbare Irrthümer zu zerstreuen.

Der Erreichung dieses hochwichtigen Zwecks ordnete er oft die Beobachtung der lästigen Form unter. Das wörtliche Ausziehen von Stellen hielt er für nöthig, theils damit er den Leser von der Treue seiner Anführungen überzeuge, theils um durch die Mannichfaltigkeit der Ansichten und des Tons die Aufmerksamkeit zu fesseln, theils endlich weil so manche der benutzten Schriften höchst selten oder doch für Viele schwer zu erlangen sind; daß er aber nur die ihn ansprechenden Stellen ausgezogen habe, ist völlig unwahr. Sollten ihn z. B. die S. 244—247 stehenden Stellen aus dem Buche: „Fragmente" u. s. w., — sollten ihn wol in dem Art.: Glaube, die Auszüge auf S. 418—425 angesprochen haben? Allein es liegt ihm daran, die verschiedenen Meinungen der entgegengesetztesten Systeme einfach darzulegen, und das Urtheil darüber dem Nachdenken des Lesers zu überlassen.

„Ganze Deductionen — — Vorhandenen." 15)

15) Es sollen sich, nach der Behauptung des Rec., in dem vorliegenden Bande „ganze Deductionen, die Ausführung individueller Meinungen, Ansichten und Projecte „untereinander geworfen finden, aber fast nie Das, was „eine Encyklopädie liefern soll." — Projecte? Welche und wo? — Wenn es doch dem Rec. gefallen hätte, anzugeben, Was eine Encyklopädie der Freimaurerei liefern soll, damit seine Bemerkungen, insofern sie treffend wären, wenigstens bei der Fortsetzung des Werkes dankbar hätten benutzt werden können!

„Urtheile — — Streitschrift halten können." 16)

16) „Urtheile" — fährt der Rec. fort — „gehören

„Verdienst" nicht zu denken, sondern nur gewöhnlicher und ordentlicher Lohnlohn von dem Verdienste." — Was ist nun Lohn? Lohn ist der Preis, welcher für die Arbeit eines Menschen bezahlt wird, ohne Rücksicht auf den Ertrag, der durch seine Arbeit hervorgebracht worden ist. Lohn ist also nicht Verdienst, sondern Lohn ist Lohn.

— Ein Lohn ——— ungleich mehr ist —

Es kommt Lohn und Lohn an. Es ergeben sich bei der Lohnfrage zwei Hauptfragen: 1) Was ist Lohn? 2) Wie hoch muß der Arbeitslohn festgestellt sein und ausgezahlt werden? Lohn — Lohn — Lohn! — Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn es sich um Arbeitsleistungen handelt, die ungleich sind. Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn sie gezahlt werden für Arbeit, die ungleich ist. Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn sie gezahlt werden für Arbeit, die von Arbeitern ungleich gut geleistet ist. Lohn — Lohn — Lohn! — Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn sie gezahlt werden für Arbeit, die mit ungleichem Arbeitsaufwand geleistet ist. Lohn — Lohn — Lohn! — Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn sie gezahlt werden für Arbeit, die mit ungleicher Arbeitsdauer geleistet ist. Lohn — Lohn — Lohn! — Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn sie gezahlt werden für Arbeit, die mit ungleicher Arbeitsgefahr verbunden ist. Lohn — Lohn — Lohn! — Ungleich sind Arbeitslöhne, wenn sie gezahlt werden für Arbeit, die mit ungleicher Arbeitsunlust verbunden

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 271.

25. November 1822.

Ueber den Congreß zu Verona und den Vorabend großer Ereignisse (,) vom Doctor von Hornthal, königl. baier. oberstem Justizrathe. Im October 1822. Nürnberg, bei Friedrich Campe. 1822. 87 S. 8.

Diese Schrift ist eine Art von Appellation a principe male informato ad principem melius informandum. Solchen Appellationen liegt eine schöne Idee zum Grunde, nämlich die Idee, daß der Fürst wohl irren, falsche Ansichten haben und zu falschen Maßregeln verleitet werden könne, daß aber sein Wille immer gut und auf das Beste gerichtet sey, daß er nur das allgemeine Wohl befördern und gegen jeden einzelnen Bürger gerecht seyn wolle, und daß es ebendarum ein dringendes Bedürfniß für den Fürsten selbst sey, über die Gegenstände seiner Wirksamkeit möglichst aufgeklärt zu werden.

Zwar hat jeder Fürst eine Menge von Rathgebern um sich, die ihn eben möglichst aufklären sollen. Aber die Erfahrung lehrt, daß der Fürst auch in der Wahl dieser Rathgeber irren, daß diese selbst irren und den Fürsten zu falschen Maßregeln verleiten können. Ebendarum ist jedem Unterthan das Recht der Vorstellung, der Beschwerde, der Bitte vergönnt, und zwar so, daß er sich mit seinen Vorstellungen, Beschwerden, Bitten dem Throne selbst nahen dürfe, damit nicht wieder misrathende und misleitende Mittelspersonen in den Weg treten und den Zweck der Vorstellungen, Beschwerden, Bitten vereiteln. Das ist eben der Sinn einer Appellation a principe male informato ad principem melius informandum. Und darum eben hat Hr. v. Hornthal seine Schrift den christlichen Fürsten Europas selbst und unmittelbar zugeeignet. Ob sie seine Stimme wirklich vernehmen werden, ist eine Frage, die uns nichts angeht. Vernehmlich genug spricht er; und er verdient allerdings gehört zu werden.

„Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse" — so beginnt der Verf. seine Rede. Referent würde sagen: „Wir stehen schon lange mitten drin und werden auch sobald noch nicht herauskommen." Der Verf. meint es aber auch wirklich so. Denn er zeigt gleich Anfangs, daß Europa sich schon unter Karl dem Großen am Vorabende großer Ereignisse befand, und zählt diese Ereignisse in einem kurzen Ueberblicke der neuern Geschichte auf. Dieser Theil seiner Schrift geht bis S. 40 oder §. 23 und hat den Ref. weniger interessirt, da die Sachen selbst meist bekannt sind. Doch als Einleitung zum Folgenden ist die Wiederholung derselben nicht unzweckmäßig. Eins muß jedoch bemerkt werden. Der Verf. sagt S. 32 bei Gelegenheit des wiener Congresses: „Daß Deutschland dem Benehmen, der Festigkeit und Entschlossenheit Baierns und Würtembergs auf diesem Congresse viel, sehr viel zu danken habe." In mancher andern Beziehung ist dies wohl wahr; aber nur nicht in Bezug auf „die Einführung landständischer Verfassung in den deutschen Bundesstaaten," wovon gleich nachher die Rede ist. Denn dieser Einführung widersetzte sich gerade Baiern und Würtemberg am hartnäckigsten, während Preußen in diesem Puncte äußerst liberal war. Darum fiel auch der 13. Artikel der Bundesacte so unbestimmt aus, weil sich jene Staaten nicht binden lassen wollten. Späterhin haben freilich Baiern und Würtemberg diesen Fehler wieder gut zu machen gesucht. Aber die Nachwirkungen davon werden leider immer noch empfunden. Denn die Unbestimmtheit jenes Artikels hat zu vielerlei Auslegungen Veranlassung gegeben, und einige Ausleger (wie die Herren Dabelow und Reinhard haben in dem ganzen Artikel sogar ein bloßes Erwartungsrecht finden wollen, was allerdings, nach Art der Mathematiker zu reden, ein unendlich kleines Recht wäre.

Von S. 41 oder §. 24 an spricht nun der Verf. über seinen Hauptgegenstand, den Congreß von Verona. Er vermuthet, daß sich derselbe vorzüglich mit drei Dingen beschäftigen werde: 1) mit den Angelegenheiten Spaniens, 2) mit dem Schicksale Griechenlands, und 3) mit Deutschlands Richtung durch die ins Leben getretenen Constitutionen. Indessen haben öffentliche Blätter von ziemlicher Zuverlässigkeit bereits versichert, daß von Deutschland auf dem Congresse gar nicht die Rede seyn werde; und Ref. gesteht, daß ihm dies sehr wahrscheinlich vorkommt. Deutschland ist jetzt in seinem Innern so ruhig; es hat gar keine bedrohliche Stellung nach außen; es ist also auch kein Grund abzusehen, warum, wie der Verf. sagt, Deutschland ein „Hauptobject" der Berathung auf einem europäischen Congresse werden sollte. Eher könnte man dem Verf. zugeben, daß Deutschland beiläufig während der Verhandlungen oder im Gespräche der Diplomatiker ebenfalls erwähnt

werden müssen. Denn wie es aber heißt mit der Ausführung und der Durchführung, Meinungen, welche mit der Welt, mit lebendigen Wesen entbehren, denn Welt und Leben sind nicht Gegenstände der Meinung, sondern sind Gegenstände der Erkenntnis, Gegenstände der Wissenschaft. Gewiß meine ich, daß Sie mir nicht werden vorwerfen können, daß ich Ihnen etwas Neues bringe. Ich habe Ihnen nur das vorgetragen, was ich selbst, was ich, wie ich glaube, Ihnen selbst vorgetragen habe, was ich mir selbst als Ihr Schüler, Ihnen als meinem Lehrer, Ihnen als meinem Freunde nacherzählt habe und nicht nur nacherzählt, sondern auch nachgedacht habe. Ich habe nur das Ihrige wiedergegeben. Ich habe nur Ihre Gedanken, Ihre Ansichten in Ihrem Sinne, in Ihrem Geiste wiedergegeben. Ich habe keine neue Gedanken hinzugefügt, keine neue Ansichten hinzugefügt. Ich habe nur Ihre Gedanken, Ihre Ansichten, Ihre Meinungen, Ihre Grundsätze, Ihre Ideen, Ihre Ideale, Ihre Welt, Ihr Leben, Ihre Wissenschaft, Ihre Kunst

Mercutio.

Ach, ja bin Rosalinens Freund hier, hilf' ben Mond, wenn seine Scheibe nicht voll ist.

Olivia.

Gott mit Euch! Mercutio.

Mercutio.

Ihm einen so tiefen Knicks!

Sampel.

Der Ding, als Ihr's gesagt habt, Herr.

Olivia.

Gott Dank, Lieb!

Mercutio.

Lieb von mir, Lieb' in meinen Augen;
Ist's nicht ein schönes Lieb?

Sampel.

Ja, Lieb in Euren Augen.

Olivia.

Ihr seid kurzab und in Lieben schärfer und tief als ich vermutet hätte.

Mercutio.

Ich bitt' um Verzeihung!

Olivia.

Ich bitt' um Verzeihung und sag' es noch einmal, ich bitt' um Verzeihung.

Sampel.

Nennt nur so meinen Witz, und ich will auch eben so gut um Verzeihung bitten.

Olivia.

Nein, ich will nicht um Verzeihung bitten, ich will auch nicht für ein Witzchen um Verzeihung bitten. Ihr habt Witz in Euch, und ich bin dankbar!

Olivia.

Verdirbt ihn Euren Leuten nicht, Herr, sie werden ihn Euch nicht danken. Ich bitte Euch, Herr, wenn Ihr einander, Freigeist in der Stadt, Euch nicht mehr sehen könnt, so kommt zu mir.

Sampel.

Ich will Euch mit einem Witze erfreuen und Euch dann Lebewohl sagen. (Singt)

Olivia.

Nein, Herr ist es nicht,
Mein Herz geht schon,
Mein Herz ist fort,
Mein Herz ist in Gewissen
Bei meinem ist es,
Ich kann nicht wieder haben,
Ihr werdet wissen wo.

(Sie singt weiter für sich).

Ein Narr ist ein Fisch, der sich leicht fängt, und jede Weisheit, die sich für ihn ausgibt, wird von Weisheit selbst für Geist! Wenn ich Weisheitslehrer wäre, ich würde

Dame Herz Herz und Leber Leberstich schuldig.
Wenn Ihr mein Schreiber wärt. — Ihr seid Herzog!

Herzog.

Und diese Schrift: Wie, wenn Amme wechselte
Ihr Kleid und Herzland mit der Dirnenzeit?

Olivia.

Herr Gott! Ich bin Herzog so lange,
Als Euer auf dem Throne
Zeigt die Gemeinheit, die Ihr seid.
Ich will Euch nicht mehr sehen, Ihr seid mir zu sehr eingenommen und, so glaube ich, einer Dame Herz Herz und Leber Leberstich schuldig. Wenn Ihr mein Schreiber wärt, Ihr würdet Euch nicht allein machen. Ihr habt Euch schon viel verdorben, seitdem Ihr Euch in Liebe verdorben habt. Ich will Euch nicht mehr sehen, Ihr seid mir zu sehr eingenommen und, so glaube ich, einer Dame Herz Herz und Leber Leberstich schuldig.

Herzog.

Ich bin Herzog so lange,
Als Euer auf dem Throne
Zeigt die Gemeinheit, die Ihr seid.
Ich will Euch nicht mehr sehen, Ihr seid mir zu sehr eingenommen und, so glaube ich, einer Dame Herz Herz und Leber Leberstich schuldig. Wenn Ihr mein Schreiber wärt, Ihr würdet Euch nicht allein machen. Ihr habt Euch schon viel verdorben, seitdem Ihr Euch in Liebe verdorben habt. Ich will Euch nicht mehr sehen, Ihr seid mir zu sehr eingenommen und, so glaube ich, einer Dame Herz Herz und Leber Leberstich schuldig. —

Gut gezeichnete Charaktere, wohlgeordnete Scenen findet man hier noch besser angelegt als im ersten Stück. Junker Dunst ist ein Spottbild des romantischen Dichterritterwesens unsrer Zeit; er schildert sich folgenderweise:

„Ich aber, schwingend rieſ'ger Sperre Wucht,
Im Zweigefechte miſſend meinen Feind,
Und alter Mähren Schacht mit Macht befahrend,
Auch losend um den adlich braunen Gaul,
Den klugen Falken und die graue Dogge,
Dann liebeminnend holde Frauenbilder,
Kurz um ein Ritter gegen Mensch und Vieh,
Baron im Bette und im Pferdestall,
Ein Heldenkind, gottinnig, fromm und klar,
Von unergründter Tiefe,
Bleib Junker Dunst und ein geborgner Mann,
Umduftet rings vom ritterlichen Dunste."

Waldmann, des Königs Aella kräftiger Sprößling wird, unbekannt mit seiner Abkunft, in einem öden Walde erzogen. — Gut ist in ihm die nach einem größern Wirkungskreise ringende Kraft geschildert, die alle seine Umgebungen elend macht und doch, sobald sie ihre rechte Stelle angenommen hat, als eine beglückende Sonne für ihr Reich aufgeht. Die beiden Bürger Dumb (einfältig) und Dull (närrisch) halten ein Gespräch mit einander, welches eine treffliche Satyre (???) auf das Constitutionsbegehren unsrer Zeit ist. —

So wie das Thal von Roncevaux an Calderon, Edwin an Shakspeare uns erinnerte, wehen durch das dritte Stück „Petrarca" heitre Morgenlüfte aus Göthe's Tasso. Südfrankreichs herrliche Natur wird uns geschildert mit seinen fröhlichen Menschen. Der lustige Wirth, die schwärmerische Tochter, der glühende Petrarca, neben ihm der humoristische, derbe, grundredliche Freund Luigi, der freigebige, prunkliebende, eben nicht musterhaft treue Ehemann Messer Hugo, Lauras Gatte, sind gut gezeichnet. Nur Laura scheint uns zu kalt in ihrer Empfindung für Petrarca, doch hat der Dichter das Verdienst, hierin ganz der Geschichte treu geblieben zu seyn. Nur Lauras glutoser Liebe verdankte Petrarca, daß seine Leidenschaft, die nichts weniger als rein platonisch und poetisch war, in den Schranken der Tugend blieb — er nennt die Geliebte selbst: „Eis voll Leben."

Petrarca erzählt seinem Freunde, wie er Laura zuerst in der Kirche erblickt hat:

„In jenem Augenblicke
Begann ein ew'ges Wunder die Entfaltung;
Denn wie sie steht, den Lorbeer in der Hand,
Verwandelt sich der Betstuhl.
Es keimen aus dem Tafelwerk des Bodens
Der Frühlingsblumen fröhliche Geschlechter,
Die Anemone sprießt, ihr folgt Narzisse,
Die Tulpe hebt das buntgemalte Haupt,
Schneeglöckchen guckt hervor, das Veilchen kommt,
Die feuerfarbne Iris bleibt nicht nach.
Auf dieses vollen Beetes reichem Schmelz
Ruht nun der Fuß der wunderbaren Frau,
Zu der empor die sanften Reiche blicken,
Umschwärmt von sonnentrunknen Schmetterlingen —
O Paradiesfische! — Die Seitenpfeiler
Erwärmt ein Lebensblut, sie schlagen aus,
Die Rinde grünet, breite Blätter wachsen;
Zwei Palmen wölben ihre stolzen Wipfel
Hoch ob der Schönen Haupt zu seischen Lauben,
Als löst sich das Gesicht vom Grunde ab;
Das Blumenstück, die Laube steigt und steigt,
Von hellen Wolken jugendlich getragen,
Von hellen Wolken zauberisch umflossen,
Inmitten meine Göttin mit dem Lorbeer,
Bis durch der Kirche aufgethane Kuppel,
Das hehre Bild in blaue Lüfte schwindet! —
Vernichtet stürz ich fort aus dem Gebäude
Wie ich hieher gekommen, weiß ich nicht.

Luigi.

Gott helfe mir zu ähnlichen Metarhern,
Werd' ich einmal verrückt, das heißt, verliebt.
Du aber komm nur! Jetzo, all ihr Heil'gen
Gebt mir Geduld in starken Dosen ein,
Man hat vom Sieb mit Flöhn das arge Gleichniß.
(Du siehst, daß auch Luigi schwärmen kann)
Allein mir fiel ein härteres Geschick,
Dein Ach und Wehe hölzern zu begleiten.
So komm nur endlich." —

Das Wesen des Dichters und seines Freundes ist in diesem Gespräche klar ausgesprochen — Lauras Schönheit entzückt beide, aber der prosaische Freund unterdrückt seine Leidenschaft und handelt insofern rechtlicher, als der Dichter.

93.

Miscellen.

— Dem König von England wurde bei seiner Anwesenheit in Edinburgh von Walter Scott eine merkwürdige Tabaksdose überreicht, die ein Schottländer, Daniel Craig, verfertigt hat. Sie ist von ägyptischem Feigenbaum- (Sycomore-) Holz, und der Deckel mit echten Stückchen von verschiednen Hölzern ausgelegt, die meist alle in Schottland wohl bekannt und in schottischen Liedern berühmt sind. Diese Stücke sind so geordnet, daß sie sich einander durch ihre schöne Mannichfaltigkeit und Farbe heben. In der Mitte ist ein Stückchen vom Eibenbaum von Cruikston, welcher der unglücklichen Marie Stuart lieb gewesen seyn soll. Ringsum sind Stückchen von folgenden Bäumen und Hölzern: von der Eiche zu Torwood in der Grafschaft Stirling, deren hohler Stamm dem tapfern Wallace Schutz vor seinen Verfolgern gab — von dem Stelldichein-Baum (wie man den schottischen Ausdruck Trysting-tree etwa wiedergeben könnte) unweit des Schlosses Roxburgh, der in den Grenzfehden berühmt ist, und in dem Roman Robin der Rothe genannt wird; von dem Eibenbaum zu Elderlie, den William Wallace gepflanzt haben soll; von dem Strauch oberhalb Traquair; von der Birke von Invermay; vom Dornstrauch über dem Born; vom Ginster von Cowdenknows; von der Kirchhofeiche zu Alloway — lauter Bäume und Sträucher, die in schottischen Liedern vorkommen — von der Ulme bei Waterloo, unter welcher Wellington während der Schlacht stand; von dem Ankerholz von Nelson's Flaggenschiff Victory. Das Ganze umfaßt ein Rand vom Eichenholz des Schiffs Florida, das zur spanischen Armada gehörte und 1588 auf der Insel Mull scheiterte. Außen auf dem Boden der Dose sieht man die Worte und die Weise des beliebten schottischen Volkslieds: Auld Langsyne.

— Gay Lussac hatte bereits früher die Entdeckung bekannt gemacht, daß Auflösungen von salzsaurem, schwefelsaurem, phosphorsaurem und borarsaurem Ammonium mit Borax, so wie einige Mischungen von jenen Salzen die wirksamsten Mittel sind, Zeuche unverbrennlich zu machen. Cook in Birmingham hat nun gefunden, daß man Leinwand, Muslin und andern Zeuchen jene Eigenschaft gibt, wenn man dieselben, nachdem man sie gewaschen und das letzte Wasser ausgedrückt hat, in eine Auflösung von reinem Pflanzenalkali taucht. Diese Auflösung ist so hell, als das reinste Wasser, und hat keinen Geruch. Auch Holz läßt sich dadurch unverbrennlich machen.

134.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 272.

26. November 1822.

Des Partis en France et dans la Chambre des Députés pendant la Session de 1822. — A Paris 1822. 40 S. 8.

(Man vergl. einen frühern Art. von einem andern Verf. über diese Brochüre in No. 231.)

Unter Deutschlands Nachbarvölkern haben die Franzosen zweifelsohne den meisten Einfluß auf den Gang seiner intellectuellen und politischen Bildung gehabt. Zwar würden wir uns selbst Unrecht thun, wenn wir sie geradehin als unsere Lehrer ansehen wollten; allein nicht läugnen können wir, daß von Frankreich her den Deutschen der Impuls bei manchen Zweigen der Kunst und der Wissenschaft und, seit den letzten drei Jahrzehenden endlich, bei ihrer staatsbürgerlichen Entwickelung gegeben wurde. Weit entfernt ist man, den Nachbar überall als ein nachahmungswürdiges Beispiel zu preisen, und gewiß würde es dem lieben Vaterlande ersprieslicher seyn, wäre es der Originalität in vielen Fällen treuer geblieben. Inzwischen ist auch nicht zu verkennen, daß die Deutschen manche praktische Lehre den Franzosen verdanken und durch sie zur anschaulichen Erkenntniß mancher Wahrheit gelangt sind, die ihnen auf dem Wege selbsteigener Erfahrungen theuer wäre zu stehen gekommen. Es gilt dies besonders in politischer Beziehung auf vielfältige Weise. Ohne die Wechsel einer in ihren einzelnen Schattirungen oft gräuelvollen Umwälzung bestanden zu haben, sind Deutschlands Staaten großen Theils zu eben demselben politischen Ziele gelangt, dessen Erreichung Frankreich so viel kostete. Denn nicht wohl in Abrede kann man stellen, daß die Charte, die Ludwig der 18te den Franzosen octroyirte, das Musterbild der Constitutionen ist, die Deutschlands Souveraine ihren Völkern geschenkt haben. Wenn wir demungeachtet in Frankreich noch manche Erscheinungen seitdem wahrnehmen, die zu der Voraussetzung veranlassen, daß, nach der Meinung der Einen, der Monarch zu viel, nach der Ansicht der Andern, derselben zu wenig gegeben habe, so bringt es gegentheils der Deutschen ruhiger, besonnener National-Charakter mit sich, daß sie dankbarlichst mit den Geschenken ihrer Fürsten sich begnügen und nur darauf Bedacht nehmen, sich der erhaltenen Gabe immer würdiger zu bezeigen. Immerhin werden, besonders im Auslande, die Ursachen jener Erscheinungen in Frankreich häufig verkannt und den Bestrebungen der Parteien, worein dasselbe sich theilt, oftmals Motive untergelegt, die ihnen selbst vielleicht ganz fremd sind. Und in dieser Beziehung ist besonders gegenwärtige Schrift von ausgezeichnetem Interesse, weshalb es uns denn auch kein nutzloses Unternehmen zu seyn scheint, mit ihrem Inhalte die Leser dieser Blätter bekannt zu machen.

In dem kurzen Vorbemerk gibt sich der Verfasser selbst als Mitglied der Opposition zu erkennen, hinzufügend jedoch, daß, wenn gleich er sich von dem Geiste der Partei beseelt fände, den er als das erhaltende und belebende Princip freier Staaten ansähe, er doch weit entfernt sey, die blinde Unwissenheit oder den fanatischen Haß zu lobpreisen. Wir glauben, daß der Verf. seine Aufgabe in diesem Sinne gelöst hat.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen in Frankreich — so beginnt die Darstellung — schienen vor der Revolution nur zum ausschließlichen Vortheile einiger Wenigen zu bestehen. Aus dieser Weltbegebenheit ging der Grundsatz hervor, daß Alle zu gleicher Theilnahme daran berechtigt seyen; in einem Worte: die Gleichheit vor dem Gesetze. Ueber die allgemeine Gültigkeit dieses Princips sind, abgesehen von dem Egoismus einiger Individuen, alle Franzosen einverstanden; nur über die seiner Anwendung findet Verschiedenheit der Ansichten Statt. — Zur Epoche der Restauration gab es noch viele Menschen, die, früherhin Feinde der Revolution, sich auch jetzt als Feinde der stellvertretenden Verfassung zeigten. Allein auch dieser Haß gegen die repräsentativen Formen ist, bis auf einige Ausnahmen, selbst unter den Royalisten verschwunden. Dem beharrlichen Willen Ludwigs des 18ten, die Stellvertretung aufrecht zu erhalten und nach der Crisis der hundert Tage ihr Liebe und Achtung beim Volke zu verschaffen, so wie der Kammer von 1815, ist diese Veränderung der Gesinnungen zuzuschreiben. Zu diesem Zeitpuncte entwickelten sich ohne Zwang, ohne Reue über die Vergangenheit, ohne Voraussicht in die Zukunft, jene energischen Männer der alten Aristokratie und ihres Anhanges. Sie regierten Frankreich vom Rednerstuhle herab, mit Heftigkeit ihre furchtbaren Gegner unterdrückend und sie zum Stillschweigen zwingend. Seitdem haben sie viel gelernt; sie sind überwunden worden und haben aus ihrer Niederlage die Lehre geschöpft, sich umsichtiger zu beweisen. Allein sie denken nicht mehr daran, die stellvertretende Verfassung selbst umzustoßen; sie haben die Regierung in die Kammer hineingezogen. Jetzt handelt es sich nur noch darum,

wer das Ruder des Staatsschiffs führen soll, ob sie, oder die gegenwärtige Opposition?

Epoche in diesem Kampfe macht die Bildung des gegenwärtigen Ministeriums. Durch dieses Ereigniß, bekanntlich herbeigeführt durch die momentane Coalition der rechten und linken Seite, wurden zwar die Häupter der rechten Seite an die Spitze der Regierung gestellt, indessen hat die Opposition dennoch mehrere wesentliche Vortheile daraus gezogen. Hierher gehört zu oberst die Freiheit der Presse, wodurch ihr eine Waffe gegeben worden, die unentbehrlich ist, um zur Macht zu gelangen, und die man ihr um so weniger wieder entreißen kann, als diejenige Partei, welche solche seit 30 Jahren geächtet hatte, sie ihr selbst, unter beliebigen Bedingungen, zugestanden hat. Ein zweites vortheilhaftes Resultat, das aus dem Sturz des letzten Ministeriums für die Opposition sich ergab, ist die Vernichtung einer dritten Partei, die nur das Schlachtfeld verengte, einige Gemüther zu politischen Zweifeln verführte und der Opposition eine Menge talentvoller und einflußreicher Menschen raubte, die ihr jetzt natürlicher Weise zugefallen sind. Die Folgen hiervon hat man bereits bei den diesjährigen Departements-Wahlen gesehen. Vergleicht man nun endlich das Personale des vorigen Ministeriums mit dem des gegenwärtigen, so war die Veränderung der Opposition nicht minder ersprießlich. Jenes war aus Männern von Einfluß, Talent, und die durch Verdienste mancherlei Art sich auszeichneten, zusammengesetzt. Das gegenwärtige Ministerium besteht, mit Ausnahme *einer* Person, aus Individuen, die in jener Beziehung nur Motive der Beruhigung und Sicherheit der Opposition gewähren. Nur die Herren von Villele und Corbieres verdanken ihre Ernennung ihrem Einflusse auf die Majorität, die übrigen Minister verdanken solche allein dem Hofe, und die Majorität der Kammer hat dieselbe blos als Freunde ihrer Freunde gern und willig sich gefallen lassen.

Der Verfasser analysirt auf den nächstfolgenden Seiten die Bestandtheile der Deputirten-Kammer, wo das Herz der Regierung sich befindet. In ihr besteht die eigentliche Stütze des gegenwärtigen Ministeriums aus jener Zahl von Abgeordneten, welche die im Gefolge des neuen Wahlgesetzes plötzlich bewirkte Vermehrung der Kammer in ihren Schooß berief. Es fehlte zu dieser Epoche an wählbaren Candidaten in manchen Departements, und in der Eile wurden daher *gute* Landedelleute, Männer von Ehre, Rechtschaffenheit und Enthusiasmus für *ihre* Sache, zu Deputirten gewählt. Obgleich in der Experimental-Agricultur wohl erfahren, gewährt ihnen doch nur dann ihren Lebensbedarf der Ertrag ihrer Güter, wenn sie persönlich und ununterbrochen dieselben beaufsichtigen. Mit edlem Stolze widmen sie sich zwar ihrer neuen Bestimmung, allein kaum zu Paris angekommen, sehnen sie sich nach ihrer Heimath zurück. Kaum sind die Discussionen eröffnet, so verlangen sie deren Schluß; sie sind nicht gekommen, um zu politisiren, sondern um wieder nach Hause zurückzukehren. Nach ihrer Meinung thäten die Herren de la Bourdonnaye und de Vaublanc besser, durch ihre Zusatzartikel die Discussionen nicht zu verlängern.

Diese Classe von Deputirten bildet die Hauptmasse der Reunion Piet. Bei ihrem Collegen von der Sarthe versammelt, entscheiden unsere Deputirten in diesem geheimnißvollen Salon, nachdem sie drei oder vier von dem Ministerium, oder auch nur von einem Minister, der seine Ideen geltend machen will, instruirte Redner angehört haben, was den andern Tag in der Kammer geschehen soll; und das Ministerium gehorcht mit gefälliger Miene dem Impuls, den es selbst gegeben hat. Selten werden dort Fragen, die das Princip, das allgemeine Interesse, die europäische Politik betreffen, erörtert, sondern gewöhnlich nur die Interessen der Partei, der Localität, der Person.

Eine andere Abtheilung der rechten Seite, obwohl minder zahlreich als die vorige Classe, überwiegt sie dennoch bei weitem an Celebrität und Talent ihrer Glieder. Die Herrn de la Bourdonnaye, Delalot, de Vaublanc, de Bouville sind die gewöhnlichen Redner derselben; nach ihnen sind die Herrn de Berbis, Brenner, Carrelet de Loisy, de Kergorlay, de Loisson, Leroux du Chatelet die bekanntesten. Diese Männer sind, so zu sagen, die Doctrinairs ihrer Partei. Sie kämpfen nicht ausschließlich für persönliche Interessen; sie stellen Grundsätze fest, und im Conservateur findet man eine vollständige Sammlung ihrer Doctrinen. Sie haben von der stellvertretenden Staatsform denjenigen Theil angenommen, der den Einfluß des Ministeriums und der Aristokratie betrifft, allein sie behaupten, daß der Einfluß der Demokratie demselben untergeordnet und gleichsam nur *fictiv* seyn soll. Das gegenwärtige Ministerium belächeln sie mit kalter Verachtung. Die Opposition, von dem nämlichen Gesichtspuncte ausgehend, dem gemäß sie zum Sturze der vorhergehenden Minister mitwirkte, möchte wünschen, jene Männer zur Regierung gelangen zu sehen.

Eine kleine Gruppe der rechten Seite kann noch als deren dritte Abtheilung bezeichnet werden. Es sind Männer von geringem Ehrgeize, beschränktem Verstande, heftigem Charakter und unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit. Der König hat die Charte gegeben, und sie unterziehen sich ihr wie einem *Lit de justice*. Diese Deputirten unterstützen zwar das gegenwärtige Ministerium, denken aber doch, daß es besser vorwärts schreiten könnte.

Im rechten Centrum unterscheidet man zwei verschiedene Schattirungen. Die eine besteht aus rechtlichen, loyalen, gemäßigten, selbst unabhängigen Menschen. Sie waren Deputirte im J. 1789, geächtet 1793, Municipalbeamte unter dem Directorium, Präfecte oder Präsidenten unter der kaiserlichen Regierung. Sie nehmen von der Revolution alles das an, was sie an bürgerlicher Freiheit und Gleichheit gegeben hat, und verwerfen mit der nämlichen Aufrichtigkeit alles, was

in an politischer Beziehung, wie in sozialer Hinsicht, gelten dürfte. Es gibt Dinge, die so tief in unserem Volke wurzeln, daß sie nicht durch Gesetze und Verordnungen beseitigt werden können. Dazu gehört auch die Prostitution. Sie ist ein Übel, das wir nicht ausrotten können, sondern nur mildern. Allerdings ist gegenwärtig, Morgen ist Markt, in Berlin so viel Lärm darüber gemacht worden, daß man fast glauben könnte, es handle sich um eine Neuheit. Dem ist aber nicht so. Die Prostitution ist so alt wie die Menschheit selbst

Ländern seine Kundschafter hatte, erfuhr diese Intrigue, benachrichtigte vermuthlich Annen davon, und diese knüpfte dem zu Folge nun einen unmittelbaren Briefwechsel mit Gardiner an, ohne daß Wolsey es wußte, wohl aber mit Zustimmung des Königs.

Heinrich hatte sich durch lange Gewohnheit eine Falschheit zu eigen gemacht, in deren Ausübung er sich froh fühlte. Während dieses berüchtigten Ehescheidungsprocesses, und bei Gelegenheit der ihn begleitenden Schwierigkeiten entwickelte Heinrich die Keime der Grausamkeit, welche in der Folge diesen Fürsten zum Gegenstande des Schreckens und Abscheus machten.

Mit dem größten Widerwillen verweilt man bei den religiösen Zweifeln, unter welchen Heinrich VIII. seine wahren Beweggründe zu verbergen bemüht war. Mit den Bischöfen sprach er vom Gewissen, mit dem Adel von der Thronfolge und beklagte sich über das Geschick, welches ihn zwinge, sich von einer Gemahlin zu trennen, die er zärtlich liebe und die dies auch in jeder Hinsicht verdiene. Kaum ist es zu glauben, daß die Königin sich wirklich hierdurch hätte täuschen lassen sollen; inzwischen stellte sie sich, als glaube sie, daß er durch Gewissenszweifel beunruhigt werde, und sie hoffte immer, daß es den heiligen Männern, bei welchen er Trost und Hülfe suchte, gelingen werde, sein Gewissen zu beschwichtigen. Sie selbst hatte kein Zweifel angefochten, denn sie hielt ihre Ehe mit Heinrich, zu Folge der päpstlichen Dispensation, für ganz gesetzmäßig.

Der englische Hof bot damals ein Schauspiel von Falschheit und immerwährenden Betrügereien dar, und unter den Hauptpersonen herrschte gegenseitig so viel Arglist und Täuschung, als man nur immer auf den Maskeraden antraf, womit man das Volk belustigte. Lady Anna näherte sich der Königin nie anders als mit tiefster Ehrfurcht; und Catharina behandelte sie mit ausnehmendem Wohlwollen. Der König und die Königin lebten, dem Anschein nach, in bestem Vernehmen, sie aßen und wohnten zusammen. Er schien beschäftigt und zerstreut; sie hingegen zeigte sich aufgeräumter und heiterer als jemals; und um das Gerücht, welches man in Rom verbreitet hatte, als werde sie in ein Kloster gehen, zu vernichten, erkünstelte sie eine größere Sorgfalt im Putze, trieb Musik, tanzte und zeigte sich bei geselligen Vergnügungen und Lustbarkeiten, die sie zuvor verachtete.

Auch in andern Stücken änderte sie ihre Gewohnheiten. Sie wohnte den öffentlichen Feierlichkeiten bei, schmeichelte durch Grüße und Zulächeln dem großen Haufen, und durch dies Benehmen verschaffte sie sich die Gunst des Volks. Die schon mit dem unterbrochenen Handel mit Flandern unzufriedene Nation fing an, die Wirkung der Feindseligkeiten gegen Oesterreich zu fürchten, die sich in die Länge zogen. Man begann über die Reise des Legaten zu murren, und die Gemüther waren zu Empörung geneigt. Zur Ehre der Frauen muß man sagen, daß sie Catharinens Sache lebhaft interessirte, und daß sie sich darüber frei aussprachen. Der Enthusiasmus des Volks für die Königin war so groß, daß man von allen Seiten wiederholte, der künftige Gemahl der Prinzessin Maria solle Englands gesetzmäßiger Souverain werden. Es schien, als würden im Norden Aufstände ausbrechen. Lord Rocheford (Sir Thomas Boleyn) rieth dem König sehr wohl, Lady Anna auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen, und der König folgte diesem Rathe, zum großen Mißvergnügen der Lady, welche darin Mistrauen und Verachtung zu finden schien.

Damals war ihre Lage wenig neidenswerth. Die Oeffentlichkeit der Leidenschaft des Königs ließ ihr nur die Wahl zwischen dem Throne und der Schande. Ward sie von ihm verlassen, so sank sie in Dunkelheit und Verachtung; bestand er darauf, so drohete ihr vielleicht die unglückliche Lage, die Unterthanen von dem Monarchen zu entfremden und diesen unglücklich zu machen. Wenn die Scheidung nicht Statt fand, so war sie das Opfer des Neides, Hasses und aller Leiden des getäuschten Ehrgeizes.

Der Legat, Cardinal Campajo, war in seiner Jugend verheirathet, hatte sich nach dem Hinscheiden seiner Gattin in den geistlichen Stand begeben und darin durch strengen Lebenswandel und feste Anhänglichkeit an die Lehrsätze der Kirche die höchsten Stufen erreicht. England war ihm bekannt, weil er zehn Jahre zuvor dahin geschickt worden war und in Verbindung mit Wolsey gewisse Mönchsorden revidirt hatte. Seine Kälte und Verschlossenheit, so wie seine Vorliebe für die Abgeschiedenheit von der Welt, stach seltsam mit Wolsey's Ton und Gewohnheiten ab; und ob ihn gleich keine hervorstechenden Geistesgaben auszeichneten, so hatte er sich doch großes Ansehen durch seine Vorsicht, Gravität und die genaueste Beobachtung der kirchlichen Formen erworben.

Heinrich VIII. hatte seit der Ankunft des Cardinal-Legaten Lady Annen vom Hofe entfernt. Um diesem Schritte mehr Wirksamkeit zu geben, versammelte er in seinem Palaste zu Bridewill die Bischöfe, Rechtsgelehrten, Pairs und die Mitglieder des Unterhauses, denen er seine Gewissenszweifel und frommen Besorgnisse vortrug. Wenn sein Gewissen beruhigt werden könnte — sagte er ihnen, — so würde er seine Gemahlin immer noch dem schönsten Weibe vorziehen. — Brachte auch seine Heuchelei einige Wirkung hervor, so sah man sich doch bald getäuscht, durch Anna Boleyn's Zurückberufung an den Hof, durch ihre Einrichtung in Suffolk-House, durch die königliche Ernennung des Lord Rocheford zum Grafen von Wiltshire und von Ormond, und endlich durch die öffentliche Billigung, welche der König den Ministern angedeihen ließ, der Lady Anna als ihrer künftigen Königin den Hof zu machen.

Einige Verordnungen Heinrichs VIII., in denen er von seinen Dienern eine blinde und stumme Ergebung in alle seine Launen verlangte, fallen in diese Zeit und zeigen, wie höchst reizbar und argwöhnisch er damals war. „Die Kammer-Officianten sollen", heißt es in einer derselben, „unter einander in gutem Einverständnisse leben und über alles, was vorgeht und gesprochen wird, Stillschweigen beobachten. Sie sollen nicht darnach fragen, wo sich der König bei Tag oder Nacht aufhält; sie sollen nicht klagen oder murren, wenn er sich spät oder bei guter Zeit niederlegt, und mit einem Worte, sie sollen sich um nichts, was außer ihrem Dienstkreise liegt, bekümmern, was Se. Majestät betrifft."

„Die sechs Kammerjunker sollen ein wachsames, ehrerbietiges Auge auf Se. Majestät richten, um aus seinem Blick oder dem Ausdrucke seines Gesichts seine Wünsche und seinen Willen zu errathen." *)

In einer andern Verordnung liest man: „Unverzüglich sollen sich alle Edelleute, welche dem Parlamente beigewohnt haben, nach ihren respectiven Grafschaften begeben, bei Strafe der Ungnade des Königs, der sie, nach Zuziehung seines Staatsrathes nach Gutdünken bestraft."

Das geistliche Gericht, welches die Rechtsfrage über die Scheidung Heinrichs von Catharinen erörtern sollte, und bei dem der päpstliche Legat den Vorsitz führte, gab einige Wochen lang das unangenehmste Schauspiel. Der Proceß wurde in lateinischer Sprache geführt; das Volk erfuhr nichts von dem näheren Hergange, als die knechtischen Erklärungen der Bischöfe und Mitglieder des hohen Adels, die sich so weit erniedrigten, den Leidenschaften des Königs zu schmeicheln.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nur zwei Kammerjunker erhielten die Erlaubniß, zu jeder Stunde beim König einzutreten: Weston und Norris. Beide wurden in der Folge enthauptet.

Bemerkungen zu Hermannfeind der „Europäischen Revue“ über Hermannsschlacht. Von der Wiese.

Hartung, der reisende Student bedichtet.

Ein Gedicht in drei Gesängen.

Auf Reisen ist immer Freude! Mit diesem Worte beginnt Hartung, der reisende Student, sein Gedicht, und Hartung, der reisende Student, hat es bis auf die Vorlesungen mit dem Worte „Reise“ so treu befolgt, daß er Vorlesungen für Reisen hielt, und sich, wie er sagt, auf Reisen begab, um Vorlesungen zu hören. Auf diese Art ist er, wie er selbst sagt, ein Student geworden, und auf diese Art ist er, wie er selbst sagt, ein reisender Student geworden. Hartung, der reisende Student, ist nämlich ein Student, der sich, wie er sagt, in Heidelberg, Bonn, Berlin, Halle, Jena, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Landshut, München, Würzburg, Erlangen, Tübingen, Stuttgart, Hohenheim, Freiburg, Basel, Zürich, Bern, Genf, Lausanne, Paris, Rouen, Brüssel, Lüttich, Aachen, Köln, Bonn, Coblenz, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Carlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Coblenz, Bonn, Köln, Aachen, Lüttich, Brüssel, Rouen, Paris, Lausanne, Genf, Bern, Zürich, Basel, Freiburg

Herausgeber dieſes Buchs, der einen Irrthum des Verfaſſers unberichtigt gelaſſen, entgegen! — Hätte vielmehr der Freimauermeiſter die in dieſer Anmerkung ausgezeichneten Worte nicht blos flüchtig angeſehen, ſo würde er in ihnen keinen Widerſpruch gefunden haben.

An Vorſtehendes knüpft nun der Rec. von S. 94 bis 98 eine lange, in leeres Gedankenſpiel ſich verlierende Betrachtung, welche ganz außerhalb der Grenzen der Beurtheilung des Buches liegt. Sie verbreitet ſich unter andern über die noch nie beſtrittene Wahrheit: „Nicht blos Individuen, ſondern ganze Völker, ſterben und neue leben auf, um wieder „anderen Platz zu machen;“ und ſchließt ſich mit der Stelle aus dem Artikel: Eſſäer, auf S. 191, vom Br. Mörlin: „Die Seelenwanderung der Alten — — neubelebt „werden.“ In dieſer Anführung ändert er aber den Satz: „Iſt aber der Geiſt gewichen, dann bleibt noch zuweilen „den alten gebrechlichen Hüllen ein, längeres oder kürzeres, „larvenartiges Daſeyn, bis ſie entweder zerſtört „oder von einem neuen Geiſte wieder neubelebt „werden,“ von dem Worte: Daſeyn, an dahin ab: „das jedoch der gänzlichen Zerſtörung nicht lange widerſtehen „kann und aufgelöſet werden muß, damit der Geiſt aus deſſen Elementen ſich einen neuen Körper bereiten könne.“

„Dies iſt, nach dem Dafürhalten — — bannen läßt.“ 25)

25) Die nur erwähnte Abänderung geſchah abſichtlich, um das nun Folgende recht herausheben. —

„Dies iſt, nach dem Dafürhalten des Hrn. Krauſe, „der dermalige Zuſtand der Freimaurerei“ (des Freimaurerthums), „weßhalb er ſich berufen findet und in dem göttlichen Plane zu handeln vermeint, wenn er nach ſeinen „Kräften zu deren Auflöſung mitwirkt und ſogar ſchon „das Model des neuen Körpers formt, in welchen der entwichene Geiſt einziehen ſoll, nicht bedenkend, daß dieſer „ſelbſtſchaffend iſt und ſich in kein Haus, von Menſchenhänden gemacht, bannen läßt.“ Und gleichwol hat ſich der Geiſt der Freimaurerei früher von Menſchen, die ihn nicht begriffen, in ein ſo morſches Gebäude, als das noch zur Zeit daſtehende iſt, bannen laſſen! Hat der Rec. ſelbſt dieſen Geiſt begriffen? Begreifen ihn überhaupt Krauſe's Gegner, indem ſie Dieſem Schuld geben: „er wirke nach ſeinen Kräften zur Auflöſung der Brüderſchaft mit?“ —

„Wenn ein Bauverſtändiger,“ — heißt es in „J. J. Engel's Fürſtenſpiegel,“ Art. Denkfreiheit, — „mit „aufmerkſamem Blick ein ſchadhaftes Gebäude durchgeht und „nun dem Beſitzer räth, welche Wand er einſchlagen — „welchen Boden er aufbrechen ſoll: wirft er ihm damit das „Haus über den Kopf zuſammen? Oder wenn ein Arzt die „Urſache von den Leiden ſeines Kranken ausſpäht und ihm die „Mittel nennt, wodurch ihm kann geholfen — wodurch ſein „Schmerz kann gelindert werden: thut er ihm damit an „ſeiner Geſundheit — an ſeinem Leben Abbruch? Wer Gefahr „läuft, iſt hier offenbar nicht der Hausbeſitzer und nicht der „Kranke,“ — — ſondern alle Diejenigen, welchen, aus was immer für Gründen, daran gelegen iſt, daß jene Wohnung, oder der Kranke, im vorigen Zuſtand verharre, damit nicht bei'm Umbauen, oder durch die Wirkung der Arzney, gewiſſe Vortheile verloren gehen.

Jener Vorwurf, den man dem Br. Krauſe macht, iſt das gröbſte Mißverſtehen ſeines Strebens und ſeiner Lehren. Er wollte vielmehr, nach ſeinen wiederholten klaren Aeußerungen, die Brüderſchaft nur frei, ohne in das Getriebe der Logen eigenmächtig einzugreifen, veranlaſſen, daß ſie ſich ihrem ewigen Urbilde und ihrem geſchichtlichen Muſterbegriffe gemäß höher ausbilde und die ihr als ſolche entdeckten Mißbräuche abſtelle; und er erklärt an vielen Stellen ſeines Werkes ausdrücklich die Brüderſchaft nicht blos für berufen, ſondern auch für fähig, dies auszuführen. „Aendern,“ ſagt er, „heißt nicht: zerſtören, auflöſen. Raupe und Schmetterling, — Embryo und ein reifer Jüngling, — ſind ſehr geänderte, dennoch nicht zerſtörte, vielmehr im Erſtweſentlichen ſich ſtets gleich gebliebene, nur höher belebte und ausgebildete, Weſen.“

„Da das vorliegende Buch die unverkennbare Beſtimmung hat, eine von den Kneifzangen abzugeben, womit die zuſammenhaltenden Nägel ausgezogen „werden ſollen, um alsdann die Fugen des Gebäudes leichter auseinandertreiben zu können;“ 26)

26) Wem dieſes, von dem erzürnten Freimaurermeiſter gelieferte, unedle Bild als paſſend erſcheint, der ergötze ſich daran! Genug, die Beſtimmung des Buches iſt die in der 11ten Bemerkung angegebene:

„So führt Dies von ſelbſt auf den zweiten Geſichtspunct „für die Beurtheilung dieſes Buches. Es kann nicht der Beruf dieſer Kritik ſeyn, weder für, noch wider das Inſtitut ſelbſt Partei zu nehmen,“ 27)

27) Wenn auch nicht Beruf, doch leuchtet aus ihr die unverkennbare Abſicht, das heutige Logenweſen als keiner Reform bedürfend darzuſtellen, hervor.

„Welches unverholen erklärt hat, daß es ganz für ſich beſtehen will,“ 28)

28) Wo? — Immer ſchwatzt der Rec. von dem ganzen Inſtitute, wenn auch nur einzelne Mitglieder oder Abtheilungen deſſelben Dies und Jenes geordnet oder behauptet haben!

„und das Niemand in dieſem Vorhaben zu ſtören eine „Befugniß haben kann, ſolange es ſelbſt nicht Anderen Unrecht thut.“ 29)

29) Kein menſchliches Inſtitut kann ſich der Kritik: ob es ſeinen Zweck erfülle? entziehen wollen. Am wenigſten können urtheilsfähige Mitglieder des Inſtituts, durch was immer für Erklärungen höherer Behörden in demſelben ſich abhalten laſſen, ihre Stimme über ſein Weſen und ſeine Verfaſſung laut werden zu laſſen.

„Selbſt darüber: ob ſolches im Alter der Zu- oder Abnahme der Ausbildung und Vollendung ſeiner urſprünglichen Anlage ſich befinde? iſt jede Unterſuchung unnöthig;“ 30)

30) Dies iſt die echte Sprache der dreimal weiſen Meiſter, die jeder gründlichen Unterſuchung abhold ſind und ſeyn müſſen, damit ſie bei Ehren bleiben!

„da ſelbſt im letzten Falle noch nicht folgen würde, daß es „ſchon zum Tode reif ſey, noch daß dieſer auf dem Wege, von „dem hier die Rede iſt, bewirkt werden könne. Denn, was der „Geiſt der Menſchheit geſchaffen hat und erhält, kann „auch nur von ihm vernichtet werden, nicht durch die Anſtrengungen einzelner Menſchen, die von ihm „ſelbſt unwillkürlich regiert werden und vergeblich, ihm zu „widerſtreben, trachten.“ 31)

31) Iſt das Buch der Geſchichte für den Rec. ganz verſchloſſen geblieben, daß er nicht zu wiſſen ſcheint, was der Geiſt der Menſchheit durch die Anſtrengungen einzelner Menſchen bewirkt hat? und ſollte derſelbe, wenn er den jetzigen Zuſtand der Freimaurerbrüderſchaft gründlicher erwägte, als er zur Zeit gethan zu haben ſcheint, wirklich nicht ebenfalls zu der Einſicht gelangen, daß eine Umwandlung dieſer Geſellſchaft nahe bevorſteht, und daß es dringend iſt, ſie dazu vorzubereiten, und ſchon jetzt die Geſetze und Gebräuche weiſe danach einzurichten? — Wird ſich aber Dieſes etwa von ſelbſt machen, wenn nicht einzelne Brüder dazu mitwirken?

„Die Frage kann alſo nur die ſeyn: ob einmal „Das, was in dem vorliegenden Buche dem Inſtitute „vorgeworfen wird, 32) wirklich einen Vorwurf enthalte „und an ſich gegründet ſey? und zweitens: ob die Oeffentlichkeit dieſer Vorwürfe, und der damit verbundene Bruch „des gegebenen Verſprechens der Verſchwiegenheit, gerechtfertigt worden ſey? — Es bedarf zur Beant-

„wortung dieſer Fragen gar keiner Einweihung in die Geheim-
„niſſe des Bundes, indem von demſelben dazu ſchon genug
„bekannt iſt, und der Inhalt dieſer Encyklopädie meiſtentheils
„ſelbſt dafür hinreicht. Da dieſelbe indeſſen in dieſer Be-
„ziehung nur Krauſe'ſche Theſen wiederholt: ſo iſt es
„kürzer, den Autor derſelben, als den bloßen Colpor-
„teur, 33) in's Auge zu faſſen."

32) Nicht dem Inſtitute ſeiner Anlage nach, ſondern Denen, die den Geiſt des Inſtituts verkannten und daſſelbe durch fremdartige Zuſätze verunſtalteten.

33) Der Herausgeber hält es für ſeine Pflicht, zu Darſtellung und Verbreitung der in Krauſe's maſoniſchen Schriften enthaltenen Wahrheit mitzuwirken, und fühlet ſich daher geehrt durch den ihm deßhalb vom Rec. verliehenen Titel, in Hinſicht auf die werthvolle Waare, welche er zur Schau trägt. Den noch übrigen Theil der Recenſion überläßt er Dem, der darin auf eine ſo ſchnöde Art behandelt worden iſt, dem aber der Freimaurermeiſter nicht umhin kann, ſofort in dem Eingange ſeiner dann folgenden Rügen und den wahren geſchichtlichen Hergang der Sache verfälſchenden Beſchuldigungen, das vollgültige Zeugniß auszuſtellen:

„Niemand kann läugnen, daß Krauſe ſich große
„Verdienſte um die Geſchichtsforſchung in Betreff der Frei-
„maurerei erworben habe, — daß Derſelbe ferner einen regen
„Eifer und Sinn für Wahrheit, Recht und Schönheit an
„den Tag gelegt habe, — und daß endlich Beförderung des
„Wohles der Menſchheit ſein Streben ſey."

Die Theater in Florenz *).

Es fehlt in Italien, ſagte Alfieri, um eine gute Bühne zu haben, nur an drei Dingen: an Schauſpielen, an Schauſpielern und an Zuſchauern. Er verſtand unter den letzten ohne Zweifel wahre und gebildete Liebhaber, denn auch hier fehlt es gar nicht an Theaterbeſuchern, und ich habe faſt immer die Schauſpielhäuſer voll geſehen; aber, ganz gegen die in Frankreich und England **) herrſchende Sitte, haben hier die geſellſchaftlichen Gewohnheiten nach und nach den Zweck dramatiſcher Unterhaltungen ausarten laſſen. In Florenz, wie in Mailand, iſt die Bühne jetzt kaum etwas anderes, als ein großer Sammelplatz, wo man ſeine Bekannten ſieht, Beſuche macht und erhält, und einige Abendſtunden zubringt, die bei den höhern, wie bei den mittlern Claſſen keine andere Beſtimmung haben; kurz, man braucht nicht zu Hauſe zu ſeyn, was auch ſeine Vortheile hat. An die Bühne denkt man kaum, auf die Schauſpieler hört man am wenigſten, und könnte ſie auch nicht hören, ſelbſt wenn man wollte, bei dem Geräuſch der Unterhaltung und dem Lärm des Einhelfers, der oft lauter als die Schauſpieler die Worte ſagt, die dieſer wiederholen ſoll, während jener mit der nachfolgenden Rede einfällt. Wie ſoll man alſo zu guten Stücken kommen, wo Niemand ſich darum bekümmert, und wie zu guten Schauſpielern, welche man nicht einmal anzuhören verſucht! Sie würden wahrlich große Thoren ſeyn, wenn ſie ſich mit vergeblichen Anſtrengungen abmühen wollten. Man kann unter ſolchen Umſtänden nur mittelmäßige Schauſpieler haben, und durch dieſe Mittelmäßigkeit wird dagegen wieder die Gewohnheit gerechtfertigt und befeſtigt, die Schauſpieler, wie die Schauſpiele, nur als ein gleichgültiges Zubehör zu betrachten. Ihre Beſoldung iſt überdieß ſehr gering, da die Preiſe der Plätze ſehr niedrig ſind und ſelbſt bei dem zahlreichen Beſuche nur eine kleine Einnahme bringen.

Kein einziges Schauſpielhaus in Florenz iſt von ſchöner Bauart. Sie zeichnen ſich blos durch zwei nützliche Vorrichtungen aus: ein Schirmdach über dem Eingange, zum Schutz gegen Regen, und eine Reihe von Steinkegeln, die einen Gang einſchließen, wo die Fußgänger gegen die gefährliche Nachbarſchaft der Wagen geſichert ſind. Die Regierung hat mit der Verwaltung der Theater nichts zu thun, ſondern jedes ſteht unter der Leitung eines Vereins von Edelleuten, der den Namen Akademie führt, welche ſich immer, aus einer mir unerklärbaren Seltſamkeit, in den Ankündigungen einen Namen gibt, der den Anſpruch auf irgend eine ſittliche oder geſellſchaftliche Eigenheit andeutet. So heißt die Akademie della Pegola die Unbeweglichen (immobili), ungeachtet ihr Wappen eine Windmühle iſt; die Vorſteher des Theaters Cocomero (Gurke) heißen die Entflammten (infiocati); des Theaters auf der Piazza vecchia die Unternehmenden (Arrisschiati); des Teatro nuovo die Unerſchrockenen (intrepidi); des Theaters Santa Maria die Entſchloſſenen (Risoluti); die Unternehmer des beſcheidenen Theaters Allerheiligen (d'ogni Santi) haben ſich nur die Beſorgten (Soleciti) genannt. Das neu eingerichtete Theater Goldoni iſt das einzige, das eines ſolchen nachdrücklichen Beinamens entbehrt. Der Baumeiſter und Unternehmer Gargani hat ihm lieber ſeinen berühmten Landsmann zum Pathen gegeben. Er könnte mit vollem Rechte den Akademikern der Piazza vecchia den Titel der Unternehmenden ſtreitig machen, da er auf eigene Gefahr zwei alte Klöſter in ein Theater und eine lange Reihe von Sälen zu öffentlichen und Familienfeſten umgewandelt hat. Bei der Einweihung war ein Maskenball, wo beinahe 8000 Menſchen ſich in 60 verſchiedenen, mit Wachslichtern glänzend erleuchteten Sälen, mit Inbegriff des Theaters und eines andern Tanzſaales, für ein Eintrittsgeld von ungefähr ſieben Groſchen, ſo gut ſie konnten, unterhielten.

Die Unternehmer haben in jedem Theater eine eigene Loge, der Hofloge gegenüber, und an jedem Spielabend iſt ein Mitglied der Akademie in großem Staate zugegen und hat das Recht, die bewaffnete Macht aufzufordern, um Ruheſtörungen abzuwenden, die aber ſelten Statt finden. Einige Aufſeher gehen in den Zwiſchengängen umher, um die Zuſchauer, welche ſich etwa aus Verſehen bedeckt hätten, aufzufordern, die Hüte abzunehmen, da der Großherzog ſelbſt mit unbedecktem Haupte in ſeiner Loge ſitzt. Iſt der Fürſt nicht da, ſo ſetzt Jedermann nach Belieben ſeinen Hut auf, was auch wenig zu bedeuten hat, da man ſich aus dem Zuſehen nicht viel macht; aber es gibt, bei der Tiefe und Dunkelheit der Logen, der Verſammlung ein kaltes, düſtres Anſehen.

Die Bühne iſt dagegen gut erleuchtet, und die Decorationen machen, zumal in der Oper, eine große Wirkung. Dies erinnert mich an ein Ballet, das man mir gerühmt hatte, worein ich aber einen Eindruck mitnahm, den ich, um meiner Ruhe, und ich möchte ſagen, um der Ehre des Landes willen, gern hätte vergeſſen wollen. Es hieß: Octavia, eine hiſtoriſch-tragiſche Action, in 6 Acten. Der Verfaſſer, Gaetano Gioia, der in ſolchen Leiſtungen berühmt iſt, iſt, wie er ſagt, aus Achtung gegen das Herkommen auf der italieniſchen Bühne, und gegen die Feinheit der jetzigen Sitten, von dem Plane eines beinahe gleichzeitigen Trauerſpieldichters abgewichen, der denſelben Gegenſtand behandelte, und hat die Grundzüge von Alfieri's bekanntem Stücke auf ſeine Weiſe zugerichtet. Den Mangel an Poeſie, die hier ausgeſchloſſen war, ſuchte er durch Muſik, Tanz, Pantomime und den Zauber der Decorationen zu erſetzen, um die Bewegungen zu erwecken, die er hervorbringen wollte, und die der erklärte Zweck dieſer Darſtellungen ſind.

*) Aus Pictet's Briefen in der Bibliothèque universelle, Band 19. Heft 4.

**) In der italieniſchen Oper zu London iſt es bekanntlich auch Sitte der feinen Welt, es gerade ſo zu halten, als es in Florenz geſchieht.

Die Handlung zeigte den ungleichen Kampf der sanftesten und heldenmüthigsten Tugend gegen eine niedrige, im höchsten Grade empörende Lasterhaftigkeit. Die junge, liebenswürdige Octavia, Nero's Gemahlin, wird an des Kaisers Hofe einer Reihe von Ungerechtigkeiten und Bosheiten preis gegeben, welche viel weiter gehen, als Tacitus uns offenbart hat. Sie hat in Nero, in Poppäa, seiner Buhlin, und in Figellin, ihrem Werkzeuge, mächtige und erbitterte Feinde, welche bei der unbeschränktesten Gewalt über sie sich die Tigerfreude machen, das Leben der Unglücklichen zu verlängern, um sich an den künftigen Leiden derselben, an den Gefahren, womit sie der Dulderin drohen, und an den Qualen zu weiden, die sie ihr auflegen, während Octavias edles Betragen in dieser Prüfung die Theilnahme gegen sie und den Abscheu gegen ihre Verfolger erhöht. Man überhäuft sie mit entehrenden Beschuldigungen, entreißt ihr die getreuen Sclavinnen — einer der rührendsten Auftritte — um diesen durch Qualen, wovon man den Zuschauern einen Vorschmack gibt, das Geständniß der erdichteten Verbrechen ihrer theuern Gebieterin abzupressen. Im fünften Acte sieht sich das unglückliche Opfer der Bosheit endlich dahin gebracht, in dem Gifte das Ende unerträglicher Leiden zu suchen. Aber wie soll sie sich diese letzte traurige Rettung in einem Kerker verschaffen, wo der kalte Seneca ihr Tröstungen vorgedehrdet? Plötzlich erinnert sie sich, daß der vorsichtige Philosoph stets Gift in seinem Ringe bei sich trägt, und während er den Arm erhebt, zieht sie ihm gewandt den Ring ab, öffnet ihn und verschluckt das Gift in einem Augenblick; ein Taschenspielerhandgriff, der die größte Kunstfertigkeit der Tänzerin erfordert, um nicht lächerlich zu werden. Die herkömmlichen Zeichen der Vergiftung zeigen sich bald. Nero und Poppäa kommen hinzu. Das Ungeheuer hat die Grausamkeit, die Leiden der Sterbenden durch die Nachricht zu erhöhen, daß die Römer nicht mehr Antheil an ihr nehmen, und daß ihr nichts übrig bleibt, als sich schuldig zu bekennen. Auch Poppäa freut sich ihres Sieges und gibt zu verstehen, daß Octavia, obgleich sie durch freiwilligen Tod sich der Strafe entzogen habe, doch der Schande nicht entgehen werde. Die Unglückliche, die im Todeskampfe auf der Erde liegt, erhebt sich noch auf einige Augenblicke, ihm anzudeuten, daß sie ihm verzeihe, und ihn zu bitten, ihr das einzige Verbrechen zu vergeben, dessen sie sich dadurch schuldig gemacht, daß sie ihm das Vergnügen einer vollständigen Rache geraubt habe *). Sie verspricht ihm, nicht als ein klagender Schatten an Poppäas Bett zu erscheinen, verkündigt ihm aber, daß er eines Tages die Gesinnungen der Buhlin kennen lernen werde. Der Kaiser antwortet durch Zeichen, je genauer er Poppäa kenne, desto mehr liebe er sie. Zuletzt umarmen sich die Liebenden zärtlich, und Poppäa macht Pirouetten, während die unglückliche Gemahlin vor ihren Augen unter den furchtbarsten Schmerzen verscheidet, welche die Schauspielerin mit einer gräßlichen Wahrheit darstellte.

Um sich eine solche Erscheinung zu erklären, muß man leider sich überzeugen, daß der Erfinder von der Absicht ausgegangen ist, der Menge zu gefallen, und den Schluß daraus ziehen, daß in diesem Theile von Italien, wo doch die sanftesten Sitten herrschen sollen, noch eine tiefe Spur jener Neigungen seyn müsse, welche die Römer einst zu den Kämpfen der wilden Thiere und Fechter lockten. Aber dort wurde wenigstens mit gleichen Kräften gekämpft, Ruhm und Ehre waren dabei im Spiele, und man lernte siegen, oder sterben, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes galt; hier aber zeigt man ohne Bedenken einem gesitteten Volke den empörenden Sieg der Verrätherei und Feigheit über Unschuld und Seelenadel; man beschimpft und verleumdet die ganze Menschheit; denn die Geschichte der Verbrechen enthält nichts, was mit den Gräßlichkeiten zu vergleichen wäre, die man in diesem Werke der Phantasie erfunden hat, das zu sechs Acten verlängert wurde, als ob fünf nicht genug gewesen wären, die Zuschauer zu quälen. Aber diese Zuschauer besuchen mehrere Wochen nach einander solche Schauspiele und rühmen sie, statt sie zu verdammen, woraus denn wohl hervorgeht, daß man Gefallen an den Eindrücken findet, die sie machen. Sonderbar ist es, daß man den höhern Ständen, bei welchen man mehr Gefühl, mehr Sinn für Schicklichkeit voraussetzen sollte, solche Gemälde darbietet, während man in den Schauspielen für die niedern Volksklassen die Menge nur durch Stücke anzieht, worin das Laster stets gestraft und die Tugend immer belohnt wird. Aber — es würde ungerecht seyn, es zu verschweigen — in diesem düstern Ballet folgen die dramatischen Gräßlichkeiten nicht so schnell auf einander, daß kein Genuß für das Auge bliebe. Poppäa war eine eben so gute Tänzerin, als verächtliche Nebenbuhlerin der unglücklichen Octavia, die für die Gemahlin eines Cäsars zu gut tanzte. Zwei schöne Episoden, wozu Nero's Zeitalter Stoff gab, wurden gut benutzt; ein kaiserliches Gastmahl, womit das Schauspiel sich eröffnet, und im dritten Act die Ansicht des Capitols, wo Octavia, vom Volke angebetet, und im Triumphe emporgetragen, einen Aufstand gegen den Kaiser stillt, dessen Bildsäulen man zerbrochen hatte. Im fünften Acte sieht man Kriegsspiele im Circus, Wagenrennen, woran Nero Theil nimmt, der auch, wie sich versteht, zum Sieger ausgerufen wird. Alles dies gibt Gelegenheit zu glänzendem Theaterprunk. Die Musik, meist ganz von Rossini entlehnt, ist vortrefflich, und die Ausführung vollkommen; aber alles wird durch die Unsittlichkeit der Handlung vergiftet.

48.

*) Lo prega a perdonarle il solo delitto di averli tolto la sodisfazione di un' intiera vendetta, sagt das Programm.

Miscellen.

— Die französischen Chemiker Percy und Vauquelin haben neuerlich Versuche über das Verhältniß der nährenden Bestandtheile in verschiedenen Nahrungsmitteln angestellt und folgende Ergebnisse erhalten. In 100 Pfund Brot fand man 80 Pfund nährende Theile; in frischem Fleische, alle Arten im Durchschnitt gerechnet, nur 35; in weißen Bohnen 92; in Erbsen 93; in Linsen 94; in Küchenkräutern und Rüben nicht mehr als 8 Pfund; in Möhren 14 Pfund, und was merkwürdig ist, weil es der zeitherigen Annahme widerstreitet, in 100 Pfund Kartoffeln nur 25 Pf. nährende Bestandtheile. Ein Pfund gutes Brot ist daher so nährend, als 2½ bis 3 Pf. der besten Kartoffeln und 75 Pf. Brot und 30 Pf. Fleisch ersetzen 300 Pfund Kartoffeln; ½ Pfund Brot und 5 Unzen Fleisch nähren so gut, als 3 Pf. Kartoffeln; 1 Pf. Kartoffeln aber ist gleich 4 Pf. Kohl und 3 Pf. Rüben; 1 Pf. Reiß oder weiße Bohnen hingegen ersetzen 3 Pf. Kartoffeln.

— Man hat in Glasgow eine Vorrichtung erfunden, die bei der Bereitung künstlicher Mineralwässer, welche mit kohlensaurer Luft geschwängert werden müssen, durch die Entwickelung einer zeither unbekannten, aber an Stärke dem Dampfe gleichen Kraft wirkt. Die Maschine hat weder Gasometer noch Luftpumpen, aber die Stärke eines Knaben ist hinlänglich, in irgend ein Gefäß so viel Gas zu drücken, als mit Hülfe eines gewöhnlichen Druckwerkes mehrere Männer nur in eben so vielen Stunden mit dem Wasser verbinden könnten. Eine Maschine dieser Art, die vierzigmal eine Pferdekraft ersetzte, und weder Feuer noch Wasser bedürfte, würde nur einen Raum von vier Quadratfuß einnehmen. Zu vielen Zwecken kann sie noch anwendbarer als eine Dampfmaschine seyn.

134.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 273.

27. November 1822.

Betrachtungen über Bücher und Büchervermehrung.

Wenn ſelbſt vom reichen, kaufmänniſchen England die Klagen wegen der trüben Zeiten, zunehmender Armuth und Abnahme des allgemeinen Wohlſtandes zu uns herüber tönen; ſo iſt es wohl kein Wunder, daß, im übrigen Europa, Regierungen und Völker noch mehr in eine ſolche Klage einſtimmen. Mag Europa aber an Gold und Silber arm ſeyn und ärmer werden; es iſt an Producten von allerlei Art um ſo viel reicher, ja es findet ſich im Beſitz eines ſchätzbaren Products, — wenn ichs ſo nennen darf — welches nicht, wie andere Producte, durch den Gebrauch verbraucht wird, das dagegen beinahe unvergänglich iſt und ſich immer ſtärker vermehrt. In Hinſicht dieſes Products werden noch lange alle die übrigen Welttheile dem kleinſten Theil, Europa, nachſtehen müſſen. Daß ich hier die literariſchen Erzeugniſſe meine, wird leicht zu errathen ſeyn; denn daß der Büchervorrath ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt ſchon lange unermeßlich zugenommen hat, iſt eine alte Bemerkung; daß er noch täglich ins Unermeßliche wächſt, iſt eine Bemerkung, welche ſich einem jeden, der im civiliſirten bücherſchreibenden Europa lebt, von ſelbſt aufdringt.

Ich habe ſchon die Eigenſchaft der literariſchen Producte beiläufig bemerkt, daß ſie durch den Gebrauch nicht verbraucht, d. h. erſchöpft oder vernichtet werden. Eine unbedeutende Ausnahme möchte wohl das allmälige Verderben oder, ſo zu ſagen, die Verzehrung einiger Lehrbücher in den Kinderſchulen ſeyn. Nur ſehr ſelten trifft dagegen die eigentliche oder gänzliche Vernichtung einer Schrift ein, wenn durch Feuersbrunſt, z. B., die geſammten Exemplare, noch bevor man ein einziges ausgeliefert hat, hinweggerafft werden. Die Verwandlung einiger Exemplare in Maculatur durch unbarmherzige Verleger oder unwiſſende Krämer — ein Schickſal, das bisweilen nicht nur den chartis ineptis zu Theil wird — vernichtet blos einen kleinen Theil des Products der Buchdruckerkunſt, nicht aber das des Schriftſtellers. Die Zahl der ganz und gar verloren gegangenen Schriften ſeit Erfindung gedachter Kunſt mag gewiß verhältnißmäßig ſehr gering ſeyn, und da die Vermehrung der Bücher, von jener Zeit an, in einer erſtaunlichen Progreſſion zugenommen hat; ſo iſt mithin die Geſammtmaſſe der jetzt im ganzen Europa, in öffentlichen und Privatbibliotheken, in großen und kleinen Buchhandlungen, vorhandenen Schriften als ſehr bedeutend anzunehmen.

Betrachtet man von dieſem Geſichtspuncte aus die ungeheure, ſtets wachſende Büchermaſſe, ſo möchte einem wohl bange werden, beſonders um der Herrn Bibliothekare und Literatoren willen, deren Pflicht es iſt, dieſe Maſſe zu kennen und zu ordnen. Wie wird ſie am Ende in den Köpfen der Bibliothekare und noch mehr, wie wird ſie in den Bibliotheken Platz finden? Es gibt keine Gebäude, denen man mit größerem Befugniß eine weite Ausdehnung geben könnte, als Bücherſammlungen, wenn ſolche die ganze Literatur umfaſſen ſollen. Ein Bau, welcher für Menſchen beſtimmt iſt, es ſey nun für mehrere oder einzelne, ein öffentliches oder Privatgebäude, findet doch immer ſeine wahrſcheinlichen Grenzen; denn die Bewohner ſind ſterblich und müſſen andern Platz machen; die Waarenlager und Vorrathshäuſer empfangen erſt die neuen Waaren und Vorräthe allmälig, nachdem die alten verſchwunden: die Bibliotheken aber müſſen Altes und Neues zugleich umfaſſen und aufbewahren; denn Bücher ſterben nie, es kommen immer mehrere zu, und die alten gehen nicht weg. Man kann daher ganz beſtimmt ſagen, daß alle jetzige große Bücherſammlungen nicht den gehörigen Raum haben, und daß ſie in kürzerer oder längerer Zeit den einſtrömenden Bücherſchätzen nicht Platz geben können. Es wird dieſer Strom mit jedem der kommenden Jahrhunderte ſtärker und reicher werden, je nachdem die Cultur über die geſammten Theile des Erdballs ſich verbreitet. Noch lange wird Europa den größten Antheil an der Vermehrung des Bücherreichs haben. Allein die Literatur Nordamericas iſt ſchon nicht ganz unbedeutend; und zur erkämpften Freiheit und Unabhängigkeit der bisherigen europäiſchen Colonien in jenen Welttheilen wird ſich eine aufblühende Literatur geſellen. (Entweder müſſen die Europäer jenen Colonien eine mit den Forderungen des Zeitgeiſtes und der ſteigenden Cultur übereinſtimmende Verfaſſung geben, oder ſie ſind über kurz oder lang für Europa verloren.) Auch in Aſien ſchreibt und druckt man Bücher. Die europäiſche Literatur ſelbſt hat vielleicht künftig eine bedeutende Erweiterung zu erwarten; denn im alten Vaterlande der claſſiſchen Schriften, in Attika wie im übrigen Griechenland, wird gewiß, nach gelungenem Freiheitskampf, ein wiedergeborenes Schriftreich entſtehen.

So frohe Ausſichten für die Literatur im Ganzen,

oder für eine Welt-Literatur, möchten aber, der obigen Anschauung nach, für Bibliothekare und Literatoren etwas Beunruhigendes haben; jedoch nur scheinbar, wie aus dem Folgenden vielleicht hervorgehen wird. Wer aber, solchen Betrachtungen einseitig nachhängend, in eine große Bibliothek träte, dem würde vielleicht beim ersten Anblick der Kopf schwindeln; besonders wenn er sich den Fall dächte, daß jemand dazu verurtheilt würde, die große Menge Bücher einer solchen Bibliothek — eine Sammlung so vieler Weisheit und so vieler Thorheit — durchzulesen, daß der Inhalt dieser nicht blos in Hinsicht der Sprache und des Fachs, sondern zugleich in Hinsicht der Meinungen höchst verschiedenen Bücher in Einem Kopfe gefaßt werden solle. Welch ein unglückseliges Gehirn, in welchem so viele feindschaftliche Ideen sich ewig streiten müßten!

Weit schöner und auch gewiß weit natürlicher sind indeß einige ganz entgegengesetzte Vorstellungen, welche sich dem nicht phantasielosen Menschen bei der Betrachtung einer großen Büchersammlung leicht darbieten. Die Thorheit, ja selbst die Bosheit, welche in gewissen Schriftstellern oder Büchern sich finden möchte, verliert ihre Macht hier, wo sie neben jenen herrlichen Schätze, den besten der Menschheit, nur als leichte Schatten die strahlenden Lichtmassen umgeben. So viele der größten Geister der Erde leben hier immer, und belehren und begeistern, selbst nach Jahrhunderten, eine späte Nachwelt mit noch unverändertem Scharfsinn, so wie mit stets gleicher Wärme. Was große und edle Menschen in ihren besten Stunden dachten und fühlten, was sie mächtig ergriff, ihre Anschauungen und Erfahrungen, und was ihnen am heilsten zu sehen gegeben wurde, ist mit ihnen aus der Welt nicht verschwunden. Es ist hier zur steten Dauer niedergelegt; und wenn man mit tiefer Ehrfurcht da hinein tritt, wo die irdischen vergänglichen Reste großer Menschen ruhen, wie noch ehrfurchtsvoller muß man nicht den Ort betreten, wo ein Theil ihres unvergänglichen Geistes sich aufbewahrt findet! Der gleichgültige Zuschauer sieht nur hier eine große Menge in zierlicher Ordnung hingestellter Bücher; er ahnet nicht, daß diese hohen geräumigen, architektonisch geschmückten Säle den ruhmvollsten Tempel der Unsterblichkeit einschließen. Die Musen der Poesie, der Geschichte, der Wissenschaften wohnen hier, und nichts, was die Welt Großes und Erhabenes in friedlichen oder kriegerischen Ereignissen hervorgebracht hat, wird hier sein Denkmal vermissen. Wie muß die Phantasie erstaunen, wenn sie in Einer Masse sich das vielfache geistige Leben vorstellt, welches auf so kunstreiche Weise zwischen diesen Fächern verwahrt wird! Kann das Auge der Seele dies Gewimmel der Ideen auf einmal fassen, oder kann es unter so vielen streitigen Theilen nicht einen Zweck, ein vereinigendes Band erblicken? Vermag die Einbildungskraft nicht, auf die ungeheure Sammlung der Begebenheiten, der Thaten und des Strebens der Menschheit in Jahrtausenden einen umfassenden Blick zu werfen, und kann sie sich diese Sammlung nicht als eine fortlaufende, überall eng verkettete Reihe vorstellen? —

Die große Masse von Büchern ist gar nicht als ein todter unwirksamer Körper anzusehen; denn stehen auch viele der Schriften in vielen Jahren vergessen und staubig in den Fächern, so leben jedoch die Ideen, welche diese Schriften einmal in Umlauf gesetzt haben, immer fort. Dies Aggregat der Ideen ist nie unwirksam. Es greift in das gesellige Leben ein, es theilt sich auf vielfache Weise den Menschen mit, öfters ihnen unbewußt, und obgleich sie nicht einmal namentlich das Materielle, die Bücher, kannten, in welchen die Ideen zum ersten Male ausgedrückt wurden. Häufig aber wiederholen sich diese Ideen und erzeugen neue, mit ihnen näher oder ferner verwandte. Welche Revolutionen und welche Entdeckungen haben sie nicht hervorgebracht!

Man darf über die Fruchtbarkeit der Buchdrucker-Presse keineswegs erschrecken. Der unabläßige Zuwachs der Literatur ist, im Ganzen genommen, nichts als eine immerwährende Wiedergeburt; und darin besteht zum Theil das ewige Leben der Ideen, daß sie stets wiederkommen, sich unter vielerlei Gestalten erneuern und durch die stete Erneuerung immer mannichfacher und heller, und dadurch fruchtbarer, faßlicher und allgemeiner werden. So kommen am Ende die abstractesten Ideen unter das Volk, und dieses ist schon manchen theilhaft geworden, die anfangs nur den Gelehrten allein vorbehalten waren. —

Die Literatur ist mit dem Leben zu vergleichen, wo selbst das Schlechte und Böse seine Bedeutung und seinen Zweck in der Ordnung des Ganzen hat. Dasselbe haben auch die schlechten und boshaften Schriften. Wollte man solche Schriften nur als Erzeugnisse der Thorheit ansehen (denn derjenige Schriftsteller, der seiner Bosheit ein Denkmal für die Nachwelt setzt, ist gewiß auch ein Thor); so ließe sich, um jetzt die Sache von der weniger ernsthaften Seite zu betrachten, der schöne Erfahrungssatz des weltberühmten Küsters Nicolaus Klim's hier anwenden: daß in jedem wohl eingerichteten Staate (mithin auch in dem gelehrten) es erforderlich sey, daß wenigstens die Hälfte aus Thoren bestehen müsse. Die Thorheit macht hier eben die Wirkung, als die Säure im Magen; denn uns beschwert entweder zu viel, oder wir kränkeln von einem gänzlichen Mangel derselben. — Einige müssen da seyn, welche regieren, und andere, welche sich regieren lassen. (Necesse est, ut in republica bene constituta dimidia saltem pars civitatis insaniat. Idem in societate est stultitiae effectus, ac fermenti in stomacho: nam aut nimio, aut nullo fermento laboramus. — Sint, qui regant, sint, qui regantur. Holberg: Iter subterraneum Nicolai Klimii.) Als nämlich Klim den Planet des unterirdischen Weltalls, Nazar, umreiste, kam er auch an „das Vernunft-Land," dessen Einwohner lauter Kluge sind, denen die Logik, so zu sagen, angeboren ist. „Bei meinem Eintritt in die

Mittel, daß er, obgleich er, daß alles, was man von ihm sagt, nicht wahr ist, daß er nicht Gott ist, daß er nicht Jesus Christus ist, daß er nicht Mensch

Literarische Notizen aus Schweden.

Den 4. October 1822.

Zu Anfang des akademischen Jahres an der Universität in Upsala, den 1. October d. J., wurden folgende Vorlesungen angekündigt: In der theologischen Facultät von 5 Professoren, 3 Adjuncten und 3 Docenten; in der juridischen Facultät von 2 Professoren, 2 Adjuncten und 2 Docenten; in der medicinischen Facultät von 5 Professoren und 3 Adjuncten; in der philosophischen Facultät von 13 Professoren, 5 Adjuncten und 12 Docenten.

Der König hat den Verlag des bekannten Werkes: Schwedische Botanik, von dem bisherigen Herausgeber, Hrn. Billberg, eingekauft, so wie auch der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm aufgetragen, die Fortsetzung zu besorgen; welches wiederum von jener Akademie ihrem berühmten Mitgliede, dem Hrn. Dr. Wahlenberg *), ist anvertraut worden.

Häufiger, als je, werden gegenwärtig innerhalb der Grenzen Scandinaviens Reisen vorgenommen, am häufigsten für naturhistorische Zwecke. Hr. Dr. Wahlenberg hat z. B. diesen Sommer eine Reise durch Schonen vollendet, um an Ort und Stelle die Flora dieser Provinz zu untersuchen. Hr. Hisinger hat für geologische Forschungen eine Reise durch Norwegen vorgenommen, wobei er von einem jungen Botaniker, Namens Wahlberg, begleitet wurde. Die Meeresküsten Norwegens in Nordwesten werden von dem Entomologen Marklin, aus Upsala, bereiset; auch hat Hr. Cronstedt, Astronom der Akademie der Wissenschaften, die mittlern Provinzen Schwedens besucht, um die auf Kosten der Regierung angefangene trigonometrische Vermessung des ganzen Scandinaviens fortzusetzen. Antiquarische Reisen haben auch Statt gefunden: von Hrn. Mag. Schröder in Südermannland, und von Hrn. Mag. Wallmann in Smäland.

Der berühmte Orientalist, Hr. Canzleirath Hallenberg, hat eine gelehrte Beschreibung der in dem königlich schwedischen Cabinet der Münzen vorhandenen kufischen Münzen in 2 Theilen 8. herausgegeben. Die älteste der hier beschriebenen Münzen ist von anno Hegirae 79. Am Schlusse des Werkes beschreibt der Verf. auch die 12 Zodiakmünzen in Gold, welche dieses Cabinet besitzt, seitdem die Regierung neulich dieselben von unserm Thunberg, der sie aus Indien mitgebracht, eingelöst hat.

Der schwedischen Kunstwelt ist nun ein neuer Genuß geworden, durch das von Rom vor kurzem hierher übersandte Werk: Il Carnevale di Roma, in Folio, von einem sehr vielversprechenden edlen Jünglinge, dem Grafen Hialmar Mörner, der in jenem gelobten Lande der Kunst mehrere Jahre zugebracht hat.

Hr. Baron Boye hat von seiner Arbeit: Das königl. schwed. Museum, eben das 2te Heft in gr. 8. herausgegeben. Nach Art des bekannten Landonschen Werkes, enthält dieses ebenfalls sehr correcte, mit dem Grabstichel ausgeführte Abbildungen der vorzüglichsten Gemälde jener Sammlung, so wie einiger unter den antiken Bildhauerwerken, die das Museum schmücken, z. B. des schlafenden Endymion, der Musen, eines Candelabers u. s. w.

Der berühmte schwedische Kupferstecher, Hr. Forsell, der vor einigen Jahren sich von Paris in sein Vaterland zurückbegab, hat neulich einen prachtvollen Kupferstich in Folio vollendet ein Bildniß des Königs von Schweden.

Folgende schwedische Künstler leben gegenwärtig in Rom: die Bildhauer Byström, Fogelberg, Michelsen (ein Norwege); der Maler Graf Mörner, der Architekt Nyström und ein Medailleur Salmson.

*) Demonstrator zu Upsala.

Eine der größeren und kostbareren Privatbibliotheken des Landes wurde im Frühlinge dieses Jahres in Stockholm zu einem Totalbelauf von 13,000 Rthlr. Banco versteigert; sie hatte dem Oberintendanten und Ritter Thorn angehört. Mehrere bibliographische Seltenheiten befanden sich dabei; ein Diplomat vom Auslande hat Rudbeck's Atlantica, in drei Theilen gedruckt, nebst einem vierten Theile in Handschrift, an sich gekauft.

Ein schwedischer Millionair. In ganz Schweden ist gegenwärtig der reiche Hr. Fillén ein Gegenstand von Gesprächen, Liedern, Gassenhauern u. s. w. Durch eine Erbschaft von seinem in Westindien verstorbenen Bruder, hat dieser Mann ein Vermögen erlangt, das beinahe außer allem Verhältnisse zu demjenigen der übrigen Einwohner des Landes steht; es wurde Anfangs zu 5 Millionen schwed. Banco geschätzt; die Administrateren des Erbnehmers hoffen aber, es auf 8 Millionen Banco zu bringen. Dies gäbe also eine Summe von ungefähr 9,600,000 Mark hamb. Banco. Graf De Geer, der 600 Höfe (Hemman) besitzt, wurde bisher in Schweden für den reichsten Privatmann gehalten: nähme man nun an, daß jeder Hof 6665⅔ Rthlr. werth sey, so gäbe dieses dennoch nur die Hälfte dessen, was jenem neuen Günstlinge Fortunens zugefallen. Die ungeheure Erbschaft mußte noch auffallender seyn, da Hr. Fillén vorher nur ein ganz geringer Beamter (Actuarius) gewesen, selbst nicht völlig entfernt von drückenden Umständen, zufrieden, wenn er des Abends seine Partie Kegel spielen konnte. Er behält noch jetzt dieselbe einfache Lebensart bei und hat sich seinen alten Freunden nicht entzogen. Eine Summe von 80,000 Pfund Sterl., die in englischen Fonds deponirt gewesen, sind schon seiner Disposition überliefert; das Uebrige hängt von dem Verkauf einer Plantage mit 900 Sklaven ab, wofür ihm schon 4 Millionen Rthlr. schwed. Banco sollen geboten seyn; ein Bevollmächtigter, welcher die Taxirung übernommen, ist von hier abgereist. Hr. Fillén ist gegen 70 Jahre alt. Er hat außer der Ehe zwei Töchter, die nach dem Absterben der Mutter nicht mehr legitimirt werden können; diese erhalten eine anständige, jedoch nach Verhältniß der Größe der ganzen Erbschaft unbedeutende Dotation. Kleinere Summen sind ebenfalls schon näheren und entfernteren Verwandten angewiesen worden. Auch wird gesagt, daß Hr. Fillén ein Viertel seines Vermögens bereits für pios usus bestimmt habe.

122.

Miscellen.

— Um die nachtheilige Wirkung feuchter Wände auf Tapeten zu verhüten, hat man neuerlich in England mit dem besten Erfolge Ueberzüge von sehr dünn gerolltem Blei mit kupfernen Nägeln auf die Wand geheftet, worauf dann sogleich die Tapete befestigt wird. Die Bleitafeln sind nicht dicker, als der gewöhnliche Bleiüberzug in den Kisten, worin Thee eingeführt wird, und werden in der Breite gewöhnlicher Papiertapeten verfertigt.

— Der Marquis von Hertford hat diesen Sommer auf seinem Landsitz in der englischen Grafschaft Warwick 40 Ananas auf einem Beete gezogen, die zusammen 280 Pf. 4 Unzen wogen. Eine derselben war 11 Pf. 4 Unzen schwer, und andere wogen 10 Pf.

— In Woodstock erhielt ein Gartenbesitzer von einem Baume 5 Aepfel, von der Art, die in England Blenheim Orange heißt, zusammen 88 Unzen 2 Drachmen schwer. Der schwerste wog 20 Unzen 2 Drachmen, der zweite 17 Unzen, der dritte 16½ Unzen, der vierte 16¼ Unzen, der fünfte 15½ Unze.

134.

Literarisches
Conversations-Blatt.
No. 274.
28. November 1823.

Bilder auf Reisegemälde.

Nachdem die Reisen, zumal in unserm Welttheile bis zu Ekelhaften Manier, die Reisen angefüllt haben, wo man sich nicht mehr zu helfen weiß, als mit Bildern, Bildern, Bildern, vermuthet ich von diesen Bildern, die Bücher, welche nach Reisen aus der Ferne und Nähe, aus Europa und Asien, aus der Türkei und Europa von allen Seiten

delt: was in dieser großen Angelegenheit das Gefühl anregte, ward in einzelnen kräftigen Gedichten, wie von W. Müller, (von dem so eben wieder Lieder der Griechen bei Brockhaus erschienen sind), Blum, Fr. Brun ausgesprochen, und sogar Romane, wie kleinere Erzählungen, wurden mit Rücksicht auf die Begebenheiten im Osten Europas geschrieben. Schon sind fast zwei Jahre seit dem Beginne des Kampfes verflossen; Unglaubliches haben die Griechen, trotz der größten Hindernisse, geleistet, und den besten Hoffnungen für sie kann man sich um so mehr überlassen, da sie das Schlimmste, was im Anfange eines jeden ähnlichen Aufstandes, und, nach den hier obwaltenden Umständen, um so mehr einzutreten pflegt, glücklich überstanden haben. Der Winter ist vor der Thür, aber Hannibal ante portas gilt nicht von Griechenland, sondern von der hohen Pforte; denn wohl wankt der Coloß zu Constantinopel, und verderbenschwanger hängt der Horizont über der Türkei in Europa und Asien. Der diesjährige Feldzug in Griechenland scheint beendigt, an den Grenzen Macedoniens lagern die tapfern Hellenen und erwarten den Winter und die Waffenruhe, um die Vortheile derselben zu weiterer Organisation des befreiten Vaterlandes und zur Vervollkommnung der zur Aufrechthaltung der errungenen Selbstständigkeit nothwendigen Mittel zu benutzen. Indessen wollen wir, freudig über das Geschehene und voll Hoffnung für die nächste Zukunft, unsre Aufmerksamkeit von jenem der Freiheit widergeschenkten Lande nicht wegwenden, sondern in die Räume der Literatur blicken und einige neuere Schriften von und über Griechenland näher betrachten.

„Der heiligen Propheten Aufruf für die Befreiung Griechenlands, aus dem Worte Gottes enthoben von Conrad Melchior Hirzel. Zürich in der Geßnerschen Buchhandlung 1822."

von welcher Schrift bereits eine zweite Auflage mit Belegen aus dem Koran erschienen ist, gewährt eine lehrreiche Uebersicht, besonders der vielen Nachtheile der Türkenherrschaft und Griechenknechtschaft, so wie der großen Vortheile der Freiheit Griechenlands. Die Urtheile sind einleuchtend und auf Aussprüche der Bibel und auf die Vernunft nach den Ergebnissen der Geschichte, der Wahrheit und des Rechts gegründet; aber freilich sind die Vorschriften der letztern in dieser großen Angelegenheit oft nicht in dem Grade berücksichtigt worden, in welchem jene an und für sich sowohl, als wegen hinzutretender Umstände Beachtung verdient hätten. Die frühern Verhältnisse jener beiden durch Religion, Sprache und Cultur verschiedenen Nationen, der Türken, als Herrscher, und der Griechen, als Beherrschten, sind mit wenig Worten trefflich geschildert und nicht so einseitig, als in de Prade's scharfsinniger Hinweisung auf den Unterschied zwischen der Bevölkerung der Türken und Griechen, auf welchen, als Hauptursache des gegenwärtigen Kampfes, neben der Verschiedenheit der Civilisation, er jedoch einen zu großen Werth legt. Alles ist so gründlich auseinandergesetzt, daß kein Zweifel gegen Resultate der Untersuchungen des Verfassers aufkommen könnte. Was S. 10 fg. im Abschnitt: Türkenherrschaft über das Innere des türkischen Staates, der einem ungeheuren stehenden Lager gleicht und aus unzähligen Lehen zusammengesetzt ist, über den Sultan und seine Umgebungen, über den Divan, das ist das türkische Ministerium, mit dem Großvezier an der Spitze, über die Paschas, als Statthalter des Sultans, über die Geistlichkeit mit dem Großmufti, dem Stellvertreter des Sultans im Geistlichen, und die andern Diener des Gesetzes und der Religion, die beide auf den Koran sich gründen, über die Gerechtigkeitspflege in der Türkei gesagt wird, ist zu einer gerechten Würdigung der hohen Pforte und ihrer Staatseinrichtungen, die alle eine Folge der barbarischen Intoleranz der Türken sind, hinreichend. Von S. 33—47 ist eine Zusammenstellung der Früchte der Türkenherrschaft, nämlich der Landesverwilderung, Unsicherheit, Ungerechtigkeit, Armuth, Volksverwahrlosung, (wobei jedoch S. 43 etwas ungerecht über die literarische Cultur der Neugriechen abgeurtheilt wird) der Unsittlichkeit und des Kirchenverfalls enthalten, und mit Bezug darauf heißt es S. 47 sehr richtig: „Eine große mächtige Saugwurzel (der türkische Sultan) hat sich auf die griechische Pflanze in Land und Leute eingehäkt; was diese an Früchten hervorbringen, das verschlingt sie. Ihre stechenden Armeen (Vezier, Pascha, Sandschackbey, Subaschi, Spahi, Türke) leiten das Eingesogene, was sie nicht selbst verschlingen, zur Hauptwurzel, die, auch noch so vollsaftig, das Eingesogene nicht einmal ihren eigenen Gräben mittheilt, geschweige denn auf die ausgesogene Pflanze zurückfallen läßt, die immer ärmlichere, immer saftlosere Früchte treibt und bald zu verderben droht. Ist es jetzt wohl unrecht, wenn die stechenden Arme dieser Saugwurzel ausgehauen, wenn der Kopf der schädlichen Saugwurzel übers Meer geworfen würde? Ist es wohl Unrecht, dieses Unkraut auszujäten und zu verbrennen, damit die guten Pflanzen im griechischen Gottesgarten schön blühen und volle Früchte tragen können?" — S. 48 kommt der würdige Verfasser auf den Aufstand der Griechen selbst und auf deren Vertheidigung gegen diejenigen, welche sie Aufrührer nennen, und setzt S. 56—63 die Früchte der Freiheit Griechenlands auseinander. Die Christenhülfe (S. 63) beschränkt er nach dem bisher Geschehenen auf Privathülfe und gibt dann die verschiedenen Arten an, wie wir den Griechen helfen und nützen könnten. Der Verfasser selbst, so wie der Verleger, sind mit einem guten Beispiele vorausgegangen, indem sie den Ertrag dieser Schrift dem zürichschen Hülfsverein für die Griechen bestimmt haben. Möge diese Gelegenheit, ein Scherflein für die gerechte und heilige Sache beizutragen, auch bei uns, wenigstens nicht unter dem lächerlichen Vorwande, als sey dies doch nur ein Tropfen in dem Ocean, nicht unbenutzt bleiben! Angehängt sind Psalmen der Griechen, die durch Erhaben-

heit der Gedanken und kräftige Einfachheit des Ausdrucks jedes unverderbene Gemüth ansprechen müssen.

In demselben Verlage und ebenfalls mit Bestimmung des Ertrags für den zürichschen Griechenverein ist erschienen:

„Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlands. Nebst andern Actenstücken aus der neugriechischen Handschrift, übersetzt von J. C. von Orelli. Zürich 1822."

Die hier mitgetheilten Verfassungsurkunden und andere Denkschriften sind die Resultate des erstjährigen Kampfes der Griechen gegen ihre Unterdrücker, und schon dadurch sehr wichtig, wenn man bedenkt, daß, bei der damals herrschenden Anarchie und der gegenseitigen Wuth der Parteien, es möglich war, diese Verfassungen und Gesetze zu Stande und zur Vollstreckung zu bringen. Aber eben die Absicht dabei war vorzüglich, eine feste Ordnung in Griechenland einzuführen, jener Anarchie zu steuern, und die einzelnen Classen der Nation durch ein gemeinschaftliches Band an die Angelegenheiten des Vaterlandes zu knüpfen. Inwiefern dies erreicht worden, lehren die Kriegsoperationen selbst und die Nachrichten aus Griechenland, die man freilich nicht durch die Brille türkischer Beobachter betrachten darf, wenn man richtig darüber urtheilen will — odi profanum! Diese Verfassungen sind aber vor der Hand, was in einigen selbst deutlich ausgesprochen wird, und was bei jenem temporairen Zustande der dabei berücksichtigte Zweck lehrt, nur provisorisch, indem sie, jetzt den dringendsten Bedürfnissen abhelfend, bessere und vollkommnere vorbereiten sollen; sie sind jedoch geeignet, nicht nur Nachtheile abzuwenden, sondern sogar unmittelbare Vortheile den Griechen und ihrem Staate zu verschaffen, weil mit Umsicht und Klugheit das, was Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit unter allen Umständen gebieten, von den gebildetsten Griechen, die in Europa Kenntnisse eingesammelt hatten, beobachtet, und darnach die Bestimmungen festgesetzt worden sind. Noch machen wir darauf aufmerksam, daß durch diese Verfassungen klar wird, wie die Griechen, wenn auch nur einzelne, doch trotz dem barbarischen Joche der Türken, hinter der Cultur des übrigen Europas nicht ganz zurückgeblieben sind, und daß durch dieselben die vorwurfsvolle Vermuthung, als würden die Griechen ihre Unabhängigkeit nicht zu benutzen wissen und wären der Freiheit unwürdig, hinlänglich schon jetzt widerlegt worden sind. Soviel ist gewiß, daß diese Verfassungen, im ersten Jahre der Unabhängigkeit Griechenlands vom türkischen Joche unter diesen Umständen zu Stande gebracht, vernünftiger und besser sind als die Gesetze, welche, nach länger als drei Jahrhunderten, noch die Völker in der Türkei regieren. Welch schöne Frucht der Freiheit der Griechen für Gerechtigkeit und Wahrheit! — Was der Uebersetzer in dem Vorworte über die Griechen und ihren Kampf, so wie über diese Verfassungen und ihren Ursprung, über fremde Abenteurer und ihr Lärmen nach ihrer Rückkehr sagt, verdient, wie so Manches, was bisher unbeachtet geblieben ist, volle Beherzigung. Sodann folgen nach dem Originale selbst und, wie man aus einzelnen Beispielen siehet, nicht ohne Beihülfe eingeborner Griechen übersetzt, die Verfassungen für Griechenland, alle mit einer Einleitung über die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der von den Griechen unternommenen Staatsveränderung, und mit vollständiger Namensunterschrift der dazu von den befreiten Districten abgesandten Repräsentanten. Die Verfassungen selbst sind: 1) Die Verfassung des westlichen Festlandes von Hellas, welches Akarnanien, Aetolien und Epirus begreift, zu Mesolongion den 4. Nov. 1821 vollendet; 2) die Verfassung des östlichen Festlandes von Hellas, welches Attika, Böotien, Euböa, Phokis, Lokris, Doris, Lokri Opolae, Thessalien und Makedonien in sich faßt, mit dem schönen Wahlspruche aus Platon: „Das ordnende Gesetz ist der König der Menschen, nicht aber die Menschen Tyrannen der Gesetze," zu Stande gekommen zu Salona den 16. Nov. 1821, — sehr ausführlich und mit einer lesenswerthen Einleitung und Schlußrede; 3) die Staatsverfassung des Peloponnesus, vollzogen zu Argos den 1. Dec. 1821; 4) Provisorische Verfassung von Hellas, Epidaurus den 15. Januar 1822, wovon bereits eine zweite Ausgabe in Korinth erschienen ist. Diese Verfassung für ganz Hellas theilt auch Raffenel mit; die andern sind bisher nur unvollständig bekannt worden. — Unter den beigefügten Actenstücken — welche nebst den erlassenen Proclamationen (von denen viele hier und da zerstreut bekannt gemacht worden sind) in einer zu Paris erscheinenden vollständigen Sammlung mitgetheilt werden sollen — zeichnen wir hier als die wichtigsten aus: Die Proclamation der Nationalversammlung, erlassen zu Epidaurus den 15. Januar 1822; S. 97—101. Die Erklärung an die christlichen Mächte, S. 104. Die Blokadeerklärung, S. 109. Den Auszug einer authentischen Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Griechenlands, S. 113, wo S. 114 mehrere von der Regierung bereits erlassene Gesetze namhaft gemacht werden. Das Ganze ist zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte des gegenwärtigen Kampfes und zeigt deutlich, daß Griechenland als ein neuer Staat in die Reihe der andern europäischen Staaten, zwar unter heftigen Geburtswehen, aber doch getreten und als ein solcher zu betrachten ist. Accipiamus omen!

Aus und über Griechenland sind ferner zwei Stimmen von Deutschen uns zugekommen:

„Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland während der Monate Januar, Februar und März im Jahre 1822. Von Dr. Franz Lieber. Leipzig bei Brockhaus 1823,"

und

„Gustav Feldham's Kreuz- und Querzüge, oder Abenteuer eines Freiwilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog. Leipzig bei C. H. F. Hartmann 1822 (von welchem Feldham in Nr. 114 dieses Blattes ein Brief aus Navarino abgedruckt steht)."

Was sich hier über beide sagen läßt, kann man mit wenigen Worten sagen, um so mehr, da über jenes Buch schon in Nr. 263 dieses Blattes etwas gesagt worden ist. Die Urtheile beider sind einander geradezu entgegengesetzt. Lieber urtheilt über die Griechen und die damalige Lage ihrer Sache sehr ungünstig und kehrte zurück, weil er es anders fand, als er es erwartet hatte. Feldham blieb in Griechenland, weil er es so fand, wie es nicht anders seyn konnte, und wie er es erwartet hatte, weil er übrigens überzeugt war, daß das, was den Griechen und ihrer Sache noch fehlte, beseitigt und vervollkommt werden könne. Erwägt man die Zeit, wo Lieber in Griechenland war, und wenn er zurückkehrte, so kann man nicht anders sagen, als daß seitdem Manches anders geworden sey, und daß, in Bezug auf Einzelnes, die Zeit selbst ihn widerlegt habe. Manche Vorwürfe, die er den Griechen und ihrer Sache macht, sind in der That ungerecht und stimmen mit den vom Verf. selbst hin und wieder geäußerten Grundsätzen und Ansichten, z. B. daß die Sclaverei, unter der jene so lange seufzten, ihre Sittlichkeit nothwendig verderben mußte, nicht zusammen. Was uns Feldham mittheilt, ist sehr anziehend, schon um deswillen, weil seine Urtheile, die ein gesunder Menschenverstand leitet, an der edelsten Sache der Menschheit nicht verzweifeln lassen, sondern vielmehr zu den besten Hoffnungen berechtigen, die auch die Zeit nicht Lügen gestraft hat; besonders ist es volle Befriedigung für Jeden, der mit Gefühl und Verstand an jener großen Angelegenheit wahrhaft Theil nimmt, wenn Feldham mit guten Gründen gewisse Ultratürken abfertigt, wie sie es verdienen. Sehr interessant ist unter andern die Erzählung von dem Zusammentreffen mit der Heldin von Spezzia, Boblina, und der bei dieser Gelegenheit mitgetheilte Bericht von der Eroberung der Stadt Tripolizza in Morea und der Halbinsel Kassandra im November 1821,

welche letztere eine schändliche Treulosigkeit der Türken herbeiführte. Wie endlich auch in England, eben da, wo die in diesen Blättern Nr. 225 angezeigte Aufforderung des würdigen Hughes erging, Lord Erskine in seinem Sendschreiben an L. Liverpool, in Beziehung auf das von den Mächten Europas in Hinsicht auf die Griechen zu ergreifende System, neuerlich sich geäußert hat, ist den Lesern dieser Blätter bereits bekannt.

14.

---

1) Wolfgang, oder der Name in der That, von G. Schilling. 2 Thle. 1822.

2) Häusliche Bilder, von G. Schilling. 3 Thle. 1822.

Der bunte Wechsel freundlicher und düsterer Scenen, die ganze Tiefe des wirklichen Lebens, von den meisten Seiten mit ergreifender Wahrheit beleuchtet, begegnet uns, wie in sehr vielen Werken dieses Verfs, auch in Nr. 1, einem die Aufmerksamkeit vom Anfange bis zum Schlusse fesselnden Romane. Der Mensch in seinen mannichfachen Eigenschaften und Verirrungen wird in einer Menge von Charakteren dargestellt, die theils mit größerer oder geringerer Sorgfalt ausgeführt, theils nur mit ein Paar kräftigen Feder- oder Pinselstrichen angedeutet sind. Wir sehen — was sehr zu loben ist — den Verfasser über seinen Gebilden stehen, sehen aber auch mitunter dabei eine finstere Ironie in seinen Zügen, die wir zuweilen wohl daraus wegnehmen möchten, schon darum mit, weil sie auf einen innern Unfrieden in der Brust hinzudeuten scheint, aus der schon manche lebensreiche Schilderung uns zum Danke verpflichtete, und welche der Strom der dichtenden Kraft noch in voller Frische zu durchwogen scheint. —

Der Beisatz auf dem Titel: Der Name in der That, ist von dem danebenstehenden Taufnamen: Wolfgang, schwerlich zu verstehen, sondern beziehet sich vermuthlich auf den Geschlechtsnamen: von Armersheim, welcher aus Armerscheim gemacht worden ist, in der Aussprache aber immer noch den armen Scheim nicht verleugnen kann.

Die Begebenheiten leiten mehr den Helden, als er sie. Der schönste Charakter dünkt uns Seraphine zu seyn. Je richtiger diese aber den Namen in der That führt, um so größer ist die Trauer des theilnehmenden Lesers über den ganz unverschuldeten Untergang der trefflichen Fürstin.

Der Edelmuth in dem Briefe (1ster Thl. S. 86), worin die interessante Auguste die Mutter des Geliebten, dessen Liebe zu ihr gegen die Standesverhältnisse ankrebt, ihre eigene Zärtlichkeit gegen den Sohn entdeckt und sie bittet, ihr durch Trennung von dem Geliebten die Gelegenheit abzuschneiden, sich dieser Liebe zu überlassen, dürfte doch wohl zu raffinirt seyn, um uns den Charakter dieser jungen Liebenden sich natürlich erklären zu lassen.

Ein vorzüglicher Gedankenreichthum, und so manche, trefflich ausgesprochene allgemeine Wahrheit gereichen diesem anziehenden Romane zu besonderem Schmuck.

Nummer 2. enthält in ihren ersten beiden Theilen kleine, mitunter sehr fein aufgefaßte und wiedergegebene Züge aus der Alltagswelt, nicht selten mit einer guten Lehre ausgestattet.

Erster Theil. 1) Das Eichhorn. Ein Thier dieser Art spielt in der Geschichte eine zweifache Rolle, einmal als Ofenbild und dann lebendig. Das Bild wird gleichsam als düstere Vorbedeutung aufgeführt, die auch nachher beim Erscheinen des lebenden Eichhorns in Erfüllung geht. Mit allen Reizen schöner Diction versehen, ist die Erzählung doch als Ganzes von wenigem Belange. 2) Der Kirchgang. Trüben Inhalts, doch nicht ohne milde Beruhigung am Schlusse. 3) Nicht Einem Alles. Dem Schelten der Leserinnen, welches der Verf. selbst dadurch, daß der wackere Held der Geschichte eine so böse Hausehre am Halse behalten muß, verschuldet zu haben glaubt, wird man schwerlich den verdienten Beifall versagen können. 4) Der Oheim in der Schachtel. Eine höchst anmuthige, mit trefflichem Humor gewürzte Kleinigkeit. 5) Das Beichtkind. Eine reuige Sünderin, und ein Prediger, der ein echter Jünger seines Meisters ist, sind die Bestandtheile dieser kleinen, mit großer Innigkeit abgefaßten Darstellung. 6) Die Nachtkirmes. Lösung eines höchst drückenden, und Stiftung eines segenverheißenden Ehebandes.

Zweiter Theil. 1) Das Leibessen. Eine recht artig gehaltene Geschichte, welche die Lehre für eine eben in den Ehestand Getretene enthält: daß in demselben die Hausfrau das Nützliche (die Wirthschaft) dem Angenehmen (der Dichtkunst) niemals nachsetzen dürfe. 2) Die Sabbatfeier. Aus dem lustigen Anfange dieser einfachen Begebenheit wird nicht leicht Jemand auf den Gedanken gerathen, daß ein leiser, wehlthuender Hauch süßer Schwermuth ihr Schluß seyn werde. 3) Das helle Fenster. Zwei in Verknüpfung gebrachte Darstellungen der Liebe, welche in der Aufopferung ihren schönsten Lohn findet. 4) Strafe muß seyn. Kleinigkeit. 5) Die Angsttaufe. Bei dem überaus reizenden Detail des Anfangs bedauert man um so mehr, daß der Schritt gegen das Ende hin allzurasch vorwärts geht. 6) Die Verheimlichung. Keine von den schlimmsten Verheimlichungen einer Frau vor ihrem Gatten, welche gleichwohl die Arme in ein furchtbares Gewitter hineinführt, das zum Glücke bald freundlichem Sonnenlichte weichen muß. 7) Das Altarbild. Unbefriedigend wegen der harten Schicksale, die eine herrliche, weibliche Seele treffen, ohne durch den Schluß auch nur einigermaßen ausgeglichen zu werden.

Dritter Theil. Er enthält die sehr ins Kurze gezogene Bearbeitung eines der älteren Romane des Verfs. die gute Frau. Die überaus lehrreiche Geschichte hat als Ganzes allerdings durch die nunmehrige Gedrängtheit sehr gewonnen, ob aber nicht doch der Leser manches weggenommene Einzelne zurückwünschen möchte, ist eine Frage, die wir uns nicht zu verneinen getrauen.

17.

Zur Geschichte der Rückschritte.

Drei Einsiedler auf einmal sind in dem französischen Departement Puy de Dome in eine grottenartige Zelle gezogen, welche ihnen eine andächtige Frau in einem zu ihren Gütern gehörigen Walde eingeräumt hat. Hier leben die neuen Waldbrüder, nach dem Beispiele ihrer Vorgänger, sorglos und unbekümmert, nähren sich von Kartoffeln und Wurzeln, stillen ihren Durst aus dem klaren Bache und enthalten sich des Fleisches, des Weines und selbst des Brotes. Sie schlafen auf Bretern und tragen eine schwarze Kutte, wo auf der rechten Seite ein großer Rosenkranz, und auf der Brust ein Crucifix hängt. An jedem Sonn- und Festtage gehen sie in die nächste Kirche, wo sie die Zeit bis zum Abend in Gebet und Betrachtungen zubringen. Zwei von ihnen sind aus der Gesellschaft der Brüder der christlichen Lehre hervorgegangen und scheinen 28—30 Jahre alt zu seyn, der jüngste aber soll noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht haben. Uebrigens haben die Klausner bis jetzt noch keine Anhänger gelockt.

135.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 275.

29. November 1822.

Deutsche Taschenbücher.

Neues Taschenbuch von Nürnberg. Nürnberg 1819. Bei Riegel und Wießner. Zweiter Theil. Ebendaselbst 1822.

Die Taschenbücher von 1823, die wir in dem Literarischen Conversationsblatte noch nicht angezeigt haben, mögen es uns verzeihen, daß wir sie hinter ein Paar Taschenbücher zurücksetzen, die nicht einmal so neu sind wie sie, und sogar des goldenen Schnitts ermangeln. Wir können ihnen, zu unsrer Rechtfertigung und zu ihrer Beruhigung, die Versicherung geben, daß die vorliegenden Taschenbücher, obschon nicht vom J. 1823, doch sicherlich länger neu und preiswürdig bleiben werden, als die neuesten vom neuesten Jahre, und was das Gold betrifft, so haben wir dasselbe im Innern dieser Büchlein zu suchen. Der Titel: Taschenbuch von Nürnberg ist auf dem Werkchen, dessen Anzeige uns beschäftigt, kein zufälliger und charakterloser, wie z. B. auf dem Rheinischen oder Berlinischen Taschenbuche, deren Titel man vertauschen könnte, ohne daß dadurch irgend etwas minder oder mehr rheinisch oder berlinisch in einem oder dem andern Büchlein würde. Das Taschenbuch von Nürnberg ist ein eigentlich Nürnbergisches; und als solches hat es einzig und allein mit Nürnberg und Nürnbergischem zu thun, welches, nebenher gesagt, des Guten und Schönen so viel ist, als irgend ein Jsches Taschenbuch, trotz Kobolden und Teufeln, in seinem Inhalte aufzuweisen haben kann. Außerdem ist es aber auch Nürnbergisch zu nennen in seiner schönen, kunstreichen Ausstattung, und in dem einfachen, edeln Charakter, der dem Ganzen inwohnt. Mit Einem Worte: es ist ein Muster für deutsche, städtische Taschenbücher, so wie Nürnberg in vielfacher Beziehung ein Muster deutscher Städte ist.

Wir fassen den Inhalt der beiden Theile des Nürnbergischen Taschenbuchs in unsrer Anzeige zusammen, um einen geordneten Ueberblick des Ganzen zu geben.

Die Einleitung des ersten Theiles gibt einen kurzen Umriß der Geschichte Nürnbergs. Eine gründliche und genaue Ausführung dieser Skizze findet sich im zweiten Theile von der Hand des als Historiker und Geographen vielverdienten Mannert, unter dem Titel: Ueberblick von Nürnbergs Aufkeimen, Blüthe und Sinken. Der Name des Verfassers verbürgt den Gehalt dieses Aufsatzes. Ferner gehören zum geschichtlichen und antiquarischen Theile des Taschenbuchs folgende Beiträge im zweiten Jahrgange:

Zur Geschichte der Künste in Nürnberg, von Wilder. Dieser reichhaltige Aufsatz zerfällt in viele Rubriken, nach den mannichfachen Zweigen der Kunst und Industrie, welche von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten in Nürnberg geübt und gepflegt worden sind. Zuerst Architektur und Bildhauerei; dann folgen die Maler, darauf die Kupferstecher, und zum Schluß die Goldarbeiter, Wachsbossirer, Eisenschneider und Medailleur, Steinschneider, Glasschneider, Glasbläser, Erzgießer und mehrere der Kunst verwandte Handwerker, die durch ihre Arbeiten in der Heimath und in der Fremde ihre Vaterstadt geehrt haben.

Ueber den Handel der Nürnbergischen Patrizier. Von Siebenkees.

Zur Geschichte der neuesten Zeit gehört die Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merkel's, weiland verordneten Vorstehers *) des Handelsplatzes Nürnberg ꝛc. eines um seine Vaterstadt hochverdienten Mannes. Der Verfasser dieser Biographie ist der Schwiegersohn des Verstorbenen, der als Herausgeber der Hamannischen Schriften bekannte Herr Fr. Roth in München. Ferner:

Nürnberg in der neueren Zeit, von Johannes Scharrer.

Der topographischen und statistischen Beschreibung Nürnbergs ist der erste Theil des Taschenbuchs gewidmet, der sich dadurch ganz besonders zu einem Führer für Reisende eignet. Die Beschreibung zerfällt in drei Hauptabschnitte: Ortsbeschreibung, Statistik, und Cultus, Wissenschaft und Kunst.

Die trefflichen Kupfer sind keine unbedeutende und unnütze Zierathen dieses Werks, sondern erläutern und vergegenwärtigen die Gegenstände, welche die Beschreibung und Erzählung der Vergangenheit und Gegenwart Nürnbergs uns vorführen wollen. Sie verdienen also in jeder Hinsicht eine besondere Aufzählung.

Zum geschichtlichen Theile des Taschenbuchs ordnen wir, außer den Stadtwappen auf den Titelblät-

*) Es heißt aus Nachlässigkeit falsch: verordnetem Vorsteher

tern, die Porträts von Hans Sachs, Grübel, Willibald Pirkheimer und Martin Behaim, in Medaillons, und das von Albrecht Dürer, nach des Meisters auf der Nürnbergischen Burg-Gallerie befindlichem Gemälde, sämmtlich gestochen von Friedrich Fleischmann. Denselben Händen verdanken wir auch den trefflichen Stich der vier Apostel, nach dem Dürerschen, in derselben Sammlung befindlichen Gemälde.

Den topographischen Theil des Taschenbuchs schmücken folgende Kunstblätter:

Eine Charte des alten Nürnberger Gebiets. Stich von Moßner jun.

Ein Grundriß der Stadt, gestochen von Geißler.

Ansicht der Stadt von Osten. Gezeichnet von Wilder, gestochen von Geißler.

Ansicht der Sebaldskirche. Gez. von Wilder, gest. von Duttenhofer.

Vischer's Sebaldsgrab, nach Reindel's Zeichnung gestochen von Geißler.

S. Lorenz-Kirche und

Die Frauenkirche, beide gez. von Wilder, gest. von Duttenhofer.

Ansicht der Burg von der Abendseite und

Ansicht des schönen Brunnes, beide gez. von Wilder, gest. von Geißler.

Ansicht des Hospitals zum heiligen Geist, gez. von Wilder, gest. von Haldenwang.

Der Egydienplatz. Zeichnung von Wilder. Stich von Duttenhofer.

Das Rathhaus, Zeichnung von Heideloff, Stich von Duttenhofer.

Das von Schwarzsche Haus, nach Heideloff, von Schellhorn gestochen.

Das deutsche Haus, und der weiße Thurm, gez. von Wilder, gest. von Duttenhofer.

Der neue Brunnen am Marxplatz, gez. von Heideloff, gest. von Geißler.

Außerdem noch mehrere kleine Vignetten.

130.

Des Partis en France et dans la Chambre des Députés pendant la Session de 1822.

(Beschluß aus No. 272.)

Die andere Abtheilung des rechten Centrums bietet ein ziemlich seltsames Gemisch heterogener Elemente dar. Im Grunde gleich widerwillig gegen die rechte, wie gegen die linke Seite gesinnt, stimmt sie gegenwärtig mit der rechten, da das Gouvernement sich auf sie stützt, so wie sie aus den nämlichen Rücksichten im J. 1819 mit der linken votirt hatte. Sie haßt unverholen und offen die Revolution, weil sie Freiheit verspricht; allein gegen die kaiserliche Regierung hegt sie eine ehrerbietige Erinnerung und hört niemals, ohne innerliche Erschütterung, die rechte Seite darüber Böses sagen. Es sitzen auf ihren Bänken die Präfecte, die Staatsräthe, die Directoren, die Generalprocuratoren, die, nachdem sie gegen die Adresse von 1821 gestimmt, Geschmeidigkeit genug besaßen, um die Gewogenheit desjenigen Ministeriums zu erlangen, das, im Gefolge jener Adresse, ins Leben trat. Die Hn. Froc de la Boulaye, de Wendel, Beugnot, Becquey, de St. Criq u. s. w., gehören zu dieser Kategorie. Einige von ihnen sitzen noch jenseits des Rubicon, der die rechte Seite von der linken trennt. Sie erhalten sich auf diese Weise einen Schein von Unabhängigkeit, stimmen vielleicht nicht immer mit der rechten Seite, die sie mit Mistrauen betrachtet. Mehrere sind deshalb auch aus ihren Reihen verschwunden, wie die Hn. de Serres, Meriſſet, Dijeon und mehrere andere.

Wenn man nun auf die Seite der Opposition übergeht, so erblickt man an den äußersten Enden des linken Centrums jene achtbaren Organe des Gemeinwillens, die muthig, aber stillschweigend, gegen die Majorität sich erheben, und vielleicht ein Mandat erloschen wünschen, dessen Vollziehung ihnen mit den Erfordernissen der gegenwärtigen Administration unverträglich scheint. Ihnen zur Seite und ihren Schmerz theilend, entdeckt man Männer von guten Absichten, aber wenig Voraussicht, die, wie man sagt, es sich schon zum Vorwurf gemacht haben, dem Zusatzartikel des tugendhaften Camille Jordan ihre entscheidende Stimme versagt zu haben. Zu beiden Classenordnungen gehören die Hn. Harlé, Doublat, Lepecheux, Despatys, Albert, Hay u. s. w.

Im Herzen der Opposition, d. h. im eigentlichen linken Centrum, unterscheidet man zwei Gattungen von Menschen zwar, nicht aber zweierlei Meinungen, noch zweierlei verschiedene politische Tendenzen. Hr. Ternaux ist der Ausgezeichneteste der einen Gattung; Royer-Collard scheint das politische Haupt der andern zu seyn. — Wenn der gute Genius Frankreichs, oder die gebieterischen Umstände eines Tages eine Verbindung zwischen der Krone und der Opposition herbeiführen sollten, so würden weder Ternaux, noch seine Freunde die Regierungsgewalt für sich in Anspruch nehmen, allein sie würden den Vertrag abschließen und über dessen Beobachtung von beiden Seiten wachen. Hr. Ternaux gehört der manufacturirenden Classe an, so auch die Männer, welche, wie Benjamin-Delessert, Gaspard Got, Jobert, Laruelle u. m. A., neben ihm sitzen.

Die zweite Abtheilung des linken Centrums bildet eine wahrhaft politische Partei. Es sind die französischen Whigs, talentvolle, gemäßigte, patriotische Männer, gleich den Whigs Großbritanniens. Niemals waren sie selbst im Besitz der Regierungsgewalt; sie übten aber vom 5ten September bis zum J. 1820 einen großen Einfluß auf diejenigen aus, welche damit bekleidet waren. Sie bilden die Aristokratie der Opposition, und zwar eine desto vortrefflichere, als dieselbe unter mehreren Beziehungen mit der Opposition in der Pairskammer ist. Royer-Collard, de St. Aulaire sind ihre ausgezeichnetesten Glieder, zu denen die Hn. Cassaignolles, Kaisne-de-Villevesque, Ganilh u. s. w., gehören, die in verschiedenen Abstufungen auf diesen Bänken durch einen Charakter und durch Doctrinen sich auszeichnen, welche Mäßigung mit Patriotismus verbinden.

Die linke Seite hat das Vorrecht, die Opposition zu repräsentiren, die außerhalb der Kammer ist, und mit deren Energie, Freimüthigkeit und selbst Leidenschaft sie sich ausspricht. Dagegen vertritt das linke Centrum keine Masse, sondern es ist eine Vereinigung von Individuen, die im Allgemeinen die Ansichten und Gesinnungen der äußern Opposition theilen, die aber von ihr getrennt sind durch die Ruhe der Umsicht, durch politische Combinationen, oder selbst durch persönliche Verhältnisse.

Ueber einige secondaire Doctrinen bemerkt man auch auf der linken Seite Schattirungen, die sich vielleicht, wenn es zur Anwendung käme, äußern würden; allein hinsichtlich der allgemeinen Tendenz findet vollkommene Gleichartigkeit Statt.

Alle Mitglieder derselben wollen, was, unter verschiedenen Benennungen, alle Völker Europas und Amerikas wollen: die Gleichheit vor dem Gesetze. Das Königthum und die Pairie sind die einzigen Ausnahmen, die, neben diesem Grundprincip der Civilisation und der menschlichen Gesellschaft, in einigen Ländern gestattet werden.

Hrn. de la Fayette nennt der Verf. den Drapeau der linken Seite der Deputirtenkammer. Er erscheint in ihrer Mitte als das Vermächtniß der constituirenden Versammlung; er ist die personificirte Revolution von 1789. Seit Buonaparte's Tode ist er der einzige Mann, von dem man sagen kann, daß sein Name groß unter den Nationen ist. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir unsern Lesern das Charaktergemälde, welches der Verf. von den ausgezeichnetesten Mitgliedern dieser Seite aufstellt, hier mittheilen wollten; auch sind dieselben durch die öffentlichen Blätter ihnen hinlänglich bekannt. „Spaltungen," — sagt derselbe S. 28 — „bestanden zwischen der linken Seite und dem linken Centrum; die gefahrdrohende Stellung des Feindes hat ihnen ein Ende gemacht; sie können nicht wiederum eintreten, jetzt, wo auf dem rauhen Pfade der Opposition man sich gegenseitige Unterpfänder der Treue gegeben hat. Die linke Seite hat ihre Anschuldigungen und vorgefaßten Meinungen vergessen; das linke Centrum Beschwerden, die es gegründet glaubte; jene hat gefühlt, daß es thöricht wäre, eine Hülfsmacht zurückzuweisen, welche die nämlichen Absichten hegt, obwohl sie auf eine andere Weise den Krieg führt; dieses hat begriffen, daß es seine Rolle nicht sey, mit Bitterkeit das Uebermaß des Eifers seiner Freunde zu tadeln und mit ihnen ernsten Streit zu beginnen wegen Worten, die oft nur lapsus linguae sind. Beide Sectionen bilden ⅔ der Versammlung, eine durch Zahl, Charakter und Talent der Personen, Achtung gebietende Minorität."

Nach Vollendung dieser Skizzen der Parteien im Innern der Deputirtenkammer, überblickt der Verf., was außerhalb derselben sie für Nutzen haben, zuerst in der Pairkammer, sodann bei Hofe, unter den Schriftstellern und in der Masse der Nation. Hier, sagt er, sind die Elemente der Stärke des gegenwärtigen Systems folgende Personen und Umstände: 1) der alte Adel; 2) die Geistlichkeit; 3) die Staatsbeamten; 4) die Neutralen; 5) die Furcht vor der Revolution und die Liebe zur Ruhe; 6) die früheren Verhältnisse; 7) die Gesetze der kaiserlichen Regierung, und 8) die heilige Allianz. Diese Elemente haben die gegenwärtige Administration zur Regierungsgewalt geholfen und gestatten es ihr, sich in derselben zu erhalten. Die Hindernisse, denen sie daselbst begegnet und die ihren Fall herbeiführen werden, sind folgende, die zugleich die Elemente der Stärke der Opposition bilden: 1) die Käufer von Nationalgütern; 2) die Männer der Revolution, d. i. die Veteranen der Republik, die Beungnadigten der kaiserlichen Regierung und ihre Race, während mehrerer Geschlechtsfolgen; 3) die gewerbtreibenden Classen; 4) die Gelehrten; 5) die Protestanten; 6) die Jugend; 7) die Clienten der vorhergehenden Minister und das Product der Exemtionen; 8) die Charte; 9) endlich die Allianz der Völker.

Der Verf. beschließt seine interessante Schrift mit einigen Bemerkungen über den muthmaßlichen Ausgang eines Kampfes, worin zweierlei Ordnungen von Ideen und Interessen sich nicht nur um den Besitz Frankreichs, sondern den der Welt streiten. Das endliche Resultat scheint ihm nicht zweifelhaft. „Der Christianismus," — heißt es S. 38 — „hat langsam und mit Mühe die Welt erobert; die liberalen Ideen, die nichts als die Entwickelung und die Anwendung der Grundsätze des Evangeliums auf die Regierung der Staatsgesellschaften sind, werden dieselben Wechselfälle erfahren und endlich den nämlichen Triumph erlangen durch den Beistand dieser erhabenen und väterlichen Vorsehung, welche das Weltall regiert."

Und hiermit schließt Berichterstatter die Analyse einer Schrift, die ihrer Natur nach und in Betracht der Zeitumstände keine weitere Kritik zuzulassen scheint.

53.

Bemerkung.

Es ist fataler Beruf, den „beschuldigenden Engel" zu machen. Zum Glück, daß meine Anklagen nicht bis zur himmlischen Canzlei gelangen, sondern wahrscheinlich in die öde Luft verhallen werden. — Es sey! —

Ich habe schon oft bemerkt, daß es den Anzeigern unserer neuen Dichter an Fontenelle's gutem Gedächtniß fehlt, um zur rechten Zeit bei ihren Prakriken das Käppchen zur Gunst alter Bekannten abzuziehen. Ist das Nachsicht mit den neuen Dichtern, oder Unbekanntschaft mit den ältern? Wenn es solche betrifft, die nicht Anspruch machen, wegen irgend einer Eigenschaft unter unsre classischen Schriftsteller gerechnet zu werden, so will ich weiter nicht rechten, obschon ein Recensent in dem Fach, was er übernommen, belesen seyn soll; allein wenn ein deutscher Dichter und Dichteranzeiger seinen Klopstock so wenig im Gedächtniß hat, daß er eine Nachbildung eines seiner bewundertsten Gedichte für ein Original hält, so verdient er doch wohl Tadel. Es beweist, daß Klopstock von unserm jungen Geschlecht nicht mehr gelesen wird — und das ist schlimm! — Der Enthusiasmus, welcher die Zeitgenossen Klopstock's bei seinem Auftreten erfaßte, konnte sich nicht auf unser junges Geschlecht fortpflanzen — er war ein Kind der Zeitumstände. Der Geist französischer Dichtkunst hatte auf dem deutschen Boden so schwerfällig süßliche Nachahmungen erzeugt, die vis und die jeux schmeckten auf dem deutschen Parnaß so nach dem leipziger Magister, auf den sie gempft waren, die baisers d'amour wurden zu so hörbaren Schmätzchen, und der Bachus sah einem Silen immer so ähnlich, daß sich das Gemüthliche unsers Volks — in dem einzig seine Nationalität zu stecken scheint — sehr unbehaglich fühlen mochte. Da trat Klopstock auf, und wie heut zu Tage nach Gott dürstende Seelen sich zum Mysticismus wenden, weil es ihnen in ihrer Kirche zu trocken zugeht, so versammelten sich damals die nach höhern Empfindungen sich sehnenden Leser, um Klopstock, der sie zu kräftigern Gefühlen emporhob. Vor dem äußersten Punct der Vergötterung mußten wir zurückkehren; aber Klopstock bot dem Dichter und dem Menschen Vorzüge genug, um zum Studium und zur Erbauung, zum Lernen und Erheben ein allgelesener Schriftsteller zu bleiben. Der Jüngling, welcher ihn nicht mit Ernst liest, beweist Vernachlässigung des Sprachstudiums, des Studiums der Geschichte unserer Literatur und Mangel an Nationalstolz, der sich in Besitz seiner Schätze zu setzen, eifrig seyn soll. Fragen wir unsre jungen Leute bis zum 25sten Jahre, wie viele von ihnen den Klopstock gelesen? — das heißt aber nicht, etwa zufällig mit einem einzelnen Gedicht bekannt geworden zu seyn. — Ein Deutscher sollte ihn und eine kleine Reihe anderer Schriftsteller so gut kennen, wie der Franzos seinen Voltaire und Racine, der Engländer seinen Milton und Shakspeare, der Italiener seinen Ariost und Tasso kennt. Bis das nicht der Fall ist, dürfen wir uns nicht rühmen, daß die Bildung unsre Nation wirklich durchdrungen habe.

Diese Betrachtungen wurden in mir durch einen Artikel in dem „Gesellschafter" aufs neue angeregt, welcher in seiner 245sten Nummer ein französisches Gedicht als Original lobt, das doch eine sehr schöne, sehr gelungene Nachahmung von Klopstock's Gedicht: „Die künftige Geliebte" ist. Wer diese nur Einmal las, mußte sich dessen beim Lesen jenes erinnern. Ich setze zum Beweise das im „Gesellschafter" angeführte Bruchstück, nebst einem von dem Klopstockischen Ge-

Digitized by Google

dicht, hier neben einander. Die Leser, welchen das berliner Blatt vielleicht nicht in die Hände kommt, werden mir für die Bekanntschaft mit dieser höchst gelungenen Nachahmung danken. Ich gestehe, daß der Franzose sogar den Charakter weichlicher Kläglichkeit, den die Liebe zu Klopstock's Zeit gerne trug, mit mehr jugendlicher Sehnsucht gehoben hat, und mir ausgeartetem Hermannssohn deshalb der Gallier besser gefällt.

Oh! si pleine d'amour de moi toujours aimée,
Une vierge eût voulu consoler mon destin;
Si d'un charme inconnu cette vierge animée
Du vallon des douleurs m'avait fait un Eden!

Viens vite, je t'attends, je t'aime, soeur des anges!
Ne me laisse plus seul au terestre séjour:
Oh viens, nous chanterons ensemble les louanges
De ce dieu, cet abyme où se perd tout amour.

Combien de fois, ainsi, même aux jour de l'enfance,
Cette amante sans nom occupa mon espoir:
Combien de fois, réveur sous l'if, qui se balance,
Je crûs la voir soudain dans la vapeur du soir.

J'entendais ses accens dans la voix molle et pure
Du cigne qui gémit sur son lac radieux,
Dans la feuille qui tombe et tristement murmure
J'entendais de ses pas le bruit mysterieux.

De doux encens des fleurs me semblait son haleine,
L'étoile la plus belle était son beau regard.

Hierauf Klopstock:

Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Daurend Verlangen, und ach, keine Geliebte dazu?
Die du künftig mich liebst (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht, eine Geliebte mir gibt)
Die du künftig mich liebst, o du aus Allen erkoren,
Sag wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam jetzt irrt!
Nur mit Einem verrathenden Laut, mit Einem der Töne,
Die der Frohen entfliehen, sag' es, einst Glückliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst? o so verhehl' es mir nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleichet;
Das aus innerster Brust Klage schnaufet, und stirbt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe,
Daß, die ich liebe, du mir unsichtbar noch bist!
Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus
Und umfasset ein Bild, ach das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich auf? wo werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!
Jener Ort, der dich hält, wo ist er? wo fließet der Himmel,
Welcher dein Aug' umwölbt, heiter und lächelnd vorbei?
Werd' ich mein Auge zu dir einst, segnender Himmel, erheben,
Und umarmt sie sehn, die aufblühen du sahst?
Aber ich kenne dich nicht! es ging die fernere Sonne
Meinen Thränen daselbst niemals unter und auf.
Soll ich jene nicht sehn? Führt nie dort ein Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal?
Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?
Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin!
Unbesiegbare Lust, ein süßer begeisternder Schauer.
Eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel;
Und, o ich sehe sie! mitweinende, weibliche Zähren.

*) Anspielung auf einer bekannten Stelle in Tristram Shandy.

Dieses reicht hin, um in Klopstock's Gedicht das Original von dem französischen zu erkennen. Der deutsche Anzeiger, welcher der Hoffnung lebt, daß die Franzosen endlich anfangen sich zur Romantik zu bequemen, schließt mit Anführung eines französischen Verses, in dem er freudig wahrnimmt, daß sie sogar anfangen, dunkel und unverständlich zu werden! Das sind Fortschritte auf der Bahn der Vollkommenheit, über die sich die alten Akademiker im Grabe umkehren könnten! — 76.

Miscellen.

Die Zweifel, welche man — wie wir in Nr. 251 dieser Blätter bemerkten — gegen die Echtheit der in London öffentlich ausgestellten Seejungfer nothwendig erheben mußte, sind bei genauerer Betrachtung bestätigt worden. Ein Beobachter spricht in derselben englischen Zeitschrift, woraus wir jene Nachricht entlehnt haben, nach einer wiederholten und, so viel das Glasgehäuse erlaubte, sorgfältigen Beschauung, seine Ueberzeugung aus, daß das Ganze nichts als eine mit erstaunlicher Kunst gemachte Zusammensetzung von Gliedmaßen verschiedener Thiere ist. Die Geschicklichkeit der Sinesen und Japaner in der Verfertigung solcher Truggestalten ist bekannt, und ohne Zweifel ist die Seejungfer auf eben jener indischen Küste, wo sie angeblich gefangen werden ist, verfertigt worden. „Wir gehören nicht zu denjenigen", sagt der englische Berichterstatter, „die deswegen, weil sie noch keine bestimmten Beweise von dem Daseyn eines außerordentlichen Wesens haben, so weit in ihrem Zweifel gehen, die Möglichkeit desselben zu leugnen, und halten es vielmehr für wahrscheinlich, daß die Tiefe des Meeres Thiere enthalte, die entweder gar nicht auf die Oberfläche des Wassers kommen, oder doch nur selten dem menschlichen Auge erscheinen." Ein Naturforscher, setzt er hinzu, braucht diese Seltenheit nur fünf Minuten anzusehen, um darüber ein Urtheil zu fassen. Er versichert, der Eigenthümer habe nicht um die Täuschung gewußt, und Jedermann in Indien, selbst den einsichtsvollen Thomas Raffles, Verfasser eines geschätzten Werkes über Java, nicht ausgenommen, habe die sonderbare Gestalt für echt gehalten.

— Es ist auch in diesen Blättern von den gelungenen Versuchen englischer Künstler, in Stahl zu stechen, bei Gelegenheit der Fortschritte der Siderographie die Rede gewesen. Neuerlich hat man aber auch Stahlplatten zu Arbeiten in schwarzer Kunst (Mezzotinto) gebraucht, und den ersten glücklichen Versuch machte Lupton, der dafür von der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste die goldne Denkmünze erhielt. Bekannt genug ist, daß man schon vor Zeiten die Kunst kannte, mit dem Grabstichel in weichen Stahl zu arbeiten, wie die feinen Verzierungen auf alten Rüstungen und Waffen beweisen; aber die Erfindung, in schwarzer Kunst auf Stahl zu arbeiten, gehört unsern Tagen an und ist erst wenige Monate alt. Was bis jetzt darin geleistet worden ist, hat alle Weichheit und Schönheit von Kupferabdrücken. Man ist jetzt beschäftigt, Stahlplatten in Mezzotinto der schärfsten Probe, hinsichtlich der Zahl der Abdrücke, zu unterwerfen. Im Kleinen soll man es schon bis zu einigen tausend Abdrücken gebracht haben; da bekanntlich bei Kupferplatten nicht selten, aus unbekannten, und daher nicht zu verhütenden Ursachen, schon der dreißigste Abdruck mißlingt. Lupton hat jetzt ein Bildniß nach Reynolds in schwarzer Kunst gearbeitet, und will davon 1500 Abdrücke machen. Ein Künstler, aus dessen Aufsatz in einer englischen Zeitschrift wir diese Nachricht entlehnen, sah den sechshundertsten Abdruck und fand ihn eben so gut als den ersten. 134.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 276.

2. December 1822.

Die Herzogin von Montmorenci. Ein Roman von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest. 3 Theile. Leipzig bei Hartmann.

Man ist bei der Frau Baronin v. Fouqué gewohnt, wahre und überaus scharfsinnige Schilderungen der höhern Stände, ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse, ihrer Denk- und Handelsweise zu finden, und man wird das Erwartete auch in diesem neuesten Roman, mit Geist und Zartheit aufgestellt, gewahr werden. Gebricht auch der Verfasserin nicht eigentlich der sichere Tact für das rein Menschliche, so ist das Conventionelle doch der Kreis, in welchem sie sich am freiesten bewegt. Ihre Gestalten aus dem Bürgerstande, dem Volk, sind nicht so wahr, wie die aus den Hofzirkeln; jene tragen öfters etwas Uebertriebenes und Unsicheres an sich, und selbst bei den in ihrer Art gelungensten spürt man fremdartige Bestandtheile, welche verrathen, daß die Verfasserin Menschen aus einer ihr unbekannten Welt, die sie nur aus Ueberlieferung und Combination kennt, darstellte, wo denn mitunterlaufende Unklarheiten unvermeidlich waren.

Die vornehme Welt in diesem Buche dürfte den Leser der nicht privilegirten Stände den stolzen Pharisäergedanken einhauchen: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser einer;" aber dennoch ist es eine anziehende, denn auch ohne sittliche Würde kann ein Gegenstand interessiren, und sie und ihre Stellung (um einen Lieblingsausdruck der Frau Baronin zu gebrauchen) zu einander treu, lebendig, nicht unwahr, und doch nicht zurückstoßend, consequent in der Incosequenz zu schildern, war sicherlich eine eben so schwierige als glücklich gelöste Aufgabe. Die schöne Herzogin und ihre Umgebung hat noch überdies das Verdienst, gedrängt, warm und ungeziert in der Rede zu seyn; eine Tugend, die nicht allen ihren Geschwistern eigen ist.

Die Verfasserin führt uns an den Hof Königs Karl IX. von Frankreich, in ein wirres Getreibe, unter berüchtigte und berühmte Menschen. Katharina von Medicis, die Guisen, und vor allen der König, sind von der vollendetsten Zeichnung, keine ekelhaften Scheusale, noch weniger in dem Grade idealisirte Gestalten, daß die Identität mit der wirklichen geschichtlichen Person darunter litte. Die Mediceerin kennt keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, bös und gut; nicht blos um ihrer Herrschsucht zu fröhnen, den König sich unterthänig zu halten, das Glück ihres Lieblingssohnes, des Herzogs von Anjou, zu befördern, wechselt sie ihre Meinungen, hängt bald dieser, bald jener Partei an, sondern sie erhebt und stürzt auch deshalb, weil sie nur in der allgemeinen Verwirrung Zufriedenheit genießt, und ihr Lebensäther die Intrigue ist. Erst dann gedeiht sie recht, wenn sie die vielfarbigsten Fäden nach Belieben schürzt, um diesen oder jenen zu umgarnen, ohne zu bedenken, daß sie nicht jeden geknüpften Knoten wieder zu lösen vermag, und daß das Netz ihren Händen entschlüpft, ehe sie es meint, ja sie selbst einzufangen droht. Ist ihre Tochter Margarethe von Valois, der die oberflächliche Gutmüthigkeit, der jede bessere Regung in ihr erstickende Leichtsinn so zierlich ansteht, nicht so verdorben wie Katharina, sind ihre Damen nicht so durch und durch rachsüchtig und boshaft wie die Medicis, so haben sie doch, gleich ihrer Gebieterin, keine Ahnung mehr von Unschuld des Herzens; der Begriff wahrer Liebe, göttlichen Ursprungs, ging ihnen verloren. Was sie Liebe nennen, ist nur ein Zeitvertreib, ein witziges Spiel, das blos den Verstand und die Sinne, höchstens die Einbildungskraft beschäftigt. Darum sind in ihren Augen Tugend und Sittlichkeit lächerliche Undinge, Eigennutz und Vergnügungssucht die einzigen, alles regierenden Triebfedern. Darum halten sie die Sprödigkeit der Herzogin von Montmorenci gegen den König für eine Maske, die vorgenommen wurde, um ihn noch mehr zu entflammen, oder wohl gar das Einverständiß mit ihm zu decken; und wenn man ja es glaubt, daß sie ihn unerhört ließ, so schiebt man ihr doch andere Beweggründe unter, meint, ihr Herz, oder vielmehr ihre Phantasie sey für einen andern Gegenstand aufgeschlossen, denn daß eine Ehefrau Pflichten gegen ihren Mann habe, daß selbstsüchtige Neigungen und Kokettenkünste einer reinen weiblichen Seele nicht geziemen, daß sie den Schein wie das Seyn zu meiden habe, daß ein wahrhaft unschuldiges Gemüth vor der Schuld, der Lasterhaftigkeit, wie und bei wem sie sich auch ausspricht, zurückbebt: das sind Dinge, welche Katharinens Zöglinge nicht begreifen können. Daß die gedankenlose, oder geheuchelte Leichtfertigkeit keine sich brüstende Ruchlosigkeit wird, vielmehr sich als zierlichste Tändelei äußert, war von einer Schriftstellerin, wie Frau von Fouqué, zu erwarten. Sie hat Margarethen mit jedem Reiz ausgestattet, sogar ihr die Fähigkeit, wahrhaft zu lieben, gegeben, und ahnen lassen, wie anders, wie sogar auch sittlich sie sich würde entwickelt haben, wenn die Liebe

zu Heinrich von Guise nicht in der Blüthe geknickt, die Verbindung mit ihm abgebrochen worden wäre.

Höher geartet ist Karl IX., schön und edel von der Natur begabt; aber gerade weil er keine flachen Neigungen und Triebe besaß, wurden die falschen Richtungen, die er absichtlich erhielt, so ganz und gar vernichtend, jede Tugend in ihm zum Laster verkehrt; Verschwiegenheit verzerrt sich zur Falschheit, Muth zur Grausamkeit, seine Lebhaftigkeit steigert sich bis zum Wahnsinn. Katharina verdarb ihn aus Selbstsucht wissentlich, war aber auch unfähig, das Bessere in ihm zu begreifen, naturgemäß herauszubilden. Für die Schwächen der Menschen besaß sie den richtigsten Tact, wählte und lenkte klüglich die Handhabe, an der sie zu fassen, zu regieren waren, das Göttliche in ihnen ahnete und glaubte sie nicht einmal, wie konnte sie wohl dafür erziehen!

Karl ist verloren, als Maria von Montmorenci, von ihrem reinen Gefühl überwältigt, unklugerweise ihn errathen läßt, daß sie ihn durchschauet, daß sie Zeugin seiner verbrecherischen Wuth war, und daß sie mit Entsetzen sich von ihm wende. Trübe Schwermuth, menschenverachtender Hohn, Zerfallenheit mit sich selbst, die ihn so sehr quält, und Ursache ist, daß er auch andern ihren Frieden verkümmert, aus dem dunkeln Glauben, daß sein innerer Zwiespalt sich einigen werde, wenn er seine Umgebung nicht mehr mit neidischen Auge zu betrachten habe, gewinnt mehr und mehr die Oberhand in ihm; und als ihm nun endlich die Ueberzeugung aufgedrungen wird, Coligny handle unredlich gegen ihn, da er sich von dem einzigen Wesen, das er liebt, verachtet sieht, und den einzigen, das er achtete, betrogen wähnt, da springt die letzte Faser, die ihn noch mit der Menschheit zusammenband, er glaubt sich einen Verworfenen, zum Teufel Bestimmten, der Wahnsinn regt sich mächtiger in ihm, mit dem Blut der Ketzer wähnt er den Brand in seinem Innern zu löschen; vergebens. Gräßlicher nagen die Flammen der Hölle an seinem Herzen nach der schaudervollen Bartholomäusnacht; ängstigten ihn die lebenden Feinde, so ängstigen ihn noch weit mehr die Geister der Erschlagenen; er empfindet schon auf Erden die Qualen der Verdammten. Man darf es der Frau von Montmorenci nicht verübeln, wenn sie in dem hassenswerthen Verbrecher auch den unglückseligsten aller Menschen sieht und ihn aufrichtig bemitleidet. Sein Tod in ihren Armen ist von rührender Milde und Versöhnung. Im Sterben kehrt ihm die volle Vernunft wieder, er scheidet gesühnt und in Frieden, reuig und gläubig an die Gnade der allbarmherzigen Liebe; dort oben, meint er, seyen alle Parteien eins, und Jesus allein der Bleibende.

Nur angedeutet konnte die Enträthselung und Motivirung dieses unklaren, wunderbar gemischten Charakters seyn, aber es geschah mit weiblicher Beobachtungsgabe und männlicher Philosophie. Wir entschuldigen Karln nicht, aber unser Billigkeitsgefühl fordert uns auf, den Verirrten zu beklagen, der durch misgeleitete Erziehung und die Einwirkungen bösartiger Gewalten, statt ein weiser und großer Fürst, ein Fluch der Völker wurde.

Marie von Montmorenci, in ihrer sanften Weiblichkeit, ist von der schönsten besänftigendsten Gegenwart, der Anblick dieser edlen Frau erquickt wie die heitere ruhigere Morgenfrühe nach einer stürmischen Nacht, in der alle Elemente tobten. Nothgedrungen muß sie an den verhängnißvollen Verirrungen und Machinationen, welche die Bartholomäusnacht bedingten, so wie an ihren Gräueln selbst Theilnehmerin und Augenzeugin seyn. Unbefleckt erhält sie in den verwickeltsten Lagen ihre Herzensunschuld, ihr tiefes Gefühl, ihren reinen Sinn und Wahrhaftigkeit, die von keinem Deuteln und Feilschen weiß. Vor ihrem Gemahl Geheimnisse zu haben, hält sie für unerlaubt, und zwar sind es keine halben Vertraulichkeiten, wenn sie ihm ihr Herz in seinen Tiefen erschließt. Auch zeigt sich der Marschall von Montmorenci ihrer ganzen Achtung würdig; vielleicht Guido von Laval, ihr Jugendgeliebter, nicht ganz in dem Maß ihrer Liebe, er ist zu sehr skizzirt, zu wenig in Verhältnisse gesetzt, die ihm Gelegenheit gäben, sich als etwas mehr als einen feurigen, muthigen, eifrigen jungen Mann, wie es deren zu allen Zeiten gab und gibt, zu bewähren. Wir müssen mehr auf Treu und Glauben annehmen, daß Guido dieselbe Stufe der Vollkommenheit erreichte wie Marie, als daß wir uns davon überzeugten. Erscheint diese Dame nun überall in jeder Lage mit Würde und Anstand, obgleich nicht immer mit Klugheit, auch nachahmungswerth an schöner Duldung, die sie, die eifrige Katholikin, gegen die Bekenner der neuen Lehre übt, so ist ihre Liebenswürdigkeit doch am hinreißendsten in gewissen Stellen, wo sie ihren Empfindungen Worte gibt, wie gleich in der ersten Unterredung mit Fräulein von Hauteville, in spätern Selbstbetrachtungen, in den Gesprächen mit dem König und Laval. Das erste Wiedersehen dieses Mannes nach langer Trennung und unter ganz veränderten Umständen erschüttert sie bis ins Innerste, und daß der König allein sie erräth, ist ein feinpsychologischer Zug, ein Beweis der untäuschbaren Scharfsichtigkeit echter Liebe.

In Fräulein von Hauteville ist gleich eine ganze Gattung von Frauen dargestellt, deren es unter den vornehmen Französinnen in den bürgerlichen Kriegszeiten so manche gab. Unglücklich in der Liebe und der Ehe, den Zweck ihres Lebens, ihre Bestimmung verfehlend und verkennend, suchen sie durch nutzlose Thätigkeit sich zu entfliehen, in die Politik zu pfuschen, sich einzubilden, wirksam und unentbehrlich zu seyn. Mit Heftigkeit ergreifen sie Partei, öfter nach Launen des Augenblicks, als nach den Gesetzen der Vernunft handelnd; führen sie ihre Streiche auch nur gegen die Luft, so sind sie schon zufrieden, wenn sie nur kämpfen, sich enthusiasmiren, sich anstrengen und andere aufregen. Fräulein von Hauteville ist solch ein kalter Brand, immer in Leidenschaft, gern in steter Unruhe, dabei zagend und schwankend, sich nicht für die Hugenotten erklärend, und doch überaus heftig gegen die Gegenpartei losziehend. Nicht

Gemahl von Hofmeister, mit Katharina von Winkel, und ihre Tochter ist die Frau Hedwig Hofmeister, mit welcher sie auch in Gemeinschaft lebt. Sie ist 1 Jahr älter als ich. Ihr Vater starb, Gemahl und Tochter besuchen uns oft, und wir sie. Sie ist eine gute Frau, ich habe sie lieb und sie mich. Sie gehören zu meinen Freunden. Ich weiß, daß sie mich gern sieht, und ich bin es ihr gleichfalls. Ihr Haus ist mir offen, ich gehe ein und aus. Ihr Gemahl ist ein Mann, der mir sehr gefällt, ich achte ihn sehr und habe ihn lieb.

Am Montag, Dienst der Gräfin Gerhard von Neuhaus, Gemahlin des Grafen Gerhard von Neuhaus, Herrn auf Neuhaus, Bergen und Neuhaus, Gemahl Hedwig Hofmeister, geb. von Winkel, Tochter Hedwig Hofmeister, geb. von Winkel, Gemahl von Herrn Hofmeister, mit welchen sie in Gemeinschaft lebt, Frau Hedwig Hofmeister, 1 Jahr älter als ich, ihr Vater starb, Gemahl und Tochter besuchen uns oft, und wir sie, sie ist eine gute Frau, ich habe sie lieb und sie mich, sie gehören zu meinen Freunden, ich weiß, daß sie mich gern sieht, und ich bin es ihr gleichfalls, ihr Haus ist mir offen, ich gehe ein und aus,

welcher sein Leben schonte, und ihn in sein Erzbisthum York, mit 4000 Pf. St. jährlichen Einkünften, verwies.

Zwei ganzer Jahre hatte jetzt Heinrich vergeblich beim Papst um die ersehnte Scheidung nachgesucht. Ueberzeugt von der Fruchtlosigkeit aller neuen Versuche, theilte er dem Parlamente (1532) die ihm günstigen Gutachten mehrerer Hochschulen mit. Eine Deputation des Hauses ermahnte die Königin, sich den göttlichen Gesetzen zu unterwerfen. Da Katharina hierauf antwortete, sie sey entschlossen, auf ihrem bisherigen Benehmen zu beharren, so ließ der König ihr andeuten, Windsor, wo sie bisher wohnte, zu verlassen. Sie gehorchte ohne Murren und zog sogleich nach More-Park und in der Folge nach Cast-Hamstead, indeß der König, mehr als jemals unentschlossen, einige Zeit in gänzlicher Zurückgezogenheit lebte und sich mit Auffindung eines schicklichen Mittels zur Ausführung seines Vorhabens beschäftigte.

Bis zu dieser Zeit waren dem Könige die Meinungen der Protestanten ziemlich gleichgültig; aber die Unbiegsamkeit des Papstes ließ ihm keine andere Hülfe übrig, als die Grundsätze der Reformation anzunehmen. Er entzog dem päpstlichen Stuhle die Abgabe vom Pfründenertrage des ersten Jahres und sagte sich vom päpstlichen Supremate los. Zu dem Ende beschloß er, eine Kirchenversammlung zu berufen und einen Patriarchen, nach Art des griechischen Kaiserthums, wählen zu lassen; aber er wünschte bei diesen großen Unternehmungen die Hülfe Franz I. Von diesem war ihm schon in ihrem geheimen Briefwechsel gerathen worden, sich mit Annen unmittelbar zu vermählen; allein Heinrich wollte seinen Entschluß hierüber bis nach einer Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich, die in Calais Statt finden sollte, aufschieben. Immittelst verbrachte er die Zeit vorzüglich in Anna's Umgange und machte mit ihr mehrere Reisen nach seinen Landsitzen, auf denen sie von Damen des ersten Adels begleitet und wie eine künftige Königin behandelt wurde. Bei dem Allen hatte Anna keinen leichten Stand. Um den König zu unterhalten, mußte sie seinen Gelüsten nachgeben, jagen, stets von einem Orte zum andern reisen, ihn durch ihr Spiel und Gesang aufheitern, ohne doch dabei ihrem Rufe zu schaden. Gleichwohl waren damals die Meinungen des Hofes über sie sehr getheilt: Einige glaubten sie heimlich verheirathet; Andere hielten sie für des Königs Beischläferin; noch Andere trauten mit Recht Annen zu viel Ehrgefühl und Umsicht zu, um zu vergessen, was sie sich selbst schuldig sey, und alle Vortheile ihrer Lage aufs Spiel zu setzen.

Um dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit einen Rang zu verleihen, der die Volksmeinung auf die hohe Bestimmung Annas vorbereiten sollte, erhob Heinrich sie mit großer Feierlichkeit zur Marquise von Pembroke. Es ward ihr eine aus Damen von hohem Adel bestehende Hofhaltung eingerichtet, und sie begleitete den König auf der Reise nach Calais. Die Herzöge von Suffolk, Norfolk und Richemond, so wie der Graf von Surrey waren im Gefolge Heinrichs, der mit Franz I. in Boulogne zusammentraf, welcher ihn nach einer prachtvollen Aufnahme nach Calais begleitete.

Hier ward in dem von Heinrich bewohnten Hause ein glänzendes Fest gegeben, wobei zwölf Damen in Charaktermasken ein Ballet tanzten. Eine derselben forderte hierauf Franz I. zum Tanz auf. Er nahm die freundliche Einladung an und erkannte, als die Dame ihre Maske ablegte, in der Marquise von Pembroke jene Anna Boleyn, die er am französischen Hofe so frohsinnig, launig und vergnügungslustig gekannt hatte, ohne zu ahnen, daß sie einst eine Krone zu tragen bestimmt sey. Er behandelte sie mit ehrfurchtsvoller Galanterie und beschenkte sie, bevor er von Heinrich Abschied nahm, mit einem Schmuck, 50,000 Fr. an Werth.

Es ist sonderbar, daß man bis auf den heutigen Tag die Zeit und den Ort der Vermählung des Königs mit Anna Boleyn nicht weiß. Einige sind der Meinung, sie sey in Calais, Andere in Dover vollzogen, und noch Andere behaupten, Dr. Lee habe am 1sten Januar 1533 die Trauung verrichtet.

Katharina ward vor eine bischöfliche Versammlung in Dunstable, wo sie residirte, geladen, stellte sich aber nicht, ward daher, wegen ungehorsamen Außenbleibens verurtheilt, und Cranmer sprach das Scheidungsurtheil aus.

Heinrich beschäftigte sich nun, nachdem er alle Hindernisse beseitigt hatte, mit der Krönung seiner Gemahlin, — einem Feste, durch dessen Glanz und Großartigkeit er dem Volke imponiren wollte. Dreißig Jahre waren seit der Krönung Katharinens von Arragonien vergangen. Bei dieser politischen Heirath war viel Prunk gezeigt worden; aber Eleganz und Geschmack zeichneten die Erhebung einer angebeteten Frau aus, die in der Blüthe der Schönheit stand, deren romanhafte Geschichte der Gegenstand der Gespräche von ganz Europa war, und die durch ihre Thronbesteigung in mancher Hinsicht das Nationalsystem änderte.

Die junge Königin schiffte sich in Greenwich auf einer Barke ein, von funfzig andern Fahrzeugen begleitet, welche prächtig verziert waren und deren Segel aus Goldstoff und Seide bestanden. Anna saß, aufs prächtigste gekleidet, in der Mitte ihrer Frauen. Auf hundert andern Barken befand sich der Adel. Der Fluß war mit Fahrzeugen bedeckt, und alle Bewohner Londons waren an die Ufer der Themse geeilt, um ihre junge Königin beim Tower landen zu sehen.

Tags darauf ließ sich die Königin in einer offnen Sänfte durch die Straßen der Hauptstadt tragen, am folgenden Morgen hielt sie die lange ermüdende Krönungsfeierlichkeit aus, nach deren Endigung sie unter einem Thronhimmel Tafel hielt, bei der die ersten Pairs des Reichs ihr aufwarteten.

Nach der Mahlzeit reichte ihr der Lord Mayor nach altem Herkommen Hippocras in einem goldenen Kelche. Sie setzte ihn an die Lippen und gab ihn mit anmuthsvollem Danke zurück. Der Gebrauch erlaubte dem Könige nicht an dieser Feierlichkeit Theil zu nehmen; aber er saß hinter einer Glasthüre, und ergötzte sich, von Annen unbemerkt, mit den fremden Gesandten an diesem Schauspiele.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Nachricht.

Von diesem Blatte erscheint, außer den Beilagen, täglich (Sonntags ausgenommen) eine Nummer, oder im Jahr im Ganzen 300 Nummern. Der Preis für den ganzen Jahrgang ist pränumerando 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr. und für das Vierteljahr 3 Thlr. Sächs. Währung. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. 6 Pf. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; eben so alle Postämter. Hauptspeditionen in letzterer Hinsicht haben die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, die königl. preuß. Grenz-Postämter in Erfurt und Halle und das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg übernommen. Der Preis bei den Postämtern darf nach Billigkeit in einem Umkreise von 50 — 60 Meilen nicht erhöht werden. — Beiträge für das Blatt werden an den unterzeichneten Redacteur desselben adressirt. Für einzelne freiwillige Zusendungen und Mittheilungen wird kein Honorar vergütet. Mit den festen Mitarbeitern aber wird über ein solches contrahirt, und solches viertel- oder halbjährlich berechnet.

Noch wird bemerkt, daß die 3 Jahrgänge oder 6 Bände des Literarischen Wochenblatts (d. J. 1818, 1819 und 1820) zusammen für 12 Thlr. erlassen werden. Einzeln kostet dagegen der Band 4 Thlr.

Leipzig den 1. December.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Redacteur.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 277.

3. December 1822.

Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Herausgegeben von Büsching. Zweiter Band. Breslau 1822.

Die Leser des Lit. Conv. Bl. erinnern sich gewiß der Auszüge, welche wir zur Anzeige und Empfehlung des ersten Theiles dieses anziehenden und reichhaltigen Sittengemäldes gegeben haben, und sie werden bei der Erscheinung eines zweiten Bandes vielleicht unsern Bericht nicht abgewartet haben, um sich den Genuß des Ganzen zu verschaffen. Wahrscheinlich hat auch Göthe's Würdigung dieser einfältig treuherzigen, gewissenhaft vollständigen und pedantisch pünctlichen Selbstbiographie das Ihrige zu der Verbreitung des Buches beigetragen, und wir verweisen den Leser, dem dieses Urtheil noch nicht zu Augen gekommen ist, auf die Vorrede zu dem deutschen Gil Blas. Die unfreundliche Stimme, welche sich in der Leipziger Literatur-Zeitung gegen das harmlose Werk erhoben hat, wird in der Vorrede des vorliegenden Bandes in ein sehr zweideutiges Licht gesetzt, und scheint aus persönlichem Uebelwollen gegen den Herausgeber geflossen zu seyn. Dennoch hat derselbe eine Bemerkung dieser Recension beherzigen wollen, und daran hat er wohl gethan. Er findet nämlich selbst, daß der Titel für das schlichte Buch geziert sey, und leugnet nicht, das er ihn in buchhändlerischer Absicht wählte, um durch einen anziehendern Titel, wie er glaubte, einen bedeutendern Verkauf und so einen Vortheil mehr für die Casse des Vereins für Geschichte und Alterthümer Schlesiens herbeizuführen. Eine patriotisch gemeinnützige Absicht! — aber dem deutschen Buchhandel und Publicum macht dieses Bekenntniß eben kein Compliment.

Wir gehen zu der Musterung des Inhalts über. Der zweite Band beginnt mit dem andern Memorialbuche Schweinichen's, welches mit Anno 1579 *) anhebt, und, seinem Versprechen gemäß, so lange ihm Gott sein Leben fristen wird, fortgesetzt werden soll.

„Fange also im Namen Gottes des 79sten Jahres den 1sten Januar an, wo ich das 78ste Jahr gelassen, nehmlich zu Güstrow in Mecklenburg, gleich im Aufbruch von dannen, in meiner Raths-Stelle und Hofmeister-Amt-Dienst, Gott gebe mir seinen Segen u. s. w."

Von Güstrow geht Herzog Heinrich über Fehrbellin nach Fürstenwaldau, wohin der Churfürst ihn beschieden hatte. Schweinichen treibt hier diplomatische Geschäfte, und proponirt dem Churfürsten, was sein Herr begehrt, nämlich, er möge ihm einen Gesandten an den kaiserlichen Hof zum Beistand zuordnen. Alsdann, nachdem er sich drei Räusche getrunken, wird er als Abgesandter nach Liegnitz geschickt, um die Gemahlin Herzog Heinrichs abzuholen, und nach Berlin an den churfürstlichen Hof zu bringen. Aber Herzog Friedrich, der bekanntlich schon 1576 vom Kaiser zur Regierung berufen worden war, läßt den Gesandten nicht zur Herzogin auf das Schloß, und meint, es seyen an dem churfürstlichen Hofe Practiken gegen ihn vorhanden. Der Gesandte unterhandelt also heimlich in der Karthause mit der Herzogin, die ein Kleinod versetzen muß, um Reisegeld nach Berlin zu gewinnen. In Hernsdorf kehrt Schweinichen bei der Jungfrau Margarethe Schellendorf ein, und vernimmt, daß sie in den sechzehn Wochen seiner Abwesenheit sich keinem Andern versprochen, worüber er zwar sehr erfreut ist, aber dennoch seinen gänzlichen Willen weder der Jungfrau noch der Mutter vermerken läßt. In Hanau kömmt unversehens Herzog Heinrich von Berlin an, und nun geht die Reise mit mancherlei Noth und Verlegenheit, ja sogar ohne Rausch, nach Prag. Von da aus muß Schweinichen nach Liegnitz, um Geld einzutreiben, und vergißt dabei nicht, gelegentlich die Jungfrau in Hernsdorf zu besuchen. Die Geldnoth wächst von Tage zu Tage, und Schweinichen kömmt vor Hin- und Herreiten auf Borg und Versatz nicht zu sich selbst. Besonders merkwürdig ist der Versuch bei dem Herrn von Schwainburg, S. 22:

„Des andern Tages, wie ich wieder gen Prag ankommen war, schickten J. F. G. mich bald wieder zum Herrn von Schwainburg, neben einem Juden. Derselbige Herr hatte durch den Juden practiciren lassen, wo er Fräulein Aemilia bekommen möchte, so wollte er 10,000 Thaler J. F. G. leihen. Nun waren J. F. G. wohl geneigt, daß sie ihm das Fräulein gegeben hätten, aber das Fräulein hatte nicht Lust zu ihm; nichts weniger sollte der Jude es fort continuiren, und ich sollte inmittelst den Herrn wegen der 10,000 Thlr. Darlehn ansprechen. Wie ich nun dahin komme, fand

*) Wunderbar genug hat die Ueberschrift den Druckfehler 1597.

ich zwar, daß es zuging wie beim reichen Manne, da alles vollauf ist, und stackte in jedem Winkel eine H..., und der Herr hatte die Fr..... dazu; war auch ziemlich alt. Wenn ich aber sonsten mit dem Herrn gar wohl bekannt, und er mir viel seinen H...stand rühmet, mich auch zu seinem räudigen H....frauenzimmer beim Trunk führet, gedachte ich solches gegen den Herrn, daß er, wo die Heirath mit meines Herrn Tochter, dem Fräulein, sollte fortgehn, er diese Tische Mäuslein alle von sich thun werde müssen. Darauf verstund ich so viel, daß dem Herrn um das Fräulein nichts zu thun war, sondern liebte seine H....frauenzimmer mehr, als das fürstliche; derowegen mir ferner darinnen zu handeln nicht gebühren wollte, befand aber, daß der Jude aus seinem eigenen Vorsatz, bei meinem Herrn eine Verehrung zu erlangen vor geblauen hätte. Ob ich nun wohl wegen der Darleihung der 10,000 Thlr. alles Fleißes anhielt, war doch bei ihm nichts zu erhalten, außerhalben, daß er bewilligt, neben einem andern Herrn für 500 Thlr. Bürge zu werden. Nahm also meinen Weg mit dieser Verrichtung wieder zurücke, lag 3 Tage stille allda, und war sonsten wohl traktiret, hatte 7 Thaler Zehrung, damit mußte ich hin und wieder, als 38 Meilen zehren. Was ich aber dem Juden im Rückwege für Possen mitspielete, davon ist nicht zu sagen. Wenn er des Morgens seinen Sack anzog und sein Gebet that, da sie sich denn nichts irren lassen, zog ich ihm die Kappen über den Kopf und band zu, ließ ihn zu ganzen Stunden also liegen. Item, die harten Eier, so er sich auf der Reise selbst gesotten hatte, ließ ich ihm mit Speck schmieren u. s. w."

Nach Schweinichen's Rückkehr geht es an das Versetzen der herzoglichen Kleider und Kleinodien; zuerst springen einige Hutbänder, Gürtel, Becher, Ringe ꝛc., und, nach einer kurzen Erleichterung durch 400 Thaler Deputatgelder, welche Herzog Friedrich vor der Zeit auszahlen läßt, folgen Perlen, goldene gestickte Hosen, Bettvorhänge u. dergl. m. Endlich zieht die Herzogin selbst auf Borg aus, und schafft auch eine kleine Hülfe von einem kinderlosen, reichen Edelmann, dem Herrn von Neuhaus auf Tillis. Aber dieses Alles ist wie Wasser ins Feuer gegossen, und endlich wird sogar der Kaiser angegangen, der auch wirklich dem bedrängten Herzog 350 Thaler auszahlen läßt.

Gegen Anfang des Jahres 1580 nimmt Schweinichen Urlaub und geht von Prag nach Hause, um das Schuldenwesen seines Vaters in Ordnung zu bringen. Zur Zehrung auf der Reise empfängt er von seinem gnädigen Herrn 2 Thaler. In der Heimath findet er dieselbe Noth und Bedrängniß, der er in Prag entgangen ist; aber er vertreibt sich die Grillen zuweilen im Hause der schönen Jungfrau zu Hernsdorf, besucht auch eine Hochzeit, wo es viele Unfläter gab, und kehrt unverrichteter Sachen nach Prag zurück, wo die alte Wirthschaft in dem Hause seines Herrn fortdauert. Doch vermag der Kaiser den Herzog Friedrich, seinem entsetzten Bruder 1000 Thaler Deputat auszuzahlen, 500 Thaler baar, und 500 an Fleischer, Fischer und Brauer für rückständige Schulden; und als diese und einige andere Unterstützungen, Anleihen und Versetzgelder aufgezehrt sind, wird der päpstliche Nuntius in Anspruch genommen, und dieser verspricht sogleich Hülfe, nämlich vor der Hand 1000 Gulden, und fügt die Verheißung hinzu, daß der Herzog alsbald wieder in sein Fürstenthum solle eingesetzt werden, wenn er die alte katholische Religion annehmen, und in seinem Lande fortpflanzen wolle. Aber der Herzog verräth seine Religion auch in dieser größten Noth nicht, „und obgleich nichts zu speisen da war, auch den Pferden kein Futter mehr konnte gegeben werden," so antwortet er doch: „Was liegt mir an dem losen Pfaffen? Will er mir nicht Geld leihen, so mag er es lassen. Ich will Geld haben, wenn der Teufel wird den Pfaffen geholt haben." Bald darauf restituirt der Kaiser den Herzog Heinrich in sein Fürstenthum, und sofort reist dieser mit kaiserlicher Unterstützung nach Liegnitz ab, wo er einen stattlichen Einzug hält. Bei den Festlichkeiten dieser Tage ist natürlich mancher Rausch aufzumerken gewesen. Herzog Friedrich zog nun nach Hanau, um dort Hof zu halten.

Die liegnitzer Hofhaltung wird in der Folge genau beschrieben; daneben hat Schweinichen mancherlei von seinen Händeln und Sendungen zu berichten, deren Hauptsache immer darauf hinausläuft, daß er Geld schaffen soll. „Die Zeit waren J. F. G. lustig und guter Dinge, ließen einen Hund schlafen und sorgen, vermeinten nicht anders, sie wären ganz frei im Rosengarten; denn die Trommeter mußten täglich, neben der Kesseltrommel, zu Tische blasen, und beineben täglichen mit Ring-Rennen, Spatzirenreiten und sonsten Kurzweilen, Tanzen oder Saufen, lustig sein. Es fiel nun Mangel vor, was es wollte, so sagten J. F. G.: Hans, verschaffe es, verordne es, bringe zu Wege ꝛc."

Gegen Ende des Jahres 1580 frägt Schweinichen seine Freunde um Rath, ob er die Jungfrau zu Hernsdorf heirathen solle, und diese sagen: er solle in Gottes Namen anfangen und fortfahren. Das folgende Jahr hebt unser Ritter sehr ernst und gottesfürchtig an. Er thut sein Gebet zu Gott, er möge ihm ins Herz geben, ob er das christliche Werke der Ehe anfangen solle, und sich Jungfrau Margarethe Schellendorf zur Frau nehmen. „Nun kann ich mit Bestand sagen, daß unter der Predigt mir in mein Herz kam, als ob es mir in ein Ohr geraunet würde: Nimm den Herzog mit dir und bitte um die Jungfrau, und fahre auf dem Schlitten naus; so du aber des Morgens nicht kommst, so ist dir die Jungfrau nicht beschereet. Folgende Nacht kam mir ebenfalls, gleich als wenn es wieder mich gesagt würde, vor: Zeuch gen Hernsdorf und bitte um die Jungfrau." Wie die Stimme im Wachen und Träumen geboten, so geschieht's, und Werbung, Verlobung und Hochzeit

Schon Hamlet will plötzlich Schauspieler, und werden seine Reflexionen. Und von Schauspielern, wenn man von ihnen spricht, wird man sofort Reflexionen. Wenn Schiller Maria Stuart in Fotheringhay, Thomas Carnebuse Maria Stuart in Fotheringhay, Ludwig Devrient Maria Stuart in Fotheringhay spielt, so ist das Fotheringhay ein ganz anderes. Und das ist eigentlich das Geheimnis der Schauspielkunst.

Das Ideal ist eigentlich ein Schauspieler, der sich in jeder Rolle, die er spielt, vollständig verliert, der sich in jeder Rolle, die er spielt, vollständig verwandelt, der sich in jeder Rolle, die er spielt, ganz aufgibt und selbst von Grund aus neu wird. Das ist eigentlich das Ideal eines Schauspielers, und wir haben ja auch Schauspieler, die sich diesem Ideal mehr oder weniger nähern. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Josef Kainz, wenn er den Hamlet spielt, Hamlet ist — und wenn er den Nathan spielt, Nathan ist.

Ich habe Ihnen auch gesagt, daß Josef Kainz als Hamlet eine Reflexion ist. Eigentlich müßte er, wenn er Hamlet spielt, Hamlet sein und nicht Reflexionen über Hamlet machen. Indem nun Hamlet selbst Schauspieler wird, indem er sich in Schauspieler verwandelt, indem er sich in Reflexionen über Schauspieler ergeht, indem er sich zerstreut mit Schauspielern, indem er sich selbst in Reflexionen über Schauspieler verliert, indem er sich selbst in Reflexionen über Schauspieler verwandelt, indem er sich selbst in Reflexionen über Schauspieler aufgibt

habe zwar dies Jahr mit Kleidung und sonsten 300 Thaler eingebüßet, wo ich nun dieselbigen hergenommen, und wo sie hergekommen sein, weiß ich selber nicht, denn ich kein baar Geld außen gehabt, allein Gott hat es mir wunderbar bescheret."

Ein Dankgebet für diese Gnade Gottes beschließt das Memorialbuch.

31.

Aus Italien.

Schade, daß manche Einsicht zu spät kommt! Wäre H. Carpani's Brief über die Verdienste Rossini's (in der Bibl. Ital. 1822 Giugno) mindestens um Jahr und Tag früher gegeben worden, mancher Bogen Notenpapier wär ungeschrieben geblieben, und kein Leyerkasten jemals auf Weber's Brautjungfernlied gestimmt worden. Denn die Deutschen sind gutmüthig und hören auf Lehren. Sie wären in sich gegangen, und was sie ihren Ohren nicht zu glauben scheinen, das hätten sie Hn. Carpani nachglauben müssen, der in folgenden Sätzen von Wien her seine Weisheit verkündet:

„Dies Aufopfern des Gesangs, um den Ausdruck zu erhöhen, ist einer der vier Hauptgründe, weshalb die ernste deutsche Oper, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, invitis diis et hominibus geboren, nie vollkommner werden kann und nie die italienische erreichen wird. — — Man höre Beethoven's Fidelio und Weber's Freischüz. Wie liebliche Gesänge mitten durchgerissen oder aufs beste erdrosselt, diesem blinden Dienste des Wortes zu Liebe! — — Doch da ich dabei bin, so will ich auch die andern drei Gründe anführen, warum die deutsche Oper sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben konnte. Das Haupthinderniß liegt in der Sprache. Dieses männliche und reiche Idiom, das recht gemacht ist, um in Schlachten den Sieg herbeizurufen, hat für den Gesang eine unbezwingliche Rohheit, namentlich durch die ewig wiederkehrende Härte seiner Endungen, die fast regelmäßig aus gehäuften Mitlautern gebildet sind. — — Der erste Mangel, der aus dieser musikalischen Unbeholfenheit der Sprache hervorgeht, ist, daß ungeachtet der Anlage der Deutschen zum guten Gesange, und unbeschadet der herrlichen Stimmen, die unter ihnen sich finden, es nicht möglich ist, daß Sänger des ersten Rangs aus der deutschen Schule hervorgehen, sie müßten sich denn entschließen, italienisch zu singen, wie Naaf, die Taiber (?), die Mara es thaten. Diese Eigenthümlichkeit seiner Muttersprache war auch der Grund, weshalb Mozart alle seine Opern, bis auf drei, zu italienischen Texten schrieb. Darum warfen auch die deutschen Componisten, übelberathen von ihrer Landessprache für den Gesang, sich im Allgemeinen auf die Instrumentirung, um durch eine Beigabe wieder zu erlangen, was sie in der Hauptsache verloren hatten. — Uebrigens sind keineswegs alle deutschen Worte so unbrauchbar für die Musik und so widerspenstig. Sicher gibts unter den 60,000 Wörtern dieser Muttersprache zum wenigsten ein Tausend weiche, klangreiche und gefällige; warum will man diese nicht suchen? Wenn Metastasio, der in der klangreichsten Sprache der Erde dichtete, dem Ohr zu gefallen, sein dramatisches Wörterbuch auf nur 1000 Wörter beschränkte, mit denen er für alle seine Dramen ausreichte; warum ahmen die Lessing, Göthe, Schiller, Schulzer (??) dies Beispiel nicht nach, die ihre Sprache nicht nur als Meister beherrschten, sondern außerdem mit den Geheimnissen der Harmonie vertraut waren. So lange die Deutschen diese Auswahl der Worte nicht treffen, wird ihre Oper ein schönes Instrumentenconzert bleiben, von menschlichen Stimmen begleitet; aber ein gesungenes Trauerspiel, wofür sie sie ausgeben möchten, wird sie nimmermehr werden. — Ein andres Hinderniß für die Förderung der deutschen Oper ist die Thorheit ihrer Tonsetzer, im Contrapunct gründlich erscheinen zu wollen, und mit Wissen und Gelehrsamkeit da die Theile zu füllen, wo es hinreichte, die Formen zu verschönern und rein und gefällig die Melodie wiederzugeben. Sie vergessen, daß die schwierigste aller Wissenschaften die Wissenschaft zu gefallen ist — — — Ein viertes Hinderniß ist die oberflächliche Kenntniß des Gesangs, welche die deutschen Tonsetzer verrathen. Unerläßlich ist es für jeden, der gute und gutausführbare Sachen schreiben will, zu wissen, wie weit es die Meisterschaft eines Sängers bringen kann, und wie viel man ihm zumuthen darf, um dem Ohre noch wohl zu thun. Hätten Sacchini, Cimarosa, Paer, Paesiello, Rossini nicht diese durch Uebung erlangte Kenntniß des guten Gesanges gehabt, wie viel weniger Salbung und Anmuth würde man in ihren Werken finden? — Schließen wir. Wenn die deutschen Tonsetzer ihre Sprache mehr dem Gesange anpassen; wenn sie dem Ausdrucke nicht mehr den Gesang aufopfern; wenn sie nicht mehr Gelehrsamkeit in ihren Satz bringen, als gut thut, und endlich, wenn sie selbst gut singen lernen; so kann sich die deutsche Oper nicht allein erhalten, sondern auch vom Genius des Volks gepflegt, selbst heben und in Kurzem bis zur Vollkommenheit gelangen. Aber wie wäre die Umkehrung zu erwarten?"

Ein Werk eines Bibliothekars zu Siena: De Angelis notizie critiche di Fra Giacomo da Torrita etc. Siena 1821. 8vo. war in der Bibl. Ital. (1821 Luglio), wie meistens die Arbeiten der Toscaner herabwürdigend angezeigt worden. Seine Gründe, daß Fra Giacomo der Hersteller der Kunst musiv. Arbeiten unter den Italienern gewesen, wurden unstatthaft gefunden und ganz unnüz die gelehrten Notizen über das Städtchen Torrita, und was von dorther alles hervorgegangen. Ein Correctio dagegen findet man in der Antologia, 1821. N. X. Da der Streit die interessante Untersuchung berührt, ob die Italiener die technischen Fertigkeiten, in denen sie bald sich auszeichneten, von Fremden wieder erhalten, oder nicht, so müßte er sehr belehrend seyn, mischte sich nicht diese ärgerliche Nationaleifersucht zwischen den Lombarden und Toscanern in die wissenschaftliche Erörterung. Die Organe der beiden Parteien sind die Bibl. Italiana und die Antologia. Im Allgemeinen wird man den Lombarden brauchbareres Wissen und größere Gewandtheit zugestehen, den Toscanern das Verdienst, nicht durch Angriffe zu reizen. Wenige Originalaufsätze, welche des Wiederübersetzens werth wären, findet man in der Antologia, meist nur ausländische Waare mit toscanischem Stempel; reicher ist dagegen die Bibl. Ital. an heimischem Gute, die ihren oft sehr einseitigen Meinungen geistreich das Wort zu reden, durch Neuheit zu interessiren, und spaßhaft zurechtzuweisen versteht. Abc: gilt es die Crusca, Tros Rutulusve.

Ein Buch, das Deutschland interessiren müßte, scheint folgendes zu seyn: Gli artisti alemanni. Opera di Neu-Mayr. Venezia, Andreola. 1822. 8. Schon sind 4 Hefte davon erschienen.

44.

Literarische Nachrichten.

— Lord Russel hat ein Trauerspiel: Don Carlos herausgegeben. — Von Th. Moore (Verf. der Lalla Rhook) ist erschienen: Die Liebe der Engel, ein Gedicht das sich auf Enoch Cap. 7, V. 2. gründet. — Drei neue Gesänge von Byron's Don Juan werden erwartet. Der Lord nimmt es darin, wie man sagt, mit dem Edinburgh Review auf, das ihm neuerlich wieder einige Streiche versetzt hat. Ferner sollen von ihm ehestens erscheinen: Werner, ein dramatisches Gedicht — die Sündflut — Himmel und Erde.

— W. Davis will eine zweite Reise durch die Bibliothek eines Bibliomanen herausgeben, und wünscht von Bücherfreunden Nachrichten über bibliographische Merkwürdigkeiten zu erhalten.

134.

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nr. 278.
4. December 1822.

Deutsches Taschenbuch für 1823.
Christlich Taschenbuch. Frankfurt bei J. D. Sauerländer.

Wer, wie es Ihre Art ist, Anfangs 1822 von Mitte Januar, den Almanach seinem Freunde schenkt, schlimm Entschuldigung, und bei verspäteter Ehre wird es noch halbe Zeit und gelitten, indem man auch bei weiter Entfernung wohlwissend, daß es Ihnen nicht an Zeit, sondern an Gelegenheit fehlt, zu guter Letzt Ihnen Almanach, die Frucht des Jahres 1822 eine zu der neuen Ernte, als sie es sein soll, zu machen. Wir haben Ihnen Almanach für das Jahr 1822 bereits. Jetzo sind wir, und zu dem Mitte Januar, haben wir den christlichen Almanach für das Jahr 1823 in Händen, und wir sind in Hoffnung nicht zu irren, darauf rechnen zu können, daß Sie Ihnen auch in Zukunft mit einem freundlichen Gruße, wie es sich gebührt, zu Mitte Januar, zu Mitte Mai, zu Mitte September, zu Mitte Dezember, Ihnen den Almanach

Worcester und Oxford bei ihrer Person angestellt und schienen ihr einen unangreiflichen guten Ruf zu verbürgen.

Anna's schwache Seite war die Liebe zu Lobeserhebungen, aber diese Schwäche ward für sie die Quelle der herbsten Leiden. Bereits im ersten Monate nach ihrer Thronbesteigung, als sie in den Augen der Menge den Gipfel der Glückseligkeit erreicht hatte, ward sie auf die empfindlichste Weise durch die freimüthige Rohheit eines Mönchs gedemüthigt, welcher den König in ihrer Gegenwart tadelte, Catharinen verstoßen zu haben.

Die Königin hatte vergebens sich die größte Mühe gegeben, den jungen Frith, den man bei Abfassung eines heterodoxen Glaubensbekenntnisses betroffen hatte, der Verfolgung und Todesstrafe zu entziehen; aber sie zeigte nicht weniger Muth, den berühmten Latimer, den Apostel der neuen Secte, zu unterstützen, der vor Gericht gestellt worden war. Sie erhielt vom Könige dessen Freilassung, und er predigte vor dem Hofe. Bei dieser Gelegenheit bewies er sich keineswegs als einen Schmeichler, sondern ermahnte, belehrte und schärfte seinen Zuhörern ihre gegenseitigen Pflichten als Menschen ein, machte sie auf die Eitelkeit alles Irdischen aufmerksam und rief die Betrachtung des Ewigen in ihr Gemüth. Anna nahm seine Belehrungen mit schwärmerischer Ergebung auf und bat ihn, ihr freimüthig das anzugeben, was er in ihrem Betragen tadelnswerth fände. Nicht wie ein Höfling, sondern wie ein Weiser, dessen Urtheil die Schönheit nicht zu bestechen vermag, antwortete ihr Latimer und legte ihr vor allen Dingen ans Herz, die Pflichten der Religion und Moral durch eigenes Beispiel einzuprägen.

Latimer's Einfluß auf den Hof der Königin bekundete sich bald; denn sie führte ein regelmäßiges, thätiges Leben, und war die erste, welche für die Armen im Kreise ihrer Hofdamen arbeitete, denen sie Exemplare von einer erbaulichen, religiös-moralischen Schrift austheilte. Auch half sie armen Landleuten mit bedeutenden Geldunterstützungen aus, die der König selbst gern darbot, da sie augenscheinlich im Mißverhältnisse mit den Einkünften der Königin standen. Daß er geneigt war, die Absichten seiner Gemahlin zu befördern, bewies Latimer's Ernennung zum Bischof von Worcester.

In dem ersten Jahre fand keine Veränderung der Liebe Heinrichs Statt. Ein Sohn war der heißeste Wunsch seines Herzens; er harrte mit Zuversicht desselben: als jedoch seine Gemahlin mit einer Prinzessin — der nachherigen Gründerin brittischer Größe — Elisabeth — niederkam, fühlte er sich vollkommen glücklich. Mit dem größten Pomp ließ er die Taufe vollziehen und diese Prinzessin als Erbin seines Thrones ausrufen; eine Ehre, die bereits der Prinzessin Maria zu Theil geworden war.

Als Elisabeth das dritte Jahr erreicht hatte, gab ihr der König einen eignen Hofstaat und trennte sie von ihrer Mutter, die jedoch immer der einzige Gegenstand der Liebe ihres Gemahls blieb. Ihre gegenseitige Anhänglichkeit erregte allgemeines Interesse, und man setzte fast keinen Zweifel in des Königs Beständigkeit.

Als der in Deutschland geschlossene schmalkaldische Bund, Heinrich VIII. zum Beitritt einlud und ihm zugleich die Würde des Bundeshauptes antrug, suchte Anna ihn dafür zu stimmen; da er aber darauf beharrte, die augsburgische Confession nicht anzunehmen, und die Vereinigung der Meinungen nicht erfolgte, so erfuhr die Königin die Kränkung, daß die lutherischen Kirchenlehrer die Gesetzmäßigkeit von Catharinens Scheidung fortdauernd mißbilligten.

Die Möglichkeit einer Aussöhnung des Königs mit dem römischen Hofe, welcher nothwendigerweise das Interesse ihrer Tochter aufgeopfert werden mußte, beunruhigte die Königin.

Die allgemeine Achtung und Dankbarkeit, welche sie durch die herrliche Entfaltung ihrer Geistesgaben und durch ihren großmüthigen Charakter bei der Nation genoß, war ihrem Gemahle, welcher nur allein der Mittelpunct aller Huldigungen seyn wollte, unangenehm, so daß es ihn verdroß, die mit jedem Tage steigende Liebe des Volks zu seiner Gemahlin wahrzunehmen. Er entfernte sich von dem Grafen Wiltshire und Rocheford, und vertraute sich immer mehr und mehr dem Herzoge von Norfolk an. Der unheilbringendste Umstand für die Königin war jedoch, daß sie stets ihre Todfeindin, ihre Stiefschwester, die Gräfin von Rocheford um sich sehen mußte, welche die schwärzeste Bosheit beseelte.

Wiatt, Anna's Biograph, erzählt, man habe dem Könige die junge Johanna Seymour unter die Augen gebracht, um für sie eine Leidenschaft bei ihm zu erwecken, welches nur zu sehr gelang. Anna beargwohnte solche jedoch keineswegs; sie fürchtete nichts, als eine etwaige, aus Gründen der Politik herbeigeführte Versöhnung mit Catharinen; allein der Tod dieser Fürstin hob diese Besorgniß. Anna, welche stets ihre Empfindungen lebhaft, und ohne viele Rücksicht auf den Ausdruck zu nehmen, äußerte, rief, als ihr diese Nachricht gebracht ward: „Ach! jetzt bin ich Königin!“ Die Hoffnung, bald von einem Sohne entbunden zu werden, kräftigte in ihr die Hoffnung, ihren Rang und ihre Macht zu befestigen; als die unerwartete Entdeckung der Liebschaft des Königs mit der jungen, schönen Seymour alle ihre gefaßten Pläne umstürzte. Der Schrecken darüber hatte die traurige Folge, daß sie einen todten Sohn gebar. Der König besaß Rohheit genug, ihr den Unfall, der ihn eines Sohnes beraubte, vorzuwerfen; und der Ungestüm des Charakters der Königin verrieth sich auch diesmal in einer beißenden Antwort, die dem Könige seine Untreue vorwarf. Diese sarkastische Aeußerung bestimmte ihr Schicksal. Der König verließ sie, eine drohende Weissagung murmelnd.

Nach Catharinens Ableben wäre es hinreichend gewesen, daß sich Heinrich mit der römischen Kirche versöhnt und seine Heirath mit Annen für nichtig erklärt hätte, um Johannen Seymour auf den Thron erheben zu können; aber sein Stolz litt es nicht, dem römischen Hofe irgend etwas einzuräumen, und sein Geiz rieth ihm, die geistlichen Güter zu behalten. Die Verstoßung Anna's würde die allgemeine Meinung beleidigt haben; und die Tochter der verstoßenen Königin hätte den Kindern seiner neuen Gattin ihre Rechte streitig machen können. Es war ihm genehmer, der Königin Verbrechen zu leihen, um sie aufopfern zu können.

Heinrichs Gesundheitsumstände waren damals ziemlich beunruhigend. Er hatte lange, geheime Zusammenkünfte mit Lady Rocheford, in denen er ihr ohne Zweifel Muth zu Anklagen machte, die sie niemals gewagt hätte, wenn sie dazu nicht aufgefordert worden wäre. Dies heillose Weib ging in ihrer Frechheit so weit, daß sie ihren Gatten als Mitschuldigen eines Verbrechens angab, von dem selbst der Verdacht nur in einem verdorbenen Herzen entstehen kann. So schmeichelte sie dem Stolze eines gehässigen Tyrannen, der seit langer Zeit mit eifersüchtigen Blicken das Vertrauen der Königin auf die Rathschläge seines Schwagers in Religionssachen, über die er sich selbst das Supremat vorbehielt, betrachtete; aber es mußten die treulosen Anklagen der Lady Rocheford gegen die Königin durch andere unterstützt werden, welche die Monarchin vertrauter Verbindungen mit andern Personen ihres Hauses beschuldigten. Am Hofe eines Despoten bedarf es nur seiner erklärten Ungunst, um wider den Gegenstand derselben Ankläger herbeiströmen zu sehen.

Nachdem Heinrich seinen Plan entworfen hatte, berief er das Parlament. Nur seine geheimen Räthe wußten, daß diese Versammlung die Vernichtung der Acte bezwecke, wodurch er Annen und ihren Kindern die Thronfolge versichert hatte.

Es scheint nicht, als habe die Königin auch nur die mindeste Veranlassung zur Beschuldigung des Ehebruchs gegeben. Daß sie als Königin leutseliger geworden war, ge-

wollte sie gar nicht. Als gebot ihr Gatte, stand sie ihm zu Gebote, wie sie es gewohnt war. Sie war ein gehorsames Weib. Sie hatte ihn geliebt, als sie ihn nahm, und sie liebte ihn noch. Sie bewunderte, verehrte, schätzte ihn und hielt ihn noch schon deshalb werth und schmeichelte ihr Stolz, daß er sie, die Arme, Unbedeutende, Unbekannte, Niedrige, Ungebildete, Unwissende, die Tochter eines armen Schulmeisters, einer Bauerntochter, einer Dienstmagd, zu seiner Frau gemacht hatte, so war sie ihm dankbar dafür, daß er sie zu seiner Frau gemacht hatte.

Aber ungeachtet dieser Gefühle, ungeachtet dieser Gesinnungen, ungeachtet dieser Tugenden, ungeachtet dieser Vorzüge, ungeachtet dieser Pflichten, ungeachtet dieser Liebe, und trotz dieser, hatte Wilhelmine vom Tage der Hochzeit an, ihren Gatten gefürchtet, und sie fürchtete ihn noch. Sie fürchtete ihn, wie sie ihren Vater gefürchtet hatte, wie sie ihre Mutter gefürchtet hatte, wie sie ihre Brüder gefürchtet hatte, wie sie ihre Schwestern gefürchtet hatte, wie sie ihre Lehrer gefürchtet hatte, wie sie ihre Vorgesetzten gefürchtet hatte, wie sie ihre Dienstherrschaften gefürchtet hatte, wie sie ihre Gebieter gefürchtet hatte, wie sie ihre Herren gefürchtet hatte, wie sie ihre Könige gefürchtet hatte, wie sie ihre Kaiser gefürchtet hatte, wie sie ihre Obrigkeiten gefürchtet hatte, wie sie ihre Gesetze gefürchtet hatte, wie sie ihre Strafen gefürchtet hatte, wie sie ihre Gefängnisse gefürchtet hatte, wie sie ihre Hölle gefürchtet hatte, wie sie ihren Himmel gefürchtet hatte, wie sie ihren Gott gefürchtet hatte, wie sie ihren Heiland gefürchtet hatte, wie sie ihren Tröster gefürchtet hatte.

Sie fürchtete ihn, weil sie ihn liebte. Sie liebte ihn, weil sie ihn fürchtete. Sie fürchtete ihn, weil sie ihn liebte, und

geblichen Versuche sie zu retten begnügt hatte, erhielt sie durch ihre Todfeindin, Lady Rocheford, den Befehl, ihre Verbrechen durch ein schnelles und vollständiges Bekenntniß zu tilgen. Nun erst erkannte sie ihre Lage und gab alle Hoffnung auf. Mit vieler Würde schrieb sie an den König und schloß den Brief mit diesen Worten: „Ich war nichts, als ein Fräulein aus gutem Hause, da gaben Sie mir den Rang einer Marquise; Sie erhoben mich in der Folge zur Königin, und jetzt, da sie mir auf Erden keine höhere Würde beilegen können, machen sie aus mir eine Heilige im Himmel.“

Alle Bestrebungen der Agenten des Königs vermochten kein Zeugniß gegen die Königin aufzubringen, als die Anklage des Musikers Smeton. Die Hofdamen und Kammerfrauen, die sie bedient hatten, erklärten sie, ungeachtet man sie bedrohen und bestechen wollte, für unschuldig; und alle Bosheit der Lady Rocheford vermochte nicht, der Königin irgend eine wesentliche Thatsache aufzubürden; es gelang ihr nur, einen Schatten des Verraths auf den Ausdruck der Königin zu werfen, dessen diese sich in ihrem Gespräche mit Norris bedient hatte. Dieser, nebst Westen, Brereton und Smeton, wurden hingerichtet, ohne daß man noch den mindesten Beweis einer Schuld der Königin erlangt hatte.

Endlich am 15ten Mai ward die Königin, nebst ihrem Bruder, vor einem im Tower versammelten Specialgericht, in dem der Herzog von Norfolk den Vorsitz hatte, verhört. Der Lord Kanzler, der Herzog von Suffolk, der Graf von Surrey, Kronoberstmarschall und vier und zwanzig Pairs, unter denen sich der Herzog von Northumberland befand, welcher einst Ansprüche auf Anna's Hand gemacht hatte, waren die übrigen Mitglieder dieses Blutgerichts.

Die Königin erschien sorgfältig, aber einfach gekleidet und ohne allen königlichen Schmuck; ob sie das Haupt gleich halb verhüllt trug, war sie doch nicht minder schön. Lady Kingston und Lady Edward Boleyn begleiteten sie. Sie grüßte das Gericht mit Anmuth und Würde. Der Lord Major, einige angesehene Bürger und Adliche, welche der König hierzu ausersehen hatte, wohnten dem Verhöre bei.

Nach Verlesung der Anklage hob die Königin die Hand empor und betheuerte ihre Unschuld. Hierauf begann das Vorlesen der Beweise der peinlichen Anklage, welche eben so abgeschmackt als empörend, und ein Ergebniß der Instruction des Processes waren. Mit Ruhe und Würde hörte Anna diese befremdenden Beschuldigungen an und beantwortete jeden Gegenstand besonders. Vergebens suchten ihre Blicke Smeton, ihren Ankläger; man hatte es nicht für dienlich gehalten, ihn ihr gegenüber zu stellen. Endlich vertheidigte sie selbst ihre Sache auf eine so beredte und überzeugende Weise, daß die ganze Versammlung erwartete, sie werde für unschuldig erkannt werden; sie selbst hoffte das nicht, weil sie unter ihren Richtern ihre persönlichen Feinde und die Sclaven der Willkür eines Tyrannen sah. Der Herzog von Northumberland, aufs heftigste ergriffen, entfernte sich, eine plötzliche Unpäßlichkeit vorschützend, aus der Versammlung, bevor das Urtheil gefällt ward. Als die Königin ihr Urtheil vernahm, welches sie, nach des Königs Belieben, zum Scheiterhaufen oder zum Beile verdammte, faltete sie die Hände und rief: „O mein Vater! O mein Schöpfer! Du bist die Wahrheit und das Leben; du weißt es, daß ich diesen Tod nicht verdiene!“ Sie wandte sich hierauf gegen ihre Richter, blickte ihren Oheim, den Herzog von Norfolk, stier an und sprach: „Stets bin ich des Königs rechtliche, treue Gattin gewesen; vielleicht hab' ich ihm aber nicht immer die Unterwürfigkeit und die Ehrfurcht bezeigt, wozu er berechtigt war, da er mich huldvoll zu so hohen Ehren erhoben hatte. Ich gestehe ein, daß ich gegen ihn einen Verdacht hegte, dem ich nicht zu widerstehen vermochte, und daß ich unvorsichtig genug war, ihn zu äußern; aber, Gott ist mein Zeuge, daß ich mich nie auf andere Weise an ihm vergangen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Griechenlieder.

Die kräftigen Gesänge, worin W. Müller den Empfindungen der Neugriechen bald in heldenmüthiger Aufmunterung und gottvertrauender Zuversicht, bald in männlicher Wehmuth, bald auch in zürnendem Spott gegen die engherzigen oder falschherzigen Widersacher eines glorreichen Aufschwunges zweimal *) eine dichterische Sprache lieh, haben überall, wo es erlaubt war, der wohlgestimmten Lyra zuzuhören, erfreut und erwärmt. Freudig willkommen daher der wackere Sänger, der uns eben Neue Lieder der Griechen (Leipzig bei Brockhaus) bringt, und gewiß werden alle seine Zuhörer in dem bescheidenen Motto aus Byron:

Thus sung, or would, or could, or should have sung
The modern Greek in tolerable verse,

dem letzten Beiworte in Gedanken ein gleichsylbiges unterschieben, das den Werth der neuen Gabe bezeichne. Es sind der Lieder sieben: Der Mainotto — Der Pargioten Abschied von den Engländern — Der Bund mit Gott — Die Zweihundert (die heldenmüthigen Männer, die des Kapudan Paschas Schiff angriffen) und der Eine — Der Chier — Termopylä — Bozzaris; und schon diese Ueberschriften deuten an, daß der Dichter Ereignisse ergriffen hat, die seine Begeisterung erregen konnten. Auch hier wählt er dieselben rhytmischen Weisen, die er in seinen beiden ersten Sammlungen mit so viel Geschick und Wohllaut durchzuführen wußte, und, wie uns bedünkt, wird hier die Weise noch glücklicher dem jedesmaligen Grundtone des Gemüths angepaßt. Wir wählen, um unsern Lesern eine Probe zu geben, das dritte Lied: Der Bund mit Gott.

Kein König und kein Kaiser auf dieser Erde Rund
Will uns die Rechte reichen, zu schließen einen Bund.
Sie haben ihre Heere gesandt bis an den Pruth,
Es segeln ihre Flotten durch unsre Meeresfluth,
Sie sehn die Wogen glühen von unsers Blutes Roth,
Sie schauen unsre Thaten und hören unsre Noth;
Doch tauber, als die Woge, die ihre Schiffe trägt,
Doch härter, als die Klippe, die Kiel und Mast zerschlägt,
Sind sie vorbeigesegelt, als Chios grauser Brand
Des Meeres Ungeheuer aufschreckt' im tiefsten Sand,
Wo sie der Ruhe pflogen nach ihrem Paschenschmaus
Von süßem Säuglingsfleisch. Sie stierten wild heraus
Aus feuerhellen Wogen, und um sie hin und her
Da schwammen frische Leichen und reizten sie nicht mehr.
Sie sind vorbeigesegelt. Der Herr hat es gesehn.
Da sandt' er Feuerströme herab aus seinen Höh'n. —
Wohin zielt seine Rechte? Wen meint der Flammenstrahl?
Des Würgers stolze Flotte fliegt auf in Blitz und Knall,
Daß donnernd wiederhallen die Berge rund umher,
Und aus den tiefsten Höhlen aufbraust das weite Meer.
Seht, und den Würger schleudert ein höllenrother Brand
Von seinem weichen Polster hinüber an den Strand,
Wo nicht so viel des Bodens von Blut geblieben rein,
Um ihm im letzten Röcheln ein trocknes Bett zu seyn.
So segelt denn verüber und danket Gott dem Herrn,
Und was ihr habt gesehen, das meldet nah' und fern,
Und machet euren Herrschern die Wunderbotschaft kund:
Gott hat mit Hella's Söhnen geschlossen einen Bund,
Den heil'gen Bund der Liebe auf Leben und auf Tod,
Dem Höll' und Welt vergebens mit Gold und Eisen droht.
Der heil'ge Bund wird halten, ob eure untergehn,
Wird mit uns triumphirend einst aus dem Grab' erstehn.
Und also geschehʼ es.

134.

*) Griechenlieder 1ste u. 2te Sammlung. Dessau 1821 u. 1822.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 279.

5. December 1823.

Mittheilungen aus Platen's literarischem Nachlaß.

VII. Gluck und sein Jahrhundert. Bd. 3. 4.

Aufsätze über Gluck.

Aufgefunden von Platen.

Der Aufsatz, welcher über Gluck's Musik in der Regierung des Kaisers Joseph Beziehung auf seine Opern Iphigenia in Aulis, Alceste, Orpheus und Armide, Paris und Helena, Iphigenia in Tauris und Echo und Narcissus, Pilgrim von Mekka, Cythere belagert, Arcis und Merlin, Cadi dupé, Clemenza di Tito, Telemaco, Ritter Gluck und Semiramis, Pygmalion, Cora und Alonzo, Hermann von Unna, Antigone, Demophon, Tesbe, Ezio, Issipile, Nitteti, Sofonisbe, Ippolito, Piramo e Tisbe, Trionfo di Clelia, Tetide, Il Parnaso confuso, Le Cinesi, Le Danaidi, Eliana e Sofronia, Ifigenia in Aulide, Amore e Psiche, Il Rè pastore, Il Trionfo di Camilla, Il Prologo, Il Sogno di Ossian, Il Rè Teodoro in Venezia

VIII. Gleim und von Köpken.

1. Gleim an von Köpken.

Halberstadt, den 20sten April 1792.

Dank! Dank! herzlichsten Dank, mein bester, liebster, theuerster, für Ihren herrlichen Hymnus *), den ich sogleich diesen Augenblick, eine Stunde nach seinem Empfang, wenn nicht singen, doch vorlesen möchte: so ganz durchdrungen, hingerissen bin ich von ihm! Kein Tadel, nicht eine Spitze kömmt dem Kritteln in den Sinn; Dank auch für alle die andern unter ihm stehenden, aber in ihrer Art eben so vortrefflichen Früchte Ihres Geistes und Herzens! Sie haben die Feile so fleißig gebraucht, daß ich des mindern Gebrauchs der meinigen mich schäme! Was ich in dieser Einen Stunde schon lesen und vorlesen konnte, das alles fand ich, kleine Sünden gegen meinen lieben Wohlklang ausgenommen, gut und schön, und unverbesserlich.

Warlich Sie dürfen Blumisten und Katalogen nicht scheuen! Aber, aber und noch einmal aber, Apollo verzeihe meinem lieben Köpken seinen letzten Vers im Vorbericht **)!

Zählen Sie, mein Bester, doch die bösen Herzen am Parnaß und dann die bösen Herzen der Feinde desselben, so werden Sie sehen, wie sehr mit diesem Einen Verse Sie sich versündigten!

Uebrigens, mein Theurer, ist von der Uebereinstimmung unserer Gesinnungen der klarste Beweis: „daß auch Sie die Meinung hegen, daß wir der Aufmunterung zur Freude so sehr bedürfen, wie man in den trübseligsten Zeiten zum Besten der Menschheit ihrer bedurfte.“ Sängen die Franzosen der Freude noch liebliche Lieder, so wären sie keine Kannibalen; die Schweden wären keine Meuchelmörder. Dieser Gedanke kam vor etlichen Tagen in meine Seele; gleich flog ich mit ihm zu meinen Nachbarn August Tiedge und Klamer-Schmidt, schloß ein Bündniß zum Gottesdienst im Tempel der Freude mit ihnen; seitdem sind dieser unserer lieben Göttin verschiedne ganz hübsche Lieder schon gesungen und wir werden unter die Leute sie bringen. Es wird eine beträchtliche Sammlung werden; geben Sie doch auch einen Beitrag in dieselbe; der Zweck ist menschenliebig und patriotisch. Wir wollen die traurige Menschheit froh und fröhlich, folglich ruhiger und frömmer machen; wollen unsern, alle Menschenherzen austrocknenden Philosophen entgegenarbeiten.

Die Geschäftsstunde schlägt, ich muß abbrechen. Bleibt eine Minute Zeit noch übrig, so leg ich mein heutiges Lied, wir singen alle Tage jeder eins, in Abschrift bei.

Wir haben das ärgste Winterwetter und besingen den Frühling. Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen, die Freunde mitgerechnet.

Ihr treuster, herzlich Sie liebender Freund,
der alte Gleim.

2. Köpken an Gleim.

Magdeburg, den 23sten April 1792.

Welche vortreffliche Idee, liebster, theuerster Gleim, haben Sie gefaßt! Sie wollen ein Bündniß zum Gottesdienst im Tempel der Freude schließen. Warlich dieses Bündniß ist in unserm freudeleeren „Menschenherzen austrocknendem speculativem Zeitalter“ so nöthig als der Fürstenbund es zur Erhaltung der Ruhe und Freiheit Deutschlands war. Den Frohsinn zu erhalten, ist eben so viel werth. Was Sie darüber in Ihrem Briefe schreiben, ist ganz vortrefflich. Ich möchte es von den Dächern predigen. Gedacht habe ich es auch wohl seit längerer Zeit. Aber so lebhaft es hinzustellen, gleich den Gedanken in Thätigkeit zu wandeln und „zu wirken, weil es noch Tag ist“, das, das konnte nur der Patriot Gleim.

Eine kleine Kapelle habe ich der guten Göttin Freude schon in meinem Hause unter den Büsten einiger unserer besten Köpfe — leider fehlt nur noch Gleim's Büste! — errichtet. An einem runden Tische, wo wir selten über die Zahl der Musen sind, singen wir unserer Göttin, bei dem sokratischen Becher frohe Lieder. Die, welche Sie in meiner Sammlung S. 133 finden und die Stellen S. 179 sind eigentlich dazu gemacht und componirt, und manche davon sehr glücklich. Vater Gleim, wenn er unter uns säße, würde sich über seine Kinder freuen, und in die Töne der Freude gewiß einstimmen.

Ihre drei herrlichen Lieder, liebster Gleim, sind mir hiezu ein neuer Beitrag. Mit Entzücken habe ich sie gelesen und vorgelesen. Ich will sie in Musik setzen lassen und sie sollen bei der Messe, die wir unserer Göttin singen, den Chorgesang seyn. Nützen Sie, mein Theuerster, diesen, dem Menschengeschlecht so wohlthätigen Enthusiasmus. Ich zähle diese drei Lieder unter Ihre besten Arbeiten. Wenn Sie und Ihre Freunde nur einige wenige Bogen in dieser Art liefern, so ist es ein großer Gewinn. Aber es müssen, wenn sie wirken sollen, Volkslieder werden, also müßten sie gleich componirt und mit dieser Composition gedruckt werden. Reichardt, der jetzt in Halle ist, thäte dies wohl, da er sehr warm für Menschenglück fühlt. Unsre Singchöre müssen sie vor den Häusern singen. Durch diese Chorschüler sind verschiedne meiner kleinen Lieder hier allgemein und in mehrern Landstädten gesungen, und ich bekenne, daß dieses mich eben aufgemuntert hat, in dieser Art mehr zu dichten.

Von ganzem Herzen nehme ich Ihre, mich ehrende Aufforderung an, Beiträge zu liefern. Ein Lied, was ich, in Ihrer Idee, den Sonntag machte, schicke ich Ihnen. Komme ich noch auf einen Gedanken, der hierzu im Volkston — das Wort im edlern Sinne genommen, als es manche ausgeführt haben — gearbeitet werden kann, so sende ich es nach. — Wie sehr mich der Beifall freuet, den Sie meinem Hymnus gaben, darf ich Ihnen nicht erst sagen, da Sie wissen, wie wichtig mir Ihr Urtheil ist. Da auch Sie die letzte Zeile des Vorberichts misverstanden haben, so sehe ich, daß ich mich zu dunkel ausgedrückt habe. Lesen Sie also nur vor der Hand. „Und an dem Parnaß wird's nicht allemal gefunden.“ Im Grunde wollte ich sagen, nur das Glück, was jeder in eignem Herzen fühlt, ist wahres Glück; und bei den schiefen Urtheilen und Kälte für unsre Poesie, darf man nicht rechnen, durch sie glücklich zu werden, auch ist Dichterruhm sehr mislich.

Von Ihren drei Freudenliedern behalte ich die Originale Ihrer lieben Hand zum Archiv im Tempel der Freude. Ich schicke Ihnen aber die Abschriften davon zurück. Senden Sie mir doch mehr.

Wie viel möchte ich mit Ihnen noch sprechen! Gewiß muß ich Sie diesen Sommer sehen.

Von ganzer Seele umarme ich Sie

ewig Ihr

Köpken.

3. v. Köpken an Gleim.

Magdeburg, den 12ten April 1795.

Ihr Buch, mein theuerster Freund, das Sie mir für La Fayette sandten, übergab ich denselben Tag sogleich dem Herrn Major von Senft, durch dessen Hand alles geht, was an Fayetten kommt. Ich sprach ihn den folgenden Tag und er sagte mir, daß sich derselbe sehr über Ihr Andenken gefreut hätte. Seine Silhouette hat er nicht, sonst sollten Sie der erste seyn, der sie erhielte.

Wegen des Inhalts des Buchs, mein Liebster, seyn Sie unbesorgt. Fayette muß allerlei Urtheile in der großen Lage, worin er sich befunden hat, über sich ergehen lassen.

*) „Hymnus auf Gott, nebst andern vermischten Gedichten. Abdrücke für Freunde. Magdeburg 1792.“ N. A. ibid. 1804.

**) — „Dies macht das Herz allein,
Und am Parnaß wird's oft am wenigsten gefunden.“

Es wird ihn also das, was über ihn gesagt ist, nicht befremden; am wenigsten kann er Ihnen eine Nebenabsicht dabei zumessen. Sollte er darüber mit dem Major von Senft sprechen, den ich oft sehe, so werde ich ihm schon wissen lassen, daß Sie das Buch selbst nicht ganz gelesen hätten. Wer kann jetzt alles lesen! Ich habe den großen Mann leider noch nicht gesehen. Es darf kein einziger, als der wachthabende Officier zu ihm gelassen werden. Es sind darüber sehr strenge, gemessene Befehle hier. Der Major Senft ist sonst ein sehr menschenfreundlicher Mann. Was er zu seiner Erleichterung thun kann, thut er gewiß. Fayette liest den ganzen Tag. Ich habe ihm alles, was er in meinem Katalog sich angestrichen hat, sehr gern geschickt. Er hat aber selbst schon hier für einige hundert Thaler Bücher kommen lassen. Vielleicht ist durch die große Crisis in Frankreich nun auch sein Schicksal bald entschieden.

Ach! wie vieles ließe sich mündlich absprechen, was man im Briefe nicht kann! Besonders wünschte ich Ihr feines Ohr, in Absicht mancher Härten in den kleinen Gedichten, die Sie von mir haben, um Rath zu fragen. Thun Sie doch wenigstens das, liebster Gleim, und streichen in den letzten 4, Ihnen abschriftlich mitgetheilten Stücken die Zeile, das Wort, die Sylbe an, die Ihnen hart klingt und wo gebessert werden muß. Ich scheue limae laborem nicht, und traue mir zu, auch Winke meines Gleim's zu verstehen. Nur aufmerksam wünschte ich gemacht zu werden. So habe ich in der kleinen gedruckten Sammlung schon viel Härten und Einsylbigkeiten selbst weggewischt. Gemeiniglich steht aber der Werkmeister zu dichte bei seiner Arbeit, als daß er den Eindruck des Ganzen richtig fassen könnte; das Auge schlüpft auch zu leicht über das zu oft Gesehene hinweg, als daß kleine Nebenheiten ihm auffallen sollten. Welcher Vortheil für den Künstler, einen Freund, wie Gleim, mit dem scharfen richtigen Blick und dem feinen Gefühle zu haben und nach seinem Urtheil seine Arbeit bessern zu können! Versuchen Sie es aus Freundschaft für mich, mein Theuerster, an den geschriebenen letztern Stücken, mir mit kurzen Marginalien, z. B. hart, prosaisch, dunkel, uncorrect u. dgl. die gebetenen Winke zu geben. Dies wird mich auch auf dergleichen Fehler in andern Gedichten aufmerksam machen. Sie erwerben sich dadurch ein recht großes Verdienst um mich. Mündlich läßt sich darüber mehreres besser sprechen.

Von ganzer Seele umarmt Sie

Ihr

Köpken.

4. v. Köpken an Gleim.

Magdeburg, den 28sten Juli 1796.

Zürnen Sie nicht, mein Theuerster, meiner spätern Antwort auf Ihre Anfrage wegen des Generals Lameth. Ich wollte mich erst nach einigen Umständen näher erkundigen und die Nachrichten erhielt ich später.

General Lameth war schon kränklich, als er hierher kam. Er ward in die Citadelle in die Zimmer der Staatsgefangenen gebracht. Diese liegen par terre, doch nicht unter der Erde. Der Wall, der die Citadelle umgibt, liegt über diesen Zimmern. Die Fenster gehen auf den geräumigen, grünen Platz im Innern der Citadelle und haben freie Luft. Doctor Barth lebte ein Jahr in einem dieser Zimmer. Ich habe ihn dort besucht. Dasselbe Zimmer bezog darauf La Fayette. Ich fand es so schlimm nicht. Barth sagte mir, daß er nirgends gesunder gewesen wäre, als dort; doch hatte er mehr Freiheit als die französischen Gefangenen. Diesem war indessen — vielleicht aber erst in der letzten Zeit, genau weiß ich nicht, wann — erlaubt, täglich einige Zeit in Gesellschaft des wachthabenden Officiers auf dem freien Platze der Citadelle spazieren zu gehen. Sie hatten sonst die Erlaubniß zu lesen, was sie wollten — doch glaube ich, waren die Zeitungen ausgeschlossen. — La Fayette hat aus meiner Bibliothek, wovon ich ihm den Catalog durch den damaligen Commandanten mittheilte, eine Menge Bücher gelesen, die ich ihm jedesmal durch den Commandanten überschickte. Ihren Tisch konnten die Gefangenen einrichten, wie sie wollten, und speiseten gut; doch war der Commandant gegenwärtig. Zusammen kamen sie aber untereinander nicht.

Lameth erhielt hernach seine Freiheit und lebte in der Stadt, wo er jede Gesellschaft sehen konnte. Er hat mich oft besucht, und ich ihn. Er ist ein edler Mann, voller Kenntnisse, in seinen Urtheilen zurückhaltend, und wenn er sich äußerte, sehr billig. Bei dieser meiner persönlichen Schätzung des unglücklichen Mannes, möchte ich nichts gegen ihn oder seine Klagen schreiben. Ich habe auch den Aufsatz, dessen Sie, mein Theuerster, erwähnen, nicht gelesen. Will man seine Gefangenschaft ein Casamattenleben nennen, so trifft diese Benennung blos mit dem gewölbten Zimmer unter dem Hauptwalle zu, das er bewohnte, welches man freilich eine Casamatte nennt, und kann dieser Aufenthalt der geschwächten Gesundheit Lameth's, verbunden mit der trüben Geistesstimmung, unmöglich zuträglich gewesen seyn und wohl sein Uebel vermehrt haben.

Dies ist alles, was ich Ihnen melden kann, mein liebster Gleim. Ich umarme Sie, ewig

Ihr

Köpken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung eines Irrthums.

Die Welt, was man so Welt nennt, ist wie das Echo zu Grenoble. Zwölfmal wiederholt es deutlich ein Schimpfwort; das Wort Tugend murmelt's nur sechsmal. Es sey erlaubt, einem beschimpfenden Worte zu antworten, das durch ganz Europa geflogen und nur zu leichtsinnig geglaubt worden ist. Die Rechtfertigung eines ganzen Volkes mag diesen Eingang entschuldigen. Wer hat nicht von der südlichen Glut der Italiener, von der auflodernden Sinnlichkeit der Italienerinnen gelesen? Hundert und ein Reisebeschreiber haben den Vorwurf unter die Leute gebracht, Moralisten ihn commentirt, und Romanenschreiber, Jean Jaques Rousseau nicht ausgenommen, ihn in einen Umtrieb gesetzt, der auf eine Lesewelt im Argen richtig berechnet war *). Criminalgeschichten und Almanachsverse stimmten in den Ton ein. Seit der gottlose Casanova von unsern Zeitgenossen so sehr goutirt wird, schien die Meinung bis zur Evidenz erwiesen. Eine Jury hätte mit der Hand auf dem Herzen die Italiener der raschen Begehrlichkeit, der überstürmendsten Genußgier schuldig finden dürfen. Denn eine Jury — wir wissen, wie die urtheilt. Gott sey Dank, daß wir Actenstücke haben, ein solches Vorurtheil zu vernichten. Wann könnte diese südliche Gluth sprühender sich zeigen, als in Augenblicken, wo überströmende Heftigkeit u. s. w., beinah schicklich und durch ganz Europa nicht verboten ist; wir meinen in den Honigtagen neuvermählter Liebenden. Welchem Italiener wäre zu verargen, wenn er in dieser Blüthenzeit der Empfindung, in diesen Culminationen der Gefühle dieselbe Aufgeregtheit zeigte, die anderwärts kein Aergerniß gibt? Fühlte sich in diesen kritischen Tagen der Heros des letzten Jahrzehends dem Andrange des stürmischen Paris nicht gewachsen, und feierte sie lieber in der Stille von Fontaine-

*) Citate könnte man uns erlassen; wir haben versprochen kurz zu seyn. Eins statt aller wird hinreichen, das uns zugleich die Beschämung erspart, ähnliche Stellen vorzubringen: Ségur sur les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social (Paris 1803) T. III. p. 124.

Mary, of Mile-end-road, Middlesex, the wife of the deceased, who, being duly sworn, made oath that the deceased died on the 1st day of January, 1858, at his residence, No. 1, Mile-end-road aforesaid, and that he was at the time of his death possessed of personal estate and effects to the amount of £1,500 and upwards, but not exceeding £2,000. That he was at the time of his death a widower, and that he had made and duly executed his last will and testament, bearing date the 1st day of January, 1858, and that he had appointed the deponent and Thomas Jones, of Mile-end-road aforesaid, gentleman, executors thereof. That the deponent had carefully examined the said will, and that the same was written on one sheet of paper, and that the deponent believed the said will to be the true and original will of the deceased. That the deponent would well and truly administer the personal estate and effects of the deceased, and would pay his debts and legacies as far as the same would extend according to the said will, and that she would exhibit a true inventory of the said personal estate and effects, and render a true account thereof when required by the Court so to do. That the said Thomas Jones had not proved the said will, and that he had not intermeddled with the personal estate and effects of the deceased, and that he had not been required to come in and see the said will proved, and that he had not renounced his executorship. That the deponent was the only child of the deceased, and that he had no other child or children living, or any child or children who had died under the age of twenty-one years, and that he had no brother or sister living, or any brother or sister who had died leaving a child or children living. That the deponent was the only person entitled to the residue of the personal estate and effects of the deceased, and that she was not aware of any debts owing by the deceased, except the funeral expenses, which amounted to £50 and upwards, but not exceeding £60.

Sworn at the Principal Registry, this 1st day of February, 1858, before me, Thomas Jones.

Mary Ann Smith, of Mile-end-road, Middlesex, the wife of the deceased, who, being duly sworn, made oath that the deceased died on the 1st day of January, 1858, at his residence, No. 1, Mile-end-road aforesaid, and that he was at the time of his death possessed of personal estate and effects to the amount of £1,500 and upwards, but not exceeding £2,000. That he was at the time of his death a widower, and that he had made and duly executed his last will and testament, bearing date the 1st day of January, 1858, and that he had appointed the deponent and Thomas Jones, of Mile-end-road aforesaid, gentleman, executors thereof. That the deponent had carefully examined the said will, and that the same was written on one sheet of paper, and that the deponent believed the said will to be the true and original will of the deceased. That the deponent would well and truly administer the personal estate and effects of the deceased, and would pay his debts and legacies as far as the same would extend according to the said will, and that she would exhibit a true inventory of the said personal estate and effects, and render a true account thereof when required by the Court so to do. That the said Thomas Jones had not proved the said will, and that he had not intermeddled with the personal estate and effects of the deceased, and that he had not been required to come in and see the said will proved, and that he had not renounced his executorship. That the deponent was the only child of the deceased, and that he had no other child or children living, or any child or children who had died under the age of twenty-one years, and that he had no brother or sister living, or any brother or sister who had died leaving a child or children living. That the deponent was the only person entitled to the residue of the personal estate and effects of the deceased, and that she was not aware of any debts owing by the deceased, except the funeral expenses, which amounted to £50 and upwards, but not exceeding £60.

Sworn at the Principal Registry, this 1st day of February, 1858, before me, Thomas Jones.

Mary Ann Smith, of Mile-end-road, Middlesex, the wife of the deceased, who, being duly sworn, made oath that the deceased died on the 1st day of January, 1858, at his residence, No. 1, Mile-end-road aforesaid, and that he was at the time of his death possessed of personal estate and effects to the amount of £1,500 and upwards, but not exceeding £2,000. That he was at the time of his death a widower, and that he had made and duly executed his last will and testament, bearing date the 1st day of January, 1858, and that he had appointed the deponent and Thomas Jones, of Mile-end-road aforesaid, gentleman, executors thereof. That the deponent had carefully examined the said will, and that the same was written on one sheet of paper, and that the deponent believed the said will to be the true and original will of the deceased. That the deponent would well and truly administer the personal estate and effects of the deceased, and would pay his debts and legacies as far as the same would extend according to the said will, and that she would exhibit a true inventory of the said personal estate and effects, and render a true account thereof when required by the Court so to do. That the said Thomas Jones had not proved the said will, and that he had not intermeddled with the personal estate and effects of the deceased, and that he had not been required to come in and see the said will proved, and that he had not renounced his executorship. That the deponent was the only child of the deceased, and that he had no other child or children living, or any child or children who had died under the age of twenty-one years, and that he had no brother or sister living, or any brother or sister who had died leaving a child or children living. That the deponent was the only person entitled to the residue of the personal estate and effects of the deceased, and that she was not aware of any debts owing by the deceased, except the funeral expenses, which amounted to £50 and upwards, but not exceeding £60.

Sworn at the Principal Registry, this 1st day of February, 1858, before me, Thomas Jones.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 280.

6. December 1822.

Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, von Gregor v. Berzeviczy. Leipzig 1822. in Commission der Kummerschen Buchhandlung.

Fürwahr! es ist ein gutes Zeichen unsrer Zeit, daß Staaten und Kirchen von Tage zu Tage mehr gedrungen werden, der öffentlichen Meinung die gebührende Ehrfurcht zu zollen, und daß die Werke der Finsterniß, wenn sie auch von den Behörden der Thäter weder untersucht, noch bestraft werden wollen oder können, doch noch vor diesen Areopag der Christenheit mit Erfolg zu ziehen sind. Niemand kennt, niemand ernennt die Räthe des Gerichts der öffentlichen Meinung, doch sie wandeln und wohnen umher unter allen christlichen Völkern, und die vor der Hand wenigstens ausgesprochenen, wenn auch nicht für alle Parteien überzeugend bethätigten Grundsätze verbürgen diesem Areopage ein wirksameres und festeres Ansehen, als den Heuchlern und Finsterlingen lieb seyn kann. Ja! die öffentliche Meinung ist es allein noch, welche die Obscuranten scharf in der Chorde hält, also, daß von intoleranten Gewaltschritten und plumper politischer und kirchlicher Verfolgung in unsern Tagen wenige Rede seyn mag, und daß die Kinder der Finsterniß nur in den Schlupfwinkeln labyrinthischer Verfassungen und Gesetze und in den infernalischen Laboratorien der Büreaukratie ihre Practiken besprechen und fördern können. Bei solcher Lage der Dinge ist es keiner Ecclesia pressa zu verdenken, wenn sie ihre im geschäftlichen Wege nicht zu erledigenden Beschwerden über mächtige Widersacher dann und wann durch muthige und talentvolle Sprecher vor das Tribunal der Publicität, und damit es wenigstens zu der Satisfaction bringt, daß ihre sonst unbezwinglichen Gegner sich vor aller Welt schämen und die Kainsmale ihrer eisernen Stirnen der Verachtung der ganzen Christenheit preisgeben müssen.

Zu solchen Reflexionen veranlaßt oberwähntes Schriftchen von 13 Bogen, dessen Verfasser — ein durch allseitige Bildung und helles Denken und Thun ausgezeichneter Edler Ungarns — damit sein thätiges Wirken für die Rechte seiner Glaubensverwandten beschloß und nun gegen alle menschliche Anfeindung sicher im mütterlichen Schooße der Erde ruht.

Gregor von Berzeviczy, Grundherr von Kakas-Lomnitz in der Zipser Gespannschaft, war Beisitzer der Gerichtstafel in mehrern Comitaten und seit 21 Jahren Kirchen- und Schul-Inspector der lutherischen Gemeinden des Theiß-Districts, und als sonach berufener Vorfechter seiner Kirche im geschäftlichen Kampfe für seine Confessionsverwandten rastlos und ruhmvoll begriffen, als ihn noch während des Abdrucks dieses Werkchens am 23sten Febr. d. J. ein Schlagfluß im 59sten Lebensjahre hinraffte. Durch Studien in Göttingen und Reisen im Auslande war die, wenn auch einseitige, doch gründliche ungarische Erziehung des Jünglings zu philosophischer und classischer Bildung gediehen, und vier von dem ins Vaterland zurückgekehrten Manne nach und nach ans Licht geförderte Schriftchen bekundeten, daß seine Intelligenz auch des Muthes zu Bekämpfung von Vorurtheilen und zu Antastung von Staatsgebrechen nicht ermangle. Diese Schriften sind folgende:

1. De commercio et industria Hungariae. 1797. Leutschoviae. 8. (erschien in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Ungarns Industrie und Commerz; Weimar 1802.)
2. De indole et conditione rusticorum in Hungaria. (Sine l. et a.) 4. (Ist deutsch unter dem Titel: Ueber den Zustand der Bauern in Ungarn, im Magazin der Geschichte und Statistik der österreich. Monarchie, im 1sten Bande zu finden.)
3. Ansicht des asiatisch-europäisch. Welthandels nach dem jetzigen Zeitbedürfniß betrachtet. Pesth 1808. 8.
4. Die Erweiterung des nordischen Handels, dem hohen Wiener Congresse unterthänigst dargestellt. Wien 1814. 8.

Wohl mochten Nr. 1. 3. und 4. die stiefmütterliche Behandlung von Seiten der Regierung, worüber die Ungarn in merkantiler Hinsicht zu klagen pflegen, berührt und daher mißfällige Aufmerksamkeit am Throne so gewiß erregt haben, als durch Nr. 2. das tausendköpfige Ungeheuer der Aristokratie erzürnt wurde; doch solches alles achtete der so frei gestellte, als freimüthige Grundherr nicht, hütete sich aber wohl, durch unbesonnene Anwendung seiner Principien auf seine eigenen Bauern, oder durch vorwitzige Stemmung gegen die bestehenden Gesetze, sich Anfechtungen auszusetzen.

Diese biographischen Notizen, welche mit dem Büchlein zugleich dem Ref. durch einen reisenden Magyaren zu Theil wurden, mögen den in Gott ruhenden Autor als tristigsten Sprecher in der von ihm vorgetragenen Angelegenheit legitimiren und es gern übersehen lassen, wenn diese Verba morientis bei aller Weihe

des Rechts und der Wahrheit doch hier und da den Forderungen des deutschen Styls nicht vollkommen entsprechen. Doch zum Inhalt der für unsre Zeiten gewiß denkwürdigen Schrift, welche in drei Hauptabschnitte zerfällt!

Der erste Hauptabschn. S. 1—82 enthält eine geschichtliche Darstellung des Protestantismus in Ungarn, — leider zu gedrängt und zu wenig pragmatisch. Denn gerade darinn, daß geschichtlich aus einander gesetzt werde, „wie die Reformation in Ungarn früh Eingang gefunden und schnell und mächtig gewachsen; wie sie der allgemeinen Cultur des Landes, besonders aber dem Habsburger Regentenhause förderlich gewesen, wie nachher durch teuflische List und barbarische Gewalt das Uebergewicht der Evangelischen zum Nothstande einer Ecclesia pressa herabgebracht und dabei von den Römlingen und Jesuiten das Wohl des Reichs, ja der ganzen Christenheit häufig hintangesetzt worden, um nur der alleinseligmachenden Kirche das sogenannte Regnum Marianum als ein fettes Küchenland zu erhalten," gerade darin liegen die Hauptmomente, worauf die evangelischen Ungarn ihre himmelschreienden Beschwerden über das feindliche Papstthum gründen und ihre Hoffnungen zur Gerechtigkeit ihres Königs stützen mögen. Dies bleibe denn einer Feder von höherem historischen Schwunge überlassen! — hier genügt das Gegebene als guter Eingang zum zweiten Hauptabschn., welcher S. 83—171 zwei neuere Bittschriften der Evangelischen an den König enthält, nämlich — die eine vom J. 1819 im Namen aller Unterthanen Augsburger und Helvetischer Confession, — die andre v. J. 1820 von den Lutheranern der Theißer Superintendenz ausgegangen; — beide kräftig und triftig, aber mit gebührender Mäßigung und Ehrfurcht abgefaßt und mit dem unverkennbaren Gepräge der factischen Wahrheit und evangelischer Ueberzeugung gestempelt.

Aus dem geschichtlichen Vorwort zu diesen beiden Suppliken S. 81—99 geht hervor, daß alsbald nach dem glorreichen Landtage von 1791, welcher durch Erneuerung des Religionsgesetzes die bereits in der Constitution fundirte Religionsfreiheit der Evangelischen befestigt und die dagegen vom katholischen Clerus und dessen Satelliten anmaßlich versuchte Protestation für null und nichtig erklärte, — die Evangelischen zu Errichtung einer bestimmten kirchlichen Verfassung eine Synode hielten, und die in Beisein königlicher katholischer Commissarien entworfenen Synodal-Artikel sogleich zur königl. Sanction vorlegten; — daß aber der katholische Clerus die Dikasterien dagegen anzuregen und zu einem Gutachten dahin „den Reichsprimas Erzbischof von Gran darüber zu vernehmen" und dadurch den beabsichtigten Verzug in die Sache zu bringen wußte. Denn von diesen Prälaten aus ergingen nun weitläuftige Ausstellungen gegen die gedachten Synodalbeschlüsse, welche man aber keineswegs den Evangelischen mitgetheilt hat, sondern dieselben nun seit dreißig Jahren auf die königliche Entscheidung warten läßt, obgleich sie unzähligemal, jedoch immer vergebens, darum gebeten haben. Indessen aber — sagt der Verf. — gingen die Umtriebe des Clerus, dessen Werkzeuge die ungarischen Behörden und Dikasterien sind, systematisch fort. Im Namen des Königs, aber ohne dessen Wissen und Willen (wenigstens geruhte der Monarch der darüber sich beschwerenden evangelischen Deputation zu versichern, daß er nichts davon wisse und den Widerruf unverzüglich befehlen wolle —) erging ein Statthaltereel-Intimat vom 25sten Sept. 1792, welches den Sinn des neuen oder vielmehr redintegrirten Religionsgesetzes ganz verdrehte und indem es unter der Maske der Legalität und Pietät von Fiskalprocessen, Kerkerstrafen ꝛc. sprach, den in jenem Gesetze athmenden Geist der Liebe und Eintracht zum Dämon des Hasses und der Zwietracht umstempelte. Zwar erfolgte der zugesicherte Widerruf des Intimats, aber die Dikasterien fanden Mittel, ihn so unverständlich und geschraubt einzurichten, daß es eigentlich kein Widerruf war, und vollends später wurde das Intimat nicht nur erneuert, sondern sogar verschärft. Mehrere Comitate machten zwar Vorstellungen dagegen, und die Evangelischen widerlegten es in einer Sr. Majestät überreichten Bittschrift gründlich und weitläuftig Wort für Wort, mit der Bitte, „daß Religionsdecrete nach unmittelbarer höchster Entscheidung unter eigenhändiger königl. Namensunterschrift erlassen werden, und die Berichterstattungen über Religionsangelegenheiten nicht von katholischen Räthen allein, sondern mit Zuziehung von Evangelischen geschehen möchten," und „daß, da die Religionsverfolgung vom Clerus ausgehe, und die Bischöfe dem Papste schwören müßten, die Ketzer auszurotten, die Bischöfe von diesem Eide entbunden und dem Clerus ernsthaft verboten werden möchte, die Evangelischen immerfort zu beunruhigen und anzugreifen."

Diese Bittschrift hatte keinen Erfolg; im Gegentheil ging es dem Evangelischen immer schlimmer, indem die Dikasterien — vom Clerus geleitet — sich in Verdrehungen des Religionsgesetzes erschöpften und durch die in der ungarischen Hofkanzlei und Statthalterei sitzenden geistlichen Räthe die Mehrheit der Stimmen und dadurch oft die Gelegenheit gewonnen wurde, in dies und jenes Intimat nachtheilige Bestimmungen einzuschwärzen. „Unstreitig — fährt der Verf. fort — „sitzen in den genannten Dikasterien vortreffliche, gelehrte, liberale, wahrhaft edle Männer, aber sie vermögen es nicht, gegen diesen mächtigen Strom zu schwimmen, und jemehr die Evangelischen diese Edlen verehren, desto weniger fordern sie von ihnen fruchtlose Aufopferungen."

Ferner zahllose gemeinschaftliche und einzelne Klagen der Evangelischen hatten so wenig Erfolg, als eine die Hauptbeschwerden umfassende, 60 Bogen starke und durch Beilagen wesentlich documentirte Instanz, welche in einer Zusammenkunft der evangelischen Deputirten zu Pesth entworfen und vom Hofrath Joseph von Bay, einem ausgezeichneten Geschäftsmanne, ausgearbeitet, am 17ten Junius 1799 durch den Baron Emmerich Zay

§. 70. Verfahren über die Anmeldung, Prüfung und Bekanntmachung der Patente. Ausschließung von Patenten.

Die Anmeldung, Prüfung und Bekanntmachung der Patente, sowie die Ausschließung von Patenten, ist durch die Verordnung vom 25. Mai 1877 (Reichs-Gesetzbl. S. 501) geregelt.

Die Anmeldung ist bei dem Kaiserlichen Patentamte zu Berlin schriftlich zu bewirken. Sie muß enthalten:

1. den Antrag auf Ertheilung des Patents;
2. eine Beschreibung der Erfindung, welche die Merkmale derselben deutlich hervorhebt;
3. die Zeichnungen, welche zum Verständniß der Beschreibung erforderlich sind;
4. die Angabe der Gegenstände, welche durch das Patent geschützt werden sollen;
5. die Angabe, ob und wann die Erfindung bereits im Inlande oder Auslande zum Patent angemeldet worden ist.

Die Beschreibung und die Zeichnungen müssen in zwei Exemplaren eingereicht werden.

Die Anmeldung muß von dem Erfinder oder dessen Rechtsnachfolger unterzeichnet sein.

Ist der Anmelder nicht in Deutschland wohnhaft, so muß er einen in Deutschland wohnhaften Vertreter bestellen.

Die Anmeldung ist mit einer Gebühr von 20 Mark zu belegen.

Die Anmeldung wird in das Register für Patentanmeldungen eingetragen und erhält eine Nummer.

Die Anmeldung darf nicht mehrere Erfindungen umfassen, es sei denn, daß dieselben in einander greifen oder zu einander in Beziehung stehen.

Die Anmeldung darf keine Zusätze, Einschränkungen oder Bedingungen enthalten.

Die Anmeldung darf nicht nachträglich erweitert werden.

Die Anmeldung darf nicht zurückgenommen werden.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Theilung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Umschreibung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Übertragung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Verpfändung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Pfändung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Zwangsvollstreckung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Konkursmasse sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Nachlaßmasse sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Gütergemeinschaft sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Ehegüterrechtsgemeinschaft sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Lebensversicherung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Unfallversicherung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Haftpflichtversicherung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Rechtsschutzversicherung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Kautionsversicherung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Bürgschaft sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Garantie sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Wechselbürgschaft sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Scheckbürgschaft sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Anweisung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Quittung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Bescheinigung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Urkunde sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Beglaubigung sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Notariatsurkunde sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Prokura sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Handlungsvollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Generalvollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Spezialvollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Untervollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Substitutionsvollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Widerrufsvollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer unwiderruflichen Vollmacht sein.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht in Schriftform erteilt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Notar beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Rechtsanwalt beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Patentanwalt beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Steuerberater beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Wirtschaftsprüfer beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem vereidigten Buchprüfer beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Steuerbevollmächtigten beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Rechtsbeistand beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Rechtsanwaltsgehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Notargehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Patentanwaltsgehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Steuerberatergehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Wirtschaftsprüfergehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem vereidigten Buchprüfergehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Steuerbevollmächtigtengehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Rechtsbeistandsgehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Rechtsanwaltsgehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Notargehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Patentanwaltsgehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Steuerberatergehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Wirtschaftsprüfergehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem vereidigten Buchprüfergehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Steuerbevollmächtigtengehilfen beglaubigt wurde.

Die Anmeldung darf nicht Gegenstand einer Vollmacht sein, die nicht von einem Rechtsbeistandsgehilfen beglaubigt wurde.

Ihre Lage ist eine sehr günstige, da sie sich in der Nähe der Stadt befinden und doch ganz ruhig liegen. Die Gebäude sind sehr schön und geräumig, und die Einrichtung ist eine vorzügliche. Die Anstalt hat einen Garten, in welchem die Kinder sich viel aufhalten können. Es sind auch Spielplätze vorhanden, auf denen sich die Kinder nach Herzenslust tummeln können. Die Kinder werden in Gruppen eingeteilt, und jede Gruppe hat ihre eigene Erzieherin. Die Erzieherinnen sind sehr freundlich und liebevoll mit den Kindern. Sie sorgen für ihre Reinlichkeit und Gesundheit. Die Kinder werden auch in der Religion unterrichtet. Sie lernen Gebete und Lieder, und sie werden zum Besuch der Kirche angehalten. Die Anstalt hat auch eine Bibliothek, in welcher die Kinder Bücher lesen können. Sie haben auch Gelegenheit, sich in verschiedenen Handarbeiten zu üben. Die Mädchen lernen nähen, stricken und häkeln, und die Knaben werden in einfachen Arbeiten unterwiesen. Die Anstalt hat auch eine Krankenstube, in welcher kranke Kinder gepflegt werden. Es ist ein Arzt angestellt, der die Kinder regelmäßig untersucht. Die Kinder werden auch in der Sommerfrische untergebracht. Sie werden dann in ein Landhaus gebracht, wo sie sich erholen können. Die Anstalt hat auch eine Waschanstalt, in welcher die Wäsche der Kinder gewaschen wird. Es ist eine Dampfwaschanstalt, und sie ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Küche, in welcher das Essen für die Kinder gekocht wird. Es ist eine Zentralküche, und sie ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Speisehalle, in welcher die Kinder ihre Mahlzeiten einnehmen. Es ist ein großer Saal, und er ist sehr hell und freundlich. Die Anstalt hat auch eine Turnhalle, in welcher die Kinder turnen können. Es ist eine große Halle, und sie ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Badeanstalt, in welcher die Kinder baden können. Es ist ein Schwimmbad, und es ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Waschanstalt, in welcher die Wäsche der Kinder gewaschen wird. Es ist eine Dampfwaschanstalt, und sie ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Küche, in welcher das Essen für die Kinder gekocht wird. Es ist eine Zentralküche, und sie ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Speisehalle, in welcher die Kinder ihre Mahlzeiten einnehmen. Es ist ein großer Saal, und er ist sehr hell und freundlich. Die Anstalt hat auch eine Turnhalle, in welcher die Kinder turnen können. Es ist eine große Halle, und sie ist sehr gut eingerichtet. Die Anstalt hat auch eine Badeanstalt, in welcher die Kinder baden können. Es ist ein Schwimmbad, und es ist sehr gut eingerichtet.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 281.

7. December 1822.

Aus Italien.

Der gelehrte Naturforscher Brocchi, der schon so manchen interessanten Punct Italiens genauer bekannt gemacht hat, gibt im Aprilheft der Bibl. Ital. (von diesem Jahre) eine Nachricht über die hybläischen Hügel, die er auf seiner sicilischen Reise besuchte. Wer wäre so fremd aller klassischen Bildung, daß er bei diesem Namen nicht an den ambrosisch duftenden Honig oder an den balsamischen Quendel dächte, mit denen Theokritische Hirten nur das Lieblichste zu vergleichen wagten. Wie um Homer's Geburtsstätte streiten sich die sicilischen Orte und Gelehrten, um den Vorzug, dies Hybla besessen zu haben. Brocchi folgt Eckhel's Meinung, daß Hybla magna, von dem noch viele Münzen vorhanden sind, bei Paterno; Hybla parva, bei Gela, jetzt Terra nuova; und zwischen Syrakus und Agosta, am Flüßchen Alabo, dem heutigen Cantara, jenes honigreiche Hybla lag, dessen Quendel duften wird, so lange Virgil's Eklogen Leser und Bewunderer finden. Gerade die Menge des Quendels, der dort wächst, wo er sie hinsetzt, vortrefflicher Honig und sogar ein Dorf, das den Namen Melilli führt, bestimmten B. an der angegebenen Stelle die hybläischen Hügel zu glauben. Doch sehr würde man sich täuschen, wenn man unter den hybläischen Hügeln, deren Mittelpunct Melilli einnimmt, reizende Abhänge, von lieblichen Gebüschen beschattet, Wiesen, von blumigen Gesträuchen bekränzt, neben aufschäumenden Bächen in frischathmenden Thälern dächte. Solche Schönheiten gehören minder südlichen Ländern, wo die Natur bescheidner und regelmäßiger geschmückt, über ihre freien Bildungen eine heitere Ruhe ausgießt. Kecker und launenhafter zeichnet sie in heißen Ländern mit freien, oft die Anmuth zerstörenden, Strichen und läßt häufig durch die Oberfläche der Länder, die sie mit ihren zärtlichsten Blumen und Kräutern verschönert, etwas rohes Waldartiges durchblicken. So sey der Charakter der hybläischen Hügel. Zwar bedecken Gebüsche der immergrünen Eichen die Bergspalten auf der Seite von Syrakus; aber der nackte, hagere Fels starrt auf dem Hange nach Melilli und Agosta entgegen, und eine ungleiche, baumlose Ebene zieht sich vom Fuße der Hügel bis zum Ufer des Meeres. Doch aromatische Pflanzen bedecken diese Felsen und diese Fläche. Dort blühte, als B. sie sah, die Myrte, der wilde Granatbaum, der Oleander und vor allen der süßduftende Quendel in unendlicher Fülle. Bienenväter und Botaniker werden es B. gleich Dank wissen, daß er ein Verzeichniß der zuckerreichen Pflanzen beigefügt hat, die er antraf; durch die Vergleichung mit einer Pflanzenliste des Hymettus bei Wheler, wird es doppelt wichtig. Daß B. den Honig gekostet, versteht sich von selbst wohl. Sehr gewöhnlich schien ihm der, welcher ihm zu Agosta als hybläischer gereicht wurde, desto besser war der Honig von Melilli. In ihn schienen Pomona und Flora allen Balsam ihres Athems und alle Süße ihrer Gaben gehaucht zu haben. Frisch aus den Waben ist er blaßgelb, langsam flüssig wie Syrup, duftend und sehr süß, ohne auf der Zunge zu brennen. Noch besser werde er, wenn man ihn vier oder fünf Monate lang in den Krügen sich verdichten lasse. B. zog jedoch den frischen vor, namentlich den, der zur Zeit der Quendelblüthe, am Anfange Augusts, geschnitten wird und im Lande miele di Saturo heißt (dies die sicilische Abkürzung für Satureja capitata). Minder gut ist der Blumenhonig, (bei Plinius H. N. XI, 14. anthinum mel) im Lande miele di fiore genannt, der im Mai gewonnen, wenn der Quendel abgeblüht oder noch nicht in Blüthe ist, durch die Ononis ramosissima einen Beigeschmack bekommt. Die Pflege der Bienen erinnert an altgriechische Weise, wie Columella und die Geoponiker sie angeben. Selbst für die Gegenden, wo sorgfältige Bienenzucht getrieben wird, gäbe es noch manches zu lernen, wenn genau beschrieben und gut beobachtet würde. B. versprach sich mehr von einer solchen Beschreibung, als von einer Lehranstalt der Bienenpflege, welche unter der französisch-italienischen Regierung zu Brescia errichtet wurde. Als Muster der Beobachtung könnte eine kleine Schrift eines Neapolitaners, Monticelli, (Del trattamento delle api in Favignana, N. 1807) empfohlen werden, die selbst den Philologen und Alterthumsforschern nicht unwichtig seyn kann. In Calabrien und Sicilien traf B. ein Verfahren an, das vielfältige Uebereinstimmung mit dem von Wheler am Hymettus beobachteten zeigte. Ohnehin erinnert hier so vieles an classische Zeiten. Noch braucht man in Sicilien Stücke der Ferulstaude, die am Feuer angesengt und in der Asche gelöscht sind, als Schwamm, um die Funken des Feuersteins aufzufangen, oder als Zunder. Die einfachste Sitte ruft so in diesem Lande der ältesten Sagen die Mythenzeit des Prometheus zurück. — Doch nicht blos wegen der nektarreichen Blumen und seines würzigen Honigs verdienen Melilli und Agosta die Aufmerksamkeit der Reisenden und der Na-

turforscher. Auch Papyrus wächst dort und Zuckerrohr sogar, frühethin in überschwänglicher Menge, jetzt wenigstens so viel, um für wenige Gran sich die Tasche voll zu verschaffen. Wenn Biridinker's Geschlecht noch irgendwo zu suchen ist, so muß es dort seyn. Doppelt auffallend mußte es seyn, daß im J. 1813 italienische Gelehrte lange hin und wider stritten, ob Zuckerrohr je in Italien gebaut worden sey, da zuverlässige Zeugnisse und noch verhandene Spuren es so deutlich beweisen; und noch viel auffallender, daß andre den Vorschlag thaten, die Surrogatpflanzen in einem Lande anzubauen, wo die Pflege der ursprünglichen nur wieder zu erwecken war. Auch das Mineralreich bot einem solchen kenntnißreichen Sucher glückliche Funde. Elefantengerippe, die in dem Museum der Benediktiner zu Catanea aufgehoben werden, grub man bei Agosta in der Nähe der hyblälischen Hügel aus, und eine blättrige, bituminöse Erde, die Hr. Cordier ihres unangenehmen Geruchs wegen Dysodila genannt hat, fand sich als ein ganz eigenthümliches Product in der Umgegend von Melili.

Castellan's Bemerkungen über die Arbeiten in Scagliola (in seinen Lettres sur l'Italie T. I. p. 78), veranlaßt durch die Proben davon, die er in Vallombrosa antraf, haben eine Berichtigung und genauere Bestimmung durch Ant. Benci in der Antologia di Firenze, 1821, N. VIII. S. 304 ff. erhalten. Interessant sind die Nachrichten über einige Florentiner, die in der letzten Zeit vorzüglich geschickt in dieser Kunst waren. Meistens waren es Hagestolze, die mit kleinlichem Neide die Geheimnisse hüteten, welche ihre Arbeiten berühmter machten, als andere. So Gironi, so Stopploni, der erst im vorigen Jahre starb. Jetzt weiß nur Paoletti, wieder ein Hagestolz, um das Verfahren, was jene ersonnen hatten. Aufs neue steht also bevor, daß diese Kunst ausserbe, wenn nicht, wie schon oft geschehen, ein Gehülfe mit der Wissenschaft durchgeht, oder ein Fremder gar sie entwendet.

Walter Scott's Fräulein vom See ist schon zweimal ins Italienische übersetzt worden. Einmal von einem Dott. Indelicato (Palermo 1821. 8.), der seinen Namen durch die Uebersetzung widerlegt hat.

44

Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, von Gregor v. Berzeviczy.

(Fortsetzung aus No. 280.)

S. 99—142 folgen die oberwähnten zwei Bittschriften. Die erste Supplik wurde dadurch veranlaßt, daß eine von der königl. ungarischen Statthalterei unterm 7. Febr. 1816 an alle Jurisdictionen, so wie an die Diöcesen beiderlei katholischen Ritus erlassene „allergnädigste Resolution in Betreff der Mittel, den Abfall von der katholischen Kirche zu verhindern," auch den Superintendentien beider evangelischen Confessionen unterm 21. October 1817 mitgetheilt wurde. Zwar hieß es in dieser Resolution: „daß Se. Majestät den Abfall von der katholischen Religion bei allen Ihren Völkern weder durch offenbare Gewalt, noch durch geheime Zwangsmittel oder Drohungen (— als wodurch die Gemüther mehr zur Hartnäckigkeit, als zum Gehorsam verleitet werden dürften —), sondern ganz nach dem Beispiele Jesu Christi, des erhabenen Stifters unserer Religion, durch Sanftmuth und Ueberzeugung verhindert wissen wollen." Allein gleichwohl war in dieser Verordnung jenes furchtbare Statthalterei-Intimat vom 25. September 1792 als Normale angeführt und dessen erneuerte Publication anbefohlen. Darum führt nun die Supplik dem Könige so ehrfurchtsvoll und kindlich, als freimüthig und triftig zu Gemüthe, „wie jenes den Protestanten so furchtbare, ohne Vorwissen des Königs und in dessen Abwesenheit von Wien ergangene Intimat, den eben ausgesprochenen Grundsätzen christlicher Liebe und Sanftmuth entgegen sey, wie Ihre Majestät selbst den desfallsigen Beschwerdeführern der Evangelischen die Versicherung ertheilt, daß das Intimat ohne Höchstdero Vorwissen ergangen — und daß es wiederrufen werden solle, daß nun auch, aber nicht mit jener goldnen Klarheit, wie es aus Liebe zum Frieden zu wünschen gewesen, der Wiederruf geschehen, — daß es aber für die evangelischen Unterthanen in Ungarn höchst traurig sey, wenn ein solches erschlichenes, aber durch vorherrschende Gerechtigkeitsliebe des Königs aufgehobenes Intimat dennoch wieder als Normale aufgestellt werden könne, sobald es einer Partei zweckdienlich erschiene, welche dem Toleranzgesetze de Ao. 1791 laut widerspreche und jeden, der dem Papste nicht gehorcht, zu verfolgen sich mit einem feierlichen Eide verpflichtet habe, und eben darum die gerechtesten Befehle des Königs zum Nachtheile der Protestanten auslege.

Nunmehr zählt die Supplik S. 105—127 über zwanzig Fälle namentlich auf, in welchen jene rabulistische und oft widersinnige Verdrehung des Toleranzgesetzes de Ao. 1791 und eine wahrhaft barbarische, an die finsterste Zeit des Papstthums erinnernde Anwendung des Statthalterei-Intimats de Ao 1792 Statt gefunden hat; — alles Fälle, welche den Christen und Menschenfreund empören und das 19te Jahrhundert entehren. Die Belege zu diesen entsetzlichen Thatsachen sind mit der Bittschrift übergeben, aber leider! hier waren Richterstühle der Publicität nicht mit abgedruckt.

Die Supplik beruft sich weiter S. 123 ff.: „auf das, jeder vernünftigen Creatur angeborne Recht, Gott nach eigner bester Ueberzeugung zu verehren, welches so wie die, diesem unveräußerlichen und unversehrbaren Rechte entsprechende Pflicht, durch keines der vorhandenen Reichsgesetze beeinträchtigt werden wolle noch könne, und nie unter die Gegenstände der Civilgesetzgebung zu rechnen sey," und macht diesen Grundsatz besonders in Hinsicht der aus gemischten Ehen entsprossenen, und bereits zu den Discretionsjahren gelangten Kinder, unter Berührung der traurigen Folgen geltend, welche in Frankreich nach Aufhebung des Edicts von Nantes die gefährdete Legitimität der Kinder sonst so friedlicher Bürger nach sich gezogen habe, — und schließt mit der Bitte: „daß der König unmittelbar und ohne Einmischung der Diskasterien, sich die protestantischen Angelegenheiten rein und unverfälscht vorlegen lassen und darüber entscheiden möge," und mit der zuversichtlichen Hoffnung: „daß des Königs Gerechtigkeitsliebe und Gewissenhaftigkeit sich in vollkommener Gemäßheit der natürlichen Rechte und der Landesgesetze aussprechen werde, was aber die Gegner der Protestanten seit 1793 geflissentlich verhindert hätten."

Die zweite Supplik, wie oberwähnt unterm 22sten Junius 1820, von der evangelischen augsburgischen Confession, der theißer Superintendenz und aus ihrem Districtualconvent zu Leutschau ausgegangen, und wahrscheinlich aus der Feder des verewigten von Berzeviczy geflossen, hat als frischestes

Bekanntmachung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft über Ausnahmen von der Anmeldepflicht für Getreide und Hülsenfrüchte. Vom 15. Juli 1921.

Auf Grund des § 1 Abs. 2 der Bekanntmachung über die Anmeldung von Getreide und Hülsenfrüchten vom 15. Juli 1921 (Reichsgesetzbl. S. 1001) bestimme ich:

§ 1. Von der Anmeldepflicht sind ausgenommen:

1. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
2. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
3. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
4. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
5. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
6. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
7. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
8. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
9. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
10. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
11. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
12. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
13. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
14. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
15. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
16. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
17. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
18. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
19. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
20. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
21. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
22. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
23. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
24. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
25. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
26. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
27. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
28. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
29. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
30. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
31. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
32. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
33. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
34. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
35. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
36. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
37. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
38. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
39. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
40. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
41. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
42. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
43. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
44. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
45. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
46. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
47. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
48. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
49. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
50. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
51. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
52. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
53. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
54. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
55. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
56. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
57. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
58. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
59. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
60. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
61. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
62. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
63. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
64. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
65. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
66. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
67. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
68. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
69. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
70. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
71. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
72. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
73. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
74. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
75. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
76. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
77. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
78. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
79. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
80. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
81. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
82. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
83. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
84. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
85. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
86. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
87. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
88. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
89. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
90. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
91. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
92. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
93. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
94. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
95. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
96. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
97. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;
98. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1920 stammen und nicht mehr als 1 Zentner betragen;
99. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1919 oder früher stammen und nicht mehr als 50 Kilogramm betragen;
100. Getreide und Hülsenfrüchte, die sich am 15. Juli 1921 in Gewahrsam des Erzeugers befinden, wenn sie aus der Ernte 1921 stammen und nicht mehr als 1 Doppelzentner betragen;

Lands Offices, under their seals of office, to be delivered to the Register and Receiver of the Land District in which the land is situated, and to be kept by them for the information of all persons interested.

Sec. 2. That the Commissioner of the General Land Office shall prepare proper and necessary regulations and instructions, to carry into effect the provisions of this act, including such forms and blanks as may be necessary, and make report to the Secretary of the Interior for his approval.

Sec. 3. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 4. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 5. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 6. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 7. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 8. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 9. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 10. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 11. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 12. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 13. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 14. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 15. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 16. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 17. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 18. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 19. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 20. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 21. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 22. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 23. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 24. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 25. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 26. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 27. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 28. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 29. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 30. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 31. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 32. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 33. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 34. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 35. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 36. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 37. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 38. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 39. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 40. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 41. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 42. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 43. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 44. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 45. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 46. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 47. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 48. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 49. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 50. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 51. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 52. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 53. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 54. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 55. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 56. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 57. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 58. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 59. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 60. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 61. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 62. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 63. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 64. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 65. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 66. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 67. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 68. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 69. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 70. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 71. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 72. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 73. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 74. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 75. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 76. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 77. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 78. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 79. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 80. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 81. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 82. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 83. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 84. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 85. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 86. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 87. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 88. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 89. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 90. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 91. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 92. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 93. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 94. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 95. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 96. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 97. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 98. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 99. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 100. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 101. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 102. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 103. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 104. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 105. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 106. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 107. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 108. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 109. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 110. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 111. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 112. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 113. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 114. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 115. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 116. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 117. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 118. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 119. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 120. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 121. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 122. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 123. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 124. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 125. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 126. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 127. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 128. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 129. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 130. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 131. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 132. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 133. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 134. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 135. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 136. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 137. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 138. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 139. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 140. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 141. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 142. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 143. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 144. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 145. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 146. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 147. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 148. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 149. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 150. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 151. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 152. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 153. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 154. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 155. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 156. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 157. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 158. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 159. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 160. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 161. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 162. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 163. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 164. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 165. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 166. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same to be surveyed as rapidly as practicable, and as the public interests may require.

Sec. 167. That the Commissioner of the General Land Office shall, under the direction of the Secretary of the Interior, cause to be prepared a map or maps of the Territory of Alaska, and shall cause the same

Niederösterreichisches
Landesgesetz- und Verordnungs-Blatt.
Nr. 100.
Ausgegeben am 9. November 1922.

Gesetz vom 9. November 1922, betreffend die Einhebung einer Landesabgabe von Lustbarkeiten.

Der Landtag hat beschlossen:

§ 1. Für die Veranstaltung von Lustbarkeiten, die im Gebiete des Landes Niederösterreich stattfinden, wird eine Landesabgabe eingehoben.

§ 2. Lustbarkeiten im Sinne dieses Gesetzes sind alle Veranstaltungen, die dem Vergnügen dienen, insbesondere Theater, Kinematographen, Varietés, Kabaretts, Konzerte, Tanzunterhaltungen, Tanzschulen, Tanzkurse, Tanzkränzchen, Maskenbälle, Ausstellungen, Schaustellungen, Wettrennen, Wettkämpfe, Sportveranstaltungen, Preisschießen, Preiskegeln, Preiskeilen, Preisringen, Preisboxen, Preisfechten, Preisreiten, Preisfahren, Preisradfahren, Preisschwimmen, Preisrudern, Preisflieg

grimmig macht? — Es sind die Umstände, in welche es versetzt worden ist — seine schmutzige und entsetzliche Armuth, seine crasse Unwissenheit — die Gewaltthätigkeit, womit man seine Rechte, Gefühle, Vorurtheile und Meinungen verletzt hat. Dieses sind die Ursachen, wodurch jenes Volk grausam, wild und rachsüchtig geworden ist. Und diese Wirkungen wird Härte und Strenge nie vertilgen. Friede und Glück sind nicht Werke des Schwertes; Unterjochung und Druck sind schlechte Mittel, die Ruhe eines Landes zu sichern. Soll also das Regierungs-System für Irland nie geändert werden? — Sind nicht die zahllosen Opfer, die bis jetzt gefallen; sind nicht die Jahrhunderte von bürgerlichen Kriegen und Zerstörungen, von Volksherabwürdigung, Beweise genug, das englische Parlament zu überzeugen, daß Zwang durch bloße rohe Gewalt nicht das Mittel ist, wodurch die Ruhe von Irland auf einen festen Grund gebaut werden kann?

Die jetzige Unzufriedenheit in diesem Lande rührt nicht aus politischen Gründen her. Katholiken und Protestanten, Whigs und Torys sind, die einen, wie die andern, die Gegenstände der Volksrache geworden. Der jetzige Krieg ist ein bellum servile, ein wahrhaftiger Krieg von Sclaven gegen ihre Unterdrücker, eine Empörung verhungernder Bauern gegen Polizeiwächter, gegen Gutsherren, gegen Zehendmänner — kurz gegen alle Wohlhabende, denn alle diese gelten in ihren Augen für ihre Quäler und Unterjocher. Ihr jämmerlicher Zustand, den sie als die Wirkung ihrer Unterdrückung und Beraubung betrachten, hat sie zur Verzweiflung gebracht, und in ihrer blinden Wuth sind sie offenbar entschlossen, ihre Rache gegen alle Einwohner aus den höheren Classen ohne Unterschied zu wenden, und wo möglich hohe und niedrige auf eine gleiche Stufe des Elends zu bringen. Sollte es nicht endlich einmal Zeit seyn, an die radicale Veränderung eines Regierungs-Systems zu denken, unter welchem ein so gräulicher Zustand der Dinge zur kläglichen Reife gekommen ist? — Der Zustand von Irland hat jetzt eine solche Crisis erreicht, daß eine ernsthafte und genaue Untersuchung der eigentlichen Ursachen des vielfachen Jammers, der so lange daselbst zu Hause ist, nicht länger verschoben werden kann. Man muß daran denken, die Wahrheit klar zu erkennen und die Ursachen endlich wegzuschaffen, die alle diese Uebel unterhalten und täglich vergrößern, wenn man nicht das Aergste herbeiführen will. Es ist dieses nicht länger eine Sache der Wahl, die man bei Gelegenheit vornehmen will: die Nothwendigkeit erfordert es, sie ohne Aufschub vorzunehmen. So lange Irland noch eine oder anderthalb Millionen solcher jammervollen Creaturen enthielt, konnte mans noch mit ihnen aufnehmen, und es war noch leicht, sie in der Sclaverei zu erhalten und sie zu zwingen, sich die Ungerechtigkeiten gefallen zu lassen. Aber, Dank dem Kartoffel- und Kleinfelder-System, die Zahl der Einwohner Irlands ist in diesem Augenblick bis auf sieben Millionen gewachsen, wovon wenigstens sechs Millionen Heloten sind, und sich im Zustande gänzlicher Entblößung befinden. Und kann wohl irgend ein Mensch, der nicht ganz verblendet ist, glauben, daß England Truppen genug nach Irland schicken kann, um eine solche mächtige und reißend zunehmende Masse von Misvergnügten und Unzufriedenen in einer dauerhaften Unterwürfigkeit zu erhalten? — das wäre in der That ein chimärischer und lächerlicher Gedanke. Besäße England auch noch alle die zahllosen Millionen, die es anderwärts verbraucht hat, so würde es doch nicht vermögen, in jedem Dorfe von Irland eine Garnison zu unterhalten, auch würde es die Herrschaft dieses Landes, wenn es auch tausendmal reicher wäre als es ist, es nicht werth seyn, auf solche Bedingungen erhalten zu werden. Und doch wird es auf keine andere Weise möglich seyn, wenn anders England bei seinem, bis jetzt angenommenen Regierungs-System in Irland beharrt. — Ist also den Engländern an der Erhaltung dieser Provinz gelegen, so müssen sie thun, was bisher nie geschehen ist: sie müssen ihr Regiment zum Nutzen und Wohl des irländischen Volks einrichten. Das irländische Volk, d. h. die Leute, die jetzt in Erdhöhlen, in Schlammhütten, unter Bäumen wohnen, müssen dahin gebracht werden, daß sie fühlen, sie besitzen auch einen Pfahl im Zaune als Eigenthum, und es existire etwas, das ihnen ein Interesse gibt, die Gesetze zu achten und die Landeseinrichtungen aufrecht zu erhalten. So lange dieses nicht der Fall ist, wird man vergeblich Ruhe oder einen bessern Zustand in Irland erwarten. Die Weiss-Buben-Acte und das Aufruhr-Gesetz mögen die Unordnung für eine Zeit unterdrücken, aber die Quellen, woraus sie entspringt, werden sie nicht wegschaffen und im Grunde dienen sie nur, die Verbrechen, welche sie bald verhindern, bald veranlassen, schwärzer und schrecklicher zu machen.

Es ist schwer für einen Engländer, ja für jeden Menschenfreund, kalt hierüber zu sprechen oder zu schreiben. Allein die Wärme, welche man in den Schriften patriotischer Männer aus ihren Aeußerungen bemerkt, rührt nicht aus Parteisucht her. Die Untersuchung betrifft etwas weit Höheres, als die kleinlichen Zwistigkeiten der Whigs und Torys; sie enthält ein Interesse, worüber man allen Unterschied zwischen Ministerial- und Oppositions-Partei vergessen muß. Die Schuld der fehlerhaften Verwaltung Irlands fällt nicht auf das jetzige Ministerium, sondern auf die englische Nation überhaupt, und auf alle, welche in England das Staatsruder in den beiden letzten Jahrhunderten geführt haben, sie mochten zu einer Partei gehören, zu welcher man will. Die Klagen über Irlands Regiment sind daher an alle Menschen von Gefühl für Recht und Billigkeit gerichtet. Die edlen Schriftsteller, welche sie führen, sind geneigt, alle Parteineigungen zu vergessen. Hört sie das jetzige Ministerium und hilft ihnen ab, so wollen sie ihm gern die Ehre des unsterblichen Ruhms, den sie sich dadurch gewiß erwerben, gönnen, und gern dazu beitragen, die Herrlichkeit ihrer Regierung zu verewigen,

Band 20 Heft 10 Die Gesellschaft der Ärzte in Wien 1907 1907

Die Gesellschaft der Ärzte in Wien 1907

Redigiert von den Sekretären Dr. Ludwig Türkel und Dr. Hugo Salus

Verlag von Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien und Leipzig

Preis 1 K 60 h = 1 M 50 Pf

Aus dem Inhalt:

Vorträge: Hofrat Prof. Dr. Ludwig Türkel: Über Pneumokokkenmeningitis. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Paralysis agitans. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Tabes dorsalis. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Dementia paralytica. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Myxödem. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Tetanie. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Basedowsche Krankheit. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Akromegalie. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Diabetes insipidus. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Fettsucht. — Prof. Dr. Julius Wagner-Jauregg: Über Fettsucht und Fettleibigkeit

breche ich ab: aber mit Ungeduld erwarte ich von nun an Ihre mir versprochene längere Zuschrift. Jetzt wiederhole ich mit deutschem Herzen und deutscher Hand meinen ehrlichen Dank, umarme Sie von ganzer Seele und bin ewig

Ihr

Kretschmann.

2) Kretschmann an Gleim.

Zittau, den 23sten Mai 1789.

Mein theuerster Vater Gleim!

Da es mit meiner Muse, und überhaupt mit meiner Schriftstellerei immer mehr und mehr zu Ende geht; so eile ich, Ihnen den fünften Band meines armen Nachlasses zuzustellen und für ihn um ein Stündchen von Ihrer Zeit, so wie um ein Plätzchen in Ihrer Bibliothek zu bitten. Manches darinnen ist neu; manches werden Sie sich gelesen zu haben vielleicht erinnern: alles aber ist — nicht so, wie es seyn könnte und seyn sollte, wenn der Verfasser sich nicht sein Lebelang mit Amt und Schicksal hätte herumschlagen, und die wenigen vertrauten Stunden für den Umgang mit der geliebten Muse gleichsam stehlen und, wie was Böses, verheimlichen müssen.

So wuchs, gepflanzt zur guten Stunde,
Im freien fetten Wiesengrunde,
Am unversiegten Wasserlauf,
Der junge Eichbaum lustig auf.
Der frischeste von seinen Zweigen
Schien sich zum Lorbeerkranz zu beugen;
Er fürchte Sturm und Wetter nicht;
Sein Ast ward stark, sein Laub ward dicht.
Doch dürre Sommer schwächten seine Kräfte,
Der Wurm sog seiner Wurzel Säfte,
Und seiner Sprossen welkes Laub
Ward Käfer- und Insektenraub.
Da steht er nun verdorrt am Wege,
Ein dürrer Klotz für Axt und Säge;
Und ist noch kaum zum Sessel gut,
Worauf Ihremdens Schwerpunct ruht. —

Noch bin ich in allen meinen wenigen Nebenstunden am liebsten mit den Werken Ihres großen Friedrichs beschäftigt, und glaube nun zu verstehen, warum Sie in Ihrer letztern Zuschrift das Buch eine elende Ausgabe nannten. Ich überfahe es, daß die Werke des größten aller Könige nicht prächtiger gedruckt wurden; auch auf Löschpapier würden sie eben so wenig von ihrer Vortrefflichkeit verlieren, als auf dem Pergament-Exemplar gewinnen, welches, wie man vor Jahr und Tag fabelte, Kaiser Joseph mit goldenen Lettern drucken lassen wollte: aber, daß dieser Nachlaß bei weitem nicht einmal ganz ist, daß itzt, wie ich höre, noch ein verzettelter Supplement erscheint, daß in der Correspondenz die unangenehmste Verwirrung herrscht und Jordan's, d'Argen's, d'Alembert's Briefe nicht an gehörigen Orten eingerückt, sondern viele Bände hernach erst zusammengedrängt sind, Voltaire's Briefe aber gänzlich fehlen — das schändet diese Sammlung, macht sie zum Theil unbrauchbar und peinigt den Leser bis zur Ungeduld.

Doch, selber Aorso-Herkules,
Auch sonder Haupt und sonder Arme,
Verräth, wer dieser Rumpf, und weß
Ist diese Götterkraft, und dieses warme
So unnachahmlich schön und frei
Dem ew'gen Marmor eingedrückte Leben sey.

Ach, wie so verführerisch, theuerster Gleim, ist diese Vortrefflichkeit, diese Größe, für einen Barden, der Hermann sang und Kleisten sang, und nun den schönsten Kranz ersiegen, wenigstens doch nicht unrühmlich seinen Wettlauf verspielen könnte, wenn er auch Friedrich den Einzigen besänge! Am Willen, und selbst am ungestümsten Feuer, das mir die Muse (die ihren Scherz mit mir treibt) von Zeit zu Zeit ins Herz wirft, fehlt es wahrlich nicht; aber wohl, bei Gott! an Zeit und Freiheit; und so bin ich, so warm ich oft schon anfing, eben so oft wieder stumm und kalt, wie ein Fisch, in die Fluth der Arbeit geworfen.

Er kömmt, er kömmt, der Adler
Vom Throne Wodens herab!
Er kömmt, er girret und kreiset
Mit tönenden Schwingen um's Grab,
Wo Rhingulph, vom eisernen Schicksal besiegt,
Sammt seiner Harfe begraben liegt.
Mit Ungeduld weilt er am Hügel
Und wühlet unwillig hinein:
Doch ach! schon hebt er wieder den Flügel:
Er fand — nichts als Gebein!

Inzwischen — Ihnen, vortrefflicher Gleim, sey das vertraut, — hatte ich mir bereits einen Plan zu einem Gedichte von drei Gesängen in meiner episch-lyrischen Manier gemacht, wovon schon manche Stelle, manche Episode im ersten aufflatternden Feuer hingeworfen wurde: aber der Himmel weiß, wenn das alles fertig werden kann. Ich fühle immer gewaltiger, daß es das schwerste Sujet ist, das sich jemals ein Dichter gewählt hat. — Jetzt ist noch alles zu sehr Chaos, um vor Ihren Augen erscheinen zu können.

Ich schließe mit der Herzensversicherung, daß ich Sie von ganzer Seele schätze und liebe und Ihre mir versprochene Zuschrift (nicht zu vergessen das bessere Kupferbild von Friedrich dem Großen!) mit ungeduldiger Sehnsucht erwarte.

Ganz Ihr Kretschmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten.

Im Annuaire nécrologique für 1821 von A. Mahul, steht eine Nachricht über die von Napoleon herrührenden, oder ihm beigelegten Schriften, woraus wir, Bekanntes übergehend, einiges entlehnen. Napoleons Brief an Matteo Buttafuoco, Deputirten für Corsica in der Nationalversammlung, erschien 1790 ohne Angabe des Ortes und Druckers (Joly in Dole) und war unterschrieben: „Buonaparte, aus meinem Cabinet zu Milleli, am 28. Januar im 2ten Jahre der Freiheit.“ Er war zu jener Zeit Lieutenant im Artillerie Regiment La Fere. Er sah die letzte Correctur selber durch und kam in dieser Absicht nach Dole, wohin er von Auxonne, das 4 Stunden davon entfernt war, um 4 Uhr Morgens aufbrach und nach Vollendung seiner Arbeit und nach einem sehr mäßigen Frühstück bei dem Buchdrucker ging er gegen Mittag wieder zurück. Das Schreiben gegen den Abgeordneten des corsischen Adels, der auf der rechten Seite in der Nationalversammlung saß, ist ein heftiger Angriff gegen ihn und den Corsen Arena, der später als Theilnehmer an Gerrachi's Verschwörung hingerichtet ward. — Le Souper de Beaucaire erschien 1793 zu Avignon bei Sabin Tournal, in 8., ohne des Verfs. Namen, und wurde 1821 zu Paris mit einer Einleitung von Friedrich Royou wieder abgedruckt. — Es wird auch in der angeführten Schrift wiederholt, daß die Anmerkungen zu des österreichischen Generals von Stutterheim Schrift: Ueber die Schlacht bei Austerlitz, die 1807 in einer Ausgabe mit Anmerkungen von einem französischen Officier erschien, wahrscheinlich von Napoleon herrühren. — Nach des Buchdruckers Joly Angabe, hatte Napoleon in seiner Jugend auch eine Geschichte von Corsica geschrieben, die in 2 Bänden in 12 gedruckt werden sollte, und über deren Verlag er mit jenem bereits Abrede getroffen hatte. Der schnelle Aufbruch von Auxonne nach Toulon, der einige Tage nachher folgte, vereitelte die Herausgabe. — Im Januar 1798 las Buonaparte im Institut einen Bericht über ein polygraphisches Instrument, nämlich zum Schnelldruck von Umlaufschreiben.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 283.

10. December 1822.

Die Lehre von der Wirthschaft des Staats, oder pragmatische Theorie der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung. Mit Rücksicht auf den Gebrauch bei akademischen Vorlesungen, bearbeitet von Dr. Wilhelm Joseph Behr. Leipzig, 1822. 8.

Wenn ein Mann, der seit länger als zwanzig Jahren in der Vorderreihe der ausgezeichnetsten Lehrer des Staatsrechts und der Staatskunst nach seinen Schriften steht, und der bei der ersten bairischen Ständeversammlung im Jahre 1819 durch seine Reden und Vota gewiß die Aufmerksamkeit aller gebildeten Classen Deutschlands erregte, ob er gleich nicht immer die Zustimmung der Gewaltigen dabei fand, der endlich nach der Art und Weise seines Ausschließens von der zweiten bairischen Ständeversammlung bald verkannt, bald vertheidigt ward; wenn, sagen wir, ein Mann von diesem gediegenen literärischen Gehalte und von dieser persönlichen Celebrität in allen deutschen Gauen die Lehre von der Wirthschaft des Staates in einem neuen Werke behandelt; so läßt sich von demselben schon im Voraus nichts Gemeines hoffen.

Ob nun gleich in einem lit. Conversationsblatte die durchgreifende Prüfung und Würdigung des aufgestellten Systems nicht erwartet werden darf, wozu Rec. aber hiermit feierlich Männer wie Sartorius, v. Jakob, Lotz und Rau auffordert; so kann doch eine im Felde der Staatswissenschaften wichtige Erscheinung in diesen Blättern nicht ganz übergangen werden. Es gnüge deshalb, für die Männer vom Fache das Eigenthümliche dieser Schrift in allgemeinen Umrissen anzugeben, und damit nur einzelne Winke über das zu verbinden, wo Rec. einer andern Ansicht folgt, als der des Verfs.

Zu den Eigenthümlichkeiten dieses Werks rechnet Rec. zunächst: daß in demselben durchaus der Maasstab des strengen Rechts vorherrscht, und die Klugheit, mit ihren aus der Erfahrung und Geschichte abgezogenen Lehren, zu wenig berücksichtigt wird.

Rec. will nicht gegen den Verf. den oft gemißbrauchten Waidspruch geltend machen: summum jus summa injuria; denn auch ihm ist in allen Angelegenheiten des Staates das Recht das Erste, und die Klugheit das Zweite, so daß durchaus nichts blos nach Regeln der Klugheit empfohlen und angewandt werden darf, was gegen das Recht streitet. Allein Rec. meint doch, nach seiner Bekanntschaft mit der Geschichte des europäischen Staatensystems, daß noch öfter, als es der Verf. verstattet, die Klugheit mit dem Rechte ausgesöhnt und vereinigt werden könne. Doch sollen für die strenge Rechtshandhabung des Verfs. später einige Beispiele beigebracht werden.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Verfs. ist: daß er, der die Nationalökonomie als Wissenschaft annimmt, zwischen dieser und der Finanzwissenschaft die Selbstständigkeit einer besondern Staatswirthschaft verwirft, indem er das, was Andere in der Staatswirthschaft von dem Einfluß der höchsten Gewalt im Staate auf Landwirthschaft, Gewerbsfleiß, Handel, Wissenschaft, Kunst u. s. w. lehren, der Polizei zugetheilt wissen will, und das, was von Andern in der Staatswirthschaft über das Verhältniß der Gründung und Aufbringung des Staatsbedarfs aus dem Volksvermögen in wissenschaftlichem Zusammenhange dargestellt wird, in die Finanzwissenschaft aufnimmt. So verschwindet bei dem Verf. die eigentliche Staatswirthschaft aus der Reihe der Staatswissenschaften, und das, was ihr bisher — nach ihrer Sonderung von der Nationalökonomie — geblieben war, bringt der Verf. in zwei andern Wissenschaften unter. Fast auf ähnliche Weise verfuhr der verewigte Eschenmayer mit der Polizei, indem er alle dieser selbstständigen Wissenschaft bisher zugetheilte Lehren anderswo unterbrachte, und dann die Polizeiwissenschaft mit Einem Federstriche vernichtete. Nur in kurzer Andeutung kann Rec. über diesen Gegenstand sein Urtheil abgeben.

Mit Eschenmayer konnte er, ob er gleich dessen Scharfsinn und hohe Rechtlichkeit ehrte, über die Vernichtung der Polizeiwissenschaft nicht übereinstimmen, so lange als in der Wirklichkeit die Polizeiministerien und Polizeibehörden im Großen und im Einzelnen bestehen. Dem wackern Behr hingegen gesteht er zu, daß der zweite genannte Abschnitt der Staatswirthschaft wohl mit der Finanzwissenschaft vereinigt werden könnte, weil er derselben als Prämisse dient; den ersten Abschnitt aber liefert er, nach seiner Ueberzeugung, nicht an die Polizeiwissenschaft aus, damit diese, die ohnehin, nach der Praxis, manche heterogene Bestandtheile in sich aufgenommen hat, nicht noch bunter, als bisher, zusammengesetzt werde. Das Warum? würde aber hier zu weit führen!

Die dritte Eigenthümlichkeit des Verfs. — die er aber mit vielen neuen Theoretikern theilt — ist seine unbedingte Vorliebe für die directen und seine völlige

Bestimmungen des Gesetzes vom 30. März 1887, betreffend die Verpflichtung zur Leistung von Schadenersatz für die Folgen von Betriebsunfällen, Anwendung finden, soweit nicht in diesem Gesetze Abweichungen vorgeschrieben sind.

Die Vorschriften des Gesetzes vom 30. März 1887 finden auf Betriebsunfälle, welche sich bei Bauten ereignen, nur dann Anwendung, wenn die Bauten mit Dampfkraft betrieben werden.

§. 2. Die Verpflichtung zur Leistung von Schadenersatz für die Folgen von Betriebsunfällen, welche sich bei Bauten ereignen, trifft den Unternehmer des Baues.

Ist der Unternehmer ein Gewerbetreibender, welcher in seinem Gewerbebetriebe regelmäßig Bauten ausführt, so trifft die Verpflichtung zur Leistung von Schadenersatz für die Folgen von Betriebsunfällen, welche sich bei Bauten ereignen, den Gewerbetreibenden, auch wenn er nicht Unternehmer des Baues ist

des Vfs. Ansicht von dem Gehalte und den Pensionen der Staatsbeamten (S. 33). — Bei den Regalien bemerkt der Verf. sehr richtig, daß der Staat durch die Behauptung einzelner derselben nicht an Würde und Achtbarkeit (wohl: Achtung?) verliere, was er durch die Einnahme zu gewinnen glaubt. „S. 70: Kaum kann es sich mit der Würde des Staates vertragen, daß er z. B. das Aschen- und Lumpensammeln, das Schalleen (?) und Musikmachen, das Schweineschneiden und Pferdewallachen, das Caminfegen, Pfannenflicken, Scheerenschleifen u. s. w. als ihm ausschließend eigne Rechte übe und nütze." — „S. 73: Haben bisher manche Regierungen bestimmt, wie viel Salz z. B. auf jeden Kopf ihnen abgenommen werden müsse; so werden sie im Gegentheile nun zu bestimmen haben, wie viel Salz auf jeden Kopf u. s. w. für den festgesetzten Preis ihnen abgefordert werden dürfe." — In Betreff der Frohnen erklärt er S. 74: „Wirthschaftlicher dürfte es seyn, unter Aufhebung des Frohnregals, alle jene Arbeiten von den dazu wirklich geeigneten Classen (allenfalls, nach Krehls Vorschlage, von dem Militair), gegen Zahlung eines Arbeitslohnes, verrichten zu lassen." Sehr richtig verweiset er die Anlegung und Unterhaltung von Straßen, Brücken u. s. w. (S. 76) aus der Reihe der Regalien in die Polizei. „Die Wirthschaft des Staates hat aber den dafür vorzuschießenden Aufwand zu decken durch Erhebung von Straßen- und Brückengeldern, die, um den Zweck jener Anstalten nicht zu vernichten, lediglich nach der Größe jenes Aufwandes bestimmt werden dürfen. Von einem, das besondere Erkaufen der Sicherheit auf den Straßen erzwingenden, Geleitsregal kann ohnedies heut zu Tage nicht wohl die Rede seyn." (???) Allerdings sind Straßengelder und daneben Geleitsgelder eine doppelte Beschwerde. Ehemals bestanden die letztern allein, und man erhielt für sein Geld Geleite, und also Bedeckung und Sicherheit für Personen und Eigenthum; jetzt wird das Geld genommen; die Bedeckung fällt weg; die Sicherheit (selbst auf den unsichersten Straßen) wird dem Zufalle überlassen, und neben der Beibehaltung der Geleitsgelder müssen noch beträchtliche Straßen-, Brücken-, Pflastergelder u. s. w. entrichtet werden. Wer in gewissen Theilen Deutschlands täglich 9—10 Meilen reiset, kann in der Masse der von ihm bezahlten Zettel dieser Art eine Geographie und Topographie der Regalien anlegen und sammeln! — Mit demselben Ernste eifert (S. 80) der Verf. dagegen, „daß man wesentliche Hoheitsrechte zu nutzbaren Regalien gestempelt habe, indem engherzige Staatswirthe an jeden Act der Justiz und Polizei eine Abgabe knüpften." Noch kräftiger ist seine Sprache (S. 83) in Hinsicht der Hazardspiele. „Wenn der Staat, nachdem er alle Hazardspiele ohne Ausnahme von Polizei wegen, wie er muß, verboten hat, sich das Recht vorbehält, das Hazardspiel, z. B. an Badeorten, gegen einen Pachtzins zu verstatten, oder einen Theil seines Bedarfs den Unterthanen abzuzwingen durch Lotterien, eine ihrem innern Wesen, wie ihren äußern Wirkungen nach, eben so trügerische als verderbliche Spielart; so ist dies der greifste Beweis, wie weit sich der finanzielle Eigennutz zu vergessen vermöge."

Gern möchte Rec. noch einige Stellen aufnehmen, wo sich der Vf. nachdrucksvoll gegen das Unwesen bei den Mauthen erklärt, und wo er gegen die Summen spricht, welche für die Unzahl der Einnehmer der indirecten Steuern auf diese Steuern selbst geschlagen werden müssen; allein er beschließt diese Anzeige am liebsten mit der Stelle, wo sich der Verf. für die Einführung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Civil- und Strafrechtspflege (S. 234) ausspricht: „denn durch Beseitigung der unseligen Schreibereien würde eine kaum berechenbare Kraft-, Zeit- und Geldverschwendung gehoben, und nichts vermag Richter und Anwälde mit gleicher unwiderstehlicher Kraft in das Geleis der Gesetz- und Rechtmäßigkeit zu bannen, als die Oeffentlichkeit ihres Wirkens. Durch nichts konnte daher dem Zwecke des Staates, der gerechtesten Forderung seiner Bürger und der vernünftigen Sparsamkeit der Einzelnen und des Staates zugleich auf eine unverantwortlichere Weise entgegengewirkt, durch nichts die sträfliche Absicht, das Recht der Gesammtheit der Privilegien einer Classe zum Opfer zu bringen, schreiender beurkundet werden, als durch Versagung jener Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, des einzigen Rettungsmittels aus dem tiefen Schlamme, in welchem die heilige Themis aus lauter übelverstandener Verehrung vergraben liegt."

Möge der hohe Rechtssinn und der gute Wille des Vfs. für die gute Sache nirgends verkannt und — sein Werk so gelesen und benutzt werden, wie es verdient! *)

. 73.

Literarische Nachrichten.

Es ist wohl eine der schon jetzt erkennbaren guten Folgen der furchtbaren Bewegungen, welche die Völker in den letzten dreißig Jahren in vielfache Berührungen gebracht haben, daß sie eben dadurch auch in geistiger Hinsicht unter sich bekannter geworden, und viele Verbindungen geknüpft worden sind, die früher gar nicht bestanden, oder nur sehr locker waren. Dies zeigt sich jetzt auffallender, wo die äußern Störungen des nur im Frieden fröhlich gedeihenden Geistesverkehres aufgehört haben. Mehr als sonst gestaltet sich unter den gebildeten Völkern Europas ein literarisches Gemeinwesen, das keine geographischen und ethnographischen Absonderungen kennt, und während früher nur der Deutsche den Archivar der europäischen Gelehrsamkeit (aber auch in beschränkterem Maße) machte, haben Engländer, Franzosen und selbst Italiener angefangen, darin mit ihm zu wetteifern. Man werfe nur einen Blick in ihre Zeitschriften, um sich von dieser erfreulichen Erscheinung und dem regern Geistesverkehre zu überzeugen. Doch ist keine dieser Zeitschriften auf einen so umfassenden Plan gegründet, als das neue Unternehmen, das man von Paris aus ankündigt; und sollten die großen Schwierigkeiten, die sich erst bei der Ausführung zeigen möchten, auch nur zum Theil besiegt werden, so ist doch schon ein solcher Entwurf ehrenwerth, und die Ankündigung sticht glänzend hervor, wenn wir, zu Hause uns umsehend, die Bemerkung machen, wie selten auf wissenschaftliches Streben berechnete Zeitschriften, die überhaupt ihr Daseyn nur kümmerlich fristen, sich hervorwagen, während der Sonnenschein des Glücks, welcher einigen der Unterhaltung gewidmeten Blättern lacht, täglich neue Eintagsfliegen hervorlockt, die auch von den Brosamen der öffentlichen Gunst sich nähren zu können hoffen. — Das Unternehmen, das uns auf diese Betrachtungen führt, ist das Bulletin général et universel des annonces et des nouvelles scientifiques, dédié aux savans de tous les pays, et à la librairie nationale et étrangère, welches unter der Leitung des Barons de Feruſſac von mehrern geachteten Gelehrten mit dem Anfange des nächsten Jahres in Paris beginnen soll. Der Zweck dieser Monatschrift ist, alle Neuigkeiten, welche für die Wissenschaften im eigentlichen Sinne des Wortes (Sciences proprement dites) wichtig sind, in ganz Europa schnell in Umlauf zu bringen, und daher jeden Gelehrten in dem Theile, der ihn besonders beschäftigt, mit

*) Dieser Schrift des verdienstvollen Behr, in Leipzig mit Censur gedruckt, ist auf das Gutachten der Berliner Recensurbehörde erster Instanz die Debitserlaubniß verweigert worden. Was das Berliner Obercensurcollegium darüber verfügen wird, ist noch nicht bekannt. L.

Digitized by Google

allen neuen Werken, und mit allen einzelnen Thatsachen, deren Kunde ihm nützlich seyn kann, regelmäßig bekannt zu machen. Gewiß wäre eine gelungene Ausführung eines solchen Entwurfes eines der wirksamsten Mittel, die Fortschritte der Wissenschaften zu fördern, die Geister anzuregen und den Gelehrten einen lästigen Aufwand und unnütze oder unvollständige Bemühungen zu ersparen, da ihnen auf diese Weise von Zeit zu Zeit ein Gemälde von dem Zustande und den Fortschritten der Wissenschaften gegeben, und eine schnelle und innige Verbindung unter allen Gelehrten gestiftet würde, wie denn auch darin eine immer offene und unverwerfliche Urkunde vorkommen würde, die über den Vorgang der Entdeckungen eines Jeden entscheiden müßte. Die Zeitschrift soll nach diesem Plane enthalten: 1) Eine fortlaufende Nachricht von allen neu erscheinenden größern und kleinern wissenschaftlichen Schriften, die sich jedoch auf eine gedrängte Angabe des wesentlichen Inhalts, ohne alle beurtheilende Erörterungen, beschränken soll; 2) alle merkwürdigen wissenschaftlichen Thatsachen, die durch Einrückung in eine, in irgend einem Theile der Welt — von Neuholland und Africa bis America! — erscheinende Zeitschrift beglaubigt ist, und die Herausgeber werden zu diesem Zwecke sämmtliche wissenschaftliche Zeitschriften, deren Anzahl sie auf ungefähr 400 berechnen, benutzen; 3) alle Nachrichten, die der Briefwechsel mit Gelehrten liefern könnte. Auch soll von den Arbeiten der Gelehrten-Gesellschaften fortlaufende Nachricht gegeben, und jedes Buch, das in einer Zeitschrift angekündigt wird, oder wovon man sich sonst den Titel verschaffen kann, in dem Bulletin erwähnt werden. Die Herausgeber wollen zwar nicht warten, bis die Schriftsteller ein Exemplar ihrer Werke einsenden, ein Ansinnen, sagen sie, das dem Geiste ihres Unternehmens durchaus fremd und den Schriftstellern mit Recht mißfällig sey, wünschen aber freilich, daß die Gelehrten oder die Verleger ihnen durch solche Zusendungen die Ausführung ihres Planes, schnelle Bekanntmachung aller Neuigkeiten, erleichtern mögen. Die Wissenschaften, die in den Plan des Unternehmens gehören, sind: 1) reine und angewandte Mathematik, mit ihren Unterabtheilungen; 2) Kosmographie und Astronomie; 3) Physik, mit Einschluß der Meteorologie; 4) Chemie; 5) Geologie und Mineralogie, wozu auch Metallurgie gerechnet wird; 6) Zoologie; 7) Gewächskunde; 8) Naturgeschichte fossiler organischer Wesen; 9) Physiologie und Anatomie; 10) Arzneikunst, mit Einschluß der Wundarzneikunst, Pharmacie und Thierheilkunde; 11) Landwirthschaft; 12) Geographie und Statistik; 13) Schiffahrtkunde; 14) Kriegswissenschaft; 15) Reisebeschreibungen in wissenschaftlicher Beziehung. Man sieht freilich aus dieser Uebersicht, daß die Herausgeber, wie es in Frankreich gewöhnlich ist, den Begriff der eigentlichen Wissenschaften nicht genau bestimmt, und auf der einen Seite die Grenzen zu enge (da z. B. die Philosophie ausgeschlossen ist), auf der andern zu weit gezogen haben; aber vielleicht wird sich bei dem allseitigen Verkehr, den sie eröffnen wollen, auch zur Berichtigung dieser Ansichten Gelegenheit finden.

Monatlich erscheint ein Heft von 8 bis 10 Bogen; drei Lieferungen machen einen Band, und jeder Jahrgang erhält ein Register. Der halbjährig vorauszubezahlende Preis jedes Jahrgangs beträgt für Paris 30 Franken, und 42 für das Ausland. In Leipzig nimmt die Buchhandlung Barth, in Berlin Schlesinger, in Hamburg Perthes und Besser, in Mannheim Artaria und Fontaine, in Stuttgart Cotta, in Wien Schaumburg u. Comp. Unterzeichnung an. Zusendungen an die Verleger Dufour und d' Occagne (Quai Voltaire No. 13) es seyen Bücher (nur broschirt), oder wissenschaftliche Nachrichten, deren Aufnahme in die Zeitschrift man wünscht, müssen portofrei eingesandt werden. Was in dem nächsten Stücke Platz finden soll, muß vor dem 15ten des Monats, wo das Heft erscheinen soll, in Paris seyn. Wissenschaftliche Nachrichten und briefliche Mittheilungen müssen mit der Unterschrift des Einsenders versehen seyn. Nachrichten von den Arbeiten der Gelehrten-Gesellschaften muß die Unterschrift des Secretairs beglaubigen. Die Herausgeber nehmen alle Zeitschriften oder Tageblätter in Tausch gegen die ihrige an. — Mit diesem Unternehmen werden die genannten Verleger vom 1sten Januar künftigen Jahres eine Hauptniederlage für wissenschaftliche Werke (Dépot central de Bibliographie pour les ouvrages scientifiques) verbinden, um Bücherliebhabern Gelegenheit zu geben, sich die, in dem Bulletin angekündigten Werke schnell zu verschaffen. Sie nehmen zu diesem Zwecke von allen Werken Exemplare in beliebiger Anzahl auf ihr Lager, worüber sie dem Einsender, der das Porto zu tragen hat, einen Empfangschein geben. Ueber diese eingesandten Exemplare wird eine Rechnung angelegt, deren Einsicht den Eigenthümern, oder deren Bevollmächtigten jederzeit offen steht, und, nach dem theilweisen oder gänzlichen Absatze der eingesandten Schriften, wird der Betrag der verkauften Exemplare, mit Abzug von 15 vom Hundert, jedoch ohne Anspruch auf Niederlagsgebühr, bezahlt. 134.

K. M—r über Geschwornengerichte.

Der geistreiche Mann, der sich durch alle seine literarischen Productionen als tief-philosophischen Denker stets bewährt hat, und allwöchentlich sich als solchen beweist in den unendlich vortrefflichen Correspondenzen aus Berlin, die — — — gütigst liefert, und in denen jener Denker sich und seine Leser immer genau au courant von allen Begebenheiten in der hohen Gesellschaft — — — — — zu erhalten sucht, dieser vortreffliche Mann hat nun auch von seinem erhabenen Standpuncte aus dargethan, daß die neuerlichst wieder so vielbesprochene Einrichtung der Jury nichts sey, als eben — eine Tonne. Hr. K. M. hätte dies füglich in seiner epigrammatischen Manier also ausdrücken können:

Die Jury, sagt Bav, daß Ihr's wißt,
Nichts weiter, als 'ne Tonne ist.

K. M—r.

und dies geistreiche Epigramm hätte keine schlechtere Stelle eingenommen als hundert Fabrikate von derselben Firma; allein Hr. K. M—r hatte diesmal in schlichter Prosa zu lehren vorgezogen, und zwar also:

„Die Geschwornengerichte waren eine Tonne, die Buonaparte dem Volke zum Spielen hinwarf, denn es lag lediglich in der Willkür derjenigen, welche die Untersuchung führten, ob Jemand strafbar oder schuldlos befunden werden sollte. Wenn daher Geschwornengerichte beibehalten werden sollten, so scheint es ein dringendes Bedürfniß, diesem Gebrechen zuvor abzuhelfen."

Solche vortreffliche und tiefsinnige Urtheile verdienen vervielfältigt zu werden, und wir übernehmen hier gern diese Mühe! 132.

Miscellen.

Delille lebte vor seiner Verheirathung mit einer Frau, die zuweilen ungemein heftig war. Er zeigte bei diesen Stürmen die größte Gelassenheit und wußte sie nicht selten durch Scherzhaftigkeit zu beschwören. Eines Tages entstand ein Zwist, und die Freundin, gereizt durch des Dichters Gleichmuth, bestürmte ihn mit Büchern, die sie, eines nach dem andern, von den Bretern herab holte. Als Delille sah, daß sie immer die größten Bände nahm, und ihm an den Kopf warf, sprach er ganz ruhig: „Aber, liebe Freundin, könnten Sie denn nicht ihre Liebkosungen in kleinerm Format geben?"

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 284.

11. December 1822.

Die dramatischen und dramaturgischen Taschenbücher.

I. Carl von Holtei's Jahrbuch auf 1822 und 1823.

Die Tabelle in No. 260 d. Bl. gibt die diesjährige Mehrzahl der Taschenbücher auf 14 an; bei solchen Fortschritten ist es natürlich, daß sie sich allmählig zu einer selbständigen Literatur erheben und anfangen, sich zu constituiren und zu organisiren. Ein Zweig derselben gestaltet sich von selbst zu einer eigenen Abtheilung, und wie sehr ich auch diesem literarischen Zwerg-Geschlecht abhold bin — selbst wenn es sich durch Größe und äußere Form neben jedes wohlgeborne und gelittene Buch stellen darf — weil es vom Zwerggeist niemals ganz lassen kann, so läßt sich doch seine traurige Existenz nicht geradezu ignoriren. Diese Büchelchen sind einmal da, sie leben mit uns, man muß sie dulden, ja sie machen sich schon so breit, daß sie uns überall das lange Jahr hindurch begegnen und sich dergestalt der Conversation bemächtigen, daß man sich am Ende der Veredlung dieses Geschlechts freuen muß, indem es durch seine Hof- und Toilettenkünste sich selbst bei denen einschmeichelt, welche alles lieber tolerirten als ein Buch! Sie sind für unzählige Wissenschafts-Ignoranten wahre encyklopädische Surrogate, und machen sich in dieser Hinsicht verdienter als die Bühne, welche bisher für so viele jeden Geschichts-Unterricht ziemlich schlecht vertrat, und wahrlich täglich schlechter vertritt. Ist das Conversations-Lexicon vermittelst seiner Gemeinnützigkeit durch so viel verschlossene Thüren gedrungen, und gibt es zum Dank Veranlassung, ohne andere Mühe, als einige Artikel zu lesen, mit Gelehrsamkeit wichtig thun zu können, so ist das Ameisen-Völkchen (diese Thierchen dürften vielleicht mit dem Vergleich nicht zufrieden seyn) der Taschenbücher noch viel geschäftiger, sich überall mit anmuthiger Miene einzuschwärzen, nicht blos als Weihnachtskinder, sondern unter allerlei Gestalten, wie Aworinen, Schmetterlinge und dergleichen, eine so ephemer als die andere, aber freilich alle Jahre neu, was allerdings zu einer Zeit unerläßlich ist, wo die Neuheit schon raffiniren muß, um bemerkt zu werden.

Man hat gesagt, alle Dichtung unserer Tage flüchte sich in die dramatische, und doch ist das Theater nie ärmer gewesen. Wahrlich, seit man verlernt hat, die alten guten Lustspiele des vorigen Jahrhunderts zu spielen, und diese dadurch zu dem ungerechten Vorwurf der Langweiligkeit gebracht hat, ist man überall in so dringender Verlegenheit, daß man glauben könnte, Thalia schliefe und begeistre keinen mehr. Demungeachtet ist die Ueberfülle so groß, daß die Bühnen-Directionen von Manuscripten, und die Theater-Freunde von gedruckten Neuigkeiten beinah erdrückt werden. Aber ein solcher Reichthum muß verdächtig seyn!

Und wir sind in der That so arm an wahrhaften und deutschen Lustspielen, daß wir von den Nachbaren borgen; aber borgen richtet oft zu Grunde, wenigstens bringt es Nachtheil. So auch hier: ein französisches Lustspiel kann nie ein wirklich deutsches werden; es bleibt dem deutschen Sinne (Geschmack ist oft wechselnd) so fremd wie der französische Charakter. Wäre es nicht so, müßten die bessern Geister dahin arbeiten, daß es so würde, damit jeden Volkes Eigenthümlichkeiten geachtet und bewahrt blieben. Am fernsten endlich ist die epigrammatische Schärfe, zu welcher die kleinen Stücke der Franzosen vermittelst aller geistigen Geschmeidigkeit und Spitzfindigkeit der Sprache — meist unübersetzbar! — hingearbeitet sind, der deutschen Gründlichkeit, ausführlichen Charakterschilderung, und Gemüthlichkeit — zuweilen auch Gemächlichkeit! in einem kleinen Stücke läßt sich überhaupt den Anforderungen, die wir an ein Drama, welcher Art es sey, machen, nicht recht genügen. Den Franzosen ist es nur um Witz zu thun, gleichviel ob die Situation oder die Worte ihn liefern und diesem Zweck dient die Kürze sehr; ihre Darstellung ist darauf gestellt, ihn ins vortheilhafteste Licht zu bringen. Um Charakterwahrheit bekümmern sie sich selten, wenns geschieht, meist nur einen allgemeinen Gattungscharakter aufzustellen, oder sonst ganz beiläufig. Dem Deutschen ist der Charakter die Hauptsache, und muß es seyn; darum ist unser Theater gesunken, weil das Streben nach Wahrheit desselben vernachlässigt — und größtentheils aufgegeben wird.

Das Jahrbuch, welches der jetzige Breslauer Theater-Dichter Carl von Holtei im vergangnen Jahr begonnen (es erschien erst in und nicht vor demselben, also schon nach der Almanachszeit), empfahl sich durch seine bescheidene und offene Ankündigung sowohl, als durch die Erklärung: keine Uebersetzungen aufzunehmen; es sollte nur zum Sammlungsort des möglichst Bessern und Besten, und sich als solcher schon bewährter Nachspiele dienen. (Jetzt, da man so viel kleine Stücke gibt, daß oft drei an einem Abend

gesehen werden, können sie eben so gut Vor- als Nachspiele heißen.)

Diese Absicht ist zu loben, und ihr ein entsprechender Erfolg zu wünschen. Wenn dies Jahrbuch auch bei der Menge der entstehenden kleinen Stücke nicht genügen dürfte, um als Sammlung für die dramatische Literatur von Belang zu werden, und für die Bühnen-Repertorien aber nur insofern vortheilhaft seyn kann, als es ihnen Neuigkeiten bietet, so stellt er sich doch gleich ein würdigeres Ziel als Kotzebue, dem man wohl die Vaterschaft der dramatischen Taschenbücher zugestehen muß. Er bezweckte die Unterhaltung auf dem Lande, und was er von dieser hielt, bewies er durch Stücke wie: der Graf von Gleichen, Kleopatra, die englischen Waaren, Gottlieb Merks und vieler andern seiner Dutzend-Productionen. Sein großes Talent: aus den gesunden, und mehr aus den krankhaften Elementen des Zeit-Charakters ein anziehendes Rührei, mit einigen technischen Effecten wohl gepfeffert, zu machen, war bei seinem Almanach recht am Platz; er unterhielt die Gesellschaft mit ihren eignen Ingredienzen. Daher, und weil die Zeit nie stereotypisch dieselbe bleibt, ist die Liebhaberei an Kotzebue's Thränen, und beinah auch schon an seinem Satyr mit ihr vergangen; die meisten seiner komischen und ernsten Dramen, oder vielmehr Spiele, von denen wohl nur wenige das temporaire Entzücken des Publicums nicht theilten, sind vor den angefeindeten und als langweilig verschrienen Iffland'schen Schau- und Lustspielen zur Vergessenheit gewandert, und was sich von ihnen auf der Scene erhält, sind nur solche, in denen sein Talent ernstlich das Bessere erstrebte (was er freilich öfter hätte thun können, wenn er sich Zeit gelassen) oder zufällig traf, oder aus ältern guten Dichtern schöpfte, und worin einzelne glänzende Partien entweder durch sich selbst erfreuen, oder einem höchst mittelmäßigen Schauspieler Gelegenheit geben, mit geringer Mühe zu gefallen.

Wie nun aber auch der Kotzebuesche Almanach beschaffen war, ich will dem neuen Jahrbuch wünschen, daß es sich zu einem gleichen literarischen Leben schwinge, und daß er so Mode werde, wie jener eine Zeit zu seyn das Glück hatte — jedoch ohne jenen Weg zu gehen. Alle andre Unternehmungen dieser Art haben bisher keinen Fortgang gehabt, und ihr schnelles Absterben zeugte in der Regel nur zu deutlich von ihrem markloſen Daseyn. Es verdienen von allen Taschenbüchern und Almanachen, welche neben dem Kotzebueschen aufkeimten, außer dem Müllnerschen kaum einer genannt zu werden. Der Geist des Unternehmers hielt bei diesem auch die fremden Beiträge über der Taufe, und so ging ein würdigerer Charakter durch das Ganze. Wohl nicht aus Mangel an Lebenskraft ist dieser Almanach Todes verblichen.

Einen ähnlichen Einfluß wird der Unternehmer des Jahrbuchs zwar weder durch seine Redaction, noch durch seine Beiträge ausüben, — aber die bescheidne Entfernung jeder Anmaßung, welche Achtung für das erwachende Talent voraussetzen läßt, ist auch eine Eigenschaft, die allein das Gute fördern kann, welches die Bühnen und ihre Freunde wünschen.

Wir wollen noch flüchtig betrachten, was bisher in diesem Hafen des theatralischen Continents eingelaufen ist.

Das Jahr 1822 brachte zuerst ein Lustspiel von van der Velde: das wilde Heer. So gegründet dieses Verfassers Ruf als erzählender Dichter, so neu ist er als dramatischer. Das Product läßt schließen, daß es ein Erstling ist. Der Stoff ist undramatisch und mager, die Behandlung dürftig und breit, die Charakterzeichnung matt. Der Tapfere, der sich nicht vor dem wilden Jäger fürchtet, führt die Braut nach Haus, der Feige (ein wahrer Schuft) muß abtrollen. In einer Novelle hätte dieses Motiv, freilich auch nicht vereinzelt, gebraucht werden können.

2. Der Hund des Aubry, vom Regisseur Wolff in Berlin, ist eine Posse, die wegen des persiflirten Hundes dort viel und gern gesehen wurde. Gedruckt sieht dergleichen zuweilen anders aus. Ein reicher Onkel wird durch die Thränen der Wittwe seines Neffen, welche sie um die nur in der Einbildung gebrochene Pfote des künstlerischen Hundes weint, die er aber für solche hält, welche dem verstorbenen Gatten galten, getäuscht — die Schauspielerin spielt die Wahrheit gut! — und — er heirathet sie. Das Ganze ist nicht Posse genug — darum ist mir der fade Betrug des guten Onkels verletzend gewesen. Eine Posse soll allerdings nicht moralisch seyn wollen, aber sie soll dafür recht schnurrig und possenhaft seyn.

3. Wenn nur der Rechte kommt, Lustspiel von Heinrich Schmelka. Donna Diana und Maske für Maske sind Vater und Mutter zu diesem Stück. Solches Geblüt kann nicht ganz ausarten; aber der Dialog ist viel zu breit, und ist der Verfasser mit dem bekannten komischen Schauspieler eine Person, so ist zu vermuthen, daß er die Rolle des Bedienten für sich geschrieben, wodurch sie sehr ausführlich gerathen, und vielleicht besser von ihm zu hören, als zu lesen ist.

4. Die Farben, Lustspiel vom Herausgeber, sind schon vortheilhaft bekannt; es bewährt sich darin, wenn auch unbedingt kein dramatischer Beruf, doch Erfindungsgabe, und Talent für zarte und sinnige Dichtung. Es ist eine artige Idee, aus dem bloßen Spiele unter vier Mädchen sich und die Welt in Farben zu symbolisiren, und dadurch gewissermaßen die einfarbige Gegenwart zu portraitiren, ein Lustspiel zu bilden. Aber die gefährliche Klippe dieses Beginnens hat der Dichter freilich nicht überwunden — nämlich: daß dies Spiel eigentlich keine Handlung ist, und auf der Scene zur Spielerei wird. Es geschieht eigentlich nichts, als daß der Bräutigam unerkannt die Liebe seiner Braut gewinnt, und dehnt sich demungeachtet zu einer Länge von 87 Druckseiten. Natürlich waltet das lyrische Ele-

Act of 30th July 1886, Section 2, Sub-section (1), Rule (a) (Rules 1 to 4).

1. Every application for the registration of a trade mark shall be made in writing to the Registrar, and shall be signed by the applicant or his agent.

2. The application shall state the name, address, and description of the applicant, and shall state whether he is a manufacturer, or a dealer, or a person interested in the trade mark as proprietor thereof otherwise than as a manufacturer or dealer.

3. The application shall state the class of goods in respect of which the trade mark is used, or proposed to be used, and the particular description of goods comprised in such class.

4. The application shall state whether the trade mark has been in use to the knowledge of the applicant, and if so, for what length of time, and shall state whether the applicant claims to be entitled to the exclusive use of the trade mark.

Rules as to Trade Marks to be Registered in Part B of the Register.

Act of 30th July 1886, Section 2, Sub-section (1), Rule (b) (Rules 5 to 8).

5. Every application for the registration of a trade mark in Part B of the Register shall be made in writing to the Registrar, and shall be signed by the applicant or his agent.

6. The application shall state the name, address, and description of the applicant, and shall state whether he is a manufacturer, or a dealer, or a person interested in the trade mark as proprietor thereof otherwise than as a manufacturer or dealer.

7. The application shall state the class of goods in respect of which the trade mark is used, or proposed to be used, and the particular description of goods comprised in such class.

8. The application shall state whether the trade mark has been in use to the knowledge of the applicant, and if so, for what length of time, and shall state whether the applicant claims to be entitled to the exclusive use of the trade mark.

Rules as to Trade Marks to be Registered in Part C of the Register.

Act of 30th July 1886, Section 2, Sub-section (1), Rule (c) (Rules 9 to 12).

9. Every application for the registration of a trade mark in Part C of the Register shall be made in writing to the Registrar, and shall be signed by the applicant or his agent.

10. The application shall state the name, address, and description of the applicant, and shall state whether he is a manufacturer, or a dealer, or a person interested in the trade mark as proprietor thereof otherwise than as a manufacturer or dealer.

11. The application shall state the class of goods in respect of which the trade mark is used, or proposed to be used, and the particular description of goods comprised in such class.

12. The application shall state whether the trade mark has been in use to the knowledge of the applicant, and if so, for what length of time, and shall state whether the applicant claims to be entitled to the exclusive use of the trade mark.

Rules as to Trade Marks to be Registered in Part D of the Register.

Act of 30th July 1886, Section 2, Sub-section (1), Rule (d) (Rules 13 to 16).

13. Every application for the registration of a trade mark in Part D of the Register shall be made in writing to the Registrar, and shall be signed by the applicant or his agent.

14. The application shall state the name, address, and description of the applicant, and shall state whether he is a manufacturer, or a dealer, or a person interested in the trade mark as proprietor thereof otherwise than as a manufacturer or dealer.

15. The application shall state the class of goods in respect of which the trade mark is used, or proposed to be used, and the particular description of goods comprised in such class.

16. The application shall state whether the trade mark has been in use to the knowledge of the applicant, and if so, for what length of time, and shall state whether the applicant claims to be entitled to the exclusive use of the trade mark.

Digitized by Google

g·lische Kinder für illegitim erklärt werden; wenn man Recopulationen *) anbefiehlt, die blos, um uns zu necken, erfunden sind, — auf welcher Seite ist da Intoleranz und Verfolgungssucht? Wenn zweideutige Dikasterialresolutionen erlassen werden, aus welchen am Ende gefolgert werden kann, daß wir alle, alle ohne Ausnahme, zur katholischen Kirche angehalten werden sollen, weil unsre Vorfahren vor der Reformation katholisch waren, wenn so viele Evangelische in den schrecklichen Zustand versetzt werden, daß sie nicht heirathen, nicht in ihre Kirche gehen, nicht das Abendmahl empfangen, nicht im Sterben geistlichen Trost ansprechen dürfen, — auf welcher Seite ist da Intoleranz und Verfolgungssucht? Wenn ein großer Theil des katholischen Clerus behauptet, daß wir Ketzer sind, welche zu verfolgen, heilige Pflicht sey, daß ein evangelischer Leichnam die geweihte katholische Erde entweihe, daß der Papst und der ungarische Clerus gegen alle Duldungsgesetze protestirt und sie folglich vernichtet haben, — wenn ein großer Theil eben dieses Clerus Protestantenverfolgung als ein verdienstliches Werk ansieht, wenn er dafür öfters belohnt, aber nie bestraft wird, — auf welcher Seite ist die Intoleranz und Verfolgungssucht?"

Die öffentliche Meinung wird die richtige Antwort auf diese Fragen aus den Daten der ältern und neuern Geschichte zu finden wissen, und in diesen allen den bösen Geist des Papstthums erkennen, welcher in unsern Tagen sich wiederum an vielen Orten regt; — aber wenn der bewegte Autor sein Werkchen also schließt: „Wir hören auf, ein Vaterland zu haben! Will man, daß wir emigriren? daß wir in die deutschen Provinzen der österreichischen Monarchie flüchten, in welchen ein christlicherer Geist herrscht?" so mag man wohl dagegen einwenden, daß weder die Gerechtigkeit des Monarchen, noch die Vaterlandsliebe und Energie der evangelischen Ungarn es zu einer kleinmüthigen Räumung des Kampfplatzes kommen lassen werde.

Der ungarische Freund des Ref., welcher mit ihm das Büchlein durchlas und oft — wegen der angezognen Gesetze und kirchenhistorischen Daten Erläuterungen geben mußte, bemerkte am Schlusse der Lectüre noch Folgendes: „Wir Evangelischen in Ungarn sind dem Autor für sein Werk vielen Dank schuldig und hoffen, daß diese Verba morientis mehr Eindruck, als viele unsrer Klagen machen werden; — aber der wackre Sprecher hat doch vergessen, auseinander zu setzen: „wie nächst den Praktiken des katholischen Clerus und seiner Satelliten und Parasiten, an der üblen Lage der Protestanten in Ungarn viele Mitschuld tragen 1) die Constitution, 2) die Verschiedenheit der Völkerstämme, 3) die Protestanten selbst und 4) die Regierung. Die Constitution — weil sie dem katholischen Clerus als erstem Stande gestattet, mit den ihm anhängigen Aristokraten, als eine, durch Reichthum und Mehrzahl übermächtige Ligue in den Dikasterien und in den Landtags- und Comitatsverhandlungen vorzuherrschen, wogegen die protestantische Geistlichkeit gar keinen persönlichen Antheil an ständischen und dikasterialen Verhandlungen hat. Fernere Mitschuld trägt die Constitution, weil die Gewissensfreiheit der Evangelischen zwar klar genug in den Gesetzen befestigt, aber doch beeinträchtigenden Modificationen unterworfen ist. Denn wenn auch z. B. das Verbot, ausländische Universitäten zu besuchen, keineswegs der Constitution zur Last zu legen ist, sondern diese vielmehr in diesem Puncte die Gewissensfreiheit mit klaren Worten aufrecht erhält, also, daß die Regierung dies, sämmtliche Unterthanen der österreichischen Monarchie angehende Verbot nur unter dem Angeben einer provisorischen polizeilichen Maßregel vor der Hand in Ungarn gelten lassen kann, so ist es doch Gewissenszwang, wenn das Recht christlicher Aeltern, die aus gemischter Ehe entsprossenen Kinder in einer beliebigen Christusreligion erziehen zu lassen, beschränkt wird, — und schnurstracks wider die Gewissensfreiheit ist es, einem zu den Discretionsjahren gelangten Menschen den Uebertritt zu einer andern Religion zu wehren — oder was gleich ist — dem Ermessen des irdischen Herrschers zu unterwerfen, ob seine Unterthanen den oder jenen Weg zum himmlischen Vater wählen dürfen.

Mitschuld fällt auf die Verschiedenheit der Volksstämme, insofern Magyaren, Slowaken und Deutsche — vergessend, daß sie vor Gott und Vaterland gleiche Rechte und Pflichten haben, oft lächerlichen Volksvorurtheilen die ernsten Rücksichten aufopfern, welche sie ihren Religionsverwandten schuldig sind, welche Verirrungen und Zerklüftungen dann von den, mit jesuitischer Feinheit lauernden Feinden des Protestantismus geschickt benutzt werden. Dahin vorzüglich auch weist die Mitschuld der Evangelischen selbst an ihrem Leide, und besonders dürften die helvetischen Confessionsverwandten, deren Mehrzahl magyarischen Stammes ist, eines herrischen und abstoßenden Betragens gegen die Lutherischen, zumal gegen die darunter befindlichen Slowaken, ja sogar der Proselytenmacherei zu bezüchtigen seyn; dagegen aber den Slowaken augsburgischer Confession nicht ohne Grund vorgeworfen werden könnte, daß sie ihren magyarischen und deutschen Glaubensgenossen, sowohl in innerer kirchlicher Aufklärung, als auch in Befestigung des äußern Verhältnisses zum Staate, durch schleichende und selbstsüchtige Umtriebe hinderlich seyen. Dieses alles vernichtet schon im Keime die Hoffnung zu der so vernunftmäßigen, als ersprießlichen Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen in Ungarn, wenn auch die Regierung durch Genehmigung und Förderung solchen Vereins, ihre Mitschuld an der üblen Lage der Protestanten mindern wollte. Denn eben darin liegt diese Mitschuld, daß die Regierung die Zerklüftung der Religionsparteien und Volksstämme für einen stets vorwaltenden politischen Zweck klug benutzt und nach dem Grundsatze: „Divide et imperabis," bei zu befürchtender Schwierigkeit des Volkes zu handeln weiß. Das hat die Regierung freilich nicht nöthig in den andern Erbländen, wo ihr die Stände kein Postulat abschlagen dürfen, — und dort werden sonach ihre, gegen die akatholischen Christen allerdings sehr toleranten Principien durch keine Politik in der Anwendung gestört; allein demungeachtet bleibt es vor Gott und der Welt unverantwortlich, wenn die Regierung, um den katholischen Clerus sammt seinen Waffenträgern auf ihrer Seite zu behalten, dessen Unbilden gegen die Protestanten wider besseres Wissen und Ueberzeugung nachsiehet; so wie es auch ein frevenliches Spiel mit Pflichten seyn würde, wenn man den Evangelischen gerechte Gaben in höchster Gnade blos darum gewähren wollte, um an ihnen eine Hofpartei zu gewinnen, oder die Katholischen von hartnäckigem Patriotismus abzuschrecken. —

So stehen dermalen unsre Sachen! — sagte der edle Ungar — dem Ref. die Hand zum Abschiedsgruße reichend und seufzte: „Gott besser's!" — und Ref. den Druck der Hand deutsch-herzlich erwiedernd, sprach voll evangelischen Vertrauens: „Gott wird's bessern! — Gott befohlen!"

129.

*) Nach den ungarischen Gesetzen soll bei gemischten Ehen allemal ein katholischer Geistlicher die Trauung verrichten, damit die Ehe die Weihe des Sacraments erhalte. Wenn nun also bei, vom evangelischen Pfarrer getrauten Eheleuten hinterher (sey es auch 10 und 20 Jahre und noch länger) der katholische Clerus es durchsetzt, daß eines der Gatten eigentlich der katholischen Kirche angehöre, so begehrt er und setzt es durch, daß das Ehepaar noch einmal von einem katholischen Geistlichen copulirt werde.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 285.

12. December 1822.

Die Kirchenvereinigung zu Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Die Kirchenvereinigung, welche jetzt mehrere Regierungen beschäftigt, war auch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Gegenstand der Bemühungen mehrerer Mitglieder des deutschen Reichskörpers. Daß man Leibnitz für den Versuch zu gewinnen gewußt, ja daß er sich lebhaft für denselben interessirte, erhöht die Denkwürdigkeit des Unternehmens. Einige der Actenstücke, welche sich darauf bezogen, sind erhalten worden. In diesen ist die Absicht der Regenten, welche sich mit jener Union beschäftigten, und die Ansicht des berühmten Philosophen ausgesprochen. Durch sie erfährt man also, was für die Sache geschehen ist, und wie die derselben zugethane Männer darüber gedacht haben. Und so thut die heutige Welt vielleicht gern einen Blick in den damaligen Schriftwechsel, der theilweise hier seinen Platz gewinnen mag.

I.

Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel Schreiben an Leibnitz.

Wolfenbüttel den 19. Decemb. 1702.

Monsieur.

Es ist mir lieb, daß Er schreibt, der König von Preußen wolle die Religionsvereinigung wieder vornehmen lassen, denn Ihre Majestät sind der bequemste Potentat dazu, und können mit großem Ruhm und gutem Fortgang daran arbeiten lassen. Die Zeiten scheinen auch günstig, und gleichwie ich bereits vordem gethan, also will ich allezeit das Meinige dazu beitragen. Doch muß die Sache anfangs in geheim getrieben werden, und nichts vor der Zeit ausbrechen, bis man einen Theil der vornehmsten Geistlichen gewinne. Er kann in der Sache ein gutes Instrument seyn, und weiß auch vollkommentlich meine Gemüthsmeinung, wird mir auch einen Gefallen thun, wenn er solche Ihrer Majestät meinetwegen ausführlich zu erkennen gibt, als denen ich in dieser Materie und andern gern gefällig seyn werde. Der Zweck würde seyn, nicht allein, daß man einander nicht verdamme, sondern daß man dermaleins auch zu der Communion mit einander komme, wenigstens auf bedürfenden Fall, und daß man sich daher beiderseits so heraus lasse, daß die Hinderniß gehoben werde. Als erstlich, daß man sich wegen des heiligen Abendmals so zulänglich erklärte, wie bereits von vielen Reformirten öffentlich geschehen, und wegen der Gnaden-Wahl also, daß alles, was die Gütigkeit, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Vollkommenheit Gottes so wohl als die menschliche Freiheit zu verletzen scheint, vermieden werden möge; Und was die Kirchendisciplin und Ceremonie betrifft, würde gut seyn, dem Exempel der englischen Kirchen so viel thunlich zu folgen. Ich erinnere mich gar wohl, daß Er mir schon vor 2 Jahren von Erneuerung der Farth gesprochen, so die Ocker und Bode zu Zeiten Hertzog Julii zusammengehänget, und die Julius Farth genannt worden, und will ich deswegen Erkundigung einziehen lassen, Man wird im Halberstädtischen dergleichen thun können. Ich verbleibe Zeit Lebens

Wolfenbüttel den 19ten December 1702.

Monsieur

Sein wohlaffectionirter
Anthon Ulrich.

II.

Herzogs Anton Ulrich Vorschlag über die Religionsvereinigung der Protestanten und deren Mittel.

Es scheint nicht allein sehr zu wünschen, sondern auch sehr thunlich, daß eine Vereinigung zwischen den Reformirten und Evangelischen angestellet werde. Und zwar also, daß man sich dadurch nicht mehr von den Römischen entferne, sondern vielmehr denselben nähere, welches geschehen würde, wenn mehr Reformirte mit des Königs in Preußen, und dessen Bischoffs, Herrn Ursini Absehen sich allmälig conformiren, die englische Liturgie approbiren und die realitaet im heil. Abendmahl auf solche Weise, wie die Reformati Brandenburgici und viele andere vor ihnen gethan, sowohl als veritates practicas circa Gratiam zulänglich erkennen wollten, die vornehmsten Theologi Evangelici auch zu dessen Approbation disponiret würden.

Es wäre aber hierin mit großer secretezza zu verfahren, sonsten, wo das Absehen wie bisher, eclatiret, so werden unruhige Gemüther nur rege gemacht, auch andere dagegen zu erregen, welche, da sie einmal durch öffentliche Schriften impugniret, hernach nicht wieder zu gewinnen. Wenn man sie aber erst im geheim begrüßet, und von ihnen favorable sentimenten durch solche Höflichkeit und einige liberalitaet eliciret, so bei einigen der vornehmsten Theologen bereits mit

Nutzen practiciret worden; so sollte verhoffentlich das Werk zu heben, primarii Theologi hin und wieder mit den politicis zu gewinnen, und hernach, praeparatis in arcano animis apud singulas aulas, endlich eine allgemeine Zusammenstimmung beim Corpore Evangelico zu erhalten stehen.

Von den arcanis negotii müste außer der Herrschaft niemand wissen, als zu Berlin der Herr Bischof Ursinus, mit ein Paar vom Könige dazu deputirten Theologis; zu Hannover der Herr Abt Molanus, zu Helmstädt Herr Abt Fabricius und Herr Abt Schmidt. Die andern, da es dienlich, müßten allein in geheim mündlich ersuchet, ihnen gewisse Scripta ad examinandum vorgelegt, und favorable Erklärungen darauf eliciret werden. Weil dergleichen nicht durch schriftliche Correspondensen zu thun, sondern mündlich geschehen muß, so wäre eine Person dazu nöthig, so in denen controversiis versirt, die unter andern praetext ohne Verdacht hin und wieder einsprechen, und die Gemüther unter der Hand disponiren könne. Nachdem ich alles überlegt, so dünkt mich, wenn Königl. Maj. zu Preußen sich resolviren wollte, jährlich zwei bis drei tausend Thaler auf die Sach zu wenden, daß innerhalb etlicher weniger Jahr zum Zweck zu gelangen.

Solche Gelder könnten also disponirt werden, daß der König eine Pension wenigstens von 1000 Thlr. jährlich der Person, so die Reise und negotiation übernehmen soll, assignirte, das übrige aber anlegte zu nöthigen Verehrungen und gratialen in Medaillen, und denen, so sich wohl heraus lassen, mit generositaet zu begegnen, und ihre Mühe zu erkennen. Sollte aber die Sache zu solchem success sich anlassen, daß die hierzu destinirte Person mehr Reisen zu thun hätte, als mit den 1000 Thalern zu bestreiten, So würden hoffentlich in Ansehn des successus Königl. Maj. das übrige auch nicht weigern. Bei dem Gothaischen Hofe und einigen andern Sächsischen, wie auch bei denen Heß- und Würtembergischen, dürfte die Sach, je eher je besser vorzunehmen seyn. Und würde Herr Herzog Anton Ulrichs Durchlaucht hierzu nicht wenig Vorschub thun können. Weilen Hr. Abt Fabricius etwa morgen hier seyn wird, so könnte die Sach mit ihm überlegt werden.

Mit den Ritualibus und Adiaphoris müßte man sich nicht aufhalten. Sie variiren in eadem ecclesia, und machen den gemeinen Mann rege. Doch wird mit der Zeit der englische Fuß in den meisten Stücken der beste seyn, und sich das Werk, wenn die Hauptsach gehoben, schon schicken. Mit der bloßen toleranz ist es nicht ausgerichtet; es bleibet dabei die Trenn- und Verbitterung und sucht einer dem andern Abbruch zu thun. Sondern es ist auf die totalem sublationem schismatis inter Protestantes zu denken, daß ein Theil mit dem andern communiciren könne. Solches ist nach der Erklärung der Reformatorum Brandenburgicorum allerdings thunlich. Ein Theil revocirt seine Meinung nicht, sondern erklärt sich nur auf eine solche Weise, daß die gefährlichen imputationes adversariorum dadurch klärlich cessiren.

Es muß eine Schrift abgefaßt werden, oder deren mehr, welche bei Evangelischen und Reformirten vornehmen Theologis unter der Hand vorgezeigt und deren approbation elicirt werden könne. Solche Schrift müßte die zu der geheimen negotiation destinirte Person bei sich haben, in totum vel per partes vorzeigen, und Erklärung darüber suchen. Und dieß scheint das einzige Mittel ad rem zu schreiten und zum Zweck sobald als möglich zu gelangen. Da sonst ohne dergleichen geheime negociation es nur auf ein Neues Bücher Schreiben und Gezänk hinauslaufen wird. Mit conventibus und colloquiis auch ante praeparationem animorum nichts auszurichten. Und ist Schad, daß man sich der gegenwärtigen guten dispositionen nicht besser bedienet.

Weilen nun Se. Durchlaucht sich ehestens mit Königl. Maj. abbouchiren dürften, so wäre dies die rechte Zeit, solche nöthige mesures festzustellen. Vielleicht wäre dienlich, bei Herrn Abt Fabricii Anwesenheit etwas zu entwerfen; so Se. Durchlaucht mit den König communiciren und ajustiren könnten.

III.

Leibnitzens weitere Ausführung dieses Vorschlages.

Wolfenbüttel, den 15. May 1705.

Es haben des Herrn Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel Durchl. jederzeit eine große *Neigung zu* der Vereinigung der protestirenden Partheien spüren lassen, und solche vor höchst nöthig sowohl als thunlich gehalten, wie denn dessen Königl. Maj. zu Preußen genugsame Proben haben, wünschen auch von Herzen noch einen guten Fortgang dieses heilsamen Vorhabens zu sehen.

Nachdem Sie nun längst von dem Königl. Preußischen Bischoff Herrn Ursino vermittelst einer bekannten der Sach wohl berichteten von Berlin kommenden Person des beharrlichen Eifers des Königs versichert, mithin von wegen Ihrer Maj. ersucht worden, die Hand ferner mit anzulegen: So haben Sie vor sich reiflich nachgedacht, und meinen zuvörderst, daß nöthig sey, mit Königl. Maj. eine beständige Abrede zu nehmen, und einen gewissen Fuß festzustellen, welchem nach das Werk fortzusetzen wäre. Haben deswegen einige ihrer ohnmasgeblichen Gedanken darüber folgendergestalt verfassen lassen.

Solche beruhen nun sowohl in dem Zweck, als den dazu führenden Wegen und Mitteln. Den Zweck anlangend, vermeinen Se. Durchlaucht, daß man nicht nur auf eine bloße sogenannte Toleranz, sie sey civilis oder ecclesiastica antragen solle, deren jene in dem bürgerlichen Frieden, diese in der Nichtverdammung der Meinungen bestehet; sondern vielmehr auch dahin zu trachten habe, wie das schisma oder die Trennung gänzlich möge abgethan werden, also, daß einer bei dem andern zu dem Abendmahl des Herren gehen könne.

Weil ja doch der Unterschied in den begreiflichen und die wahre Uebung der Gottseligkeit angehenden Lehre so gering scheint, daß oft zu fragen Ursach wäre, warumb man denn bei so gestalten Dingen nicht gänzlich zusammentrete. So lange auch zwei Partheien bleiben; so lange bleibt Uneinigkeit und Mißtrauen, auch wohl nach Art der menschlichen Schwachheit, wirkliche Bedrängniß des einen von dem andern, nachdem der eine oder der andere an diesem oder jenem Ort den Meister spielen will, wodurch auch das Feuer wieder aufglimmen kann. Welches alles aber durch die Aufhebung der Trennung wegfallen und mit der Zeit gänzlich verschwinden muß. Zumahl auch fast eben so schwer seyn wird, bei den Rigidioribus die Nichtverdammung der Lehre, als die Zulassung derer, so sie bekennen, zum heil. Abendmahl zu erhalten. Denn eben deswegen schließen sie die anders Gesinnten von ihrer Kirchengemeinschaft aus, weilen sie deren Meynung als der Seeligkeit gefährlich ansehen.

Ferner halte man anjetzo eigentlich auf die Hauptsache, nemlich auf die zulängliche Erklärung der Lehre, zu gedenken, weilen der Unterschied der Lehre einig und alleinig die Trennung gemacht und noch unterhält. Aber mit den Ritibus oder sogenannten Adiaphoris, als welche bei jeder Parthei selbst veränderlich, hätte man sich nicht aufzuhalten, damit man sich die Schwierigkeit des Werks ohne Ursach nicht selbst vermehre, zumalen da der gemeine Mann durch solche äußerliche Dinge ohne Ursach geirret und schwierig gemacht wird. Im übrigen wäre zu wünschen und unter der Hand zu arbeiten, daß man sich allerseits der Form der englischen Kirche nähern könne, als welche der alten Christlichen Kirche meistentheils sehr gemäs, wie denn auch die hierarchia Anglicana von den Römischen selbst gelobt wird.

Den Zweck und die Mittel zu diesem heilsamen Zwecke belangend, damit nemlich die Trennung abgeschafft werde, so wäre nicht weniger, was ohndienlich scheint, zu verhüten, als auch was dienlich, vorzunehmen. Und zwar

1) so scheint ohndienlich, daß man das rechte Absehen der der Hand allzubekannt mache, es sey gleich durch öffentliche Schriften oder Correspondenzen, denn es werden die vermeintlichen Zelotae dadurch nur allzusehr erregt, daß sie dagegen arbeiten, sich untereinander verbinden, und andere an sich ziehen, welche, wenn sie sich einmal in Druck widerlich herausgelassen und impugnirt, nicht wohl zu einem Rücktritt zu bringen; viel ehe aber zu gewinnen seyn würden, wenn sie sich bis dahin außer der Sach gehalten.

So ist auch 2) bekannt, daß durch Conventus Theologorum eines, oder Colloquia Theologorum beider Theile nicht wohl etwas zu richten, ehe die Gemüther wohl vorbereitet worden; in dessen Entstehung meistens neue Streitigkeiten dabey sich zu erregen pflegen.

Es ist aber 3) nöthig, daß zu solcher Vorbereitung der Gemüther und Voranstalt, die hohe Obrigkeit eines oder andern Orthes das ihrige beitrage, auch solche Theologos wähle, die so wohl dem Werk gewachsen, als auch wohl dazu gesinnt, und durch dieselbige das Werk wohl überlegen, auch unter der Hand, Handlung pflegen lasse.

4) Wird die Nothdurft erfordern, daß die vorbereitende Handlung, so viel möglich, durch vertraute Personen, und zwar anfangs mündlich und persönlich verrichtet werde. Weilen die correspondenz langweilig und oft mißlich, und, wie bereits angeführt, aller unzeitiger Ruf schädlich. Also wer darin anfangs zu gebrauchen, sowohl der Sach kundig, als auch also beschäftigt seyn sollte, daß er ohne Verdacht an die behörige Orten unter andern Vorwand kommen, auch, da es nöthig, etliche mal ab und zureisen könne.

5) Weilen auch bei dem Hause Braunschweig bereits in diesem Werk alle gute Neigung bezeigt worden, und sowohl die Brandenburgici als Brunsvicenses Theologi, so man zu der Sach gezogen, sich dergestalt herausgelassen, daß wenn andere jedes Theiles sich gleichmäßiges gefallen lassen wollten, die Aufhebung der Trennung mit Gottes Hülfe ihre Richtigkeit haben würde, so wäre nun an dem, daß man jeden Theiles trachte, wie der andern Beyfall zu erhalten.

6) Worin aber Stuffenweise zu gehen, und etwa bei denen Herrschaften anzufangen, womit man in nächster Kundschaft stehet, und wo man mit mehrerem Vertrauen sprechen kann.

7) Weilen auch sowohl von wegen des Königs, als des Hauses Braunschweig gelehrte und friedfertige Leute zu der Sach deputirt worden, darunter insbesonder der Bischoff von Seiten des Königs, und von Seiten des Hauses Braunschweig die Direction haben. So wäre ferner durch sie alles gemeinsam zu überlegen, und mit vollkommen gutem Verständniß vertraulich fortzusetzen, also, daß nichts in der Sach vorgenommen würde, darumb wenigstens diese beiden Directores nicht Wissenschaft hätten.

8) Damit man nun mit andern Theologis richtiger handeln, und ihre beifällige Meinung besser erhalten könnte; so würde nöthig seyn, daß ein oder mehrere, nicht allzuweitläuftige Schriften mit beyderseits Belieben aufgesetzt würden, so unter der Hand vertrauten fürnehmen Theologis zu zeigen, und ihre Genehmigung zu suchen.

9) Es ist auch zu hoffen, daß denen, mit welchen man hievon in geheim handeln wollte, so wohl das Ansehn des Königs, als das gegen sie zeigende Vertrauen, und auch die Beobachtung ihrer an Hand gebenden dienlichen Erinnerungen samt einigen realen Kennzeichen Königlicher Gnade, ihre Mühe dadurch zu erkennen, ein großes wirken würde.

10) Das Absehen solcher Schriften und der darüber zu verlangenden judiciorum müßte nicht gehen und gerichtet seyn auf eine Wiederrufung und Aenderung der bisherigen Lehren, sondern auf deren Erklärung. Denn weilen einer in des andern Meinung etwas böses und gefährliches finden will, welches aber der andere nicht an sich kommen läßt; so ist kein Zweifel, man wird beyderseits seine Lehre also zu erklären geneigt seyn, daß solche Auflagen und Besorgnissen nicht statt haben können, wie denn bereits in einigen Stücken mit sehr gutem Succeß geschehen.

11) Wenn nun dergestalt bei den meisten, oder doch vornehmsten protestirenden Reichsgliedern, man der Herrschaft sowohl als einiger der vornehmsten Theologorum in geheim versichert wäre, und diesen ein billiges Vergnügen gegeben; so könnte alsdann bei dem Corpore Evangelicorum zu Regenspurg, oder wo es sonst dienlich gefunden würde, mit Zuziehung erwähnter Theologorum das Werk publice vorgenommen, und auch mit Gottes Hülfe verhoffentlich ehe, als man sonst vermuthen mögte, und ehe die Uebelgesinnten dem guten Zweck zu schaden Zeit und Raum gewinnen mögten, gefaßt und zum Schluß befördert werden. Es würde auch jedermann bei verspürendem beständigen Eifer und Harmonie der hohen Obrigkeiten, sich selbst schon zu begreifen wissen.

12) Verhoffentlich würden die Nordischen Kronen wegen ihrer Reichslande sich beim Corpore Evangelico der Sach nicht entziehen, auch wohl bei Zeiten zum Beitritt bewogen werden können. Wozu die izzigen conjuncturen und Läufte vielleicht nicht wenig dienen dürften. Es wäre auch kein Zweifel, daß bei verspürendem Ernst England und Holland mit Nachdruck zutreten würden.

Dies wären ungefährlich die Wege und Mittel, so Sr. Durchl. als die bequemste, sicherste und kürzeste anjezo geschienen. Sind auch erbötig, Ihres Orts nichts ermangeln zu lassen, so dazu dienlich. Inmaßen Sie auch in dem Gedanken stehen, daß Königl. Maj. ein gleichmäßiges Absehn haben. Werden doch solches gern mit mehrerem vernehmen, und Sr. Maj. erleuchtete Gedanken darüber erwarten. Und vermeinen demnach schließlich, wenn Se. Maj. die Sach mit einem beständigen Nachdruck angreifen, und etwa ein Gewisses dazu alljährlich assigniren wollten; sowohl die Reisen als

Application of Sulphuric Acid to the Analysis of Iron Ores.

Sir,—In the Chemical Gazette for March 1st, 1847, I published a method of analysing iron ores by means of sulphuric acid, which I have since found to be inaccurate. I have now to offer a method which I have found to be correct, and which I have used for some time.

Take 100 grains of the ore, and put it into a flask with 1 oz. of sulphuric acid, and 1 oz. of water; boil for half an hour, and then add 1 oz. more of water, and boil for another half hour. Then add 1 oz. more of water, and boil for another half hour. Then add 1 oz. more of water, and boil for another half hour.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 286.

13. December 1822.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls, Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Von A. Prokesch, Oberlieut. im kais. österreich. Generalstabe. Wien, bei C. Schaumburg und Comp. 1823. 346 S. 8. 2 Thlr.

Ein Buch, das Aufmerksamkeit erregt und Aufmerksamkeit verdient! Der Verf., ein gebildeter und kenntnißreicher Officier, war in der Nähe des Fürsten, und befand sich in einer Stellung, wo er Vieles gut beobachten und genau erfahren konnte. Die Archive des Feldmarschalls, die Mittheilungen der nächsten Freunde und Verwandten desselben, die Erinnerungen endlich, die ihm sein Gedächtniß bewahrte, waren die Quellen dieser Denkwürdigkeiten. Die Pflicht des Geschichtschreibers, das unbefangen und gründlich Erforschte, ohne Leidenschaft, mit ernstem Wahrheitssinn treu zu erzählen, hat der Verfasser mit der klugen Umsicht, die in seinen Verhältnissen nicht Alles sagen durfte, gut zu vereinigen gewußt. Das Dunkel, was auf dem innern Zusammenhange der großen Ereignisse liegt, die geheime Verwickelung der eben so zarten, als schweren Verhältnisse, unter welchen der Feldmarschall die Obliegenheiten des Staatsmanns und des Feldherrn sach- und menschenkundig mit der Gewandtheit eines Hof- und Weltmanns erfüllen mußte, kann jetzt noch nicht aufgeklärt worden. Wir loben daher die Milde und die Bescheidenheit des Urtheils, welches in der ganzen Abfassung dieser Denkwürdigkeiten vorwaltet. Auch insofern hat der Verf. das Leben des berühmten Mannes ganz in dem edlen Geiste und Charakter desselben dargestellt. Wenigstens haben wir darin durchaus keine verwundende, die Eigenliebe aufreizende, den Widerspruch herausfordernde polemische Kritik wahrgenommen. Wohl aber hat der Verf. mit der zartesten Schonung Manches angedeutet, was nothwendig angedeutet werden mußte, um den vielfach verkannten, oft voreilig schief und unkundig beurtheilten Fürsten gegen nicht begründeten Tadel zu rechtfertigen und sein Verhalten in dem wahren, wenn auch nicht im vollen Lichte zu zeigen. Der einsichtsvolle Leser wird ohne unsere nähere Angabe selbst wissen, von welchen Epochen in dem öffentlichen Leben des Feldmarschalls unsere Bemerkung verstanden werden muß.

Nicht minder verdient die historische Kunst der Darstellung, welche dieses Werk auszeichnet, mit Beifall anerkannt zu werden. Wer sich die Mühe geben will, ein ähnliches Werk der neuern englischen Biographik: The Life of the most noble Duke of *Wellington* etc. by George *Elliot* (London 1815), mit dem vorliegenden zu vergleichen, wird finden, daß der Deutsche den Britten an biographischer Kunst weit übertrifft. Insbesondere hat es uns gefreut, in der vorliegenden Biographie nicht den Prunkstaat der sich patriotisch nennenden, brausenden Wortfülle und des von hundert herbeigezogenen Erinnerungen angeschwellten Periodenbaus eines bekannten Historikers wahrgenommen zu haben; unser Verf. stellt allerdings, was sich ohnehin versteht, seinen Helden in den Mittelpunct der ganzen Composition, und er schildert ihn mit der Wärme eines vaterländisch gesinnten Herzens; allein ruhig, klar und einfach sagt er, wie es Schwarzenberg that, wie und warum er es that, so daß er nur selten und auch dann sehr gemäßigt, die trefflichen Eigenschaften desselben rühmet, ohne sie, nach Art manches Enkomiasten, dem Leser vorzupreisen. Alles, was nicht unmittelbar auf das Leben des Fürsten und sein Thun Einfluß hat, ist aus der Erzählung ganz entfernt oder dem Zwecke gemäß zurückgestellt. Man suche also in diesen Denkwürdigkeiten keine Geschichte der Feldzüge, an welchen Schwarzenberg Theil nahm, noch weniger eine Zeitgeschichte, oder eine sogenannte Darstellung der Lage Europas, wodurch begreiflich gemacht werden soll, unter welchen Verhältnissen der Fürst als Staatsmann auftrat. Gleichwohl ist das Buch reich an Aufklärungen über mehr als eine Seite der neueren Kriegsgeschichte und der äußere Zusammenhang der politischen und militairischen Verhältnisse, in deren Mitte Schwarzenberg stand und handelte, ist nirgends unbemerkt geblieben.

Auch die Sprache und der Ausdruck des Verfs. zeigen von Geist und Bildung. Man stößt fast nie auf Provinzialismen, wie weiters. Die militairischen Fremdwörter sind glücklich durch deutsche ersetzt. Ueberhaupt können hierin die norddeutschen Schriftsteller von den Oesterreichern lernen. Der Styl des Verfs. ist natürlich und edel. Wenn man auch einigen Perioden mehr Gedrungenheit und dem Tone im Allgemeinen, der Einfachheit der Rede unbeschadet, eine etwas größere Erhebung wünschen möchte, so ist dennoch die Würde der historischen Schreibart nie vernachlässigt, und kleine Unebenheiten werden sich bei einer zweiten Ausgabe leicht verwischen lassen.

Auf den Inhalt dieser Denkwürdigkeiten können wir nicht so umständlich und tief eingehen, als wir wohl wünschten. Was insbesondre die letzten Feldzüge

made, as above, and the mixture heated on the water-bath for 1 hour. The solution is then cooled, and the precipitate of lead sulphate collected on a filter, washed with water, dried, and ignited. The weight of lead sulphate multiplied by 0.6832 gives the weight of lead oxide.

Lead Peroxide.—Lead peroxide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the peroxide in nitric acid is first reduced by the addition of a few drops of hydrogen peroxide.

Lead Carbonate.—Lead carbonate is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the carbonate in nitric acid is first boiled to expel carbon dioxide.

Lead Chromate.—Lead chromate is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the chromate in nitric acid is first reduced by the addition of a few drops of hydrogen peroxide.

Lead Nitrate.—Lead nitrate is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the nitrate in nitric acid is first boiled to expel nitrous fumes.

Lead Acetate.—Lead acetate is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the acetate in nitric acid is first boiled to expel acetic acid.

Lead Sulphide.—Lead sulphide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the sulphide in nitric acid is first boiled to expel hydrogen sulphide.

Lead Tetraethyl.—Lead tetraethyl is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetraethyl in nitric acid is first boiled to expel ethyl nitrate.

Lead Tetramethyl.—Lead tetramethyl is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetramethyl in nitric acid is first boiled to expel methyl nitrate.

Lead Tetraphenyl.—Lead tetraphenyl is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetraphenyl in nitric acid is first boiled to expel phenyl nitrate.

Lead Tetrabenzyl.—Lead tetrabenzyl is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrabenzyl in nitric acid is first boiled to expel benzyl nitrate.

Lead Tetrachloride.—Lead tetrachloride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrachloride in nitric acid is first boiled to expel chlorine.

Lead Tetrabromide.—Lead tetrabromide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrabromide in nitric acid is first boiled to expel bromine.

Lead Tetraiodide.—Lead tetraiodide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetraiodide in nitric acid is first boiled to expel iodine.

Lead Tetrafluoride.—Lead tetrafluoride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrafluoride in nitric acid is first boiled to expel fluorine.

Lead Tetrachloride.—Lead tetrachloride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrachloride in nitric acid is first boiled to expel chlorine.

Lead Tetrabromide.—Lead tetrabromide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrabromide in nitric acid is first boiled to expel bromine.

Lead Tetraiodide.—Lead tetraiodide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetraiodide in nitric acid is first boiled to expel iodine.

Lead Tetrafluoride.—Lead tetrafluoride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrafluoride in nitric acid is first boiled to expel fluorine.

Lead Tetrachloride.—Lead tetrachloride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrachloride in nitric acid is first boiled to expel chlorine.

Lead Tetrabromide.—Lead tetrabromide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrabromide in nitric acid is first boiled to expel bromine.

Lead Tetraiodide.—Lead tetraiodide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetraiodide in nitric acid is first boiled to expel iodine.

Lead Tetrafluoride.—Lead tetrafluoride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrafluoride in nitric acid is first boiled to expel fluorine.

Lead Tetrachloride.—Lead tetrachloride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrachloride in nitric acid is first boiled to expel chlorine.

Lead Tetrabromide.—Lead tetrabromide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrabromide in nitric acid is first boiled to expel bromine.

Lead Tetraiodide.—Lead tetraiodide is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetraiodide in nitric acid is first boiled to expel iodine.

Lead Tetrafluoride.—Lead tetrafluoride is determined in the same way as lead oxide, except that the solution of the tetrafluoride in nitric acid is first boiled to expel fluorine.

Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen, vom 16. Juli 1903.

Auf Grund des § 2 des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen vom 6. Juli 1903 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) wird bestimmt:

§ 1. Die Anzeige, daß ein Kind bei einer Schaustellung beschäftigt werden soll, ist von dem Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will, bei der Ortspolizeibehörde des Ortes, an welchem die Schaustellung stattfinden soll, zu erstatten.

§ 2. Die Anzeige muß enthalten:

1. den Namen, das Alter und den Wohnort des Kindes;
2. den Namen und den Wohnort des Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will;
3. die Art der Schaustellung, bei welcher das Kind beschäftigt werden soll;
4. den Ort, an welchem die Schaustellung stattfinden soll;
5. die Zeit, während welcher das Kind beschäftigt werden soll.

§ 3. Die Anzeige ist spätestens 24 Stunden vor dem Beginn der Beschäftigung zu erstatten.

§ 4. Die Ortspolizeibehörde hat dem Gewerbetreibenden eine Bescheinigung über die erstattete Anzeige zu erteilen.

§ 5. Die Bescheinigung ist dem Kinde bei jeder Beschäftigung mitzugeben.

§ 6. Die Bescheinigung ist dem Gewerbetreibenden zu versagen, wenn das Kind nicht das vorgeschriebene Alter hat oder wenn die Beschäftigung nicht zulässig ist.

§ 7. Die Bescheinigung ist zurückzunehmen, wenn nachträglich Tatsachen bekannt werden, welche die Versagung der Bescheinigung rechtfertigen würden.

§ 8. Gegen die Versagung oder Zurücknahme der Bescheinigung findet binnen einer Frist von 2 Wochen die Beschwerde an die Aufsichtsbehörde statt.

§ 9. Die Bescheinigung ist gebührenfrei.

§ 10. Diese Bekanntmachung tritt mit dem 1. Oktober 1903 in Kraft.

Berlin, den 16. Juli 1903.

Der Reichskanzler.
In Vertretung: Graf Posadowsky.

Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen, vom 16. Juli 1903.

Auf Grund des § 2 des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen vom 6. Juli 1903 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) wird bestimmt:

§ 1. Die Anzeige, daß ein Kind bei einer Schaustellung beschäftigt werden soll, ist von dem Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will, bei der Ortspolizeibehörde des Ortes, an welchem die Schaustellung stattfinden soll, zu erstatten.

§ 2. Die Anzeige muß enthalten:

1. den Namen, das Alter und den Wohnort des Kindes;
2. den Namen und den Wohnort des Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will;
3. die Art der Schaustellung, bei welcher das Kind beschäftigt werden soll;
4. den Ort, an welchem die Schaustellung stattfinden soll;
5. die Zeit, während welcher das Kind beschäftigt werden soll.

§ 3. Die Anzeige ist spätestens 24 Stunden vor dem Beginn der Beschäftigung zu erstatten.

§ 4. Die Ortspolizeibehörde hat dem Gewerbetreibenden eine Bescheinigung über die erstattete Anzeige zu erteilen.

§ 5. Die Bescheinigung ist dem Kinde bei jeder Beschäftigung mitzugeben.

§ 6. Die Bescheinigung ist dem Gewerbetreibenden zu versagen, wenn das Kind nicht das vorgeschriebene Alter hat oder wenn die Beschäftigung nicht zulässig ist.

§ 7. Die Bescheinigung ist zurückzunehmen, wenn nachträglich Tatsachen bekannt werden, welche die Versagung der Bescheinigung rechtfertigen würden.

§ 8. Gegen die Versagung oder Zurücknahme der Bescheinigung findet binnen einer Frist von 2 Wochen die Beschwerde an die Aufsichtsbehörde statt.

§ 9. Die Bescheinigung ist gebührenfrei.

§ 10. Diese Bekanntmachung tritt mit dem 1. Oktober 1903 in Kraft.

Berlin, den 16. Juli 1903.

Der Reichskanzler.
In Vertretung: Graf Posadowsky.

Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen, vom 16. Juli 1903.

Auf Grund des § 2 des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen vom 6. Juli 1903 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) wird bestimmt:

§ 1. Die Anzeige, daß ein Kind bei einer Schaustellung beschäftigt werden soll, ist von dem Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will, bei der Ortspolizeibehörde des Ortes, an welchem die Schaustellung stattfinden soll, zu erstatten.

§ 2. Die Anzeige muß enthalten:

1. den Namen, das Alter und den Wohnort des Kindes;
2. den Namen und den Wohnort des Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will;
3. die Art der Schaustellung, bei welcher das Kind beschäftigt werden soll;
4. den Ort, an welchem die Schaustellung stattfinden soll;
5. die Zeit, während welcher das Kind beschäftigt werden soll.

§ 3. Die Anzeige ist spätestens 24 Stunden vor dem Beginn der Beschäftigung zu erstatten.

§ 4. Die Ortspolizeibehörde hat dem Gewerbetreibenden eine Bescheinigung über die erstattete Anzeige zu erteilen.

§ 5. Die Bescheinigung ist dem Kinde bei jeder Beschäftigung mitzugeben.

§ 6. Die Bescheinigung ist dem Gewerbetreibenden zu versagen, wenn das Kind nicht das vorgeschriebene Alter hat oder wenn die Beschäftigung nicht zulässig ist.

§ 7. Die Bescheinigung ist zurückzunehmen, wenn nachträglich Tatsachen bekannt werden, welche die Versagung der Bescheinigung rechtfertigen würden.

§ 8. Gegen die Versagung oder Zurücknahme der Bescheinigung findet binnen einer Frist von 2 Wochen die Beschwerde an die Aufsichtsbehörde statt.

§ 9. Die Bescheinigung ist gebührenfrei.

§ 10. Diese Bekanntmachung tritt mit dem 1. Oktober 1903 in Kraft.

Berlin, den 16. Juli 1903.

Der Reichskanzler.
In Vertretung: Graf Posadowsky.

Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen, vom 16. Juli 1903.

Auf Grund des § 2 des Gesetzes über die Beschäftigung von Kindern in Schaustellungen vom 6. Juli 1903 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) wird bestimmt:

§ 1. Die Anzeige, daß ein Kind bei einer Schaustellung beschäftigt werden soll, ist von dem Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will, bei der Ortspolizeibehörde des Ortes, an welchem die Schaustellung stattfinden soll, zu erstatten.

§ 2. Die Anzeige muß enthalten:

1. den Namen, das Alter und den Wohnort des Kindes;
2. den Namen und den Wohnort des Gewerbetreibenden, der das Kind beschäftigen will;
3. die Art der Schaustellung, bei welcher das Kind beschäftigt werden soll;
4. den Ort, an welchem die Schaustellung stattfinden soll;
5. die Zeit, während welcher das Kind beschäftigt werden soll.

§ 3. Die Anzeige ist spätestens 24 Stunden vor dem Beginn der Beschäftigung zu erstatten.

§ 4. Die Ortspolizeibehörde hat dem Gewerbetreibenden eine Bescheinigung über die erstattete Anzeige zu erteilen.

§ 5. Die Bescheinigung ist dem Kinde bei jeder Beschäftigung mitzugeben.

§ 6. Die Bescheinigung ist dem Gewerbetreibenden zu versagen, wenn das Kind nicht das vorgeschriebene Alter hat oder wenn die Beschäftigung nicht zulässig ist.

§ 7. Die Bescheinigung ist zurückzunehmen, wenn nachträglich Tatsachen bekannt werden, welche die Versagung der Bescheinigung rechtfertigen würden.

§ 8. Gegen die Versagung oder Zurücknahme der Bescheinigung findet binnen einer Frist von 2 Wochen die Beschwerde an die Aufsichtsbehörde statt.

§ 9. Die Bescheinigung ist gebührenfrei.

§ 10. Diese Bekanntmachung tritt mit dem 1. Oktober 1903 in Kraft.

Berlin, den 16. Juli 1903.

Der Reichskanzler.
In Vertretung: Graf Posadowsky.

Polarmeer eindringen kann, so ist es nicht zu bezweifeln, daß er die ganze Küste längs dem nördlichen Festlande bis zur Behrings-Straße frei finden werde. Schon Dampier gibt, beiläufig zu bemerken, triftige Gründe dafür an, daß diese Durchfahrt von West nach Ost eher, als umgekehrt von Ost nach West gelingen werde.

Am 5ten September erhob sich ein heftiges Schneewetter, das den Boden mit zwei Fuß tiefem Schnee bedeckte. Dies war der Vorläufer alles Misgeschicks, das die Reisenden traf. Die Moschusthiere, die Rennthiere, die Büffel und unzähligen Schaaren von Vögeln eilten sogleich südwärts. Alle Vorräthe waren erschöpft; es fehlte an Brennholz, und die Beschwerde, ihr Gepäcke durch den Schnee zu ziehen, nöthigte sie, ihre Kanoes zurück zu lassen. Mühsam und von Kälte gequält, erreichten die Reisenden den Kupferfluß, der zwischen ihnen und dem Fort Entreprise lag, wo sie den vorigen Winter zugebracht hatten, und wo sie Lebensmittel zu finden hofften, da Wingel daselbst Vorräthe anzulegen versprochen hatte. Es war kein Holz zum Bau eines Kanoes, nicht einmal einer Flöße zu finden, und die einzigen recht heitern Tage vergingen bei fruchtlosen Versuchen, über den Fluß zu setzen, was endlich in einem Boot oder Korbe von Binsen geschah, worin einer nach dem andern mit Lebensgefahr, und von eindringendem Wasser gebadet, übergesetzt wurde. Einer der Reisegefährten, Dr. Richardson, hatte vorher den verwegenen Versuch gemacht, mit einem Seile um den Leib über den Fluß zu schwimmen, mußte aber, von Kälte erstarrt, wieder ans Ufer gezogen werden, wo man ihn nur mit Mühe ins Leben zurück rief. Nach dem Uebergange verliefen sich die Canadier nach und nach, und die Reisenden sahen sich allen Leiden, Entbehrungen und Schrecknissen preisgegeben. Die Flechten, die an den Felsen wuchsen, und selbst Stücke von ihrer Kleidung waren das Einzige, womit sie ihren Hunger stillen konnten. Die fünf Engländer, Franklin, die Lieutenants Back und Hood, Dr. Richardson und ein Matrose, wurden durch ihre Leibesstärke und die Hoffnung, den Ort zu erreichen, wo Wingel ihnen Vorräthe hatte besorgen wollen, beim Leben erhalten. Sie überwanden alle Schwierigkeiten, aber ihre Hoffnung ward getäuscht, da Wingel nichts für seine Reisegefährten gethan hatte. Die furchtbaren Wirkungen der Hungersnoth zeigten sich mit erhöhten Schrecknissen. Verzweiflung führte, wie es scheint, die unglücklichen Reisenden zu jener Art von Wahnsinn, wovon die schiffbrüchige Mannschaft der französischen Fregatte Medusa ein so gräßliches Beispiel gab. Alle Reisenden wurden mehr oder minder davon befallen und mürrisch, finster, heftig und wild zeigten sich Alle in der umher streifenden Schaar. Ein Canadier nach dem andern verlief sich und starb. Sie hatten selten Lust zu jagen, und nur einer unter ihnen, ein guter Schütze, brachte zuweilen das ekelhafte Fleisch von Wölfen, die er auf der Jagd getödtet haben wollte. Diese schreckliche Speise aber war, wie man glaubte, der Ueberrest seiner ermordeten Gefährten. Endlich war nur er allein mit zwei Landsleuten noch übrig. Richardson, Lieutenant Hood und der Matrose blieben aus Menschlichkeit zurück, um die erschöpften Canadier wo möglich zu retten. Die beiden schwächsten starben, der Schütze aber gab bald nachher ein neues Beispiel seines Wahnsinns, das seine europäischen Gefährten von seiner gräßlichen Wildheit überzeugte. Er benutzte die Gelegenheit, als Dr. Richardson und der Matrose hinaus gegangen waren, um Brennholz zu suchen, und als er dem allein zurück gebliebenen Hood eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte, würde er an dem Leichnam des unglücklichen jungen Mannes seinen Hunger gestillt haben, wenn nicht Richardson zurückgekommen wäre und das Ungeheuer durch einen Schuß niedergestreckt hätte. Von den zwanzig Reisenden, die ausgezogen waren, kamen zehn um, acht durch Kälte, Erschöpfung und Hunger, zwei durch gewaltsamen Tod. Die übrigen kamen nach beispiellosen Leiden an den großen Bärensee, wo sie die Knochen von dem, im vorigen Jahre verzehrten Fleische fanden, die sie zu Pulver stießen, um den letzten Lebensfunken zu nähren. Endlich erreichten sie den Sclavensee, wo die Nordwest-Gesellschaft eine Niederlassung hat, und wo die Leiden der Reisenden erleichtert wurden. Die naturgeschichtlichen Sammlungen, welche nach England geschickt wurden, sind sehr merkwürdig und beträchtlich. Sie belaufen sich auf beinahe 7000 Stück, worunter viele neue Thierarten, besonders vom Maulwurfsgeschlecht, sind; auch viele neue Vögel und Pflanzen. Alle diese Seltenheiten sind kundigen Händen übergeben worden und die Beschreibung derselben wird der erwarteten Reisegeschichte, welche durch die Abenteuer der unglücklichen Gesellschaft für den größern Leserkreis sehr anziehend seyn wird, auch wissenschaftlichen Werth geben. Sie erscheint in Kurzem in 1 Quartbande. 48.

Literarische Nachrichten.

Neugriechische Literatur. Zampelior, ein geistreicher junger Schriftsteller von der Insel Leukadia (Santa Maura) hat ein griechisches Trauerspiel: **Timoleon** herausgegeben, das er seinem ehrwürdigen Landsmann Dr. **Coray** widmete. Zwei andere Schauspiele: **Scanderbeg** und **Konstantin Paläologus** sind zum Drucke bereit. — Mustoxydi, ein gelehrter Grieche in Korfu, hat die vollständige Sammlung der, von dem Senate im Peloponnes seit dem Anfange des glorreichen Freiheitskampfes ausgegangenen Bekanntmachungen und öffentlichen Urkunden ins Französische übersetzt, und wird sie ehestens in Paris herausgeben. — Ein junger Grieche, Namens Piccolo, hat den Philoktet von Sophokles ins Neugriechische übersetzt. Dieses Stück wurde vor einiger Zeit mit rauschendem Beifall von griechischen Schauspielern in Odessa aufgeführt, und als der Vorhang gefallen war, erhob sich die ganze Versammlung mit dem Rufe: Griechenland lebe hoch! Es leben unsre großherzigen Freunde! — Spiridion Petrettini, ein Grieche aus Korfu, hat in Padua eine Uebersetzung des Velejus Paterculus herausgegeben. — Eine politische Zeitschrift, unter dem Titel: **die hellenische Trompete**, die früher in Kalamata erschien, wird jetzt in Korinth gedruckt. — Das griechische Geld, das in Korinth geprägt wird, hat auf der Hauptseite das Labarum (Kreuz), wie es nach der Ueberlieferung Konstantin dem Großen erschien, auf der Rückseite den Minerva-Vogel. Das Kreuz hat die, von der Sage überlieferte Gestalt ☧ mit der Legende: *ΧΡΙΣΤΟΣ ΝΙΚΑΙ.* Alle Klöster haben ihr Kirchensilber in die Münze geschickt. Das Kloster auf dem Berge Spilion allein schickte 26 Pferdeladungen Silbergeschirr.

— **Collin de Plancy** hat Anekdoten aus dem 19ten Jahrhundert in 2 Bänden herausgegeben. Neben bekannten findet man doch manche anziehende darin. z. B.: Am Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris 1814, sah ein englischer Offizier einige Französinnen auf dem Boulevard de Gand, deren lachende, frötzliche Gesichter ihm auffielen. Er trat zu ihnen, und redete sie englisch an. Die Schönen waren sehr erfreut über die Höflichkeit des Engländers und bedauerten, daß sie ihn nicht verstehen konnten. Ein alter Graf bat den Fremden nach tausend tiefen Verbeugungen um die Gefälligkeit, mit den Damen französisch zu sprechen. O Sie scherzen, erwiederte der Officier, diese Damen können keine Französinnen seyn. Nach dieser beißenden, aber leider nur zu wahren Bemerkung, sagt der Herausgeber, ließ der Engländer sie stehen. —

— Man erwartet ein neues Gedicht von Rob. **Southey**: Tale of Paraguay. 134.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 287.

14. December 1822.

Verona.

(Man vergl. No. 271 dies. Bl.)

Gerechtigkeit und Weisheit sitzen auf ihrem legitimen Throne an dem heutigen Vorabende großer Begebenheiten, darum erwartet, ihr Furchtsamen, sicher und getrost, was die nächste Zukunft bringt!

Mit diesen Worten läßt sich der Text einer kleinen, aber inhaltreichen Flugschrift bezeichnen, die eben erschienen ist, unter dem Titel:

Ueber den Congreß zu Verona und den Vorabend großer Ereignisse, vom Dr. von Hornthal, k. baierschen obersten Justizrathe. Im October 1822. — Nürnberg 1822, bei Friedr. Campe. 87 S. 8.

Es ist seltsam, aber eben so traurig als wahr, daß seit einigen Jahren ein finstrer Geist des Mistrauens und Argwohns durch Europa zieht und bange Besorgnisse erweckt, welche das wohlthätige Friedenswerk der neuen Ordnung in der europäischen Staatenwelt feindselig stören und aufhalten. Der Argwohn spinnt hier und dort ein Netz von Anklagen, welche dem ruhigen Beobachter erscheinen wie ein Trugbild der Gespensterfurcht oder des Wahnsinns. Wen dies zu viel behauptet dünkt, der lese des seitdem verstorbenen Bibliothekars Fabricius Geschichte der akademischen Verschwörung gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum (Mainz 1822). Nichts ist bei solchen Anklagen auffallender, als die Absicht, ganze Stände, Gemeinheiten, Völker, kirchliche Gesellschaften, ja selbst gesetzlich begründete Einrichtungen durch allgemeine Beschuldigungen anzugreifen und zu verdächtigen, während die oft sehr lockere Grundlage solcher Anklagen, oder der nicht selten erst noch zu erweisende Thatbestand nur Einzelne betrifft, und auch hier weniger die Thatsache rein hinstellt, als vielmehr Schein und Gesinnung künstlich vermischt und das Mögliche als wirklich darstellt. Rechtlich haben solche Anklagen keine Folgen und können sie nicht haben; ob sie aber nicht moralisch schaden und das Mistrauen unterhalten — darf man wohl fragen?

Denn es ist leider nur zu wahr, daß Argwohn und Mistrauen zwei Parteien wieder erweckt haben, welche vor kurzem noch durch die weise Ausgleichung gegenseitiger Ansprüche versöhnt zu seyn schienen. Mit denselben Parteien aber sind die alten Ansprüche wieder hervorgetreten, woraus neue Verzwiflung entstehen könnte, wenn nicht Gerechtigkeit und Weisheit zwischen beiden die Waage hielte und den Schild des Gesetzes.

Diesen hohen Beruf haben die Monarchen vor Augen, wann sie sich versammeln, um auf der einen Seite die zwischen die Throne und die Völker an die Stelle gesetzlicher Verfassung und Verwaltung sich eindrängenden Sachwalter der Willkür und der schrankenlosen Macht in die Bahn des Gesetzes zurückzuweisen; auf der andern Seite aber die Ungeduld, die Unruhe, die Leidenschaft und die Verwegenheit derer zu zügeln, welche in den ruhigen Gang gesetzmäßiger Entwickelung und Befestigung der bürgerlichen Freiheit, gewaltsam eingreifen möchten, oder durch blinden Feuerlärm die Ruhe der Völker stören und die Eintracht der Liebe und des gegenseitigen Vertrauens zwischen den Regierenden und den Regierten gefährden könnten.

Der Verf. der vorliegenden Schrift spricht sein volles Vertrauen und seine feste Zuversicht aus, daß Gerechtigkeit und Weisheit die Wohlfahrt Europas in Verona befördern werden, ohne sich durch die Stimmen und die Vorschriften der einen oder der andern Partei, für welche die Geschichte ein verschlossenes Buch ist, einseitig bestimmen zu lassen. Er widerlegt insbesondere die Besorgnisse derer, welche, man weiß nicht warum? von dem Congresse zu Verona glauben, daß er das Verfassungswesen in deutschen Staaten, und was darauf Bezug hat, neuen Bestimmungen unterwerfen, daß er, nach dem S. 82 angeführten Gerüchte, die Ernennung eines Gerichtshofs, welcher alle Volksvertreter in den Deputirtenkammern, die wider bestehende Verfassungen u. s. w. sprächen, gerichtlich verfolgen solle, in Antrag bringen, daß er endlich Maßregeln zu noch größerer Beschränkung der Preßfreiheit ergreifen werde. Dies alles sey zwar der Wunsch und die Absicht Mancher; allein die „gesetzliche Freiheit und Unabhängigkeit der deutschen Bundesfürsten und Völker sey durch die Souveraine selbst so festgestellt, und das Verfassungswesen so feierlich anerkannt," daß es ein Frevel sey, an dem durch Wort und That bekräftigten Willen der Monarchen, das Bestehende aufrecht zu erhalten, auch nur zweifeln zu wollen.

Die Schrift selbst ist den „christlichen Fürsten Europens" gewidmet. Der Verf. entschuldigt die Anmaßung oder die Kühnheit, als ein Einzelner seine Stimme vor der hohen Versammlung zu erheben, mit der alten Rechtsregel: Die Bitte steht Jedem frei. Sey er nicht berufen über solche Angelegenheiten zu sprechen, so bleibe

seine Rede unbrachtet und verhalle wie ein nicht gehörtes Wort.

Der Gang seiner Erörterung ist historisch-vergleichend und diplomatisch-beweisend. Er erinnert an frühere Zeiten, wo Europa an dem Vorabende großer Ereignisse stand, an die Epoche Karls des Großen, an die Ursachen der Kirchen-Reformation, an das, was der französischen Revolution vorausging, an das, was den Untergang des deutschen Reichs und an das, was Napoleons Sturz herbeiführte. Er erinnert an den Geist der Gerechtigkeit und Weisheit, welcher auf dem Wiener Congresse Deutschlands gesetzmäßige Verfassung unerschütterlich gründete, und insbesondre an das, was Deutschland dem Benehmen, der Festigkeit, der Entschlossenheit Baierns und Würtembergs auf diesem Congresse (und dem späteren) zu danken habe. Er erinnert endlich an die wohlthätigen Folgen der Verfassungsurkunden in Baiern, Würtemberg, Baden und in andern Ländern. „Noch sey aber nach allen diesen Vorabenden ein vollkommen heiterer Morgen, ein Glück und Dauer verbürgender Tag nicht erschienen." — (Sehr wahr, wenn man an die neuesten Begebenheiten in Italien, Spanien und Portugal, an die Blutscenen in Irland, an die Zuckungen des Aufruhrs in Frankreich und an den Kampf der Verzweiflung in Griechenland ꝛc. denkt!) Darum berathen sich die Fürsten in Verona; ihrer Gerechtigkeit und ihrer Weisheit vertraue man! Der Verf. zeigt nun, was Manche von den Beschlüssen jener hohen Versammlung in Ansehung Spaniens, Griechenlands und Deutschlands erwarten, wie dieser oder jener unsere Zeit betrachtet, und welche Zukunft er vorbereiten möchte. Nichts sey aber von solchen einseitigen Ansichten des Parteigeistes zu befürchten, da man urkundlich die Grundsätze der Monarchen und Staatsmänner kenne, zu welchen Europa jetzt aufblickt. Der Verf. beweist dies durch wörtlich angeführte Stellen aus den letzten Friedensschlüssen, aus den Wiener Congreßacten, aus der deutschen Bundesacte, aus den Protocollen der Conferenzen, aus den Noten der jetzt in Verona versammelten Staatsmänner, und aus den eigenen Aeußerungen der edelsten und größten Monarchen, wie des großen Kurfürsten Maximilians I. von Baiern, Friedrichs II., Josephs II. und der erleuchteten, jetzt lebenden Monarchen, die sämmtlich das Beste ihrer Völker in der Stimme der öffentlichen Meinung, in dem Wohlwollen ihres königlichen Herzens und in der Weisheit ihres hellen, vorurtheilfreien Geistes erkennen.

So muß aus Verona Segen kommen über Europa! — — 140.

Die Kirchenvereinigung im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

(Beschluß aus No. 285.)

IV.

Leibnitzens Concept eines mündlichen Vortrages bei des Königs von Preußen Majestät.

Nachdem mir von den Braunschweigischen Theologis aufgetragen worden, ihre schriftliche Gegenerklärung, betreffend die Evangelische gründliche Religionsvereinigung E. M. allerunterthänigst zu überbringen; so habe ich deswegen anjetzo allergnädigste Audienz suchen, das Buch aber selbst dem Herrn Bischof Ursino zu überreichen geben wollen, weil ich mit einem großen Buch nicht würde haben ohne Aufsehn zu E. M. Audienz kommen können; Und ich viel Ursache habe zu verlangen, daß Niemand als E. M. und nebst dem Ober-Cammerherrn, durch den ich mich anmelden lassen müssen, und die Theologi, die zur Sach gebrauchet werden, wissen, daß ich mit dieser Negociazion beschäftigt. Daher ich auch selbst an die ... und die ... nicht das geringste anjetzo, noch auch an sonst jemand davon gemeldet. Die Hauptsach selbst betreffend; so scheint, Gott Lob, solche in dem Stande zu seyn, daß E. M. eins der glorieusesten Werke verrichten, so jemals ein großer Potentat vornehmen können. Welches zu schließen sowohl an E. M. als anderer Personen, und endlich der Sach selbst. An Seiten E. M. so sind selbige der größte Potentat in Teutschland anächst dem Kayser; deren Macht und Ansehn wird überall ein Großes deteriret, wie der glorioso Success des Kronwesens gezeigt. Sie sind auch in effectum mehr das Haupt der Evangelischen in Teutschland, ob Sie gleich um höchst erleuchteten Absehen willen die Formalitaet den Churſachsen lassen. So hat auch Gott E. M. mit Zelo und Licht begabet, sind in voller Ruhe, und haben Ihr Gemüth nicht distrahirt durch eneroirte Händel, also, daß Sie es auf dieses Werk mit großem Nachdruck wenden können.

Was andere Leute belanget, so ist sowohl bei Evangelischen als bei den Römisch-Katholischen selbst die Sach diesfalls zu dem Zweck im gewünschten Zustande. Und zwar, was die Evangelischen belangt: so ist die Sach von mir so menagirt worden, daß bei dem Hause Braunschweig keine Rücksprache mehr zu Hannover und Zelle nöthig gewesen, sondern vor einigen Jahren genommenen Resolutionen nachgegangen, und eine solche Erklärung von den Braunschweigischen Theologis erhalten worden, so des Herrn Bischofs und anderer hierzu gebrauchter Theologorum Meinung noch besser nicht zu wunschen.

Und damit E. M. von der Sachen Zustand, und wie weit man kommen, desto gründlicher informirt seyn möge, so muß mit wenigem die ganze Historie der Braunschweigischen negociation recapituliren, wobei ich ohne Ruhm melden kann, daß mir Gott die Gnade gegeben, die Sach zu allererst in motum zu bringen, und bei deren Fortsetzung die Hand mit Nachdruck anzulegen, wie denn Herr Ursinus und Jablonski solches wissen. Zuvörderst weilen bei Bestallung der Professoren zu Helmstädt die 3 Braunschweigischen Höfe einige Confidenz zu mir gehabt, so habe ich verhindert, daß nicht, wie es vor gewesen, Theologi von Wittenbergschen Principiis dahin berufen werden, sondern 2 berühmte, sehr gelehrte und moderate Leute dahin bracht, nemlich Fabricius und Schmidt, welche auch mit Abteyen versehen worden, wie ihre Briefe zeigen, da sie mir ihre Beförderung zu danken wissen.

Nachdem ich nun dieser Männer versichert gewesen, habe ich bei Herrn Herzog Anton Ulrichs Durchlaucht das Werk vorgetragen, welches ein Herr von überaus großem Licht vortrefflicher intention hierinnen, und der noch bei vielen Höfen einen großen Eingang hat, und mit dem ich in der Sach confidentissime sprechen kann. Und als ich befunden, daß Sr. Durchlaucht ganz geneigt gewesen, habe ich auf Herzog A. U. ordre an E. M. geheimen Rath den von Spanheims deswegen geschrieben, der die Sach in E. M. Gegenwart in Dero Geheimten Rath vorgetragen, und ist darauf von E. M. resolvirt worden, den Herrn F. S. aufzutragen, mit Herrn Ursino, Schmettau und Jablonski sich zusammenzuthun, welche eine Schrift aufgesetzt, darin die Religions-Sach fortgesetzt wird, wo sie das Leipzigsche Col-

legium gelaſſen, ſo die Brandenb. und Heßiſchen Theologen einmals mit den Sächſiſchen gehalten. Dieſe Schrift iſt von dem von Spanheim, als er auf E. M. Befehl ſeine letzte Reiſe nach Frankreich gethan, bei der Durchreiſe zu Hannover, dem jetzigen Churfürſten übergeben worden, und hat er ſich dieſfalls auf mich bezogen. Worauf von Sr. Churfürſtl. Durchlaucht dem Abt Molano und mir aufgetragen worden, mit Zuziehung einiger Theologorum von Helmſtädt.

V.

Leibnitzens Vortrag bei des Duc de Marlborough Anweſenheit zu Berlin. December 1704.

Gleich nach dem Leipziger Colloquio de Anno 1630, welches bei den Märkiſchen Kirchen Reformirten theils vor ſymboliſch gehalten wird, haben die Theologi der Engliſchen Kirchen, ſo daraus eine große Hoffnung zur Einigkeit der Proteſtirenden geſchöpft, einen gelehrten Mann, Namens Duraeum, in Teutſchland geſchickt, umb ferner an ſolchem Werk zu arbeiten. Wiewohl die darauf erfolgte innerliche Unruhe in England den Fortgang des löblichen Verhabens gehemmt. Da die zu eigenſinnigen Presbyterianer und endlich die Independenten ſelbſt die Oberhand bekommen. Es iſt zwar die Engliſche Kirche durch König Carl II. wieder auf vorigen Fuß geſetzt worden, aber es hat ſich dieſer Herr der Proteſtirenden Kirchen Wohlſeyns wenig angenommen, und ſein Nachfolger Jacobus II. iſt demſelben ſogar entgegen geweſen. König Wilhelm hat einige Neigung ſpüren laſſen, iſt aber wegen vieler Hinderniſſe zum Werk nicht geſchritten.

Nun aber, da unter der jetzigen Königin die Engliſche Kirche wieder zu ihrem völligen Flor kommen, könnte durch Ihrer Majeſtät gutes Verſtändniß hierein mit des Königs von Preußen Majeſtät ein ſchwerer Stein gehoben werden.

Die Religionsvereinigung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

VI.

Aus einer Relation, welche der Königl. Preuß. Reſident in London, Bonnet, an den Hof zu Berlin abgeſtattet hat, vom 17ten März 1711.

On est ici pour l'Episcopat, qu'on regarde du moins comme d'Institution Apostolique. La plus part du Clergé est icy, dans la prevention qu'il y a une succession d'Evèques non interrompue depuis les Apostres jusques à present; et suivant cette Suposition, ils pretendent, qu'il n'y a de bon Gouvernement Ecclesiastique que celuy, où il se rencontre des Evèques de cet Ordre, ni de veritables Ministres de l'Evangile que ceux qui ont été ordinées par des Evèques. Et si d'autres ne vont pas si loin, ils font toujours une grande difference entre les Ministres, qui ont reçu l'imposition des mains d'un Evèque, ou d'un Synode composé des Ministres ordinaires etc.

VII.

D. H. Jablonski's Bemerkungen über dieſe Relation.

Betreffend die biſchöfliche Kirchenregierung, ſo drücket Hr. Bonnet der Engliſchen Kirchen Urtheil hiervon ſehr wohl aus. Welchem wir, vor jetzt, nur noch den um ganz Deutſchland, ſonderlich aber um unſere Märkiſche Reformation ſo wohl verdienten und in der Chriſtlichen Antiquitaet ſo hoch erfahrnen Pfälziſchen Theologum D. Abr. Scultetum, zur Seite ſetzen mögen, als welcher in ſeinen Annotat. ad Epist. Tit. Cap. II. p. 1137 folgende Thesin ſetzt und gründlich beweiſet: Episcopatum (wie ſeine Worte lauten) esse juris divini, h. e. Apostolos hoc Ecclesiae Regimen instituisse, ut unus aliquis non solum populo, sed etiam Presbyteris et Diaconis praeficiatur, penes quem sit, et manuum impositio sive ordinatio, et Consiliorum ecclesiasticorum Directio etc. etc., wie auch den in dieſem Stück unverdächtigen Proteſtirenden Grotium, den hochgelahrten Hug. Grotium, welcher in ſeinem Buche de imperio summarum potestatum circa sacra (Cap. XI, §. sqq.) folgende 4 Theses ſetzt und dieſelben gelehrt ausführt: Episcopatum ab universali Ecclesia fuisse receptum: Initium habuisse Apostolicis temporibus, Jure Divino fuisse approbatum: Magnas in Ecclesiam Utilitates ex Episcopatu redundasse. Und da beyde, Scultetus und Grotius dieſe Einrichtung den Apoſteln zuſchreiben, haben hierbei bereits die älteſten Kirchenlehrer angemerkt, daß die Apoſtel hierinnen das Exempel ihres Meiſters vor ſich gehabt, als welcher ſeine Mundboten auch in zwei Ordines getheilt, nemlich der zwölf Apoſtel und der LXX Jünger, davon jene die Erſtere und obere, dieſe die Zweite und niedrigere Ordnung ausmachten. Allwege iſt erwerklich, daß kein Stück in der ganzen Chriſtl. Religion geweſen, darin alle Chriſten insgemein, ganze XV Saecula hindurch, ſogar einſtimmig geweſen, als eben der Episcopatus. Zu allen Zeiten von den Apoſteln an, und an allen Orten durch Europam, Asiam und Africam, wo nur Chriſten geweſen, ſind auch Biſchöfe geweſen. Und da die Chriſten ſich ſonſt in Lehr und Gebräuchen getrennet, und vielerhand Schismata formirt, ſind ſie doch alle einſtimmig darin verblieben, daß ſie ihre Biſchöfe beibehalten. Die Arianer, welche faſt die Chriſtenheit über den Haufen geworfen, behielten ſie; und ferner die Nestorianer, Eutychianer, und die übrigen Secten der Chriſten, die noch itzo im Orient ſich ausbreiten, behalten noch insgeſammt dieſe alte eingewurzelte Idee ihrer biſchöflichen Kirchenregierung. Alſo auch im Occident, da vor der großen Reformation des Huſſi Nachfolger in Böhmen von der Römiſchen Kirchen ſich abſonderten, haben ſie eine ihrer erſten Sorgen mit ſeyn laſſen, eine Successionem Episcopalem vor die kleine Kirche, durch die der Orten exulirende Waldenser Biſchöfe zu erhalten; welches geſchehen im Jahr 1467, und iſt davon zu leſen Regenvolsici Hist. Eccles. Slav. p. 33. Man hat ſich aber hierüber gar nicht zu verwundern, denn die Chriſtenheit hatte ſothane Idee der biſchöflichen Regierung gefaßt aus den Perſonen und Schriften der älteſten Chriſtlichen Lehrer, die der Apoſtel Jünger, und mehrentheils ſelbſt Biſchöfe geweſen, als des Ignatii, Polycarpi, Clementi, Rom u. dgl. wie denn auch Euſebius, welcher der allerälteſte chriſtliche Kirchenhiſtorikus iſt, die seriem successionis der Biſchöfe, wie ſie den Apoſteln, in den vornehmſten Kirchen, als der zu Jerusalem, Alexandria, Antiochia, Rom etc. etc. bis auf ſeine Zeiten (das iſt über 300 Jahr nach Xi Geburt) gefolget, ausführlich beſchrieben hat, welches alſo bis auf die Zeit der Reformation fortgeſetzt werden, da man zu allererſt von dieſer wohlhergebrachten Praxi in Deutſchland abgewichen. Denn man wollte der Römiſchen Kirche möglichſt wehe thun, und weil ſelbige den Biſchöfen zu viel zugeeignet hatte, iſt man daher aufs andere Extremum gefallen, und hat in ſolcher Concertation die Chriſtl. Antiquitaet ſo viel leichter aus den Augen ſetzen können. Wiewohl nach Grotii Anmerkung, die damalige Abſchaffung des Episcopatus nicht aber auf alle Zeit, ſondern nur auf eine Zeit lang gemeint geweſen; angeſehen Beza ſelbſt, welcher der allerſchärfſte Widerfechter des Episcopatus geweſen, zu geſtehen ſcheint, daß die Urſachen ſelbigen abzuſtellen, nur temporario geweſen; indem er ſpricht: daß er derjenige nicht ſey, der davor halte, ob ſollte die alte Ordnung der Biſchöfe nicht wieder eingeführt werden, ſi Ruinae Ecclesiae restitutae essent, ſo wollte demach Beza zufrieden ſeyn, daß der Episcopatus, ſobald er von den Päbſtlichen Mißbräuchen würde gereinigt ſeyn (welches bei den Proteſtanten völlig geſchehen), in die Kirche wieder eingeführt würde. Wie dem allem aber, ſothane Aenderung iſt doch nicht ohne Aergerniß der orientaliſchen Kirchen geſchehen, deren innige in gewiſſen

Digitized by Google

Assembly's Rules and Forms of Procedure, p. 111.

Mr. Speaker, I am sorry to say that I have not had the opportunity of reading the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly, but I have had the opportunity of reading the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Ontario, and I find that the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Ontario are very similar to the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Quebec. I find that the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Ontario are very similar to the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Quebec. I find that the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Ontario are very similar to the Rules and Forms of Procedure of the Legislative Assembly of Quebec

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 288.

16. December 1822.

Ueber den Zuſtand von Irland.

Zweiter Artikel.

(Den erſten Artikel ſiehe Nr. 282.)

Geſetze gegen die Katholiken, und Nothwendigkeit der Emancipation.

Bekanntlich beſteht der größte Theil der Einwohner von Irland aus Katholiken. Nun fordert aber die engliſche Verfaſſung, daß kein Katholik an der Regierung und Verwaltung des Staats Theil nehme. Dieſes Geſetz iſt eine Hauptquelle des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit, die in Irland herrſcht. Hierdurch iſt dem größten Theile der Population von Irland aller Zugang zu einflußreichen und einträglichen Stellen verſchloſſen. Das Volk iſt gezwungen, ſich Beamten zu unterwerfen und von ſolchen regieren zu laſſen, zu welchen es kein Vertrauen faſſen kann; oft fanden ſie jene verdorben, beſtechlich, und wenn ſie dieſes auch nicht waren, ſo machte ſie die Bitterkeit, welche ſie in dem Volke gegen ſie bemerkten, doch immer abgeneigt gegen daſſelbe, und dieſes verleitete ſelbſt die beſſern leicht zu übertriebner Strenge und zu Härten, ſo daß zwiſchen dem Regierungsperſonal und dem irländiſchen Volke ein ewiger Zwieſpalt unterhalten wurde. „Die Regierung von Irland," ſagt Hr. Grant in einer Rede, die ſeinem Herzen eben ſo viel Ehre macht, als ſeinem Kopfe, „iſt nie mit dem Volke einig geweſen, ſtets ſtrebten ihre Gefühle einander entgegen, und die Regierung konnte ſich nie anders, als durch fremde Gewalt oder durch fremde Liſt aufrecht erhalten, nie war ihr Einfluß in den eignen innern Quellen des Landes gegründet." „Alle andre Regierungen," fährt der treffliche Redner fort, „ſtrebten darnach, ihre Einrichtungen und Geſetze nach den Bedürfniſſen und Wünſchen des Volks zu bequemen und fanden darin ihre größte Feſtigkeit und Sicherheit." Allein ſeit der Zeit Heinrichs II. bis zum Jahre 1782 (bis 1822 kann man ſagen), iſt nicht ein Monat vergangen, wo die irländiſche Regierung ohne fremde Hülfe hätte beſtehen können." *)

Vor der Reformation war alle Gewalt und alles Anſehen in den Händen engliſcher Anſiedler; die gebornen eigentlichen Irländer wurden, wie bekannt iſt, für Fremde oder vielmehr für Feinde der Krone Englands erklärt, indem es ſogar für kein Verbrechen (felony) galt, wenn jemand einen Irländer mitten im Frieden tödtete *). Von der Reformation an, oder, genauer nach dem Bruche der limerickſchen Artikel zwiſchen den katholiſchen Anhängern Jakobs II. und Wilhelm III., nahmen die Proteſtanten die Regierung ganz allein in die Hände. Verordnungen auf Verordnungen wurden gemacht, um das Aufkommen des Papſtthums zu verhindern; die wahre Abſicht aber war wohl, die ganze katholiſche Religion auszurotten und zu unterdrücken. Dieſem zufolge erfuhren die Katholiken die ärgſten Demüthigungen. „Die Geſetze in dieſem Königreiche gegen die Katholiken," ſagt Burke, „waren eben ſo blutig, als die, welche papiſtiſche Fürſten und Staaten gegen Proteſtanten gegeben haben, und die, welche nicht ſo blutig, waren noch ſchlimmer; ſie waren feindlich, grauſam und höhnend und ließen den Menſchen das Leben blos, um in ihnen alle Rechte und Gefühle der Menſchheit zu verſpotten." Dieſe Schilderung iſt in der That nicht übertrieben. Bis auf die letzte Zeit der Regierung Georgs III. durfte kein Katholik, obgleich die katholiſchen Glaubensgenoſſen fünf Sechstel der ganzen Bevölkerung von Irland ausmachten, Waffen zu ſeiner eigenen Vertheidigung tragen, keiner hatte das Recht, Landeigenthum zu erwerben — Geld auf Hypothek zu leihen — ſeine Stimme bei einer Parlaments-Wahl zu geben — keiner konnte Vormund ſeiner eignen Kinder ſeyn — oder den geringſten Theil an der Verwaltung der Grafſchaft oder den Angelegenheiten des Kirchſpiels nehmen, zu dem er gehörte. Läßt ſich wohl eine Sclaverei denken, die das Leben mehr verbittern oder unerträglicher machen könnte? Dieſe ſchändlichen und verabſcheuungswerthen Geſetze ſind nun zwar jetzt größtentheils gemildert; allein ein beträchtlicher Theil davon, der wahrhaft unterdrückend iſt, und viel von dem, was kränkend und demüthigend iſt, beſteht noch immer. In der That hat man den Katholiken entweder zu viel eingeräumt, oder man hätte ihnen noch mehr einräumen ſollen und iſt noch nicht weit genug darin gegangen. Die Bigotterie kann vielleicht noch manchen elenden Vorwand ausfindig machen, die Katholiken in einem beſtändigen Helotenzuſtande zu erhalten und ihnen ferner alle und jede politiſche Rechte zu entziehen; allein da man ihnen einmal die wichtigſten eingeräumt, da man ſie aus dem verworfnen Zuſtande, zu welchem ſie verdammt waren, empor gehoben, ihnen Waffen, Macht und Einfluß ge-

*) The Right Honorable Charles Grant's Speech on Sir John Newport's motion 29. April 1822.

*) Davie's Historical tracts p. 77 Edit. Dublin 1787.

geben hat, der ihnen nicht wieder genommen werden kann, warum will man den Werth dieser Gabe wieder zu vernichten sich bemühen? — wozu sie immer noch als Gegenstände des Mistrauens und des Argwohns behandeln? kurz, warum alle die verhaßten Vorurtheile, die der bisherige Strafcoder erzeugte, dadurch verewigen, daß man ihnen die wenigen Privilegien noch vorenthält, die ihnen die Gesetze versagen? Was man ihnen schon gegeben hat, ist etwas werth; was man ihnen noch vorenthält, ist, mit dem Gegebnen verglichen, werthlos. Aber dabei ist es doch kränkend für die Katholiken, es entbehren zu müssen. Das Uebel besteht nicht sowohl in dem innern Werthe der Güter, die ihnen noch entgegen sind, als vielmehr in dem unverschämten Hochmuthe, womit die andere Partei sich deshalb über sie erhebt, und in dem Gefühl der Erniedrigung und der Herabwürdigung, der in den Katholischen durch das Bewußtseyn, daß ihnen diese Vorzüge verweigert sind, lebendig erhalten wird. Zwar hat man behauptet, daß die Ausschließung der Katholiken von der Gesetzgebung, den Gerichtshöfen, den Corporationen und andern Verhältnissen, die Macht und Einkommen gewähren, nur von sehr wenigen als eine Kränkung empfunden werde. Aber gewiß kann kein Gedanke irriger seyn als dieser. Der geringste Katholik in Irland weiß, daß er von diesen Rechten, welche die Protestanten besitzen, ausgeschlossen, und daß er auf eine niedrigere Stufe als jene in der Gesellschaft gebannt ist. Er weiß es, daß der blos für ihn geltende Pönal-Coder noch immer nicht ganz abgeschafft ist, und er denkt nicht so sehr an das, was er durch die Milderung der Gesetze gegen sich gewonnen, als vielmehr an das, was ihn noch immer drückt und brandmarkt. Alle Katholiken sind noch immer der Meinung, daß die Gesetze sie bedrücken und die Protestanten begünstigen. Sie betrachten die Beschränkungen, unter welchen sie leiden, als die Zeichen des Triumphs des Protestantismus über den Katholicismus, des Triumphs von England über Irland; und diese niederschlagenden Gefühle werden durch die verherrlichten Erzählungen von den Leiden ihrer Voráltern, den Plünderungen, Confiscationen und Mordthaten, welche ihnen englische Gouverneure und englische Armeen in vorigen Zeiten zugefügt haben, gestärkt. Die irländischen Bauern haben von Natur große Anlagen und besitzen viel Verstand; sie sind sehr gut mit den öffentlichen Maßregeln bekannt, welche sich auf ihren Vortheil beziehen, und sie zergliedern Alles, was ihnen zum Nachtheil gereicht oder sie kränkt, unter sich mit einer solchen kräftigen Sprache, daß dadurch ihre Leidenschaften aufs höchste geweckt und ihre Gemüther zu den kühnsten und verzweiflungsvollsten Entschlüssen getrieben werden. Es sitzt eine Art von Iromanie in ihnen, die sie gegen Alles, was von England kommt, mit einem Nationalhasse erfüllt. Diese Eigenheit ihres Charakters entgeht der Wahrnehmung gemeiner Beobachter. Allein die Begriffe und die Vorurtheile, die darauf gepfropft sind, beweisen deutlich das Daseyn derselben; dadurch wird ein reges Bündniß unter den Individuen des Volks unterhalten, und alle blicken mit Zuversicht dem Augenblicke entgegen, wo sie sich im Stande fühlen werden, das englische Joch abzuwerfen und sich von der Verbindung mit England und der protestantischen Oberherrschaft zu befreien.

Wäre der katholische Coder im J. 1793 ganz abgeschafft worden, so würden diese Vorurtheile nun schon größtentheils verschwunden seyn. So aber hat man unglücklicher Weise genug davon stehen lassen, um sie in ihrer ganzen Kraft zu erhalten. Die Katholiken glauben, daß jener Coder gemacht ist, um die Eroberung ihres Landes zu sichern und sie herabzuwürdigen, und diese Meinung beruht nicht auf einem kalten Nachdenken, nicht auf der Reflexion, daß in ihrem katholischen Glauben etwas liege, weshalb die Vorsicht dergleichen Gesetze gegen sie, als Katholiken, fordere, sondern es hat sich die Ueberzeugung bei ihnen tief eingewurzelt, daß es nur darauf abgesehen sey, sie herabzusetzen, weil sie Irländer sind. Umsonst sagt man, daß diese Gefühle bei dem gegenwärtigen gesetzlichen Zustande gegen die Katholiken keinen Grund mehr haben, oder daß die jetzt noch übrigen Beschränkungen blos die höhern Stände treffen; das Volk achtet auf dergleichen speculative Unterschiede nicht, es urtheilt praktisch nach dem, was es sieht und fühlt, und nicht nach dem, was auf dem Papiere steht oder was man ihm vorsagt; der antikatholische Geist der Regierung spricht sich in jedem Zugeständnisse aus, das man den Katholiken macht. Die Gleichheit der Gesetze, die man ihnen dem Buchstaben nach gegeben, kam ihnen, da die Ungleichheit, dem Wesen nach, blieb, nur als Hohn und Spott vor. Die auffallende Gleichgültigkeit, womit man die bachanalischen Ausschweifungen der Oranien-Gesellschaften, die nicht aufhören, den öffentlichen Frieden zu stören und die Personen der Katholiken zu beleidigen, behandelt, müssen ja die letztern überzeugen, daß sie vom Staate immer noch als eine verächtliche Caste angesehen werden. Sie fühlen, daß sie von den Beamten selbst gehaßt und verachtet werden, und daß es den Zeloten von der protestantischen Partei absichtlich nachgesehen wird, und sie die Regierung nicht darin stört, wenn sie von ihnen schimpflich, unwürdig und verächtlich behandelt werden.

„Das Wort Papist oder Katholik," sagt Wakefield, der die größte Autorität in Allem, was Irland betrifft, hat, „drückt gerade so viel Verächtliches aus, als wenn wir das Wort Vieh von einem Menschen gebrauchen. Wenn das Wohl oder das Interesse der Katholischen in Betrachtung gezogen wird, so wird es doch immer erst dem Wohl der Protestanten nachgesetzt. Denn in der Meinung Aller gilt doch der Katholik als ein untergeordnetes Geschöpf, das nicht würdig ist, gleiche Genüsse mit den Protestanten zu haben. Zwar sind die Protestanten in der Regel besser erzogen, als die Katholiken, aber es gibt doch noch genug unter den erstern, die fest glauben, daß ihre katholischen Mitbürger bis

Heloten des Landes seyen, und daß es ganz Recht sey, daß sie ewig in diesem Zustande der Sclaverei erhalten werden."

„Daß der Charakter der Katholiken in den verschiedenen Theilen von Irland verschieden sey, ist schon bemerkt worden. Allein in ihrer Abneigung gegen die Regierung gleichen sie sich alle, und es ist zu bedenken, daß das gemeine Volk, weil es der Zahl nach der größte Theil ist, der Seite, wohin es sich neigt, immer das Uebergewicht gibt. Liebt es die Regierung, so kann diese ihrer Stärke und Sicherheit gewiß seyn; haßt es dieselbe, so wird es ihr allergefährlichster Feind. — Elend und gefährlich muß allemal der Zustand desjenigen Landes seyn, wo die Unterdrückung dieser Classe einen allgemeinen Geist des Misvergnügens unter ihr hervorgebracht hat, und wo die ganze Masse nur lauert, wo sich eine günstige Gelegenheit zeigt, sich entweder an die Fahne der Rebellion anzuschließen, oder sich in die Arme des ersten besten Fremdlings zu werfen, der mit seiner Armee ins Land einbricht und dem Volke seinen Beistand verspricht.

Die Ursachen, welche diesen reizbaren und entzündlichen Geist in der großen Masse der irländischen Katholiken hervorgebracht haben, sind sehr mannichfaltig und vielleicht nicht von allen gleich gefühlt. Nicht ein jedes Individuum, das die Unterdrückung trifft, ist gleich empfindlich; nicht alle stellen sich die allgemeinen Leiden, die sie treffen, mit gleicher Lebhaftigkeit vor. Aber darin stimmen sie alle überein, daß alles Unglück, das sie drückt, sich in einem großen politischen Uebel concentrire, welches Palliative nur vergrößern können, und das durch nichts gründlich geheilt werden kann, als allein durch die Emancipation und durch eine völlige Gleichstellung und gleiche Behandlung in der bürgerlichen Gesellschaft von Seiten der Obrigkeit. Auf die Emancipation ist die Hauptaufmerksamkeit aller Katholiken gerichtet, und ob gleich die Bewegungsgründe aus welchen sie gewünscht wird, sehr verschieden sind, so stimmen sie zuletzt doch alle darin überein, daß blos Einigkeit und festes Zusammenhalten ihnen einen glücklichen Erfolg ihrer Wünsche sichern kann. Und dieser Umstand bindet alle Katholiken in Irland fest an einander, und hält sie zu jeder Unternehmung bereit, die zu diesem Ziele zu führen scheint. Ihre Priester müssen sich, schon wegen ihrer, vom Volke abhängigen Lage, in diese allgemeine Meinung fügen, und Gesinnungen gut heißen, die sie, wenn sie sich unter andern Umständen befänden, vielleicht verdammen würden." (Account of Ireland. Vol. II. p. 570.)

Aus diesen Thatsachen, die noch, wenn es nöthig wäre, durch tausend andre bekräftigt werden könnten, ist es klar, daß die vollständige Emancipation der Katholiken, als eine nothwendige Präliminar-Maßregel zur Herstellung der Ruhe in Irland angesehen werden muß. Ohne die Emancipation läßt sich keine Grundlage zu einer guten Ordnung, zur Glückseligkeit und zum Wohlstande dieses Landes denken. Irland fordert einen großen feierlichen Act, woraus jedermann öffentlich erkennen kann, daß man aufrichtig und unparteiisch das, was man ankündigt, auch ernstlich will, so daß jeder fühlt, der große Fluch des Landes, der katholische Penal-Codex, sey nun durchs Gesetz und in der That vernichtet. Es ist ganz vergeblich, und noch schlimmer als vergeblich, zu erwarten, daß eine bloße gnädige Empfehlung des Souverains — die, so wie sie erfolgt, auch schon wieder vergessen und nicht geachtet ist — oder daß irgend eine Maßregel — außer einer gänzlichen und vollendeten Emancipation der ganzen katholischen Bevölkerung, im Stande seyn sollte, das Gefühl der Erniedrigung aus ihren Gemüthern auszurotten, oder sie gegen die Insulten zu schützen, die sie so lange von der protestantischen Partei hat erdulden müssen. Die wahren ferae naturae, die Oranien-Männer, lassen sich nicht in Güte zähmen oder zum Bessern gewöhnen. Will man sie unschädlich machen, so muß man damit anfangen, daß man ihnen die Macht nimmt. Hat man dem Löwen die Zähne ausgebrochen und ihm die Nägel verschnitten, dann, aber nicht eher, kann man erst sicher sich neben ihn legen. Die Oranier müssen nicht bloß ersucht werden, sich des allzusichtbaren Gebrauchs ihrer Obergewalt zu enthalten; man muß sie ihnen gänzlich nehmen, und sie müssen gezwungen werden, zu sehen, daß ihre katholischen Landsleute eben die Rechte und Privilegien genießen als sie, sie mögen dabei noch so saure Mienen machen. Sind die irländischen Katholiken den Protestanten vollkommen gleich durch die Gesetze geworden; so werden sie sehr bald das Gefühl erhalten, daß sie nicht mehr Sclaven oder eine ausgemerzte Caste in ihrem Vaterlande sind; sie werden fühlen, daß das Zeichen ihrer Erniedrigung abgethan, und alle Zugänge zu Macht und Ehrenstellen im Staate für sie geöffnet sind, und daß keine übermüthige, selbstsüchtige Faction sie mehr ungestraft beleidigen darf. Die Ehre, die sie dann genießen, das positive Gute, dessen sie sich erfreuen, und der Sieg, den sie über Bigotterie und Intoleranz davon getragen, wird machen, daß sie den König und das Parlament, welche ihnen ihre wahrhafte Befreiung ertheilt haben, mit dem wärmsten Danke verehren und ihnen treulich anhängen. Der Grund wird nun gereinigt und vorbereitet seyn, um Maßregeln darauf zu bauen, die auf die Beförderung des Wohlstandes von Irland berechnet sind. Der Dämon der religiösen Zwietracht wird dann nicht mehr jeden Plan zur Verbesserung beschmutzen und vergiften können. Das Volk wird nicht mehr gegen alles, was vom Parlamente kommt, mit Argwohn und Eifersucht empfinden, sondern es wird eine Constitution verehren lernen, die ihnen Theilnahme an allen ihren Wohlthaten verstattet.

Wir wollen hiermit keineswegs sagen, daß die Emancipation alle diese Wirkungen mit einem Male hervorbringen, und alle Uebel plötzlich von selbst heilen wird. Dieses zu behaupten, wäre vernunftwidrig. Die Gemüther können nicht augenblicklich den Haß und den Ingrimm ablegen, den Jahrhunderte voll religiöser und politischer Verfolgungen erzeugt und lebendig erhalten haben. Eine geraume Zeit wird nöthig seyn, um, nachdem die Emancipation in ihre volle Wirksamkeit getreten ist, die heftigen Leidenschaften, die dadurch, daß sie nicht vorhanden war, erzeugt sind, zu beruhigen und wegzuschaffen; und eine noch längere Epoche wird erfordert werden, ehe selbst eine erleuchtete und weise Regierung den Maßregeln Wirksamkeit wird verschaffen können, welche nöthig sind, um das irländische Bauernvolk aus dem Abgrunde der Armuth und Sittenverderbniß herauszuziehen, in welchen sie gerathen sind, — sie zum Fleiß zu gewöhnen und in ihnen die Lust zu erwecken, sich in der Welt zu erheben und ihren Zustand zu verbessern. Es werden also eine Menge Uebel noch lange das Land bedrücken. Aber es ist wohl zu merken, daß Uebel, deren Wegschaffung nicht von der Regierung abhängt, welche die Natur schafft, oder die wir uns selbst zufügen, viel leichter ertragen werden, als solche, die von Ursachen herrühren, von denen man glaubt, daß sie nicht vorhanden seyn sollten, als: Mißbrauch der Gewalt, drückende Gesetze, Hochmuth der einen und Unterdrückung der andern Partei. Diese Art von Uebeln ist es, welche die ganze Nation mit Wuth erfüllt, und sie zu Blutvergießen und barbarischen Verbrechen hinreißt. Den Uebeln erstrer Art unterwirft sich das Volk mit Ruhe.

29.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls, Fürsten Carl zu Schwarzenberg.

(Beschluß aus No. 286.)

Uebrigens sieht man aus Allem, daß der Fürst die Hauptbewegungen selbständig anordnete und leitete. Es

[illegible] [illegible] [illegible] [

Literariſches
Converſations-Blatt.

No. 289.

17. December 1822.

Zwei Taſchenbücher aus Wien für das Jahr 1823.

Aglaja, die holdeſte der Grazien, und die ernſte Klio bringen aus Wien Opfergaben für das Neujahr. Die Grazien haben in Wien manchen ſchönen Tempel, ſogar einen Putzladen am Kohlmarkt, in welchem ſie die Modezeitung redigiren; daher erſcheint uns denn die Aglaja ſo würdig graziös und elegant, daß in dieſer Hinſicht nicht leicht irgend eine norddeutſche Almanachsgrazie mit ihr wird wetteifern können. Die Klio hat in Duodez nicht Platz gefunden und die Almanachsform zu einem Octavbande ausgedehnt. Aber auch in dieſer größeren Form weiß ſie ſich nicht recht frei zu bewegen und ſeufzt unter ariſtokratiſchen Stammbäumen und andern hochprangenden Laſten.

Die Aglaja aus dem Wallishauſſerſchen Verlage hat ſich auf ihrem Umſchlage mit dem ganzen Muſenchore geſchmückt. Wir hätten vorgezogen, ein Paar Muſen weniger im Aeußern, und ein Paar mehr im Innern zu finden. Die Kupferblätter, nach guten Gemälden von Domenichino, Murillo, Marinaro und andern gezeichnet, ſind meiſterlich von F. John geſtochen und der erſten Muſe würdig, die, der Bedeutung ihres Namens nach, nicht blos erfreuen will, wie ihre Schweſtern Thalia und Euphroſyne, ſondern auch glänzen.

Glänzen will die Erzählung von Caroline Pichler nicht, welche den Almanach eröffnet, und den Wahlſpruch: Ende gut, Alles gut, umkehrt in: Anfang gut, Alles gut; ſie erfreut und belehrt im beſcheidenſten Tone; und wenn wir ſie als das Köſtlichſte der Aglaja bezeichnen wollen, dürfen wir ſie nicht Edelſtein nennen, ſondern Perle. Der Poſtzug iſt ſie betitelt, ein Familiengemälde in den wahrſten Farben und mit den treffendſten Zügen, voll echter Kenntniß der Welt und ihrer Verhältniſſe, und nicht minder voll Scharfblick in die Tiefen der menſchlichen Herzen. Der Entwurf des Ganzen iſt natürlich und doch neu, und die Ausführung der Feder einer Meiſterin würdig. Wäre ich einer von den Männern, welche die übrigen Erzählungen zur Aglaja geliefert haben, ich wäre bereit, als literariſcher Herkules bei dieſer Omphale zu ſpinnen. Es ließe ſich etwas dabei lernen.

Daniel und ſeine Blumen, eine Erzählung von Fouqué. Man möchte ſie eine hiſtoriſche Idylle nennen. Die Heldin iſt Königin Eliſabeth von England, und die romantiſche Liebe eines jungen Blumenritters zu dieſer Heldin ihr Gegenſtand, der zu zart iſt, als daß ein proſaiſcher Auszug ihn andeuten dürfte. Wir können dieſe Erzählung als eine der gelungenſten bezeichnen, welche ſeit langer Zeit aus der Feder des fruchtbaren Dichters gefloſſen ſind, und ein tiefer, unter Blumen verſchleierter Gedanke gibt dem Ganzen Gehalt und Bedeutung.

Die unſchuldigen Verbrecher, eine Novelle von Helmina von Chezy, ſcheint aus dem Spaniſchen entlehnt, vielleicht aus einer alten Novelle, oder auch aus einem Schauſpiel. Wenigſtens trägt ſie ganz den Charakter einer ſpaniſchen Novelle, die gern durch den ſchnellen Wechſel wunderbarer und ganz unerwarteter Begebenheiten die Aufmerkſamkeit des Leſers ſpannt. Wir Deutſchen laſſen lieber unſern Geiſt und unſer Gefühl durch die Darſtellung beſchäftigen und aufregen, welches bei dem großen Reichthum des Stoffes in jenen Novellen kaum möglich iſt. In der bezeichneten Gattung iſt die Erzählung gut, aber die Dichterin iſt in der andern Gattung beſſer.

Moosſeite. Ein kleines, einfaches, ſchottiſches Hausgemälde, nach Arthur Auſtin, von Theodor Heil. Dem Almanachspublicum wird es nicht behagen, da der Inhalt ſogar ohne Intereſſe iſt. Dem weniger neugierigen Leſer erſetzt die Darſtellung dieſen Mangel.

Roſa, von Eliſe. Der Gegenſtand dieſer Erzählung iſt die Geſchichte eines Fürſtenkindes, das, durch die Macht der Verhältniſſe aus den Armen ſeiner Mutter geriſſen, in der Hütte eines Landmanns erzogen wird, ohne daß es ſeinen Stand und ſein Schickſal kennt. Dieſes Schickſal aber bringt die ſchöne Roſa mit einem Prinzen zuſammen, ohne daß beide etwas anders von einander wiſſen und einander lieben, als was die Herzen verlangen. Die Entwickelung verſteht ſich von ſelbſt. Die Behandlung dieſes nicht neuen Stoffes iſt ungleich, zeigt aber im Ganzen Phantaſie und Gefühl. Manche Stellen ſind mit Schmuck überladen.

Die Schlußerzählung, von Friedrich Laun contraſtirt, nicht zum Vortheil des männlichen Geſchlechts, mit der weiblichen Anfangserzählung. Sie heißt die Schachtel und ſpinnt proſaiſch alltägliche und häßliche Verhältniſſe und Charaktere über die Maßen in die Länge, freilich nicht ohne Geſchick, aber ohne Poeſie.

Unter den poetischen Beiträgen finden wir manche Gaben von guten Händen, und Namen, wie Arthur vom Nordstern, Friedrich Kind, Carl Förster, Friedrich Kuhn, lassen uns nichts Gemeines erwarten. Besonders nett und naiv ist Kind's kleine lyrische Idylle: Liebe auf dem Wasser, und Friedrich Kuhn's Auflösung einer poetischen Aufgabe zum Silvesterabendsfeste der Dresdner Dichter und Dichterfreunde, erfreut noch durch die Erinnerung an die echt dichterische, sinnige Feier, der es seinen Ursprung verdankt. Friedrich Rückert spendet duftende östliche Rosen aus dem schon bekannten Garten; Deinhardstein ein Paar leichtfließende Liedchen, und Castelli einige poetische Witzspiele in seinem gewöhnlichen Zuschnitt, den er wohl einmal ändern sollte. Therese v. Artner, die Verfasserin der That, einer verunglückten Vortragödie zur thatenlosen Schuld, hat besonders in dem Dithyramb: der Seemannssohn, beim ersten Anblick des Meeres Phantasie und Kraft der Darstellung entwickelt, die wir ihr nach ihren bisherigen Thaten nicht zugetraut hätten. Ludwig Robert hat eine scharfsinnige und zierliche Glosse nach einem Thema von Rückert mitgetheilt, und Fouqué eine nordische Idylle in durchaus verfehlter Form, nämlich in elegischen Distichen. Krug von Nidda liefert einige Sonette aus einer Folge, welche vielleicht nur im Ganzen verständlich seyn mag.

Außerdem einige Kleinigkeiten von Prätzel, Heinrich Döring, Joseph von Hammer. Weniger bekannt sind die Namen Joseph Christian Baron von Zedlitz und R. Walther. Der erstere kämpft noch, nicht immer glücklich, mit der Form. Eine Ballade im Nibelungenversmaße enthält z. B. folgende Stelle:

Der Tod kann ihm nichts rauben; die heil'ge Poesie
Und die allmächt'ge Liebe im Busen sterben nie.

Die Waltherschen Gedichte sind größtentheils geistreich, z. B. folgendes:

Erdenhimmel.

Wenn ich hinauf in's heitere Blau
Des weiten, unendlichen Himmels schau':
Da spannet die Seele die Flügel aus,
Hinauf zu schweben in's Vaterhaus.
Wenn ich hinab in's freundliche Blau
Der treugeliebtesten Augen schau';
Gewahr' ich mein Bild sich spiegeln darin,
So wähn' ich, daß ich im Himmel bin.

Der vierte Jahrgang des Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freiherren von Hormayr und von Mednyansky, können und dürfen wir hier, wo wir es mit Almanachen zu thun haben, nicht nach seinem wissenschaftlichen Werthe prüfen und abschätzen. Als Almanach aber hat dieses Werkchen für den Oesterreicher ein weit höheres Interesse als für das übrige Deutschland, und die Geschichte mag es künftighin als eine Materialiensammlung und fragmentarische Vorarbeit benutzen, wobei es denn leicht geschehen kann, daß das, was dem Almanachsleser das Beste scheint, dem Geschichtsfreund als das Unwichtigste vorkömmt. Es ist dies das gemeinschaftliche Schicksal wissenschaftlicher Almanache, die sämmtlich zu einem Zwittergeschlechte gehören.

Indem wir uns auf die Anzeigen der vorigen Jahrgänge dieses Taschenbuchs beziehen, nennen wir als Fortsetzungen folgende Aufsätze:

Die Jagellonen in Ungarn. Die zweite Periode der Jagellonen beginnt mit den Begebenheiten nach Wladislaus Tode bei Warna bis zu dem Untergange der Dynastie dieses Hauses.

Die Burgen. Die diesjährige Ausstellung gibt Tokay und Betzko, beide bekanntlich in Ungarn.

Ahnentafeln. Die Geschlechter der Apor's, Wrbna's, Batthyányi's und Banffi's.

Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder. Sie enthalten:

Das Haus Gisulfs. (Ein Kranz longobardischer Ueberlieferungen.) Die Büffelhaut. Die Herzogin Romilda und ihre Töchter. Der Heldenknabe Grimoald. Die Bartschur. Agnes von Zesyma. Die Kreuzspinne. Der Ring der Treue. Die Mutter Conradins.

Unter den neuen Aufsätzen ist der des Freiherrn von Hormayr, welcher den Titel führt: Graf Niklas Salm, der gediegenste, gewichtigste und zugleich wohl auch der anziehendste für das größere Publicum. Nach einer Einleitung über den Ursprung des Geschlechts der Salm-Grafen, beschreibt er die Kriegsthaten des Grafen Niklas unter Maximilian I. bis zu seinem Heldentode vor dem belagerten Wien, das er gegen die Horden des großen Suleyman kräftig vertheidigt hatte. Daher nennt ihn der Titel dieses Aufsatzes den Retter Wiens. Das Preziöse und Bunte, das man mit Recht im historischen Style des Freiherrn von Hormayr tadelt, ist hier, in einem eleganten Almanach, nicht so übel zu nehmen.

Ein anderer Beitrag schildert das Leben und Wirken des Paul von Krinis, des glücklichsten und berühmtesten Feldherrn, Vertrauten und Lieblings des großen Matthias Corvinus.

Ferner erhalten wir eine Biographie und Regierungsgeschichte des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen.

Der fleißige, um die altdeutsche Literatur verdiente Custos der Ambraser Sammlung, Aloys Primisser, gibt Nachricht über die Gedenkbücher Kaiser Maximilians I., einer Handschrift aus der genannten Sammlung, und theilt einige Proben derselben mit. Es ist ein Papierband in klein Quart mit einem Pergamenteinbande, der die Aufschrift führt: Memoriale. Es ist nur auf wenigen Blättern, von verschiedener Hand überschrieben. An einigen Stellen hat der Kaiser eigenhändige Bemerkungen beigefügt. Die übrigen Auf-

schreibungen scheinen von mehrern seiner Geheimschreiber zu seyn, denen sie vielleicht der Kaiser selbst dictirt haben mag.

Endlich auch noch zwei poetische Beiträge. Die slavische Sage von der Willis in mehreren Balladen, von Köfsinger in Ofen. Nach dieser Sage ist Willi dasjenige Mädchen, welches als Braut stirbt; findet sie einen Mann zur Nachtzeit auf freiem Felde, so bemächtigt sie sich seiner und tanzt ihn mit ihren Gefährtinnen zu Tode.

Die ungarische Sage von dem bösen Peter Pocky auf Bajmots und seinem steinernen Gelde, in Balladen von J. F. Castelli, größtentheils in gutem Tone. 142.

Aus Italien.

Als vor einigen Jahren ein geistreicher Schriftsteller in einem vielgelesenen Blatte seinen Landsleuten, die das Italiam! Italiam! im Chore sangen, wohlmeinend rieth, mit der Summe ihres Bewunderungsvermögens bis Florenz haushälterisch umzugehen, und überhaupt allerlei Sedativsalze gegen den poetischen Schlucken italienischer Reisebeschreiber ausbot, galt dies in einer kunstliebenden deutschen Hauptstadt für eine förmliche Apostasie vom seligmachenden ästhetischen Glauben. Nicht viel fehlte, so wäre der aufrichtige Beobachter außer dem Gesetz erklärt worden; alle schöngeistigen Welschlandsfahrer machten mindestens Miene zu hartnäckiger Vertheidigung dieses poetischen Herdes. So tief hatte man auch dort sich in die Meinung von der Schönheit des südlichen Himmels und der Wonne der südlichen Erde hineingeschwatzt, die zwar noch nicht „in Nürnberg, just wo man zum Thore hereinfährt," wie bei Hegner's Suschen (in der Molkenkur), aber zum wenigsten da anfängt, wo jenseit der Alpen die reinlichen Gasthöfe aufhören. Denn dort thut sich der Süden, der Garten Italiens auf, wie hundert Zeugnisse nordischer Reisender, namentlich weitgereister Frauenzimmer, erzählen. Fragte man freilich, worin dieser Süden denn recht eigentlich bestehe, so möchten sehr abweichende Antworten gehört werden. Im Allgemeinen kommen die meisten Antworten darauf hinaus, daß, wo die Camerieren Si Signore sprechen, und ein lustiges Volk einheimischer Flöhe den Wandrer begrüßen, alles ganz anders sey, und daß dort das Land anfange, das vornehmthuende Redseligkeit und ausstudirte Phantasterei aufgeputzt hat, wie Chambers die chinesischen Gärten. Unser armes Vaterland nimmt sich gegen diesen Süden wie ein abgetragenes Kleid aus; eine ganz apart erschaffene Sonne thut dort Wunder, und Lalande ist nicht der einzige gewesen, der den kupfernen Palmbaum in dem Höfchen der Ambrosiana zu Mailand für ein Zeichen ihrer Wirksamkeit ansah. Die Lorbern auf Isola bella berauschen noch jetzt, wie einst die heiligen von Delphi. — Nüchterner haben freilich manche diesen südlichen Prunk betrachtet und in der Fülle der gerühmten Vegetation bis Florenz nicht viel mehr zu erblicken geglaubt, als was auch schon in Inspruck, in Wallis und sonst noch vorgekommen wäre; eben so ein Italiener selbst, der hier vielleicht als unbestochenster Zeuge gelten möchte. Hören wir Hrn. Brocchi, einen gelehrten Naturforscher, der in dem nördlichen Italien geboren, seinen Süden erst an der Küste von Calabrien fand, und hören wir die Gründe, warum er ihn so weit der Bewunderung der gewöhnlichen Italienfahrer wegrückt: der Gedanke mag ihn bestimmt haben, daß da nur vom Süden die Rede seyn könne, wo Pflanzen, die eine mittlere Temperatur von 20—21 Grad fordern, wirklich im Freien gedeihen, d. h. frisch und kräftig bis zu Blüthe und Frucht sich erheben. „Ein Bewohner der nördlichen Provinzen Italiens," sind seine Worte, in einem lesenswerthen Aufsatze über den Anblick des Pflanzenreichs in der Umgegend von Reggio in Calabrien (Bibl. Ital. Maggio 1822) „der vom Meere her zum ersten Male die Küsten von Reggio beträte, müßte beim Anblick der Ufer in ein ganz fremdes Land versetzt zu seyn glauben. Die ungewöhnliche Erscheinung, die ihm die benachbarten Felder zeigen würden, die ausländischen Pflanzen, von denen er sich umgeben sähe, und der eigenthümliche Charakter des Pflanzenreichs müßten ihn zu diesem Glauben veranlassen. Denn nichts bringt die Verschiedenheit der Länder und Himmelsstriche so lebhaft vor die Augen, als die Verschiedenheit der Gewächse. Staunen muß es hervorbringen, daß afrikanische Pflanzen hier emporschießen, und hier an der Spitze der Halbinsel südamerikanische aufwuchern, dann aber die, welche wir in unsern Gärten sorglich erziehen, freiwillig und ganz alltäglich erwachsen. Die indische Feige (Cactus opuntia), die im obern Italien bei allem Schutz gegen die Strenge des Winters nur eine mittelmäßige Höhe erreicht, steht in der Umgegend von Reggio entlang der Feldzäune und erhebt auf ihrem gewaltigen Stamme ihre fleischigen Blätter, die zur rechten Jahreszeit von saftigen Früchten bedeckt sind. Die amerikanische Aloe (Agave americana), die in unsern Gärten (Hr. Brocchi spricht als Norditaliener) so selten den harten Winkern widersteht und mit so viel Mühe zur Blüthe gebracht wird, daß, wo dies einmal gelingt, die Stengel als eine Merkwürdigkeit aufgehoben werden, diese Aloe prangt dort in doppelter Reihe entlang der Dorfwege, hohe, mit blumenvollem Haare bekränzte Lanzen erhebend. Der Wunderbaum (Ricinus Africanus), der hier zu Lande eine krautähnliche, jährlich absterbende Pflanze ist, die nie zwei Sommer erlebt, hat dort einen holzigen Stamm und grünt fortwährend, eben so wie in den heißen Gegenden Afrikas. Das Milchkraut (Euphorbia dendroides, Wolfsmilch), ein niedriges alltägliches Pflänzchen, das bei uns sich nie über die Wiesenkräuter erhebt, ist so ansehnlich auf der Küste von Reggio, daß es mit den Gebüschen wetteifert, und zwischen diesen heimischen Pflanzen erhebt sich majestätisch die Palme (Phoenix dactylifera), der Calabriens Sonne bis zur Reife die Früchte kocht."

„Alle diese Pflanzen geben dem Lande einen eigenthümlichen und so auffallenden Charakter, daß selbst die, welchen die Pflanzenkunde fremd ist, darauf aufmerksam gemacht werden. Kenner dieser Wissenschaft, die tiefer eindringen und gründlichere Untersuchungen anstellen, würden unter der Menge der kleinern Pflanzen andere nachweisen können, von denen man weiß, daß sie nur den heißesten Klimaten angehören. Häufig trifft man längs des Weges das Solanum sodomeum, das die Botaniker nach Afrika setzen; häufig die Tamarix africana, deren Name ihren Ursprung anzeigt; in sehr großer Menge an einzelnen Stellen die Scabiosa cretica, deren Vaterland Candia ist. Die Anthemis chia ist alltäglich auf den Feldern, und der Papaver somniferum, aus dem man im Orient das Opium druckt, wächst unter den Futterkräutern." Die Aloe perfoliata, die Datura ferox, und die Datura Metel, die jenseit der Meerenge um Messina vorkommen, bemerkte Hr. Brocchi nicht um Reggio herum.

Wir waren in Versuchung, diesen ganzen Aufsatz zu übersetzen, der durch meteorologische Angaben und wissenschaftliche Beschreibung dieser tropischen Pflanzenwelt das Bild des Südens uns lebendiger vor die Seele gebracht hat, als alle bisherigen Beschreibungen von Sesto Calende zusammengenommen, so wenig auch dort die Farben geschont waren. Doch größer wird der Genuß seyn, wenn man selber ihn nachliest. 44

Literarische Nachrichten.

O'Meara's Stimme aus St. Helena wird zwar in der englischen Ausgabe in allen französischen Häfen weggenommen, aber es ist eine französische Uebersetzung in 2 Bänden erschienen, die begreiflicher Weise gehörig beschnitten ist. Eine andere Uebersetzung ist angekündigt. Napoleon ist fortdauernd der Gegen-

stand lebhafter Theilnahme. Arnault's Werk: Vie politique et militaire de Napoléon findet viel Beifall. Es erscheint in Lieferungen, jede mit 5 Abbildungen in Steindruck, nach Zeichnungen der ersten Meister, Scenen darstellend, die im Text beschrieben werden. Der Wahlspruch des Herausgebers heißt: Magis amica veritas. Er gibt mehr Thatsachen als Meinungen und sagt in dem Vorworte: „Wir geben nur dasjenige, worauf sich ein Urtheil gründen läßt, nicht ein Urtheil selbst. Wer du auch seyest, in dessen Hände dieses Buch fällt, du bist Mitglied des Gerichts, das über Napoleon urtheilen soll, du hast die Proceßacten. Lies und urtheile." In einem Orte unweit Paris — erzählt man sich — gab unlängst ein Lehrer den Zöglingen seiner Anstalt als Uebung eine poetische Beschreibung der Blume, die man in Frankreich la pensée (Stiefmütterchen, Viola tricolor) nennt. Die Beschreibung begann mit einem Verse von Rapin:

Flosque Jovis varius folii tricoloris et ipsi —

Der Beamte, der das Gedicht gesehen hatte, meinte in seiner Weisheit, der Lehrer sey des Verbrechens der Anreizung zu Aufruhr und Empörung schuldig, und ließ ihn verhaften. Flos Jovis, Jupiter's Blume — sagte er — damit kann niemand als Napoleon gemeint seyn; folii tricoloris, das bedeutet die dreifarbige Fahne — alles ist sonnenklar. Der Lehrer konnte sich leicht rechtfertigen und wurde entlassen, aber der gelehrte Ankläger ist noch immer im Amte. — Ein alter andächtiger Bewunderer geistlicher Aufzüge in einer kleinen Stadt, die unlängst von den Missionarien *) besucht wurde, war sehr eifrig bedacht, sein Haus zu dem bevorstehenden Feierzuge zu verzieren. Nach vielen Erwägungen und Betrachtungen entschloß er sich endlich, es von oben bis unten mit blendend weißen Papierbogen zu bedecken, und zwar erstens weil die alten Leviten diese heilige Farbe trugen, und zweitens weil sie die Reinheit seines Herzens und Glaubens sinnbildlich andeuten konnte. Zum Unglück stürzte der Regen stromweise in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage. Der arme Mann zählte die Stunden in schlafloser Angst, und sah bei Anbruch des Tages mit Bestürzung, daß der Himmel mit Wolken bedeckt war. Aber — o Wunder der Barmherzigkeit! — in kurzer Zeit brach die Sonne glänzend durch die Nebel, und nie sah man einen schönern Morgen für eine andächtige Feierlichkeit. In der Freude seines Herzens brachte er seine Papierbogen in Ordnung; aber dies genügte ihm nicht, seinen Eifer und seine Frömmigkeit auszudrücken; der andächtige Mann mußte eine Inschrift haben. Zum Glück fand er ein paar Verse, die der römische Dichter auf ein von Cäsar gegebenes Fest gemacht hatte, und mit einer kleinen Aenderung entstanden folgende Zeilen:

Nocte pluit tota; redeunt spectacula mane;
Divisum imperium cum *Jove Christus* habet.

So theilte der fromme Mann, indem er Christus für Cäsar setzte, das Reich des Himmels zwischen Jupiter und Jesus. Die Missionarien waren höchst unwillig und schrieben die Parodie einem boshaften und unverschämten Philosophen zu. Einer von ihnen predigte über den Umstand, aber zum Unglück waren seine Ermahnungen für den frommen Mann verloren, weil er — taub war.

— Walter Scott hat ein für die Geschichte Schottlands nicht unwichtiges Werk aus der Handschrift herausgegeben: Military Memoirs of the great civil war; being the military Memoirs of John Gwynne, and an account of the Earl Glencairn's expedition — in the Highlands of Scotland, in 1653 and 1654. By a person who was an eye and ear witness to every transaction. London and Edinburgh 1822, 263 S. in 4. Es ist nur eine schwache Auflage davon gemacht worden. Scott gibt in seiner Einleitung Nachricht von dem Verfasser, der wahrscheinlich aus Wales stammte, vor dem Bürgerkriege an Karls I. Hofe lebte und die Kinder des Königs in Kriegsübungen unterrichtete. Nach des Königs Hinrichtung folgte er der Fahne des vertriebenen Karls und zeichnete sich durch Tapferkeit sehr aus. Auch Gwynne wurde, wie es scheint, nach Karls II. Thronbesteigung, wie andre alte Anhänger seiner Sache, vernachlässigt; und wahrscheinlich schrieb er diese Denkschrift in der Absicht, seine treue und muthvolle Anhänglichkeit an das Haus Stuart zu beweisen. Der Herausgeber hat der einfachen und anziehenden Erzählung, die zwar nicht viel neue Thatsachen mittheilt, aber, als der Bericht eines Augenzeugen und Theilnehmers, unstreitig ihren Werth hat und viele schätzbare Züge zur Geschichte der Sitten seiner Zeit enthält, mehrere Anmerkungen und Erläuterungen, besonders Auszüge aus den in Mont's Hauptquartier verfaßten Berichten hinzugefügt. Unter den Anmerkungen sind einige als Anspielungen auf den Verfasser des Waverley noch besonders merkwürdig, und unter andern ist vorzüglich folgende auffallend, die wir wörtlich mittheilen wollen. „Der romantische Paß von Aberfoil, heißt es, ist in dem neuen Romane Robin der Rothe, ausgezeichnet worden. Er beginnt gleich über dem kleinen Wirthshause, wo man zuerst den See erblickt, und da der Pfad zwischen dem Wasser und der Bergwand läuft, so wird ein Engpaß gebildet, wo, wie Cromwell bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte, ein einziger Mann mehr hindern kann, als ihrer drei sich Bahn machen können. Nach der Ueberlieferung ward Grahame's von Duchrie Schloß, das ungefähr eine Meile östlich vom Passe liegt, von den Engländern am Morgen vor der Schlacht verbrannt, aber der tapfere Eigenthümer war bereits mit seinem Gefolge unter den Waffen. Eine Stelle, die durch Baumgruppen sich auszeichnet, wo ein englischer Officier durch einen Schuß vom jenseitigen Ufer fiel, heißt in hochländischer Sprache noch immer Bad an shassenich, d. i. die Sachsen- (Engländer-) Bäume. Um dieselbe Zeit versuchten es die Engländer, die Aufrührer durch Erstürmung des Passes Trosachs am Loch Katrine abzuschneiden. Aber auch dies mißlang, und bei dieser Gelegenheit ward ein englischer Soldat, als er eben auf einer Insel im See landen wollte, von Helena Stewart erstochen, ein Umstand, den der Verfasser des Fräuleins vom See benutzt hat." Bei Erwähnung des Obersten Wogan heißt es: „Der Name dieses tapfern Mannes wurde neuerlich in dem beliebten Roman Waverley aufgeführt." So haben wenigstens, scheint es, der Verfasser des Waverley und Walter Scott, der jetzige Besitzer der Handschrift von Gwynne, dieselbe Quelle benutzt, die zuther sonst Niemanden offen stand. 148.

*) Nächstens werden wir in diesen Blättern die Erzählung eines Augenzeugen von dem Unwesen der Missionarien geben. A. d. H.

Miscellen.

Macculloch in Edinburgh hat in dem Zucker eine der Fäulniß widerstehende Kraft zur Aufbewahrung der Fische gefunden. Er konnte mit sehr wenig Zucker Lachs, Stockfisch und andere Fische lange Zeit vollkommen frisch erhalten, und nach dem Kochen schmeckten sie so gut als frisch gefangene. Werden sie vor Modergeschmack bewahrt, so kann man sie auf unbestimmte Zeit bewahren. Der Fisch wird blos geöffnet, auf den fleischigen Theilen mit Zucker bestreut, und alsdann auf 2 bis 3 Tage horizontal gelegt, damit der Zucker durchdringe. Lachs, der auf die Art vor dem Einsalzen und Räuchern behandelt wird, hat einen weit angenehmern Geschmack, als bei der gewöhnlichen Behandlung. Ein Eßlöffel voll braunen Zuckers ist hinlänglich für einen 5 bis 6 pfündigen Lachs. 148.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 290.

18. December 1822.

Die Kunstausstellung in Berlin.

Die hiesige Kunstausstellung ist geschlossen. Weshalb dies mit juristischer Strenge am bestimmten Termine geschehen ist, können wir nicht angeben, da die große Theilnahme sich eher steigerte, als abnahm, und man noch am letzten Sonntage in den weiten Hallen kaum Platz zum Gehen, geschweige denn zur ruhigen Betrachtung gewann. Die mehreren Kosten können wenigstens nicht der Grund seyn, indem die bedeutendsten, durch Transport und Placiren entstandenen längst beseitigt waren, und die tägliche Einnahme die Ausgaben bei weitem übersteigen mußte.

Die Berliner Blätter strotzten von Kritiken, lobpreisenden und schmähenden; auch wurden zu billigen Preisen Kunstansichten, gemäßigte zu den allerniedrigsten, erhebende und herunterreißende zu höhern, ausgeboten, und die Ausbietenden erhielten ähnliche Antworten von dem Aufgebotenen. Jetzt ist das bunte Zauberschloß verschwunden; die Zeitungen erhalten Raum zu Festbeschreibungen von innen und außen, und auch in den Thercirkeln verhallen die Kunstgespräche. Fern ist es von Correspondenten, eine neue ausführliche Kritik der einzelnen Werke zu schreiben, oder eine Kritik der Kritiken (allenfalls auch der Kritiken der Kritiken), denn er liebt nicht Unendliches über das Endliche auszuspinnen, die sichere Brücke zur Einseitigkeit. Des Correspondenten Pflicht aber ist, Bericht über die merkwürdigsten Erscheinungen, welche historisches oder auch allgemeines Interesse gewähren können, abzustatten. Im vorliegenden Falle glaubt er, daß die diesjährige Kunstausstellung nicht allein für die Kunst in Berlin, sondern für ganz Deutschland Bedeutung hat, und er hielt es für seine Pflicht, weniger selbst zu urtheilen, als die allgemeine Stimme auszusprechen, welche sich hier über den Werth des Ganzen, so wie über die einzelnen Kunstwerke kund gab.

Es war eine Lust für ihn, in einiger Entfernung von den Gemälden stehend, welche am meisten der Begaffung, Besichtigung und Betrachtung ausgesetzt waren, die Urtheile des emporgekommenen Materialisten, des reichen Pächters, des vornehmen Juden, des ästhetischen Juden, des Kunstkenners von Profession, der ideal gestimmten Dame, des vornehmen Aesthetikers, der lieben Unschuld u. s. w. mit anzuhören. So verschieden sie auch lauteten, so freute es ihn doch, meistens eine Harmonie in allen zu finden, wenn er sich auf die verschiedenen Höhen und Niederungen der vorüberwandelnden Gestalten versetzte. Wenn der ästhetische Kunstkenner, der tadeln muß, um seinen Ruf nicht zu verlieren, mit aufgeworfenen Lippen einige Worte: gewöhnliche Manier — kein Studium ꝛc. hinwarf, so galt ihm das eben so wenig für Tadel, als wenn des Pächters Töchterlein bei den grell aufgetragenen Farben einer Mißgestalt: Ach wie schön! ausrief, oder die schwindsüchtige Schöne bei einer entmenschten Jammergestalt: das ist ideal! — ihm Beides für Lob gelten konnte.

Lichtenberg hätte hier den Stoff zu Romanen finden können, welchen er auf den deutschen Postkutschen, im Gegensatz der englischen vermißte. Da Ref. indessen kein Lichtenberg ist, auch nicht Romane oder skizzirte Gespräche zu schreiben beabsichtigt, so muß er sich begnügen, das Resultat der verschiedenen Urtheile in seiner eigenen Sprache und ohne Beimischung des Wunderbaren zu berichten. Gern wäre er den Bildern gefolgt, wie sie ihn in freundlicher Verbindung in den verschiedenen Sälen nacheinander anblickten, da er jedoch die Leser des Lit. Conv. Bl., insoweit sie nicht im Herbste in Berlin waren, nicht mit sich herumführen kann, muß er es vorziehen, systematisch, oder vielmehr ganz einfach alphabetisch die Namen der ausgezeichneten Künstler zu durchwandern. Allgemeinere Bemerkungen müssen bis jetzt verbleiben, oder bei den einzelnen Meistern aufgenommen werden.

Aus Rom hatte uns Franz Catel drei Gemälde gesandt. Sie wurden weniger betrachtet, als sie verdienten. In dem Gemälde Rudolf von Habsburg, nach der Schillerschen Ballade, schien der Rudolf zu alt, auch war für die einfache Gruppe die Gegend zu sehr in die Breite gedehnt, so daß das Ganze nicht durch eine gehörige Einheit und Rundung das Auge ansprach. Dagegen zog des Priesters heiliges Gesicht und seine würdevolle Haltung ungemein an. Ein Nimbus verklärte ihn, ohne daß der Maler deshalb durch falsches Idealisiren an der irdischen Natur gesündigt hätte. — Weit eigenthümlicher und in ihrer Art vollendeter, erschienen uns die Schäfer aus den Abruzzen, welche in Rom die Jungfrau ehren, und vor ihrem Bilde Musik machen. Keck hingeworfene Gestalten voller Wahrheit. Das vollendetste, und vielleicht eins der schönsten Gemälde in der ganzen Ausstellung, war die Aussicht auf das mittelländische Meer von der Höhle des Pausilippo. Ref. erinnert sich nicht, bei einem neuern Maler das Meer so vom irdischen Tageslicht geschwängert erblickt

zu haben. Meer und Himmel strahlen sich gegenseitig mit Lust an, und der Zuschauer glaubt in der Höhle zu stehen und nur den Fuß vorstrecken zu dürfen, um sich im mittelländischen Meere zu baden. Die Lazaronis im Vorgrunde sind Muster liebenswürdiger Nachlässigkeit. Alle drei Gemälde zeichnete das eigenthümliche Colorit aus. Die glänzenden Farben scheinen mit wenigen Pinselstrichen hingeworfen, und ein Nichtverschmelzen derselben scheint den Grund der ungemeinen Lebendigkeit dieser Bilder zu legen.

Viel betrachtet und gelobt wurde Dähling's Meister in seiner Werkstätte, ein niederländisches Gemälde, getreu, nur zu rein und geleckt im Einzelnen. Sein Einzug eines Fürsten in eine alte Stadt war trefflich gezeichnet, und zeugte durchdachte Gruppirung; aber auch hier ist der Künstler allzubedacht gewesen, das Einzelne hervorzuheben, und hat deshalb versäumt, perspektivische Gruppen aufzunehmen. Die ganze Stadt schien zu leben, und dennoch waren, wenn man genauer zusah, für Oertlichkeit und Gelegenheit sehr wenig Menschen auf den Beinen.

Unter Kolbe's Gemälden zog das, der Pilger betitelte, die allgemeine Aufmerksamkeit an. Ein Greis wandert an der Hand eines jungen Mädchens von der gothischen Capelle aus in die nächtliche Wüstenei hinein. Der Sturm wirft sich in sein rauhes Gewand und des Mädchens verbrämte Kleider. Nur so viel erlaubt noch die Dämmerung zu erkennen, daß der Himmel mit Schneegewölk umzogen, und nirgends ein Obdach zu finden ist. Nur jenseits des Stroms, in weiter Ferne, schimmert eine Kirche — unerreichbar. Die hin und hergeschleuderte Laterne zeigt die ernste Besorgniß im würdigen Antlitz des Greises, und die kindliche Angst in dem schönen des Mädchens. Eine Eule flattert, vom Laternenlichte geblendet, auf; Alles ist ergreifend, täuschend, aber — auf dem Steine, wo die Eule gesessen, steht der Name Kolbe 1821 oder 22 eingegraben und — Entsetzen und Mitleid verschwinden mit der Täuschung.

Rohde's Landschaft, die Pracht der Vegetation des Südens darstellend, zog aller Aufmerksamkeit an, obgleich sie, und mit Recht, noch mehr getadelt wurde. Alle Pracht des Südens auf einem Landschaftsgemälde darzustellen, und so getreu im Einzelnen, wie es hier geschehen, mußte Ueberladung oder eine steife, gedrechselte Gruppirung veranlassen. Das letzte ist hier der Fall. Coulissenartig sind die Stauden und Bäume an einander gereiht, und theilen wie eine runde Mauer den Hintergrund vom Vorgrunde. Dennoch muß die Vollendung im Einzelnen, die Frische und Gluth im Ganzen, und die reizende Aussicht ansprechen.

Von dem gefeierten Schadow hingen drei Gemälde zusammen. Ein großes Familienbild der Prinzessin Wilhelm von Preußen, ein weibliches Portrait und eine Maria, die das Christuskind küßt. Das erstere erfuhr alle Grade der Bewunderung und zwar von allen Classen, wie wir sie oben aufführten. Da wir nicht völlig einstimmen können, so wollen wir als ein getreuer Referent das eigene Urtheil unterdrücken und nur bemerken, daß der Kopf des Kindes, unschuldsvoll auf den Schooß der Mutter gelehnt, einer der ausdrucksvollsten und lieblichsten der ganzen Ausstellung war. Die Composition in der Maria ist würdevoll und der Natur getreu, die Maria, wenn auch nicht göttlich, doch dem Göttlichen verwandt.

Als der genialste Künstler unter denen, welche zu dieser Ausstellung beitrugen, zeigte sich, und wurde auch als solcher anerkannt, unser Wach. Unter seine Erfindungsgaben müssen wir unten, besonders bei Gelegenheit seines großen Altarbildes reden; hier können wir, ohne viel zu wagen, das allgemeine Urtheil aussprechen, daß er in der Ausführung alle Mitbewerber hier weit hinter sich gelassen hat. Einige, gezwungen diesen Vorzug ihm einzuräumen, wollten einen Ausweg zum Tadel finden, indem sie behaupteten, er habe die Natur überboten. Wer aber das Portrait der Frau von W—n, wo Klugheit und vornehmer Anstand vereint erschienen, und das geistvolle, bezaubernde der jüngern Frau von H—ld lange betrachtet hat (und dazu wurde jeder gezwungen, der es nur einmal ansah), wird von der Kraft der Natur bald überwältigt seyn. Freilich ist es nicht die gemeine, splitternackte Natur, aber auch nicht eine ideale, himmlische Verzerrung, welche uns in beiden Portraits anspricht, sondern der Künstler hat den innersten Geist der Natur hervorzuheben gewußt. Wenn bei der Ausführung der Einzelheiten, welche das Loben beträgt, sich Spielereien bemerken lassen, so kann man diese wohl (wenn es anders dergleichen sind) solchem schaffenden Genius, der der Ruhepuncte für den Geist bedarf, vergeben.

Angestaunt und hochgepriesen werden von männiglich Herrn Albrecht Adams (aus Baiern) drei Pferde, welche einen Wagen einen Berg hinaufziehen. Gegen die Treue in der Copirung der Natur ist nichts zu sagen, als etwa, daß der Fuhrmann, wenn er mit beladenem Wagen bergaufwärts fährt, vom Pferde absteigt und nebenher geht, während er hier reitend die Gäule anpeitscht. Wohl aber müssen wir unsere Herzensmeinung darüber aussprechen, daß uns der Gegenstand ein für die Kunst ganz unwürdiger scheint. Die Natur splitternackt abconterfeiet, aber welche? Es gibt für Ref. keinen traurigern Anblick auf Reisen als einen Frachtmann, der auf der dürren Chaussee seine dürren Klepper antreibt, aber niemals kann er verweilen, wenn die stöhnenden, mit Schellen behangenen Pferdegerippe unter dem Peitschenknall ihres Führers den schweren Lastwagen eine Anhöhe hinaufziehen müssen. Den unangenehmsten Anblick in der Natur noch durch die Kunst zu verewigen, heißt doch wohl einen Mißgriff in der letztern begehen? Eine Kanone im Losgehn wird getadelt. Dies ist doch aber nur dargestellter Effect eines Moments; hier wird eine widrige Anstrengung zu einer dauernden gemacht.

Das Lieblingsbild des Publicums war Begasse's Familie, vom Künstler selbst gemalt. Man fand selten Platz davor. Die Anmuth in den Gesichtszügen einiger

Mr. Speaker, I ask that the entire statement be printed in the RECORD.

The SPEAKER pro tempore. Is there objection to the request of the gentleman from Texas?

There was no objection.

The statement is as follows:

STATEMENT BY REPRESENTATIVE JOHN DINGELL

Mr. Speaker, I am pleased to announce the introduction of the Medicare Catastrophic Coverage Act of 1987. This bill will provide protection against the financial devastation that can be caused by catastrophic illness. It will also provide a benefit that is desperately needed by the elderly and disabled.

Mary Ann Bryan, widow. Effects under £100.

Bryan, Mary Ann, 2 Cambridge-terrace, Hyde-park. 15 March. Administration (with will) of the personal estate and effects of Mary Ann Bryan, late of 2 Cambridge-terrace, Hyde-park, in the county of Middlesex, widow, who died 13 January 1878 at 2 Cambridge-terrace aforesaid, granted at the Principal Registry to Thomas Bryan, the husband. Effects under £100.

Bryan, Thomas, Bridgwater. 15 March. The will of Thomas Bryan, late of Bridgwater, in the county of Somerset, gentleman, who died 2 February 1878 at Bridgwater aforesaid, was proved at the Bristol District Registry by Thomas Bryan, the son, and Edward Bryan, the brother, the executors

Österreichisch-
Landwirtschaftliches Wochenblatt.
Nr. 1870.
Redigirt von Dr. Wilhelm Hein.

Allgemeiner Theil.

Allgemeine Uebersicht.

Wien, 1. Juli. Die Witterung hat sich in der letzten Woche wieder sehr günstig gestaltet, und es ist zu hoffen, daß die Ernte-Arbeiten nicht mehr gestört werden. Die Heuernte ist in vollem Gange, und wird in den meisten Gegenden bereits beendet sein. Der Ertrag ist ein sehr guter, und die Qualität des Heues eine vorzügliche. Auch die Getreide-Ernte wird in den meisten Gegenden eine gute werden, und nur in einigen Gegenden, wo Hagelschläge stattgefunden haben, wird der Ertrag ein geringer sein. Die Kartoffeln stehen überall gut, und auch die Rübenfelder sind in einem guten Zustande. Der Weinstock hat sich in der letzten Woche sehr gut entwickelt, und es ist zu hoffen, daß die Blüthe ohne Störung vorübergehen wird.

Die Ernte-Aussichten in Ungarn.

Pest, 1. Juli. Die Ernte-Aussichten in Ungarn sind sehr günstig. Die Heuernte ist in vollem Gange, und wird in den meisten Gegenden bereits beendet sein. Der Ertrag ist ein sehr guter, und die Qualität des Heues eine vorzügliche. Auch die Getreide-Ernte wird in den meisten Gegenden eine gute werden, und nur in einigen Gegenden, wo Hagelschläge stattgefunden haben, wird der Ertrag ein geringer sein. Die Kartoffeln stehen überall gut, und auch die Rübenfelder sind in einem guten Zustande. Der Weinstock hat sich in der letzten Woche sehr gut entwickelt, und es ist zu hoffen, daß die Blüthe ohne Störung vorübergehen wird.

Die Ernte-Aussichten in Böhmen.

Prag, 1. Juli. Die Ernte-Aussichten in Böhmen sind sehr günstig. Die Heuernte ist in vollem Gange, und wird in den meisten Gegenden bereits beendet sein. Der Ertrag ist ein sehr guter, und die Qualität des Heues eine vorzügliche. Auch die Getreide-Ernte wird in den meisten Gegenden eine gute werden, und nur in einigen Gegenden, wo Hagelschläge stattgefunden haben, wird der Ertrag ein geringer sein. Die Kartoffeln stehen überall gut, und auch die Rübenfelder sind in einem guten Zustande. Der Weinstock hat sich in der letzten Woche sehr gut entwickelt, und es ist zu hoffen, daß die Blüthe ohne Störung vorübergehen wird.

Lake Tahoe and the Western Sierras.—Lake Tahoe, the largest of the mountain lakes of the Sierra Nevada, is situated in the midst of the grandest scenery of the Western Sierras, and is reached by the Central Pacific Railroad from Sacramento to Truckee, thence by stage. The lake is 6,225 feet above the sea, and is 22 miles long and 12 broad. Its waters are of the purest crystal, and are filled with mountain trout. Its shores are lined with pine forests, and the mountains rise around it to the height of 10,000 feet. Its outlet is the Truckee River, which flows through Pyramid Lake to the Humboldt Sink. Steamers ply on the lake, and there are numerous boats for fishing and pleasure. Among the mountains in the vicinity are Mount Tallac, Mount Pyramid, Mount Davidson, Mount Rose, and Castle Peak. Mount Rose is 10,800 feet high, and Castle Peak 9,000. Mount Davidson is 7,827 feet high, and is the highest point reached by the Central Pacific Railroad. Donner Lake, 6,000 feet above the sea, is a beautiful sheet of water, 2 miles long and 1 broad, and is surrounded by mountains 8,000 feet high. Its outlet is Donner Creek, which flows into the Truckee River. Near the lake is Donner Pass, 7,000 feet above the sea, and 1,700 feet above the railroad at Truckee. Here the Donner party, consisting of 87 persons, were overtaken by a snowstorm in the winter of 1846-47, and 36 of them perished. Their sufferings were terrible, and the survivors were driven to the most horrible extremities to preserve life. Lake Tahoe is reached by the Central Pacific Railroad from Sacramento to Truckee, thence by stage. The lake is 6,225 feet above the sea, and is 22 miles long and 12 broad. Its waters are of the purest crystal, and are filled with mountain trout. Its shores are lined with pine forests, and the mountains rise around it to the height of 10,000 feet. Its outlet is the Truckee River, which flows through Pyramid Lake to the Humboldt Sink. Steamers ply on the lake, and there are numerous boats for fishing and pleasure. Among the mountains in the vicinity are Mount Tallac, Mount Pyramid, Mount Davidson, Mount Rose, and Castle Peak. Mount Rose is 10,800 feet high, and Castle Peak 9,000. Mount Davidson is 7,827 feet high, and is the highest point reached by the Central Pacific Railroad. Donner Lake, 6,000 feet above the sea, is a beautiful sheet of water, 2 miles long and 1 broad, and is surrounded by mountains 8,000 feet high. Its outlet is Donner Creek, which flows into the Truckee River. Near the lake is Donner Pass, 7,000 feet above the sea, and 1,700 feet above the railroad at Truckee. Here the Donner party, consisting of 87 persons, were overtaken by a snowstorm in the winter of 1846-47, and 36 of them perished. Their sufferings were terrible, and the survivors were driven to the most horrible extremities to preserve life.

Lake Tahoe and the Western Sierras.—Lake Tahoe, the largest of the mountain lakes of the Sierra Nevada, is situated in the midst of the grandest scenery of the Western Sierras, and is reached by the Central Pacific Railroad from Sacramento to Truckee, thence by stage. The lake is 6,225 feet above the sea, and is 22 miles long and 12 broad. Its waters are of the purest crystal, and are filled with mountain trout. Its shores are lined with pine forests, and the mountains rise around it to the height of 10,000 feet. Its outlet is the Truckee River, which flows through Pyramid Lake to the Humboldt Sink. Steamers ply on the lake, and there are numerous boats for fishing and pleasure. Among the mountains in the vicinity are Mount Tallac, Mount Pyramid, Mount Davidson, Mount Rose, and Castle Peak. Mount Rose is 10,800 feet high, and Castle Peak 9,000. Mount Davidson is 7,827 feet high, and is the highest point reached by the Central Pacific Railroad. Donner Lake, 6,000 feet above the sea, is a beautiful sheet of water, 2 miles long and 1 broad, and is surrounded by mountains 8,000 feet high. Its outlet is Donner Creek, which flows into the Truckee River. Near the lake is Donner Pass, 7,000 feet above the sea, and 1,700 feet above the railroad at Truckee. Here the Donner party, consisting of 87 persons, were overtaken by a snowstorm in the winter of 1846-47, and 36 of them perished. Their sufferings were terrible, and the survivors were driven to the most horrible extremities to preserve life.

Lake Tahoe and the Western Sierras.—Lake Tahoe, the largest of the mountain lakes of the Sierra Nevada, is situated in the midst of the grandest scenery of the Western Sierras, and is reached by the Central Pacific Railroad from Sacramento to Truckee, thence by stage. The lake is 6,225 feet above the sea, and is 22 miles long and 12 broad. Its waters are of the purest crystal, and are filled with mountain trout. Its shores are lined with pine forests, and the mountains rise around it to the height of 10,000 feet. Its outlet is the Truckee River, which flows through Pyramid Lake to the Humboldt Sink. Steamers ply on the lake, and there are numerous boats for fishing and pleasure. Among the mountains in the vicinity are Mount Tallac, Mount Pyramid, Mount Davidson, Mount Rose, and Castle Peak. Mount Rose is 10,800 feet high, and Castle Peak 9,000. Mount Davidson is 7,827 feet high, and is the highest point reached by the Central Pacific Railroad. Donner Lake, 6,000 feet above the sea, is a beautiful sheet of water, 2 miles long and 1 broad, and is surrounded by mountains 8,000 feet high. Its outlet is Donner Creek, which flows into the Truckee River. Near the lake is Donner Pass, 7,000 feet above the sea, and 1,700 feet above the railroad at Truckee. Here the Donner party, consisting of 87 persons, were overtaken by a snowstorm in the winter of 1846-47, and 36 of them perished. Their sufferings were terrible, and the survivors were driven to the most horrible extremities to preserve life.

Werk der Regierung sind, ist gewiß wenigstens kein Grund für die Minister, sich große Lobreden zu halten, oder halten zu lassen.

Aber noch schlimmer steht es für sie in Irland aus. Dieses unglückliche Land trägt noch bis auf diesen Tag die Folgen der Treue, womit es seinem alten Regentenstamme anhing; und wenn wir weiter in seiner Geschichte zurückgehen, so besteht auch seine frühere Schuld nur darin, daß es sich sein uraltes Recht, seine alten Fürsten, seinen alten Grundbesitz nicht mit unbedingter Demuth hat entreißen lassen. Jeder Versuch, etwas von seinen nationalen Rechten zu behaupten, ist mit neuen und größern Beraubungen bestraft worden, bis endlich die Masse des Volkes von allem Antheil am Grundeigenthum verdrängt, und dieses in die Hände einiger weniger Familien gebracht worden ist, welche, wenn auch von irländischer Abstammung, die meisten aber sind auch in diesem Sinne Engländer, doch durch Sitten und Interesse ganz der englischen Vermögensaristokratie angehören, ihre Gutseinkünfte in England verzehren und ihre irländischen Besitzungen als Plantagen ansehen, wobei nur ein pecuniäres Interesse in Betracht kommt. Die Folge dieser Lage der Dinge ist, daß alle Güter in möglichst kleine Theile verpachtet sind, daß diese Pachtungen nur mit elenden Hütten bebauet sind, welche der Pächter zu besorgen hat, und welche daher auch nicht in Dörfer regelmäßig zusammen gebauet sind, sondern zerstreut auf den Feldern liegen, und daß unter diesen armen Pächtern, welche noch dazu nur Afterpächter eines habsüchtigen Hauptpächters und diesem ganz Preis gegeben sind, die größte Dürftigkeit mit allen ihren Folgen, sittlicher Verwilderung und Haß gegen ihre Unterdrücker herrscht. Der irländische Landmann hat daher nirgends etwas zu verlieren, sein ganzer Reichthum besteht in seinen gesunden und starken Gliedern, die er überall, so gut wie bei seinem jetzigen Pachtherren, geltend machen kann; sein höchstes Glück besteht in dem Genusse starker Getränke, welcher ihn, da Branntwein mit hohen Abgaben belegt und daher für heimliches Brennen und Schleichhandel der größte Reiz vorhanden ist, an einen ewigen Krieg mit der Regierung gewöhnt. Rechnet man dazu den Druck, in welchem die Katholiken von der englischen Regierung gehalten werden, so wird man sich den Zustand des Landes und die seit Jahrhunderten darin herrschende Gährung leicht von selbst vorstellen und erklären können. Es ist der nie endende Kampf einer großen Räuber- und Mordbrenner-Bande gegen ihre Herren, welcher durch Heimathlose, zur Verzweiflung gebrachte, von Kindheit an verwilderte Menschen so lange unterhalten werden wird, bis die englische Regierung endlich einmal sich zu ernsten, gerechten, aber durchgreifenden Maßregeln entschließen wird.

Diese können aber in nichts anderm bestehen als darin, daß sie dem irländischen Volke seinen gebührenden Antheil am Grundeigenthum zurückgibt und damit wieder einen Stand freier kleiner Landeigenthümer ins Daseyn ruft, auf welchem die Stärke und Blüthe aller Staaten beruhet. Sie braucht zu dem Ende die jetzigen großen Grundherren nicht ihres Besitzes durch eine Ackervertheilung, eine lex agraria des alten Roms, zu entsetzen, aber wohl ist ein jeder Staat berechtigt und verpflichtet, durch gesetzliche Einrichtungen dafür zu sorgen, daß die allgemeine Mutter der Menschen, die Erde, nicht den größten Theil ihrer Kinder von sich stoße, um einige Wenige nach ihrem Eigensinne reichlicher zu nähren. Ein jeder Staat ist verpflichtet und berechtigt, von den Grundherren, welche ihr Recht am Boden nicht auf eine vom Staate unabhängige Weise, sondern fast durchaus durch eine von ihm ausgegangene Verleihung und wenigstens immer erst durch das positive Gesetz erlangt haben, zu fordern, dieses so zu brauchen, wie es der Zweck der Natur und das Bedürfniß des Volkes mit sich bringt, daß sie es also zur Ernährung der Menschen anwenden, nicht, wie die Frau Marquisin von Stafford, die Menschen durch Schafe vertreiben, und daß sie demjenigen, welcher für sie den Boden bebauet, eine bleibende Stätte, ein selbständiges Recht, eine wirkliche Heimath auf demselben einräumen. So gut wie in früheren Zeiten die Grundherren ein widerrufliches Lehen in ein Eigenthum zu verwandeln wußten, und diese Veränderungen von ihren Herren oft mit Gewalt erzwangen; mit eben so viel und größerm Rechte muß der Staat darauf dringen, daß sie diese Grundherrlichkeit menschlich und zu menschlichen Zwecken gebrauchen; dies ist nur möglich, indem sie eine weitere Vertheilung unter Landwirthe, aber mit einem unwiderruflichen Rechte (als Bauerlehne, Erbzinsgüter, Erbpachte u. s. w.) vornehmen und für sich nicht mehr behalten, als zum Aufenthalt und Unterhalt der größern Wirthschaft eines Gutsherren gehört.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß unser Ministerialschriftsteller dies nicht sehr wohl eingesehen habe. Allein er verbirgt sich hinter das allgemeine Schild der Engländer, jene zarte Schonung eines vermeintlichen Eigenthums, welche sich kein Bedenken macht, durch Armenakten, die Restriction der Baarzahlungen der Bank und ähnliche Maßregeln sehr tief in das Privateigenthum einzugreifen, allein scheu zurückweicht, sobald ein Interesse der Aristokratie der Grundherren und Staatsgläubiger auf dem Spiele steht. Wir beschuldigen dabei das vorige Ministerium gar nicht eines Mangels an gutem Willen. Der verewigte Marquis Londonderry ließ sich die Vermögenssteuer nur ungern nehmen und sagte bei diesem Siege der Opposition laut, daß es ein neuer Sieg der Reichen über die Armen sey. Es ist auch gewiß, daß ein Minister, welcher es wagte, eine solche Maßregel vorzuschlagen, von allen seinen Anhängern verlassen werden und mehr als drei Viertheile beider Häuser zu Gegnern haben würde. Allein diese Ohnmacht der Regierung ist gerade das, wodurch das Uebel wirklich unheilbar wird.

Dafür wird es auch in der That von unserm Schriftsteller anerkannt. Er gibt als die nächsten Ursachen des Elends in Irland an: die Abwesenheit der Grundherren von ihren Gütern, die unmäßige Steigerung der Pachtungen, den Mangel einer Armenverpflegung, den schlechten Zustand der Fabriken, das unerlaubte heimliche Branntweinbrennen, die Vernachlässigung der Landschulen, die übermäßige Bevölkerung, den Mangel an Arbeit, die Kraftlosigkeit der Polizei auf dem Lande, und überall zeigt er, daß gegen diese nächsten Ursachen des traurigen Zustandes alles Mögliche geschehen, aber auch alles unzureichend und vergeblich gewesen ist. Zwingen kann man freilich die Grundherren nicht, in Irland zu leben, wo sie noch dazu, wie die Sachen jetzt stehen, ihres Lebens nicht eine Nacht sicher seyn würden. Fabriken lassen sich künstlich nicht erzwingen; dem Irländer bleibt ein Acker Kartoffelfeld die einzige Nahrungsquelle, und so lange dieses nur zu pachten ist, muß ein unmäßiges Steigern der Pachtgelder, da sich zu jedem Grundstücke eine Menge Pachtlustiger finden, die unausbleibliche Folge seyn. Eine Armenverpflegung läßt sich ohne Gemeindeverfassung nicht einführen; „denn," sagt unser Verf. S. 152: „ohne bleibenden Wohnsitz, ohne Heimath, ohne Pfarrei, entblößt von allem, was sie an einen bestimmten Ort fesseln kann, haben sie einen natürlichen Hang, sich in großen Massen zu versammeln, und jene unregelmäßigen Brüderschaften und Verbindungen zu stiften, von welchen der Landfriede in Irland unaufhörlich gestört wird." Diese Worte geben den Schlüssel zum Ganzen. Auch strenge Strafgesetze, werden doch oft genug ganze Banden gehängt, sind eine vergebliche Grausamkeit, wenn nicht durch Erziehung auf das Volk gewirkt wird. Nur Erziehung, nur gute Volksschulen können in einem Volke den Sinn für das Rechte, Gute und Wahre erwecken; dies ist die große Lehre, welche auch hier sich aufdringt. Allein um den Boden für den auszustreuenden Samen empfänglich zu machen, muß das Volk zuvor immer aus jener Dürftigkeit gerissen werden, welche eine Folge der Unfreiheit und der Verdrängung von

[illegible] [illegible] [illegible] [

Literarisches
Conversations-Blatt.
Redigirt von Dr. Robert Prutz.
Nr. 102. 1846.

Die Literatur der Gegenwart.

Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart. Von Julian Schmidt. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1846.

Wir haben in unserm Blatte bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, auf die Bedeutung hinzuweisen, welche die Literatur der Gegenwart für die Geschichte der Literatur überhaupt hat. Wir haben gesagt, daß diese Literatur, indem sie sich mit den Fragen der Gegenwart beschäftige, zugleich die Fragen der Vergangenheit in ihrer Bedeutung für die Gegenwart behandle, daß sie also die Vermittlerin zwischen Vergangenheit und Gegenwart sei, und daß sie, indem sie diese Vermittlung vollziehe, zugleich die Vermittlerin zwischen Geschichte und Leben sei. Wir haben gesagt,

Puls war ruhig, die Hitze mäßig, und die Haut beinahe feuchter als im natürlichen Zustande. Er klagte sehr über Schmerz im Leibe, aber ich konnte weder Spannung noch Härte bemerken. Die Darmausleerung war sparsam, und die Eßlust gering. Er hatte eine starke Stimme und etwas Husten."

Arnott verordnete an diesem Abende nichts, da er den Kranken nicht sehen, und daher über den Krankheitszustand nicht genau urtheilen konnte, es wurde jedoch verabredet, daß er in Verbindung mit Antomarchi seine Besuche fortsetzen sollte. Der Verfasser ertheilt uns keine Auskunft darüber, aus welchem Grunde Napoleon so eigensinnig darauf bestanden habe, beim ersten Besuche des neuen Arztes sich nicht sehen zu lassen. Arnott gibt uns das vollständige Tagebuch der täglichen Beobachtungen, die er vom 1. April bis zu dem Tode des Kranken gemacht hat, und es ist nirgend wieder die Rede davon, daß der Kranke unsichtbar geblieben sey, im Gegentheil wird gleich vom folgenden Tage an manches berichtet, was ein Arzt im Finstern nicht beobachtet haben konnte. Der Kranke wehrte sich anfangs gegen alle Arznei, und erst am siebenten Tage nach Arnott's erstem Besuche ließ er sich bewegen, abführende Pillen zu nehmen, die eine augenblickliche Erleichterung gaben; bald aber kehrten die bösen Zufälle zurück, der Magen warf unter Schmerzen jede Nahrung aus, und die Kräfte sanken schnell. Der Kranke äußerte noch seine Vermuthung, daß der Grund seiner Krankheit in der Leber liege, wiewohl Arnott keine Spur davon gefunden zu haben versichert. Am 17. April wurden die Zufälle schlimmer. Er wurde schlafsüchtig. In den folgenden zehn Tagen war der Zustand veränderlich. Der Kranke weigerte sich standhaft gegen alle Arznei und suchte den Sitz seines Uebels bald in der Leber, bald im Magen. Am 27. April ward das Erbrechen heftiger, und das Ausgeworfene war einmal eine dunkle, übelriechende Flüssigkeit, die wie Kaffeesatz aussah, und einmal eine schwärzliche Flüssigkeit, worin man einige Blutheilchen bemerkte. Der Zustand des Kranken ward am 1. Mai noch schlimmer, und immer auffallender wurden die Zeichen des nahen Todes, der am 5. Mai 11 Minuten vor 6 Uhr Abends erfolgte.

Arnott gründet auf seine Beobachtungen und auf den bekannten Bericht der Aerzte über den Leichenbefund einige Bemerkungen, die für die Geschichte Napoleons nicht unwichtig sind. Er findet es allerdings auffallend, daß ein in seiner Lebensweise so mäßiger Mann von dem Magenkrebs befallen werden mußte, meint aber, daß, wenn diese Krankheit des Magens, nach der Meinung angesehener Aerzte, nur bei einer vorläufigen Anlage jenes Theiles entstehen könne, Napoleons Fall sich erklären lasse, wofern man eine erbliche Anlage annehme, worüber er indeß nicht entscheiden will, obgleich nach seiner Versicherung, sowohl Napoleon als auch der Graf und die Gräfin Bertrand und der Graf Montholon ihm gesagt haben, daß Napoleons Vater an einer Schwulstverhärtung am untern Magenmund gestorben sey. Bei der Annahme einer solchen erblichen Anlage hält er es für wahrscheinlich, daß Napoleons Seelenleiden während seines Aufenthalts auf St. Helena als entwickelnde Ursache jener krankhaften Anlage gewirkt haben. Das Klima der Insel hält A. für gesund; da die Luft rein und gemäßigt sey, und Europäer hier so gesund bleiben, als in ihrer Heimath. „Ich kann behaupten, sagt er, daß ein Mensch von mäßiger Lebensweise, der nicht vielen körperlichen Anstrengungen, oder der Nachtluft und dem Wechsel des Zustandes der Atmosphäre" (aber durch schnelle Veränderungen der Atmosphäre war ja, nach O'Meara, gerade Longwood der ungesundeste Theil der ganzen Insel!) „ausgesetzt ist, wie es bei Soldaten" (die daher häufig sterben) „der Fall ist, in St. Helena so frei von Krankheit seyn kann als in Europa, und ich kann ferner behaupten, daß Napoleons letzte Krankheit nicht eine Wirkung des Klimas gewesen ist." Obgleich der Magenkrebs, setzt er hinzu, eine Krankheit sey, die sich nicht durch bestimmte, sondern nur durch solche Zeichen verrathe, die auch andere Leiden andeuten können, so habe er jedoch bereits am 27. April aus der Beschaffenheit der durch das Erbrechen ausgeworfenen Flüssigkeit den Schluß gezogen, daß ein Geschwür im Magen vorhanden sey. Nach den Umständen, die er sowohl von Napoleon selber, als von dessen Umgebungen über die Geschichte der Krankheit erfahren habe, führt A. fort, sey er überzeugt, daß das Uebel früher als es Napoleon geglaubt, da gewesen sey. Schon während des ganzen Jahres 1820 hatte er, wie man erzählt, zuweilen Ekel, Erbrechen und oft Fieberanfälle gehabt, ja schon am Ende des J. 1817 hatten Schmerz im Magen, Ekel und Erbrechen, besonders nach dem Genusse von Speisen, Statt gefunden. A. glaubt, die Krankheit sey zu jener Zeit in ihrem ersten Stadium gewesen. Die unregelmäßigen Fieberanfälle und andere Störungen des Gesundheitszustandes, woran Napoleon so lange zu leiden gehabt hat, hält Arnott für Zeichen von Hektik. — Wir haben bereits erwähnt, daß A. bei Napoleons Tode gegenwärtig war, und wir schließen mit den Worten, wodurch er der unermüdlich treuen Sorgfalt und Aufmerksamkeit gedenkt, die Graf Bertrand und seine Gemahlin, Graf Montholon und Napoleons vertrauter Diener Marchand dem Kranken gewidmet haben. „Ich vermag es mit Worten kaum auszudrücken, mit welcher theilnehmenden Bekümmerniß sie seine Herstellung wünschten, und wie sie mit einander wetteiferten, jene kleinen Aufmerksamkeiten ihm zu beweisen, die sich leichter denken als beschreiben lassen, die aber auf einem Krankenbette so wichtig und erleichternd sind. Das Andenken an die Trauer, die in Longwood an dem Abend war, wo dieser große und außerordentliche Mann verschied, wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden."

Die Kunstausstellung in Berlin.

(Beschluß aus No. 290.)

Herrn Friedrich Bürde's Portraits der ausgezeichnetsten Pferde in den preußischen Gestüten dingen ungünstig. Die Treue soll außerordentlich seyn.

Dahl's Gegenden bei Neapel erregten allgemeines Interesse. Wir wünschen, daß sein großes Talent ihn nicht zur Einseitigkeit verführe, und er den Landschaften auch bei anderm als Monden- und gedämpftem Tageslichte Reiz abgewinne. Schon in der diesjährigen Dresdner Ausstellung wunderten wir uns, nur Meer, Felsufer und Mondenschein zu sehen, aber auch auf den hiesigen (zu denen späterhin noch die Dresdner hinzukamen) bemerkten wir nur dieselben Elemente. Das kleine Bild, der Sturm an der Küste von Capri (wenn wir nicht irren) sprach uns am meisten an.

Herrn Herbig's Portraits werden ihrer Treue wegen gerühmt. Dem Fremden verrathen sie den Fleiß des Künstlers, dessen eigenes Bild aus dem Rahmen herauszutreten scheint.

Herrn Peters und Heinrichs Heß aus München Gemälde, des erstern Schlachtstück, wo Oesterreicher einige Franzosen in einem Wirthshause überrumpeln, und des letzteren heiliger Lukas, welcher die Jungfrau mit dem Christuskinde malt, fanden großen Beifall. Einige Stimmen wollten das Schlachtstück einem Wouvermann gleichsetzen. Die Ruhe im zweiten Gemälde mußte ansprechen; Ruhe allein zeichnet aber noch nicht den begeisterten Evangelisten Lukas.

Von Hrn. Mihes (jetzt in Wien) sehen wir nur ein Gemälde, eine Copie der heiligen Katharina des Francesco di Francia. Nur Eins aber ein Löwe. Doch kein Löwe an Wildheit, sondern das zarteste Gemälde der ganzen Ausstellung. Für den Ref. hing es unglücklicher Weise in der Nähe des Begasseschen Familienbildes, wodurch es oft seinen Augen entzogen wurde, wenn er aber davor stand, noch häufiger seine Aufmerksamkeit von dem Begaße fortzog.

Herrn Olbrig's (aus Braunschweig) verlornes Schachspiel und die Genugthuung verrathen einen denkenden, lebensfrohen Künstler, und in der Ausführung, namentlich in den Fleischpartieen, einen geistigen Schüler von Rubens.

Quaglios Dom zu Lausanne und die Ansicht eines Theils von Frankfurt am Main waren Meisterwerke in ihrer Art.

Julius Scheppe hatte mehrere treffliche Sachen geliefert. Uns waren unter den Originalen die anziehendsten das von Allen bewunderte Mädchen von Albano (Portrait), obgleich eine Verzeichnung in den untern Partien nicht zu verkennen ist, und die schlafende Nonne. Einer auf dem Ruhebette im Kreuzgange schlummernden Nonne, von schöner Gestalt, erscheint die Madonna, indem der Vollmond auf das Bogenfenster scheint, und die glühenden Farben der dort gemalten Maria mit dem Jesuskinde auf die dem Bette gegenüberstehende Wand in mattem Schein fallen. Wäre die Ausführung dem Gedanken und der Zeichnung entsprechend, wäre das Gemälde ein vorzügliches zu nennen. Unter Scheppe's Copien sprach uns die Vision des Ezechiel nach Rafael, und der Kindermord, Skizze nach Guido Reni, am meisten an. Nur muß der Künstler nicht vom letztgenannten Meister die flüchtige Ausführung copiren, zu welcher er geneigt scheint. Die nächste Ausstellung möge uns lieber weniger, aber dafür fleißiger ausgeführte Werke des Künstlers zeigen. Scheppe und Senf (in Rom) hatten die Madonna di Feligno copirt.

Von Karl Vernet in Paris nahm ein großes Bild sehr viel Raum auf einer der Hauptwände weg: die Fahnenweihe der preußischen Truppen auf dem Marsfelde zu Paris im J. 1814. Ein echt militairisches Gemälde, denn aus der uniformirten Gleichheit der tausend gleichgroßen und mit gleichem Fleiße gemalten Personen trat auch kein Einziger bedeutend hervor. An Bildung einer Gruppe war nicht zu denken. Allerdings mochte es für viele Officiere von Interesse seyn, sich selbst und ihre Bekannten aus dem Gewühle heraus zu erkennen; für die Kunst wäre aber nichts verloren gegangen, wenn die Helden des Vorgrundes noch mehr zurück- und in die hinten aufmarschirten Linien der preußischen Garden eingetreten wären. Ref. bedauert die Zeit, welche die sehr fleißige Ausführung aller Einzelheiten in dem großen Bilde dem Künstler muß gekostet haben.

Herr Wiegand hatte Gerhard Dow's Zahnarzt gut copirt.

Von den Schülern der hiesigen Akademie waren manche trefflich ausgeführte Landschaften und einige freie Entwürfe, welche das Talent der Künstler verrathen. Ref. erinnert sich der einen, welche, trotz allen Jugendmängeln und Ueberladungen im Colorit und der Gruppirung, an einen Claude Lorrain erinnerte. Ueberhaupt waren die Landschaften, ungeachtet ihrer Ueberzahl, die beste Partie auf der Ausstellung. Fremde und Einheimische, Naturabbildungen und Erfindungen wetteiferten.

Desto kläglicher sah es mit den größern Compositionen im historischen Felde und unter den Heiligenbildern aus. Je schöner die Copieen der ältern Meister glänzten, als die der Madonna di Feligno, die ausgezeichnete des Rafaelschen Erzengels Michael von Franz Ternite in Paris, um so trauriger erschienen die Compositionen der Neuern. Hölzerne Gestalten neben dem Krucifix, ohne Leben, ohne gemeinsames Interesse, ohne Gruppirung. Jammergesichter statt des Ausdrucks der Verklärung. Das von Gerhard v. Kügelgen aufgehängte Gemälde, „Diana und Endymion," war das einzige, wo ein schönes Verhältniß in der einfachen Gruppe obwaltete. Doch fehlte etwas; Leben und Wahrheit und Kraft ging ihm ab, auch ähnelte die Göttin zu sehr einer französischen Diana. Uns störte im reinen Genuß, welchen Andere von diesem Bilde empfanden, die Nachbarschaft einer gelungenen Copie der Madonna di Feligno, wo nichts Gekünsteltes ins Auge fiel, und der rohste Beschauer eingestehen mußte, es sey Alles natürlich.

Die bedeutendste unter den größern Compositionen, war Wach's Altarbild für die Peter-Paulskirche in Moskau, die Auferstehung Christi. Das Bild bewährt in seinen drei Abstufungen den Spruch: Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden. Die drei unten schlafenden Wächter erinnerten in ihrer charakteristischen Physiognomie, in der Kraft, dem Ausdruck und dem überall gewaltig hervorbrechenden wirklichen Leben an die besten ältern Compositionen der Art. Höher hinauf saßen zwei Engelein. Ihre schönen Gesichter gehörten aber nicht über die Himmelfahrt seligen Engeln, in Luft verklärten Geistern an, sondern recht hübschen schwindsüchtigen Kindern, die noch dazu vierzehn Tage an der Diarrhöe gelitten haben. Wo ist hier Erhebung, wo reines himmlisches Entzücken? Hier hätte Wach den Kopf seiner Frau von H—ld anbringen sollen, und es wäre der rechte Engel erschienen. Uebrigens wollen wir damit nicht gesagt haben, daß wir des Künstlers Absicht, die pauswangigen italienischen Engel zu verbannen, tadeln; deshalb muß er aber nicht ins entgegengesetzte Extrem verfallen, und Wesen erschaffen, die in ihrer kränkelnden Natur weder dem Himmel noch der Erde angehören. Zuhöchst schwebt endlich auf einem Wolkensaume der Heiland. Wem auch noch die idealen Engel gefielen, weil sie so über alles Irdische hinaus waren, der konnte doch diese Gestalt nicht für den emporschwebenden Gottessohn anerkennen. Alle Stimmen waren im Tadel vereint. Dieser Christus ist noch nicht von der Erde befreit und fühlt noch nichts von der Himmelswonne. Er declamirt mit den Händen, als müsse er sein Werk entschuldigen. Daß Wach; wenn er nicht dem falschen Ideale huldigt, etwas Göttliches schaffen könne, sind wir überzeugt, und wir wol-

len hoffen, daß er auch in größern Compositionen Einfalt, Natur und Göttlichkeit werde zu vereinen verstehn.

Es wird nicht an denen fehlen, welche dem Ref. vorwerfen, er habe nur gelobt, oder jeden Tadel mit Lob versüßt. Er entgegnet, daß er aus der sehr reichen Gemäldeausstellung nur die bemerkenswerthesten unter den bessern Gemälden beurtheilt habe, und daß den Tadlern unter circa 600 Bildern noch immer die reiche Auswahl frei steht. Daß es auch unter den schlechtern nicht an ausgezeichneten Stücken fehlte, beweisen unter vielen andern ein Dädalus und Ikarus, wo die über ein Skelet gestrichene Feuerheerdsfarbe durch Kienruß, mit den Fingern aufgetragen, schattirt wird, und nichts so natürlich ist als die wächsernen Flügel. Daß Ikarus fallen muß, kann der Beobachter voraussagen, denn auf seinem Gesichte glänzt ein Branntweinrausch ꝛc. Eine niedliche Zinsgroschenscene sollte recht weit von jeder Copie eines Titianischen Christus de la moneta entfernt hängen. Endlich war die Landschaft mit dem Spinatbaum für Jedermann erfreulich. Menschen, Pferde, selbst die Hunde, wenn wir nicht irren, wiesen auf dem Bilde mit Fingern und Pfoten nach dem Wasserfall, der gerade von der Spitze des Felsens ins Meer fällt, so daß wohl männiglich die Unnatur bemerken mußte. Uebrigens war das Bild gut zum Bilden, indem das Fremdartigste, dicht neben einander ohne weitere Verbindung gestellt, für Kinder und Erwachsene ein gutes Studium abgeben konnte.

85.

Erzählungen und Novellen. Von Helmina von Chezy geb. v. Klencke. 2 Theile. Leipzig bei Rein.

Auch das Bekannte gewinnt den Reiz der Neuheit, (wenigstens würde es ein sehr oberflächliches, nur auf der äußeren Erscheinung beruhendes Gemüth verrathen, ihn hier zu vermissen) wenn das Alte so verschönert und veredelt uns vorgeführt wird. Die Behauptung der Verfasserin, daß sie die schon bekannten kleinen Erzählungen dieser Sammlung vom neuen bearbeitete, ist vollkommen richtig, und zwar sind die Veränderungen auch wirklich Verbesserungen: durch Ausschmückungen, durch Vereinfachung haben sie gewonnen, der Fehler eines zu blumigen Styls, dessen man die Verfasserin zeihen konnte, ist fast durchgängig vermieden worden, die Diction ist natürlich und doch schwungvoll.

Unter den neu hinzugekommenen Novellen sind mehrere nach spanischen Dichtern gebildet, einige vielleicht auch aus Dramen gezogen. Warum nicht? Die größten dramatischen Dichter, wie Shakspeare und Calderon, zogen den Stoff ihrer unsterblichen Schöpfungen nicht selten aus Novellen; sollte nicht einmal das Entgegengesetzte mit gutem Erfolg geschehen können, wenns nur recht angefangen wird? Und recht angefangen ist es; der Charakter der Novelle streng von dem des Drama geschieden, und nichts von den Besonderheiten dieses in die Erzählung jener mit hinübergenommen. Kühnheit, Liebe und Glück; die freiwillige Sclavin; die Unterhändlerin ihrer selbst; Graf Lucanor, sind echt spanische Novellen, und dabei frei von der südlichen Redseligkeit, die im Deutschen so leicht ermüdende Weitschweifigkeit wird.

Cäcilia lodert ebenfalls in südlicher Liebesgluth, aber es mischt sich deutsche Gemüthlichkeit hinein, die Leidenschaft Cäcilia's und Woldemar's ist eben so sehr eine Geburt des Herzens, als der Phantasie — sie bleibt ihrem göttlichen Ursprung treu und artet nicht in sinnlichen Trieb aus. In dieser Wärme, Gewalt, und Reinheit, auf solcher Höhe der Vollendung kann sich die Liebe in keinem irdischen Busen, und wär er auch der edelste und unschuldigste, erhalten. Die Verfasserin erkannte das sehr richtig, indem sie die Liebenden auf Erden untergehen ließ und erst jenseits ihrer vom Himmel abstammenden Liebe ungetrübtes Glück und Seligkeit anwies.

Da Frau von Chezy, gleich den meisten Schriftstellerinnen, mehr Talent zur Darstellung des Gemüthlichen, als des Launigen hat, so sind ihr auch in ihrer auf deutschem Grund erwachsenen Erzählungen vorzugsweise die auf dem Gefühl ruhenden, wie Rosalba, und Liebe ist stärker als der Tod, gelungen, die schwerlich jemand ohne die innigste Rührung lesen wird. Die eigne Gewandtheit der Verfasserin fürs Ausmalen des landschaftlichen Hintergrundes kommt hierbei sehr gut zu Statten.

Die Ahnenbilder sind gleicherweise ansprechend und anmuthig; die Mystification des alten Grafen ist so schonend und freundlich, so ganz fern von Schadenfreude, daß man dem wackern Handelsherrn keineswegs darum grollt, ja überzeugt ist, daß er der Würde eines ehrenfesten Hausvaters, die er, ohne darnach zu streben, im vollen Maß sich verschaffte, durch dieses Foppen nichts vergab. Wenn der Ernst nichts mehr vermag, muß der Scherz eintreten, dieser aber nie zur höhnenden Persiflage werden, von der man nur sagen sollte, sie wäre dem Deutschen so fremd, wie der ausländische Name. Die Bekehrung des Alten, dessen Seltsamkeit mit starken Farben ausgemalt ist, möchte Manchem unvorbereitet und wie aus heiler Haut entstanden erscheinen; indeß die tägliche Erfahrung lehrt, daß solche plötzliche Umwandlungen nichts weniger als unwahr sind. Noch dazu wurden sie hier durch wichtige Ursachen bedingt: den Tod des Erben, und die durch den Augenschein aufgedrungene Ueberzeugung, daß man bei, der eignen Meinung schnurstraks entgegengesetzten Lebensregeln und Grundsätzen sich wohl befinden, und das Rechte und Wahre erfassen und ausüben könne.

Die Rettung eröffnet das Reich des geheimnißvollen Schauers der Geisterwelt, mehr ahnend, als sichtlich, in Ungewißheit lassend, ob es Traumbilder einer aufgeregten Einbildungskraft, ob es Wirklichkeit sey, wenn das Grab seine Bewohner zurückgibt, um nächtliche Frevelthat zu hindern. Die Erzählung des Greises ist tief erschütternd und recht geschaffen, Sinnesänderung zu bewirken, wodurch ein beruhigender Schlußaccord entsteht, der die Schauder und Dissonanzen des Anfangs der Geschichte niederschlägt und den Leser mit einer wohlthuenden Befriedigung entläßt.

In Achilles und Swanehild hat sich die Verfasserin mit Glück in den Geist der Rittergeschichten versetzt, wie etwa Hugdietrich, Wigolais, u. s. w. ohne Wunder und fabelhafte Kämpfe mit Drachen und Riesen dabei anzubringen, oder eine erkünstelte alterthümliche Schreibart anzunehmen. Einige chronologische Unrichtigkeiten dürften nachzuweisen seyn, wozu ein lebhafter Eifer für die Sache der Griechen die Verfasserin vermuthlich verleitete. Um ihren Gefühlen Luft zu verschaffen, wurde Achilles und andre edle Ritterjünglinge für die Befreiung Constantinopels und der Griechen von den sie hart bedrängenden Osmanen begeistert; die zur Zeit Kaiser Friedrich Rothbarts jenen wohl noch nicht viel zu schaffen machten. In einer Novelle braucht man es jedoch mit der chronologischen Richtigkeit nicht allzugenau zu nehmen.

Originell ist die wunderfame Cur, so wie alle übrigen Erzählungen und Novellen ihr eignes Verdienst haben, keine leer und vernachlässigt ist, wenn auch nicht jede gleich gut. Ihr innerer Werth sichert ihnen Dauer, die den meisten Schriften der Art, die freilich nur den Vorzug der Neuheit und den, sich in die Manier, und Denkart des Augenblicks geschmeidig zu fügen, den Modegötzen artig zu schmeicheln, haben, nicht zugetraut werden kann. Mit diesen ephemeren Geschöpfen darf man aber auch jene Dichtungen nicht verwechseln, die noch nach Jahren anziehen und gefallen werden.

19.

Literarisches
Conversations-Blatt.
No. 100.
29. November 1824.

Ueber Schiller und seine Werke. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Berlin, am 10. November 1824. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1824. Bei Dümmler. 8. 1 Thlr.

Wir haben hier eine Schrift vor uns, die, wie sie es verdient, mit Begierde gelesen werden wird. Wilhelm von Humboldt, der Freund Schillers, der Mann, der mit Goethe und Schiller in Jena und Weimar lebte, der Mann, der Schillers Briefwechsel mit Goethe herausgab, der Mann, der Schillers Leben beschrieb, der Mann, der Schillers Geist und Charakter, wie Wenige, kennt, dieser Mann hat sich entschlossen, uns seine Ansichten über Schiller und seine Werke mitzutheilen. Wir können nicht sagen, daß wir diesen Entschluß gebilligt haben, denn wir glauben, daß Humboldt, der Schiller so gut kennt, wie Wenige, auch wissen müsse, daß Schiller, wie jeder Dichter, nur durch sich selbst, durch seine Werke, gewürdigt werden könne, und daß jede Beurtheilung, jede Ansicht, jede Meinung, die nicht aus den Werken selbst hervorgeht, nur Irrthum und Verwirrung hervorbringen könne. Wir glauben, daß Humboldt, der Schiller so gut kennt, wie Wenige, auch wissen müsse, daß Schiller, wie jeder Dichter, nur durch sich selbst, durch seine Werke, gewürdigt werden könne, und daß jede Beurtheilung, jede Ansicht, jede Meinung, die nicht aus den Werken selbst hervorgeht, nur Irrthum und Verwirrung hervorbringen könne. Wir glauben, daß Humboldt, der Schiller so gut kennt, wie Wenige, auch wissen müsse, daß Schiller, wie jeder Dichter, nur durch sich selbst, durch seine Werke, gewürdigt werden könne, und daß jede Beurtheilung, jede Ansicht, jede Meinung, die nicht aus den Werken selbst hervorgeht, nur Irrthum und Verwirrung hervorbringen könne. Wir glauben, daß Humboldt, der Schiller so gut kennt, wie Wenige, auch wissen müsse, daß Schiller, wie jeder Dichter, nur durch sich selbst, durch seine Werke, gewürdigt werden könne, und daß jede Beurtheilung, jede Ansicht, jede Meinung, die nicht aus den Werken selbst hervorgeht, nur Irrthum und Verwirrung hervorbringen könne.

Verehrung eine zeitgemäße Anwendung erfolgt. Wer sich fleißig mit der Wirklichkeit, der örtlichen, historischen und sittlichen des Volkes hätte bekannt gemacht, würde nie in den Wahn gerathen seyn, in Griechenland eine Rückkehr der wirklichen classischen Zeit, vielweniger aber die Ankunft jener eingebildeten sentimentalen Griechheit zu erwarten. Sollte durch das Nachlassen des Enthusiasmus bei jenen erhabnen Seelen auch das Interesse der griechischen Sache, selbst in den Augen der gebildeten Welt verloren haben, so fällt die Schuld auf die Häupter von jenen zurück; denn wer hieß sie, ohne sich um die Elemente zu bekümmern, worauf gebaut werden mußte, sich in den Wolken einen Palast aufzurichten, d. h. sich etwas zu fingiren, was nie realisirt war, nicht realisirt ist, und nie realisirt werden wird.

Dennoch nimmt man noch überall freundlichen Antheil am Ergehen, an den Fortschritten der Griechen. Ein Beweis, daß nicht Jedermann die ideale Rückkehr der hellenischen Blüthenzeit erwartet hatte, sondern zufrieden ist, daß sich nicht alles noch schlimmer gestaltet hat; denn — wie so Manche — noch immer daran zweifeln, daß die Berichte von Augenzeugen über griechische Feigheit, Geiz, fehlenden Gemeinsinn, Verachtung der Franken, Faulheit u. s. w. übertrieben, oder ganz erlogen wären, hieße daran zweifeln, daß es in der Nacht finster sey, und auf Beweis dieser Wahrheit warten.

Allerdings ist die große Mehrheit der Moreoten und der Griechen vom Festlande ein entartetes, faules, geiziges, neugieriges, mistrauisches Geschlecht. Was vermag nun unsere Theilnahme für dasselbe zu so hohem Grade zu steigern? Mit einem Worte, es ist das Interesse der Civilisation. Alle gebildete Wesen sind eo ipso verbündet, haben ein gemeinsames Interesse, gemeinsame Waffen, eingegeben durch die Cultur, gegen die Rohheit. Ohne Störung besondrer politischer Verhältnisse freut sich der Europäer, wenn er in Afrikas Wüsten einen Europäer findet. Ohne sich verstehen zu können, kämpfen sie vereinigt gegen den eingebornen Sohn der Wüste. Daß das Christenthum eine potenzirte Civilisation ist, brauchen wir nur zu berühren. Uns muß das Schicksal der Griechen interessiren, weil sie, auch jetzt im Zustande ihrer Verderbtheit, immer höher als die Türken stehen. Noch mehr erfordert unser Interesse, wenn wir denken, was sie einst waren. Daß das lebendige Gedächtniß an ein freies Heldengeschlecht, aus dessen Heroenzeit Kunst und Wissenschaft, gleich der im Harnisch gebornen Pallas Athene, blühend emporsproßten, um sie dereinst der, noch in Barbarei begrabnen Urwelt mitzutheilen, — daß dieses gänzlich untergehe, kann kein gebildetes Wesen, — wären die Enkel auch noch entarteter, — begehren. Vor allem aber müssen wir den Sieg den Griechen wünschen, weil aus ihnen noch alles Gedeihliche werden kann; der Muhammedanismus (namentlich wie er unter den rohen Türken herrscht) hingegen das Grab aller Civilisation ist.

In der Anzeige von Lieber's Tagebuche ist uns schon ein andrer Referent zuvorgekommen. Nur Weniges wollen wir dem dort Gesagten hinzufügen. Ob der Verf. mit den idealen Hoffnungen ausgezogen ist, erfahren wir nicht bestimmt, wohl aber, daß ein wahrer Enthusiasmus ihn nach Griechenland getrieben hat, der aber beim Anblicke des Volkes, und beim Erdulden der größten Widerwärtigkeiten abgekühlt wurde, bis er Gott dankte, glücklich wieder ein civilisirtes Land erreichen zu können. Ref. ist überzeugt, daß wenige an des Verfs. Stelle anders gehandelt hätten. Eine längere Ausdauer unter diesen Verhältnissen würde an Rodomontade gegränzt haben. Ref. ist auch nach der Darstellung überzeugt, daß der Verf. überall reinen Wein eingeschenkt, und die Griechen nirgends verleumdet hat. Es sind keine Urtheile, welche uns geboten werden, sondern Thatsachen, um selbst daraus zu folgern. Das Werk ist überdies vom größten Werthe, da es uns den häuslichen und sittlichen Zustand des griechischen Volkes auf eine Art schildert, wie dies bisher selten und wohl nie so ausführlich geschehen, und indem es zugleich in topographischer Hinsicht genau ist, und, was noch mehr sagt, uns ein Bild und mehrere Gemälde vom reizenden Festlande der moreotischen Halbinsel hinstellt.

Trotz der innern Wahrheit des Gesagten, und trotz dem, daß, was über die Griechen gesagt wird, nur Schlechtes ist, kann das Buch unser lebendiges Interesse für die griechische Sache nicht schwächen. Zuvörderst müssen wir eine gewisse Bitterkeit nicht übersehen, mit welcher der Verf., nach so schlechter Behandlung, am Ende alles muß betrachtet haben, ein Fehler, der übrigens dem parteilosesten Forscher begegnen kann, da reine Objectivität mit der menschlichen Natur unvereinbar ist. Dann aber hat er nur das Leben im Kleinen gesehen. Freilich muß das Große auf dem Kleinen basirt seyn; dem niedrig Stehenden entgehen indessen so viele einzelne Puncte, von einer Aussicht kann er aber gar nicht sprechen. Endlich so muß das Buch zu noch lebendigerm Interesse für die Griechen anfeuern, da es mit grellen, aber wahren, Farben die entsetzlichen Folgen der Knechtschaft in der Unterdrückung aller Civilisation ausspricht. Ref. konnte die einzelnen Data von der gänzlichen Entartung nicht ohne Schauder lesen. Daß eine großartige Idee, die Idee der Freiheit, unter den jetzigen Griechen nicht leben könne, davon war er schon früher überzeugt; daß es den meisten Eingebornen aber wie ein Mährchen vorkam; daß es ein Begriff war, den ihr Verstand und ihre Sprache nicht fassen konnte, als die Deutschen sagten: „Sie wären ohne Absicht auf eignen Gewinn nach Griechenland gekommen, blos um für die Griechen zu fechten" — daß erfüllte Ref. mit Entsetzen. Diese Darstellung ist eine genügende Wiederholung der Behauptungen, als sey der griechische Aufstand die Wirkung eines carbonariartigen Bundes. Wo der Mensch nahe wieder zum Zustande des Thieres herabgesunken ist, können fein gesponnene Bündnisse, welche mit Begriffen ihr Spiel treiben, nicht aufkommen.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes über die Verwendung von Reichsbeamten in den Bundesstaaten, vom 18. Mai 1871. (Reichs-Gesetzbl. S. 208.)

Styl, als landschaftlicher Hintergrund für ein buntes und schön gruppirtes Scenenstück von einer Meisterhand hingezeichnet, lebendig und wahr, und doch nicht blos abgeschrieben. Rübezahl ist einmal wieder ganz der alte lustige Freund, schadenfroh, voller Ränke, und doch dabei gutmüthig, kurz so wie man ihn längst gekannt und gern gehabt, kein empfindsamer Salbader, wie man in neuerer Zeit ihn einführen gewollt.

Jugend-Liebe. Eine Erzählung aus der wirklichen Welt. Sehr einfach in den Ereignissen, mannichfach und reich an innerm Leben, an den wechselnden Gefühlen in der Menschen Brust. Ob das Sitten- und Familiengemälde fast ganz ohne Schatten gemalt, d. h. ohne einen Böswicht ersten Rangs, der Kammerherr und seine Familie sind eher ungeschickt als schlecht zu nennen, und haben nur soviel Schwärze an sich, als nöthig ist, um das Bild zu runden, das außerdem Licht im Licht seyn würde. Die schlichte Erzählung ist bei alledem sehr anziehend; der Meister seiner Kunst kann auch das Unbedeutende zum Wichtigsten machen, denn dabei entscheidet nicht das Was, sondern das Wie.

Andronicus Comnenus, eine geschichtliche Zeichnung nach Gibbon. Ist in sich vollständig, obgleich nur Bruchstück eines größern Werks. Verletztes Maß war auch bei diesem Andronicus die Ursache seines Verderbens. Das Unrecht, das ihm widerfahren, meinte er nur durch Vertilgung seiner Feinde zu sühnen, ein strenges Rachegefühl, eine erbarmungslose, ihm gerecht dünkende Wiedervergeltung wurde bald zum Blutdurst; so Schuld auf Schuld häufend, hörte er nicht mehr die Warnungsstimme der Klugheit, und stürzte in den selbst gegrabnen Abgrund, ein gewaltiges Beispiel der streng waltenden Nemesis, angestaunt und erkannt, und doch selten oder nie zur Richtschnur genommen.

Der Wunsch, öfters solche Erzählungen zu lesen, dürfte leichtlich das Verlangen herbeiführen, daß es möglich sey, viel und gut zu vereinen, und Herr Contessa eben so schnell, als vorzüglich schrieb.

19.

Literarische Nachrichten.

Unter den französischen periodischen Schriften ist die, seit zwei Jahren erscheinende Zeitschrift für öffentliche Vorlesungen (Journal des cours publics, par une société d'avocats et hommes de lettres) eine der gehaltreichsten. Sie gibt den Inhalt der wichtigsten, auf den Lehrstühlen der Universität zu Paris gehaltnen Vorlesungen, und ist dadurch doppelt anziehend, daß sie die Vorträge derjenigen Lehrer liefert, welche Opfer der Verfolgung geworden sind. Vor allen zeichnen sich Guizot's Vorlesungen über die neuere Geschichte aus, und man muß beim Lesen derselben billig erstaunen, daß die, dem öffentlichen Unterrichte vorgesetzte, leitende Behörde Vorlesungen gemißbilligt hat, deren Zweck ist, zu beweisen, daß repräsentative Verfassungen immer das Bedürfniß der neuern Staaten gewesen sind, daß sich in den Wünschen der neuern Völker und in ihrer Geschichte, diese, von den Geistern kaum noch begriffene Verfassung als der bald nahe, bald entfernte Hafen zeige, wohin sie trotz der Stürme, die sie davon ablenken, und trotz aller Hindernisse steuern, die ihnen den Eingang wehren. Guizot betrachtet die Geschichte aus einem neuen Gesichtspuncte. Er glaubt, daß die Völker zu gebildet seyen, um nur angenehme Schilderungen, oder Erzählungen ohne damit verbundene Betrachtungen zu suchen; er verlangt, daß der Geschichtschreiber vor allen Dingen die Staatseinrichtungen erforsche, den Völkern zeige, wie sie ihre Rechte erwerben und vertheidigen, wie sich die Meinungen, die eigennützigen Bestrebungen, die Leidenschaften, die zwingenden Bedürfnisse des Augenblicks, kurz alle Hebel der Politik sich vereinigen. „Unser Eintritt in's öffentliche Leben, sagt G., die Staatseinrichtungen, die wir besitzen und nicht verlieren werden, jene Morgenröthe der Freiheit, welche, einmal mitten unter Stürmen aufgegangen, nicht bestimmt ist, wieder zu erlöschen, die Vergangenheit, aus welcher wir treten, die Gegenwart, die uns beschäftigt, die Zukunft, die uns erwartet, kurz unsre ganze Lage macht die Geschichte, aus diesem politischen Gesichtspuncte betrachtet, im höchsten Grade anziehend." Im ersten Jahre gab G. einen Ueberblick der Staatsverfassungen des neueren Europa, und untersuchte, inwiefern sich dieselben der repräsentativen Verfassung näherten, wovon er eine gründliche Darstellung gab. Im zweiten Jahrgange beschäftigte ihn der Ursprung und die Entwicklung der repräsentativen Verfassung Englands, und er zeigte hier die Anwendung der, im ersten Jahre aufgestellten Grundsätze. Im bevorstehenden Jahre wollte er sich mit der Anwendung auf Spanien und Frankreich beschäftigen. — Neben Guizot's Vorlesungen zeichnete sich des gelehrten Daunou Vortrag aus. Er betrachtet die Kunst der Geschichtschreibung, prüft die Geschichtschreiber des Alterthums, und untersucht die Grundlage der historischen Gewißheit. Ueberall erkennt man den gründlichen Forscher, den tiefen Denker. — Pierrot, Villemain's Nachfolger, trägt in zwei Abtheilungen die Redekunst vor. Lacretelle der jüngere gab historische Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs im 17ten Jahrhundert. — Tissot, Delille's Nachfolger, den die willkürliche Allgewalt zuerst von seinem Lehrstuhle verdrängt hat, theilt hier seine Vorlesungen über die Dichtkunst mit. — Auch findet man hier Vorträge über das Naturrecht von Portalis, und über die Geschichte des römischen Rechts von Ponceiet. — Der erste Jahrgang dieser Zeitschrift von 6 Bden. kostet 35 Fr.; der zweite von 4 Thlen. 24 Fr. Auf den dritten Jahrgang unterzeichnet man mit 29 Fr. Man kann auch einzelne Beiträge besonders haben, wo dann ein Band 8 Fr. kostet, zwei aber für 14 Fr. abgelassen werden.

— Die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau hat einen Bericht ihres Ausschusses über ihres Directors, des Staatsraths Fischer Entomographie von Rußland vor Kurzem bekannt gemacht. Es fehlte bis jetzt an einer Beschreibung der Insekten Rußlands. Der Verf. hat alles geleistet, was sich erwarten läßt, richtige und deutliche Erklärungen gegeben, und die Abbildungen lassen sich in Hinsicht auf Schönheit und Treue mit den prächtigsten und genauesten Werken der Art vergleichen. Der erste Band ist bereits erschienen; da aber die Gesellschaft nicht, wie ähnliche Anstalten in andern Ländern, jährliche Einnahmen hat, woraus sie den Aufwand für die Herausgabe des Werkes bestreiten könnte, so eröffnet sie eine Subscription, um sowohl die Kosten für den 1sten Band, als für den 2ten, der zur Erleichterung der Käufer in Heften erscheinen soll, zu decken. Der Subscriptionspreis für ein Exemplar in Quart auf feinem Papier, mit 40 Blättern Text und 28 ausgemalten Kupfertafeln auf Velinpapier, ist 75 Papierrubel, für ein Exemplar mit schwarzen Kupfern aber (bloßen Umrissen) nur 45 Rubel. Der 1ste Band wird sogleich, postfrei durch Rußland, abgeliefert. Man wendet sich an den Verf.: Staatsrath Fischer in Moskau.

— Von den, in Nr. 250 erwähnten Bildnissen zu Walter Scott's Werken ist vor Kurzem das 6te Heft erschienen, worin die Bildnisse von Richard Löwenherz und Montrose sich auszeichnen. Wir fügen der früher gegebnen Nachricht hinzu, daß die Zeichnungen von Thurston und Uwins sind. Das Ganze ist auf 8 Hefte (bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Great Unknown ohne Zweifel nur einstweilen!) berechnet. Jedes Heft kostet in Duodez 8, in Octav 10, in den besten Abdrücken auf India paper 14 Schillinge.

Beilage zum literariſchen Converſations-Blatt, 1822.

No. 30. December 21.

Literariſche Notizen aus Wien.

Dr. Misley hat nun ſeine Aufforderung im Manuſcript beendigt, — iſt aber während der Ausarbeitung von ſeinem Plan etwas abgewichen, indem er ſie mehr inſtructiv animirend eingerichtet hat. Die Aufſchrift lautet im Ganzen alſo: Aufforderung an alle Freunde der Philoſophie und Mathematik, insbeſondre an die öffentlichen Lehrer derſelben, zu einer entſcheidenden Kritik der Möglichkeit und Nothwendigkeit einer mathematiſch-architektoniſchen Mappe jener zwiſchen dem abſoluten Ja und abſoluten Nein befindlichen Grundideen von Zwiſchengradationen, oder Auf- und Abſtufungen, deren Maßſtabsinhalt in dieſer Mappe verbunden mit dem maßſtabloſen Inhalt der bisher bekannten philoſophiſchen Grundideen, dieſe beiderlei zu einem totalen Inhalt, und ſie ſelbſt zu totalen Grundideen emporhebt, nämlich einer Totalgrundmatheſis. — Nun folgt zuerſt eine Einleitung, dann eine Erklärung des Zwecks und der zur Ergreifung des Ziels gebrauchten Kunſtmittel. Idee, ſagt der Verf., heißt hier nicht (nämlich in dem Werke ſelbſt, deſſen erſter Theil den Titel führt: Grundriß einer Totalgrundmatheſis, ſo wie der zweite, jetzt auf Subſcription angebotene, überſchrieben iſt: Totalgrundmathematiſches Maßſtabſyſtem.) Idee heißt hier nicht jede Vorſtellung, ſondern nur die eines endloſen Gegenſtandes, und dieſer heißt ein Ideal. Grundideen ſind ſolche, die zur Begründung des rationalen Denkens irgend einen rein urſprünglichen Beitrag liefern. Alle mögliche Grundideen werden nun zuerſt in partiale und totale eingetheilt. Jene ſind von jeher, wenigſtens größtentheils, bekannt, letztere bis jetzt ganz unbekannt geblieben. Durch eifrige Mitwirkung der Gelehrten in der oben erwähnten Mappe dürfte jedoch ein ganzes Reich totaler Grundideen in kurzer Zeit organiſirt werden. Die partialen werden ferner in zwei Reiche eingetheilt: in das der urſprünglich maßſtäblichen, und in das der urſprünglich maßſtabloſen. Erſtere enthalten einen urſprünglichen Maßſtabsinhalt und müſſen in der reinen Elementar-Mathematik ſyſtematiſch aufgefunden werden. Es gibt deren 5 arithmetiſche und 5 geometriſche. Letztere ſtellen in Zeit und Raum unzählige Formen der Endloſigkeit anſchaulich dar. Sie ſind daher auch die rein elementären Werkzeuge zur Conſtruction der Mappe. Das zweite Reich enthält 3 Claſſen: die der theoretiſch philoſophiſchen, oder logiſch metaphyſiſchen, dann die Claſſe der äſthetiſch philoſophiſchen, oder allgemein äſthetiſchen, und Ztens die der praktiſch philoſophiſchen, oder allgemein moraliſchen und naturrechtlichen Grundideen. Alle dieſe erzeugen ſich durch bloße grammatikaliſche Ton- oder Wortausdrücke, und enthalten einen bloßen reingrammatikaliſchen Inhalt, der deswegen ein partialer heißt, weil er mit dem im erſten Reich erklärten mathematiſch endloſen Maßſtabsinhalt zu einem mathematiſch abgeſchloſſnen Ganzen, d. i. zu einem totalen Inhalt ſich emporheben läßt. So iſt jener erſtgenannte Maßſtabsinhalt der mathematiſchen Grundideen für ſich allein genommen deshalb ein blos partialer, weil er durch eine künſtliche organiſche Verbindung mit dem grammatikaliſchen Inhalt der maßſtabloſen Grundideen zu dieſem nämlichen totalen Inhalt ſich emporheben läßt, und alſo beiderlei partiale Grundideen zu einer einzigen totalen emporhebt, oder ſie totaliſirt. Durch die Vereinigung jener partialen Inhaltsarten wird ein total-rationales Denken begründet, und alſo iſt das Verfahren in der Mappe ein totaler Grund des rationalen Denkens, d. h. ein wirklicher Totalgrund, und die Lehre deſſelben eine Totalgrundmatheſis. Die Mappe macht demnach, als ein endloſer Grundboden dieſer neuen Wiſſenſchaft, ein ganz eignes, zwiſchen der bisherigen Philoſophie und Mathematik mitten inne liegendes Feld des Wiſſens aus, und hier muß das dritte Reich von Grundideen, nämlich das der totalen (eigentlich totaliſirten), aufgebaut werden. Die ganze Philoſophie bleibt jedoch für immer unangetaſtet und ungeſtört in ihrer alten Verfahrungsart.

In dem Grundriß ſind alle möglichen Kunſtmittel der Wiſſenſchaft in 6 Doctrinen eingetheilt, die der Verf. auf folgende Art ordnet und abſchließt: — Erfindungs- Zuleihenehmungs- Controllirungs- Mappirungs- Reſultaten- und Anwendungs-Lehre. Er wünſcht indeſſen, die zweite aus den Kunſtmittellehrdoctrinen heraus und in die Rubrik einer blos privatgültigen (in einem Anhang vorzutragenden) Doctrin geſetzt zu haben. Sobald die grammatikaliſch philoſophiſchen Grundideen auf den Totaliſirungsboden verpflanzt ſind, werden alle als lauter Grundideen von Ja und Nein behandelt, und dieſe ſodann in ſchlechthin abſolute, und in gradativ abſolute Grenzideen getheilt. (Grenze) Denn jede Grundidee, ſomit auch ihre mathematiſche Geſtaltung als Grenzidee, muß irgend etwas Abſolutes, nämlich irgend eine an und für ſich ſelbſt mathematiſch beſtimmte, folglich durch eine ganz eigne Anwendung der Matheſis aufzuſuchende Gradation des Abſoluten in ſich enthalten, wodurch ſie nicht nur einen partialen, ſondern auch gradativen Beitrag zum rationellen Denken liefert. Jederzeit aber müſſen, um dieſes zu begründen, die beiderlei partialen Inhaltsarten mit mathematiſcher Deutlichkeit in einander organiſirt werden. Die erſte Kunſtmittellehre (Erfindungslehre) enthält die bloßen nothwendig vorbereitenden, dagegen die zweite und dritte Doctrin ſchon wirklich vermittelnde, die vierte und fünfte aber vollkommen ausführende vortragen muß. Die vorbereitenden werden wieder in entfernt- und in nächſtvorbereitende Kunſtmittel eingetheilt.

Die abſoluten Grenzideen von Ja und Nein werden zuerſt wieder in zwei endloſe Reihen (abſolut poſitive und abſolut negative) eingetheilt. Die erſtern nennt der Verf. die vordere, oder den Vordergrund ausmachende, die zweite eine hintere, oder den Hintergrund ausmachende Reihe. Jene enthält lauter Allheitsideen und iſt abſolut reell, abſolut einfach ꝛc. Die zweite begreift lauter Nichtsheitsideen, iſt daher abſolut imaginär und zuſammengeſetzt jedoch als unentbehrlicher Gegenſatz, gegen alle ſowohl abſolute, als relative Grenzideen, iſt dieſe Hintergrundreihe ein nothwendiges Regulativ für den Maßſtab von beiden. Der ganze endloſe Zwiſchenraum enthält aber lauter Grundideen von Zwiſchengradationen, oder Auf- und Abſtufungen zwiſchen dem abſoluten Ja, und dem abſoluten Nein, deren jede ein maßſtäblich gradatives Ja, und ein eben ſo gradatives Nein, durch entgegengeſetzte Beziehung ihrer mathematiſch beſtimmbaren Gradation in ſich vereinigt. Dieſe ſind lauter relativ gradative Grenzideen, die auch die Hauptzahl aller Grundideen ausmachen, weil ein jedes endliche Weſen als ein Ideal irgend einer derſelben zu betrachten iſt. Eben daher laſſen ſie ſich nur in gewiſſen, in den Kupfertafeln des Werks enthaltenen mathematiſchen Zahl- und Linienverhältniſſen, deutlich ausſprechen. Alle Weſen innerhalb derſelben laſſen ſich durch 5 Gradationsreiche vollkommen abſchließen, deren jedes nach dem Decimalſyſtem in zehn Gradationsclaſſen von ſelbſt ſich eintheilt. Durch die Bezeichnung in der Beiſpielstabelle fängt in jedem Punct der Allheitsideen-Linie das Gradationsreich der Vernunftweſen an und ſchließt ſich als ein Grenzpunct der zehnten Claſſe, der zugleich der Anfangspunct der eilften iſt; eben ſo iſt der Anfangspunct der

(a) Each State is entitled to receive for each fiscal year an amount equal to the lesser of (1) the amount by which the cost of the project of construction of the segment of the Interstate System within such State exceeds the amount apportioned to such State for such fiscal year under section 104 of this title, or (2) the amount which bears the same ratio to the estimated cost of such project as the sum apportioned to such State under section 104 of this title for the fiscal year next preceding the fiscal year in which such project is approved bears to the total sum apportioned to such State for such next preceding fiscal year. The Federal share payable on account of any project authorized by this subsection shall be 90 per centum of the cost thereof, or such greater share as may be provided by law with respect to the Interstate System. Any amount apportioned to any State under section 104 of this title which is not obligated by the end of the fiscal year next following the fiscal year in which such project is approved shall be deducted from the amount apportioned to such State under section 104 of this title for the fiscal year next following the fiscal year in which such project is approved.

(b) Each State is entitled to receive for each fiscal year an amount equal to the lesser of (1) the amount by which the cost of the project of construction of the segment of the Interstate System within such State exceeds the amount apportioned to such State for such fiscal year under section 104 of this title, or (2) the amount which bears the same ratio to the estimated cost of such project as the sum apportioned to such State under section 104 of this title for the fiscal year next preceding the fiscal year in which such project is approved bears to the total sum apportioned to such State for such next preceding fiscal year. The Federal share payable on account of any project authorized by this subsection shall be 90 per centum of the cost thereof, or such greater share as may be provided by law with respect to the Interstate System. Any amount apportioned to any State under section 104 of this title which is not obligated by the end of the fiscal year next following the fiscal year in which such project is approved shall be deducted from the amount apportioned to such State under section 104 of this title for the fiscal year next following the fiscal year in which such project is approved.

höher steigenden moralischen Activitätsgehaltes, andrerseits im umgekehrten Verhältniß des moralischen Passivitätsüberschusses über die Einheit. Hiernächst wird bewiesen, daß die Mappe ursprünglich durchaus nichts Symbolisches oder Sinnbildliches in sich enthalte. Sie besteht vielmehr aus lauter Maßstäben der Würdigkeitsquantitäten, worin ursprünglich bloße Größenverhältnisse identisirt werden. Der Verf. sucht ferner den Misverständnissen rücksichtlich der Mappe vorzubeugen. Dann wird das zweite, oder nächstvorbereitende Kunstmittel zur deutlichern Einsicht in die Erfindungslehre (Heuristik) und in die Idee der Wissenschaft erklärt. Diese besteht in der Auffindung jener elementar-mathematischen Endlosigkeitsformen, in welchen die endlosen Annäherungen oder Entfernungen mit einer ursprünglich-elementären Maßstäblichkeit sich selbst darstellen und eben daher ausschließlich reinmathematische Grundideen genannt werden müssen. Das ganze Reich dieser mathematisch partialen Grundideen wird in zehn, nämlich 5 arithmetische und 5 geometrische Classen, vollkommen abgeschlossen, obgleich jede Classe unzählige Ordnungen enthält. Was die erstern betrifft, so enthält ihre erste Classe unzählige Ordnungen von endlosen Additionen; die zweite eben so von Subtractionen; die dritte von Multiplicationen; die vierte von Divisionen, z. B. $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$ u. s. f. ohne Ende. Die zehnte Ordnung: $\frac{1}{10}$, $\frac{2}{10}$ u. s. f. ohne Ende. — So viel, um einen Vorgeschmack zu geben. Das Manuscript beträgt acht Bogen.

Unter den vielen Kalendern und Almanachs ꝛc., die gleich Raupen unter dem Schnee hervorquellen, zeichnet sich ein österreichischer Jugend-Kalender aus, von Carl Bascano und den sämmtlichen Mitarbeitern am klasterbrunner Erziehungsinstitute (an der steyerischen Grenze). Außer dem gewöhnlichen Kalender und den nöthigen Berichten und Verzeichnissen, enthält dieser Quartband noch drei hundert fünf und sechzig lehrreiche und unterhaltende Gegenstände aus den drei Reichen der Natur für jeden Tag des laufenden Jahres, als Hülfsmittel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die der häuslichen Erziehung überlassen bleiben müssen, im Allgemeinen, und insbesondere als Leitfaden für Aeltern und Erzieher, so wie auch für Erwachsene beiderlei Geschlechts, die Belehrung wünschen. Ferner: sechs ganz neue, unterhaltende Thiergeschichten; dann Nachrichten über das genannte Erziehungs- und Lehr-Institut, nebst einer Tabelle mit hundert Beschäftigungen, woraus sich leicht tausend machen lassen (als sinnreiche Unterhaltung und Beschäftigung für Kinder). Endlich noch unter dem Titel: Mariens vergnügte Abende, eine kurze Anweisung, das Ganze nützlich und lehrreich zu gebrauchen (Hierzu eine Kupfertafel und Tabellen. Gedruckt bei Anton Strauß). Dieser Kalender wird fortgesetzt.

Von Franz Kurz (regulirtem Chorherrn und Pfarrer) ist herausgegeben: Oesterreichs Handel in ältern Zeiten. gr. 8. 8 u. 11 fl. Dieser Theil wird für einen der dunkelsten in der vaterländischen Geschichte gehalten. Es fehlt an allen Vorarbeiten, und nur sparsam finden sich die nöthigen Documente und Quellen. Der Verf. hat eine lange Reihe von Jahren darauf verwendet, durch alle Städte, Märkte und Schlösser Oberösterreichs und in einem Theil des Landes unter der Ems die erfoderlichen Materialien zu sammeln.

Der 42ste Band der romantischen Unterhaltungsbibliothek enthält: Ludwig und Leidmina, oder Treue bis in den Tod. Roman aus der österreichischen Vorzeit. Treue und Heldenmuth, Bosheit und eine Räuberhorde sind die Triebräder dieser Geschichte.

Bei Wallishauser: Die Gesundheitspolizei des österreichischen Kaiserstaats, nach den bevorstehenden gesetzlichen Anordnungen, öffentlichen Staatsanstalten, wissenschaftlichen und praktischen Bemerkungen. Ein Hülfsbuch für alle Stände, in systematischer Ordnung bearbeitet, 2 Bände. gr. 8. 12 fl. W. W. (Vom Freiherrn v. Koß).

Bei Grund: Ueber den Umgang mit Kindern, nach den Grundsätzen der berühmtesten Pädagogen und andrer Gelehrten. Von Chr. Ewald. 2 fl. W. W.

In Mösel's Buchhandlung: Praktische Regeln zur Auslegung und Anwendung der Civil- Criminal- und politischen Gesetze. Größtentheils aus den Commentaren über die österreichischen Gesetze selbst auf- und zusammengestellt, auch mit Erläuterungen versehen. Für den Richter und Rechtsgelehrten wird durch diese Aufstellung von Regeln, nach welchen Gesetze auszulegen sind, einem bisher fühlbaren Bedürfniß abgeholfen.

Von Bock: Handbuch der praktischen Anatomie des menschlichen Körpers, oder vollständige Beschreibung desselben, nach der Lage seiner Theile. Erster Theil, allgemeine Anatomie und Beschreibung des Kopfes. Zweiter Theil, die Beschreibung des Rumpfes und der Extremitäten. (Zur leichteren Uebersicht für die zur Prüfung sich Vorbereitenden insbesondre.)

Ein Sprachlehrer im Englischen, Nicolay Fürst (dänischer Israelit, jetzt in den Schoos der christlich-katholischen Kirche aufgenommen), kündigt vermischte Schriften, 2 Bände auf Pränumeration, folgendermaßen an: „Der Verfasser, vortheilhaft bekannt durch seine Briefe über die Literatur der Dänen, so wie durch seine fortwährende Mitwirkung in den vorzüglichsten Unterhaltungsblättern und kritischen Zeitschriften" (?) u. s. w. Nun folgt die Inhaltsanzeige, wovon das Meiste schon zerstreut erschienen ist. „Dieser, nur den Grundsätzen nach angegebne Inhalt", heißt es weiter, „dürfte genügen, um einen Begriff von der reichhaltigen Mannichfaltigkeit dieses Werks zu geben." — Der erste Band soll — „im Vertrauen auf rege Unterstützung dieses Unternehmens von Seiten des gebildeten Publicums" — im Monat Jänner erscheinen; der zweite sechs Wochen später. —

Die Feierstunden feiern nun für immer; sie haben mehr Kosten verursacht, als Gewinn eingebracht. Die Eichenblätter sind längst verdorrt. Der löblichen Bestimmung ungeachtet, konnten sie sich nicht erhalten; das werden freilich die jungen Lehrlinge, Scribler und Versler, die dort einen rechten Tummelplatz zu haben glaubten, wo sie ihre Allotria debitiren konnten, am meisten bedauern. Zum Trost becomplimentiren sie sich wechselsweise nun in dieser und jener Zeitschrift, wo sich Einer und der Andre mit aufgelegtem Theaterbärtchen eingeschlichen hat, mit dem Beiwort: „bedeutende Schriftsteller Oesterreichs"; worüber die wahrhaft bedeutenden, wenn sie Notiz davon bekämen, herzlich lachen würden. — Die eine Zeitlang blos unterbrochnen Fundgruben des Orients werden bald wieder ihre reichen Schätze spenden.

Auf dem Hoftheater hat das Lustspiel: Der Unschuldige muß leiden, nach dem Französischen von Theodor Hell viel Glück gemacht. Es ist aber auch ein leichtes, feines, angenehmes Werk, das sich wie von selbst entwickelt und auch die Heiterkeit aus sich selbst schöpft. Die Besetzung der Rollen war sehr vortheilhaft. — Auf dem Theater an der Wien hat wieder eine ungeheure kavalleristische „Spektakelpantomime" großen Zulauf verursacht. Die Pferde des Kunstbereiters Tourniaire leisten Wunder. Sie setzen über Klüfte, steigen aus der Erde herauf, sie spielen Komödie, wie die Menschen. Es werden halsbrecherische Stückchen producirt. Zwar hat niemand noch den Hals gebrochen, aber es sieht doch darnach aus, und das vermehrt eben die Unterhaltung. Der Hauptheld dieser Haupt- und Staatsaction ist indessen ein Hund, der alle übrigen mimischen Künstler hinter sich zurücklässt. Er packt den großen Räuberhauptmann, wirft ihn nieder, hält ihn fest, und gibt nicht eher nach, bis sein Herr den Feind zu Schanden macht. Das Stück

führt den Titel: Die Räuber in den Abruzzen, oder: Der Hund, als Retter seines Herrn. Große Spektakelpantomime in zwei Aufzügen. Womit wollen die vernünftigen Künstler solche Leistungen der unvernünftigen zuletzt noch überbieten? —

39.

Literarische Nachrichten.

Aus Paris. Das Feld der Literatur ist jetzt ungewöhnlich mager. Die Politik verdrängt alles und maßt sich überall Zutritt an, selbst im Theater. Kein Schauspiel kann Aufmerksamkeit erwecken, wenn es nicht Anspielungen auf Ereignisse des Tages enthält. Lieder und Fabeln sind politisch. Vorzeiten riefen die fröhlichen Gesänge der Franzosen Bacchus und die Liebesgötter an; jetzt werden sie von der zehnten Muse begeistert. Sogar Tonkünstler setzen Politik in Noten, und neulich hat einer eine Sonate, unter dem Titel: Eine Sitzung der Deputirtenkammer, den Herren Wahlmännern gewidmet — herausgegeben. Trotz dieser allgemeinen Richtung aber entsteht doch täglich eine neue Zeitschrift für die Literatur und die Bühne. Worauf die Herausgeber ihre Hoffnung eines glücklichen Erfolges bauen, ist schwer zu sagen. Den ersten Platz unter den Blättern dieser Art verdient: Le Miroir des spectacles, des lettres, des moeurs et des arts — von Arnault, Jouy und Dupaty herausgegeben. Ein sehr glatter Spiegel! Man findet in keiner französischen Zeitschrift so viel Witz, Geschmack und Munterkeit. Die Zahl der Abnehmer ist sehr ansehnlich, aber von den Lesetischen im Garten der Tuillerien ist dieses Blatt auf höhern Befehl verbannt. Nach ihm folgt: Le Courrier des spectacles. Hier findet man mehrere gut geschriebne Aufsätze, und die Herausgeber, einige junge Schriftsteller, zeigen in ihren Beurtheilungen eine ehrenvolle Unparteilichkeit. Das Journal des Théatres greift die achtbarsten Schauspieler an, und macht die schändlichsten Persönlichkeiten gegen Talma und Fräulein Ducheneis bekannt. La Foudre lästert auch. Le laurier pourra seul préserver de la foudre, heißt das Motto dieses Blattes, und die Leute sagen, die Herausgeber hätten mit Recht Sorge getragen, auf das Haus, woraus sie ihre Schmähungen hervor gehen lassen, einen Blitzableiter zu setzen. Eine andre Zeitschrift ähnlicher Art: L'Album verdient Auszeichnung, und empfiehlt sich durch Witz und Geschmack, besonders den Frauen. Le Reveil — La Causeuse und les Archives de Thalie erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. L'Apollon, von Theaulon herausgegeben, mit dem stolzen Wahlspruch: Nec pluribus impar — steht nicht viel höher; les Lettres champénoises und Le Journal de bonnes lettres aber sind so erbärmlich, daß auch die unerschrockensten Zeitschriftenleser nichts davon wissen wollen. — Die öffentliche Sitzung der französischen Akademie fand auch diesmal am Ludwigstage Statt, nachdem die Mitglieder vorher — nach einer alten, seit der Wiederherstellung der Bourbonischen Herrschaft erneuerten Sitte — eine Lobrede auf den heiligen Ludwig in der Kirche angehört hatten. Vor der Revolution vertheilte die Akademie jährlich einen — Tugendpreis, den ein, vor einigen Jahren verstorbner Beamter, Hr. von Montyon, gestiftet hatte. Bei der allgemeinen Zerrüttung ward das dazu bestimmte Capital weggenommen, der Stifter aber hatte seit der Rückkehr der Bourbons einen Preis gestiftet, der auch seit einigen Jahren in der öffentlichen Sitzung der Akademie für eine, unter der niedern Volksclasse vorgekommene tugendhafte Handlung vertheilt ward. Schon Grimm hat in seiner Correspondence littéraire diese Sitte lächerlich gemacht, und allerdings scheint es abgeschmackt zu seyn, daß Männer, die über die Reinheit der Sprache wachen sollen, die Tugend aus der Vergangenheit ziehen und Denkmünzen als Belohnung guter Handlungen vertheilen müssen. Es lautet in der That spaßhaft genug, wenn in dem Programm der Akademie bekannt gemacht wird, daß im nächsten Jahre eine Denkmünze von tausend Franken an Werth vertheilt werden soll, und daß vor den 1sten Julius die Beweise einer tugendhaften Handlung dem beständigen Secretair der Akademie übergeben werden müssen. So werden die Münzliebhaber eingeladen, Beweise ihrer Tugend beizubringen.

— In New-York erscheint ein Werk unter dem Titel: „Die Sitten und Gewohnheiten verschiedener Indianerstämme westlich vom Missisippi, nebst Nachrichten von dem Boden, dem Klima, den Pflanzen des Landes und den Heilmitteln der Indianer, und einer Geschichte des vierzehnjährigen Aufenthalts des Verfassers unter ihnen." Die Lebensschicksale des Verfassers, John Hunter in New-York, sind merkwürdig. Er ward als Kind an der Westgrenze von Wilden geraubt und unter ihnen erzogen. Sie gaben ihm den Namen: der Jäger (Hunter), den er nun beibehalten hat. Vor ungefähr 6 Jahren machten einige Indianer den Anschlag, einen americanischen Obersten, und Andre, die mit ihm auf ihrem Gebiete jagten, zu ermorden. Hunter's Gefühl empörte sich dagegen, und er gab dem Obersten einen warnenden Wink. Er sah sich genöthigt zu fliehen und lebt seitdem unter den Weißen, wo er bald gute Fortschritte in der Landessprache und in Kenntnissen machte. Er hat die Aufforderung, alles niederzuschreiben, was er unter den Wilden erfahren und beobachtet hat, angenommen, und als ein Mann von Einsicht und strenger Redlichkeit hat er vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit.

— Der Kupferstecher Richard Dagley und ein Geistlicher Georg Croly haben sich zur Herausgabe einer Sammlung erlesener Abbildungen von meist antiken Gemmen (Gems principally from the Antique, drawn and etched by R. Dagley, with illustrations in verse by the Rev. G. Croly. London 1822, 52 S. in 12) vereinigt. Es sind nur solche Gemmen ausgewählt worden, die sich zu einer poetischen Beschreibung, oder Erläuterung eigneten, und zwar ein und zwanzig: Perikles und Aspasia; der Genius des Todes; eine den Hausgott betrachtende Frau; Leonidas; Castor und Pollux; Amor, einen Donnerkeil zerbrechend; eine Frau; Amor mit Lebensmitteln; Sappho; Diana; ein gebundener Genius; Bacchus auf einem Panther; Theseus; ein Triton und eine Nereide; Atalanta; Silen, auf einen Becher blickend; Venus, Amors Flügel beschneidend; Flora; die Erziehung des Bacchus; Pindar. Die Einleitung enthielt eine gut geschriebene, gedrängte Geschichte der Gemmen. Die beigefügten Dichtungen sind zum Theil höchst reizend, die Abbildungen ungemein gelungen.

— Des geistreichen Delavigne so eben erschienen Nouvelles Messéniennes sind mit großem Beifall aufgenommen worden. Man findet darin jene glücklichen Gedanken, die aus den edlen und hohen Gesinnungen hervorgehen, welchen der junge Dichter schon in seinen Trauerspielen oft kräftigen Ausdruck lieh. Nichts rührender und schwermüthiger als die Dichtung: Der junge Diakon, oder das christliche Griechenland — nichts eigenthümlicher und ergreifender als: Parthenope und die Fremde. Liebe für Freiheit und Vaterland, für Kunst und alles Menschenwürdige beseelen alle die Dichtungen.

— Der bekannte dänische Botaniker Wallich, der vor einiger Zeit von einer Reise in die Gebirge von Nepaul nach Calcutta zurückkehrte, wird eine Nachricht von dem Ergebniß seiner botanischen Untersuchungen geben.

— Unter den neuesten französischen Romanen zeichnet sich aus: Marguérite Aimond, ou Lettres écrites en 1820.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 294.

23. December 1822.

Ueber den Zustand von Irland.

Dritter Artikel.

(Den zweiten Artikel siehe in Nr. 288.)

Die Einrichtung der Kirchensachen.

Nächst dem katholischen Pönal-Codex ist die jetzige Einrichtung der Kirchenangelegenheiten, und die Art ihrer Verwaltung, das größte Hinderniß des Wohlstandes und der Glückseligkeit von Irland. Die protestantische Religion soll nach der Unions-Acte, die bestimmte (established) Landes-Religion bleiben. Das mag gelten. Aber diese Acte kann doch das Parlament nicht hindern, die nöthigen Veränderungen in den Kircheneinrichtungen vorzunehmen, oder solche Reformen zu machen, welche das Interesse der Religion selbst gebieterisch verlangt. Der Umstand, daß die protestantische Religion die Staats-Hauptreligion in Irland seyn soll, kann doch nie ein hinreichender Grund seyn, weshalb das Volk genöthigt werden soll, eine unendlich größere Zahl von geistlichen Stellen zu unterhalten, als der Kirchendienst nöthig hat — oder daß das Zehend-System als etwas geheiligtes betrachtet werden müsse. Eine so monströse Lehre würde ja alle und jede Verbesserung unmöglich machen, und nur für die finstersten Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens passen. Kein redlicher Geistlicher und kein vernünftiger Mensch wird die Erhaltung der festgesetzten Kircheneinrichtung (Establishment) mit der Erhaltung der groben und anstößigen Misbräuche verwechseln, die sich in jene eingeschlichen haben. Wir achten die bischöfliche Kirche, und wünschen sehr, daß sie nicht blos geachtet, sondern selbst verehrt werde. Allein eben deswegen mögen wir nicht leiden, daß einige Individuen aus falscher Empfindlichkeit es hindern sollen, daß die Misbräuche abgeschafft werden, welche seit so langer Zeit die Einrichtung derselben mit Haß und Verachtung beladen haben. Die Wegschaffung dieser Misbräuche ist es eben, welche bewirken wird, daß die wahren Zwecke und Interessen der Kirche, d. h. die Fähigkeit, gesunde Religionsbegriffe mitzutheilen und aufrecht zu erhalten, ihren Einfluß auf die Gemüther des Volks, auf Bezähmung wilder Affecte, desto sicherer und gewisser erreichen werden. Und deshalb wollen wir sie hier namhaft machen.

Der erste Punct, der uns in dieser Hinsicht in der irländischen Kirchenordnung auffällt, besteht in der übertriebnen Anzahl von geistlichen Würdenträgern in Vergleich mit der Volkszahl, die ihrer Pflege anvertraut ist. In England sind sechsundzwanzig Bischöfe und Erzbischöfe, in Irland zweiundzwanzig. Nun müssen entweder in England zu wenig solcher Prälaten seyn — eine Klage die nie vernommen worden ist — oder ihre Zahl in Irland muß für dieses Land viel zu groß seyn. Englands Bevölkerung beträgt zwölf Millionen, wovon drei Viertel, also neun Millionen Lutheraner oder Mitglieder der festgesetzten Landeskirche (Established Church) sind. Die ganze Bevölkerung von Irland beläuft sich kaum auf sieben Millionen, und nach dem übereinstimmenden Zeugnisse von Beaufort, Newenham und Wakefield, sind zum allerwenigsten fünf Sechstel von dieser Zahl, also ohngefähr sechs Millionen der katholischen Religion zugethan. Die noch übrigbleibende eine Million muß also nicht nur die Glieder der bischöflichen Landeskirche, sondern auch die ganze Menge der protestantischen Dissenter-Gemeinden in sich begreifen. Erwägt man nun, wie groß allein die Zahl der Presbyterianer in Ulster ist, so muß man Wakefield's Zweifel, ob die Glieder der Landeskirche mehr als den zwanzigsten Theil der ganzen Bevölkerung von Irland ausmachen, sehr gegründet finden. Gewiß aber ist es, daß sie sich nicht über 500.000 oder über den vierzehnten Theil der ganzen Bevölkerung belaufen. Nun gibt es außer diesen zweiundzwanzig Bischöfen und Erzbischöfen, noch etwa ein Tausend und dreihundert mit Präbenden versehene Geistliche für diese geringe Bruchzahl der Bevölkerung. Ein so zahlreiches Personal von Beamten ist offenbar höchst überflüssig, und viel zu groß für eine solche Volkszahl. Alle, die Irland genau kennen, sind der Meinung, daß ein Erzbischof für das ganze Reich, und ein Bischof für jede Provinz vollkommen genug seyn würde, um alle bischöfliche Pflichten mit Bequemlichkeit zu erfüllen, und der gesunde Menschenverstand lehrt schon, daß es dann keines geistlichen Regenten oder Pastors bedarf, wo es keine Kirchspielsglieder gibt, und daß der Gehalt, den die geistlichen Obern erhalten, mit der Zahl ihrer Kirchenglieder und mit der Wichtigkeit ihrer Geschäfte in einiger Proportion stehen müsse. Es ist gänzlich unvereinbar mit den Principien einer gesunden Staatsverwaltung, die größte Majorität des Volks zu beschützen und zu bedrücken, um eine übertriebne und ganz überflüssige Zahl von Clerikern zu unterhalten. Was würden wohl unsre Landsleute, die Protestanten in England dazu sagen, wenn sie gezwungen werden sollten, den zehnten Theil der Producte ihrer Ländereien, und sogar

ihrer Gärten herzugeben, um 1300 katholische Geistliche in den Stand zu setzen, ein wohltätiges und schwelgerisches Leben zu führen? Würde ein solches System auch nur einen Augenblick gelitten werden? Und doch ist es klar, daß eine solche Einrichtung in keiner Hinsicht schlimmer oder drückender wäre, als die jetzige Ordnung unsrer Landeskirche für die Katholiken in Irland ist.

Jedoch ist die Zahl der Clerisey noch von geringer Bedeutung. Es kommt hauptsächlich auf den Belauf ihrer Besoldung an, die man aus den Taschen des Volks zieht, um sie in die Taschen der Geistlichen zu bringen. In dieser Hinsicht aber verdient die Kirchenordnung von Irland noch härteren Tadel. Sie ist ein wahres Muster von Vergeudung und Verschwendung. Das ärmste Land von Europa ist dadurch gezwungen, nicht nur fünfmal so viel Geistliche, als es nöthig hat, zu erhalten, sondern sie auch nicht fünf-, sondern zehnmal so theuer zu bezahlen, als es bedürfte, um eine gleiche Anzahl gelehrter und geschickter Männer zur Uebernahme der nöthigen Kirchendienste zu vermögen und anständig zu besolden. In England tragen manche Bisthümer nicht mehr als 2000 bis 3000 Pf. St. des Jahres, und das Bisthum Llandaff bringt nur 800 bis 1000 Pfund ein. Das schlechteste Bisthum in Irland aber gibt 4000 Pfund. Wakefield schätzt das Einkommen aller Erzbisthümer und Bisthümer in Irland auf 146,000 Pfund jährlich, allein die neuere und wahrere Schätzung ist folgende:

	Jährlich	
Der Erzbischof von Armagh . . .	14,000	Pf. St.
" " " " Dublin . . .	14,000	" "
" " " " Tuam . . .	9,700	" "
" " " " Cashel . . .	9,000	" "
Der Bischof von Clogher . . .	9,000	" "
" " " Dromore . . .	6,500	" "
" " " Down	7,000	" "
" " " Derry	15,000	" "
" " " Kilmore	7,000	" "
" " " Meath	8,000	" "
" " " Raphoe	10,000	" "
" " " Ferns	8,000	" "
" " " Kildare	8,000	" "
" " " Ossory	6,000	" "
" " " Cloyne	7,000	" "
" " " Cork	6,500	" "
" " " Killaloe	7,000	" "
" " " Limerick	8,000	" "
" " " Waterford . . .	8,000	" "
" " " Clonfert . . .	4,000	" "
" " " Elphin	12,000	" "
" " " Kiltala	4,000	" "
	185,400	Pf. St.

Der größte Theil dieser ungeheuern Einkünfte rührt von Landgütern her, die mit den bischöflichen Sitzen verbunden sind; nur ein kleiner Theil davon entspringt aus Zehenden. Die Pfründner dürfen die Güter nicht länger, als auf einundzwanzig Jahre verpachten, jedoch ist ihnen, vermöge einer neuern Parlaments-Acte verstattet, diesen Contract alle drei oder sieben Jahre, gegen eine Pauschabgabe, wieder zu erneuen, wo er denn von dieser Zeit an gerechnet, abermals einundzwanzig Jahre fortläuft. Dieses System ist fast allgemein angenommen; und in Folge desselben ist die scheinbare Rente des Kirchenlandes viel geringer, als die wahre Rente, weil das Pauschquantum hinzukommt. — Hr. Wakefield ist sogar der Meinung, daß, wenn die Güter, die zu den bischöflichen Sitzen gehören, aufs vortheilhafteste verpachtet würden, sie folgende Summen einbringen könnten:

Das Hauptbisthum . .	140,000	Pf. St. jährl.
Derry . . .	120,000	" " "
Kilmore . . .	100,000	" " "
Clogher . . .	100,000	" " "
Waterford . .	70,000*)	" " "

Wenn diese Schätzung richtig ist, und sie scheint eher zu niedrig, als zu hoch zu seyn, so ergibt sich, daß die irländischen Kirchengüter, wenn sie gut verwaltet würden, genug Einkünfte für die Erhaltung aller Einrichtungen und Besoldungen der ganzen englischen Kirche geben würden. Die wahre Rente des irländischen Kirchenguts kann nicht unter eine Million fallen; und angenommen; daß unsre vorgeschlagne Reform zu Stande käme, und daß der einzige irländische Erzbischof 15000 Pfund, und jeder von den vier Provinzial-Bischöfen 10,000 Pfund jährlich erhielte — denn wir wollen freigebig gegen diese Herren Prälaten seyn — so würden noch sechs bis siebenmal hundert und funfzig tausend Pfund jährlich zur Besoldung der übrigen englischen Geistlichen übrig seyn. Nun beträgt die ganze Ausgabe für die Staatskirche in Schottland, deren Zweckmäßigkeit noch nie bezweifelt ist, etwa 250,000, oder höchstens 300,000 Pfund jährlich, und wenn wir erwägen, daß die Zahl der Personen, die auf jeden unsrer Geistlichen zu besorgen fällt, wenigstens dreimal so groß ist, als die, welche auf einen irländischen Pfarrer kommen; so können wir mit gutem Grunde schließen, daß 650,000 oder 750,000 Pfund reichlich genug sind, um ihnen ein bequemes und selbst luxuriöses Leben zu verschaffen. Bei solcher Bewandniß kann nichts irriger seyn, als wenn man glaubt, daß die Aufhebung des Zehends der irländischen Kirche die Mittel ihrer Subsistenz rauben würde. Dieses ist so wenig wahr, daß es vielmehr bis zur Demonstration klar ist, daß die Kirche, der Aufhebung der Zehenden ungeachtet, noch immer die reichste Kirche in ganz Europa bleiben würde.

Die Patronate, welche mit den irländischen Bisthümern verbunden sind, machen eine reiche Quelle von Einfluß und Vortheil aus. Aus einer Tabelle, die man bei Wakefield findet, sieht man, daß in ganz Irland 2244 Kirchspiele vorhanden sind, wovon 1391 Stellen

*) S. Account of Ireland Vol. II. p. 470.

von Bischöfen, 293 von der Krone, 367 von Laien, 21 von Collegien vergeben werden; 95 Stellen sind bloße Pfründen und ganz ohne Kirchen. Die Erzbischöfe von Dublin und Cashel und die Bischöfe von Cloyne, Cork, Ferns, Killaloe und Kildare haben die meisten und größten Stellen zu vergeben. Die Pfründen, die der Erzbischof von Cashel zu vergeben hat, betragen 35000 Pfund jährlich, die, welche der Bischof von Cloyne vergibt, 50,000, und die, welche vom Bischof von Ferns abhängen, 30,000 Pfund. In dem Bisthum Cloyne beträgt die eine Pfründe 3000, eine andere 2000, eine dritte 1800 Pfund, von sechsen ist jede 1200 bis 1500 Pfund jährlich werth. Die Dechanei von Down bringt 3700 Pfund; in dem Bisthume Cork bringen zwei Stellen, jede über 1000 Pfund und in Killaloe gibt es, nach Wakefield, viele zu 1500 Pfund. Wir haben schon erwähnt, daß es 1300 mit Renten versehene Geistliche in Irland gibt. Schlägt man ihr jährliches Einkommen im Durchschnitt zu 700 bis 800 Pfund für jeden an; so macht dieses ungefähr eine Million. Daß diese Durchschnittssumme von 700 bis 800 Pfund nicht zu groß ist, kann aus dem geschlossen werden, was Newenham berichtet, nämlich, daß das Einkommen von sechs und funfzig Pfründen in der Grafschaft Cork über 40,000 Pfund beträgt. Auch Wakefield behauptet, daß in Irland eine Pfarrstelle unter 500 Pfund für sehr schlecht gelte. Ein Gutsherr kann sein Pachtgeld verzehren und verthun wo und wie er will. Aber uns dünkt, daß das irländische Volk wohl ein Recht hätte, zu erwarten, daß die, welche so enorme Summen für ihre Seelsorge erhalten, in ihren Diöcesen leben, und sich alle Mühe geben sollten, das Interesse des Landes, von dem sie so reichlich bezahlt werden, möglich zu befördern. Indessen geschieht dieses ganz und gar nicht. Wer die irländischen Bischöfe finden will, darf sie nicht in ihren bischöflichen Palästen suchen, nur in den glänzenden und prachtvollen Cirkeln von London oder Bath sind sie zu finden. Wakefield citirt eine Stelle aus Enfor's Werke: über die kirchlichen Einrichtungen, worin es heißt: „Der Primas von Irland mußte zwar im Sommer 1807 seine pflichtmäßige Residenz in seinem Sprengel halten; allein kaum war diese geendet, so verließ er augenblicklich die Insel." Der Bischof von Cloyne wohnte lange in Bath; der Bischof von Meath hat sein regelmäßiges Logis in dieser Stadt, und der verstorbene Graf von Bristol, Bischof von Derry, hielt sich zwanzig Jahr im Auslande auf, und empfing während dieser Zeit aus seinem Bisthume an 300,000 Pfund. Wir könnten noch tausend andere Fälle dieser Art anführen. Aber beweisen nicht schon die angeführten Abwesenheiten hinlänglich, daß so viel Bischöfe in Irland nicht nöthig sind, und mehrere Bisthümer ohne Nachtheil eingezogen werden können? Was kann der Bischof von Derry für geistliche Geschäfte in Irland verrichten, wenn er sich in Frankreich oder Spanien für gewöhnlich aufhält? — In Wahrheit, die irländische Kircheneinrichtung dient nicht als Werkzeug des Christenthums, sondern als Werkzeug der abscheulichsten Mißbräuche. „Sie ist", sagt Wakefield, „ein politischer Hebel in der Hand der Regierung, dessen Macht in England nur wenig Personen genau kennen." Anstatt die Kirchenrevenüen an Leute von Erfahrung, Gelehrsamkeit und wohlthätiger Gesinnung für die Gemeinden als Belohnung schon geleisteter Dienste zu vergeben, anstatt sie auf diese Weise zum Reizmittel für andere zu machen, sich mit Eifer dem Religionsdienste zu widmen, werden die besten Pfründen an Personen vergeben, die zu diesem Zwecke nicht die geringste Geschicklichkeit besitzen, dies weil man sich von ihnen einen großen politischen Einfluß verspricht. Oft vergibt man die Bisthümer an ganz junge Fänchen; ein Erzbischof war vorher Seelieutenant, ein Dechant war Adjutant gewesen, als er zu seiner geistlichen Stelle gelangte. Diese und mehrere Fälle führt Wakefield an.

In frühern Zeiten, und zwar zu Anfange der Reformation wurden die kirchlichen Einkünfte in Irland, sie mochten von den Ländereien, von dem Zehnden oder sonst woher kommen, in vier Theile getheilt, wovon der eine den Bischöfen, der andere der niedern Geistlichkeit, der dritte der Armen und der vierte dem Bau- und Reparaturfonds der Kirchen zufiel. Jetzt aber verschweigen das ganze Kircheneinkommen die Priester. Die irländische Clerisei braucht nicht einen Heller aus ihrem unermeßlichen Einkommen, das sie besitzt, zu wohlthätigen Zwecken oder zum Bau oder Ausbesserung der Kirchen herzugeben. In diesem Jahre (1821) sind noch insbesondre 10,000 Pfund zu Kirchen und Pfarreienbau in Irland bewilliget worden; die ganze Summe, die in den letzten zwanzig Jahren zu diesem Zwecke hergegeben ist, beträgt eine Million Pf. Sterling. (Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

(Fortsetzung aus No. 290.)

IX. Gleim und Kretschmann.

5) Kretschmann an Gleim.

Zittau, den 20sten November 1791.

Mein Gesang für Friedrich den großen Einzigen ruht, liegt, schläft. Noch bei weitem nicht die Hälfte ist fertig, besonders nun bei der Erweiterung des Plans, wozu mich der allzureichhaltige Stoff nöthigte. Das Gedicht war zu drei Gesängen angelegt, itzt ist mirs zweifelhaft, ob ich mit sechsen auslangen werde. Aber der Leitfaden wird mir alle Augenblicke aus den Händen gerissen; die Menge der unangenehmsten Arbeiten schwächt jede Kraft und ich fürchte, daß Mißmuth endlich Geist und Funken erstickt. Zehnmal schon bin ich im Begriff gewesen, alles zusammenzubinden und dem Staube und den Motten hinzuwerfen: blos Gleim und mein gegebenes Wort haben mich zurückgehalten. Ich will ja gern Wort halten; unter der einzigen Bedingung — wenn ich es kann. Es ist und bleibt also mein Gedicht ein Nachen, den ich auf diesem tobenden Meere nicht länger zu regieren vermag, und ihn von Wind und Wellen treiben lassen muß, auf Gefahr und Ohngefähr, ob er landen oder stranden wird.

Itzt bin ich bis an Friedrichs schimmerndste Epoche, bis zu seinem siebenjährigen Kriege vorgerückt; ein Zeitraum, der für Deutschland sowohl, als für den Dichter schrecklich ist. Ich habe mit Sturm und Flamme gefühlt, daß ich ein Deutscher, daß ich ein Sachse bin, daß ich selbst in dieser wundervollen Zeit lebte, daß ich selbst vieles sah und manches litt! Aber, fast ist diese Harfe meiner geschwächten Hand zu groß. Ueberhaupt ist es kaum glaublich, welche Arbeit mich dieses weitläufige Gedicht schon kostet. Ich will gern zugeben, daß ein großer Theil der Schuld auf meine individuelle dichterische Armuth und Schwäche fälle: doch aber liegt auch ein großer Theil, nächst dem übermächtig großen Stoffe, besonders daran, daß sich itzt noch nicht alles sagen und singen läßt; ferner daran, daß ich meinen Weg ganz allein wandle, keine Vorgänger habe und alles aus mir selbst schaffen muß. Weder Homer noch Virgil, weder Tasso noch Voltaire, weder Milton noch Klopstock, kann, darf und soll mein Vorbild seyn. Noch eher würde ich Ossians Harfe versuchen, wenn nicht Held und Stoff zu neu wäre. Also mag Möser recht behalten: Ich will lieber ein Ungeheuer in meiner Art bleiben, wenn nur Pelz und Klaue ganz mein eigen sind. Abermals lege ich ein Bruchstück aus diesem Gedicht meinem Briefe bei, damit Vater Gleim doch sehe, daß ich nicht ganz schlief. Wem bin ich dies auch eher schuldig als Ihnen, dem ersten Ermunterer, dem Pfleger und Freunde dieser Muse? — Urtheilen Sie aber nachsichtig von diesem Fragmente, liebster Gleim; glauben Sie (was auch wohl sichtlich ist), daß ich die Feile noch nicht daran verwenden konnte; und nun — eine Bitte! Wenn Sie dieses Bruchstück nicht ganz Ihres

ed by Google

unsterblichen Friedrichs unwürdig finden, so befördern Sie es doch (da ich dorthin keine Bekanntschaft habe) in die deutsche Monatschrift, die in Berlin in 8vo herauskömmt, und mit Titelkupfern geziert ist. Vielleicht erfreut es da noch manchen edlen Preußen, befeuert manchen wackern Krieger, und lockt vielleicht manchem Musenfreunde den Wunsch ab, daß der Dichter sich bei mehrer Muse und unter günstigern Umständen aus diesen Wellen herausziehen möge!

Empfehlen Sie mich, bitte ich, Ihren würdigen Freunden, Fischer, Tiedge und Kleist (doch wohl ein naher Verwandter des Unsrigen?), der, wie ich höre, relicta, (sed bene!) parmula, nun sein Kriegskleid gegen die Toga vertauscht hat. Gebe Apoll, daß die Muse nicht darunter leide! Der Soldat (vorausgesetzt daß er kann und will), darf wahrlich den Musen nicht ungestörter opfern, als irgend ein anderer Stand.

Ich umarme Sie mit der zärtlichsten Hochachtung und bin ewig Ihr Kretschmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Es sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

1) Antiromanus, oder die Kirchengeschichte: eine Warnungstafel für Fürsten und Völker vor Begünstigung des römischen Katholicismus; nachdenkenden Katholiken und Protestanten gewidmet von Christianus Sincerus. 8. Geh. XXVI. u. 206 S. 1 Thlr.

2) Casanoviana; oder Auswahl aus Casanova's de Seingalt vollständigen Memoiren. Erstes Bändchen. kl. 8. Geh. 382 S. 1 Thlr. 18 Gr.

Dieses Bändchen enthält:
1) Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig. 2) Casanova's Duell mit Branicki in Warschau. 3) Casanova's Besuch bei Voltaire und Haller.

3) Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1) Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten (Sr. Maj. dem jetzt regierenden König) in Leipzig. 2) Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten. 3) Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4) Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5) Ein Brief Gellert's an Cramer. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. XII. u. 640 S. 2 Thlr. 16 Gr.

4) Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit. Ein historischer Versuch vom Professor Krug in Leipzig. 8. Geh. XIV. u. 159 S. 20 Gr.

5) Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Dritter Theil. kl. 8. Geh. 377 S. 2 Thlr.

(Die erste Abtheilung enthält Frankreich, besteht aus 2 Bänden und kostet 3 Thlr. 12 Gr.; von der zweiten Abtheilung erschienen der 1. u. 2. Band, von deren jeder 2 Thlr. 8 Gr. kostet.)

6) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Viertes Stück für 1822. No. XVI. der ganzen Folge. gr. 8. Geh. 390 S. Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr., und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staate und über das Naturprincip der Verfassungsbildung. Eine staatswissenschaftliche Fehde, geführt in einer Reihe von Streitschriften. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schulz. Von Abe.

II. Traité de Géodésie, ou exposition des méthodes trigonométriques et astronomiques, applicables, soit à la mesure de la terre, soit à la confection des canevas, des cartes et des plans topographiques. Par *L. Puissant.* 2 vols.

III. Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Den Gebildeten der protestantischen Kirche gewidmet, von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider. Von Ths.

IV. Handbuch der psychischen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menschlichen Geistes. Von Jacob Friedrich Fries. Zweiter Band. Von X. L.

V. Die Staatsfinanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt und erläutert durch Beispiele aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten, von Ludwig Heinrich von Jacob. Zwei Bände. Von H. B. Erster Artikel.

VI. Baukunst.
a) Die Geschichte der Baukunst bei den Alten. Von A. Hirt. 2 Bde.
b) Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmale und ihre genauern Abbildungen bereichert von C. F. von Wiebeking. Erster Band. Von C. B. G.

VII. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, von Georg Franz Dietrich aus dem Winckell. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. In 3 Theilen. Von O. W.

VIII. Ansichten der Volkswirthschaft mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Von Dr. Karl Heinrich *Rau.* Von C. T.

IX. Ueber die deutschen Uebersetzungen des Homer. Mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Versuche von F. A. Wolf, K. L. Kannegießer und Konrad Schwenk. Von Wilhelm Müller.

X. Johann Milton's verlornes Paradies. Neu übersetzt von Samuel Gottlieb Bürde. 2 Theile. Von X. F.

XI. Die neuesten Schriften aus dem Fache der französischen Philosophie. Zweiter Artikel. Élémens d'idéologie. Première partie. Idéologie proprement dite. Par M. Destutt Comte de *Tracy.* 3me edition.

7) Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. X. (der gesammten Folge Nr. XXXIV.) Redacteur: Dr. Friedrich Cramer. 8. Geh. 183 S. Preis dieses Heftes auf Druckp. 1 Thlr. und auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Heftes:

Wilhelm der Erste, Churfürst von Hessen. — Karin August Theophil Graf von Bennigsen, kaiserl. russischer General en Chef. — Johann Friedrich Meyer, königl. großbrit. und churfürstl. braunschweig-lüneburg. Oberlandesökonomiecommissär, Mitgl. der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle. — Abbé Morellet.

Kleinere biographische Aufsätze. I. Friedrich Wilhelm Graf von Bismark. — II. Ludwig Georg Leopold von Borstell. — III. Jacob Glatz. — IV. Nikolaus Thaddäus von Gönner. — V. Mistreß Elisabeth Inchbald.

8) Allgemeines bibliographisches Lexicon von *F. A. Ebert.* Zweiten Bandes 2te Lieferung. Von *Newton* bis *Phaedrus.*

Leipzig, den 15. December 1822.

F. A. Brockhaus.

Literarisches
Conversations-Blatt.
No. 244.
27 November 1824

Mr. Bowring's Reise nach Siam.

Mr. Bowring, der Verfasser der Reise nach Siam, ist ein Mann von Talent und Kenntnissen, und sein Buch ist eine Bereicherung unserer Literatur. Es ist nicht nur eine Reisebeschreibung, sondern auch eine Darstellung der Geschichte, Religion, Sitten, Gesetze, Regierung, Literatur, Handel und Gewerbe des Landes. Mr. Bowring hat sich nicht damit begnügt, seine Beobachtungen niederzuschreiben, sondern hat auch die Originalquellen, aus denen er schöpfte, mitgetheilt. Er hat sich nicht damit begnügt, Siam zu beschreiben, sondern hat auch die Nachbarländer, Cochinchina, Tonquin, Cambodia, Laos, Birma, Malacca, Java, Sumatra, Borneo, Celebes, Philippinen, Japan, China, Corea, Tartarei, Indien, Persien, Arabien, Aegypten, Abyssinien, Europa, Amerika, Australien, Neuholland, Neuseeland, Otaheite, Sandwichinseln, Neuguinea, Neubritannien, Neuirland, Neuhannover, Salomonsinseln, Neucaledonien, Neuhebriden

Die blonden Locken, mit denen eine Dame drei oder doch wenigstens zwei junge Männer, da einer ihr Mann geworden — narrt, — werfen ein zu falsches Licht auf sie — als daß sie, selbst bei ihrem Bestreben, die jungen Männer zu bessern, Effect machen könnte, es sey denn ein solcher, den kein, am wenigsten ein Verfasser solcher Spiele gern sieht. Uebrigens ist es doch unrecht, die, bis zur höchsten Indifferenz gestiegene kalte Anmaßung unsrer Jugend blos an den Männern zu zeigen, sie ist viel ärger — bei dem — oft durchaus unschönem Geschlecht; denn alle Schönheit des Körpers ist nichts — ohne die Schönheit der Seele, die Anmuth des Geistes und das Licht eines demüthigen Herzens.

Barbara und Cyprian, Lustspiel in Versen. Also hier doch eine Anweisung, was es seyn soll. Man höre den Vorwurf in der Rede Barbaras zu ihrem Bruder:

. . . . Der Onkel hat auf Erden
Für unser Glück gesorgt, daß er im Testament
Uns beide väterlich die einzigen Erben nennt;
Das sichert unser sort — doch noch zu größerm Glücke
Steht die Bedingung drin: Das Gold gibt der zurücke
Der seines Lebens Ruh mit Liebeleien stört,
Wer das am andern sieht, dem all sein Gold gehört.

Diese Zeilen mögen als Probe der Sprache, der Verse und des Stoffes gelten. Diese letzte ist gewiß so neu als die Töpfersche Muse, aber hier bemerkt man doch, daß sie mancherlei Bekannte hat, welche auch die unsern sind, z. B. das artige Lustspiel: Das war ich. Es versteht sich, daß beide Geschwister großes Verlangen nach der verbotenen Frucht tragen, und daß dieses von einem verliebten Pärchen zu seinem Gunsten benutzt wird. In der That, ein solches Testament ist ein so fruchtbares Feld für die Intrigue, daß nur zu bedauern, wie dieses Stück durchaus nicht in das Effecten-System der neuen Muse paßt, weil das, was hier gebraucht werden kann, nicht in dem Arsenal des schweren Geschützes scenischer Wirkung, dem einzigen des Hrn. Verfassers Doctors, gefunden wird.

Indessen gut gespielt, könnte das beklagenswerthe des leidigen Goldes wegen zum Liebes-Fasten condemnirte, bescheidene Geschwisterpaar doch Lachen erregen; darum will ich es nicht mit ihm verderben, wenn ich unerwartet im Tempel der wahren Thalia — (man kann heutiges Tages selbst nicht für Götter stehen), ihm begegnen sollte. Die beiden Spiele könnten mich aus Laune vielleicht verdrießen — dieses Lustspiel — seiner bessern Erziehung wegen schon nicht; jene können eben so gut traurig, als lustig seyn — wer will es ihnen wehren?

Schließlich muß ich noch bemerken, daß, wie sehr ich auch die neue Muse des Hrn. Doctors verehre — wie ich nicht in seiner Person — seiner Virtuosität auf der Guitarre, mir — wenigstens sonst — viel beneidenswürdiger war, worauf er zweckmäßiger und natürlicher reisen konnte, als auf sein Schauspieler-Talent, Friedrich den Großen vorzustellen und seine Effect-Muse.

20.

Ueber den Zustand von Irland.

III. Die Einrichtung der Kirchensachen.

(Beschluß aus No. 294.)

Ein großer Theil des Einkommens der privilegirten Clerisei besteht im Zehnden, der vom Getreide, von Kartoffeln vom Horn- und Federvieh, Schweinen u. s. w. der Bauern gegeben werden muß. Der Beschluß des irländischen Unterhauses im Jahre 1735, der jeden für einen Verräther des Landes erklärte, der jemanden Beistand leistete in Verfolgung des Zehendrechts gegen Weideländer und lagernde Schafheerden, trieb die Clerisei von den reichen Viehmästern und Schafwirthen, die fast alle protestantische Eigenthümer sind, weg, und warf die Zehendlast allein auf die Bauern, die fast ohne Ausnahme katholisch sind. Jener Parlamentsbeschluß befreite also die von dem Zehnden, welche im Stande waren und deren Schuldigkeit es auch forderte, ihre eignen Pastore zu bezahlen, und bürdete ihn solchen auf, die erbärmlich arm waren, und denen die protestantische Geistlichkeit keinen Dienst leistete und die noch für ihre eignen Pfarrer sorgen mußten. Der Beschluß von 1735 erklärt dem Wesen nach, daß die bischöfliche Geistlichkeit nichts aus den Parks und Domainen des protestantischen hohen oder niedern Adels (Nobility and gentry), die Notabene die alleinigen Eigenthümer des ganzen Landes sind, nehmen sollen, daß ihnen aber erlaubt sey, in die Gärten und Hütten der armen katholischen Häusler zu gehen, und der hungrigen Bauernfamilie den zehnten Theil ihrer armseligen Nahrung aus dem Munde zu nehmen! — Ist es wohl ein Wunder, wenn die Bauern gegen dieses barbarische und grausame System sich empören, wenn sie darüber in Wuth gerathen und gegen ihre umbarmherzigen Unterdrücker Rache schnauben? — und daß von der Epocht der Weißbuben an, bis auf den heutigen Tag, das Zehendsystem die unerschöpfliche Quelle von Zank, Blutvergießen und Mord gewesen ist? — Gewöhnlich überträgt die irländische Geistlichkeit das Einziehen ihres Zehnden einem Agenten oder Procurator. Dieser schätzt kurz vor der Ernte die Zahl der, auf dem Boden des Bauernfeldes zu erntenden Scheffel, Getreidearten und Kartoffeln, der Centner Heu u. s. w. ab, bestimmt ihren Werth nach dem Marktpreise, und setzt sodann die Summe fest, die der Bauer seinem geistlichen Obern als Vergütung des zehnten Theils zu bezahlen hat. Zuweilen verpachtet auch der geistliche Herr seine Zehend an den Procurator, und dieser läßt ihn nicht selten an einen dritten ab, so daß das Land in der That, wie Herr Grattan sich kräftigst ausdrückt, die Beute einer untergeordneten Folge von Geiern wird. Hier und da wird der Zehend, wie Wakefield berichtet, öffentlich an den Meistbietenden versteigert; in Connaght geschieht dieses gewöhnlich schon vor der Ernte. „Es ist aber", sagt Grattan, „nicht allein das Uebertriebene der Abgabe selbst, die den Zehend zur Landplage macht; die Methode, ihn einzutreiben, ist eine andere Geißel für die armen Bauern. Der Zehendpächter verfertigt nämlich über seine Forderung eine oder mehrere Noten, die zu bestimmten Terminen zahlbar sind. Erfolgt an den bestimmten Terminen die Zahlung nicht; so bekommt der Bauer einen Mahnbrief, wofür er 6 Pence (4 Groschen) dem Boten und einen Schilling (8 Gr.) für die Mahnschrift bezahlen muß. Zuweilen wird auch sodann die ganze Summe in einen zu ergreifenden Schuldbrief (Kerry-bond) verwandelt, wodurch der Zehendpächter die Person und das Vermögen des Landmannes gänzlich in seine Gewalt bekömmt.

Am Mittwoch 11. Oktober 1911 wurde Herr Dr. Ernst Hoffmann-Basel durch Stimmzettel zum Mitgliede des Vereins gewählt.

Herr Dr. Ernst Hoffmann-Basel hielt einen Vortrag über „Die Bedeutung der Psychologie für die Kunstwissenschaft". Der Vortragende ging von der Tatsache aus, daß die Kunstwissenschaft sich in ihrer Entwicklung immer mehr der Psychologie zugewandt habe. Diese Tatsache sei nicht zufällig, sondern in der Natur der Kunstwissenschaft begründet. Die Kunstwissenschaft habe es mit Gebilden zu tun, die nicht nur Gegenstände, sondern auch Ausdruck seien. Ausdruck sei aber nur da, wo ein Subjekt sich äußere. Die Kunstwissenschaft müsse also, wenn sie ihren Gegenstand erfassen wolle, auf das Subjekt zurückgehen, das sich in ihm äußere. Dies Subjekt sei der Künstler. Die Kunstwissenschaft müsse also, wenn sie ihren Gegenstand erfassen wolle, auf den Künstler zurückgehen. Dies sei aber Sache der Psychologie. Die Kunstwissenschaft müsse also, wenn sie ihren Gegenstand erfassen wolle, auf die Psychologie zurückgehen. Der Vortragende wies dann auf die Gefahren hin, die mit dieser Entwicklung der Kunstwissenschaft verbunden seien. Die Kunstwissenschaft müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Der Vortragende wies dann auf die Gefahren hin, die mit dieser Entwicklung der Kunstwissenschaft verbunden seien. Die Kunstwissenschaft müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Der Vortragende wies dann auf die Gefahren hin, die mit dieser Entwicklung der Kunstwissenschaft verbunden seien. Die Kunstwissenschaft müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Der Vortragende wies dann auf die Gefahren hin, die mit dieser Entwicklung der Kunstwissenschaft verbunden seien. Die Kunstwissenschaft müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere. Sie müsse sich vor allem davor hüten, daß sie nicht ihren Gegenstand aus den Augen verliere.

ist dieses alles anders. Daselbst würde der fünfte Theil der Prälaten und der dritte Theil der vorhandnen Geistlichen für die dort befindlichen Glieder der protestantischen Kirche mehr als hinreichend seyn, um alle Religionsbedürfnisse derselben gehörig zu stillen.

Wollte man aber auch wirklich darauf versessen seyn, die Zahl der Geistlichen, und selbst den Zehend in Irland beizubehalten: so muß doch das bisherige System geändert werden. Ich sage, es muß verändert werden, denn es ist zu offenbar, daß, wenn das bisherige verhaßte System fortdauert, Mord und Blutvergießen nicht aufhören können. Man hat viele Vorschläge zur Veränderung desselben gethan. Allein der Vorschlag, den Zehend in eine Procentabgabe nach Maßgabe der Rente zu verwandeln, scheint mir der beste. Er beruhet auf einem klaren Princip, und der Geistlichkeit würde dadurch ein reichliches Einkommen gesichert. Diese Abgabe müßte allgemein gemacht werden, und der grundlose und nicht zu rechtfertigende Unterschied, den der Beschluß vom Jahre 1735 zwischen Weide- und Pflugland macht, müßte aufhören. Am besten wäre es, zu bestimmen, daß die Procentabgabe allgemein von dem Grundherrn bezahlt werde. Dadurch würden alle Streitigkeiten zwischen den Bauern und den Geistlichen aufhören, die Interessen der bisherigen Kirche würden dabei gewinnen, und ihre Beamten würden bei dieser Maßregel sich mehr Achtung und Liebe erwerben können, als es bei irgend einer andern möglich ist, es müßte denn der Zehend gänzlich abgeschafft werden. Die Abgabe von der Rente aber, welche nach Abschaffung des Zehenden, den Grundherren zufiele, würden diese sehr leicht in dem gewissern Pachtgelde wieder einbringen, welches ihnen sodann ihre Unterpächter leicht zahlen könnten.

29.

Ueber den Islamismus, das Türkenthum, dann die Sache der Griechen und Europens Pflichten dabei, vom Staatsrath v. Hazzi. München 1822. 212 S. in gr. 8.

Was diese Schrift vor den vielen Declamationen auszeichnet, die über die griechische Angelegenheit ins Publicum geschickt worden sind, ist vornehmlich die gründliche Erörterung der Vortheile, welche Deutschland und dem gesammten Europa zugehen würden, wenn die Mündung der Donau frei wäre. Der patriotische Verfasser, welcher von diesem Gegenstand die genaueste Kenntniß hat, zeigt, daß die so sehnlich gewünschte Vereinigung der Donau mit dem Rhein ohne wesentliche Resultate bleiben wird, so lange nicht Deutschland das Debouche der Donau beherrscht. Er theilt den Bericht mit, welchen im Jahre 1801 der bekannte General Dessoles (damals Chef des Generalstabs der Moreauschen Armee) an die französische Regierung einsendete, und woran Herr von Hazzi, wie man S. 180 sieht, wesentlichen Theil hatte. — „Erhält Ungarn, anstatt der Sümpfe und Wüsten, eine lebendige Nachbarschaft," sagt der Verfasser, „so wird dieses zu wenig bevölkerte Land wie von den Todten auferstehen, und in den blühendsten Wohlstand versetzt, welcher dann wieder auf Deutschland, wie auf Frankreich, ja auf ganz Europa wohlthätig zurückwirkt. Deutschland kann hierdurch von der ihm drohenden Verarmung befreit werden. Oesterreich und Baiern erhalten auf solche Art die Millionen zurück, die ihnen die Türkenkriege kosteten." Der Verfasser fühlt sich von den Segnungen, von welchen die Vertreibung der Türken aus Europa begleitet seyn würde, so begeistert, daß er ausruft: „Muß die Diplomatie nicht erröthen, den rüstigen Armeen in den Garnisonen lieber die Schlafmütze aufsetzen zu wollen, die Courszettel der Staatspapiere, den Namen Rothschild höher zu achten, als den Zustand von Europa und das Wohl so vieler Völker, die im Türkenkampfe ringen?" (S. 196) Die Hauptursache des Stockens unsers Handels und Fabrikwesens liegt nur in Ueberhäufung der Waaren und Verminderung der Märkte oder Käufer. Welche Märkte bietet uns die Türkei nebst den Raubstaaten dar! (S. 205) Mit der Eroberung dieser Reiche würde für die ganze Menschheit ein goldnes Zeitalter beginnen. „Und wenn nun," so schließt der Vers., „wenn nun die Pforten der Sophienkirche neu sich öffnen, so ertönt von den Christen allen der ambrosianische Hoch- und Lobgesang: Te Deum laudamus, so fromm und feierlich von Millionen Stimmen erschallend, wie die Menschheit und der Himmel ihn noch nie gesehen und gehört. Denn dankend steigt er hin zur Gottheit nicht für den Gewinn einer Schlacht, für die Befriedigung der Ländergier, nein, für den größten der Siege, den der Menschheit, des Christenthums, somit der Kultur der ganzen Welt!"

24.

Literarische Nachrichten.

— Der erste Band eines neuen Wörterbuchs der Naturgeschichte, das sich durch den Namen des classischen (Dictionnaire classique d'histoire naturelle) auszeichnet, ist in Paris erschienen. Die ersten Naturforscher Frankreichs, z. B. de Candolle, Edwards, Jussieu, sind Mitarbeiter, und Bory de St. Vincent ist Herausgeber. Das Ganze soll aus 15 Bänden und einem Atlas von 100 Kupfertafeln bestehen. Es wird, nach der Bearbeitung der Artikel des ersten Bandes zu schließen, alle ähnlichen Werke übertreffen. Der Preis jedes Bandes ist für Unterzeichner 8 Franken, und für eine Atlaslieferung (deren 12 seyn werden) 4 Fr. und 6 Fr. für colorirte Exemplare.

— Man erwartet folgende neue Trauerspiele, die zum Theil mit der Theatercensur haben kämpfen müssen: die Verschwörung der Pazzi, von Lucian Arnault, dem Verfasser des Regulus; Julian in Gallien, von Jouy; die Guelfen und Gibellinen, Wilhelm von Nassau, Lykurg, Pertinax oder die Prätorianer, sämmtlich von Arnault dem Vater. Man rühmt vorzüglich die erste.

— Niebuhr's römische Geschichte ist nebst Schlegel's und Wachsmuth's Bemerkungen, von Golbery in's Französische übersetzt worden.

— Die Reise des verstorbnen Grafen Camillo Borgia nach Afrika, besonders Tunis, wird ehestens in Neapel erscheinen.

134.

Druckbesserungen in dem Aufsatze: Medea's Charakter in dem Grillparzerschen Stücke, das goldne Vließ. (No. 259, 260 und 263.)

S. 1033,	Sp. 1,	Z. 14,	v. unten	statt	dem lese man den
:	:	: 7,	: u. st.	Rec.	l. m. jetzt Vortragende
:	:	: 2,	: 11,	:	: muß keineswegs vor diesel-ben stehen.
: 1034,	:	1,	: 32,	:	oben st. Franken l. m. Freunde
: 1035,	:	1,	: 26,	:	o. st. möchte l. m. vermöchte
: 1038,	:	2,	: 26,	:	: : sich l. m. als
:	:	:	: 16,	:	u. : wird l. m. ward
: 1039,	:	2,	: 1,	:	: hinter Würde fehlt bis jetzt
: 1040,	:	1,	: 16,	:	o. st. sodann l. m. So denn
:	:	2,	: 6,	:	: fällt so hinweg
: 1050,	:	2,	: 15 u. 16,	:	v. u. st. Jugendgefährtin l. m. Jugendfreundin
: 1051,	:	1,	: 16,	:	v. u. st. und l. m. durch

In der Anmerkung Z. 3. hinter den fehlt sonst.

Literarisches
Conversations-Blatt.
Nro. 1824.
Montag, 11 December 1826.

Ankündigungen.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft unserer Zeit. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweite vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Recht des Besitzes. Eine civilistische Abhandlung. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebente verbesserte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Erster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dritter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Elfter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zwölfter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreizehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierzehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfzehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechzehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebzehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtzehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunzehnter Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundzwanzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtunddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neununddreißigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundvierzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundfünfzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundsechzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundsiebzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundachtzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Einundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Zweiundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Dreiundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Vierundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Fünfundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Sechsundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Siebenundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Achtundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Neunundneunzigster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften. Von Friedrich Carl von Savigny. Hundertster Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

ein neues System einer weltbürgerlichen Politik eingeschlossen ist, das die Folgezeit nothwendig enthüllen muß.

Nach jener Herstellung der Gesichtspuncte geht der Verf. zur Analyse der im zweiten Abschnitte des Buchs abgedruckten Urkunde des heiligen Bundes über. — Gleich der emsigen Biene saugt er Honig aus allen Blumen. — Er findet demnach in jener Urkunde die vollkommenste Uebereinstimmung mit dem echten Kosmopolitismus oder der Idee einer weltbürgerlichen Verknüpfung der civilisirten Menschheit. Der Eingang sowohl, wie die drei Artikel des Tractats, sprechen, nach Inhalt und Tendenz, in demselben Geiste sich aus: denn sie stellen fest die Bedingungen der Errichtung des christlichen Weltstaats unter der theoretischen Form eines göttlichen Reichs. Kein Krieg soll fortan mehr Statt finden, und die Errichtung eines brüderlichen Verhältnisses unter den Mitgliedern des Bundes wird fortan verkündet (Art. 1). — Die Eigenthümlichkeit jedes bestehenden Rechtszustandes wird fortan respectirt und nur allein der christlichen Nationalität d. h. dem Gesetze der Gerechtigkeit und des Friedens, unterworfen werden, zu dessen Aufrechthaltung die Fürsten durch die ihnen von obenher verliehene Verwaltung der Macht, — nicht deren Eigenthum — sich verbindlich machen (Art. 2). — Allein der nämliche Einfluß auf die menschlichen Schicksale ist auch allen andern Souverainen durch die ihnen zugesicherte bereitwillige Aufnahme in den heiligen Bund vorbehalten. Durch diese Bestimmung wird zugleich dem Misverständnisse vorgebeugt, als wollten die drei ursprünglichen Contrahenten unter dem Deckmantel des Christenthums sich die politische Suprematie über Europa anmaßen (Art. 3).

Diese Urkunde, bemerkt Hr. v. S. P., hat nicht die gewöhnliche Form eines politischen Tractats; denn es handelte sich in derselben nicht um eine Uebereinkunft über materielle Gegenstände des besondern Wohls oder der Convenienz und des Vortheils einzelner Staaten, worüber die Erfahrung oder die Klugheit staatskundiger Männer hätte zu Rathe gezogen werden mögen. Daher entbehrt dieselbe füglich die Namensanführung der unterhandelnden Minister und ihre Unterschriften, weil darin ausschließlich die Rede von der Willensmeinung der vereinigten Herrscher über die leitende Idee ist, aus welcher ihre Politik in Zukunft entspringen soll. Sie ist zugleich eine stehende Norm und Instruction für die bei den Verhandlungen der politischen Welt wirkenden Staatsdiener. — Bekanntlich sind in der Folge diesem Bündnisse alle europäische Mächte, mit Ausnahme Englands, beigetreten, und dieses lehnte die förmliche Annahme desselben aus Gründen ab *), welche gestandlich nicht aus einem Widerstreite der Maximen, sondern aus Rücksichten auf die parlamentarische Erörterung desselben geschöpft waren.

*) Beilagen Nr. 2. „Schreiben des Prinz-Regenten von Großbritannien an die drei Monarchen; Carltonhouse den 6ten Oct. 1815."

Es folgt nun die Beseitigung der Einwürfe gegen den Geist und die Tendenz des Bundes, die zwar dahin geht, den gewaltsamen Umkehrungen der Dinge in Europa ein Ziel zu setzen, nicht aber die ruhigen Fortschritte der Aufklärung über die Rechte der Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft aufzuhalten.

Mit dem fünften Abschnitt geht der Verf. auf die eigentliche Behandlung seiner Materie ein. Ihr zum Grunde legt er einen Abriß des neuen Systems der Politik, die er, den Begriff dieser Wissenschaft im weitesten Umfange nehmend, in die innere, oder die eigentliche Regierungskunst, und in die äußere, oder die Diplomatie, abtheilt. Als Unterabtheilungen der innern Politik werden getrennt behandelt: Erziehung und die darauf bezüglichen Institutionen im Staate, — Kirche, — Volksthümlichkeit, — Landesverfassung und — die Stände und Ordnungen der Staatsgesellschaft. Wir heben aus jedem der folgenden Abschnitte die vorzüglichsten Ideen des Verfs. heraus.

„Die Ausübung der Regierungskunst — so beginnt der sechste Abschnitt — hebt an mit der Erziehung der Individuen, welche den Staat ausmachen; es ist demnach der erste Gegenstand unserer Betrachtungen zu untersuchen, wie diese Erziehung, gemäß der Idee der Verknüpfung der gebildeten Menschheit zu der Einheit eines weltbürgerlichen Ganzen, beschaffen seyn müsse." Wir müssen dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er diesen Gegenstand mit wahrhaft erschöpfender Ausführlichkeit behandelt. Seiner Erörterung liegt die allerdings ganz richtige Idee zum Grunde, daß der Mensch nicht zum idealischen Weltbürger, sondern für sein Volk und in und mit diesem für die große civilisirte Gesellschaft im Ganzen erzogen werden müsse. Doch bis jetzt lieferte uns die Geschichte noch kein Beispiel von der Erziehung und Cultivirung der Völker in diesem Geiste. Die gegenseitige Veredlung der Nationen im Ganzen glich weit mehr „einem Corsarenkriege, bei welchem der Schnellste und Schlaueste den Vortheil hatte, als einem im Geiste der Brüderlichkeit geleiteten Bestreben zu allseitiger Bearbeitung und gemeinsamem Genusse der Gaben der Natur und der Früchte des Geistes." — „Es liegt daher noch immer unaufgelöst vor uns die Aufgabe der höhern Pädagogik, welche darin besteht, daß der Mensch für sein Volk und mit diesem für die große Gesellschaft der Civilisation erzogen werde."

Aus den Gegensätzen leitet der Verf. ab, was geschehen müsse, und fordert demnach, daß die Unterweisung, — im weitern sub- und objectiven Sinne — eine durchaus veränderte Richtung erhalten müsse. Denn — sagt er, — was seither für Volksbildung geschehen, war dürftig und einseitig, eher sondernd und zersplitternd als vereinigend, eher Zwietracht und Trennung nährend als zum freundschaftlichen Anschließen einladend und versöhnend zu nennen. — Bei Aufzählung der verschiedenen Gegenstände der Unterweisung sagt der Verf. über die dabei zu befolgenden Methoden manches Be-

herzlgungswerthe, wovon wir indessen, um des Raumes dieser Blätter willen, nur Einiges anführen können. Vor allen Dingen werden Volksbücher gefordert und als Kriterium ihrer Zweckmäßigkeit wird festgesetzt, daß das beste Volksbuch unstreitig dasjenige sey, welches in der Wahl des Stoffes und der Art des Vortrags der Tradition, d. h. zweifelsohne der mündlichen Ueberlieferung im weitern Sinne, sich am glücklichsten nähert. Für die Unterweisung in der Religion gilt dem Verf. die Bibel, etwa mit Ausnahme der Apokalypse und einiger der dunkelsten ebräischen Vaticinien, für ein wahres Volksbuch, und eine so treue und kräftige Uebersetzung derselben, als wir Deutsche an der Lutherischen besitzen, hält er für wünschenswerth in allen Sprachen. — Als Zweck des Unterrichts in der Geschichte fordert der Verf., daß durch dieselbe klar werde, wie kein Volk so groß, „daß es nicht Gebrechen zu decken und Unvollkommenheiten und Ausschweifungen zu betrauern habe, und keines so klein, daß es nicht auch gegen die Besten seiner Vortheile sich rühmen und der hellen Puncte seiner Geschichte sich erfreuen könne." Die Kriege, und was ihnen angehört, sollten in der Art behandelt werden, wie eine Familiengeschichte etwa die Ausbrüche der Zwistigkeiten unter rohen Knaben schildern würde, welche in der Ungebundenheit wilder Triebe freilich vieles verschuldet, aber auch viele Züge des Edelmuths durchblicken lassen.

Nur unbedingt beistimmen können wir dem Verf., wenn er sich gegen die Aristokratie der Geistlichkeit erklärt. In dieser Beziehung bemerkt derselbe mit eben so viel Scharfsinn als Wahrheit: „daß die erregte Wißbegier in eine der schlimmsten Staatskrankheiten ausschlagen kann, wenn ihr gesunde Nahrung versagt wird, während es nicht in unserer Macht steht, die schädliche ihr vorzuenthalten."

Unter den Institutionen, welche mit den Grundsätzen der heiligen Allianz in Einklang zu bringen und den Absichten derselben gemäß zu vervollkommnen sind, stellt der Verf. die Kirche oben an, weil ihre Wirkung die umfassendste ist, und der Stempel, den sie den Menschen aufdrückt, am bleibendsten haftet. Zu dem Ende, und da nicht in Abrede zu stehen ist, daß die Kirche sich wohl bisweilen im Widerstreite mit der Tendenz des heiligen Bundes befinden möge, wäre alles, was in den Gebräuchen derselben die Eintracht und den Frieden, die Gerechtigkeit und die Liebe beeinträchtigen dürfte, mit schonender Hand zu entfernen oder durch zweckmäßige Reform unschädlich zu machen, ohne jedoch dem Dogma, als solchem, zu nahe zu treten. Ihr vorzüglichstes Augenmerk hätten jedoch die Regierungen darauf zu richten, jeder Geringschätzung fremder Kirchenverwandten in den Lehrbüchern, beim Unterrichte der Jugend oder in kirchlichen Cerimonien und bildlichen Darstellungen vorzubeugen und der Proselytenmacherei, dem Jesuitismus und dem Missionsunfuge zu steuern. — Ueber die klösterlichen Orden sagt der Verf. viel Wahres. Wenn gleich er, unter gewissen Umständen und Bedingungen, die Zurückgezogenheit von der Welt als statthaft zugibt, so will er, daß dieselbe nicht vor dem vierzigsten Jahre erlaubt, und die Ordnung der täglichen Lebensweise für die Klostergenossenschaften vor allen Dingen auf nützliche Thätigkeit gerichtet werde. Das Kloterleben zu einer Bußungs- und Strafanstalt umzustempeln, oder wohl gar es als eine Freistatt für den Frevler an den Gesetzen des Staats zu misbrauchen, widerspricht der Gerechtigkeit, und sollte daher, da deren Aufrechthaltung eine der von den Theilhabern des heiligen Bundes übernommenen Verpflichtungen ist, nimmer in den christlichen Staaten gestattet werden. Mit dem, was der Verf. über die kirchliche Gewalt, ihre Grenzen und ihre Verhältnisse zur Regierungsmacht sagt, sind wir vollkommen einverstanden. Denn, irren wir uns nicht, so geht derselbe dabei von dem Grundsatze aus, daß die Kirche, insofern sie ein mit und neben dem Staate bestehender Verein freier Wesen ist, der seinen besondern Zweck — Beförderung der Religiosität — hat, und demnach auch außer dem Staate gedacht werden kann, im Begriffe demselben coordinirt ist, daß sie aber, inwiefern die Gewährung ihrer Sicherheit durch das Anschließen an den Staat bedingt ist, und überhaupt deren Glieder zugleich Staatsglieder sind, dem Staate in der Wirklichkeit subordinirt ist. Daher versteht es sich auch von selbst, daß den Staatsgliedern ein jeder Religionscultus verstattet seyn müsse, der mit der Freiheit Aller, nach den Gesetzen der Gleichheit, sich verträgt.

Die Volksthümlichkeit, sagt der Verf. im 3ten Abschnitt, ist die — aus den äußern Verhältnissen — entspringende Eigenheit jeglichen Volks, welche sich nicht blos in dem Gemüthscharakter, sondern neben diesem in der Physionomie und dem Gebehrdenspiel, in der Vorliebe für gewisse Arten der Thätigkeit, in den äußern Sitten und Lustbarkeiten, in der Geselligkeit, ja selbst in den Anlagen und Neigungen zu gewissen Tugenden und Lastern offenbart. Jene Eigenthümlichkeit tritt um so schroffer, im Guten wie im Bösen, hervor, je nachdem ein Volk an der allgemeinen Cultur hat Theil nehmen und sich mit andern befreunden können; das gänzliche Verschwinden und Verschmelzen derselben mit fremder Art und Sitte dürfte eher auf Verweichlichung und Abnahme der innern Kraft zu deuten seyn. — Auf diese Volksthümlichkeit nun macht der Verf. die Regierungen deswegen aufmerksam, damit sie ihr bei allen von ihnen ausgehenden Maßnehmungen die erforderliche Schonung erweisen. „So wie dasselbe Feld nicht Korn und Weizen erzeugt" — heißt es S. 171 — „so wird auch in verschiedenen Völkern nicht einerlei Trieb, nicht einerlei Lust und Liebe sich regen. Wem die Natur den Anbau der Erde bestimmte und auf reichen Boden die Fülle der Nahrung darreicht, den wird keine Neigung hinter den Webstuhl bringen; und kein unruhiges Lebensgefühl sein Geschick den treulosen Wellen anzuvertrauen locken. Wo der heimathliche Boden sich kärglicher erwiesen, da wird die geschäftige Hand von selbst sich regen, und Fleiß und Gewerbe mit emsiger Mühe den Reichthum gewinnen, der die mangelnden Naturgaben von fernen Gegenden herbeiströmen macht." — — — — „Auf solche Fingerzeige merke der verständige Herrscher und Führer des Volks, und wolle nicht Künste und Beschäftigungen erzwingen, die gegen Localität und natürliche oder erworbene Anlagen streiten!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über das eben erschienene Werk: Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts, von Karl Wilhelm Otto August von Schindel.

Auguste an Marien.

Ich habe den ersten Theil des Werkes erhalten, welches uns Biographien aller Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts gibt; und ich muß Dir gestehen, daß es mich außerordentlich fesselt. — Abgerechnet, was das Buch für Frauen seyn muß, werden auch einsichtsvolle Männer den großen Fleiß und die Genauigkeit bewundern, mit welcher es ausgeführt ward. Es ist kein Werk, für die Conversation des Augenblickes berechnet, sondern hat einen dauernden Werth für den Literaturforscher.

Freilich sagt Mancher scherzend, die Biographien der schreibenden Frauen wären interessanter als ihre Werke; ein Anderer, die Welt würde bestehen, wenn auch das Buch nie erschienen wäre; ein Dritter eifert gewaltig über den Verfasser desselben, der durch dies Unternehmen den Frauen noch mehr den Kopf verrücke und sie von ihrem echten Beruf zu einem falschen verlocke. Die Beantwortung dieser drei-

fachen Vorwürfe laß mich Dir mittheilen. Der erste ist keiner; denn wären wirklich die Biographien anziehender als sämmtliche Werke der Frauen, so verdient der gewiß unsern innigsten Dank, der so unterhaltende Lebensbeschreibungen uns mittheilte. Daß die Welt ohne Herr v. Schindel's Werk bestehen könnte, ist wahr, eben so gut könnte sie ohne alle Bücher bestehen; es wäre dann aber eine andere Welt. Du siehst, liebe Marie, mit diesen beiden nichtigen Einwürfen haben die Widersacher der Schriftstellerinnen die Scheibe nicht getroffen. Nun aber zum dritten, der so oft gebraucht und noch nicht untauglich geworden ist. Laß uns einmal sehen, was wir darüber vermögen.

Man behauptet: Frauen dürften — könnten nicht schreiben, wären nicht dazu geboren — sollte wohl eigentlich heißen erzogen; denn unmöglich kann ich glauben, daß die Geister sich in Geschlechter theilen — die Erziehung, die Sitte entfernt die Frauen von Feder und Katheder, nicht die Eigenthümlichkeit ihres Geistes, denn bei männlicher Erziehung würden die meisten Frauen, nicht mit dem Schwert, denn dazu paßt ihre schwache Organisation nicht, aber wohl in jeder Kunst und Wissenschaft eben soviel leisten, als die Männer; daß bis jetzt die Werke der Frauen selten zu den Classischen gehören, rührt daher, weil ihr Geist mit wirthschaftlichen Sorgen und leider in unserm Zeitalter mit eitelm Nichtigkeiten zu sehr erfüllt ist, um mit Ernst die in ihm schlummernden Talente auszubilden.

Die Geschichte bestätigt meine Behauptung, daß Gott den Seelen, die er in Frauenkörper sandte, nicht weniger Fähigkeiten schenkte, als denen, die das starke Geschlecht erhielt. Katharina die II., Christine von Schweden, Angelika Kaufmann, Anna Germaine von Stael haben uns gezeigt, daß auch Frauen regieren, wissen, malen und schreiben können. Der Genius kehrt auch bei den Männern nur selten ein. —

Nun aber zum zweiten Theil des Vorwurfs: Frauen dürfen nicht schreiben, weil sie ihrem wahren Beruf dadurch untreu werden. Der wahre Beruf ist doch kein anderer, als die Pflichten der Gattin und Mutter zu erfüllen; wohl, ich gebe zu, daß die Frau, welche sich diesem entzieht — um nach dem Ruhm einer Schriftstellerin zu streben, höchst tadelnswerth ist; aber haben denn alle Frauen Gattinnen- und Mutterpflichten zu erfüllen? — wie manche blieb unvermählt, wie manche ward früh Wittwe: andre sahen ihre Kinder früh versorgt, oder fanden Mittel, die Pflichten ihres Berufs zu erfüllen und doch Zeit zu ihren schriftstellerischen Arbeiten zu erübrigen. Manche fand für tiefen Schmerz einen Trost in den Wissenschaften, manche für drückende Sorgen eine Erleichterung in Ausübung und Benutzung ihrer Talente. — Auf diese alle paßt also der Einwurf nicht, daß Frauen nicht schreiben sollten, weil sie sich dadurch ihrem Beruf entzögen. Du lächelst, und meinst, die zur Schriftstellerei Unberufenen sollten doch nicht schreiben; liebes Kind, denen wird in unsrer Zeit das Schreiben wohl durch Recensenten und Verleger verleidet werden; es hat seine Noth, daß die Berufene davor aufkommt — mit den Unberufenen wird es sich schon geben und gibt sich's nicht, nun so laß sie in Gottes Namen fortschreiben, sie thun ja nichts Böses.

Und somit wäre meine Widerlegung zu Ende, bis uns etwa ein neuer Fehdehandschuh zugeworfen wird; ich fürchte ihn nicht, denn laß mich Dir noch eine Bemerkung mittheilen. Es sind gerade nicht die Edelsten, auch gerade nicht die Klügsten, die bisher gegen schriftstellernde Frauen geredet haben — und wenn ein Edler und Weiser gegen sie auftrat, so war das, was er gegen sie vorbrachte, gerade nicht sein bestes Werk. — Laß uns übrigens zu der, den Frauen so unentbehrlichen Tugend der Frömmigkeit flüchten, sie gibt uns durch die Bibel eine gewaltige Waffe gegen unsre Angreifer in die Hand, indem diese den faulen und unnützen Knecht, welcher sein Pfund vergraben hat, statt es wuchern zu lassen, verdammt; so etwas wollen die Schriftstellerinnen nicht über sich ergehen lassen und folgen darum dem Gebot des Herrn, der ihren Kräften freie Uebung befiehlt. —

In der Vorrede zu seinem Werk spricht Hr. von Schindel sich auf eine Art aus, die ihm die Liebe seiner Zeitgenossen erwerben muß; nur höchst bescheidne Klagen läßt er darüber ertönen, daß manche Frauen, die er um ihre Biographien bat, ihm gar nicht einmal antworteten — das scheint doch sehr unfräulich und inhuman — Hr. von Schindel kennt manche verwöhnte Naturen noch nicht, sonst hätte er sie anders behandelt, statt so höflich und gütig an die Frauen zu schreiben, hätte er blos in öffentlichen Blättern bekannt machen sollen: „ich gebe ein Schriftstellerinnenlexicon heraus, u. s. w., die Damen, welche darin aufgenommen werden wollen, belieben sich bei mir zu melden, aber bald." — Vielleicht würden sich die am meisten gedrängt haben, welche ihn keiner Antwort würdigten. — Die Menschen sind nun einmal so, was man ihnen leicht macht, das reizt nicht.

Nächstens ein Mehreres über die einzelnen Biographien. Für's erste empfehle ich Dir die der Fürstin Pauline von Lippe Detmold, eine der edelsten und außerordentlichsten Frauen unsrer Zeit. —

93.

Frühlingsklänge. Von Georg Döring. 1822. 2 Bändchen.

Erzählungen, mit einigen Aufsätzen in gebundner Rede untermischt. Das Gegebene zeichnet sich mehr oder weniger durch gefällige Darstellung aus. Der unter dem Titel: Die Launen des Schicksals im 1sten Theile abgedruckten Geschichte, sind wir versucht, den Preis vor allen übrigen zuzugestehen. Sie versetzt den Leser nach Nürnberg, und es sind darin die dortigen Sitten und Gebräuche vor ohngefähr 300 Jahren, recht zur Anschauung gebracht, und in einem gutgehaltenen, dem Zeitalter sich annäherndem Style, der dem Ganzen sehr zu statten kommt, überaus ergötzlich vorgetragen. Zu wünschen wäre freilich gewesen, daß der wackre Messerergesell Cyprianus für die mancherlei Qualen, welche ihm angethan worden, ein minder zweideutiges Schätzchen, als Jungfer Hedchen erhalten hätte, welche gerade in der Jungfräulichkeit keine sonderliche Virtuosin zu seyn scheint. — Der Erzählung: Die weiße Frau im Schlosse zu Berlin ist übrigens so viel Mährchenhaftes eigen, daß der Schein der Wahrheit, unter dem der Verfasser sie vorträgt, eine sorgfältigere Erörterung wohl verdienen dürfte. —

17.

Literarische Nachrichten.

— Frau von Souza, früher Fladault, die Verfasserin der Adele de Senanges, hat einen neuen Roman: La Comtesse de Farzy (Paris, 4 Bände) herausgegeben, der Beifall findet.

— Die beiden unlängst in diesen Blättern erwähnten Trauerspiele von Soumet, Clytemnestra und Saul sind bereits (Paris bei Ponthieu) gedruckt.

— Leon Halevy, ein junger Dichter, hat eine neue Uebersetzung von Horazens Oden (Odes d'Horace, trad. en vers français, Paris 6 Vol. in 18) herausgegeben, die viel Verdienst hat.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 297.

27. December 1822.

Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters von Heinrich Luden. 2te Abtheilung. Jena 1822. 8. Bei Frommann.

Dem, welchem über den ersten Band dieses geistreichen Werks in diesem Blatte (J. 1821. Nr. 162 und 163) eine Stimme vergönnt war, ist es eine liebe Pflicht, auch über diesen zweiten einige Worte zu sagen.

Der unermüdete Verf. beschenkt die wissenschaftlich gebildete Welt (denn die heißhungrige Leselwelt wird schon durch andre nach Würden abgespeist,) fast zu gleicher Zeit mit zwei Werken, mit dem obengenannten, und einer, mit Anmerkungen reich ausgestatteten Uebersetzung von Sismondi's Geschichte der Franzosen. Letzterer wird es vielleicht ergehen, wie manchem Mädchen, das nur um ihrer Ausstellung willen auf die Wahlliste der Heirathscandidaten kommt und Abgang findet.

Der Verf. beschließt in diesem Bande sein Mittelalter. Denn so wie er das Mittelalter umgrenzt, wie er es ganz eigenthümlich auffaßt und durchführt, wie es aus seinem Kopfe durch seine Feder sich darstellt, als Ganzes und in den einzelnen Theilen, verdient es wohl sein Mittelalter zu heißen. Das Eigenthümliche und von allen Werken gleichen Gegenstandes Unterscheidende dieses Buchs liegt in der Behandlung des Stoffes. Es soll allerdings Geschichte enthalten, aber nicht das Einzelne, und auch nicht eine Auswahl aus dem Einzelnen (da es sonst blos Geschichtliches, nicht Geschichte enthielte). Sonach bleibt nichts übrig, als Urtheile über die Geschichte, über den Geist der Zeiten und Verhältnisse und den Charakter der Menschen, die in diesen Verhältnissen handelten, und zwar zusammenhängende und fortlaufende Urtheile zu geben. Aber, fragt nun der denkende Leser, ist man damit nicht auf ein weit öderes und ungewisseres Meer geworfen, oder vielmehr auf das ungeheure Meer nur mit einem lecken Nachen ausgesetzt, wenn man sich nicht einmal an die rein erforschte Thatsache, sondern nur an des Verfassers immer nur subjective Ansicht darüber halten soll? So scheint es allerdings, aber das Unglück ist nicht größer, als vorher, wenn man bedenkt, wie wenig (aus einem höhern Standpuncte genommen) überhaupt wahr in der Geschichte, und in der Geschichte des Mittelalters besonders ist. Auch räumt der Verf., der als ehrlicher Handelsmann seine Waare auch nur für seine Waare gibt, gleich von vorn herein (VII) ein, daß unter diesen Urtheilen über eine so ungeheure Menge von Begebenheiten manche irrig seyn mögen und seyn müssen, daß es aber auch im Mindesten nicht schade, da alles unser Wissen Stückwerk sey. „Das aber, fährt er fort, kann ich versichern, daß viele von meinen Urtheilen mir viele Mühe gemacht haben, ehe ich sie gewonnen. — Seit 14 J. habe ich die Geschichte des Mittelalters gelehrt. In diesen 14 Jahren ist schwerlich ein Tag hingegangen, an welchem ich nicht irgend etwas aus dem Mittelalter betrachtet, durchdacht oder zu erforschen gesucht hätte; und was ich gefunden zu haben glaubte, das habe ich hier ausgesprochen. Viele werden natürlich vieles anders sehen; zu meinen Ansichten aber hat es mir an Gründen nie gefehlt. Uebrigens ist es ganz richtig:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Folgende zwei Bemerkungen werden ohngefähr die Stellung dieses Buchs und seines Verfassers bestimmen helfen. Es gibt Schriftsteller, welche, wenn sie einmal mit der Masse ihrer Wissenschaft, übel oder böse, etwas fertig geworden sind, nun nach Herzenslust sie verarbeiten zu großen und zu kleinen Werken, unter diesem oder jenem Titel, aber immer nur dieselbe Masse; denen also ein Buch nicht schwer wird, wenn es heute so und morgen so verlangt wird, es auch so oder so zu geben, weil sie nur immer wieder dasselbe, nur in veränderter Gestalt aufzuwärmen, oder sich selbst aus- und nachzuschreiben brauchen. So wie es dem Bäcker, wenn er einmal seinen Teig eingemengt und durchgeknetet hat, ziemlich gleich ist, ob man Dreier- oder Groschenbrodte, oder Brodkuchen u. s. w. bestellt. Zu diesen Schriftstellern, die aus neun ihrer bereits fabricirten Bücher das zehnte mit leichter Mühe zusammenfertigen, gehört unser Verf. nicht; selbst seine Feinde haben ihm dies nicht Schuld geben können, und der Unparteiische wird sorgfältige Forschung und eigenthümliche Ansicht so wenig verkennen, als das Bestreben, sich immer auf neuen Feldern seiner Wissenschaft zu versuchen.

Eine zweite Bemerkung aber geht aus dem weiter oben Gesagten hervor. Wenn in diesem Buche nur Urtheile gegeben werden sollen (und gegeben werden), so werden dabei die Thatsachen in der Regel schon vorausgesetzt; so wie ein gerichtliches Urtheil nur für den, der die Acten gelesen hat, Licht und Interesse bekommt.

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

471

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

472

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

473

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

474

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde durch Messungen auf derselben.

Ⅱ. Sur la mesure des températures élevées. Note de M. H. Le Chatelier, présentée par M. Daubrée.

« Les méthodes de mesure des températures élevées peuvent être classées en deux groupes : les méthodes fondées sur la mesure des dilatations et celles qui reposent sur la mesure des forces électromotrices. Les premières sont les plus anciennes et les plus simples ; elles ont été employées par Wedgwood, Daniell, Pouillet, Deville et Troost, Fizeau, Pisati, Carnelley, Crafts, Meyer, Siemens, Violle, Barus, Callendar, Vicentini, Wiedemann, Weinhold, Hirsch, Mallard et moi-même. Les secondes ont été employées par Becquerel, Pouillet, Deville et Troost, Edmond Becquerel, Regnault, Matthiessen, Tait, Clifton, Roberts, Austen, Barus, Callendar, Vicentini, Wiedemann, Weinhold, Hirsch, Mallard et moi-même.

Les méthodes fondées sur la mesure des dilatations sont les plus précises, mais elles ne peuvent être employées que dans des limites de température peu étendues. Les méthodes électriques sont susceptibles de s'appliquer à des températures très élevées, mais elles sont d'une précision médiocre.

Les méthodes fondées sur la mesure des dilatations sont au nombre de trois : 1° dilatation des gaz ; 2° dilatation des liquides ; 3° dilatation des solides.

Les méthodes électriques sont également au nombre de trois : 1° mesure de la résistance électrique des métaux ; 2° mesure de la force électromotrice des couples thermoélectriques ; 3° mesure de la force électromotrice des piles.

Les méthodes fondées sur la dilatation des gaz

Nr. 1879. Bekanntmachung, betr. Aufhebung des Konsulats in Tschifu. Vom 30. Juni 1879.

Das Konsulat in Tschifu ist aufgehoben worden.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1880. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1881. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1882. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1883. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1884. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1885. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1886. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1887. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1888. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1889. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1890. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1891. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1892. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1893. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1894. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1895. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1896. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1897. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1898. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1899. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1900. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1901. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1902. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1903. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1904. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1905. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1906. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1907. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1908. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1909. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1910. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1911. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1912. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1913. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1914. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1915. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1916. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1917. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1918. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1919. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1920. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1921. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1922. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1923. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1924. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1925. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1926. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1927. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1928. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1929. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1930. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1931. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1932. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1933. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1934. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1935. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1936. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1937. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1938. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1939. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1940. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1941. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30. Juni 1879.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Hofmann.

Nr. 1942. Bekanntmachung, betr. Ausschließung des Einfuhrhafens Bremerhaven für Schweine aus Rußland. Vom 30. Juni 1879.

Auf Grund des §. 2 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen, vom 7. April 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 105) wird hierdurch bestimmt, daß die Einfuhr von Schweinen aus Rußland über den Einfuhrhafen Bremerhaven nicht stattfinden darf.

Berlin, den 30

Oesterreichisches
Conversations-Blatt.
Nr. 104. 1855.

Die Mission in Neapel.

Die Mission in Neapel ist vorüber. Sie hat, wie alle Missionen, Gutes gestiftet, und wird noch lange Früchte tragen. Sie hat, wie alle Missionen, Aufsehen gemacht, und wird noch lange Gegenstand der Besprechung bleiben. Sie hat, wie alle Missionen, Gegner gefunden, und wird noch lange Angriffen ausgesetzt sein. Sie hat, wie alle Missionen, Spott und Hohn erfahren, und wird noch lange Zielscheibe des Witzes bleiben. Sie hat, wie alle Missionen, Verfolgung erlitten, und wird noch lange Verfolgungen zu bestehen haben. Sie hat, wie alle Missionen, Lügen und Verläumdungen hervorgerufen, und wird noch lange Lügen und Verläumdungen hervorrufen. Sie hat, wie alle Missionen, Bewunderung und Begeisterung erregt, und wird noch lange Bewunderung und Begeisterung erregen. Sie hat, wie alle Missionen, Gleichgültigkeit und Kälte gefunden, und wird noch lange Gleichgültigkeit und Kälte finden. Sie hat, wie alle Missionen, Bekehrungen bewirkt, und wird noch lange Bekehrungen bewirken. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen.

Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen.

Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen.

Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen. Sie hat, wie alle Missionen, Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen gemacht, und wird noch lange Ungläubige und Sünder zu Gläubigen und Heiligen machen.

aber nach einigen allgemeinen Einwürfen gegen die Religion, immer von seinem geistlichen Ermahner bekehrt wurde. Der Theil der Kirche hinter dem Hochaltar war mit Beichtstühlen angefüllt, wo die, von den Missionarien abgewiesenen Weiber erschrocken und niedergeschlagen bei den Pfarrgeistlichen zur Beichte gingen. Abbé Janson, der Großmissionar, erklärte von der Kanzel: er könnte, wenn Weiber ihm beichteten, immer darauf rechnen, eher die Sünden von allen ihren Nachbarn, als ihre eignen zu hören.

Es wurde ein festlicher Zug durch die Stadt angestellt, um der heiligen Jungfrau, der Schutzheiligen des Reichs, alle Kinder zu weihen. Die Bischöfe und ihr Gefolge eröffneten den Zug. Die weißgekleideten Kinder mit Fackeln in der Hand, umgaben das Bild der heiligen Jungfrau, das zwölf reichgeschmückte Mädchen trugen. Nach geendigter Feierlichkeit stieg der Bischof, wie die Missionarien riethen, auf einen großen Tisch und gab dem Volke den Segen. Zum Unglück aber mußten einige Umstände die Feierlichkeit fast spaßhaft machen. Fürs Erste fand sich kein Marienbild, und in der Verlegenheit wurde ein Bild der Freiheit, das in der Revolutionszeit bei festlichen Aufzügen gedient hatte, zur Stellvertretung genommen, als man es neu übermalt und das Wort Freiheit auf dem Fußgestell ausgelöscht hatte. Aber man erkannte es dennoch, und ein Schalk rief aus: Voilà notre Dame de la liberté! Noch ärger aber war ein andrer Uebelstand. Die Missionarien hatten eine Karawane, worunter kämpfende Hunde und Esel waren, aus der Stadt verwiesen, und als die Bestien eben dem Gebote gehorchten, folgte der Festzug langsam in der engen Straße nach und mußte halten. Da hieß es: Kein Wunder, daß die Procession verhunzt wird, wenn Esel sie anführen! Und von dem leidigen Zusammentreffen bekamen die Missionarien den Spottnamen: Eseltreiber. — Am Palmsonntage ein noch glänzenderes Schauspiel. Die Domkirche mit Fackeln erleuchtet; Jeder eine Fackel in der Hand; das Orchester mit prächtigen Teppichen behangen; ein hell erleuchteter, mit goldnen Lilien besäeter Altar, mit Reihen von Orangen- und Myrtenbäumen auf beiden Seiten, und darüber, 60 Fuß hoch, eine Wolke, worin, von Strahlenglanz umgeben, das Sacrament sich zeigte. Die Feierlichkeit schloß mit der Errichtung des Kreuzes; ein glänzendes Schauspiel, trefflich berechnet, auf das Volk zu wirken und die katholischen Gebräuche in ihrem Pomp zu zeigen. Der Zug ging aus der Domkirche rings um die Stadt bis zu den Boulevards, dem bischöflichen Palaste gegenüber. Voran eine Abtheilung Gensdarmen; dann 800 Priester; 600 Weiber, halb schwarz, halb weiß gekleidet und Psalmen singend; 1300 Kreuzträger, in Abtheilungen von 100 jede; das 50 Fuß lange Kreuz mit einem 9 Fuß hohen Christus; Knaben mit Rauchfässern; der Bischofstab und Reliquien; Kirchenfahnen; der Bischof und der Obermissionar; der Präfect und Unterpräfect mit sämmtlichen öffentlichen Beamten im vollen Staat, und zuletzt ein Volkshaufen von beinahe 30,000 Menschen mit den Fahnen, Kreuzen und Reliquien ihrer Pfarrkirchen. Rings um die Stadt Triumphbögen mit Lilien gekrönt; die Häuser mit weißen Tüchern behangen, und weiße Flaggen aus allen Fenstern wehend. Alles ging gut bis zur Aufrichtung des Kreuzes; da rissen die Stricke, und als die Dunkelheit darüber einbrach, mußte das Crucifix die ganze Nacht auf der Erde liegen bleiben. Am andern Morgen ward es endlich mit Hülfe eines Seeoffiziers errichtet, und der Obermissionar schloß seine Rede an das Volk mit den Worten: Voilà donc mes frères — cette croix, l'abrégé de la religion toute entière! Und als er sie an das Versprechen erinnert hatte, das sie in der allgemeinen Beichte gegeben, fuhr er fort: „Dieser Ruf: Vive Jesus! Vive la croix! beweiset, daß ihr eure Zusage nicht vergessen habt. Ja, unsre erste und größte Pflicht gehört gewiß dem Könige des Himmels; aber es gibt noch eine andre Pflicht, die gleich nach dieser folgt, Liebe, Treue und Gehorsam gegen die Könige der Erde. Darum vereinigt alle eure Herzen und alle eure Stimmen im Preisgesang und im Gehorsam gegen den weisen König, den der Himmel in seiner Barmherzigkeit, und auf das Flehen der heiligen Kirche, seinen betrübten Unterthanen wiedergegeben hat. Biedre Bewohner dieses Landes, ich bin überzeugt, eure Herzen sind ihm geweiht.“ Als das Volk nun gerufen hatte: Vive le Roi! Vivent les Bourbons! nahm der Prediger wieder das Wort: „Meine Brüder, das Verbrechen wähnte, den Namen des heiligen Ludwigs in der Wurzel zerstört zu haben; aber die Vorsehung vereitelte solche Anschläge und gab uns das Wunderkind, das Kind Europa's. Engel bewachen die Wiege, die unser künftiges Leos umschließt. Möge das geliebte Kind leben, auf daß es eine Stütze der Religion und der Ruhm und das Glück dieses Landes werde. Vive — vive le Duc de Bordeaux!“ Er schloß darauf, mit dem Volke in das Lied zum Preis der Bourbons einstimmend, dessen Chor heißt:

Vive Jesus, vive sa croix —
Vivent les Bourbons et la foi.

Man bietet alle Künste auf, um die Versammlungen der Missionarien zu füllen, und wenn das Volk einmal versammelt ist, weiß man seinen Aberglauben und seine alten Gewohnheiten als Waffen gegen dasselbe zu gebrauchen. Die Predigten der Missionarien mögen zur Erreichung dieses Zweckes gut seyn, obgleich sie sonst weit hinter den Erwartungen bleiben, die man von Leuten hegen könnte, welche doch durch ihre Rednergaben sich zu ihrem Amte empfohlen haben mögen. Alle ihre Reden schärfen die Nothwendigkeit ein, die Lehren der heiligen Kirche zu befolgen; aber mitten durch die schönen Worte blickt doch immer die innerste Gesinnung hervor. Man stellt Vergleichungen an, spricht von dem Glücke, einen unehrgeizigen König zu haben; man vergißt auch nicht, einzuschärfen, wie es das Staatswohl erfordere, daß kein Deputirter sein Gewissen einer, gegen die Legitimität feindselig gesinnten Partei

Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) Satz 1 Halbsatz 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„Die Bundesanstalt für Flugsicherung wird errichtet als Anstalt des öffentlichen Rechts mit dem Sitz in Frankfurt (Main)."

Artikel 2

Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) Satz 1 Halbsatz 2 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„Sie untersteht dem Bundesminister für Verkehr."

Artikel 3

Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) Satz 2 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„Sie kann Zweigstellen errichten."

Artikel 4

Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. bb) des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„bb) Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Buchstabe a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 5

Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. b) des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„b) Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Buchstabe a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 6

Abschn. 1 Nr. 2 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„2. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Nr. 1 vereinbar ist."

Artikel 7

Abschn. 2 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 8

Abschn. 3 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 9

Abschn. 4 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 10

Abschn. 5 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 11

Abschn. 6 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 12

Abschn. 7 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 13

Abschn. 8 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 14

Abschn. 9 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 15

Abschn. 10 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 16

Abschn. 11 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 17

Abschn. 12 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 18

Abschn. 13 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 19

Abschn. 14 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 20

Abschn. 15 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 21

Abschn. 16 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 22

Abschn. 17 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 23

Abschn. 18 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 24

Abschn. 19 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 25

Abschn. 20 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 26

Abschn. 21 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 27

Abschn. 22 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 28

Abschn. 23 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 29

Abschn. 24 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 30

Abschn. 25 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 31

Abschn. 26 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 32

Abschn. 27 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 33

Abschn. 28 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 34

Abschn. 29 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 35

Abschn. 30 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 36

Abschn. 31 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 37

Abschn. 32 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 38

Abschn. 33 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 39

Abschn. 34 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 40

Abschn. 35 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 41

Abschn. 36 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 42

Abschn. 37 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 43

Abschn. 38 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 44

Abschn. 39 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 45

Abschn. 40 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 46

Abschn. 41 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 47

Abschn. 42 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 48

Abschn. 43 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 49

Abschn. 44 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 50

Abschn. 45 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 51

Abschn. 46 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 52

Abschn. 47 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 53

Abschn. 48 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 54

Abschn. 49 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 55

Abschn. 50 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 56

Abschn. 51 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 57

Abschn. 52 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 58

Abschn. 53 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 59

Abschn. 54 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 60

Abschn. 55 Nr. 1 des Gesetzes über die Errichtung einer Bundesanstalt für Flugsicherung (Flugsicherungsgesetz) vom 23. Mai 1953 (BGBl. I S. 241), zuletzt geändert durch Gesetz vom 29. Juli 1957 (BGBl. I S. 1091), wird wie folgt gefaßt:

„1. Die Bundesanstalt für Flugsicherung ist befugt, Flugsicherungsdienste für Luftfahrzeuge anderer Staaten zu übernehmen, soweit dies mit den Aufgaben nach Abschn. 1 Nr. 1 Buchst. a) Doppelbuchst. aa) vereinbar ist."

Artikel 61

Abschn. 56 Nr. 1 des G

Bestimmungen des Gesetzes vom 30. Juni 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 266) und der Verordnung vom 15. Juli 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 1105) über die Verwendung von Zucker zu technischen Zwecken und zur Bereitung von Nahrungs- und Genußmitteln.

Vom 15. Juli 1900.

Auf Grund des § 1 Abs. 2 des Gesetzes vom 30. Juni 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 266) wird verordnet, was folgt:

§ 1. Zucker darf zu technischen Zwecken und zur Bereitung von Nahrungs- und Genußmitteln nur verwendet werden, wenn er mit einem Stoffe versetzt ist, der seine Verwendung zum menschlichen Genusse ausschließt oder erkennbar macht.

§ 2. Als Stoffe im Sinne des § 1 gelten:

1. Denaturirungsmittel, welche nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes vom 27. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) und der Verordnung vom 27. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 237) zur Denaturirung von Salz zugelassen sind;
2. Bitterstoffe, welche nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes vom 27. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 233) und der Verordnung vom 27. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 237) zur Denaturirung von Salz zugelassen sind;
3. Pyridinbasen, Chinolinbasen, Anilin, Toluidin, Xylidin, Cumidin, Cymidin, Naphtylamin, Phenol, Kresol, Xylenol, Naphtol, Thymol, Naphtylaminsulfosäure, Naphtolsulfosäure, Naphtolcarbonsäure, Naphtolsulfocarbonsäure, Naphtolsulfonat, Naphtolcarbonat, Naphtolsulfocarbonat, Naphtylaminsulfonat, Naphtylaminsulfocarbonat, Naphtylaminsulfocarbonsäure, Naphtylaminsulfonsäure, Naphtylaminsulfonsäure, Naphtylaminsulfocarb

Allgemeines
Landesgesetz-Blatt
für
Bayern.
Nr. 100.
München, den 6. Dezember 1919.

Inhalt: Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Niederbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Schwaben vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Unterfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Mittelfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberpfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Pfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Niederbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Schwaben vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Unterfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Mittelfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberpfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919. — Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Pfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

(Nr. 1000) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Oberbayern wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1001) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Niederbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Niederbayern wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1002) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Schwaben vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Schwaben wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1003) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Unterfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Unterfranken wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1004) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Mittelfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Mittelfranken wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1005) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Oberfranken wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1006) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberpfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Oberpfalz wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1007) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Pfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Pfalz wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1000) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Oberbayern wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1001) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Niederbayern vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Niederbayern wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1002) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Schwaben vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Schwaben wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1003) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Unterfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Unterfranken wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1004) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Mittelfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Mittelfranken wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1005) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberfranken vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Oberfranken wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1006) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Oberpfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Oberpfalz wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

(Nr. 1007) Gesetz, die Abänderung des Gesetzes über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt für Pfalz vom 30. Juni 1911 betreffend. Vom 3. Dezember 1919.

Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern, erlassen auf Grund des Gesetzes vom 4. Februar 1919, die Übertragung der Befugnisse der Gesetzgebung betreffend, mit Zustimmung des Landtags, was folgt:

§ 1.

Die Landesversicherungsanstalt für Pfalz wird ermächtigt, Ruhegehalt, Witwen- und Waisengeld an ihre Beamten und deren Hinterbliebene nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Versorgung der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen vom 15. August 1908 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 1009) zu gewähren.

§ 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruck Unseres Königlichen Insiegels.

München, den 3. Dezember 1919.

Ludwig.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs:

Der Staatsminister des Innern:
Auer.

er, und weist auf Zeichen hin, die dies verkünden. Hierunter zählt er, als erstes Beginnen des Rückgangs, das, was sich in Neapel neuerdings begeben, seit die Handschreiben des Kaisers Franz an den König dort der Verfolgungssucht in ihrem besten Betrieb ein schnelles Ziel gesetzt. Als das zweite noch bedeutsamere Zeichen erklärt er die Weise, in welcher sich Kaiser Alexander mit Zurückweisung jeder Eroberungssucht bei Gelegenheit des griechischen Aufstandes benommen (S. 111). Der heilige Bund soll nun das Werk vollenden und vermittelnd für die Griechen einwirken (S. 117), in die spanischen Angelegenheiten sich aber nicht einmischen (S. 118) und sich nicht länger weigern, den neu erwachten Kräften in der Gesellschaft auch neue Organe in der Verfassung zuzugestehen (S. 132). Damit aber ist seine Aufgabe noch nicht erschöpft, er soll das ersterbende religiöse Gefühl wieder beleben, und nicht selbst zur Erstickung desselben beitragen (S. 134). Auch die Sittlichkeit soll er wieder herzustellen bemüht seyn und wohl beherzigen, daß sie vor allen durch die Höfe zu Grunde gerichtet worden (S. 138), und daß hierzu auch das von den Regierungen begünstigte Späherwesen wesentlich beigetragen habe und noch beitrage (S. 143). Die Künste des Friedens, die Erhöhung des innern Wohlstandes der Länder, die Beförderung des Handels soll er bewirken, und vor allen die Einleitung treffen zur endlichen Entwaffnung Europas (S. 148).

Eine bittere Klage über Deutschlands Zerfallenheit, und über die politische Charakterlosigkeit der Deutschen macht den Schluß, welchem der Verf. dadurch seine Herbheit zu benehmen sucht, daß er die Privattugenden aufzählt, welche die Deutschen noch aus dem Schiffbruch gerettet haben: religiösen Glauben, Tapferkeit, gesunden Hausverstand, sittlichen Ernst, treuherzige Ehrlichkeit, Schlichtheit und Verlässigkeit der Gesinnung, unerschütterliche Treue, Natursinn, Gutmüthigkeit, tiefen Rechtssinn, Geradheit und Aufrichtigkeit, Billigkeitsgefühl, Unverdrossenheit und stille Selbstbeschränkung. Die politische Wiedergeburt der Deutschen kann, wie der Verf. zuletzt sagt, nur durch die Zusammenwirkung der Nation und ihrer Machthaber in gleicher Gesinnung zu ihrer Reife gedeihen. Darum soll der Congreß der Fürsten auch ein Congreß des Volkes und der Völker, ein kleiner Rath und ein großer Rath zur Förderung des gemeinen Wohles vereint, durch gegenseitige Leistungen bedingt seyn.

Der Verfasser unterzeichnet: Strasburg den 18ten October 1822.

Dies ist der Ideengang des Werks. Es wurde aber dem Ref. desselben schwer, sich nicht von den mächtigen geflügelten Worten des begeisterten Sehers aus dem Gebiete des Berichterstatters in ein anderes hinwegtragen zu lassen. Gerne theilt er denjenigen Lesern des Conv. Bl., welchen die Schrift selbst noch nicht zugekommen ist, einige der anziehendsten Stellen mit:

(S. 18) „So blieb der kluge, einst verachtete und mishandelte Geselle (der Weltverstand) beinahe alleiniger Herr im Hause, das er nach seiner Weise einzurichten seit Jahrhunderten unablässig sich bemüht. Wie es ihm damit gelungen, was er Erstaunenswürdiges in jeglichem Gebiete ausgerichtet; wie er durch alle Naturreiche hindurch gefahren, alle Naturgeister seiner Industrie dienstbar gemacht; wie er die Geheimnisse der Erde aus ihrem stillen Schooß herauf, und die Sterne vom Himmel durch seine Formeln herabbeschworen; wie er unermeßliche Massen des Wissens aufgehäuft und Licht in alle dunkele Abgründe hinabgeleitet: das kann keinem, der nicht von Unwissenheit oder Befangenheit geblendet, der Augen Licht verloren, verborgen seyn. In seinem Thun und Treiben ist dann allmählig der stehende und vorherrschende Charakter unserer Zeit hervorgegangen; ungemeine, reiche, glänzende, durchdringende Verstandeskraft, bei mattem, schlaffem Lebensmuthe, und ausgelassene Begier bei hinfälliger, welker und darum reizbarer Sinnlichkeit; dabei durchgängig eben so entschiedene Unvernunft, wie früher wohl gleicher Unverstand herrschend gewesen."

(S. 31) „Ideen sind keine leeren Worte, noch auch Redefiguren, Tropen, Elipsen und Metaphern, in ein Narrenseil geflochten, um die Albernen damit zu führen. Es sind nicht schöne Sentenzen, die man von Zeit zu Zeit wie Roth auflegt, um die natürliche Blässe damit lügenhaft zur Lebensfarbe aufzuhöhen. Es sind nicht Putzstücke geistlichen oder höfischen Ornats, die man an Werktagen beschlossen hält, an Feier- und Gallatagen aber zum Prunk anlegt; es ist überhaupt nichts, was besessen wird und dient, sondern was besitzt und herrscht. Es sind höchst wirksame Thätigkeiten, die nicht dies oder jenes Vermögen, sondern den ganzen Menschen ungetheilt in Anspruch nehmen; die nicht zu dieser Zeit schlafend ruhen, zur andern losgelassen ihr Daseyn fühlbar machen; sondern einmal frei das ganze Leben und all sein Thun erfüllen. Sie wissen heilsamen Dienst zu leisten, lassen aber nie zu eigensüchtigen Zwecken und Interessen sich ungestraft misbrauchen; am wenigsten mögen sie tyrannischer Gewalt dienstbar seyn, und treten, dazu gedrungen, schnell auf die Seite der Unterdrückten über. Und wer sich unter ihr Richtmaß stellt, hat eine schwere Verbindlichkeit, nicht blos vor Gott, sondern auch vor den Menschen sich auferlegt; er hat den Maßstab neben sich gestellt, mit dem die Meinung der Zeitgenossen und die Geschichte in den kommenden Jahrhunderten ohne Fehl seine Handlungsweise messen mag. Denn mit der Anerkenntniß der religiösen Idee, als leitenden Princips für die Politik, ist die Staatskunst aus dem engen Cabinette, wo mit Recht die Eingeweihten allein zu Rathe sitzen, ins Allgemeine, Menschliche versetzt, wo jeder, der menschlich fühlt, und sonst den Gott in der Brust nicht ausgetrieben, mitzusprechen, und die öffentliche Meinung hat, mit zu urtheilen, berufen ist. Da das Christenthum nicht ein Privatgut der Staatsmänner, sondern ein Gemeindesitz der ganzen Menschheit ist; da seine Grundsätze nicht zu den

Mr. Pitt moved, that the House do now resolve itself into a Committee of the whole House, to consider of the Duties on Wines, Vinegar, Tobacco, Snuff, Cyder, Perry, Mum, Sweets, Coffee, Tea, Chocolate, Cocoa-nuts, Pepper, Pimento, Spices, Drugs, Dyeing Materials, Fruits, Roots, Plants, Seeds, Pickles, Sauces, Oils, Salts, Glass, Earthenware, Paper, Hops, Starch, Soap, Candles, Leather, Skins, Furs, Hats, Cloths, Stuffs, Silks, Linens, Cottons, Calicoes, Muslins, Lace, Fringes, Gloves, Hosiery, Millinery, Ribbands, Ironmongery, Cutlery, Hardware, Toys, Clocks, Watches, Plate, Jewellery, Gold and Silver Wire, Gold and Silver Leaf, Perfumery, Cabinet Wares, Turnery, Wares, Pictures, Prints, Books, Maps, Musical Instruments, Millstones, Coals, Timber, Boards, Deals, Staves, Hoops, Pipe Shooks, Wainscot, Cork, Pitch, Tar, Rosin, Turpentine, Tallow, Whalebone, Train Oil, Blubber, Spermaceti, Wax, Alum, Copperas, Saltpetre, Brimstone, Barilla, Kelp, Anchors, Cables, Ropes, Bricks, Tiles, Lead, Shot, Red Lead, White Lead, Litharge, Painters Colours, Gums, Resins, Cotton Wool, Cotton Yarn, Raw Silk, Thrown Silk, Silk Yarn, Worsted Yarn, Woollen Yarn, Thread, Feathers, Flax, Hemp, Rags, Ivory, Bone, Horn, Tortoiseshell, Mother of Pearl, Beads, Amber, Jet, Coral, Tin, Iron, Steel, Copper, Brass, Pewter, Quicksilver, Gold, Silver, Precious Stones, Pearls, Watch Movements, Clock Movements, Musical Clocks, Musical Watches, Musical Snuff Boxes, Musical Toys, Musical Bells, Musical Barrels, Musical Pins, Musical Springs, Musical Cylinders, Musical Tubes, Musical Keys, Musical Hammers, Musical Wires, Musical Strings, Musical Frames, Musical Boxes, Musical Movements, Musical Instruments, Musical Wares, Musical Manufactures, Musical Productions, Musical Inventions, Musical Improvements, Musical Discoveries, Musical Arts, Musical Sciences, Musical Knowledge, Musical Learning, Musical Education, Musical Taste, Musical Genius, Musical Talents, Musical Abilities, Musical Powers, Musical Faculties, Musical Qualities, Musical Properties, Musical Characteristics, Musical Peculiarities, Musical Singularities, Musical Curiosities, Musical Rarities, Musical Antiquities, Musical Relics, Musical Remains, Musical Fragments, Musical Specimens, Musical Samples, Musical Models, Musical Patterns, Musical Examples, Musical Instances, Musical Cases, Musical Facts, Musical Circumstances, Musical Events, Musical Occurrences, Musical Incidents, Musical Accidents, Musical Chances, Musical Hazards, Musical Risks, Musical Dangers, Musical Perils, Musical Misfortunes, Musical Calamities, Musical Disasters, Musical Catastrophes, Musical Ruins, Musical Destructions, Musical Annihilations, Musical Extinctions, Musical Deaths, Musical Burials, Musical Funerals, Musical Obsequies, Musical Exequies, Musical Dirges, Musical Requiems, Musical Elegies, Musical Epitaphs, Musical Monuments, Musical Tombs, Musical Graves, Musical Sepulchres, Musical Vaults, Musical Catacombs, Musical Pyramids, Musical Obelisks, Musical Columns, Musical Arches, Musical Gates, Musical Doors, Musical Windows, Musical Walls, Musical Towers, Musical Steeples, Musical Spires, Musical Turrets, Musical Battlements, Musical Ramparts, Musical Bastions, Musical Moats, Musical Drawbridges, Musical Portcullises, Musical Barbicans, Musical Outworks, Musical Fortifications, Musical Citadels, Musical Castles, Musical Palaces, Musical Houses, Musical Cottages, Musical Huts, Musical Hovels, Musical Sheds, Musical Barns, Musical Stables, Musical Coachhouses, Musical Granaries, Musical Warehouses, Musical Shops, Musical Stalls, Musical Booths, Musical Tents, Musical Pavilions, Musical Marquees, Musical Awnings, Musical Canopies, Musical Umbrellas, Musical Parasols, Musical Fans, Musical Screens, Musical Curtains, Musical Hangings, Musical Tapestries, Musical Carpets, Musical Rugs, Musical Mats, Musical Cushions, Musical Pillows, Musical Bolsters, Musical Mattresses, Musical Beds, Musical Couches, Musical Sofas, Musical Chairs, Musical Stools, Musical Benches, Musical Tables, Musical Desks, Musical Bureaus, Musical Cabinets, Musical Chests, Musical Drawers, Musical Boxes, Musical Trunks, Musical Portmanteaus, Musical Bags, Musical Baskets, Musical Hampers, Musical Crates, Musical Barrels, Musical Casks, Musical Kegs, Musical Tubs, Musical Buckets, Musical Pails, Musical Cans, Musical Bottles, Musical Jars, Musical Pots, Musical Pans, Musical Kettles, Musical Cauldrons, Musical Boilers, Musical Stoves, Musical Ovens, Musical Grates, Musical Fireplaces, Musical Chimneys, Musical Flues, Musical Hearths, Musical Fenders, Musical Fireirons, Musical Tongs, Musical Shovels, Musical Pokers, Musical Bellows, Musical Brushes, Musical Candlesticks, Musical Lamps, Musical Chandeliers, Musical Sconces, Musical Candles, Musical Tapers, Musical Wicks, Musical Snuffers, Musical Extinguishers, Musical Matches, Musical Tinderboxes, Musical Flints, Musical Steels, Musical Tinder, Musical Touchwood, Musical Brimstone, Musical Phosphorus, Musical Gunpowder, Musical Saltpetre, Musical Charcoal, Musical Coals, Musical Cinders, Musical Ashes, Musical Embers, Musical Sparks, Musical Flames, Musical Heat, Musical Warmth, Musical Comfort, Musical Convenience, Musical Luxury, Musical Elegance, Musical Splendour, Musical Magnificence, Musical Grandeur, Musical Pomp, Musical Parade, Musical Show, Musical Ostentation, Musical Vanity, Musical Folly, Musical Madness, Musical Frenzy, Musical Delirium, Musical Fever, Musical Disease, Musical Sickness, Musical Illness, Musical Infirmity, Musical Weakness, Musical Debility, Musical Languor, Musical Lassitude, Musical Fatigue, Musical Exhaustion, Musical Death.

Digitized by Google

schen einmal als die einzige Helferin in der Noth erkannt, und die so schnöde gemisshandelt, wie wir zum Theil gesehen, leicht, wenn auch mit allen Beschwörungen beschworen, doch nicht wieder erscheinen möchte, wenn abermal noch stärkere Sorgennoth hereingebrochen." 24.

Chrysostomus. Drama in fünf Aufzügen von Fr. von Uechtritz. Brandenburg 1823. Wiesike.

Auch einen Kirchenvater schützt seine Würde nicht davor, Held eines Dramas zu werden. Das Motto sagt: Ein geduldiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist. So schön der Spruch ist, könnte er doch als üble Vorbedeutung für die dialtische Kraft des Dramas gelten. Aber die Lehre soll nur aus dem Schluß gezogen werden, denn Chrysostomus will als gewaltiger Reformator auftreten, und wird zuletzt durch das Mißglücken seiner Plane zur Demuth bekehrt. Die romanische, entartete Welt ist nicht fähig, seine Plane zu fassen, in der unverdeckten Naturkraft der germanischen Stämme soll das Bessere neu erblühen.

Es welkt der Lorbeer, wächst der Eichenbaum,
Und nach den Römern herrschen die Germanen.

Der Inhalt theilt sich in die Anstrengungen des Kirchenvaters und das Cabaliren eines ganz entarteten Hofes und Geschlechtes. Als Ruhepunct erscheinen die tugendhaften Gothen, repräsentirt durch den Bruder des gothischen Alarichs, den nachmaligen König Ataulf, und die Gothin Anna nebst Familie.

Was nun den eigentlichen Helden betrifft, so ist, und soll es auch der Absicht des Dichters nach seyn, dessen Activität nur eine vermeintliche. Diese Absicht kann aber nicht rechtfertigen, daß er sogar nicht die Seele des Ganzen ausmacht, sondern immer nur gelegentlich vorgehoben zu seyn scheint, um seine hochtönenden Worte anzubringen.

Weit gelungener ist der erbärmliche byzantinische Hof gemalt. Seine Erbärmlichkeit, wenn sie auch Karikatur ist, bildet doch ein Ganzes. Der Verf. hat hier ganz verständlich seine Meinung ausgesprochen: wie das Großartige oft durch die lächerlichsten, kleinlichen Intriguen befördert oder hintertrieben wird. Historisch treu können übrigens die hier auftretenden Charaktere nicht seyn, denn auch zur allerverderbtesten Zeit des griechischen Kaiserthums könnten Gestalten wie Nicomedes und Silvanus, der comes domesticorum und comes castrensis nicht den byzantinischen Hof ausgemacht haben. Nicomedes ist ein widriger Stutzer, und es ist unmöglich, daß ein solcher Narr vor einer Frau, wie die Kaiserin Eudoxia, zu Füßen fallen darf, um von seinem abgefaßten Briefe also zu sprechen:

War der Brief nicht gut?
O jene Wendung! — der Bischof Pfui!
Ein wenig Lob nur Augustissima.
Ein wenig Lob nur für die schöne Wendung!
Ich muß verzweifeln, wenn ihr sie verkennt.

Vom Schwert Ataulfs zu Tode getroffen, ruft er aus:

In meinem Pulte — findet sich — die Grabschrift,
Die ich mir selbst gesetzt. O armer Comes!

Silvanus, der Schlemmer, ist natürlicher. Sein plötzliches Umspringen zur Partei des Chrysostomus, damit seinem Rival im Gastereigeben durch den strengen Bischof untersagt werde, die ihm, dem Silvanus, durch Verkauf entrissenen Pfauen, den Gästen aufzutischen, ist überraschend und gut motivirt. Der Kaiser Arcadius ist über alle Klüglichkeit kläglich. Die Wendung, mit der er seine Majestät erklärt, als man von allen Seiten ihm zum Entschlusse wegen Chrysostomus drängt, ist höchst komisch:

Ich — ich entschließen!
Ich will mich nicht entschließen — nein — ich will nicht.

Theophilus.

Wie?

Arcadius.

Soll ich meinen Willen nicht behaupten?
Trag' ich das Diadem nicht um die Stirn?
Den Purpurmantel nicht um meine Schultern?
Bin ich Arcadius nicht, nicht der Augustus?

Hofmann.

Was ist der Majestät? So hat sie niemals,
So niemals noch gerudt, sich auszusprechen.

Theophilus.

Es kann doch nicht so bleiben.

Arcadius.

Nun ich kann euch
Nicht helfen — doch ich will mich nicht entschließen.
Das Diadem hab ich mir umgelegt,
In meinen Purpur hab' ich mich gehüllt,
Und meinen Willen will ich heut behaupten.

Theophilus ist eine Null. Vigilius ist der einzige, nach der Natur gezeichnete und trefflich gehaltene Charakter. Eudoxia ist es nur zur Hälfte.

Zu loben ist, daß weder falscher Pathos noch lyrischer Erguß den Dialog von der Natur entfernt. Dafür erhebt sich aber die Sprache auch selten oder nie zu einer poetischen Klarheit und Harmonie. Der Verf. ist auch noch nicht Meister der Verse, sonst würde, ohne an Gedanken zu verlieren, der Band wohl ein Drittel seiner gegenwärtigen Dicke entbehren. 85.

Die Braut. Ein romantisches Gemälde, übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 2te verbesserte Auflage 1822.

Die Verbesserung dieser neuen Auflage betrifft sehr wesentliche Gegenstände. Herr L. hatte bei seiner ersten Uebersetzung dieser, in der letzten Reihe der Tales of my Landlord stehenden Geschichte, unter der Voraussetzung, dem deutschen Publicum manche Stellen durch Abkürzung angenehmer zu machen, Einiges mehr zusammengezogen, Anderes, wie z. B. das darin in gebundener Rede Vorhandene, und unter diesem vorzüglich die Ueberschriften jedes einzelnen Capitels ganz weggelassen. Allein die neuerlich bis zum Studium gesteigerte Liebhaberei auch der Deutschen, an den Erzeugnissen des ausgezeichneten schottischen Dichters scheint ihn bestimmt zu haben, dieses Werk nunmehr ganz vollständig und mit aller seiner charakterischen Eigenheit erscheinen zu lassen. 17.

Literarische Nachrichten.

Außer den neulich erwähnten Denkwürdigkeiten von Gwynne hat Walter Scott aus den Handschriften der Advocaten-Bibliothek zu Edinburgh vor Kurzem herausgegeben: Chronological Notes on scotish affairs, from 1680 till 1701, being chiefly taken from the diary of Lord Fountainhall — Edinburgh bei Constable, in 4. Nur 120 Exemplare wurden davon abgedruckt. Es sind nur kurze Nachrichten zur Geschichte eines zwar wichtigen, aber bekannten Zeitraumes, die besonders einem Schriftsteller, der die Sitten jener Zeit zu schildern versucht, sehr schätzbare Züge liefert. „Wenn wir sehen," sagt ein englischer Beurtheiler, „daß sie aus demselben Orte kommen, woher uns andre Forschungen ähnlicher Art zugekommen sind, und daraus abnehmen können, mit welchen Untersuchungen man sich in Abbotsford (Scott's Landsitze) beschäftigt, so erhält man einen bekräftigenden Beweis, — wofern es noch eines Beweises bedarf — daß Walter Scott Verfasser der schottischen Romane ist."

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 300.

31. December 1822.

Ueber den Zustand von Irland.

Vierter Artikel.

(Den dritten Artikel siehe Nr. 294.)

Regierung und obrigkeitliche Personen.

Die gänzliche Emancipation und die Veränderung oder Vernichtung des Zehenden, wovon wir in den Artikeln II und III, Bl. 238 und 294, geredet haben, wird doch nur eine, vergleichungsweise geringe Wirkung haben, wenn nicht zugleich das System geändert wird, nach welchem bisher der executive Theil der Regierung in Irland geführt worden ist. Die Regierung muß keine Factionisten-Regierung mehr bleiben, sie muß nationell werden. Die antikatholische Faction, welche bisher das Regiment allein in den Händen hatte, hat nie geduldet, daß die Katholiken den geringsten, reellen und bleibenden Vortheil von den Vergünstigungen zogen, welche ihnen im Jahre 1793 zugestanden sind. „Man hat oft gefragt," sagt Plunket in seiner Parlamentsrede (22. April 1822), „weshalb, auch nach den ertheilten Vergünstigungen für die irländischen Katholiken, diese doch nie zufriedener geworden sind, oder das Erwünschte erlangt haben? Eine Ursache davon kann ich angeben. Sie ist die: weil diese Begünstigungen nie von dem Fluche der fanatischen Protestanten befreiet wurden, die alles Gute, was den Katholiken, es sey aus königlicher Gnade oder vom Parlamente, zugedacht war, gleichsam mit ihrem Gifte bespritzten und die Früchte, welche die Katholischen ernten sollten, an der Wurzel verdarben. Alles, was der König oder das Parlament gethan hat, um die Irländer zufrieden zu stellen, sie liberal zu behandeln und sie zu versöhnen, wurde von dieser Faction aufgefangen, und entweder ihnen gänzlich vorenthalten oder so verschnitten und verstümmelt, daß es für die Empfänger allen Werth verlor. Die Gewaltschritte der katholischen Anführer, die unter dem Regimente des Herzogs von Richmond und des Herrn Peel so viel Scandal gaben, waren doch blos dadurch veranlaßt und rege erhalten worden, daß man diese Leute vorher so hart wegen ihrer, an sich unschuldigen Schritte, womit sie sich ans Parlament wandten, verfolgte, so wie durch die frivolen, scandalösen und boshaften Libelle gegen das ganze katholische Volk in Irland, welche die Regierung ganz öffentlich gegen Bezahlung schreiben ließ." Dieses wurde dem Parlamente von Plunket (26. April 1816) öffentlich vorgeworfen, ohne daß es den Vorwurf widerlegen konnte. Die Umstände, welche die Entlassung des Lord Talbot veranlaßten, werden wohl hoffentlich die Augen der Minister und des Parlaments ganz öffnen, und sie von der Nothwendigkeit überzeugen, Irland von dem Colonial- oder Deputations-Gouvernement endlich zu befreien. Das Volk ist so lange gewöhnt, sich von der ihm aufgedrungenen ultraprotestantischen Obrigkeit mishandeln zu sehen, und diese Partei ist, weil sie es stets betrogen und um den Segen gebracht hat, den ihm der König und das Parlament angedeihen lassen wollte, so verhaßt geworden, daß es nie zu irgend einer Anordnung, die das Parlament für sein Wohl macht, Zutrauen fassen wird, so lange man es durch solche, in seinen Augen schlechte Menschen regieren läßt. Nie haben die Irländer von dieser Partei etwas Gutes erfahren, und sie erwarten daher nicht eher Hülfe und Schutz, als bis man ihnen verstattet, sie unmittelbar bei dem König und bei seinen Ministern in London zu suchen.

Die Communication zwischen London und Dublin ist auch jetzt, bei den verbesserten Wegen und vermittelst der Dampfschiffahrt so vollkommen sicher, so regelmäßig leicht und schnell, daß nicht zu begreifen ist, weshalb nicht ein Staats-Secretair in London die Angelegenheiten Irlands eben so gut und pünctlich sollte betreiben können, als er jetzt die schottischen Angelegenheiten betreibt. Ein Lord-Lieutenant könnte in jeder Grafschaft angestellt werden, um an Ort und Stelle das Interesse der Regierung zu besorgen, sie von allen Zeichen von Unruhe zu benachrichtigen und zugleich einzuschreiten, wenn die obrigkeitlichen Personen willkürlich oder gewaltsam verfahren oder sich nachlässig in ihrer Pflicht bewiesen, kurz zu verhindern, daß sie nicht, wie bisher, entweder in einer fieberhaften Parteiwuth auf die Unterthanen losführen, oder in eine pflegmatische Trägheit und Unthätigkeit verfielen. Auf diese Art würden die Gesetze, welche in der Absicht gegeben worden, das Volk mit der Regierung zu versöhnen, ihren Zweck erreichen; und die Anordnungen, welche das Volk in den gehörigen Schranken halten sollen, würden mit Kraft und Ernst, aber doch so gehandhabt werden, daß das Gerechte in dem obrigkeitlichen Verfahren hervorleuchtete, und sie nicht blos zur Befriedigung der Leidenschaften einer befangenen Gegenpartei dienten. Durch eine solche Reform würde die englische Regierung in Irland in einem ganz andern Lichte erscheinen. Man würde das Wohlwollende und Gutmeinende in den öffentlichen Maßregeln erblicken, wenn daselbst gerade ein solcher Gebrauch davon in Irland gemacht würde, als es jetzt in Beziehung auf England geschieht.

Gewöhnlich nimmt man an, daß Dublin großen Vortheil von der Residenz der Statthalter daselbst zieht, und daß der Nahrungsstand dieser Stadt viel leiden würde, wenn man die Statthalterei von dort wegnähme. Es ist dieses aber eine ganz ungegründete Meinung. Denn was kann es auf den Zustand einer so volkreichen Stadt für einen Einfluß haben, ob darin 30,000 Pfund im Jahre mehr oder weniger verzehrt werden! Dublins Wohlstand ist auf solidere Grundlagen gebaut, als auf den Sitz eines nachäffenden Hofes, der seine Thorheiten und Laster durchs Land verbreitet. Die dort befindlichen hohen Gerichtshöfe, die Universität, die Leichtigkeit des Verkehrs mit England und die freie und angenehme Lebensart in dieser Stadt, werden sie immer zu einem anziehenden Aufenthaltsorte vieler reichen und wohlhabenden Leute machen. Auch müssen die Canäle, welche Dublin mit allen innern Provinzen Irlands verbinden, und die vortheilhafte Lage dieser Stadt gegen die großen Handelsstädte Glasgow, Liverpool und Bristol, ihr stets eine bedeutende Theilnahme an dem Ein- und Ausfuhrhandel Irlands sichern. Man darf nur ihre Straßen durchwandern, um sich zu überzeugen, daß sie im Fortschreiten ihres Wohlstandes begriffen ist, ein Umstand, der auch durch die letzte Volkszählung außer allen Zweifel gesetzt wird, da dieselbe zeigt, daß seit dem letztern, vom Dr. Whitelaw im J. 1798

vorgenommenen Census, die Zahl der Häuser in Dublin sich um 4,421, und die Volkszahl um 55,821 Einwohner vermehrt hat. Die treue Verwaltung des Amtes eines Sheriffs ist offenbar von der größten Wichtigkeit. Nun ward aber diese Stelle in Irland auf das allerschändlichste gehandhabt. Dem Namen nach sollte der General-Statthalter (Lord-Lieutenant) und das Conseil die Function des Sheriffs versehen; allein der Sache nach war dieses Amt immer in der Hand des ministeriellen Parteihauptes in jeder Grafschaft. Alle Geschäfte wurden durch den Undersheriff abgethan. „Dieser," sagt Wakefield, „ist gewöhnlich irgend ein Fiscal in der Grafschaft, ein durchs Gesetz autorisirter Anwald aller schmutzigen Dinge, und ein bereiter Diener des ministeriellen Corruptions-Systems. Die ihn anstellen, fordern nichts von ihm, als daß er die gehörige Caution leisten kann; und obgleich ein solches Amt mit mancherlei Risico verbunden ist, so reißen sich doch die irländischen Advocaten um dasselbe, und erbieten sich alle großmüthigst, es ohne allen Gehalt zu übernehmen. Das Geheimniß von dieser Großmuth besteht darin, daß alle Geschäfte erst durch des Kammerdieners Schlüssel gehen müssen. Ich weiß aus guter Quelle, daß die Stelle des Undersheriffs der Grafschaft Tipperary 2000 Pfund jährlich werth war. Soll ein Arrest verfügt werden, so mag der Befehl dazu gegeben werden, wem man will, er wird keinen Effect haben. Gleich läßt der Undersheriff dem Schuldner wissen, was ihm droht, und erhält dafür das erwartete Geschenk! Wenn von höhern Classen die Rede ist, so gilt das allgemeine Sprichwort: „Ey einen Edelmann arretirt man nicht." Ich würde dieses nicht sagen, wenn ich es nicht gewiß wüßte. Ich kenne aber diese Art der Bestechung aus eigner Erfahrung, und könnte die Namen von mehr als fünfhundert der glaubwürdigsten Personen anführen, welche mir eben dasselbe aus ihren Erfahrungen mitgetheilt haben" (Vol. II. p. 546).

Nichts kann der Regierung zu größerem Vorwurfe gereichen, als daß dergleichen abscheuliche Mißbräuche unmittelbar unter ihren Augen aufkommen und fortwährend getrieben werden können. Lord Redesdale sagte, als er Kanzler von Irland war, vor der Gerichtsstelle, daß er den Spruch von Coward Coke, als ob die Execution das Ende des Processes wäre, auf Irland nicht anwendbar fände, sondern daß der Executivbefehl dort noch unendlich viele Hindernisse bei dem Sheriff antreffe, wenn sich der, gegen welchen er gerichtet ist, mit diesem gehörig absindet. Wir hoffen, die jetzige Commission, welche zur Untersuchung der irländischen Rechtspflege und Verwaltung ernannt ist, wird diese infame und niederträchtige Praxis vollständig entlarven, und nicht blos den Umfang und die Abscheulichkeit dieses Unwesens an den Tag bringen, sondern auch wirksame Mittel entdecken, wie diesen abscheulichen Fiscalen ihr entehrendes Handwerk, sich durch den Schacher mit der Gerechtigkeit zu bereichern, gelegt werden kann.

Eine Reform in Besetzung der irländischen Magistrats- und Administrationsstellen ist ein anderes absolut-nothwendiges Erforderniß. Wakefield rügt „die Parteilichkeit, Bestechlichkeit, Feilheit, Unwissenheit und die Tyrannei" der irländischen Magistratspersonen in den stärksten Ausdrücken; und die Beschuldigungen, die er gegen sie vorbringt, werden durch das vereinte Zeugniß einer großen Menge der ehrwürdigsten irländischen Richter und Parlamentsglieder erwiesen. Als die Unruhen vom Jahre 1806 in der Grafschaft Sligo im Oberhause zur Sprache kamen, erklärte der Lord Kingston öffentlich, „daß er fest glaube, die Magistratspersonen wären selbst die Beförderer jener Tumulte. Und," fügte der Lord hinzu, „die Aufführung vieler von diesen Beamten ist so beschaffen, daß sie die Magistratswürde auf das abscheulichste entehrt, ja viele derselben verdienten eher gehängt zu werden, als solche Aemter zu bekleiden." Und Hr. Day beschuldigte in seiner Adresse an die große Jury der Grafschaft Kerry, bei den Frühlings-Sitzungen im Jahre 1811, die Magistratspersonen der Grafschaft gerade zu, „der Nachlässigkeit, Bestechlichkeit und Parteilichkeit."

Religionsvorurtheile und der ultraprotestantische Geist des irländischen Regierungspersonals scheinen die Hauptursachen des so schlechten Zustandes der irländischen Magistratur zu seyn. Der allergrößte Theil der Magistratspersonen durch ganz Irland sind ausschließlich Protestanten, und in dem nördlichen Theile sind sie nicht blos Protestanten, sondern auch Oranien-Männer oder leidenschaftliche Anhänger der oranischen Faction. Dieses Factionssystem verdirbt und besudelt alles; vorzüglich nachtheilig wirkt es auf einen richterlichen oder obrigkeitlichen Charakter. Eine große Menge Fälle, die vor die Groß-Geschwornen, die Sheriffs und ähnliche Magistratspersonen gebracht werden, rühren aus den Zänkereien und Streitigkeiten her, die zwischen den katholischen Bauern und den Oranien-Männern vorfallen; und es läßt sich nicht wohl denken, daß solche Richter die unparteiischen Gesetze in solchen Fällen unparteiisch anwenden werden. In welcher Lage muß sich also ein Land befinden, wo die Insurrections-Acte einer dergleichen Magistratsperson die Macht ertheilt: „jedes Individuum, das nach Sonnenuntergang außer seinem Hause betroffen wird, ohne Zwischenkunft einer Jury nach Botanybay zu transportiren?

Ein noch wichtigeres Zeugniß über die Schlechtigkeit der irländischen obrigkeitlichen Personen, und von der Möglichkeit zu bessern zu gelangen, findet man in des ehemaligen Großsiegelbewahrers von Irland, Sir Georg Ponsonsby's Rede, die er als Parlamentsglied im Hause der Gemeinen (26. April 1810) hielt. Er erzählt darin, wie er, als Großsiegelbewahrer von Irland, die Bemerkung gemacht, daß nie ein Katholischer, weder ein Vornehmer, noch ein Geringer, zu einer obrigkeitlichen Stelle gewählt worden wäre. Nicht blos die Sheriffsstellen, sondern auch die Aemter der Friedensrichter fielen continuirlich nur solchen zu, die denen zugethan waren, welche politische Macht hatten. Ueberdem wurden auf diese Weise die Stellen oft mit den unpassendsten Leuten besetzt. So fand er zum Beispiel eine Magistratsperson, die Aufwärter in einer kleinen Schenke gewesen war, und der daher eher hinter die Stühle der Personen der großen Jury gehörte, über die er jetzt die Aufsicht führen sollte. Dergleichen Fälle kamen ihm mehrere vor, und er hielt es daher für seine Amtspflicht, diesem Unwesen zu steuern. Sein Vorsatz war, eine allgemeine Reform in der Besetzung der obrigkeitlichen Stellen vorzunehmen. Die Sache war nicht leicht. Indessen gelang es ihm doch in mehrern Grafschaften, die schlechten Subjecte von den Aemtern zu entfernen, und er würde weiter damit gegangen seyn, wenn er noch länger in seinem Amte geblieben wäre. Er hatte nur erst in zwei Grafschaften Ordnung bringen können, als er seine Stelle verließ.

Ponsonby ging im Jahre 1807 ab, nachdem er etwa ein Jahr Großsiegelbewahrer gewesen war. Hierauf folgte ein antikatholisches Ministerium, und die Magistratur ist bis auf diese Stelle in derselben Unordnung geblieben, in welcher sie sich vor funfzehn Jahren befand. Wir wollen gerade nicht alle obrigkeitliche Personen in Irland verdammen, denn es gibt dort so gut wie anderswo immer einige Leute von Stand und Vermögen, die über Vorurtheile und Parteisucht erhaben sind. Aber die Wahrheit bleibt doch, daß es nur sehr wenige dergleichen Beamte in Irland gibt, und daß unter den bisherigen Umständen sogar viele der bessern Irländer es geflissentlich vermieden haben, Theil an den öffentlichen Geschäften zu nehmen. Ein solcher Zustand fordert daher aufs dringendste eine Verbesserung. Der Bauer muß Vertrauen zu den Gerichtshöfen und zu seiner Obrigkeit gewinnen. Das erste hierzu wäre, daß man den Geistlichen jene Functionen nicht mehr anvertraute. Sie sind in der Regel sehr parteiisch gegen Katholische; das Gute, was von ihnen

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Probate Act, 1857.—Letters of Administration of the Personal Estate and Effects of Thomas Hall, late of Bedford, in the County of Bedford, Gentleman, deceased, who died on the 15th day of December 1869, at Bedford aforesaid, were granted at the District Registry at Bedford aforesaid, on the 22nd day of January 1870, by the Judge of the said District Registry, to Thomas Hall, of Bedford aforesaid, Gentleman, the Son and one of the Next of Kin of the said deceased, he having been first sworn by Commission duly to administer the same. Effects under £100.

Mögen sie bedenken, daß „Exil und Todesstrafe nicht die Mittel einer geschickten Regierung sind, sondern daß man nur da zu diesen traurigen Wegen seine Zuflucht nimmt, wo Anarchie, d. i. Mangel einer Regierung, herrscht" (Plunkett's Speech 26. April 1822). Man behandle nur die Bauern wie Leute, die eben so frei sind und eben solche Rechte und Gefühle haben, als die Beherrscher selbst, und die Unordnungen, welche die Folge religiöser und politischer Leidenschaften sind, werden bald aufhören, die Ruhe und den Frieden der Gesellschaft zu zerrütten.

29.

Die Insel Norderney und ihr Seebad nach dem gegenwärtigen Standpuncte von Dr. F. W. von Halem. 240 S. Hanover bei Hahn. 1822.

Wir erhalten hier eine gründliche, anmuthige und gelehrte Beschreibung dieses viel besuchten Seebades. Der Verfasser erzählt in seiner viele historische Kenntnisse verrathenden Einleitung die allmählige Entstehung der Seebäder und rühmt ihre Heilkraft; er fügt hinzu:

„Die Geschichte unsrer Tage liefert eine Menge neuer Erfindungen und Entdeckungen, deren erste Spuren sich oft in Dunkelheit verlieren, und nur einer durch günstige Umstände beförderten Anregung bedürfen, um zur Flamme emper zu lodern. Helmont und Meyer zeigten uns den Weg, die Luftarten zu entdecken, und in den Eleusinischen Geheimnissen finden sich, wenigstens meiner Ansicht nach, die Spuren des thierischen Magnetismus, dessen Einfluß auf die ganze Organisation der Natur sich erst dann höchst wohlthätig für die Fortschritte menschlicher Erkenntniß zeigen wird, wenn kalte, ruhige Beobachtung das Wahre und Bestimmte aus der Masse tausendfältiger Angaben geschieden hat. Das Weltmeer und dessen Bewohner werden uns auch dadurch Eigenschaften kennen lehren, wovon die jetzige Philosophie kaum träumen darf."

Das Bad bei stark steigender Flut soll am meisten erquicken und stärken durch den Reiz des Wellenschlags und durch die Entwickelung der reinen dephlogistisirten Luft, welche, wie der Verfasser glaubt, von dem Aufregen der Millionen lebendiger Insecten und Mollusken herrühret, wodurch er auch den nächtlichen Phosphorschimmer der Wellen erklärt. Er führt Mac-Culloch an, der in dem Quarterly Journal of Sciences erzählt, er habe auf seiner Reise nach den Orkney-Inseln, in der Entfernung von 8—10 englischen Meilen von der Küste, eine unglaubliche Menge leuchtender Thierchen in der See mit und ohne Mikroskop entdeckt und 190 Gattungen davon gezählt.

In der Schilderung, die der Verfasser von der Insel Norderney macht, geht er, um ihren Ursprung aufzusuchen, 350 Jahre hinter unsre Zeitrechnung zurück. — Ein dem Werke hinzugefügter Kupferstich zeigt uns die ganze Gestalt der Insel. Ihr Boden besteht aus weißem, schwerem Seesande und ist rings umher, außer am Südstrande, mit Dünen eingeschlossen, der Strand dachet von Schritt zu Schritt tiefer in das Meer hinab, wodurch er sich so sehr zum Seebad eignet, Millionen Muschelschalen bedecken ihn. Alle Häuser auf der Insel stehen einzeln und sind mit kleinen Gemüsegärten umgeben, hie und da weiden Heerden. Die Insel zählt 700 Einwohner und hat vier Stunden im Umfang, ihr Boden ist warm und ihre Luft sehr gesund und rein. Der öde Sandboden Norderneys hat doch eine sehr schöne Flora aufzuweisen, die Professor Mertens in Bremen beschrieb, auf welchen der Verfasser hinweist, auch wird ein Verzeichniß der auf Norderney entdeckten Wasseraalchen mitgetheilt, das Herr Advocat Jürgens in Jever geliefert hat. Den Gebrauch des Seebades räth der Verfasser vorzüglich Nervenkranken an, besonders dann, wenn die Nervenkrankheit in einer Schwäche und Anomalie des Hautnerven-Systems begründet ist, weil dies durch das Seebad außerordentlich gestärkt werde. Wo die Nervenschwäche aus einem Mangel an Lebenskraft entsteht, zieht er eisenartige Mineralwasser vor; am wirksamsten zeige sich das Seebad gegen epileptische Zufälle.

Die Badeanstalten sind, der Schilderung des Verfassers nach, sehr zweckmäßig und vollständig. Zu den warmen Bädern ist ein mit den gehörigen Einrichtungen versehenes Gebäude innerhalb der Dünen errichtet. Die kalten Bäder in Badewannen, mit Seewasser angefüllt, verwirft der Verf. gänzlich, als der Gesundheit in jedem Betracht nachtheilig; zu den Seebädern stehen immer 27 Badekutschen bereit, das Bad kostet nur 4 Groschen. Ein dem Buche beigefügter Kupferstich macht uns sowohl die Badekutschen, als die Art, wie sie ins Meer geschoben werden, sehr deutlich.

Für die Sittlichkeit der Bewohner von Norderney spricht es sehr, daß daselbst von 1731 bis 1798, also in 57 Jahren, nur zwei uneheliche Kinder geboren wurden, deren Eltern sich bald nach der Geburt der Kinder trauen ließen. Seit 1799, von welcher Zeit an die Badeanstalt öffentlich wurde, bis 1822 wurden ebenfalls nur zwei uneheliche Kinder geboren, welches auch für die Moralität der Badegäste spricht.

Am Schlusse preist der Verfasser den Genuß, welchen die einfache Erhabenheit der Natur am Meeresstrande bietet, und führt einen Vers aus Wieland's Oberon an, der aber die Freuden des Alleinseyns im Arm der Unermeßlichkeit weniger ausdrückt, als folgender Vers Byron's, des Sängers der Fluten und Stürme: —

Behagen wohnt in Waldes Einsamkeit,
Entzücken an dem öden Strand der Wellen. —
Wo kein Lebendiger die Ruh' entweiht,
Ein Namenloses uns Gemeinschaft beut,
Musik rauscht mir in dunkler Wege Schwellen,
Die Liebe zur Natur sich hier erneut
Und die zu Menschen bleibt. — In Freudequellen
Sinkt, was ich war und bin, dem All' vereint,
Möcht' ich genießen, was zu schildern mir verneint. —
(Childe Harold's pilgrimage. Canto 4.)

93.

Miscellen.

— Auf Veranlassung des Professors Pictet in Genf, ist eine Sammlung von Beiträgen zur Unterstützung des Hospizes auf dem Bernhardsberge veranstaltet worden, die im Julius d. J. bereits 14,641 Franken eingetragen hatte. Man hat in diesem Jahre einen Theil dieser Summe dazu angewendet, aus der Küche Röhren zur Erwärmung der obern Zimmer zu leiten. Im künftigen Jahre soll, wenn die Sammlung guten Fortgang hat, für welche sich das Wechselhaus Decandolle, Turrettini und Comp. in Genf verwendet, zur Erweiterung des bewohnbaren Theiles des Hauses geschritten werden, das jetzt oft zur Aufnahme der Reisenden zu enge ist. Nach den bereits getroffenen Anstalten werden die Mönche in diesem Winter in warmen und trocknen Zellen wohnen, wo sonst zur Winterzeit die innern Wände immer mit Eis bedeckt waren.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Nr. 24. Dülmen, d. 16. Juni.

Redaktion und Verlag: Buchdruckerei Wilh. Schmeddinghoff, Dülmen. Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Schmeddinghoff, Dülmen.

Bekanntmachung. Die Ausführung der Arbeiten zur Herstellung der Kanalisation in der Bahnhofstraße, Hagenstraße, Hohe Straße, Kirchplatz, Lüdinghauser Straße, Münsterstraße, Nordstraße, Osterfeldstraße, Rosenstraße, Schulstraße, Steinstraße, Viehmarkt, Wallstraße, Weststraße und Wiesenstraße soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Die Bedingungen, Zeichnungen und Kostenanschläge liegen im Rathause, Zimmer Nr. 3, zur Einsicht aus und können gegen Erstattung der Kopialien von dort bezogen werden.

Die Angebote sind bis zum 20. Juni d. J., vormittags 11 Uhr, im Rathause, Zimmer Nr. 3, einzureichen, woselbst sie zu der angegebenen Zeit in Gegenwart der etwa erschienenen Bieter eröffnet werden.

Dülmen, den 13. Juni 1911.

Der Bürgermeister.
Dr. Schulte.

Bekanntmachung. Die Ausführung der Arbeiten zur Herstellung der Kanalisation in der Bahnhofstraße, Hagenstraße, Hohe Straße, Kirchplatz, Lüdinghauser Straße, Münsterstraße, Nordstraße, Osterfeldstraße, Rosenstraße, Schulstraße, Steinstraße, Viehmarkt, Wallstraße, Weststraße und Wiesenstraße soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Die Bedingungen, Zeichnungen und Kostenanschläge liegen im Rathause, Zimmer Nr. 3, zur Einsicht aus und können gegen Erstattung der Kopialien von dort bezogen werden.

Die Angebote sind bis zum 20. Juni d. J., vormittags 11 Uhr, im Rathause, Zimmer Nr. 3, einzureichen, woselbst sie zu der angegebenen Zeit in Gegenwart der etwa erschienenen Bieter eröffnet werden.

Dülmen, den 13. Juni 1911.

Der Bürgermeister.
Dr. Schulte.

Bekanntmachung. Die Ausführung der Arbeiten zur Herstellung der Kanalisation in der Bahnhofstraße, Hagenstraße, Hohe Straße, Kirchplatz, Lüdinghauser Straße, Münsterstraße, Nordstraße, Osterfeldstraße, Rosenstraße, Schulstraße, Steinstraße, Viehmarkt, Wallstraße, Weststraße und Wiesenstraße soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Die Bedingungen, Zeichnungen und Kostenanschläge liegen im Rathause, Zimmer Nr. 3, zur Einsicht aus und können gegen Erstattung der Kopialien von dort bezogen werden.

Die Angebote sind bis zum 20. Juni d. J., vormittags 11 Uhr, im Rathause, Zimmer Nr. 3, einzureichen, woselbst sie zu der angegebenen Zeit in Gegenwart der etwa erschienenen Bieter eröffnet werden.

Dülmen, den 13. Juni 1911.

Der Bürgermeister.
Dr. Schulte.

Nachdruck der Artikel ohne Quellenangabe verboten.

klagenswerth gemacht, folglich hast du die Gesetze und die Gerechtigkeit verletzt? Nein, würde er antworten, die Wahrheit in Betreff eines Unglücklichen, ist keine Beleidigung wider die Gerechtigkeit. Ich habe gesagt, der Verdammte hat Theilnahme erregt, nicht aber: die Verdammung sey ungerecht. Ich habe der Wahrheit Genüge geleistet und nicht wider das Gesetz gefehlt."

„Nein, das Gesetz wird nicht beleidigt werden, aber der ministerielle Anwald kann sich wohl beleidigt fühlen. Er kann sich darüber entrüsten, daß man einige Theilnahme an dem Schicksale derjenigen, deren Verdammung er bewirkt hat, erregt. Durch eine Verwechselung zweier verschiednen Dinge, des Mitleidens mit den Verurtheilten und der Empörung wider die Verurtheilung, bildet er sich ein, durch die bloße Erzählung einiger, mehr oder minder rührenden Thatsachen, sey seine Würde angegriffen, die Gerechtigkeit beleidigt und das Gesetz selbst verkannt. In der Täuschung, worein er sich selbst versetzte, überredet er sich vielleicht, man sage die Unwahrheit, wenn man erzählt, was er nicht gern hören mag. Was Jedermann gesehen hat, will er allein nicht gesehen, was tausend Zeugen gehört haben, will er allein nicht gehört haben. Er wird uns der Verfälschung beschuldigen; wenn man ihn aber fragen wird, in welchen Stücken, wird er sich nicht weiter erklären wollen, und dennoch fortfahren, uns zu beschuldigen. . . . Dies ist mit wenig Worten die sonderbare und traurige Geschichte unsers Processes."

Man hat noch nicht vergessen, welches jämmerliche Schauspiel der Assisenhof in der Nacht darbot, als das Todesurtheil der vier Beklagten ausgesprochen wurde, deren Jugend, Unglück und Muth, die Empfindsamkeit des Publicums lebhaft in Anspruch genommen hatte. Die Bestürzung der Zuschauer, die Trauer der Advocaten, sind noch im frischen Andenken, und eine Feder vermag dieselben nicht wohl zu beschreiben. Vier Tagesblätter berichteten die Hauptumstände dieses Auftrittes, wovon die Redactoren Zeugen gewesen waren. Dies war Pflicht für sie; sie waren es der Gesellschaft, welche das Recht hat, und welcher daran gelegen ist, die ganze Wahrheit kennen zu lernen, ihren Abonnenten, welche gezahlt haben, um sie zu vernehmen, dem Verurtheilten, dessen Unglück diese Berichtserstattung mildern konnte, und endlich dem Monarchen schuldig, den die Wahrheit zur Milde stimmen, und dem die entstellte Wahrheit hingegen eine Gelegenheit rauben konnte, die Herzen zu gewinnen. Sie haben diesen Bericht treu und redlich erstattet; wer der Sitzung vom 5ten September beigewohnt hat, wird gestehen müssen, daß sie die Farben ihrer Schilderung vielmehr geschwächt, als verstärkt haben. Sie würden sich über diesen Punkt auf das Zeugniß des Gerichtshofes selbst berufen, wenn die meisten Thatsachen ihres Berichtes nicht außerhalb der Gegenwart desselben vorgefallen wäre. Bei Ermangelung dieses wichtigen Zeugnisses können sie wenigstens eine Menge andrer vorbringen; hiezu haben sie sich von Anfange erboten und erbieten sich noch dazu.

Weiterhin sagen sie: „Der Ankläger bemüht sich sehr emsig, zu zeigen, wie strafbar unsre Lügen seyen; in dieser Hinsicht ist die Entwickelung nicht gespart worden. Aber vor allem stellt sich eine Frage dar, wovon jene abhängt, nämlich ob wirklich gelogen worden ist; mit dieser Frage hat sich der anklagende Anwald nicht abzugeben gewußt; er begnügt sich damit, auf unsre Aussagen mit einer bloßen Verneinung zu antworten, welche in seinem Munde kein Gewicht haben kann, da er unser Gegner ist. Man sollte glauben, er betrachte das Vergehen als erwiesen, blos weil er es behauptet, und es komme auf weiter nichts mehr an, als den Grad der Strafbarkeit desselben zu bestimmen."

Die zweckmäßigste und kräftigste Stelle in der Vertheidigungsschrift der vier constitutionellen Tagesblätter ist diejenige, worin sie zeigen, daß nicht wider die Gerechtigkeit gefehlt wird, wenn man Theilnahme an dem Schicksale der Beklagten, und sogar der Verurtheilten bezeigt. Sie verdient hier in ihrer vollen Entwickelung als eine gute Beweisführung übersetzt zu werden.

„Was die Theilnahme betrifft, die unsre Aufsätze zu Gunsten der Verurtheilten erregen können, so werden wir uns wohl hüten, diesen Vorwurf abzulehnen. Wo ist das Gesetz, welches verbietet, an dem Schicksale eines Verdammten Antheil zu nehmen? Wo ist das Gesetz, welches verbietet, die Wahrheit zu verschweigen, wenn die Wahrheit bewirken kann, daß man sein Unglück bedauert? Ach, fern von uns mögen jene Zeiten seyn, wo das Mitleid mit dem Unglücke als ein Vergehen wider die Macht angesehen wird, wo die Empfindsamkeit verdächtig, die Seufzer ein Aufruhr, die Thränen strafbar sind, wo die Barmherzigkeit, wie der Dichter sagt, hervorzutreten fürchtet, und sich ins Innerste des Herzens verbirgt, wo sie kaum beim Anblick der Blutgerüste einige halbverstehnte Thränen fallen zu lassen wagt, und diese eiligst abwischt! Solche Zeiten hat es gegeben, Tacitus beweiset es uns; aber solche Zeiten sind nicht die unsrigen; bei uns sind die Gesetze edelmüthig wie die Sitten, deren Ausdruck sie sind; sie strafen, aber hassen nicht; sie sprechen Verdammungen, aber üben keine Rache aus; sie verbieten den Widerstand, nicht aber das Weinen."

„Alle Vorwürfe des gerichtlichen Anwaldes beruhen einzig auf einem Mißverständniß. Unaufhörlich hat er den Verdammten und die Verdammung, den Menschen und das Verbrechen, das er sich kann haben zu Schulden kommen lassen, verwechselt; auf dieser Verwechselung beruht das ganze System der Anklage. Ein so wesentlicher Irrthum erheischt unsrer Seits einige Aufhellung."

„Wenn die Gesellschaft in der Ausübung eines furchtbaren Rechtes sich genöthigt sieht, die Todesstrafe an einem ihrer Mitglieder zu vollziehen; wenn nun schmerzliche Nothwendigkeit sie zwingt, durch einen unwiderruflichen Schlag das Werk Gottes zu zerstören und dem Menschen das Leben zu nehmen, das sie ihm nicht gegeben hat, noch zurückerstatten kann: so ist ein solcher Tag ein Trauertag. Nur seufzend entschließt sie sich zur Vollstreckung des Todesurtheils; sie zittert vor dem Opfer, das sie eben bringen will, und beweint im Voraus das Blut, das sie vergießen muß; mit einem Trauerschleier bedeckt sie sich bei der letzten Stunde eines ihrer Kinder."

„Wenn nun die Menschlichkeit sich so über den Tod eines gewöhnlichen Verbrechers betrübt, wie vielmehr betrübt sie sich nicht, wenn das Verbrechen, das bestraft werden soll, zu denjenigen gehört, welche zwar die gesellschaftliche Ordnung verletzen, ohne jedoch die natürlichen Gefühle des menschlichen Herzens zu empören, ohne die Bande der Sympathie und des gegenseitigen Wohlwollens zu zerreißen, welche alle gefühlvollen Wesen mit einander, besonders das theilnehmende Wesen an das unglückliche Wesen knüpfen; wenn der Strafbare nicht das Gesetz der Natur, welches das Herz aller Menschen anspricht, sondern das politische Gesetz verletzt hat, das nur die Vernunft des Staatsmannes anspricht, wenn wir in ihm wohl einen Strafbaren, aber keinen Böswicht antreffen; wenn der Unglückliche zu gleicher Zeit Strafe und Mitleiden verdient, und dem Irrthume seiner Vernunft, nicht aber der Verdorbenheit seines Herzens zum Opfer fällt."

„Wie viel tiefer und schmerzlicher muß vorzüglich dieses Mitleiden werden, wenn das Schlachtopfer in der Blüthe seiner Jahre getroffen, auf der Schwelle des Lebens dahingerafft wird, von der Jugend zum Tode übergeht, und am Blutgerüste die lachenden Hoffnungen der Jugend und die Aussichten einer glücklichen Zukunft niederlegen muß."

„Um wieviel höher wird das Mitleid nicht gesteigert, wenn das, vom Gesetze zum Tode bezeichnete Wesen, das schon durch sein Unglück Theilnahme erweckt, dieselbe durch die Aeußerungen seines Charakters noch vermehrt; wenn es in den ausgestandnen Prüfungen des Schicksals nur edle und

Bauer, Hans Heinrich, geb. 1877, † 1. 12. 1937, Kaufmann in Hamburg, Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Ostasienkunde, Mitherausgeber der Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg.

Bauer, Hermann, geb. 1. 1. 1900, Dr. phil., Kaufmann in Hamburg, Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Ostasienkunde

Digitized by Google

image
not
available